k. Hof- und Staatsbibliothek München.
1 N. Würzb. Ztg.

Mnemosyne.

Beiblatt

zur

Neuen Würzburger Zeitung.

Jahrgang 1863.

1563,181

Würzburg.
Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung.

Digitized by Google

4° Per. 14 5/1863.1864

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

A5

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 1. Sonntag den 4. Januar **1863.**

Die Polarreisen.

Von J. Hunfalvy, Mitglied der ungarischen Akademie.

I.

Seit uralter Zeit handelten die Völker, welche am Becken des mittelländischen Meeres wohnten, mit den kostbaren Erzeugnissen Indiens. Dies thaten die Phönizier und Karthager, die Griechen und Römer und die Republiken Italiens, welche im Mittelalter emporblühten. Aber alle diese Völker konnten mit den Indiern in keinen unmittelbaren Verkehr treten, weil ihnen kein Seeweg nach Indien bekannt war, und sie ohne Kompaß den Ocean auch nicht befahren konnten. Sobald der Kompaß erfunden war, begann man sogleich den Seeweg nach Indien zu suchen. Die Portugiesen machten die ersten bedeutenden Entdeckungsreisen; nach beinahe hundertjährigen Anstrengungen gelang es ihnen im Jahre 1486 die Südspitze Afrika's, das Kap der guten Hoffnung, zu umsegeln und auf diesem Wege endlich auch Indien zu erreichen. — Kolumbus, der in spanische Dienste getreten war, suchte Indien in westlicher Richtung, und entdeckte Amerika. Die Spanier besetzten den neu entdeckten Welttheil, begnügten sich aber damit nicht und suchten auch einen Weg nach Ostindien (so nannte man von nun an die beiden südlichen Dreiecke Asiens, um sie von den großen Inseln Amerika's, welchen der Name Westindien beigelegt wuede, zu unterscheiden). Die Spanier segelten die Küsten Amerika's entlang sowohl nach Norden als auch nach Süden, um eine „Durchfahrt“ nach Ostindien zu entdecken. Endlich erreichten sie die Südspitze Amerika's, umsegelten dieselbe im Jahre 1520, kamen auf diesem Wege wirklich nach Ostindien und gelangten von dort um die Südspitze Afrika's herum nach Spanien. So ward die erste Umsegelung der Erde vollbracht.

Man kannte nun zwei Seewege nach Ostindien: einen in südöstlicher Richtung um die Südspitze Afrika's, den andern in südwestlicher Richtung um das weit nach Süden gestreckte Amerika herum. Beide Wege entsprachen aber nicht ganz den Erwartungen, man suchte einen kürzern und bequemern Weg. Diesen konnte man im Norden finden. In der südlichen Hemisphäre herrschten die Portugiesen und Spanier, die unter Elisabeth's Regierung zu einer großen Thätigkeit und nationalen Begeisterung erwachten Engländer suchten deshalb sich der nördlichen Durchfahrt nach den östlichen und südlichen Ländern Asiens zu versichern. Nordwärts konnte es eine solche Durchfahrt in dreifacher Richtung geben, nämlich in nordöstlicher, in direkt nördlicher und in nordwestlicher Richtung. In der That wurde die Durchfahrt in allen drei Richtungen gesucht.

Die Küsten Nordamerika's zeigten viele Einschnitte; dort in nordwestlicher Richtung glaubte man sicher eine Durchfahrt aus dem atlantischen in den stillen Ocean zu finden. Die beiden Cabot suchten diese nordwestliche Durchfahrt im Auftrage englischer Kaufleute schon am Ende des 15. Jahrhunderts. Später segelten Willoughby und Chancellor nach Osten; der Erstere fand seinen Tod auf Lapplands unwirthlichen Küsten, Chancellor erreichte das weiße Meer, begab sich dann nach Moskau und legte den Grund zu den englisch-russischen Handelsverbindungen. Die Holländer setzten die Versuche in nordöstlicher Richtung an den nördlichen Gestaden Asiens fort. Barentz erreichte im Jahee 1594 den nördlichsten Punkt der eisumstarrten Insel Nowaja-Zemlja, entdeckte im Jahre 1596 die Bäreninsel und das felsige Spitzbergen und umsegelte das nordöstliche Kap von Nowaja-Zemlja. Hier wurde sein Schiff von den Eismassen eingeschlossen und er mußte in jener furchtbar rauhen Gegend überwintern. Schon im September war der Boden so fest gefroren, daß sie für einen gestorbenen Reisegefährten nicht mehr im Stande waren, ein Grab zu graben. Zum Glück fanden sie an den Küsten Treibholz und sie bauten sich eine Hütte. Kaum waren sie damit fertig, als die Winternacht begann, welche in jener Gegend drei Monate lang dauert. Die Kälte war so groß, daß sich sogar die inneren Wände der Hütte mit einer zwei Zoll dicken Eiskruste bedeckten. Endlich kehrte die Sonne zurück und auch der Sommer kam heran. Aber die Eismassen, welche das Schiff eingeschlossen hatten, wollten nicht weichen; Barentz mußte mit seinen Gefährten die Rückreise auf einem gebrechlichen Boote antreten. Dieses ward jedoch in Kurzem von dem Treibeise so beschädigt, daß sie sich schon zum Tode vorbereiteten. Da glückte es ihnen, sich auf eine schwimmende Eistafel zu retten. So schwimmend, versuchten sie, das Boot auszubessern; am 20. Juni verschied Barentz, das starre Auge auf eine Landkarte heftend; von seinen Gefährten retteten sich blos 12 nach Kola, wo sie zufällig einige holländische Schiffe fanden.

Die Russen unterwarfen sich im Verlaufe der Zeit ganz Sibirien, d. h. den nördlichen Landstrich Asiens, und sie erforschten endlich, besonders seit 1818, auch die Nordküsten vom weißen Meere bis zur Behringsstraße. Es erwies sich, daß der nördliche Saum Asiens wohl vom Meere bespült wird, daß es demnach eine nordöstliche Durchfahrt gäbe, aber das sibirische Meer ist auch während des Sommers fast nur eine ungeheuere starre Eismasse, so daß es noch Niemandem

Digitized by Google

gelang, vom weißen Meer aus in östlicher Richtung in die Behringsstraße zu segeln.

Nachdem den Engländern die Versuche, in nordöstlicher Richtung vorzudringen, mißlungen waren, suchten sie die „Durchfahrt" direkt in nördlicher Richtung zwischen Grönland und Norwegen hindurch über den Nordpol. Hudson war der erste englische Seefahrer, welcher im Jahre 1617 dem Nordpol zu steuerte. Er erreichte die nördlichen Küsten von Spitzbergen, fand aber daselbst undurchdringliche Eismassen. Der berühmte Wallfischfänger Scoresby erreichte im Jahre 1806 den 81. Grad, und fand daselbst ein eisfreies Meer. Diese Kunde spornte zu neuen Versuchen an. Die bekanntesten der in dieser Richtung ausgeführten Expeditionen sind jene der Kapitäne Buchan und Parry. Buchan machte die Expedition im Jahre 1818 mit zwei Schiffen; das eine kommandirte er selbst, das andere befehligte John Franklin, der berühmteste aller Polarreisenden. Beechey, einer der Reisegefährten, schilderte die gefahrvolle Fahrt. An der nordwestlichen Ecke Spitzbergens hinderte das Packeis jedes weitere Vordringen. Die ungeheuren Eismassen bedrohten die Schiffe jeden Augenblick mit Vernichtung, und trieben sie endlich zurück nach Süden. Die Reisenden flüchteten sich in einen Hafen Spitzbergens, und nachdem sie die Schiffe ausgebessert hatten, versuchten sie neuerdings vorzudringen. Vergebens! Buchan wollte nun die Ostküste von Grönland besuchen und fuhr dem Rande des Packeises entlang. Sein Schiff wurde aber in einem Sturme mit solcher Gewalt an das Eis geschleudert, daß es verloren schien. Nur noch eine Aussicht zur Rettung war übrig; die Schiffe mußten geraden Weges in die Eismassen hineinbohren. Franklin ertheilte mit unerschütterlicher Ruhe seine Befehle; die sich übereinander thürmenden und aneinander reibenden Eismassen rauschten fürchterlich, so daß das Schiffsvolk die Befehle kaum hören konnte. Das vom Winde getriebene Schiff steuerte rasch vorwärts, der verhängnißvolle Augenblick naht; athemlos, doch entschlossen erwartet das Schiffsvolk den Zusammenstoß. Der Rumpf des Schiffes kracht, die Masten beugen sich, alle am Bord werden durch den gewaltigen Stoß zu Boden geschleudert. Das Schiff prallt zurück. Die Segel werden noch vermehrt, noch einmal wendet sich der Schnabel des Schiffes gegen die Eismasse, und bohrt sich endlich in dieselbe hinein. — Beide Schiffe hatten viel gelitten. Franklin wollte dennoch einen weiteren Versuch machen, doch Buchan willigte nicht ein. Die Reisenden waren nicht einmal so weit als Scoresby gekommen.

Parry machte seinen Versuch im Jahre 1827. Er wollte zu Schiff so weit nach Norden vordringen, als möglich, um dann auf ganz eigenthümlich eingerichteten Schlittenbooten die Reise weiter fortzusetzen, mit welchen man sowohl auf dem Eise fahren, als auch im offenen Wasser rudern konnte. An Parry schlossen sich J. Clarke Roß und Crozier an. Sie kamen ohne Hinderniß bis Spitzbergen, hier wurde das Schiff zurückgelassen, und Parry setzte mit den auserwählten Leuten die Reise auf den Schlittenbooten fort. Auf dem offenen Meere kamen sie rasch vorwärts, als sie aber den Rand des Eises erreichten, da fanden sie, daß es nicht eine feste, zusammenhängende, ebene Masse, sondern bald dünn und lose, bald rauh und hügelig und zugleich von einer Menge Kanäle durchschnitten sei. Die mitgenommenen Rennthiere konnten zum Ziehen der Schlittenboote gar nicht verwendet werden, und die Mannschaft mußte die Boote bald rudern, bald mit der größten Anstrengung auf der rauhen Eisdecke weiter ziehen. Mit unsäglicher Mühe erreichten sie 82 Grad und 45 Minuten, und während sie auf einem großen Eisfelde nordwärts gingen, bewegte sich das Eisfeld in entgegengesetzter Richtung nach Süden und vereitelte so alle ihre Anstrengungen. Parry mußte endlich die Rückkehr antreten. Kaum ist Jemand so weit nach Norden gekommen als er.

In direkt nördlicher Richtung konnte man den Zweck nicht erreichen, mit desto mehr Beharrlichkeit wurde die nordwestliche Durchfahrt gesucht. Frobischer eröffnet die Reihe derjenigen, welche dieses Ziel verfolgten. Er verließ England im Jahre 1576, segelte zwischen Grönland und Labrador hindurch, fand eine Seestraße, die sich nach Westen hinzieht, und kehrte mit dem Glauben zurück, die Durchfahrt gefunden zu haben. Er hatte aber blos die nach seinem Namen benannte Straße entdeckt, welche in die Hudsonsbay führt. Davis entdeckte im Jahr 1585 die nach seinem Namen benannte Straße, welche an den Westküsten Grönlands nach Norden führt. Hudson entdeckte im Jahre 1610 den großen Meerbusen, welcher seinen Namen trägt. Er glaubte aber die Durchfahrt entdeckt zu haben und segelte weiter, um an den warmen Quellen des stillen Ozeans zu überwintern. Das Schiffsvolk murrte und wurde störrig. Das Mißvergnügen steigerte sich noch, als das Schiff von Eismassen eingeschlossen wurde und mitten im Eise überwintern mußte. Nachdem der furchtbare Winter überstanden war, rüstete sich Hudson zur Heimkehr; da wurde er von seinen eigenen Leuten überfallen und gebunden nebst 8 kranken Matrosen auf ein kleines Bot gebracht und seinem Schicksale überlassen. Er ging elendiglich zu Grunde.

Die Kunde von der großen Bay, welche Hudson entdeckt hatte, spornte zu neuen Expeditionen an. Die englische Regierung setzte im Jahre 1743 einen Preis von 20,000 Pfund Sterling für denjenigen aus, welcher auf einem englischen Privatschiff eine Durchfahrt aus der Hudsonsbay in den stillen Ozean entdecken würde; einige Jahre nachher wurde dieser Preis Jedem versprochen, der auf welch' immer für einem Schiffe irgend eine Durchfahrt finden würde. Viele strebten darnach, aber Keinem glückte es, den Preis zu gewinnen. Während man sich im hohen Norden abmühte, einen Seeweg zu entdecken, wurde nach und nach auch der Schleier gelüftet, welcher den Kontinent des nördlichen Amerikas umhüllte. Die großen Landstriche, welche jetzt das Gebiet der Vereinigten Staaten Nordamerika's bilden, wurden größtentheils von Engländern besetzt, in dem nördlichen Kanada siedelten sich vorzüglich Franzosen an. Die letzteren fanden nordwärts ein ungeheures Gebiet verschiedener Pelzthiere und begannen einen einträglichen Pelzhandel zu treiben. Im Jahre 1669 entstand die englische Hudsonsbay-Kompagnie, welche nicht nur ein Handelsmonopol, sondern auch Souveränitätsrechte über die Länder der Hudsonsbay erhielt. Die Gesellschaft entwickelte anfangs wenig Thätigkeit. Später, im Jahre 1783 entstand aber die sogenannte nordwestliche Kompagnie, welche ihre Geschäfte mit mehr Eifer betrieb. Es entstanden nun allerlei Zwistigkeiten zwischen den zwei rivalisirenden Gesellschaften, bis sie endlich im Jahre 1819 in eine Kompagnie verschmolzen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Deutschen fern vom Heimathlande.

Eine Rundschau.

I.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für das sich stets mehr und mehr entwickelnde Selbstbewußtsein unseres Volkes, die Klagen allmälig verstummen zu hören, daß wir Deutschen in der Fremde nichts Eiligeres zu thun hätten, als unsere nationalen Eigenthümlichkeiten abzulegen und uns möglichst an das Wesen des fremden Volkes, unter dem wir gerade leben, anzuschließen. Die Schmach hatte nachgerade ihren Gipfel erreicht und bewährte Vaterlandsfreunde klagten schon oft darüber, daß der Deutsche draußen sich höchstens für einen Oesterreicher, Bayern oder Preußen ausgab, nie aber genug Nachdruck auf sein Gesammtvaterland legte, ja es wohl gar im Gefühl der politischen Ohnmacht desselben ganz verläugnete und sich vielleicht für einen deutschredenden Schweizer erklärte. Der Franzose, der Engländer, der Nordamerikaner und der Russe bekennt sich in der Fremde stolz zu seiner Nationalität; er weiß, daß im Falle einer Beleidigung ihm seine Regierung mit einer mächtigen Kriegsflotte zur Seite steht. Dem armen Deutschen aber im Auslande, der sich an den Botschafter, Gesandten oder Konsul eines seiner 32 Vaterländer wandte, ward mit einem Achselzucken und vielen Versprechungen geantwortet; das Land, das die drittgrößte Kauffahrteiflotte der Erde hat, hat keinen Orlog, sie und seine Angehörigen zu schützen! Dem war freilich einst anders, als die Hanseaten die bedeutendste Kriegs- und Handelsflotte hatten und kein skandinavischer Herrscher es ungestraft wagen durfte, ihre Schützlinge zu verletzen. Was Wunder, wenn bei der politischen Zerfahrenheit, bei dem blühenden Partikularismus des Heimathlandes die Angehörigen desselben auch im Auslande nicht zusammenhielten! Doch Gott sei Dank, das ist um Vieles, Vieles besser geworden. Seit die nationale Bewegung im alten Mutterlande zugenommen hat und lawinenartig anschwillt, seit das Einheitsstreben sich in tausend Kundmachungen Luft macht und Einzelnes schon errungen hat, um trotz Allem zu seinem endlichen Ziele zu gelangen, seitdem haben die Deutschen in der Fremde sich auch fester aneinander geschlossen im frohen Hinblick auf die Heimath und deren politische Wiedergeburt. Freilich liegt aber noch eine große Kluft zwischen heute und der Zeit, in welcher unsere Landsleute durch den Gesandten ihres geeinigten Vaterlandes für erlittene Unbill dieselbe Genugthuung erhalten, wie jetzt etwa der Sohn Großbritanniens.

Die Tüchtigkeit, der Fleiß, die große Arbeitskraft der Deutschen war in fremden Landen von jeher anerkannt! Man rief sie herbei, und wo das Schwerste zu leisten war, wo zuerst unwegsame Gegenden, große Sümpfe und Urwälder zu kultiviren waren, da schob man den blonden Sohn Germaniens vor. Tausende von ihnen gaben da ihr Leben als Saat hin, wo Fremde ernteten; so waren es fast ohne Ausnahme Deutsche, die in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts mit Axt und Pflug den fernen Westen Nordamerikas erschlossen. Nur die Kinder der germanischen Rasse sind es, die heute in Europa Colonien zu gründen und zu erhalten verstehen. Die großen Ansiedelungen der Spanier und Portugiesen in Süd- und Mittelamerika, sie sanken nach kurzer Blüthezeit dahin; Bürgerkrieg folgte auf Bürgerkrieg und die Creolen sind dem Aussterben verfallen; sie hielten das Blut nicht rein und die Vermischungen mit Negern und Indianern gaben ethnisch höchst unglückliche Produkte. Auch die Niederlassungen der Franzosen, die wir unter fast allen Erdgürteln treffen, haben sich nie zur Bedeutung germanischer Colonien oder zur Unabhängigkeit vom Mutterlande emporhelfen können; ihnen fehlte der bedeutende Nachschub an Menschen, den alljährlich die deutschen und englischen Lande in die germanischen Colonien senden. Ganz anders, als die Romanen, die Germanen. Sie hielten das Blut rein und wo sie nur irgend in größerer Anzahl angesiedelt waren, gedieh bald ihre Colonie oder erwarb sich Unabhängigkeit; heutzutage ist der Erdkreis mit blühenden germanischen Ansiedelungen umzogen, die Weltachse des Handels — das atlantische Meer — ist gleichsam ein germanischer Binnensee geworden und wohl drei Viertheile aller Seeschiffe (die englischen, nordamerikanischen, deutschen, niederländischen und skandinavischen) sind in germanischen Händen. Wer wollte vor diesen Thatsachen, bei dieser Fülle materieller Kraft, ganz abgesehen von allem geistigen Wirken, noch läugnen, daß auch die Zukunft den Germanen gehört! Ein Volk, das heute in der Geschichte eine durchgreifende Rolle spielen will, muß seebegabt sein und seinen Theil am großen Welthandel mithaben. Kleine Binnenvölker müssen auf große Rollen verzichten.

Und der Deutsche hat an der Colonisationsarbeit der Germanen seinen redlichen Antheil. Mit Pflug und Axt und eisernem Fleiße zog er in unwirthsame Gegenden ein; war die gröbste Arbeit vollbracht, so gründete er eine Schule, stellte eine Presse auf und baute eine Bierbrauerei. Es ist nur ein Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen; bei der Sorge für den Geist vergaß der Deutsche den Körper nicht, sein Nationalgetränk folgte ihm überall hin und er hat damit den Namen „Bier“ und „deutsch“ für die Ausländer fast identisch gemacht. Mit hinaus ins fremde Land nahm der Deutsche seine Geselligkeit und seine Gemüthlichkeit. Ihm nach thut es kein anderes Volk in Bezug auf ausgebildetes Vereinswesen und nationale Feste; das ist es, was ihn auch draußen hauptsächlich zusammenhält. Deutsche Turn- und Sängervereine blühen in der Fremde, wie in der Heimath; voran aber rauscht dem Deutschen fern vom Mutterlande nur ein Banner, das schwarzrothgoldene.

Man wird einst ein bändereiches kulturgeschichtliches Werk damit füllen können, den Einfluß der Deutschen in fremden Landen zu schildern. In dem kurzen Ueberblick, den wir hier geben, wollen wir nur die Aeste und frisch grünenden Zweige flüchtig skizziren, welche die große deutsche Eiche in die Fremde getrieben, und den ungeheuren Ueberschuß an Kraft kennzeichnen, den sie abgeben konnte, ohne im Geringsten selbst sich zu schwächen. Wir legen hier mehr Nachdruck auf die Aeußerungen des nationalen Elementes, ohne alle die tausend Wirkungen des geistigen Einflusses der Deutschen im Ausland zu beschreiben.

Wenden wir zuerst unsern Blick auf die in der österreichischen Monarchie unter fremden Nationen lebenden Deutschen, die abgesprengt von dem deutschen westlichen Grundstock sich über die ganze östliche Hälfte des Kaiserreichs verbreiten. In Krain, inmitten einer ganz slavischen Bevölkerung finden wir die deutschen Bewohner des Herzogthums Gotschee. Durch ganz Oesterreich sieht man die Gotscheeer mit ihren Südfrüchten hausirend umherziehen; so bekannt sie auch waren, so unbekannt war bis vor Kurzem ihre Abkunft. Nach den neuesten Untersuchungen sind es Franken, die in

Digitized by Google

den Jahren 1350 bis 1360 nach Krain einwanderten. Im Ganzen beträgt die Bevölkerungszahl des wasserarmen Waldgebirgslandes etwa 28.000 Das ganze Leben dieser Leute ist zu Hause im höchsten Grade armselig; die deutsche Sauberkeit ist ihnen verloren gegangen, ihre Beschäftigung besteht außer dem Hausirhandel im Holzfällen und Kohlenbrennen. Für das Deutschthum sind sie ohne großen Belang; interessant ist nur ihr altfränkischer Dialekt, der seit dem 14. Jahrhundert derselbe geblieben zu sein scheint, da er fern vom Mutterlande keinen entwickelnden Einflüssen ausgesetzt war.

Mit schnellen Schritten eilen der Romanisirung zu die im Venetianischen liegenden sieben und dreißig deutschen Gemeinden, von denen man annimmt, daß sie Reste der alten Cimbern sind, die bei dem Rom erschütternden Zuge dieses alten germanischen Volkes hier sitzen blieben.

Die meisten der 800,000 in Ungarn seit langer Zeit angesiedelten Deutschen haben sich in letzter Zeit durch ein unselbständiges Kokettiren mit dem Magyarenthum unvortheilhaft bemerkbar gemacht. Freilich trug hiezu die Ungunst geographischer, geschichtlicher und politischer Verhältnisse vieles mit bei. In der Zips wohnen 54.000 Deutsche, am dichtesten im Popprader Bezirke. Hauptsächlich kamen sie als Bergleute hieher, bildeten den Bund der 24 Städte und führten deutsche Gemeindeverfassung und deutsches Städtewesen ein. Doch schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert stirbt das Deutschthum theilweise hier ab; in den zerstreuten Orten wird es allmählig durch das Slaventhum nach einem natürlichen Gesetze aufgeschlürft und unter den Spießbürgern der protestantischen Städte greift das Magyaronenthum Platz. Man trägt dort Kalpak und Sporen, kann zwar häufig nicht magyarisch sprechen, verleugnet aber gern die Muttersprache und schimpft die angestellten Beamten „deutsche Hunde". Gut deutsch geblieben sind die gewerbsfleißigen, wohlhabenden Metzenseifner, ein Theil des Kaschauer Bürgerthums, die Krikehajer und die Deutschen in der Marmarosch; letztere wohnen zwar nur in Dörfern, zeichnen sich aber, wie übrigens die deutschen Ackerwirthe in Ungarn überhaupt, durch Fleiß und Kenntnisse vortheilhaft vor allen Nachbarn aus.

(Fortsetzung folgt.)

Patriotische Phantasie eines Deutschen auf dem Gange durch Berlin.

Eine schöne Stadt ist dieses Berlin, nicht umsonst nennt man es Spree-Athen. Diese regelmäßigen, breiten Straßen mit den schönen Palästen geben ein Gefühl des Wohlbehagens, ganz entgegengesetzt dem beengenden Gefühl in den schmalen finsteren Gassen mancher Großstädte. — Sie sind wohl nicht gebaut für die Umkehr der Wissenschaft. — Und diese prachtvollen Baudenkmale und zahlreichen Monumente, wie in Reih' und Glied stehen sie da, die Standbilder der Helden einer ruhmreichen Vergangenheit, und geben Zeugniß vom Dank des Vaterlandes für das Verdienst, wie kaum noch irgendwo in Deutschland. — Da auf der Brücke die Reiterstatue des großen Kurfürsten, der bei Fehrbellin den Uebermuth der Schweden strafte. Dort auf dem Wilhelmsplatze die Helden des siebenjährigen Krieges, Leopold von Anhalt Dessau, Ziethen, Schwerin, Keith, Winterfeld und Seidlitz, jenes Krieges, der neben so vielem Ruhme so unsägliche Leiden über das deutsche Vaterland brachte. O wären eure Großthaten alle gegen die Feinde desselben vollbracht worden, statt wie die meisten gegen Brüder und Genossen desselben Volkes, dann würde der Vaterlandsfreund bei dem Anblicke eurer Standbilder sein Gefühl der Bewunderung nicht mit so viel Bitterkeit gemischt finden. — Hier das kolossale Standbild eures Meisters und Königs Friedrich, den sie den Großen nennen. Groß war er in der That als Kriegsmeister, groß auch als Regent im Sinne des aufgeklärten Despotismus; wäre er gleich groß als Mensch gewesen, sein Ruhm wäre unantastbar! Doch wie selten sind hohe Geistesgaben mit edlen Eigenschaften des Gemüths und Herzens vereinigt, welche allein das Wohl der Menschheit zum Ziele ihres Strebens machen!

Da gibt es an den Denkmälern der Feldherrn aus den Befreiungskriegen ein freudigeres Ziel der Betrachtung. Blücher, York, Gneisenau, Scharnhorst, Bülow! Die Thaten, welche euren Nachruhm begründeten, wurden zur Vertreibung des Erbfeindes vom gemeinsamen Vaterlande vollbracht, in einer glorreichen Zeit, die Vieles wieder gut machte, deren jeder gute Deutsche mit innerer Erhebung sich erinnert, wenn er nämlich an das nicht denkt, was darauf folgte. —

Beim Anblicke dieser Denkmäler von so viel Ruhm und Größe aus verhältnißmäßig kurzer Zeit muß selbst der entschiedene Feind des Partikularismus einen Augenblick dem spezifisch preußischen Nationalgefühle einige Berechtigung zugestehen. Desto lebhafter wird aber gleich darauf der Wunsch: hätten wir doch einen Sammelplatz für das gesammte deutsche Verdienst und deutsche Ehre des ganzen Deutschlands, wie Berlin für den preußischen Staat es ist, mit welch' erhebendem Stolze könnte jeder Deutsche dahin wallen! Wäre Deutschland eins und einig, wie ruhmreich und herrlich würde es sein!

Die Mutter einer Kaiserin.

Von A. Charles B.

In Malaga und zwar in der Straße San Juan de Dios steht ein stattliches Haus, welches in den ersteren Jahren nach dem Sturze Napoleons ein erwünschter Sammelplatz der einheimischen Gesellschaft und aller Fremden von Auszeichnung war, die, sei es von der Landseite her, aus dem Innern von Spanien, sei's über das Meer, aus allen Theilen der Erde, nach Malaga kamen.

Der Herr des Hauses hieß William Kirkpatrick, war ein Schottländer von Geburt und mit Franziska Grivigne verheirathet, von der er drei Töchter hatte: Maria, Carlotta und Enriqueta. Herr Kirkpatrick trieb einen lebhaften Handel nach England und Nordamerika und die Gegenstände waren natürlich die nämlichen, welche dem Nordländer bei dem geschmackvollen Namen „Malaga" von selbst in's Gedächtniß fallen: Südfrüchte und Wein. — Aber nicht blos die wohlhabenden Verhältnisse Kirkpatricks und der edle Ton, der in seinem gastfreien Hause herrschte, erhoben das Ge-

Digitized by Google

bäude in der Straße St. Juan de Dios zu dem leuchtenden Mittelpunkte aller höheren Cirkel der Stadt.

Von den drei Töchtern Kirkpatricks waren vielmehr die älteren beiden, Maria und Carlota, von einer so seltenen Schönheit und einem so lebhaften Geiste, daß ihre Anwesenheit allein hingereicht haben würde, dem Salon ihres Vaters in den Augen der gesammten Männerwelt eine ganz besondere Verklärung zu geben.

Maria's schlanke Gestalt erschien von einer hervorragenden Größe, nach spanischem Maßstabe wenigstens, wie denn ihre Mutter in der That auch der Abkunft nach eine Spanierin war. Der dunkle Teint des Mädchens, ihr scharfer Blick, ihre geistreichen Züge, ihre bei aller Grazie entschiedene Sprache und die elastische Bewegung der feingeformten Glieder verriethen, neben ungewöhnlicher Sicherheit der Erkenntniß, energisches Gefühl und den stärksten Willen.

Carlotta konnte auch neben ihr für eine Schönheit gelten, wenn nicht sogar noch für reizender als Maria, da sich in ihrer Persönlichkeit das blonde Element des Vaters deutlicher als das heiße Blut der Mutter verkündete, und die helle Farbe ihres Haares sowie die sanfte Weiße ihrer Haut von den brünetten Nachkommen der Mauren nur um so mehr bewundert werden mußten.

Die jüngste Schwester Enriqueta dagegen konnte neben solchen Nebenbuhlerinnen nur eine bescheidene Stellung in Anspruch nehmen, da sie, wenn auch keineswegs von der Natur vernachlässigt, doch nicht eben mit bedeutenden Eigenschaften ausgestattet war.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß drei junge Damen, wie die geschilderten, von ihren Eltern auf's sorgsamste erzogen und von allen Annehmlichkeiten des Reichthums und von den Huldigungen eines Kreises umgeben, der sich mit der Abwechselung und Mannigfaltigkeit einer Seestadt fortwährend neu ergänzte, ein Dasein des heitersten Glückes durchlebten, so reich an gemüthlicher Feier, wie an geistreichen Erfolgen und schmeichelnden Triumphen.

Wie manches klangvolle Wort mag die prächtige spanische Sprache, wie viele verbindliche Komplimente die französische, wie süße Grüße die englische Zunge für die angebetenen Schwestern gehabt haben, ertheilt von den Vertretern der verschiedensten Nationen, die dem Hause Kirkpatrick's ihre Mußestunden widmeten! Auch deutsche Fremdlinge fehlten nicht in dem polyglotten Congresse, wie eben diese zuverlässigen Notizen von einem Deutschen sind.

Aber der Himmel dieses häuslichen Friedens und der gesellschaftlichen Verherrlichung sollte nicht ungetrübt bleiben, sogar das schlimmste Wetter sollte ihn überziehen, um sich in harten Schlägen zu entladen.

Herr William Kirkpatrick hatte Unglück in seinen Geschäften, die je ausgebreiteter sie waren, um so schwerer von den kosmopolitischen Zuckungen getroffen wurden, welche die Handelsverhältnisse noch lange nach der Wiederherstellung des alten Staatensystems in Europa erschütterten. Er mußte sein Comptoir in Malaga schließen, um es nie wieder aufzuthun. In Malaga wenigstens nicht. Als er wieder nach einer Wirksamkeit griff, ging er nach Amerika, wo er sich durch die Ausbeutung von Bleiminen wieder zu einigem Wohlstand emporarbeitete und wo er starb. Aber so groß war die Achtung seines Hauses und Namens gewesen und so beträchtlich erwiesen sich selbst die Trümmer seines vorigen Glückes, daß der Ruf seines geselligen Hauses den Sturz der Handelsfirma überdauerte.

Der Salon Kirkpatricks, belebt von den Schwestern Maria, Carlota und Enriqueta, behaupteten seinen Glanz und seine Anziehungskraft. Das Eingeführtsein in denselben galt nach wie vor als eine beneidenswerthe Begünstigung.

Da trat ein Mann in jenen Cirkel, der eine vornehme Herkunft, ein derselben entsprechendes Vermögen und die Ehre tapferer Kriegsthaten zu seiner Empfehlung hatte, dem aber nicht blos die erste männliche Jugend, sondern selbst ein Auge und überhaupt die körperliche Bewegung fehlten: Herr Cipriano Palafox Conde de Theba. Die rückschlagende Lafette einer springenden Kanone oder die Bruchstücke des Geschützes selbst, hatten ihn so gräßlich verstümmelt, daß er eigentlich als ein halbirter Mensch zu betrachten war. Das linke Auge mangelte ihm, auch war diese ganze Seite verkrüppelt.

Aber der bereits etwa vierzigjährige Graf Cipriano war trotzdem ein Mann von lebhaftem, aufgewecktem Wesen geblieben, ritterlich in seinem Benehmen, von unterhaltender Gabe, von den Männern eben seiner Verstümmelung wegen geehrt, von den Damen schon aus Mitleid leichter geliebt als ein anderer.

Feinfühlende Mädchen pflegen dann oft einen Stolz darein zu setzen, eine Zuneigung recht deutlich an den Tag zu legen, die ihnen keiner Mißdeutung fähig scheint. Für den Ehrgeiz von Maria Kirkpatrick aber bedurfte es vielleicht kaum einer solchen subtilen Brücke.

Sie wußte den Namen des Conde de Theba, sie wußte die Anwartschaft auf eine goldene Laufbahn in der höhern Welt genug zu schätzen, um dafür auf zärtlichere Ansprüche zu verzichten.

Im Jahre 1819 ward die Kaufmannstochter von Malaga die Gemahlin eines Mitgliedes der großen Geschlechter Spaniens. Ob es die Familie Guzmann's selber oder nur ein Seitenzweig derselben ist, in den Maria Kirkpatrick hineinheirathete, darauf kommt bei den sonstigen Namen und Titeln der Palafox wenig an. Nur ist Cipriano Palafox de Theba nicht mit der politischen Partei jenes Palafox, seines Bruders, zu verwechseln, der seinen Namen durch die Vertheidigung von Saragossa unter die Gestirne des Ruhmes versetzte. Vielmehr hatte er mit den Franzosen, sei's Anfangs gleich oder sei's später, gemeinschaftliche Sache gemacht, und unter ihren Fahnen scheint er die gräßliche Verstümmelung erhalten zu haben.

Die Verbindung mit Cipriano gewährte der schönen, schlauen, glanz- und herrschsüchtigen Maria alle die Vortheile, welche ihr unternehmender Charakter von der getroffenen Wahl erwartet hatte.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Dinstag, 30. Dezbr. Zum Benefize für Fräulein **Marie Bork**. „Faust“, große Oper von Gounod. Im Theater-Kalender darf unter den heutigen Tag ein rother Strich gemacht werden, da dieser Abend zu den schönsten der Saison zu rechnen ist. Zuvörderst also die verdiente Anerkennung unserem tüchtigen Kapellmeister Hrn. **Seidel**, der das schwierige Werk würdig einstudirt hat; Lob auch Herrn

Digitized by Google

Direktor Ernst, dessen Arrangement als höchst geschmackvoll und zweckmäßig bezeichnet werden darf. Die Oper selbst gefällt bei wiederholtem Anhören immer mehr, da die Schönheiten des Werkes nicht auf der Oberfläche liegen. Es ist ein edler Ausdruck in dieser Musik, die Instrumentation ist gewandt, delikat und öfters brillant. Zwar sind viele Anklänge an eine moderne Richtung mitunterlaufend, welche wir nicht lieben, dagegen sind wieder andere Momente so echt dramatisch und musikalisch bedeutend, daß der vortheilhafte Eindruck überwiegend bleibt. Besonders die Partie der Margarethe durchweht ein wirklich inniger, sinniger und jungfräulicher Charakter und ist darum auch der 3. Akt, sowie die Kerkerscene im 5. Akte das Hervorragendste in dieser Oper. Aber auch außerdem fehlt es nicht an guten Nummern, wie z. B. der lebendige Chor zu Anfang des 2. Aktes, der Walzer in demselben Akte, der Soldaten-Chor im 4. Akte und Valentins Tod. — Anders lautet freilich unsere Ansicht über das Libretto, welches uns, abgesehen von der Profanation unseres großen Göthe, als eine schmähliche Zerfetzung des erhabenen Gedichtes erscheint. Von Sinn und Zusammenhang ist darin nur wenig zu verspüren, das Ganze ist unerquicklich, wie ein Verstümmelter. — Aus dem Eingange unseres Referates ist zu entnehmen, daß wir in der Hauptsache mit der Aufführung sehr zufrieden waren. Doch können wir einzelne Ausstellungen nicht unterdrücken. — So müssen wir wohl darauf aufmerksam machen, daß einem wahrhaft schreienden Bedürfnisse abzuhelfen wäre, wenn man Frln. Schwarzer nur als Choristin verwenden wollte. Sie brachte schon einige Mal und namentlich heute wieder (als Martha) einen Effekt zuwege, der zu dem Unglücklichsten gehört, was der edlen Muse des Gesanges aufstoßen kann. Diese Partie allein störte heute den Total-Eindruck leider wesentlich genug. — Hr. Dalfy (Faust) sollte den Charakter seiner Rolle lebendiger ausprägen, sang aber, einige wenige Verstöße ausgenommen, sehr wacker und hätte mehr Beifall verdient, als er gefunden hat. — Hr. Schiffhenker (Mephisto) weiß sich als geschulter Sänger mit der nicht dankbaren Partie gut abzufinden. — Hr. Ueberhorst (Valentin) erzielte mit der sonst lohnenden Partie, und obschon er sie im Allgemeinen gut gesungen und gespielt hat, keinen Erfolg; es scheint, daß sowohl Härte im Ausdruck als im Gesange Schuld daran hatte. — Frln. Schmidt (Siebel) sang relativ befriedigend, brachte aber die freilich nichtssagende Rolle nicht zur Bedeutung. Die beiden Studenten Brander und Frosch, HH. Miller und Schelper, machten sich auf vortheilhafte Weise bemerklich. — Frln. Bork (Margarethe) gab die schwierige Partie in einer Weise, welche uns wieder neuerdings in unserer Ansicht bestärkt hat. Ihr Gesang war sehr gut, ihr Spiel vorzüglich, dabei war Beides so geschickt verflochten, daß die rechte Wirkung bei Sachverständigen nicht fehlen konnte. Freude, Sehnsucht, Liebe und Jammer prägte sich je am rechten Orte durch Gesang und Aktion so glücklich aus, daß man mit Spannung jede Szene begleitete. Namentlich kann man dies von dem Sinnen am Spinnrade, von der Umarmung am Fenster, von der Dämmerung des Wahnsinns im 5. Akte, vor Allem aber von der Szene in der Kirche sagen, welche einer echt dramatischen Künstlerin würdig war. Ihr Gesang war zwar selten stark, dagegen aber sympathisch, seelenvoll und rein. Daß Frln. Bork unser Liebling ist, wissen wir seit ihrem ersten Auftreten; daß sie auch der Liebling des Publikums ist, haben wir zu unserer nicht geringen Befriedigung heute wahrgenommen. Das Haus war in allen Räumen dicht besetzt und spendete ihr einen sich nach jeder bedeutenden Szene wiederholenden lebhaften Beifall, sowie stürmischen Hervorruf nach jedem Akte. Dazu kam eine Anzahl Bouquets, welche ihr von verschiedenen Seiten zugeworfen wurde, deren Absender sich dadurch ein ehrendes Zeugniß ihres guten Geschmackes ausgestellt haben. Frln. Bork hat sonach Ursache, ebenso zufrieden mit uns zu sein, als wir es mit ihr sind. — Die Chöre gingen, einen ausgenommen, besser als sonst, namentlich machte der Soldaten-Chor, welcher durch Solo-Sänger verstärkt wurde, einen sehr günstigen Eindruck und wurde da capo verlangt, ein Fall, der in unserer neueren Theatergeschichte unerhört ist. — Eine weitere Zierde des Abends waren auch die Tänze, namentlich der Bachanten-Tanz, welcher der Szene eine belebtere Färbung gab, als sie außerdem haben konnte.

Wie man sieht, waren wir heute sehr warm im Lobe; es ist nicht unsere Schuld, daß wir es nicht immer sein können. Loben ist ja so leicht und tadeln so gehässig — aber so sind wir — Gott steh' uns bei, wir können nicht anders.

Donnerstag, 1. Jan. „Kieselack und seine Nichte vom Ballet", Posse von Weihrauch. Da wir fürchteten, die heutige Wiederholung möchte wie Opium auf uns wirken, so zogen wir vor, uns mit 2en von den 10 Bildern zu begnügen, mit den beiden letzten, und fanden auch wirklich unsere Vermuthung bestätigt. Als die Salbaderei über Kunst, hier Tanzkunst betreffend, losging, flüchteten wir schon in's bessere Jenseits des Theaterhauses, denn wir hatten mit dem 9. Bild gerade genug. Es scheint, daß der Effekt im Ganzen sich ziemlich gleich blieb; der Orpheus-Marsch in seiner ergötzlichen Anwendung wurde wieder da capo verlangt, das Parterre war nicht gefüllt, und die Heiterkeit anscheinend nicht sehr groß. Wir werden wohl nichts Wesentliches versäumt haben — man versäumt Zeit genug, wenn man die Genüsse dieser Saison, des Theater-Referates halber, tagtäglich hinnehmen muß!

Freitag, 2. Jan. „Faust", große Oper von Gounod. Unser Referat über die erste Aufführung dieses Werkes ist noch nicht abgedruckt und wir haben heute schon die Wiederholung. Obschon wir prinzipiell gegen diese eilige Repetition, namentlich von Benefiz-Vorstellungen, sind, kam uns doch die heutige gelegen, um daran zu prüfen, ob wir nicht Manches anders finden und heute mehr oder weniger günstig urtheilen würden. Allein wir wüßten fast gar nichts an unserem Berichte zu ändern — mit Ueberzeugung nicht. Die Aufführung sah der ersten so ähnlich wie ein Ei dem andern; auch das Publikum schien uns dasselbe wie jüngst. Dies mag wohl auch der Grund sein, weßhalb die allseitig würdigen Leistungen nicht wärmer anerkannt wurden. Man hatte sich Dienstag an Beifall ausgegeben und war zu matt, Freitag dasselbe zu thun. Das Bewußtsein, Gutes geleistet zu haben, möge sämmtliche Darsteller darüber trösten, daß Fischblut in des Publikums Adern floß. — Nun, morgen, „Dr. Wespe" von Benedix. Wir fürchten, diese Vorstellung wird uns wieder sehr beschäftigen; denn wir verstehen keinen Spaß!

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Magner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 2. Mittwoch den 7. Januar 1863.

† Die Polarreisen.

Von P. Hunfalvy, Mitglied der ungarischen Akademie.

(Fortsetzung.)

II.

Im Jahre 1818 begannen die neuen Reisen. Die erste neuere Expedition nach Nordwesten leitete Kapitän Johann Roß, ihn begleitete unter Anderen der bereits erwähnte Parry. Sie drangen durch den Baffins-Sund und gelangten nach vielen Gefahren in den Lancaster-Sund, hier wollte Roß gebirgiges Land gesehen haben und kehrte nach England zurück. Die englische Admiralität rüstete zwei Schiffe aus und Parry erhielt den Auftrag, den Lancaster-Sund, sowie auch den Jonas- und Thomas-Smith-Sund zu erforschen, was Roß versäumt hatte. Parry segelte ohne Hinderniß durch den Lancaster-Sund und die Barrowstraße, wo Roß eine Gebirgskette gesehen haben wollte, entdeckte und befuhr er die Prinz-Regentsstraße, sowie auch die Wellingtonstraße, und kam endlich in den geräumigen Melville-Sund. Hier wurde er aber durch die Eismassen verhindert, weiter vorzudringen, und er mußte an der Südküste der Melvilleinseln in dem sogenannten Winterhafen überwintern.

Parry hatte am 4. Sept. den 110. Meridian westlich von Greenwich erreicht und konnte Anspruch auf eine Belohnung von 5000 Pfd. Sterling machen, welche für diesen Fall ausgesetzt war. Es glückte ihm in einem Sommer weiter vorzudringen, als es seinen Vorgängern nach mehr als 200-jährigen Anstrengungen geglückt war. Die Winternacht dauerte in jener Gegend 84 Tage. Die Schiffe wurden erst am 1. August aus ihrer zehnmonatlichen Gefangenschaft im Winterhafen erlöst. Parry versuchte nun nach Westen, dann Süden weiter vorzudringen, er fand aber hier und dort eine undurchdringliche Eisschranke und mußte umkehren. Während Parry vermittelst des Lancaster-Sundes und der Barrowstraße eine nordwestliche Durchfahrt suchte, beschloß die britische Admiralität, die nördlichen Küsten des amerikanischen Kontinents erforschen zu lassen. Die Leitung dieser Landexpedition übernahm der bereits erwähnte John Franklin. Ihm schlossen sich u. A. Dr. Richardson, Georg Back und Hepburn an. Die Reisenden verließen England am 23. Mai 1819, fuhren nach der Hudsonsbay und gelangten am 30. August nach der York-Faktorei, einem Posten der Hudsonsbaygesellschaft. Von hier aus brachen sie am 9. Septbr. auf. Und nun begann ihre Wanderung, die an Gefahren, Leiden und Entbehrungen kaum ihres Gleichen hat. Diese Wanderung zeigt, mit welchen furchtbaren Schwierigkeiten die Landreisen bis zur Nordküste Amerika's und an den Gestaden dieses unwirthbaren Meeres verbunden sind. Franklin hat diese Reise selbst beschrieben und Herr Hunfalvy schilderte die ergreifendsten Momente derselben in ausführlicher Weise mit Franklin's eigenen Worten. Ueberhaupt hob er in seinen Vorlesungen besonders diejenigen Momente aus dem umfangreichen Stoffe der Polarreisen hervor, welche einen Bezug auf Franklin haben. Franklin und seine Gefährten erreichten erst im Juli 1820 das Fort Chipewyan, und am 18. desselben Monats brach die Expedition, welcher sich 16 kanadische Voyageurs angeschlossen hatten, auf, um noch vor Eintritt des Winters die Mündung des Kupferminenflusses zu erreichen. Dieses gelang ihnen nicht, und sie mußten in der Nähe der Quellen des genannten Flusses Halt machen, wo sie eine Hütte erbauten, die sie Fort Enterprise nannten. Nachdem sie daselbst den furchtbaren Winter überstanden hatten, setzten sie die Reise fort, erreichten die nördlichen Gestade und erforschten auch diese eine Strecke weit nach Osten. Dann mußten sie umkehren und auf dieser Rückreise nach dem Fort Enterprise die größten Beschwerden und Entbehrungen leiden. Nach unsäglichen Anstrengungen erreichten sie die Ufer des Kupferminenflusses. Um aber zu ihrer Hütte zu kommen, mußten sie den Strom übersetzen, der an jener Stelle 130 Ellen breit ist. Die kanadischen Voyageurs hatten aber ihre zwei Bote, wie es scheint, absichtlich zertrümmert, um sie nicht weiter schleppen zu müssen. Wie sollten sie nun den Strom übersetzen. Acht Tage lang müheten sie sich mit allen möglichen Versuchen ab.

Schon früher waren ihnen die Lebensmittel ausgegangen, und sie mußten ihren Hunger mit einer Flechtenart, mit gesottenen Rennthierfellen, mit dem Mark alter Knochen, ja sogar mit dem Leder ihrer eigenen Stiefeln stillen. Ein in Fäulniß übergegangenes Rennthier, welches sie zufällig fanden, galt als Leckerbissen. — Endlich hatten sie ein Floß aus grünem Weidenholz gemacht, dieses war aber schwer und konnte ohne Ruder und Leine nicht über den Fluß gebracht werden. Um nun eine Leine über den Fluß zu spannen, erbot sich Dr. Richardson, so schwach und abgemattet er auch war, hinüber zu schwimmen. Nachdem man ihm eine Leine um die Brust gebunden, sprang er in's Wasser, dasselbe war aber so kalt, daß seine Arme bald erstarrten, er warf sich auf den Rücken und schwamm weiter, er hatte beinahe schon das jenseitige Ufer erreicht, als er plötzlich sank. Rasch zog man ihn ans Ufer, er war ganz leblos, an einem mit Weidenholz genährten Feuer kam er

Digitized by Google

allmählig wieder zu sich. Endlich machte man einen leichten Nachen aus Weiden, und auf diesem fuhren sie einzeln über den Strom. Jetzt wurde Back mit drei Gefährten vorausgeschickt, um von dem nur noch 20 Stunden entfernten Fort Enterprise Lebensmittel und Indianer zu Hilfe zu schicken. Die Indianer und ein Beamter der Westkompagnie hatten vor der Abreise Franklin's versprochen, bis zum September eine beträchtliche Menge von Vorräthen anzulegen. Die Reisenden hofften also deshalb das Ende ihrer Entbehrungen zu finden. Sie waren schon so schwach und abgemattet, daß sie sich kaum fortbewegen konnten. Mehrere mußten zurückbleiben, darunter Hood, Dr. Richardson und Hepburn. Franklin hatte nur noch vier Begleiter, mit welchen er endlich das Fort erreichte. Hier erwartete sie eine furchtbare Enttäuschung! Sie fanden weder Vorräthe noch eine Spur von Indianern. Mit alten Knochen, dem Pergamente, welches in den Fenstern die Glasscheiben ersetzte, und Leder bereiteten sie aus Schneewasser eine Suppe, und mit dieser mußten sie sich 18 Tage lang ernähren. Nach einigen Tagen kamen auch Dr. Richardson und Hepburn an, die übrigen Reisegefährten waren theils verhungert und erfroren, theils von einem Irokesen ermordet worden. Hepburn hatte ein Huhn erlegt, dieses wurde nun in 7 Theile zerlegt, und so bekamen, die armen, dem Hungertode nahen Reisenden seit 31 Tagen den ersten Bissen Fleisch. Sie mußten noch lange hungern, bis endlich die ersehnten Indianer kamen und Hilfe brachten. Dennoch unternahm Franklin in Begleitung der bewährten Freunde Dr. Richardson und Back im Jahre 1824 eine neue Landreise, dieses Mal war er aber besser mit den zu einer solchen Reise nothwendigen Mitteln versehen, und es gelang ihm, bedeutende Strecken der nördlichen Gestade Amerika's zu erforschen.

Zu erwähnen sind noch die Expeditionen Parry's vom Jahre 1821 und 1824, ferner diejenigen Lyon's und Beechey's vom Jahre 1824, und des John Roß' von 1829, der beinahe fünf Jahre lang abwesend war und endlich sein Schiff im Eise zurücklassen mußte. — Nach diesen und anderen Expeditionen beschloß die brittische Regierung noch eine Expedition auszusenden, und dieselbe der Leitung Franklin's zu übergeben. Franklin nahm einen Vorrath auf drei Jahre mit, und verließ England mit seinen Schiffen „Erebus" und „Terror" am 26. Mai 1845. Am 12. Juli befand er sich bei den Wallfischinseln, an der westlichen Küste Grönlands und schrieb von dort seinen letzten Brief nach England. Am 26. Juli wurden seine Schiffe noch von einem Wallfischfänger im Süden der Melvillebay gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen fern vom Heimathlande.

Eine Rundschau.

(Fortsetzung.)

II.

Viele Grabstätten deutschen Lebens weis't uns das Land westlich der Donau, wo die „schwäbischen Kolonien", die zum Theil unter Maria Theresia hier angelegt wurden, meist ohne allen nationalen Halt sind. Wir übergehen die Winzer der Ofener Gegend und die Deutschen in der Militärgrenze, um uns einem erfreulicheren Bild: dem Sachsenthum in Siebenbürgen zuzuwenden.

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle, Land der Kraft!
Mit dem Gürtel der Karpathen,
Mit den glänzend grünen Saaten,
Land voll Geld und Rebensaft!

So singt der Transsylvane, wenn er „draußen im Reiche" auf einer deutschen Hochschule studirt. Dort, bei seinen Stammesgenossen, erzählt der Sachse von der Liebe und Treue, die sein Volk dem Mutterlande bewahrt; mit rührender Sorgfalt erhält man, obgleich hunderte Meilen getrennt, die Beziehungen zu der Urheimat. Mit Freude erfüllt es jeden Deutschen, der nach Siebenbürgen kommt, wenn er sieht, was dort seine Stammesgenossen geschaffen haben. Feste Steinhäuser, weiß getüncht von Außen und reinlich von Innen, unterscheiden gleich vortheilhaft die sächsischen Dörfer von denen ihrer magyarischen und rumänischen Nachbarn. Als die „Sachsen" von Geisa I. in jene Länder als Colonisten (Bergleute, Winzer ꝛc.) gerufen wurden, nannte der Stiftungsbrief jene Gegenden ein „Desertum," die jetzt die bestcultivirten in Siebenbürgen sind. Nach so langer Zeit, trotz der weiten Entfernung vom Stamme, haben sie doch ihr nationales Bewußtsein und die Empfänglichkeit für geistiges Streben und Leben und die rege Beachtung aller intellectuellen Strömungen im Mutterlande bewahrt. Sie sind geblieben, was sie bei ihrem Eintritte in das Land waren: deutsche Männer. Alle unser Deutschland jetzt bewegenden Ideen, die Sänger-, Turner- und Schützenvereine, haben bei ihnen auch Eingang gefunden und die sächsischen Städte Bistritz, Mediasch, Schäsburg, Hermannstadt und Kronstadt haben ein blühendes Vereinsleben aufzuweisen. Man feierte in Mediasch am 5. August dieses Jahres ein großes Verbrüderungsfest aller sächsischen Vereine; Turner, Schützen und Sänger aller Orte nahmen daran Theil, eben so der siebenbürgisch-sächsische Landwirthschaftsverein, die Gustav-Adolph-Stiftung und der Verein für siebenbürgische Landeskunde. Obgleich nur etwa 250,000 Seelen, so braucht man doch nicht für ein Untergehen der sächsischen Nation besorgt zu sein. Bis zum letzten Blutstropfen hält der Sachse an seinem Deutschthum fest; das bewies im Jahre 1848 der evangelische Prediger Stephan Ludwig Roth, der, ein Opfer seiner deutschen Ueberzeugung, von den Magyaren kriegsrechtlich gemordet ward.

Nordöstlich von uns, im einstigen Lande des deutschen Ordens, in den unter russischer Botmäßigkeit stehenden deutschen Ostseeprovinzen hat sich germanische Art und Weise rein erhalten. Dort, wo in Naugarten (Nowgorod) und Riga — das heute noch den Bremer Schlüssel im Wappen führt — einst Hauptstapelplätze der alten Hansa waren, pulsirt noch ein kräftiges deutsches Leben. Hier ist es vor allem die deutsche Wissenschaft, welche bei der intelligenten Bevölkerung Kur-, Esth- und Livlands das Interesse an dem Stammland nicht erkalten läßt und so zieht ein geistiger Zug die Ostseeprovinzen nach Westen hin, während ihr politisches Regiment von Osten kommt. An der Universität Dorpat wird in deutschem Sinn und nach deutscher Art gelehrt und die deutschen Burschen dort tragen wie bei uns ihre farbigen Abzeichen und gliedern sich nach Corporationen. Die besondere Aufgabe der Vermittelung geistiger Kunde mit dem großen Deutschland hat sich die zu Riga erscheinende baltische Monatsschrift gesetzt. Unter Kaiser Nikolaus über-

Digitized by Google

rachte man jede Kundgebung deutscher Sympathien auf das schärfste; seit aber Alexanders II. milderes Regiment Platz gegriffen hat, stellen sich stets mehr und mehr Beziehungen zwischen Deutschland und den Ostseeprovinzen wieder her; so studiren z. B. jetzt wieder sehr viele deutsche Jünglinge aus jenen Landen, meist den kernigen alten Adelsgeschlechtern angehörend, auf unseren Hochschulen, und als voriges Jahr die deutschen Sänger in Nürnberg versammelt waren, begrüßte sie ein Telegramm aus Riga; bei dem heurigen Frankfurter Schützenfeste aber konnte eine Abordnung aus den baltischen Provinzen den Deutschen versichern, daß man dort, obgleich politisch getrennt und unter einer fremden Macht stehend, fest an deutscher Art und Sitte halte. — Ueber das ganze Czarenreich finden wir noch zahlreiche deutsche Ansiedelungen zerstreut, bis weit zum Ural hin. Wenn auch die deutschen Colonisten nicht immer die beste Behandlung von Seiten der Behörden und Bevölkerung genießen, so achtet man sie doch wegen ihres Fleißes und ihrer Thätigkeit. Eine Menge deutscher Handwerker halten sich in den größeren russischen Städten auf und fast immer haben sie wegen ihrer größeren Geschicklichkeit den Vorzug vor den einheimischen Arbeitern.

Unsere Landsleute in Petersburg sind jüngst von Franz Wallner in Pröhle's „Vaterland" geschildert worden. Streng genommen kann man die Hauptstadt des Czarenreiches keine russische Stadt nennen. Die Umgangssprache des Hofes und der Aristokratie ist die französische, die am meisten vernommene ist deutsch und nur der Pöbel bedient sich des russischen Idioms. Die 50,000 deutschen Seelen bilden den Kern der dortigen Bevölkerung und die Regierung sieht in demselben das Bildungselement für die Russen. Die Spitzen der Künste und Gewerbe sind größtentheils durch Deutsche vertreten, die thätige und ehrliche Ausdauer derselben weiß auch der ärgste Stockrusse zu schätzen, indem er durch die tausendmal vernommene Zauberformel: „es ist deutsche Arbeit" bei Anpreisung seiner Waare den Kunden doppelte Preise entlockt. Fällt Euch in Petersburg ein großes schönes Haus auf, so könnt Ihr auf die Frage: wer der Eigenthümer sei? neunmal unter zehnmal auf die Antwort rechnen: ein Deutscher. Mit unendlich wenig Ausnahmen ist die ärztliche Praxis in den Händen von Deutschen; gute russische Aerzte gehören zu den Seltenheiten. Die ausgezeichnetsten medicinischen Staatsämter sind Deutschen anvertraut, der kaiserliche Hof und die ersten Familien des Landes wählen Deutsche zu ihren Leibärzten. Die Zierden der kaiserlichen Akademie sind Deutsche, so z. B. der Staatsrath Lenz, der Staatsrath Kupfer, der Erfinder der Galvanoplastik Staatsrath Jacobi, der Direktor der Sternwarte Staatsrath Struve u. s. w. In den verschiedensten Fächern der Staatsverwaltung stößt man bei den wichtigsten Posten auf Deutsche, und stets darf man sicher sein, daß das Amt, dem sie vorstehen, Fleiß, Ausdauer und Redlichkeit fordert. Unter den Gewerben sind viele ausschließlich in deutschen Händen. Die ersten Möbeltischler, die geschicktesten Gärtner, z. B. der der Nesselrodischen Pflanzenhäuser, sämmtliche Weißbäcker, die bedeutendsten Schneider, Clavier- und Maschinenfabrikanten sind Deutsche. Den Franzosen ist das Monopol von zwei Erwerbszweigen geblieben: die Perrückenmacherei und die Kochkunst.

Eine wackere Schaar sind die Deutschen Moskau's; als vor drei Jahren das Fest aller Deutschen, das Jubelfest Friedrich Schillers, gefeiert ward, da sandten die Deutschen Moskau's eine Glocke als Geschenk nach Marbach in Schwaben, Schillers Geburtsstadt. Sie schrieben dabei: „Zieht der Deutsche in die Fremde, so nimmt er wie die Colonnen des alten Hellas vom heimathlichen Herde das heilige Feuer vaterländischer Bildung und Gesittung mit und vererbt es, als sein theuerstes Gut, Kindern und Enkeln zur sorglichen Pflege." So halten sie im Herzen des Russenlandes fest an ihrer Nation. Auch in Odessa, selbst in Archangel leben viele Deutsche, meist Kaufleute. In der That, deutsches Element zieht sich in tausend feinen Fäden durch das ganze heilige Rußland; wir erwähnen nur hier als bezeichnend, daß, als die Regierung zur wissenschaftlichen Kunde ihrer ungeheuren Ländermasse gelangen wollte, sie sich zumeist an deutsche Gelehrte wandte. Die Arbeiten eines Pallas, Erman, Graf Kayserling, v. d. Brincken, Blasius, Ritter, Bergsträßer, Middendorf, Krusenstern u. s. w. über Rußland bleiben wohl noch für lange Zeit mustergiltig.

Wir wenden uns zu den unter den stammverwandten Skandinaviern wohnenden Deutschen. Das Deutschthum hat jetzt dort in Folge der obwaltenden politischen Streitigkeiten eine etwas gedrückte Stellung. Doch haben wir die feste Ueberzeugung, daß die fortschreitende Kulturentwicklung und die einstige Lösung der deutsch-dänischen Verwicklungen die feindlichen Brüder versöhnen wird. Das geistige Vermögen beider Völker ist ja derselben Quelle entsprungen, die Weltlage weist beide auf ein einiges Zusammenwirken hin und das Bewußtsein gemeinsamer Gefahren, die ihrem Kulturleben etwa von Osten drohen, wird den unseligen Streit ausgleichen. In Norwegen und Schweden leben ungefähr 10,000 Deutsche, meist als wohlhabende Kaufleute; besonders in Stockholm und Gothenburg sind sie angesiedelt; in letzterer Stadt blüht ein „deutscher Verein." Der Amerikaner Bayard Taylor erzählt in seiner Northern Travel, daß er da, wo er mit seinem Schwedisch nicht ausreichte, mit der deutschen Sprache gut durchkam, so weit verbreitet ist diese im skandinavischen Norden. Zumal in Bergen in Norwegen, wo die nördliche Hälfte der Stadt „das deutsche Viertel" heißt, wohnen viele unserer Landsleute, die sich durch ihre Wohlhabenheit und Reinlichkeit sehr vortheilhaft von den schmutzigen Nordländern unterscheiden. Dort auch hat die Hansa Grund zur deutschen Colonie gelegt; während drei Jahrhunderten herrschte sie dort kräftig und Reichthum und Freiheit waren in ihrem Gefolge. — Zahlreich wohnen auch Deutsche in Dänemark und in Kopenhagen besteht der deutsche Verein Concordia. (Fortsetzung folgt.)

Die Mutter einer Kaiserin.

(Schluß.)

Ihr Gemahl führte sie nach Madrid, wo sie bald eine Rolle bei Hof spielte und unter Maria Christina den einflußreichsten Posten unter den weiblichen Aemtern, den einer Oberhofmeisterin, erlange. Ihr Mann theilte ferner mit ihr den Titel und das Vermögen seines ältern Bruders, des Grafen Montijo, der als General-Kapitän von Andalusien in Granada starb, worauf Cipriano dessen Majorate erbte. Er muß als die Grundlage der Leiter angesehen werden, auf welcher Maria's hochstrebender Sinn die schwindelnde Höhe erklommen, in der sie heute ihre Tochter als Kaiserin erblickt. Denn die Mutter der Kaiserin Eugenie, Gräfin von Theba, ist's, von der unsere Skizze handelt.

Im Jahre 1849 führte sie ein spanischer Edelmann als seine mittellose Braut an dem nicht blos des Familien-

festtags wegen geschlossenen Comptoir ihres Vaters vorüber zur Trauung.

Am 29. Januar 1853 reichte ihr in den Tuilerien von Paris der Präsident des Staatsraths die Feder, damit sie, zuerst unter allen Prinzen und Würdenträgern, die Ehe ihrer Tochter mit dem Kaiser Napoleon dem Dritten unterzeichne.

Wenn auf Eugénie der Geist und das Glück Maria's übergegangen ist — und sie soll selbst im Aeußerlichen das treue Abbild ihrer Mutter sein, wenn man sich der letzteren in ihrer Jugenderscheinung erinnert — wenn sich das Füllhorn wunderbar günstiger Geschicke nicht mit dieser Vermählung erschöpft hat, wo wäre der Endpunkt zu suchen?

Allein wir dürfen über dem märchenhaften Gipfel von Maria's Lebenseroberungen die beiden Schwestern und andere Angehörige des Hauses nicht ganz vergessen.

Carlotta verheirathete sich bald darauf, nachdem Maria von Cipriano Palafox geehelicht worden war, und zwar mit ihrem Vetter Kirkpatrick. Ihr Vater, der Handelsherr in Malaga nämlich, William Kirkpatrick, hatte zwei Brüder: John Kirkpatrick, Zahlmeister der englischen Armee unter Wellington bis 1814, später Banquier in Paris. Ein Oheim der jetzigen Kaiserin der Franzosen hat mithin dem Heere den Sold ausbezahlt, mit dem es das napoleonische Regiment zu Boden werfen half, und eben der Sohn dieses Zahlmeisters wurde der Gemahl Carlotta's.

Der zweite Bruder William's war Thomas Kirkpatrick (gleichen Namens mit seinem Neffen) und er stand mit Hamburg dadurch in unmittelbarster Beziehung, daß er bis zum Jahre 1815 dort etablirt war, wie sich denn noch viele Leute seiner Person erinnern und der Wohnung, die er Reichenstraße Nr 92. inne hatte.

Thomas (der Neffe sowohl als der Onkel) und Carlota Kirkpatrick sind bereits gestorben. Dagegen scheint der Schwester Enriqueta das ruhigste und vielleicht auch das geringste Glück unter den Dreien zu Theil geworden zu sein. Sie heirathete den Grafen Cabarius, den Besitzer einer großen Zuckerplantage bei Velez Malaga.

Torros heißt das ihm dort angehörige Eigenthum, das er mit seiner Frau in stiller Zurückgezogenheit bewohnt.

Eine Cousine der jetzigen Kaiserin starb vorigen Herbst in St. Charles County, Missouri.

Würzburger Stadttheater.

Samstag, 3. Januar. „Doktor Wespe", Lustspiel von Benedix. Der Mensch denkt, Gott lenkt! Wir fürchteten, man werde diese Vorstellung umwerfen, weil sie Spielraum genug zu Uebergriffen aller Art bietet. Wir gestehen gerne, daß uns das Gegentheil angenehm berührt hat. Es wäre uns leid gewesen, wenn wir recht behalten hätten, denn „Doktor Wespe" ist das beste Lustspiel, welches Benedix geschrieben. Es ist am frischesten, ursprünglichsten und theilweise witzig, freilich auch sehr redselig. Darum kann man es auch nur gutheißen, daß man mit Strichen nicht eben sparsam war. Mußte also das Stück an und für sich gut unterhalten, so kam dazu, daß auch die Aufführung lobenswerth zu nennen ist. — Hr. Schulze (v. Zündorf) gab heute die Partie ganz in unserm Geschmack. Er verschmähte es, durch gemeine Travestie auf Kosten des Stückes zu wirken, wie es sich wohl sonst mancher dreiste Darsteller des Zündorf erlaubt — er erzielte dabei den richtigen Erfolg und diesmal unser ernstliches Lob. Frln. Kramer (Elisabeth) behagte uns auch mehr als sonst. Sie wußte sich gut in das unnatürliche Frauenzimmerchen zu finden, sah hübsch aus, spielte leicht und traf Einzelnes sogar recht glücklich. Frln. Götze (Thekla) genügte. Frln. Schütz (Theudelinde) war von Ansehen und Wirkung gerade komisch genug. Hr. Puley (Wespe) verdient für die Mäßigung, mit welcher er den eitlen Gecken erfaßt und gegeben hat, alle Anerkennung. Wir lieben es, wenn man diese Partie nicht in's Possenhafte herabzieht. Hr. Golden (Honau) führte den schönen Charakter konsequent durch. Hr. Kökert (Wellstein) ging mehr aus sich heraus. Herr Denzin (Adam) war köstlich, voll Humor und von drastischer Wirkung. Ueber zwei durch ihre Uebergriffe erbärmliche Episoden wollen wir für diesmal nicht viele Worte machen. Durch Brutalität wird nichts bewiesen.

Sonntag, 4. Jan. „Maria, oder die Regimentstochter", komische Oper von Donizetti. Eine leichte, liebliche Arbeit, musikalisch genommen, nicht ohne Feinheiten, aber auch nicht sonderlich originell. Den Hauptreiz macht das hübsche Sujet aus, welches seiner Zeit namentlich in Frankreich, viel Glück machen mußte, und heute noch schon durch die piquante Titelrolle, anzieht! — Frln. Antensen gab die „Maria" als erstes Debut, man kann wohl sagen, mit Glück. Sie wurde von einer ansprechenden Erscheinung und natürlichen Spielweise unterstützt. Ihre Stimme ist nicht von besonderem Umfange, namentlich in der Höhe nicht ausgiebig; auch sang sie mehrmals inkorrekt, was mitunter ziemlich merkbar war. Dagegen sind einzelne Figuren, Triller und Läufe sehr hübsch gewesen. Die munteren Theile ihrer Partie sagten uns mehr zu, als ihr getragener Gesang. Für den „Bacio" von Arditi vermögen wir uns nur in den Fällen besonderer Virtuosität zu begeistern. Bei der Jugend dieser Dame läßt sich Gutes hoffen — und wünschen wir, daß man Frln. Anstensen hier festhalten möge; wir sind arm — an solchen Erscheinungen. — Hr. Schiffbenker (Sulpiz) bekundete im Vortrage der Piece von Hamm den guten Liedersänger, durch sein humoristisches Spiel den gewandten Darsteller. — Hr. Dalfi (Tonio) entsprach nicht ganz unseren Erwartungen. Er spielte zwar leichter als sonst, sang aber weniger angenehm, als wir von seiner lyrischen Begabung hofften. Seine Stimme kam uns mehrmals ontrirt vor. Hr. Lamprecht (Hortensio) sehr ergötzlich. Das Orchester verdient lobende Erwähnung, namentlich Oboe und Cello. — Die obern Räume des Hauses waren höchst animirt. — Indeß Applaus ist immer willkommen, in jedem Range, adelig oder bürgerlich, ob er nun in aufsteigender Linie von unten nach oben, oder in herabsteigender Linie von oben nach unten kommt" sagt Gutzkow.

Montag, 5. Januar. „Der Störenfried", Lustspiel von Benedix. Der geehrte Herr Verleger der „Mnemosyne" hat uns erlaubt, bei öfterer Wiederholung namentlich werthloser Stücke die Besprechung zu unterlassen, wofür wir ihm bei dieser Gelegenheit unsren verbindlichsten Dank sagen. Aber auch der k. Direktion sind wir verpflichtet dafür, daß sie durch diese dritte Aufführung des „Störenfried" uns einen sorgenfreien Abend bereitet hat. Was wir übrigens darüber gehört haben, lautete befriedigend. —t—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magner.

Digitized by Google

An die
k. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 3. Sonntag den 11. Januar 1863.

+ Die Polarreisen.

Von J. Hunfalvy, Mitglied der ungarischen Akademie.

(Fortsetzung.)

III.

Als Franklin auch im Jahre 1847 nicht zurückkehrte, begann man sogleich neue Expeditionen zu seiner Aufsuchung und Rettung auszurüsten. Lady Franklin versprach 1000 Pfd. Sterling demjenigen, der ihr die erste Nachricht von ihrem Gemahl bringen würde, die britische Amiralität setzte eine Belohnung von 20,000 Pfd. St. aus für denjenigen, der den Vermißten Hilfe zur Rettung leistet, und 10,000 Pfund für denjenigen, welcher sich durch eigene Bemühung die erste sichere Nachricht über das Schicksal Franklin's und seiner Gefährten verschafft. So begannen die meisten Polarreisen, deren Hauptzweck die Aufsuchung Franklin's war. Die britische Regierung sendete im Jahre 1848 drei verschiedene Expeditionen aus. Kapitän Moor sollte im Verein mit Kellett von der Behringsstraße aus den Küsten Nordamerika's entlang nach Osten vordringen; Dr. Richardson unternahm mit Dr. Rae eine Landreise, um das Gebiet zwischen dem Mackenzie- und Kupferminenflusse zu erforschen; James Roß und Bird endlich sollten durch den Lancastersund und die Barrowstraße nach Westen vordringen. Keine dieser Expeditionen fand eine Spur von Franklin; doch ließen sowohl Roß als auch Dr. Richardson an geeigneten Stellen Vorräthe und Nachrichten zurück, und errichteten Signale, welche den Vermißten die Auffindung derselben erleichtern sollten. Franklin hatte nur für drei Jahre Lebensmittel, als demnach die drei Expeditionen ohne Ergebnisse heimgekehrt waren, so zweifelten schon Viele daran, daß er und seine Gefährten noch am Leben sein könnten. Dennoch wurden im Jahre 1850 noch größere Anstalten zu ihrer Rettung getroffen. Kapitän Collinson und M'Clure wurden in die Behringsstraße gesendet, um von dort aus nach Osten vorzudringen; Austin und Penny fuhren mit sechs Schiffen in die Baffinsbay; der 74jährige John Roß befehligte zwei Schiffe, die er mit dem durch allgemeine Beiträge eingelaufenen Gelde angekauft und ausgerüstet hatte; Lady Franklin rüstete auf eigene Kosten ein Schiff aus und übergab es dem Kapitän Forsyth, um die von Nord-Somerset südlich gelegenen Gegenden zu erforschen; endlich rüstete Grinnell, ein reicher Kaufmann aus New-York, zwei Schiffe aus. Es trafen demnach im August 1850 zwölf verschiedene Schiffe in dem sonst so öden und verlassenen Lancastersund zusammen.

Die Expeditionen, welche durch die Baffinsbay und den Lancastersund in die Barrowstraße gelangten, fanden an der südwestlichen Ecke Nord-Devons, am Kap Riley die ersten Spuren der Vermißten, und auf der nahen Beechey-Insel entdeckten sie das erste Winterquartier Franklin's. Dort fanden sie eine Hütte, ein großes Depot, eine Werkstätte, verschiedene Kleidungsstücke und andere Ueberreste, auch fanden sie zwei Gräber. Aber eine schriftliche Nachricht, aus welcher man ersehen hätte, wann Franklin diese Stelle verlassen und wohin er sich gewendet hat, konnte man nicht entdecken. Forsyth brachte die Kunde von der Entdeckung der ersten Spuren der verschollenen Expedition nach England. Diese Kunde flößte neue Hoffnungen ein. Lady Franklin schickte sogleich auf ihrem Schiffe den Kapitän Kennedy aus, um besonders die Gestade der Prinzregents-Einfahrt zu untersuchen. Sie hatte, wie es sich nachher herausstellte, eine wunderbare Ahnung in Bezug auf die Gegenden, in welchen man die Vermißten hätte suchen sollen. Leider konnte Kennedy ebenso wenig wie Forsyth seine Aufgabe lösen. M'Clure sollte stets in Verbindung mit Collinson bleiben, aber der letztere war auf seinem schneller fahrenden Schiffe vorausgeeilt, und hinterließ jenem den Auftrag, daß er, wenn er ihm nicht nachfolgen könne, in der Behringsstraße oder in einem südlichern Hafen überwintern möge. M'Clure war ein Irländer, er hatte an der letzten gefährlichen Expedition des James Roß theilgenommen und hegte großartige Pläne, als er sich Collinson zugesellte. Er hatte durchaus keine Lust, den Winter unthätig zuzubringen. Auf einem kürzern, obgleich gefährlicheren Wege eilte er dem Collinson in die Behringsstraße nach, kam ihm zuvor, segelte bei der Kotzebuebucht und bei dem Kap Lisburne vorbei. Hier traf er den Kapitän Kellett, der auf dem Schiffe „Herald" dahin zur Aufsicht beordert worden war. Kellet untersuchte das Schiff M'Clure's; er fand Alles in der besten Ordnung, die Mannschaft war für das Unternehmen begeistert; sie hatten die ersten Eismassen mit Freude begrüßt. Kellett willigte demnach ein, daß M'Clure ohne Collinson seine Reise fortsetze, obgleich er nicht solch' sanguinische Hoffnungen hegte, wie M'Clure, der schon vor seiner Abreise und in spätern Briefen an die Admiralität die sichere Hoffnung ausgesprochen hatte, entweder Franklin's Expedition oder die seit Jahrhunderten gesuchte nordwestliche Durchfahrt aufzufinden. Kellet stellte noch an den weitersegelnden M'Clure mittelst Signalen die Frage: Ob es nicht gerathen wäre, noch ein paar

Digitized by Google

Tage zu warten? — „Ich habe eine wichtige Pflicht, ich kann nicht warten, ich gehe auf meine eigene Verantwortung!“ Diese Antwort gab M'Clure und fuhr weiter. Er wäre gerne in nordöstlicher Richtung direkt nach dem Banks-lande zu gesteuert, welches Parry auf seiner Expedition von 1819 gesehen hatte. Die Eismassen vereitelten aber alle seine Anstrengungen, und er mußte in dem schmalen Kanal bleiben, welcher sich den amerikanischen Nordküsten entlang nach Osten erstreckte.

Am 6. September erreichte M'Clure das Kap Parry; von hier aus sah er nach Norden und Nordosten ein hohes Land; er steuerte sofort auf dasselbe zu. An der westlichen Küste dieses Landes traf er undurchdringliche Eismassen, an der östlichen Seite desselben aber zeigte sich ein offener Kanal. M'Clure folgte diesem Kanal und kam so in eine Meerenge, welche er Prinz Wales-Straße nannte. Das westlich davon gelegene Land nannte er Baringsland, denn damals wußte er noch nicht, daß es das von Parry bereits 1819 entdeckte Banksland sei, das östliche nannte er Prinz Albert-Land. Er hatte bereits die Ahnung, daß diese Straße mit dem Melville-Sund, der Barrowstraße und dem Lancaster-Sund, welche in die Baffinsbay führen, in Verbindung steht, und suchte je eher die nördliche Mündung derselben zu erreichen. Er war schon ganz nahe am Ziele; da trat ein plötzlicher Wechsel der Witterung ein und die Eismassen hinderten jedes weitere Vordringen. Er mußte mitten im Eise der Straße überwintern. Am 10. Oktober machte M'Clure mit einigen Reisegefährten einen Ausflug, um die Mündung der Straße zu untersuchen. Er überzeugte sich nun, daß sie wirklich mit dem Melville-Sund in Verbindung steht. So war denn endlich die „nordwestliche Durchfahrt“ entdeckt. Erfreut über die glückliche Entdeckung und beseelt von der Hoffnung, im Sommer durch die Barrowstraße nach England zu segeln, verbrachten M'Clure und seine Gefährten den schrecklichen Winter mit gehobener Stimmung. Am 10. Juni des folgenden Jahres begann das Eis in der Meerenge unruhig zu werden. Das Schiff jedoch konnte erst am 15. August aus den Eismassen befreit werden. M'Clure suchte nun nach Norden vorzudringen, um in die Barrowstraße zu gelangen, er konnte aber seinen Zweck nicht erreichen. Nach vergeblichen Anstrengungen wendete er sein Schiff um und fuhr nach Süden. Er wollte das Banksland umsegeln. Mit großer Gefahr fuhr er den westlichen Küsten entlang und umsegelte endlich auch die nordwestliche Spitze desselben. So kam er in die Banksstraße; den Melville-Sund konnte er jedoch nicht erreichen. Ungeheure Eismassen umlagerten sein Schiff und nur mit Mühe konnte er eine Bucht an der nördlichen Küste des Bankslandes erreichen. In dieser „Mercybay“ mußte er überwintern. Der zweite Winter war schon viel trauriger als der erste. Die Vorräthe nahmen ab und die Mannschaft war niedergeschlagen und ermattet. Nur die Hoffnung, im nächsten Sommer befreit zu werden, hielt sie noch aufrecht. Am 11. April 1852 brach M'Clure auf, um den durch Parry berühmt gewordenen Winterhafen der Melville-Insel aufzusuchen. Er fand daselbst einen Cairn und eine schriftliche Nachricht, welche von M'Clintock niedergelegt worden war. Unter demselben Steinhaufen (Cairn) ließ auch er einen Bericht über die von ihm gemachte Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt und über die Lage seines Winterhafens zurück.

Auf seinem Schiffe in der Mercybay gestalteten sich die Verhältnisse immer trauriger. Das Schiff blieb eingefroren, und man mußte noch einen Winter daselbst zubringen. Der dritte Winter war mit noch größeren Leiden und Entbehrungen verbunden als die früheren. Die Meisten litten an Skorbut oder anderen gefährlichen Krankheiten. Da kam eine unerwartete Rettung. Lieutenant Pim, welcher vom Kapitän Kellett, dem Befehlshaber des Schiffes „Resolute“, ausgesendet worden war, hatte glücklicher Weise M'Clure's Bericht bei dem Winterhafen auf Melvilles Insel gefunden und brachte nun Rettung. Wäre er ein paar Tage später gekommen, so hätte er schon nur einen Theil der Mannschaft bei dem Schiffe gefunden. Die Anderen wären schon auf dem Wege gewesen, nicht in die Heimath, sondern in's Grab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen fern vom Heimathlande.

Eine Rundschau.

(Fortsetzung.)

III.

In jeder größeren Stadt Englands finden wir deutsche Kolonien; es ist dies durch die engen Handelsbeziehungen beider Länder zur Genüge erklärt. Die Anzahl der in London lebenden Deutschen wird sehr verschieden angegeben; meist sind es tüchtige Kaufleute und Handwerker, zu denen sich im letzten Jahrzehnt noch das eigenthümliche Element der politischen Flüchtlinge gesellt hat, unter denen Freiligrath, Gottfried Kinckel, und Karl Blind die hervorragendste Rolle spielen. Trotz der ungeheuren Entfernungen, welche in London die Menschen von einander trennen, haben es unsere Landsleute doch verstanden, ihr echt deutsches Vereinsleben auf den fremden Boden zu verpflanzen und es gedeiht kräftig. Unter den politischen Vereinen erwähnen wir den Verein „Deutsche Einheit und Freiheit“ und einen Zweigverein des Nationalvereins, die beide doch jedenfalls beweisen — man mag mit ihren Anschauungen übereinstimmen oder nicht — daß die Liebe zum alten Vaterland und der Wunsch für dessen Einigung unter den Londoner Deutschen genährt werden. An verschiedenen deutschen Gesangvereinen (Londoner Gesangverein, Islington-Gesangverein, Harmonie, Bund deutscher Männer, Concordia) fehlt es eben so wenig, wie an einem deutschen Arbeiterbildungsverein und dem blühenden Turnverein. Als in diesem Jahre der letztere sein Stiftungsfest im Sydenhamer Krystallpalaste feierte, bei dem sich 15,000 Menschen einfanden; galt es ein prächtiges, schwarz-roth-goldenes Banner einzuweihen. Der Turnwarth aber erklärte bei der Einweihungsrede: daß man im Auslande einen deutschen Verein gebildet habe, echt deutsch nach Außen und Innen, um treu zu halten an dem, was man vom fernen Vaterland ererbt habe.

Reist man von der Grenze des Kassubenlandes durch die sandigen oder die fruchtbaren Ebenen Niederdeutschlands über den herrlichen Rheinstrom hinüber, durch die nördlichen Theile Belgiens bis nach Dünkirchen in Frankreich, vermeidet die großen Städte und redet nur mit den niederdeutschen Bauern in ihrer sassischen Sprache, so wird mancher

Digitized by Google

erstaunen, auf dieser ganzen Strecke nur eine und dieselbe Sprache zu vernehmen. Und doch, wenn man hinter Aachen ankommt, oder da, wo Vater Rhein breit und getheilt in die niederländischen Marken einbricht, findet man eine politische Grenze, die uns sagt: finis Germaniae. Jenseits aber ist der Bauer, der Marschbewohner, der Seemann ganz derselbe, wie hüben an den fruchtbaren Mündungen der Elbe, Weser, Jahde oder Ems, nur der Städter spricht statt hochdeutsch seine batavische oder flämische Mundart, die auch zugleich Schriftsprache ist. Jene alten Westerlinge, einst eine kräftige, seetüchtige Vorburg Deutschlands, sind nun auch seit langem von uns abgerissen, doch nicht geistig entfremdet. Und so fühlen denn die Deutschen, die unter ihnen leben, sich auch dort heimisch. Wärmere Herzen für deutsche Bildung und Kultur schlagen wohl an wenig Orten, wie in den flämischen Provinzen; man begreift dort den geistigen Rückhalt, den man an Deutschland hat, mehr wie anderwärts, zumal gegenüber dem Romanenthum, das in Belgien mit dem Germanenthum zusammentrifft. (Nach einigen Forschern sind auch die Südbelgier, die Wallonen, romanisirte Germanen.) Ganz so heimisch wie in Belgien fühlt sich der Deutsche in Holland nicht; er schließt sich dort mehr für sich ab; in Rotterdam besteht die Gesellschaft Germania, in Amsterdam ist ein eigenes deutsches Theater.

Wir kommen auf unserer Wanderung nach Frankreich. Das Elsaß — warum zittert die Feder, wenn sie den Namen niederschreibt? — das Elsaß war noch vor zweihundert Jahren ganz deutsch. Seit der vierzehnte Ludwig von Frankreich es wagte, durch schnöden Bubenstreich das Elsaß und zuletzt Straßburg der Ohnmacht des Reichs zu entreißen, seitdem hat dort deutsche Art und Sitte schwere Einbuße erlitten. In der Landschaft, in der Otfried seine Evangelienharmonie dichtete, in der Gottfried von Straßburg sang, in der Geiler von Kaisersberg predigte und als ewiges Wahrzeichen der Großartigkeit deutscher Baukunst der herrliche Münster Erwins von Steinbach gegen Himmel ragt, hat sich viel wälsches Wesen eingedrängt. Aber es ist nur ein französischer Lack, der auf den alemannischen Städtebewohnern haftet, der Kern des Landvolks ist deutsch geblieben, denn in Sitte, Gemüth und Hauswesen schlägt das Deutschthum gewaltig vor. Aber schon Ludwig Philipp und nun vor Allem der dritte Napoleon arbeiteten daran, das deutsche Wesen aus Kirche und Schule zu verdrängen. Und so kommt es, daß, wenn man jetzt einen Elsasser oder Deutschlothringer fragt, ob er wieder zum alten Stammlande gehören möchte, die Antwort verneinend ausfällt, da er trotz aller Mängel und Gebrechen Frankreichs lieber einem politisch mächtigen Staat als dem zerfahrenen Deutschland angehören will. Was bleibt uns da übrig? Wir bauen auf die Zukunft und sprechen mit Göthe:

> Es nimmt ein Kind der Mutter Brust
> Nicht gleich im Anfang willig an,
> Doch später nährt es sich mit Lust.

In Singen und Sagen, in Geist und Körper ist der Elsäßer aber noch immer urdeutsch und in der neuesten Zeit haben sich einige Regungen gezeigt, daß die Liebe zum alten Mutterlande nicht ganz erloschen sei. Die Lieder, welche die Dichter Stöber und Otte (Pseudonym für G. Zetter) dort singen, sind voll deutscher Kraft und Gemüthlichkeit. — In Paris leben 50,000 Deutsche, die sich großentheils ihren nationalen Halt bewahrt haben. Deutsche Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten erfreuen sich einer ersprießlichen Unterstützung selbst von Seiten der deutschen Regierungen und das von Frau Schuselka-Brüning geleitete deutsche Theater hat einen festen Bestand gewonnen. Hier, sowie in vielen Orten, trug auch namentlich die Schillerfeier zum festern Aneinanderschließen der Deutschen bei. Deutsche Gesangvereine gibt es jetzt vier in der großen Seinestadt und in Lyon wird die deutsche Musik in dem Verein „Cäcilia" gepflegt. Die Gesammtzahl der in Frankreich lebenden Deutschen, einschließlich Elsaß und Deutschlothringen, wird auf $1^3/_4$ Millionen angegeben.

In Spanien und Portugal finden wir verhältnißmäßig wenig Deutsche. Von den Völkerstämmen der Gothen und Vandalen, die einst die iberische Halbinsel überschwemmten, ist nichts übrig geblieben; von den Vandalen nur der Name Andalusia. Später in der Sierra Morena angesiedelte Deutsche gehen ihrem gänzlichen Verfall entgegen. In Oporto sind die dort lebenden Deutschen rühmlich hervorzuheben. Ihre Zahl beträgt kaum hundert und doch haben sie sich eine eigene deutsche Schule gegründet, um ihre Kinder dem Deutschthum nicht zu entfremden.

Seit der Hohenstaufenzeit zieht ein unnennbares Sehnen den Deutschen fort und fort nach dem schönen, trügerischen Italien. Dort blutete der jugendliche Konradin auf dem Schaffot, dort saß Enzio gefangen; nie kam uns Heil und Segen von dort, nur Krieg und Verwirrung. Aber der classische Boden mit dem blauen, heiteren Himmel behält für uns seine alte Anziehungskraft und abgesehen von den alljährlich zu Tausenden hinziehenden deutschen Touristen, finden wir in den großen Städten viele Deutsche ansässig. In Rom haben die deutschen Künstler einen guten Namen; wo Meister wie Cornelius und Overbeck an der Spitze stehen, da ist für die Achtung vor unserer Nation gesorgt. Als vorzugsweiser Sitz der Deutschen in Italien ist aber Neapel zu betrachten, dessen deutsche Kolonie jetzt schon gegen 10,000 Seelen zählt. Sie haben sogar auf das Leben dort in gewisser Beziehung abändernd eingewirkt. Sie z. B. führten die Kartoffeln ein, die jetzt einen Hauptbestandtheil der Nahrung des niederen Volkes ausmachen; ferner gedeihen fünf große deutsche Bierbrauereien trefflich, die in zahlreichen Bierstuben (birrerie) in jenem „Weinlande" das deutsche Nationalgetränk absetzen. Unter dem besonderen Schutze des Königs von Preußen steht die deutsche protestantische Schule und Kirche, während die Katholiken sich dort leider noch keine deutsche Schule errichtet haben. Ein deutscher Gesangverein besteht seit 1854 in Neapel, eben so eine deutsche Gondelgesellschaft, die stets unter deutscher Flagge fährt. Dort sind unsere Landsleute auch die Einzigen, welche die Naturschönheiten und classische Umgebung mehr zu würdigen wissen, als die Einheimischen selbst; die herrlichsten Punkte bei Neapel sind mit Villen besetzt, welche Deutschen gehören.

In Griechenland gab es in den dreißiger Jahren eine deutsche Kolonie, meist aus Bayern bestehend, die ihren Sitz in Athen hatte. Damals war die wahnwitzige Schwärmerei für Polaken und Pseudohellenen in Deutschland Mode. Michel dachte nur an die „edlen" Polen, an die „Abkömmlinge" von Leonidas und Pausanias, er sammelte Geld für sie, die Frauen zupften Charpie, die Philhellenen bluteten auf den Schlachtfeldern und sangen „Griechenlieder". Ein deutscher Königssohn nahm den griechischen Thron ein, ihm folgten viele Bayern, welche die ersten Elemente der Kultur

Digitized by Google

nach dem graekoslavischen Reiche trugen. Als der Mohr seine Schuldigkeit gethan, konnte er gehen; man verjagte die Bayern. Warum denken deutsche Gefühlspinsel noch von Fremden Dank zu erhalten, warum denken sie nicht allein an sich und die Heimath?

In Konstantinopel finden wir eine blühende große deutsche Kolonie, die durch ihr einmüthiges Zusammenhalten die Bewunderung aller dort ansässigen fremden Nationen erregt. Meistens gehören die Deutschen hier nach Geburt und Erziehung dem mittleren Bürgerstande an. Der Verein Teutonia, ihr Sammelpunkt, gibt von Zeit zu Zeit theatralische Vorstellungen, ja, man denkt sogar daran, eine ständige deutsche Bühne zu errichten. Auch der Nationalverein hat einen Zweigverein in Konstantinopel und in dem auf jonischem Boden liegenden Smyrna besteht eine „deutsche Liedertafel“.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Dinstag, 6. Jan. „Der Wildschütz“, komische Oper von Lorzing. Nächst Czar und Zimmermann wohl die bekannteste und beliebteste Arbeit des Meisters, musikalisch weniger bedeutend, als die erstgenannte Oper, jedoch immerhin noch schätzenswerth. Das Sujet ist dem frivolen Lustspiele „der Rehbock“ von Kotzebue entnommen, also piquant und wirksam; dabei ist die Bearbeitung wirklich geschickt zu nennen. — Zum Erfolge trug die gute Aufführung das Meiste bei. — Hr. Schiffbenker (Baculus), zu dessen Benefize die Oper gegeben wurde, bewährte sich wieder als das vorzügliche Mitglied, welches wir konsequent in ihm zu schätzen wissen. Sein Gesang war, wie immer, tadellos, sein Vortrag deutlich und sein Spiel voll Geschmack und Humor. Daß ihm der verdiente Beifall geworden ist, kann man sich denken. — Hr. Ueberhorst (Graf) war ganz vorzüglich. Er sang, namentlich die große Nummer im 3. Akte mit Glück, und entfaltete eine Natürlichkeit des Spiels, welche uns geradezu liebenswürdig vorkam. — Frln. Anstensen (Baronin) sang gut, spielte besser, am besten sah sie aus. Reicher Beifall war ihr Lohn. — Köstlich, wie wir es gewöhnt sind, war Hr. Denzin (Pankratius), der seine Episode zu einer Rolle erhob. — Hr. Dalfi (Kronthal) war gut bei Stimme, sang rein und kräftig, scheint sich aber im Hauskleide nicht gerne zu bewegen. — Frln. Schmidt (Gretchen) spielte und sang gut. — Die Ensembles und Chöre sind meist zu loben; das Quartett: „schuldig sind wir Alle“ ging sehr gut und zeichnete sich durch seine Nuancè aus. — Die Vorstellung fand allgemeine Anerkennung und am Schlusse rief man Alle, wie sie es verdient hatten! —

Mittwoch, 7. Jan. „Der Kaufmann von Venedig“, Schauspiel in 4 Akten von Shakespeare, übersetzt von A. W. Schlegel. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Donnerstag, den 8. Jan. „Das Nachtlager in Granada,“ romantische Oper, Musik von Kreutzer. Es ist erstaunlich, wie viele Leute wohlthätig sein können, wenn man ihnen dafür Vergnügen macht. Die Oper wurde zum Besten der hiesigen Stadtarmen gegeben und zog eine Masse an, wie man sie gerade heute nicht vermuthet hätte. Das Werk verdient übrigens, daß man es gerne hört, denn es ist schöne, gediegene Musik, lieblich, aber deswegen nicht gewöhnlich. Die Musik allein hilft auch über die magere Handlung der Oper hinweg und wirkt also recht für sich. — Die Aufführung kann als eine ziemlich gelungene bezeichnet werden. Zwar fehlte es den Chören an der erforderlichen Nüance, aber sie gingen in der Hauptsache; das Orchester leistete sehr Rühmliches, namentlich ist das Violin-Solo erwähnenswerth, von den Ensembles gefiel uns besonders das im Finale des 2. Aktes. Hr. Ueberhorst (Jäger) spielte, wie immer, sehr ausdrucksvoll und sang rein, auch mit der ihm möglichsten Weichheit. Einzelne Stellen gelangen ganz vorzüglich. — Hr. Dalfy (Gomez) war gut bei Stimme und wirkte verdienstlich. — Frln. Anstensen (Gabriele) sang weder rein, noch sicher genug. Auch fehlte das Elegische, welches einen Hauptreiz dieser Partie ausmacht. Damit soll nicht gesagt sein, daß uns diese junge Dame nicht so gut gefalle, wie andern Leuten auch. Aber wir sind einmal verpflichtet, uns mehr vom Gehör als vom Gesicht leiten zu lassen und dürfen also nicht verschweigen, daß es sich so verhalte. Frln. Anstensen ist noch so jung, daß die beregten Mängel sich bei fortgesetztem Streben wohl beseitigen lassen. — Das Publikum war im Allgemeinen sehr freundlich; doch kam der Segen meist von oben.

Freitag, 9. Januar. „Ich bleibe ledig“, Lustspiel, frei nach dem Italienischen des Alberto Rota von Karl Blum. — Eine herzlich unbedeutende Komödie, an welcher selbst die Kürze noch um ein Erkleckliches zu lang ist. Das Lustspiel kann nur unter besondern Voraussetzungen unterhalten, von welchen heute keine gegeben war. Man that zwar, was man konnte, ohne jedoch die schwache Arbeit recht genießbar machen zu können. — Hr. Denzin (v. Biberstein) war recht ergötzlich; die Partie ist aber an und für sich zu breit. Frln. Wagner (Caroline) war im Examen brav, auch sonst vom besten Willen. Hr. Köfert (Ludwig) macht Fortschritte, was wir mit Vergnügen bemerkten. Frln. Schütz (Katharina) verdient ebenfalls lobende Erwähnung. Hr. Schutze (v. Rautenkranz) ging öfters über die Gränze des Lustspiels hinaus, namentlich im 3. Akte bei der Trennung der Geliebten. Hr. Golden (Gustav) war zu kalt, zu steif. Frln. Fischer (Sabine) muß als Anfängerin vorsichtiger sprechen, daher lieber langsamer, als undeutlich. Das viele Kopfnicken und mit den Augen spielen ist für sehr jugendliche Darstellerinnen auch nicht zu empfehlen, weil durch derartige Nebendinge die Aufmerksamkeit am rechten Orte abgeht. Wir sagen dies, weil Frln. Fischer jung genug ist, um sich fehlerhafter Anlagen zu entwöhnen. — Der Total-Eindruck der Vorstellung war sehr schläfrig. —t—

Es gereicht uns zum Vergnügen, unsern verehrten Lesern bekannt geben zu können, daß wir demnächst mit dem Abdrucke einer interessanten Original-Novelle beginnen werden, welche uns von einer der besten deutschen Schriftstellerinnen zur Verfügung gestellt worden ist.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 4. Mittwoch den 14. Januar **1863.**

+ Die Polarreisen.

Von J. Hunfalvy, Mitglied der ungarischen Akademie.

(Schluß.)

IV.

Die britische Regierung scheute kein Opfer, welches zur Rettung Franklin's und seiner Gefährten erforderlich schien. Im Jahre 1852 rüstete sie eine noch größere Expedition aus, als die früheren waren. Kapitän Belcher leitete diese Expedition, ihm schlossen sich die tüchtigsten Polarreisenden an, wie Kellett, Osborn, M'Clintock, Pullen und Andere. Sie durchforschten den ganzen Parry-Archipel, d. h. die Inseln, welche nordwärts vom Lancaster- und Melvillesund liegen, fanden aber nirgends eine Spur von Franklin. Da kam plötzlich die Kunde nach England, daß ein Amerikaner, Dr. Rae, die Spuren von Franklins Expedition in einer viel südlicheren Gegend, an den nördlichen Gestaden des amerikanischen Kontinents und auf dem Boothialande entdeckt habe. Dr. Rae durchforschte seit 1851 die Küsten des Viktorian und Boothialandes, und dort erzählten ihm die Eskimos, daß sie vor einigen Jahren gegen 40 Europäer mit einem Schlittenboote nach Süden wandern sahen, und einige Wochen nachher 35 Leichen von Europäern in der Nähe eines großen Flusses und auf einer Insel fanden. Dr. Rae tauschte von ihnen zugleich verschiedene Gegenstände ein, die unzweifelhaft von Franklin's Expedition herrührten, indem die silbernen Löffel und Gabeln u. s. w. theils mit den Namensbuchstaben, theils mit den Wappen der Mitglieder dieser Expedition bezeichnet waren. Er kam selbst nach London und brachte diese Gegenstände mit. Eine nähere Auskunft über das Schicksal der Unglücklichen vermochten jedoch weder er noch der später absegelnde Andersson zu geben. Es erhoben sich daher gewichtige Stimmen, welche die britische Regierung um die Ausrüstung noch einer Expedition angingen. Auch Lady Franklin bot alles auf, um die Regierung zur Vollendung des Werkes, welches sie begonnen hatte, zu bewegen. Die Regierung zog die Sache in die Länge und gab endlich im April 1857 die positive Erklärung ab, daß sie nicht gesonnen sei, eine neue Expedition auszusenden.

Die „edle Wittwe", so nannte man Lady Franklin seit den Berichten von Dr. Rae, — gab jedoch ihre Sache nicht auf. Sie rüstete den Schraubendampfer „Fox" auf eigene Kosten aus, und wurde sowohl von Privaten als auch von der Regierung in ausgiebiger Weise unterstützt. M'Clintock leitete die neue Expedition. Am 1. Juli 1857 verließ er England. Im nächsten Frühling stellte er auf der Beechey-Insel das Monument auf, welches Lady Franklin mitgeschickt hatte, dann wandte er sich nach Süden und drang in die Prinz-Regentenstraße ein. An der nordöstlichen Ecke des Boothialandes brachte er den zweiten Winter zu. Er und seine Gefährten fanden bei den Eskimos verschiedene Gegenstände von Franklin's Expedition. Auf König-Wilhelmsland fanden sie endlich eine europäische Leiche und einen Haufen Kleider, dann einen Steinhaufen und darunter einen schriftlichen Bericht, endlich ein großes Boot mit zwei europäischen Leichen, Kleidungsstücken und allerlei Geräthen. Die aufgefundene Schrift enthielt zwei Berichte, den einen hatte Lieutenant Graham Gore, den anderen Kapitän Crozier und James Fitzjames geschrieben. Aus diesen Berichten ging hervor, daß Franklin im ersten Jahre seiner Expedition den Wellington-Kanal hinauf weit nach Norden gesteuert, dann zurückgekehrt sei, und auf der Beechey-Insel überwintert habe. Von hier wendete er sich nach Süden und kam in die Nähe des König-Wilhelmslandes. Hier froren die Schiffe am 12. September 1846 ein, und konnten auch nicht mehr befreit werden. Franklin war am 28. Mai 1847 gestorben. Kapitän Crozier folgte ihm als Befehlshaber der Expedition.

Warum suchte man aber mit solcher Beharrlichkeit einen Weg nach Ostindien in den Polargegenden, da man doch schon seit lange zwei andere Seewege kannte? Weil der kürzere Weg stets dem längern vorgezogen wird, und weil ein Weg in nordwestlicher Richtung an den nördlichen Küsten Amerikas um sehr vieles kürzer wäre, als der um die Südspitzen Afrikas und Amerikas herum. Nachdem man sich nun überzeugt hat, daß es im Norden Amerikas zwar mehrere „Durchfahrten" gebe, von denen jedoch keine praktikabel ist, so suchte man auf andere Weise den Weg nach Ostasien und Indien abzukürzen und zu erleichtern. Welche Resultate hatten nun aber die Polarreisen? Die Wissenschaften, namentlich aber die Geographie, Ethnographie und die gesammten Naturwissenschaften erhielten durch dieselben eine ungemeine Bereicherung. Und das ist schon Etwas, wofür der Mensch auch sein Leben dransetzen mag. Denn die Wissenschaft bildet ja doch die Grundlage auch des praktischen Lebens, besonders die Naturwissenschaften sind mit demselben auf's Innigste verknüpft. — Wenn ferner die britische Marine alle andern übertrifft, so mag sie dieses zum Theil der praktischen Schule zu verdanken haben, welche ihr die Polarreisen gewährten. Wenn ein Seevolk sich scheut, gefährliche Entdeckungsreisen zu machen, so hat es keine eigentliche Marine, dies beweist

Digitized by Google

die Geschichte. Die Nation aber, deren Söhne zuerst aus materiellen, dann mehr aus geistigen und humanistischen Gründen Jahrhunderte lang gefährliche Seereisen wagen, wird groß und mächtig sein und auch dort nützliche Früchte ernten, wo sonst der kühle Hauch der Schlaffheit und Gleichgiltigkeit Alles vernichtet.

Die Deutschen fern vom Heimathlande.

Eine Rundschau.

(Schluß.)

IV.

Wir verlassen die Deutschen Europas und schauen uns weiter um, nach jenen, die in fremden Erdtheilen wohnen. Das heiße *Afrika* hat den Europäern bis jetzt nur gestattet, sich an den Küsten seiner ungegliederten Ländermasse niederzulassen, an eine Kolonisation des Inneren durch weiße Menschen ist wohl nie zu denken; hier hat die Natur einen Riegel vorgeschoben. Im Ganzen sind in diesem Erdtheil die wenigsten Deutschen angesiedelt; im alten Kulturlande der Pharaonen finden wir zu Kairo viele unserer Landsleute; mehr als 6000 wohnen auf dem mörderischen Boden *Algiers*, dort, wo auf zwei Geburten drei Sterbefälle kommen. Frankreich kann diese Kolonie nur mit großen Geldopfern unterhalten; einmal ist hieran das Klima, und dann die Untüchtigkeit der Franzosen zur Kolonisation überhaupt schuld. So wandte man sich denn an die Deutschen. Vor der Auswanderung dorthin kann unsere Presse nicht genug warnen. Schon einmal bewohnten die germanischen Vandalen zur Zeit der Völkerwanderung jene Gegenden — sie sind spurlos verschwunden; einige blonde blauäugige Stämme der Kabylen im Atlasgebirge hat man als ihre Abkömmlinge angesehen. Das Land der Schwarzen, der Wüsten, der Menschenopfer, der ungeheuren Seen und Ströme ist von jeher ein Anziehungspunkt für deutsche Forschungsreisende gewesen, aber auch zugleich ein Kirchhof.

Unter allen europäischen Entdeckungsreisenden, die jenen großen Erdtheil durchkreuzten und dessen Kenntniß uns vermittelten, stehen die *Deutschen in erster Linie* da, dann erst kommen Engländer und Portugiesen.

Wir begnügen uns, als unserem Zwecke ferner stehend, nur die lange Reihe jener deutschen Männer aufzuführen, welche kühner wie die tapfersten Krieger, tagtäglich dem Tode ins Auge schauten, um die Wissenschaft zu bereichern. Ihr Grab in Afrika fanden auf den Forschungsreisen: Hornemann (1800), Röntjen (1809), Kummer (1816), Burkhart (1817), Hemprich und Liman (1820), Vogel aus Bonn (1842) und im letzten Jahrzehend allein folgende eilf: Overweg, Reitz, Schönlein, Knoblecher, von Neimanns, Bierthaler, Eduard Vogel (?), Roscher, von Barnim, Bilharz, von Harnier. Nach unendlichen Mühen und Drangsalen kehrten lebend heim: Russegger, Ehrenberg, Lichtenstein, Rüppel, Lepsius, Brugsch, Werne, Krapf, Rebmann, Erhardt, Schimper, Bastian, Brehm, v. d. Decken, Barth und gegenwärtig befinden sich noch auf Reisen: v. Beurmann, v. Heuglin und Munzinger. Fürwahr, das ist ein stattliches Heer von guten Namen, auf die jede Nation stolz sein könnte!

Auch *Asien* beherbergt nur wenige Deutsche. Dort sind uns andere Völker, zumal die Engländer, Holländer und Portugiesen zuvorgekommen. Aber wo die deutschen Kaufleute in den großen Handelsorten dichter angesiedelt sind, wie in Singapore, Hongkong, Shanghai u. s. w., erfreuen sie sich eines ganz besonders ehrenhaften Rufes, den sie hauptsächlich ihrer Redlichkeit im Geschäfte zu verdanken haben. Leider sind sie dort gänzlich schutzlos und haben namentlich in China viel zu leiden gehabt; auch dort fehlt ihnen eine Kriegsflotte zur Seite. Wie groß war daher die Freude der Deutschen in jenen Landen, als in jüngster Zeit dort die deutschen Kriegsschiffe der preußischen Expedition nach Japan unter Graf Eulenburg und die österreichische Fregatte Novara erschienen! Ein herzlicherer Empfang als dort ward diesen auf der ganzen Reise nirgends bereitet. Nicht unerwähnt wollen wir es lassen, daß in den ostasiatischen Gewässern ein sehr großer Theil der Küstenschifffahrt in deutschen, namentlich hanseatischen Händen, ist. Die Sicherheit und Tüchtigkeit der deutschen Kauffahrer und Kapitäne ist dort von jeher anerkannt gewesen.

Der jüngste Erdtheil *Australien* ist in vielfacher Beziehung mit Amerika in die Schranken getreten und ein bedeutender Strom germanischer Auswanderung hat sich dorthin ergossen. Und die Deutschen nehmen unter ihnen nicht den geringsten Rang ein und tragen wesentlich zum Aufblühen Australiens mit bei. In Neusüdwales, in Viktoria und Südaustralien sind sie mit Engländern zugleich angesiedelt, halten aber fest an Sitte und Sprache des alten Vaterlandes. Bereits erscheinen auf jenem Kontinente fünf deutsche Zeitungen und überall, besonders in Melbourne, Tanunda, Castlemaine, Marybouraugh und Back Creek haben sie Turnvereine und Liedertafeln gegründet. Am Weihnachtstage des verflossenen Jahres überreichten die Deutschen Adelaide's dem Gouverneur eine Adresse als Zeichen ihrer Zuneigung; ein stattlicher Zug von Fackelträgern, gefolgt von der Liedertafel, begab sich zum Palaste des Hrn. Graves Macdonell. Aus seiner Antwort geben wir hier einige die Stellung der Deutschen bezeichnende Sätze, *welche sich auch gewisse Leute hier bei uns merken mögen, die freilich nichts lernen wollen.* Der Gouverneur sagte: „Ich würde den Pflichten meiner Stellung schlecht nachkommen, hätte ich nicht als einen werthvollen Theil unserer Bevölkerung Ansiedler willkommen geheißen, die so ordnungsliebend und so fleißig sind, dem Wohlstande so rasch entgegen gehen, wie unsere Deutschen. Sie sind aus eigenen Mitteln hierher gekommen und haben sehr wesentlich und bedeutend zur Entwicklung der Hilfsquellen dieser Kolonie mitgewirkt. Ich kann aus eigener Anschauung bestätigen, daß in *keinem* Bezirk dieser Kolonie Gesetz und Ordnung *mehr* geachtet werden, als in denen, wo sich die dichteste deutsche Bevölkerung befindet. Es macht mich deshalb glücklich, daß so viele Deutsche sich hier einen Wohlstand gegründet haben und diese Thatsache kann ich nicht in Zweifel ziehen, seitdem ich gesehen, welchen Schmuck in unseren Ackerbaubezirken die zahlreichen, behaglichen und behäbigen Höfe der Deutschen bilden. Ich gebe mit Freuden mein Zeugniß ab für den *ausgezeichneten Charakter* unserer deutschen Bevölkerung. Wenn es mir große Genugthuung gewährt, ihr den Weg zu größeren politischen Rechten zu eröffnen, als sie daheim besaß, so habe ich doch die Deutschen, wie jeden anderen Kolonisten, nur als Südaustralier betrachtet. Aber damit ist nicht gesagt, daß man

Digitized by Google

alte Bande und geheiligte Erinnerungen beziehe und aufgebe." Vom Balkon herab hob der Gouverneur hervor, daß die Energie der Angelsachsen aus Deutschlands Wäldern stamme. Darauf sang die Liedertafel: „Hört ihr das mächtige Klingen" und schloß mit Arndt's Vaterlandslied. (Vergleiche Globus II. 88.)

Das stille Weltmeer und seine Inselgruppen haben nur an einem Punkte eine deutsche Kolonie aufzuweisen. In Honolulu auf den Sandwichsinseln besteht ein deutscher Klub*), welcher im Jahre 1859 die Schillerfeier festlich beging.

Wir gelangen zum Schlusse unserer Wanderung. In Amerika finden wir die bedeutendsten deutschen Ansiedlungen, hier haben unsere Brüder das größte in der Kolonisationsarbeit geleistet, hieher sind sie am massenhaftesten geströmt. Man mag den ungeheuren Kontinent seiner ganzen Länge nach von den Hudsonsbailändern bis nach Patagonien im Süden durchwandern — man trifft auf deutsche Ansiedelungen, welche gedeihen. In der alten, jetzt in Verfall begriffenen Union wohnen fünf Millionen unserer Landsleute; wie sie sich dort als Deutsche befinden und was sie geleistet haben, werden wir ein anderes Mal erzählen. Aber durch Alle dort geht ein einmüthiger Zug. Von Neu-Englands felsigen Gestaden bis zum mexikanischen Golfe, vom atlantischen Weltmeere durch die fruchtbaren Ebenen des Westens bis zu dem jenseits des großen Felsengebirges liegenden kalifornischen Goldlande wohnen sie, wohnen sie mit deutschem Bewußtsein, sind sie in weiter Ferne vom deutschen Vaterlande die kräftigen Träger deutschen Geistes, die trotz dem nothwendiger Weise dem materiellen Schaffen zugewandten Treiben, die Begeisterung für das Gute, Wahre und Schöne nicht erkalten lassen. Es stehen von ihnen jetzt 60,000 in der Unionsarmee, die Kerntruppen derselben unter den tüchtigsten Führern.

So sehen wir den Deutschen über den ganzen Erdball verbreitet. Vermöge seiner Vielseitigkeit und Zähigkeit kommt er auch da fort, wo andere zu Grunde gehen, er ist, wo er auch hinkam, ein gern gesehener Arbeiter gewesen, der sich Wohlstand und Achtung erwarb. Wenn er auch, wie z. B. gerade in der Union, ein treuer Bürger seiner neuen Heimath ward, so hat er doch nicht die Liebe und Anhänglichkeit an die alte vergessen. Und daß ist es gewesen, was hier hauptsächlich hat gezeigt werden sollen. Auch in der Ferne halten unsre Brüder fest am theuren deutschen Vaterland.

Das hiesige Theater.

M. Für den politischen Schriftsteller, der Tag für Tag seinen Lesern die neuesten Ereignisse, wie sie in dem Gebiete der hohen Politik vorkommen, mitzutheilen und kritisch zu beleuchten hat, der jede irgendwie bedeutende Thatsache nicht unbesprochen lassen darf, will er anders seinen Beruf vollständig erfüllen, ist es geradezu nothwendig, sich von Zeit zu Zeit mit minder wichtigen Fragen zu beschäftigen.

Der Beruf eines Publizisten ist kein beneidenswerther, er ist im Gegentheile ein höchst aufreibender, und so wie der Gelehrte, der sich stets nur mit streng wissenschaftlichen Arbeiten beschäftiget, von Zeit zu Zeit gerne zu einer leichteren Lektüre greift, weil diese auf ihn gleichsam wie eine Erholung wirkt, so sei es auch uns vergönnt, manchmal den trockenen Ton des politischen Schriftstellers aufgeben zu dürfen, um uns mit den holden Musen des Gesanges und der Schauspielkunst zu beschäftigen.

Gerade Würzburg, diese für edlere Genüsse so empfängliche Stadt, bietet uns in dieser Beziehung sehr viel dankbaren Stoff. Wir wollen ein andermal die musikalischen Leistungen unserer Stadt, wie sie die Liedertafel und andere Vereine bieten, einer Besprechung unterziehen und beschränken uns für heute auf das Theater.

Das hiesige Theater, so weit wir seine Leistungen bis jetzt kennen gelernt haben, entspricht ohne allen Zweifel selbst höher gespannten Ansprüchen, was sich namentlich auf die Oper bezieht. Wer es weiß, wie schwer es ist, eine nur halbwegs gute Oper zusammenzustellen, der wird um so bereitwilliger sein, die Verdienste, welche sich die hiesige Direktion in dieser Beziehung erworben hat, freudig anzuerkennen. Die meisten Mitglieder der Oper entsprechen durchaus mehr als bescheidenen Anforderungen, einige derselben muß man sogar als vorzüglich bezeichnen.

So hören wir stets mit Vergnügen Herrn Schiffbenker, in dem wir einen wahren und ächten Künstler begrüßen. Sein Gesang ist immer tadellos, er verschmäht alle kleinlichen Mittel, wodurch nicht selten selbst sehr bedeutende Künstler den Beifall der Menge zu erringen suchen, weiß in den Geist seiner Rolle einzudringen, besitzt ein tadelloses und geschmackvolles Spiel, und schafft auf diese Weise immer ein vollendetes Bild.

Auch Herr Ueberhorst, welchen wir bis jetzt in zwei Rollen gesehen haben, ist eine nicht gewöhnliche Erscheinung. Er weiß stets Maß zu halten und verdient reichlich den Beifall, den ihm ein kunstsinniges Publikum zu Theil werden läßt.

Herr Dalfy scheint uns namentlich in lyrischen Parthien ganz am Platze zu sein. Seine Stimme wirkt sehr sympathisch, sein Gesang verräth eine tüchtige Schule, sein Spiel läßt, einige Unebenheiten abgerechnet, wenig zu wünschen übrig. Er ist mit einem Worte ein tüchtiger und geschmackvoller Sänger.

Von den Damen hat uns am meisten Frln. Bork angesprochen. Wir haben sie als Margarethe in Gounod's „Faust" gesehen und müssen gestehen, daß wir diese schwierige Rolle bis jetzt nur von wenigen Künstlerinnen in solcher Vollendung dargestellt gesehen haben. Wir behalten es uns vor, die Leistungen dieser liebenswürdigen Künstlerin, auf deren Besitz auch ein „großes" Theater stolz sein könnte, demnächst detaillirter zu besprechen und wollen für jetzt nur das Eine anführen, daß sie überall durch ihren sympathischen und seelenvollen Gesang die Herzen im Sturme erobern muß.

Frln. Niessensen, eine noch jugendliche Sängerin scheint uns namentlich in der komischen Oper sehr Verdienstliches zu leisten. Sie besitzt eine sehr angenehme Stimme und dürfte, wenn sie mit Ernst und Eifer ihre nicht gewöhnlichen Mittel auszubilden sucht, eine schöne Zukunft vor sich haben.

Eine besondere Erwähnung verdient der tüchtige Kapellmeister Hr. Seidel, der seine Truppen mit Umsicht zu kommandiren versteht.

---

*) Anmerkung. In Honolulu gebraucht man für einen geselligen Verein das gute (nieder=) deutsche Wort Klub, welches die Engländer von uns überkommen haben. In Deutschland scheint sich leider das wälsche Wort „Casino", das nicht einmal bezeichnend ist, bei den Deutschen eingebürgert zu haben.

Digitized by Google

Was das Schauspiel betrifft, so haben wir bis jetzt nicht Gelegenheit gehabt, uns ein Urtheil über die Leistungen desselben bilden zu können, da wir nur zweimal dasselbe besuchen konnten. Es scheint uns aber jene blendende Verve des Ensembles zu fehlen, wodurch selbst weniger bedeutende Stücke genießbar werden, und die namentlich den Vorstellungen im Wiener Burgtheater einen so großen Reiz verleiht, so daß letzteres in der That, namentlich seit Laube an der Spitze steht, noch immer die erste Bühne Deutschlands genannt werden muß.

Die Herren Schulze, Denzin, Kökert, sowie die Damen Wagner und Schütz verdienen übrigens sicherlich alle Beachtung. Herrn Schulze haben wir z. B. als v. Zündorf in „Doktor Weine" gesehen und müssen gestehen, daß er diese Rolle vollendet darstellte, so daß wir gar nicht daran zweifeln, daß er auch in andern Stücken den geistvollen Künstler beurkunden wird. Doch wie gesagt, wir haben bis jetzt das Schauspiel viel zu wenig besucht, so daß es geradezu anmaßend wäre, ein endgiltiges Urtheil über die Leistungen desselben abgeben zu wollen. Wir halten es im Interesse einer ehrlichen Kritik für nothwendig, dies ausdrücklich zu bemerken, um nach keiner Seite hin zu verletzen.

Schließlich sei es uns gestattet, noch einige Worte über unsere ständigen Theater-Berichte zu sagen. Wir hören nämlich, daß dieselben hin und wieder Anstoß erregen, was wir aber aufrichtig gesagt nicht begreifen. Entweder ist die Kritik gerecht, dann liegt es im Interesse des Künstlers, sich darnach zu richten, oder ist sie ungerecht, dann kann er sie wohl ganz ruhig übersehen, denn das Publikum läßt sich kein X für ein U vormachen und weiß sehr wohl das Falsche von dem Wahren zu unterscheiden. Ganz unverträglich halten wir es aber nicht nur mit der Ehre eines Künstlers, sondern überhaupt mit der Ehre eines jeden Mannes, zu Drohungen seine Zuflucht zu nehmen. Wohin sollten wir kommen, wenn man sich gefallen lassen müßte, für seinen Kunstgeschmack mit Injurien überhäuft zu werden. Gesetzt wir könnten ebenso grob sein wie unsere Gegner — würden nicht beide Theile den kunstphilosophischen Streit vor dem Richter oder auf der Mensur ausfechten müssen?

Dazu ist nun von unserer Seite allerdings keine Gefahr.

Die Wirkung, welche unmanierliche Kritiker auf uns hervorbringen, kann keine andere sein als die, daß uns die gemüthlichen Worte des Erzkritikers Mephistopheles einfallen, welcher dem Baccalaureus zuruft:

„Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist."

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 11. Jan. „Einmal 100,000 Thaler", Posse von Kalisch.

„Eintagsfliegen, sommernachtgeboren,
Wie ein Nichts im ew'gen Raum verloren!"

Zur Zeit, als die heute beigesuchte Posse neu war und, das ist schon lange her, hatten die politischen und finanziellen Beziehungen direkten Bezug, sie kamen der Zeitströmung entgegen und machten also einen momentanen Effekt. Nun aber das Jahr 1848 uns von der Handlung trennt, uns eine neue und bessere Welt gebracht hat, nun ist der Sinn der Posse fort, — der Unsinn ist geblieben. — Es müßte also besonders viel geschehen, wenn diese Eintagsfliege heute noch lebensfähig sein sollte. Dem war aber nicht so, es geschah vielerlei — aber nicht das Rechte — es fehlte am rechten Leben, am gediegenen Zusammenspiel. Um nicht ungerecht zu sein, wollen wir jedoch der Bemühungen des Herrn Puley (Stallmüller) mit Anerkennung gedenken.

Montag, 12. Januar. „Figaro's Hochzeit", Oper von Mozart. Auf den Katzenjammer von gestern mußte uns diese Oper erquicken, auch wenn sie nicht das köstliche Werk unseres unsterblichen und unvergleichlichen Mozart wäre. Eine Perlenschnur der lieblichsten Gedanken, eine Musik, wie — doch was soll man darüber viel sagen, es weiß das Jeder. — Wir waren also höchst vergnügt, obschon die Oper keineswegs in jener Vollendung gegeben wurde, welche für ein solches Werk erforderlich ist. Es fehlte den Chören, den Ensembles durchweg an der nöthigen Sicherheit und Abrundung, das Zusammenspiel war auch nicht lebhaft, nicht graziös genug. Dagegen aber wurde im Einzelnen so viel Schönes und Rühmenswerthes geleistet, daß man bei der Abrechnung doch ein schönes Facit erzielte. Hr. Ueberhorst (Graf) spielte geschmackvoll, namentlich im 1. Duett des 2. Aktes und sang die große Arie im selben Akte kräftig und rein. Frln. Bork (Gräfin), welche noch nicht ganz von ihrem Unwohlsein genesen scheint, sang gleichwohl die Arie im 1. Akt sehr lieblich, im 2. Akte das schwierige Recitativ vorzüglich und die darauffolgende Arie so seelenvoll und künstlerisch, daß ihr der stürmische Beifall des Publikums nicht fehlen konnte. Ihr Spiel hielt sich dabei in den Grenzen des guten Geschmackes. Frln. Schmidt (Cherubin) sah als Page gut aus, war leicht und sang richtig. — Frln. Anstensen (Susanna) gefiel uns heute weit besser, als seither. Sie entfaltete ein niedliches und decentes Spiel, sang correct und die Arie im 3. Akte in der That geschmackvoll. Es fehlte ihr auch nach dieser letzteren, wie überhaupt nicht am verdienten Erfolge. — Nur scheint es uns auch Zeit, daß Frln. Anstensen immatrikulirt wird, resp. in die Mitgliederliste kömmt. Die Sternchen auf dem Zettel mögen ihren Nutzen haben, aber in Ordnung sind sie nicht. — Hr. Schiffbenker (Figaro) sang durchweg eben so rein, als er sein Spiel von unnöthigen Zuthaten frei zu halten wußte. Er verrieth wieder den gebildeten Sänger, an welchem man stets seine Freude hat. Hr. Lewinsky (Basilio) war nur etwas zu komisch. Hr. Schelper (Gärtner) sang seinen Part gut, zeigt überhaupt eine über die eines Choristen hinausreichende Begabung. Hr. Denzin sang, spielte und war durch und durch ergötzlich. Frln. Fischer (Bärbchen) gab ihren Part ganz nett und macht Fortschritte in Sang und Spiel, was wir gerne anerkennen. — Das Bedauerlichste an der Oper war, daß das schöne Duett der Gräfin mit Susanne (2. Akt) fallirte, um so mehr bedauerlich, als wir uns von den Duetten dieser beiden Damen viel Vergnügen versprachen, eine Hoffnung, welche wir für die Folge darum keineswegs aufgegeben haben. Auch den besten Kräften versagt dann und wann Stimme und Gedächtniß. — Im Allgemeinen knüpfen wir an das Zusammenwirken dieser beiden jungen Damen (Frln. Bork und Anstensen) die fröhlichsten Erwartungen und ohne Zweifel wird die bald zu gewärtigende Wiederholung der heutigen Oper unsere Vermuthung bewahrheiten. —t—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

k. Hof- und Staatsbibliothek München
1 N. Würzb. Ztg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 5. Sonntag den 18. Januar 1863.

Aus München.

I.

(Der Bahnhof. — Die Propyläen. — Paul Heyse. — Bodenstedt. — Hermann Lingg. — Frhr. v. Schack. — Kaulbach.)

F. K. Aus der Eisenbahnperspektive gibt es keine Städte mehr, sondern nur noch Stationen. Wirklich war mir München diesmal nicht mehr als eine Station: Aufenthalt 48 Stunden. Der Wanderer durfte sich höchstens vergönnen, seine alten Freunde zu begrüßen, flüchtig nachzusehen, was Poeten und Künstler Neues intendiren — und fort war er wieder.

Das Neueste, was ich von Münchener Kunst vorfand, war der Bahnhof selbst. Seit den zwei Jahren meiner Abwesenheit war sein Ausbau vollendet. Ein reizendes Haus! Die Façade nicht durch Höhe aber durch Länge imposant, ihrer Länge gemäß reich gegliedert und doch nicht zersplittert, das Ganze vom wohlthuendsten Eindruck. Ein Kabinetsstück, das den Eintritt in die Kunststadt würdig eröffnet.

Auch die Propyläen waren fertig geworden. Das Thor gilt mit Recht für Ludwig's gelungenste Schöpfung. Höchstens fände man zu bemerken, daß es als Thor seinen nächsten Zweck verfehlt, da dieser nicht vorliegt. Zwischen dem Platze der Glyptothek und der Briennerstraße ist ein Portalabschluß nicht gegeben. Aber dasselbe gilt ja auch von den meisten Triumphbogen der Römer. Das Wiener Burgthor, gleichfalls eine Bearbeitung der Athener Propyläen steht an Schönheit des Materials, an Pracht und Zartheit der Ausführung, kurz am ganzen künstlerischen Pli dem Münchener Kunstwerk weit nach, besitzt aber doch in dem breiten Wurf seiner Masse und zunächst in dem Umstand, daß es ein wirkliches legitimes Thor ist, seine nicht zu unterschätzende Eigenthümlichkeit.

Ebenfalls neu war das Ludwigsmonument auf dem Odeonsplatze. Die Münchner Kunst hat ihre Lehrjahre bestanden, man sieht nichts Mißlungenes mehr in München. Das Reiterstandbild mit den zwei Pagen, welche die Zäume des Rosses führen, ist schön komponirt; es macht einen wappenhaften, heraldischen Eindruck. Noch spielen die Lichter des Metallglanzes zu unruhig auf dem frischen Bronzeguß; die Patina, die letzte Feile des Erzgusses, wie man sie nennen könnte, wird die Lichter dämpfen und die Schatten plastischer ausbreiten.

Die Maximiliansstraße mit der neuen Isarbrücke und dem Maximilianeum auf dem Gasteig fand ich zwar noch unvollendet, aber ihrem Ausbau um starke Schritte näher gerückt. Ueber den Baustyl der einzelnen Häuser in der Maximiliansstraße soll hier nicht gerechtet werden; es ist nun einmal geschehen. Man muß Straße, Brücke und Gasteig als ein Ganzes nehmen. Als solches aber bilden sie einen Prospekt, welcher der Stadt zur unvergleichlichen Zierde gereichen wird.

Komme ich zum dritten Male nach München, so finde ich hoffentlich auch den Dultplatz in einen grünsaftigen Square mit rauschenden Brunnen verwandelt, was von den Göttern schon so lange erfleht wird. Möge so immer Neues an Neuem die Kette des Fortschrittes schließen und nur im Freundeskreise bleib' Alles beim gesegneten Alten.

Leider war die gefällige Cottage in der Augustenstraße, wo sonst Paul Heyse sein reizendes Heim besaß, nicht beim Alten geblieben. Die Jalousien sind zu, das Thor verriegelt, der Sänger der Thekla entflohen. Weit hinweg nach Meran ist er gezogen, der glücklich gepriesene Liebling der Musen, dem früher und glänzender Dichterruhm, auszeichnende Fürstengunst, eine scheinbar blühende Gattin und vier engelgleiche Kinder den ganzen Kreis der menschlichen Wünsche auszufüllen versprachen. Seit den Tagen von Weimar schien das seltene Schauspiel deutschen Dichterglückes an seinem Herde wieder erneuert — und nun ist er fort. Was er sucht in Meran, sagt der süße, aber verhängnißvolle Sirenenname des Orts. Die Genesung des besten Weibes sucht er dort, die ihr jugendliches Blut rasch an das Leben ihrer vier blühenden Kinder gesetzt und nun, dem frommen Pelikan gleich, fast in sich selbst den belebenden Quell versiegen fühlt. Möge der unerschöpfliche Gesundbrunnen des Südens sie heilen!*) Der Süden ist dem Dichter der Thekla, der Rabbiata, der Einsamen, des Mädchens von Treppi ein Gegengeschenk schuldig, möge er ihm sein Weib wieder schenken! Heyse's Früchte wollen an einer milden Sonne gedeihen, verhüte Gott, daß er die Natur als Mörderin des Menschenglücks kennen lernt! In den Schachten des Pessimismus liegen seine Spolien nicht.

Theilnahmsvoll an dem verschlossenen Hause vorbei ging es dann zu einer anderen Freundesstätte, zu Bodenstedt. Fast hätte ich das Unglück gehabt, daß mir das liebliche Töchterchen porte defendue ansagte, aber der Papa hörte die befreundete Stimme und öffnete eigenhändig. Er muß strenge Klausur halten, will er seiner Zeit Meister bleiben.

*) Leider ist dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen. Heyse's liebenswürdige Gattin ist in Meran gestorben.

Digitized by Google

Der Fremdenbesuch wächst ihm schier über den Kopf. Rußland, der Kaukasus, Sibirien, der fernste mythische Osten schickt ihm zur Zeit der Saison seine Pilger. Wenn Bodenstedt die Bezüge, welche Varnhagen zwischen der deutschen und russischen Literatur angeknüpft und die er gelegentlich so hübsch zu etaliren wußte, eines weiteren pflegt und entwickelt, so sieht er sich auch mehr und mehr von der Besuch- und Korrespondenzlast erdrückt, welche der literarisch-internationale Verkehr seinen Trägern auferlegt. Und wär' es nur immer tragenswerthe Last! Aber das Publikum verfügt oft wunderlich mit Schriftstellermuße. Während das kaufmännisch sich brüstende time is money jedem Gewürzkrämer Schutz verleiht, behandelt man unsere Zeit fast wie herrenloses Gut. Daß der Geist-Kaufmann nicht nur auch Geld, sondern wohl noch was Besseres aus seiner Zeit macht, wird mit einer wegwerfenden Nonchalance ignorirt. Ich selbst habe daher den vielbeschäftigten Mann nicht länger aufgehalten, als nöthig war, meine Interesse an seinen Arbeiten zu befriedigen, und — seine schönen Kinder zu sehen. Was aber dieser rauhe Münchner Boden schöne Kinder hervorbringt! Wäre es Sitte bei uns, Kinderschönheit zu besingen wie Frauenschönheit, Heyse's und Bodenstedt's Kinder gäben ganzen Dichterschulen zu thun.

Völlig geruhsam dagegen läßt man sich in jenem trauten Gärtchen auf der Nymphenburgerstraße nieder, wo Hermann Lingg seine poetische Seide spinnt. Der liebenswürdige Träumer empfing mich in voller Schaffenskraft. Zwar mit der „Völkerwanderung“, die uns vor zwei Jahren lesend und debattirend manche schöne Stunde gewürzt, wollte er diesmal nicht recht herausrücken; dagegen wurde dem Gast eine nicht minder schmackhafte Frucht servirt — die Mosella des Ausonius. Hermann Lingg überträgt sie in deutsche Reime. Wenn ich von Lingg spreche, brauche ich nicht zu sagen, daß ich die Verskunst daran zu bewundern fand. Mit wenig Feile wird sich Lingg's Mosel den zwei Aeneiden-Gesängen Schillers, dieser glänzendsten Umdichtung des römischen Hexameters in deutsche Reimmelodie würdig an die Seite stellen. Was den Stoff betrifft, so kann man den Griff nur einen glücklichen nennen. Die Mosel ist der einzige deutsche Fluß, den uns die Sprache Latiums feiert. Fast am Vorabend ihres Erlöschens rankt sich die Idylle des Ausonius noch als eine ihrer lieblichsten Blüthen herüber und Lingg hat wohlgethan, ihr den Stempel einer vaterländischen Dichtung aufzudrücken. Und so sehe ich bereits das würzige Büchlein im zierlichen Goldrand und mit edlen Illustrationen ausgestattet auf allen deutschen Albumstischen liegen, wo es vor so mancher Niaiserie sich anmuthig hervorthun wird.

Von der Nymphenburgerstraße fällt der Boden ganz von selbst in die Briennerstraße ab, wo dicht vor den neuen Propyläen die elegante Cottage des Frhrn. v. Schack steht. Dieser gentleman at large widmet seine Mittel und sein otium cum dignitate, wie alle Welt weiß, den schönen Künsten. Hervorbringend als klassischer Bearbeiter spanischer und persischer Poesien, empfangend als libera et Mäcen der bildenden Künste, hatte er vor Kurzem vom Professor Genelli, seinem Kabinetsmaler, wie man fast sagen dürfte, eine neue und glänzende Acquisition gemacht — Herkules und Omphale. Ich hatte so manchen schönen Augenblick vor der „Entführung der Europa“ zugebracht, so manchen durchreisenden Freund zum Mitgenuß des herrlichen Bildes herangezogen und war nun auf's Höchste gespannt, den vortrefflichen Künstler von Neuem in seinem Elemente, dem Hellenismus, zu sehen. Das Bild ist, mit dem Mignaturen der Rahmeneinfassung, noch größer als die Europa, und wie diese eine figurenreiche Komposition. Nur schien es bei der Europa gerechtfertigter. Das junge Mädchen unterhält sich mit ihren Gespielinnen am Meeresstrande, der Gott-Stier entführt sie, die Gespielinnen schreien, Leute laufen herbei, aber aus dem Meere erheben sich Nereiden und Tritonen, sehen dem Abenteuer zu, freuen sich darüber und improvisiren es tanzend und singend flugs zu einem Götterfest. Das bevölkert den Rahmen von selbst. Die Schwäche des rockenspinnenden Herkules dagegen denkt man sich gerne als ein intimes tête-à-tête unter vier verliebten Augen. Es froppirt auf den ersten Augenblick, die erotische, einen Zug von Satyre vertragende Idylle als eine große dramatische Scene, als ein anspruchsvolles historisches Tableau zu sehen. Herkules sitzt auf einer Estrade inmitten einer reich gruppirten Versammlung, der er so recht als ein Schaustück dient. Für eine Spinnstube kann man die Scene nicht nehmen, selbst für eine antik königliche nicht; das Gepränge ist zu groß, auch spinnt Niemand. Scheint es doch, die schöne Amazonen-Königin habe eigens einen großen Courtag veranstaltet, und nicht zufrieden mit dem faktischen Triumph über den Heros, ihr eigensinniges Köpfchen darauf gesetzt, sein schmähliches Liebesjoch aller Welt vorzuprahlen. Aber seine Schwäche und ihre Eitelkeit überstiege dann fast die Grenze des Liebenswürdig-Erlaubten. Oder hat sich aus seiner Unterjochung der alte Kraftbold nur einen Witz gemacht und mit einem Anflug von derbem Humor oder naiver Koketterie den Eklat selbst veranstaltet, um recht übermüthig zu demonstriren, wie viel ein großer Mann wagen darf? Es ist das wahrscheinlichste. Kurz der Wanderer empfand nur einen Genuß mehr, im Anblick der blühendsten Sinnenschönheit, nach guter deutscher Art, auch denken zu dürfen.

Aber bald empfand ich auch, wie freventlich es gethan war, eine große und intensiv so bedeutende Stadt wie München zu einer Station von 48 Stunden herabzudrücken. Ich bin in Verlegenheit, ob ich jenen Aufenthalt zum Erleben, oder dieses Blättchen zum Erzählen, ja nur zum Erwähnen unzulänglicher finden soll. Es galt und gilt einen umfassenden Verzicht. Mit Stillschweigen übergehe ich daher Kunstnamen ersten Ranges, wie Schwind, Foltz, Halbig, Miller, Alberts in Europa vielleicht erstes photographisches Atelier und das ganze Parterre von Münchener Kunstkönigen, um wenigstens in der Loge noch einzutreten — bei Kaulbach.

(Schluß folgt.)

Aus Pesth.

A Eine kleine Spanne ist das Jahr in dem unendlichen Maße der Zeiten, um wie weit mehr ist dies bezüglich des überstandenen Jahres der Fall, das nicht einmal ein wirkliches, sondern ein provisorisches Jahr gewesen ist. In dem politischen Leben der Völker gibt es solche Epochen des Stillstandes, welche wohl die Entwickelung zu hemmen, aber nicht zu verhindern vermögen; doch Schade nur, daß in dem individuellen Menschenleben, am Tage der großen Bilanz, die provisorischen Jahre eben so gezählt werden, als die definitiven. Diese Erwägung könnte uns traurig stimmen, wenn nicht das stete und unerschütterliche Hoffen den ureigenen

Digitized by Google

Kern der Menschennatur bilden würde. Wir betrachten dieses Leben so gerne als ein Glückslos und jedes Jahr hat die Bedeutung eines Ziehungstages, je mehr solche Ziehungstage vorüber sind, um so größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß unser Los unter den nächsten Treffern gezogen wird. Der sonnige Strahl der Hoffnung blendet unser Auge, daß wir das Rinnen des Sandes nicht sehen. Eine lustige Spieluhr ist das Leben. Wenn um die räthselhafte Sylvesterstunde der Jahreszeiger um eine Nummer vorwärts springt, da erschallt die lustige Melodie, das ernste Denken übertäubend. Und gewiß würde auch der Jahreswechsel nicht dasselbe Interesse für uns haben, wenn die Zukunft nicht so verborgen vor uns läge. So aber erscheint das Neujahr, ein echter Herold des Karnevals, mit maskirtem Antlitz, und es ist uns nicht bekannt, ob der faltige Domino die schwellenden Schultern eines reizenden Kindes, oder die welken Glieder einer alten Matrone verbirgt. Und wenn auch zuweilen aus der Oeffnung der Maske ein ermuthigender Blick, ein seliges Versprechen leuchtet, so vermag doch Niemand die geheimnißvolle Runenschrift zu lesen, in welcher der Neujahrsgruß des Schicksals geschrieben ist.

Damit man sich aber nicht lange mit dem Enträthseln dieses Grußes den Kopf zerbreche, ist es in Weisheit so eingerichtet, daß am sechsten Tage nach dem Jahreswechsel die rosenrothe Herrschaft des Karnevals ihren Anfang nimmt. Was man von den „Voranschlägen" dieses Faschings hört, läßt mit Bestimmtheit darauf schließen, daß das durch die „Kriegsbereitschaft" der letzten Jahre entstandene „Defizit" im Tanzen einmal seine Bedeckung finden, und daß die Ballaktien sich endlich wieder des guten alten Kurses erfreuen werden. Man spricht von Juristen- und Herrenbällen, und außerdem werden Bälle gehalten, von welchen man nicht spricht. Aber es thut auch schon einmal ein ordentlicher Fasching noth; wenn der passive Widerstand überhaupt einen Sinn haben soll, so muß er in den Köpfen und nicht *in den Füßen* sitzen. Pesth hat ohnedies einen großen Theil seiner Gemüthlichkeit eingebüßt, und nicht mit Unrecht seufzt die ältere Generation jenen Zeiten nach, wo man sich noch in dem Kaffeehause „zu den sieben Kurfürsten" zu einem lustigen „Tapper" versammelte, und der selige Baron Brudern mit vier Hirschen nach dem Stadtwäldchen fuhr.

Es wird hier am Platze sein, eines kurzen Zwiegesprächs zu erwähnen, welches der Schreiber der „Pesther Briefe" an einem der letzten Festtage mit einer eben so schönen als patriotischen Freundin gehalten. — Wissen Sie, mein lieber A — sprach sie zu mir, — was eigentlich von unserem Fasching die Gemüthlichkeit abgestreift hat? — Was denn, wenn ich fragen darf. — Nun Sie wissen es nicht, so will ich es Ihnen sagen, der ausgeschlossene Walzer rächt sich an uns. — Madame, Sie sprechen entsetzlich, Sie wagen es — — Sie aber wurde immer eifriger, ein edler Zorn schwellte den Fluß ihrer Rede, als sie, die eigene Gefahr nicht scheuend, für die Rechte des verbannten Fremden eintrat. Ja der Walzer — wiederholte sie — der Walzer, und ohne Walzer gibt es keinen Ball. — Und möchten Sie mir nicht erklären, meine Gnädige, worin denn eigentlich die magische Anziehungskraft des Walzers liegt? — Die kühne Vertheidigerin ward bei dieser Frage von einer leisen Befangenheit ergriffen, und eine leichte Röthe überflog ihre Wangen. Bald jedoch sammelte sie sich zu folgender Antwort: Sehen Sie, mein Freund, ich habe eine leidenschaftliche Liebe für den Csárdás, und ich tanze ihn gar zu gerne, aber ich tanze auch den Walzer gerne, und glauben Sie es mir, im Stillen denken viele Damen so, wenn sie es auch nicht laut zu äußern wagen. Während man sich bei „einem anderen Tanze" abmüht, um stets auf demselben Flecke zu bleiben, fliegt man im Walzer im Handumdrehen von einem Ende des Saales zum andern. — Jetzt nahm noch eine zweite Dame an dem Gespräche Theil, welche mit Begeisterung von dem unwiderstehlichen Charakter der ungarischen Tanzmelodien sprach. Ich wurde mittlerweile zum Whisttische abberufen, und konnte somit dem Abschlusse der interessanten Diskussion nicht beiwohnen. Wenn ich recht unterrichtet bin, so einigte man sich in dem vermittelnden Antrage, daß es doch eigentlich am gerathensten wäre, einen Walzer bei Csárdásmusik zu tanzen!

Nach dieser kleinen Diversion, zu der wir uns im Interesse des verschmähten Walzers veranlaßt fühlten, kehren wir zu dem eigentlichen Stoffe dieses Briefes zurück, welcher die Aufgabe hat, dem Jahre, das soeben seinen Kreislauf beendet, einen Nachruf zu widmen. Das Jahr 1862, das jüngste der Kinder, welche der gefräßige Kronos verschlang, machte sich zweimal durch einen traurigen Wechsel der Jahreszeiten bemerkbar. Der scheidende Winter ließ uns die Schrecken einer Ueberschwemmung zurück, und als der Herbst den Sommer ablöste, stellte sich mit ihm eine Handelskrise ein, welche sich bei dem vorwiegend kommerziellen Charakter unserer Stadt in den weitesten Kreisen fühlbar machte.

In der Welt der Koulissen waren gleichfalls mehr die gefährlichen Symptome der Krise als die Keime erfreulichen Gedeihens wahrnehmbar. Das Nationaltheater erfreut sich seit dem Wechsel in der Verwaltung einer frischeren Strömung, und die bevorstehende Stärkung seiner materiellen Basis läßt einen weiteren Aufschwung erwarten.

Auf dem Felde der heimischen Literatur vermißten wir dieses Mal das gewohnte rege Treiben, nur die Geschichtsforschung verblieb, durch die ununterbrochenen Editionen unserer Akademie, durch die Fortsetzung des Szalay'schen Werkes, und die auf Veranlassung des Fürsten Esterházy erschienene Biographie des Palatins Nikolaus Esterházy in der erwünschten Bewegung. Die Tagesblätter ventilirten nur wenig politische Fragen, und die Publizisten, die sich mit der Theorie des Schweigens nicht befreunden konnten, legten ihre Gedanken in selbständigen Broschüren nieder. Dieser Regen von Flugschriften und Programmen änderte jedoch nichts an der Lage und gemahnte in mancher Hinsicht an jenes großartige Naturbild der Alpenwelt, wo es oft zu deinen Füßen regnet, während über dir die Lüfte in schweigsamer Majestät ruhen.

Frägt man nach den reellen Errungenschaften, welche uns das Jahr 1862 zurückgelassen, so müssen wir nur auf das Gebiet der materiellen Bedürfnisse hinweisen und auf jene erfreuliche Verschlingung der Interessen, welche durch die Fortschritte des Assoziationsgeistes bewirkt wird. Das Institut des ungarischen Bodenkredits ward in diesem Jahre gegründet, dem Ausbau unserer Schienenstraßen, dem Auffinden neuer Absatzquellen für unsern Produktenreichthum ward die regste Aufmerksamkeit zugewendet und die Kapitalien des Auslandes wenden sich vertrauensvoll nach dem „jungfräulichen Boden Ungarns." Die Hauptstadt selbst sucht, seitdem die konstitutionellen Repräsentationen schweigen, mit rüstigem Eifer die Versäumnisse früherer Jahre nachzuholen. Das Feuer soll unschädlich das Wasser nützlich gemacht werden. Selbst die gemüthliche Schwesterstadt Ofen

Digitized by Google

rieb sich auf das Geräusch vom jenseitigen Ufer den Schlaf aus den Augen, um sich zu einer Beleuchtung ihrer Straßen mit Gas aufzuraffen, freilich nachdem dieses Beleuchtungsmaterial selbst in Kronstadt, der äußersten Grenzstadt des Reiches, und im Auslande sogar in Städten mit 4000 Einwohnern, Eingang gefunden.

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 14. Jan. „Nach Sonnenuntergang“, Lustspiel nach dem Französischen. Hierauf: „Sperling und Sperber“, Schwank von Görner. Es wird uns nachgerade entsetzlich sauer, über jeden Theater-Abend zu berichten. Wir möchten nicht gehässig erscheinen, und können doch mit dem besten Willen das Mißbehagen nicht unterdrücken, mit welchem uns z. B. die heutige Vorstellung wieder erfüllt hat. Das zuerst gegebene Stück ist sehr leicht, sehr seicht und — doch nicht schlecht. Es steht und fällt jedoch mit dem Darsteller des „Abendstern“. Es war aber heute kein Stern, der leuchtete. Dieser Baron muß von einem gewiegten Künstler gegeben werden, wenn er den richtigen Erfolg haben soll — denn Gelächter ist keine Wirkung. Es läßt sich viel und wenig über die Fehler sagen, welche die Leistung des Hrn. Ernst hatte. Um kurz zu sein — es war die Ueberschreitung der Grenze, welche das Lustspiel von der Posse, die ergötzliche Person von der blos spaßhaften trennt. — Das zweite Stück ist albern und verletzend. Hr. Ernst war als „Sperber“ mehr am Platze, dagegen in vielen Momenten wieder zu schroff, namentlich durch die Bewegungen auf dem Sessel, welche eines hölzernen Gliedermannes nicht unwürdig waren. — Wir sagen dies nicht, um Hrn. Ernst, dessen sonstige Begabung wir nicht antasten, zu verletzen; wir sagen es, weil die Wahrheit für Alle gleich sein muß, ohne Ansehen der Person und des Ranges. — Der ganze Abend bestand glücklicher Weise nur aus 1¾ Stunden: Was brauchte man mehr, um glücklich zu seyn?

Freitag, 16. Januar. Zum ersten Male: „Moritz Schnörche“, Lustspiel von Moser. Hierauf zum ersten Male: „Sand in die Augen“, Lustspiel aus dem Französischen. — „Lohengrin“ zweimal abgesagt! — Unsere Oper kränkelt — unser Schauspiel dagegen ist — krank, an einem chronischen Leiden. Wer's nicht glaubt, betrachte nur das Repertoire. Eine solche Dürftigkeit ist denn doch schon lange nicht dagewesen. Seit Frau von Buliowsky einige gute Vorstellungen ermöglicht hat, sind wir an bedeutenden Schauspiel-Abenden so arm, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn die Lust am Theaterbesuche geschwächt wird. Auch die Novitäten, welche wir bis jetzt gesehen haben, passen in diesen Rahmen. Wir wissen, daß im Allgemeinen Mangel an guten Neuigkeiten ist, aber uns fehlen noch ältere und bessere Sachen, die hier ganz unbekannt sind und die Lücke ausfüllen könnten. — Von dem abgesehen, sind die heute vorgeführten Lustspiele ganz nett und gebenswerth. Moser, der sich durch seine Bluetten einen Namen gemacht hat, gibt in seinem „Moritz Schnörche“ ein Capriccio, so eigenthümlicher Art, dabei so witzig und gemüthlich, daß ihm bei einer nur irgend leidlichen Darstellung der Erfolg nicht fehlen kann. Wir geben zu, daß sich sämmtliche Darsteller heute alle Mühe gaben, doch konnte uns nur Frln. Kramer (Alice) ganz behagen, welche den richtigen Ton traf. Hr. Puley (Schnörche) und Hr. Schulze (Großkopf) trugen zu stark auf. Ein Bild, das zu viel Farbe hat, ist gekleckst! — Das zweite Stück: „Sand in die Augen“ unterscheidet sich schon deßhalb vortheilhaft von der modernen französischen Fabrikation, weil ein wahrer und wirklich zeitgemäßer Gedanke zu Grunde liegt, der nirgends von Trivialitäten und obscönen Verstellungen unterbrochen wird. Dabei ist der Dialog leicht und der Sache angemessen. Das Ganze aber würde mehr wirken, wenn die Handlung nicht etwas zu gedehnt wäre. — Unsere Darsteller boten Alles auf, die Arbeit zu halten und es kann ihnen das Gelingen ihrer Bemühung nicht abgesprochen werden. Namentlich trug Frau Ernst (Blanche) durch ihr eben so sicheres als natürliches Spiel sehr zum Erfolge bei. Vorzügliche Unterstützung fand sie in Hrn. Denzin (Ratinois), dessen Zuckerbäcker ein Gebäck aus Zucker war. Frln. Schütz (Constanze) spielte gut, war jedoch in ihrer schließlichen Erscheinung gar zu fantastisch. Hr. Puley (Holzhändler) brachte das Gutmüthige des Mannes wohl zum Ausdrucke, ging aber in der entscheidenden Szene so weit, daß ihm der Erfolg fehlte. Zu viel thun, schadet! Hr. Schulze (Malingear) war zu polternd und zu komisch, — wenigstens kam es uns so vor. Das Zusammenspiel verdient heute Lob. —t—

Miscellen.

Folgende kleine Anekdote aus dem letzten Aufenthalte des Kaisers zu Compiègne ist nicht ohne Reiz. Jeder der eingeladenen Gäste empfing dort täglich vom Ceremonienmeister eine Anweisung, worin ihm die Dame bezeichnet wurde, der er seinen Arm anzubieten hatte, um sie in den Speisesaal zu führen. So erhielt Mr. de Sacy eines Tages die Anweisung auf den Arm der Madame de Persigny. Er näherte sich ihr. „Wer sind Sie?“ fragte Frau v. Persigny, ihn vom Kopf bis zu den Füßen messend. „Ich bin de Sacy, Mitglied der französischen Akademie und Direktor des Journal des Debats.“ „Ich kenne Sie nicht, denn Sie wurden mir nicht vorgestellt,“ antwortete die Frau des Ministers. „Madame, ich habe den Befehl erhalten, Ihnen meinen Arm zu reichen.“ „Dann nehmen Sie meinen Arm, aber geben werde ich ihn Ihnen nicht.“ Und so geschah es auch. Die Kaiserin, welche die Aufregung im Saale bemerkt hatte, fragte Herrn Sacy, der bei der Tafel neben ihr saß, um die Ursache. Herr Sacy gab den Vorfall zum Besten, worauf die Kaiserin mit erhobener Stimme erwiderte: „Oh! n'y faites pas attention, car elle est toquée.“

•

(Eine alte Geschichte, die aber auch neu ist.) Als im Jahr 1808 die französischen Truppen aus den norddeutschen Städten nach Spanien gezogen wurden, cirkulirte folgendes Epigramm:

Um Krankheit, Schmerzen zu besiegen,
Schuf unser Gott die span'schen Fliegen,
Die allen Unrath an sich ziehn.
So ziehn auch jetzt in unsern Tagen
Die Spanier unsre Landesplagen
An sich, Kraft ihrer Medizin.

Nachdem Er sich jetzt in Merike so glücklich eingefädelt, darf man den Leuten, rechts vom Rheine, dies Verslein wohl wieder ins Gedächtniß zurückrufen.

•

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 6. Mittwoch den 21. Januar 1863.

An unsere Leser!

Es wird unseren geehrten Lesern nicht entgangen sein, daß die Reform, welche die „Neue Würzburger Zeitung" und der „Anzeiger" vom 1. Januar 1863 an erfahren haben, sich auch auf das Unterhaltungsblatt, die „Mnemosyne", erstreckt hat.

Was die Zeitung betrifft, sorgten wir vor allem Andern für ein ausgebreitetes Korrespondenznetz, um unseren Lesern die neuesten Ereignisse aus allen Hauptstädten Europa's so schnell wie möglich mittheilen zu können, wir sorgten sodann für Leitartikel, in denen die bedeutendsten Tagesfragen kritisch beleuchtet und für die Tagesberichte, in welchen die wichtigsten Begebenheiten chronologisch zusammengestellt werden, endlich ließen wir auch den volkswirthschaftlichen Theil und die Kunst und Literatur nicht unberücksichtigt.

Unsere Bemühungen sind nicht ohne ehrende Anerkennung geblieben.

Aber auch auf die „Mnemosyne" mußte sich diese Reform erstrecken.

Wir glauben, daß die bis jetzt veröffentlichten Aufsätze die Kritik nicht zu scheuen haben.

Der Artikel über die „Polarreisen" ist von J. Hunfalvy, einem der geistreichsten Gelehrten Ungarns verfaßt, zu dessen Empfehlung dem deutschen Publikum gegenüber es wohl hinreicht, darauf hinzuweisen, daß er von Alex. v. Humboldt hoch geschätzt und geehrt wurde. Der Aufsatz „Die Deutschen fern vom Heimathlande" rührt von einem deutschen Schriftsteller her, welchen unsere Nation mit Stolz zu den Ihren zählt, und dessen kulturhistorische Werke seinen Namen auch weit über die Grenzen Deutschlands beliebt und berühmt gemacht haben.

Heute beginnen wir mit der Veröffentlichung einer Originalnovelle, deren Verfasserin zu den beliebtesten deutschen Schriftstellerinnen mit Recht gezählt wird und deren im verflossenen Sommer bei Schöning in Paderborn erschienene Novellen allseitige Anerkennung gefunden haben.

Auf diese Weise hoffen wir das Ziel zu erreichen, welches wir uns gesteckt haben und das kein Anderes ist, als — die Befriedigung des geehrten Lesepublikums.

Die Verlagshandlung u. Redaktion der „Neuen Würzb. Ztg."

Schuld und Sühne.

Erzählung*)

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

Im Landhause der Familie Lilienau feierte man heute das Verlobungsfest der einzigen Tochter mit dem jungen Baron Hradek. Man beging das frohe Fest mit vielem Gepränge und hatte es an Kosten nicht sparen lassen, um es zu einem der schönsten und elegantesten zu machen. Die Salons strahlten in einem Lichtmeere und aus den Laubengängen des Gartens leuchteten buntfarbige Lampions, allerlei kunstvolle Blumen bildend. Damen in schweren, reichen Roben und anmuthige Mädchen in leichten, duftigen Tanzkleidern bildeten im Salon wie im Garten die schönsten Zierden des Festes.

*) Der Nachdruck dieser Erzählung ist nicht gestattet.

Fröhliche Tanzweisen drangen von der Terrasse aus in den Garten, denn Thüren und Fenster waren weit offen, um die laue Sommerluft hereinzulassen; die leichten Mädchengestalten schwebten nun am Arme ihrer Tänzer im wirbelnden Tanze dahin, während die ältern Leute theils an den Spieltischen Platz nahmen, theils im Garten die schöne Nacht genossen.

„Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück zu dieser Verbindung, die Ihre Tochter im Begriffe steht zu schließen", sagte die Generalin B... zu der Frau des Hauses, mit der sie dem Tanze der jungen Leute zusah, „denn der Baron ist noch mehr durch seinen ausgezeichneten Charakter als durch seine äußere Stellung eine sehr gute Partie, und ihm darf jede Mutter ihr Kind ruhig anvertrauen."

„Oh ich weiß wohl", versetzte Frau v. Lilienau, „daß Sie Recht haben und ich bin auch stolz, Oskar bald meinen Sohn nennen zu dürfen, und doch fühle ich mich immer trauriger, je näher der Hochzeitstag heranrückt. Mich scheidet ja dieser Tag von meiner Tochter, die als Gattin eines Offiziers nirgends eine bleibende Heimat hat und nur mehr

Digitized by Google

als Gast unter dem Dache des Hauses weilen wird, in dem sie bis jetzt immer gelebt hat."

Wie nahe es der guten Mutter ging, sich bald von ihrem einzigen Kinde trennen zu müssen, sah man an den Thränen, die bei diesen Worten in ihre Augen traten.

„Sie sind zu weichherzig, liebe Lilienau", sagte die Generalin. „Eine Mutter muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, ihre Töchter von sich fortziehen zu sehen, um sich eine neue Heimath zu gründen — hat sie es ja doch selbst einst nicht anders gemacht und ihre Eltern verlassen, um dem Manne ihres Herzens zu folgen."

„Ich wollte auch nicht klagen", warf Frau v. Lilienau ein, „wenn meine Tochter in meiner Nähe bleiben könnte, und nicht zu dem unstäten Leben einer Offiziersgattin bestimmt wäre, aber denken zu müssen, wie sie, die bis jetzt an ein ruhiges, behagliches Leben gewöhnt war, nun mit allen von einer solchen Existenz unzertrennbaren Unbequemlichkeiten zu kämpfen haben soll, macht mir oft bittere Sorgen."

„Ihre Tochter wird dies nicht halb so schwer empfinden als Sie", lachte die Generalin, „da man mit achtzehn Jahren und an der Seite eines zärtlichen, jungen Gatten ganz Anders denkt als in unserem Alter."

Das Hinzutreten anderer Damen und Herren, die mit der Frau des Hauses nun auch ein Paar Worte wechseln wollten, unterbrach das Gespräch der beiden Freundinnen.

„Und liebt meine Lucie mich wirklich so tief und innig, als ich sie liebe?" fragte der junge Offizier seine Braut, mit der er hinaus in den Garten getreten war, um sich auf einen Augenblick aus der lauten Gesellschaft in die stille Nacht zu flüchten.

„Würde ich, wenn ich dich nicht aus vollem Herzen liebte, die besten, zärtlichsten Eltern verlassen, um dir zu folgen und dir ganz anzugehören?" erwiderte sie halb vorwurfsvoll.

Sie hatte ihren Arm in den seinen gelegt und ein zärtlicher Blick seiner Augen dankte ihr für die Versicherung ihrer Liebe, an der auch kein ernster Zweifel in der Brust des glücklichen Bräutigams erwachen konnte. Sie wandelten Arm in Arm durch die lieblichen Anlagen des Gartens dahin, und wer von den Gästen dem Brautpaare begegnete, strich rasch an ihnen vorüber, um die Glücklichen nicht zu stören, denn Jeder ahnte, welch' greller Mißton die Harmonie ihrer Seelen stören müßte, wenn ein Dazwischentreten die Beiden in die Außenwelt, der sie entrückt waren, zurückriefe.

Wenige Tage nach diesem Feste sollte schon die Trauung stattfinden, nach der die Neuvermählten eine kleine Reise machen wollten. Die Trennung von den Eltern Lucien's war allerdings unvermeidlich, da das Kavallerie-Regiment, dem Oskar als Oberlieutenant angehörte, in Prag lag, und er nach Ablauf seines Urlaubs dort eintreffen mußte. Nur Lucien's innige Liebe zu Oskar hatte ihre Eltern bewogen, ihre Einwilligung zu geben; denn beide Eltern hatten sich nie mit dem Gedanken vertraut machen wollen, sich von ihrem einzigen Kinde trennen zu müssen, und immer gehofft, sie in ihrer Nähe einst glücklich vermählt zu sehen. Die allzu zärtliche Liebe, mit der sie jeden ihrer Wünsche zu befriedigen strebten, hätte leicht ein verzogenes, launenhaftes Geschöpf aus Lucien machen können, aber ihre natürliche Herzensgüte und Sanftmuth hatten sie vor allen schädlichen Einflüssen bewahrt, während sie die Liebe ihrer Eltern mit derselben Innigkeit erwiderte. So hatte denn Lucien's Neigung zu Oskar ihnen den ersten Kummer bereitet, aber auch hier hatten sie ihrem Kinde schnell nachgegeben, da nichts sie tiefer betrübte, als Lucie traurig zu sehen.

Baron Hradek hatte in den zwei Jahren, die sein Regiment in W... in Garnison lag, Lucie kennen gelernt und war ein eifriger Besucher im Hause des Großhändlers v. Lilienau gewesen, bis er endlich mit seiner Werbung um die Hand der einzigen Tochter auftrat und sie angenommen sah. Die Eltern hatten nichts an ihm auszusetzen, als daß er Offizier sei; der Vater hatte ihn selbst zu bereden gesucht, seinen Stand zu verlassen und in Civildienste zu treten, aber Oskar's Weigerung war eine so entschiedene, daß er bald von seinem Versuche abstand.

Wohl durften aber die Eltern in dieser Hinsicht für ihre Tochter etwas Bangigkeit empfinden, denn es war in der That für ein an allen Luxus gewöhntes Mädchen kein leichtes Unternehmen, nun plötzlich allem Comfort eines stetigen Lebens Lebewohl sagen zu müssen; Oskar konnte als Kavallerieoffizier nur zu bald in die Lage kommen, in einem elenden Dorfe liegen zu müssen, und wie peinlich mußte es dann für Lucien sein, dort mit Unbequemlichkeiten zu kämpfen zu haben, die keine Macht des klingenden Metalles, das sonst so vielvermögend ist, von ihr nehmen könnte. Aber was wäre die Liebe und Jugend nicht im Stande zu ertragen? Lucien bangte nicht davor und ihr froher Sinn, ihre blühende Gesundheit verscheuchten endlich wenigstens für den Augenblick die Besorgnisse der Eltern. Die Trauung wurde Vormittags in aller Stille gefeiert und unter Thränen und Versprechungen, sie bald zu besuchen, schied Lucie von ihren Eltern.

Am Schlusse ihres kleinen Ausflugs wollten die Neuvermählten den alten Baron Hradek besuchen, welcher auf seinem Gute in Böhmen lebte und durch einen Gichtanfall verhindert gewesen war, zur Trauung seines Sohnes nach W... zu kommen, wie er beabsichtigt hatte.

Die jungen Gatten verlebten eine höchst vergnügte Zeit auf ihrer kleinen Reise, die vom herrlichsten Sommerwetter begünstigt war. Noch einmal berührten sie auf der Durchreise nach Böhmen W.... und überraschten die Lilienau's mit einem Besuche. Die junge Frau sah so blühend und heiter aus und war so glücklich, daß Luciens Eltern sich nach diesem Besuche sehr beruhigt über ihrer Tochter Zukunft fühlten.

„In meines Vaters Hause ist es viel stiller und düsterer als bei deinen Eltern", sagte Oskar zu seiner jungen Frau, nachdem er wieder mit ihr im Wagen Platz genommen hatte, „und ich fürchte, du wirst dort keinen heitern Eindruck empfangen."

„Ist dein Vater sehr leidend?" fragte Lucie.

„Nein", versetzte Oskar, „seine Kränklichkeit ist von keiner ernsten Art und besteht nur in einem lästigen Gichtübel, das ihn oft auf Wochen an das Zimmer oder gar an das Bett fesselt. Seit dem Tode meiner Mutter ist es auf dem alten Schlosse traurig geworden; mein Vater, der sie innig liebte, ist seitdem ernst und verstimmt, und durch das lästige Leiden, das ihn oft zur Unthätigkeit verurtheilt, in einer sehr reizbaren Laune, so daß ich im Voraus dich bitten muß, Geduld mit ihm zu haben."

„Dein Vater ist sehr zu beklagen", sagte Lucie, „und ich wünschte nur, wir könnten etwas zu seiner Aufheiterung beitragen, aber leider werden wir nicht lange bei ihm weilen können und ihn von Neuem seiner traurigen Einsamkeit überlassen müssen."

Digitized by Google

„Er liebt die Einsamkeit“, versetzte Oskar, „und ich erinnere mich, daß wir immer ein höchst zurückgezogenes Leben auf dem Schlosse führten, und fast nie Besuche bei uns sahen.“

„War't ihr das ganze Jahr auf dem Schlosse oder verbrachtet ihr den Winter in Prag?“ fragte Lucie.

„Meine Eltern lebten immer dort, und ich bis zu meinem zehnten Jahre, in welchem ich in das Kadettenstift eintrat. Mein Vater hatte wenig Jahre nach seiner Vermählung quittirt und sich auf sein Gut zurückgezogen, um dort ganz der Verwaltung desselben zu leben. Da unsere Familie eine sehr kleine war — ich blieb das einzige Kind ihrer Ehe — und wir keine Gäste bei uns sahen, floß unser Leben sehr still und einförmig dahin. Meine Mutter war meist leidend, ich erinnere mich, sie immer krank gekannt zu haben, aber dabei war sie von einer Sanftmuth und Geduld, die ihr Aller Herzen gewann.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus München.

(Schluß.)

II.

2. Kaulbach's Atelier.

F. K. Als ich das Atelier Kaulbach's besuchte, war eben zum Besten des Münchener Künstlerhauses sein großer Karton ausgestellt: Das Zeitalter der Reformation. Wie oft saß ich vor dem ersten kleinen Entwurf, und hatte mich, wie ich wähnte, satt gesehen daran. Und doch war es mir diesmal nicht, als ob ich vom Neuen, sondern zum ersten Male bewunderte. Welch' ein Werk! Von Luther's hinreißender Prophetengestalt, der hoch im idealen Ehrentempel des Cinquecento das Buch der Bücher über seinem Haupte schwingt, bis zu dem genial hingegossenen Shakespeare, der mit entzückender Rundung und Leichtigkeit auf den unteren Stufen im Vordergrunde sitzt; von den ausgegrabenen Antiken rechts, dem Symbol der alten, bis zu dem indianischen Federn- und Waffenschmuck links, dem Abzeichen der neuen Welt — welch' ein Füllhorn von Gedanken, welch' ein Fluß von Eurhythmie die ganze Länge und Breite des Bildes durch! Wir haben uns den Hemicycle von Paul de la Roche als ein Unicum der modernen Kunst anpreisen lassen; aber wie arm, wie matt nimmt sich der verwandte Stoff bei dem Franzosen gegen den Deutschen aus! Wahrlich, wer an deutscher Auslandsmanie kränkelt, der trete vor eine Schöpfung wie diese und lerne empfinden, was Deutschland vermag.

Es that mir leid, daß zwischen dem Ausstellungsort dieses Kartons und Kaulbach's Atelier nur zwei Treppen lagen. Die Eindrücke überstürzten sich fast. Ich fand den Meister die Konturenskizze des Nero schattiren. Auch dieses Werk war mir wohlbekannt. Eines Tages sagte mir Kaulbach — wir hatten von Don Juan gesprochen, — ich bin jetzt drüber her einen antiken Don Juan zu machen; rathen Sie, wer es ist? Alcibiades. Nein! Alexander. Auch nicht. Anacreon. Den habe ich schon gemalt. Also wer? Nero! Ich erzähle das, denn es bezeichnet mit einem Schlage Kaulbach's Standpunkt. Nero, ein antiker Don Juan.

Wir sehen also den blutigen Wüstling in einer durchaus schwungvollen Situation. Sie ist gewissermaßen ein Vis-à-vis der Champagner-Arie. Nero, flankirt von Hetären und Schmeichlern, schwingt in trunkener Lust eine Weinschale, zu seinen Füßen kniet ein halbnackter Knabe — gewiß keine Unschuld! — und hält die Lyra, welche Nero so eben gespielt hat, denn es ist offenbar der Applaus seiner eingebildeten Kunst, den er sich selbst so begeistert zutrinkt. Das geht auf der Hochtreppe des Palastes vor. Auf der Arena desselben sehen wir die markerschütternde Massacre der ersten Christen, in ihrer Mitte der gekreuzigte Petrus. Sie wird von der heidnischen Orgie droben olympisch ignorirt, und doch ranken beide Gruppen an feinen und schöngedachten Verbindungslinien organisch zusammen. Im Hintergrunde endlich Flammen und Rauch des den Brand von Troja parodirenden Roms.

Erinnern wir uns bei diesem Nero an jenen zweiten, welchen jüngst ein Apostel der realistischen Schule zum Besten gegeben. Dort ist Alles, was bei Kaulbach Geist und Leben sprüht, bereits abgethan. Rom ist eingeäschert, der Schauplatz demnach ein wunderbar realistisch gemalter — Aschenhaufen! Auf diesen Aschenhaufen schleppt sich ein Mensch promeniren, dessen abgespannte, schwammige Züge debauchirten Egoismus, fühllose, stumpfsinnige Blasirtheit ausdrücken. Man fürchtet, er wird die Hand zum Gähnen an den Mund führen. Eine ärmliche Garde von zwei Mann tritt ihm vor, seitwärts liegen ein paar Jammergestalten gemarterter Christen und fallen fast aus dem Bilde heraus; der Blasirte streift sie mit einem kalten, gelangweilten Blicke. Das ist Alles. Das ist der Nero des Realismus. Der virtuose Aschenhaufen und der Farbenkontrast der weißen Toga zum kalten Morgengrau — welche Mittel! — müssen den Effekt des ganzen Bildes bestreiten.

Es ist wahr, das Bild ist die gemalte Brutalität. So kalt, so roh, so öd muß es sein, um die widerliche Szenerie der Grausamkeit zu sein. Aber ist die Grausamkeit schon Nero? Wo bleibt ihre Schwester, die Wollust? wo ihre Stiefschwester, die Geniesucht, die gemarterte und marternde Künstlereitelkeit? Grausamkeit, Wollust, Geniesucht, erst das ist der ganze Nero. Diesen Dreiklang griff Kaulbach — allseitig, nicht einseitig.

Den Nero Kaulbach's umgibt die ganze Draperie seiner Lasterhaftigkeit. Da kneipt er die Leier Appollo's zu seinen wahnwitzigen Inspirationen, da entweiht er die Schale des Bacchos in betäubender Unmäßigkeit, da wogt der Schwarm des serviles Senates, des Weiber- und Knabenharems hofirend um ihn her, wir sehen — und wie wohlthuend wirkt das! — wir sehen die ganze heidnische Springflut, die diese schmutzige Perle in die Höhe schnellt. Wir sehen den Verderber verdorben. Seine Zeit ist schlecht und er nur ihr Schlechtester. So malt man historisch!

Ferner hielt Kaulbach mit einem Zartgefühl ohnegleichen von der Geniesucht und Wollust die Grausamkeit auseinander. Jenes gab eine Don Juan-Orgie, auf welche noch immer ein Abglanz sinnlicher Schönheit fällt, der das empörte Gefühl künstlerisch mildert, und unter den unzerstörbaren Zauber der antiken Form stellt. Das vergossene Christenblut dagegen war unserm Künstler viel zu heilig, als daß er es zu einer bloßen Illustration der Grausamkeit herabgewürdigt hätte. Er wußte was Höheres daraus zu machen als spitalmäßigen Schmerz und Tod, der nur so gelegentlich am Wege mitzappelt. Nero auf der Plattform seines Palastes, über die Schlächterei zu seinen Füßen scheinbar erhaben, wird in der That von dem Künstler gar nicht ge-

würdigt, daran Theil zu haben. Nicht ein, sondern kein Blick auf diese Heiligen wird ihm gegönnt, sein irre rollender Blick sucht den ausgelebten Heroenhimmel des heidnischen Zeits. Fein aber entschieden löst das, was ihm eine gemeine Schlächterei ist, der Künstler ab von seinem Nero, und dichtet eine selbstständige, mit Begeisterung empfundene Tragödie daraus. Seine Christenopferung ist ihm nicht eine beiläufige Staffage, sie ist die Hälfte des Bildes, sie ist eine Welt für sich. Und welch' eine Welt! Wahrlich, diese Frauen, die da geschleift, diese Männer, die da gekreuzigt, diese Kinder, die da von ihren Müttern dem gekreuzigten Vater zum letzten Kuß hinaufgereicht werden: das sind die Sieger des Erdkreises. Ihnen gehört die Welt, auf deren Spitze Nero sich brüstet. Und siehe da in Nero's eigener Umgebung, welch' ein Detail! Eines seiner blühendsten Weiber hat sich aus dem Palastinnern in frecher Nacktheit ihm nachgedrängt, da fällt ihr Blick in die Glorie der blutenden Christenheit auf den Palaststufen, sie erschrickt, zieht unwillkürlich einen Kleidzipfel an sich und — ist morgen vielleicht selbst Christin. So springt ein Funke von diesem Opferherd in Nero's eigenes Götterhaus und steckt es in Brand, wie er sein Rom. Und solche Schönheiten sind bei unserm Künstler nur Nebengedanken!

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, den 18. Jan. „Orpheus in der Unterwelt". Burleske Oper von Offenbach. Burlesker noch als die Oper, ist die Anziehungskraft, welche sie heute wieder bewährt hat. Wir haben uns bei Gelegenheit der ersten Aufführung (23. Oktober) des Nähern über das Werk ausgesprochen und können uns heute mit einigen Nachträgen begnügen. Ein Hauptgrund, weshalb dieser Orpheus so sehr zieht, ist der, weil man von seinen fünf Sinnen gerade mit einem ausreicht, um das Opus zu genießen — wenn man nur sieht, geht's schon. Es ist also ein sehr bequemes Vergnügen, welches man sich damit verschaffen kann. Und daß der Gesichtssinn, namentlich heute, sehr befriedigt wurde, muß jeder Unbefangene zugeben. — Die Besetzung war in Bezug auf zwei Partien eine neue und bessere. Frln. Anstensen, welche, wie wir mit Wohlgefallen bemerkten, heute als Mitglied aufgeführt war, gab die „Eurydice" und zwar eine solche, wie wir sie in unserem ersten Referate angedeutet haben. Jugend, und die in der Regel damit verbundene natürliche Anmuth, ihr leichtes und stets höchst anständiges Spiel verliehen der Partie jenen Reiz und duftigen Schimmer, welchen sie haben soll. Frln. Anstensen sang auch nett, nur das Lied der Bachantin im letzten Akte war nicht wohlklingend. — Die „öffentliche Meinung" war heute durch Frln. Schmidt sehr glücklich vertreten. Sie sang rein und sprach mit Deutlichkeit und Ausdruck. Hr. Lamprecht (Pluto) war, namentlich im 1. Akte durch seine originelle Erscheinung, sowie durch die famosen komischen Variationen höchst ergötzlich. — Hr. Puley (Hans Styx) war das Muster eines langweiligen Burschen. Seine Couplets waren eben so gut erfunden als sie taktvoll sich in den Grenzen des Erlaubten hielten und vorzüglich vorgetragen wurden. Hr. Puley fand dafür den allgemeinen und wohlverdienten Beifall. — Auch die nicht besonders erwähnten Darsteller verdienen Lob. Bei Frln. Schwarzer müssen wir jedoch bemerken, daß eine gelindere Aktivität im Singen des Galopps wohlklingender gewesen wäre. — Im Ganzen ging also der Orpheus gut; gut wäre es aber auch, wenn der Orpheus ginge — für diese Saison.

Montag, 19. Jan. „Das Nachtlager in Granada", romantische Oper von Conradin Kreuzer. Quantitativ weniger, qualitativ mehr, gefiel uns die heutige Wiederholung des lieblichen Werkes besser als die erste Aufführung. Obschon wir die Oper erst vor 11 Tagen gehört, zählt doch der heutige mit zu unsern angenehmsten Theater-Abenden dieser Saison. Die Oper wurde sehr abgerundet gegeben. Die Ouverture schon machte einen vortheilhaften Eindruck, wie denn überhaupt das Orchester Rühmliches leistete. Die Hörner verdienen lobende Erwähnung; das Violin-Solo war vorzüglich. Die Chöre sagten uns auch mehr zu, als jüngst. Hr. Ueberhorst (Jäger) fand oft wiederholten Beifall und Hervorruf am Schlusse, eine Ehre, welche er rechtschaffen verdient hat. Sein Spiel war eben so ausgezeichnet, als sein Gesang kunstgerecht, kräftig und stellenweise höchst angenehm. Ganz besonders gilt dies von der schönen Nummer: „Diese Rose blüht nicht mir" und vom Nachtgruß an das Liebchen. Frln. Anstensen gab sich alle Mühe, war sehr lieblich und sang korrekter als jüngst. Im Allgemeinen aber fanden wir wieder dieselben Mängel vor, die wir bei der ersten Aufführung erwähnten, was uns beweist, daß es hier weder an Streben noch an Verständniß, sondern an den geeigneten Mitteln fehlt. Nichtsdestoweniger ist für uns, wie für Jedermann, Frln. Anstensen eine höchst schätzbare jugendliche Sängerin. Hr. Dalfy (Gomez) unterstützte namentlich das Terzett im 2. Akte (Trennet nicht das Band der Liebe), worin sich auch Frln. Anstensen am vortheilhaftesten zeigte, sehr wacker. Ueberhaupt war diese Nummer die gelungenste und fand lauten Beifall. Die HH. Schiffdenker, Schelper und Lambrecht verdienen ebenfalls lobende Erwähnung, woran wir es nicht fehlen lassen, wo es angeht. — War heute auch der Abend nicht ausgefüllt, so konnte man doch von der Oper sagen: sie war kurz und gut! —t—

Miscelle.

Zwischen dem englischen Gesandten in Kopenhagen und dem Minister des Auswärtigen, Hrn. Hall, haben Verhandlungen in Betreff des Ehekontraktes der Prinzessin Alexandra begonnen. Vom dänischen Staate wird die Prinzessin 100,000 Thaler erhalten, wozu die Einwilligung der gesetzgebenden Versammlungen, jedenfalls auch der holsteinischen Stände, eingeholt werden soll. Von Privatvereinen wird die Prinzessin noch außerdem beschenkt werden. Einige dänische Gutsbesitzer haben eine Marmorgruppe für sie bestellt; dieselbe ist schon so weit fertig, daß die Vollendung in den nächsten Tagen erfolgen kann. Ebenso hat ein jütländisches Komite Marmorbüsten der Eltern Alexandra's, die eine bei dem Professor Zerichau, die andere bei dem Professor Bissen, bestellt. Die Kopenhagener Damen haben eine ganze Reihe prachtvoller und zum Theil sehr sinnreicher Gaben vorbereitet.

Druck und Verlag der Ellwanger'schen Buch- und Kunsthandlung in Bayreuth. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner

Digitized by Google

An die
k. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 7. Sonntag den 25. Januar 1863.

Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

„Ich werde dir ihr Zimmer zeigen“, fuhr Oskar mit tiefer Bewegung fort, „das Zimmer, in welchem ich so oft bei ihr spielte und wo sie trotz ihres Leidens sich an meinem Treiben erfreute. Wie oft wollte man den wilden Knaben aus ihrem Zimmer weisen, da sein lärmendes Spiel der Kranken wehe thun müßte, aber sie wehrte es immer und sagte, mich zärtlich zurückhaltend: „„Laßt mir meinen Knaben, sein Spiel ergötzt und erheitert mich.““ Auch ich wollte immer bei ihr sein, auf dem Teppich zu ihren Füßen saß ich am Liebsten und stellte mit der Wißbegiee der Kinder dann Frage auf Frage an die arme, kranke Mutter, die nicht müde ward, darauf zu antworten. Als ich älter geworden war und begriff, wie leidend sie sei, bemühte ich mich, ihr vorzulesen oder sie zu zerstreuen, indem ich ihr erzählte, was ich den Tag über gelernt und gelesen hatte. Sie nahm so innigen Antheil an Allem, was mich betraf, daß es mir meist gelang, sie zu erheitern. Nur eines Tages waren alle meine Bemühungen vergebens gewesen, und sie war in einem Zustande der Abspannung, den ich sonst nicht an ihr kannte. Auf dem Sopha liegend, fuhr sie nur manches Mal mit iheer zarten, schmalen Hand, liebkosend über meine Stirne oder küßte mich. Auf meine Frage, ob sie heute kränker als sonst sei, schüttelte sie das Haupt, entließ mich aber früher als gewöhnlich, nachdem sie mich noch einmal mit Innigkeit auf Augen und Lippen geküßt hatte. — Als ich am andern Morgen aufwachte und zu ihr gehen wollte, suchte man mich von diesem Vorsatze durch allerlei Einwendungen abzubringen, da ich aber darauf bestand und ausrief: Ich muß zu meiner Mutter, denn sie erwartet mich um diese Stunde, da öffnete sich plötzlich die Thüre ihres Zimmers und mein Vater trat mir entgegen. Seine Miene war noch ernster als gewöhnlich, aber seine Stimme klang fest und sicher, als er zu mir sagte: „„Deine Mutter wird dich auf Erden nie mehr sehen, denn sie verschied heute Nacht in meinen Armen.““ Ich drang mit wildem Ungestüm in ihr Zimmer und sank dort bewußtlos an ihrer Leiche nieder. Ihr Tod hatte auf mich den erschütterndsten Eindruck gemacht und obwohl ich erst zehn Jahre zählte, fühlte ich doch, was ich verloren hatte. Kurze Zeit nach ihrem Tode trat ich in das Kadettenstift, von welchem ich nur in den Ferienmonaten nach Hause reiste, wo es mir aber nach der Mutter Tod so teauriz vorkam, daß ich es immer gerne wieder verließ. Und selbst jetzt, da schon dreizehn Jahre seit ihrem Tode vergangen sind, kann ich nicht, ohne mich von schmerzlichen Erinnerungen ergriffen zu fühlen, in meine Heimath einziehen.“

Hier schwieg Oskar und eine tiefe schmerzliche Bewegung hatte sich seiner bemächtigt. Lucie aber schmiegte sich liebkosend an ihren Gatten an und suchte ihn mit den Beweisen ihrer theilnahmsvollen Liebe der Gegenwart zurückzugewinnen. Aber auch in ihr Herz war eine Bangigkeit vor dem Besuche auf Hradek eingezogen; sie fürchtete, daß dort alte, trübe Erinnerungen in Oskar's Brust erwachen würden und hegte zu gleicher Zeit eine Scheu vor dem Vater, der ihr nach des Sohnes Schilderungen keine Sympathie einflößen konnte. Oskar hatte nie über ihn geklagt, aber sie fühlte, daß die Verstorbene seine ganze kindliche Liebe in Anspruch nahm. Von seinem Vater wußte er Lucien nur wenig mitzutheilen, aber von seinee Mutter hatte er ihr ein treues Bild entworfen.

So war es denn natüelich, daß der zweite Theil der Reise nicht mit so frohen Gefühlen zurückgelegt ward als der erste und beide Gatten waren ernster und stillec geworden, je näher sie dem Schlosse Hradek kamen.

In Oskar's Seele erwachten die Erinnerungen an seine Mutter mit voller Gewalt, er mußte immer an die zärtliche Liebe, mit der sie ihn gepflegt hatte und an die trübe Zeit, die ihrem Tode gefolgt war, denken. Unbeachtet von dem Vater hatte er dann seine Ferienmonate doet unter der Aufsicht eines alten Dieners zugebracht und Niemand schien sich um ihn zu kümmern, der Vater ließ sich in seinen gewohnten Beschäftigungen durch seine Anwesenheit nicht stören, und sah manchen Tag kaum sein Kind.

Auf diese Art war es nicht möglich gewesen, daß sich ein herzliches Verhältniß zwischen Vater und Sohn bildete und sie standen sich beinahe wie Fremde gegenüber. Das Schloß war schön auf einer Anhöhe gelegen und rings von dichten Tannenwäldern umgeben; dee Besitz der Hradek war aber kein bedeutender und nur den Bemühungen des alten Barons war es gelungen, durch seine ökonomische Verwaltung seine Einkünfte zu vergrößern, so daß sie für ihn und seinen Sohn ein anständiges Auskommen ermöglichten. Die Bauart des Schlosses, der große Hof, die schöne, breite Stiege und endlich oben die hohen, weiten Gemächer, Alles dies war in einem viel großartigeren Styl als zu Hause

Digitized by Google

bei Lucien's Eltern, aber dafür fehlten auch die Eleganz und der Comfort, die dort das Ganze so überaus wohnlich machten. Hier standen noch die alten, schwerfälligen Möbel, wie sie vor fünfzig Jahren Mode waren und trotzten mit ihren massiven Lehnen und solid gewebten Stoffen noch immer dem Zahne der Zeit, aber luden zu keiner so bequemen Ruhe auf ihnen ein, wie die schwellenden Balsacs und Causeuses im Lilienau'schen Hause.

„Der Baron ist auf seinem Zimmer, da ihn die Gicht diesmal wieder ziemlich arg gepackt hat", sagte die alte Haushälterin, welche zur Begrüßung des jungen Ehepaares gekommen war und während sie Oskar diese Auskunft auf seine Frage über den Vater gab, es nicht unterließ, seine junge Frau mit forschenden Blicken zu mustern.

„So komm Lucie, laß uns zu ihm gehen", sagte Oskar und legte bei diesen Worten den Arm seiner Gattin in den seinen und führte sie in sein Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

♂ Aus Wien, 19. Januar.

(Im Karneval. — Physiognomie des Faschings. — Annoncen der Debardeure. — Der Maskenball im Theater an der Wien. — Cancanirende Adreßbücher. — Ein verwechselter Zehnkreuzer-Münzschein. — Fee Reklame der „Concordia". — Der „Verschwender". — Falsche Billete. — Die Geschichte eines Bräutigams. — Nach Konstantinopel.)

Wir sind mitten im Karneval. Die Physiognomie der Straßenecken hat unstreitig etwas Faschingsartiges, die Auslagen unserer Modewaarenhändler, die Magazine der Herren- und Damenkleiderkünstler, die Inseratenspalten der Zeitungen zeigen das Gepräge der Faschingszeit; alle Welt, selbst die entschieden konstitutionelle trägt Livree, die des Prinzen Karneval. Die Straßenecken bedeckt eine ganze Legion verlockender Affichen: Bal masqué, Redoute, Rendezvous der Debardeure, Wahl der Königin des Karnevals, imposanter Maskenzug, Festmanöver des Prinzen Karneval, eine Nacht im Elysium — das sind nur wenige aus den Hunderten von Titeln und Reklamen, die in Riesenlettern auf das neugierige Lesepublikum der Straße herabstarren. Ein konstitutioneller Ballkleiderhändler ist sogar auf den Einfall gerathen, an den Straßenecken eine „Interpellation" an das ballbesuchende Publikum zu richten, und dasselbe aufzufordern, jetzt, wo Prinz Karneval seinen „Landtag" eröffnet hat, einen Beitrag zu den „erhöhten Steuern" des Geschäftsmannes zu liefern. — Wen in diesem Augenblicke die Auslagen unserer Modemagazine nicht verlocken, sich in die Armee der Tanzenden einreihen zu lassen, für den hat Rabensteiner nie gelebt, und dem werden auch die „Lockvögel" und „Leitartikel" von Johann Strauß und das glänzende Parquett des Sophienbades eine terra incognita bleiben. — Eine ganze Welt von Flor, Gaze und Spitzen liegt in unsern Bazars aufgestapelt, und wenn des Abends die blauweißen Gasflammen ihr trügerisches Licht auf all' die Herrlichkeiten werfen, dann scheint es, als würden die Stoffe lebendig, und als blähten sie sich in der Vorahnung ihrer hochwichtigen Sendung auf, die sie als Hüllen beneideter Tanzköniginnen zu erfüllen haben. — Die Inseratenspalten unserer Zeitungen vollends liefern selbst dem abgeschiedensten Erdenbewohner, sofern er Gedrucktes aus Wien lesen kann, den untrüglichsten Beweis, daß die tolle Herrschaft des Faschings begonnen hat. — „An die blaue Maske" — „An den schwarzen Domino" — „Morgen Abend im Wintergarten nächst der Restauration bei Hassa" — „In der ersten Nische auf der Bühne des Theaters an der Wien verlor ich mein Herz" — und meine Brieftasche —, das vergißt der Inserent unbegreiflicher Weise hinzuzusetzen. Diese Maskenwelt ist in ihren Anschauungen, in ihren Hoffnungen und Annoncen noch primitiver oder verderbter als die Verfasser gewisser Heirathsanträge. — Das haben verschiedene Leute auf dem letzten Maskenballe im Theater an der Wien erfahren, dem die viel bewunderte „Hermione" in einer Loge beiwohnte, während der „Giftnigl" in dem Gewühle des Parterres rumorte und alle Fragen lästiger Maskenball-Weglagerer mit dem historischen „Schon gut" beantwortete.

Eine Anzahl jugendlicher Debardeurs schien den Entschluß gefaßt zu haben, dem Mangel eines Adreßkalenders — Wien entbehrt bereits seit zwei Jahren dieses nothwendigen Hilfsbuchs — auf originelle Weise abzuhelfen. Sie theilten ganze Pakete sauber geschriebener Ankündigungen aus, in denen — so schien es wenigstens — leerstehende Wohnungen unter genauer Angabe der alten und neuen Nummerirung zum Vermiethen ausgeboten wurden. Die Masse neuer Häuser am Glacis, die wie Pilze aus der Erde schießen, und das Leerstehen vieler Wohnungen macht solche cancanirende Wohnungsanzeiger leicht erklärlich. Eine der sauber geschriebenen Adressen gerieth in die Hände eines Ehemannes, der nach Mitternacht seine junge Gattin aus einer Loge abholte, um mit ihr nach Hause zu fahren. Beim Einsteigen in den Wagen greift er in die Tasche, um dem Portier-Bären am Eingange den pflichtschuldigen Obolus, bestehend in einem Zehnkreuzer-Münzscheine, zu verabreichen. Der Wagen hat sich bereits in Bewegung gesetzt, als der Portier dem Kutscher zum Halten auffordert. „Das ist ja kein Geld", schreit Cerberus entrüstet. — Der bedauernswerthe Ehemann hat dem Portier die Adresse statt eines Münzscheines übergeben. Unglücklicherweise ergreift die neugierig gewordene Gattin das Zettelchen und liest beim Lampenschein die verhängnißvollen Zeilen. — Der Mann ist gewandt genug, um sich schnell zu fassen und auf die elenden Kellner zu schimpfen, die ihm bei der Kredenz ein werthloses Papier beim Wechseln einer Guldennote herausgegeben. Die junge Frau, noch unerfahren mit der neuesten Mode „leerstehende Wohnungen rasch an den Mann zu bringen", glaubt der Erzählung des Gatten und beklagt im Nachhausefahren mit ihm die Schlechtigkeit der Menschen, unter denen die Kellner wohl die allerschlimmsten sind! — —

In dieser Woche beginnt bereits die Elite der Bälle, die Journalisten eröffnen Montag den Reigen, Dinstag folgen die Mediziner, Mittwoch die Industriellen. Die Journalisten haben diesmal eine Fee, in deren Dienst sie bisher uneigennützig für alle Welt arbeiteten, für sich benützt — die Fee Reklame. Die Versprechungen, welche die wunderthätige Fee diesmal ertheilte, werden aber auch pünktlich und auf das Genaueste erfüllt werden, und der erste Ball der Saison wird kaum von seinen Nachfolgern an Glanz und Geschmack des Arrangements übertreffen werden.

Die tollste Faschingslust aber ward während der abgelaufenen Woche übertäubt durch das einzige Wort: „Verschwender." — Es war das Losungswort der Woche, und die Vorstellung,*) die einem wohlthätigen Zwecke gewidmet ist,

*) Die Vorstellung des „Verschwender" in der außergewöhnlichen Besetzung durch Mitglieder des Hofburg- und Hofoperntheaters

wird manchen Riß in die Familie, in den Bund liebender Herzen erzeugen. So sehnsüchtig blickt der altgläubig. Türke nicht nach Mekka, wie unsere Damenwelt in der abgelaufenen Woche nach einem Sitze zur Sonntagsvorstellung im Carltheater schmachtete. Sollen wir von den fabelhaften Preisen erzählen, die man an der Börse und in den Theater-Café's für Fauteuils in der 17. Reihe bot; sollen wir berichten, daß man für die bloße Gunst, eine Stunde vor Kassaeröffnung in die Räume des Theaters eingelassen zu werden, so viel Gulden bot, als der Theaterdirektor gewöhnlich für eine Loge ersten Ranges verlangt? Für heute wollen wir unseren Lesern von einem „Riß in der Familie“ erzählen, den dieser „Verschwender“ verursachte. Eine junge hübsche Braut, erglühend für alle Amusements der Residenz, aber etwas kühler für die Freuden und Leiden häuslichen Lebens, hatte ihrem Bräutigam die Turandot-Aufgabe gestellt, drei Sitze für die „Verschwender-Vorstellung“ herbeizuschaffen, einen für die Braut, einen für den Bräutigam und den dritten für die unvermeidliche Schwiegermama. Der junge Mann rennt von Pontius zu Pilatus, von Lehmann zu Meixner, von der Kassa des Komité's zu jener des Carltheaters — Alles umsonst, er sucht alle Erinnerungen, Reisebekanntschaften, Kaffeehausconnaissancen auf, die irgend ein Mitglied des Komité's zugänglicher für seine heißen Bitten machen könnte, Alles vergebens. Bei einzelnen Billetenverkäufern gibt es zwar noch Sperrsitze, aber die Wucherer verlangen 25 fl. für das Stück, und selbst wenn der Unglückliche diesen Preis bezahlen wollte, sind doch nirgends drei Sitze nebeneinander zu bekommen! In seiner Herzensangst durchfährt ihn plötzlich ein glücklicher Gedanke. Er geht Montag Morgens in die Theaterkasse des Carltheaters und verlangt drei Sitze im Parterre, der Kassier, erstaunt über solche unerwartete Nachfrage, übergibt dem frühen Kunden drei Sitze in der ersten Bank. Mit den Sitzen das Stück zu 1 fl. 5 Neukreuzer begibt er sich später zu seiner Braut und überreicht ihr mit triumphirender Miene die Karten. Sie ist überglücklich, entzückt und verschwendet Küsse und Liebkosungen an den geliebten Mann. Dieser aber scheint verstimmt und traurig und schützt Kopfweh als Ursache seiner baldigen Entfernung vor. Am Abend desselben Tages erhielt die Braut die Nachricht, daß ihr Bräutigam von einem leichten Fieber befallen sei, am nächsten Morgen hatte das Fieber ernstliche Fortschritte gemacht und Dinstag Abend lag der Kranke im Delirium. Unser Held hatte so kalkulirt: Echte Sitze zum Verschwender bekomme ich keine, so kaufe ich falsche; meine Braut ist überglücklich, ich aber werde plötzlich krank, ernstlich krank, und lege mir selbst achttägigen Zimmerarrest auf; meine Braut hat das stolze Bewußtsein, zum „Verschwender“ gehen zu können, aber verzichtet natürlich in Anbetracht der lebensgefährlichen Krankheit ihres Bräutigams auf das seltene Vergnügen. — Aber es kam anders, als der Wackere dachte. Sie verzichtete nicht auf das Vergnügen, sie kalkulirte so: Diesen „Verschwender“ sieht man nur einmal — vom Tode werden aber alle Tage Leute gerettet und alle Leute sterben nicht alle Tage, am allerwenigsten die Bräutigame. Das war der erste Riß in die Familie, — vorgestern aber wurde der Riß zur unheilbaren Wunde, zur unausfüllbaren Kluft! In den Zeitungen erscheint mit einem Male eine Annonce Lehmann's mit der Meldung, man habe gelbe und grüne Karten für Sonntag Mittag ausgegeben — der unglückliche Bräutigam aber hatte rothe Sitze gekauft. Sein ganzes Spiel war verrathen, die Komödie, die er gespielt, entdeckt, der Bund zweier Herzen zerrissen. Sie wird ihm diese Fälschung von „Bankbilleten“ niemals verzeihen und er — er ist froh, entdeckt zu haben, daß ihr zwei Verschwender-Sperrsitze höher stehen, als sein ganzes Leben. — Solches Unheil richtet der „Verschwender“ an!

fand am 18. Januar im Karltheater statt. Der Aufführung, die 5000 fl. Brutto-Einnahme erzielte, wohnten auch in drei Logen die Mitglieder des kaiserlichen Hofes bei.

Hieß die Losung der abgelaufenen Woche „Verschwender“, heißt die Losung dieser Woche „Sophiensaal, Redoutensaal“ — so wird die Losung nach dem Karneval „nach Konstantinopel“ heißen. — Das große Projekt einer Gesellschaftsreise von Wienern nach Konstantinopel wird nämlich eine Wahrheit. Die Reise, welche auf Anregung und unter Führung des Hrn. Römer demnächst angetreten werden soll, beginnt bereits die wanderlustigen Gemüther unserer Touristenwelt lebhaft zu beschäftigen, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so läßt sich dieser, unter dem Beirathe mehrerer mit den orientalischen Verhältnissen vertrauten Männer seit lange vorbereiteten Unternehmung vielleicht ein noch glänzenderer Erfolg prognostiziren, als dies bei dem vorigjährigen gemeinschaftlichen Ausflug der Wiener zur Londoner Ausstellung der Fall war. Nach dem Programm erfolgt die Abreise von Triest nach der türkischen Hauptstadt am 4. April auf dem besonders seetüchtigen und mit allem Comfort ausgestatteten Lloyddampfer „Bombay“, und die Rückkunft in diesen Hafen ist definitiv auf Mittwoch den 22. April bestimmt. Sämmtliche Bedürfnisse des einzelnen Theilnehmers, Hin- und Rückfahrt nach Triest in einem Waggon 2. Klasse mit eingeschlossen, nebst anständiger Unterkunft und kompleter Verköstigung auf allen von der Gesellschaft berührten Landungsplätzen, werden mit der Einlage von 300 fl. österr. Währ. vollständig gedeckt. Es klingt beinahe fabelhaft, in dieser kurzen Spanne Zeit von kaum 3 Wochen mit Aufwendung einer verhältnißmäßig so geringen Summe einen Raum von 500 Meilen zu durchmessen und dabei nicht nur ein schönes Stück des Morgenlandes kennen zu lernen, sondern auch von dem heutigen Athen, dem uralten Sitze hellenischer Kunst und Staatsweisheit, nähere Einsicht zu nehmen, vor Allem aber in Konstantinopel, diesem Wunder des Orients, an den herrlichen Gestaden des Bosporus volle fünf Tage, also wenigstens so lange zu verweilen, um davon ein großartiges Bild der Erinnerung für das ganze Leben mitnehmen zu können.

Aber auch der Zeitpunkt der Reise konnte unserer Meinung nach nicht günstiger gewählt werden, weil er mit dem Herannahen des Frühlings so glücklich zusammenfällt. Gerade in dieser Jahresepoche, wo die Natur bei uns noch nicht erwacht, wo die Wälder an den Donauufern noch nicht belaubt sind und kaum das erste Grün der Saaten die düstere Monotonie unserer fast noch winterlich angethanen Landschaft spärlich unterbricht, muß es auf die österreichischen Reisenden eine doppelt mächtige Wirkung hervorbringen, sich wie durch einen Zauberschlag plötzlich unter den tiefblauen Himmel der Levante versetzt zu sehen, wo milde Lüfte fächeln und bei dem Vorbeidampfen an den Inseln des Archipelagus der aromatische Duft einer dort bereits in vollster Blüthenpracht entwickelten Vegetation meilenweit die Atmosphäre erfüllt.

Außer diesen klimatischen Ueberraschungen wird sich aber unseren Wiener Argonautenfahrern auf dieser Seereise noch der Schauplatz des ganzen klassischen Alterthums gleich einer

Digitized by Google

vorüberwandelnden Theaterdekoration wie im Fluge erschließen, — ein Eindruck grandioser Art, um welchen man die auserwählte Schaar der Reisenden wirklich beneiden kann.

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 21. Jan. „Robert und Bertram, oder: die lustigen Vagabunden“, Posse von Räder. Wir unterhielten uns heute recht gut — aber außerhalb des Theaters. Denn obgleich wir in dieser Saison gut gezogen wurden, mochten wir so ungenießbare Kost unsern Theater-Verdauungs-Organen nicht wiederholt zumuthen. Wie wir über das Opus und seine Darstellung denken, können Solche, die sich dafür interessiren, in Nr. 99. der Mnemosyne vom vorigen Jahrgange nachlesen, wo wir uns energisch darüber ausgesprochen haben. — Wir bedurften der Ruhe heute um so mehr, als uns morgen die dritte Aufführung des „Troubadour“ bevorsteht. Welcher Segen! ? —

Donnerstag, 22. Jan. „Lohengrin“, große romantische Oper von Richard Wagner. — Wer beschreibt unsre freudige Ueberraschung, als wir heute statt des angekündigten „Troubadour“ den längst erwarteten „Lohengrin“ fanden, welcher bereits in's Couplet übergegangen war! — Richard Wagner hat bekanntlich viele feurige Anhänger, aber noch zahlreichere, heftige Gegner. Zu diesen letzteren gehören auch wir. Darum sind wir doppelt dankbar, wenn ein Wagner'sches Erzeugniß uns zu Gehör gebracht wird, namentlich, wenn es in einer Weise geschieht, die ein Urtheil begründen läßt. So haben wir denn heute alle Ruhe und Liebe zur Sache mitgebracht und gefunden — daß wir nie ein Freund der Richard Wagner'schen Musik werden können! Warum? weil Wagner's Opern wohl einzelne Schönheiten, im Ganzen aber — keine Musik haben. Es sind großartige Dramen, welche durch das Orchester mittelst aller erdenklichen Klang-Wirkungen unterstützt werden; es ist viele Berechnung, viel Geist, viel Spektakel und viel Blendendes darin, aber — wenig Musik, sehr wenig Musik!*) — Wagner glaubt, die ganze Musik bis zu ihm sei ein Irrthum gewesen — und wir sagen, der Irrthum fängt bei ihm an. Er glaubt, oder seine Anhänger möchten glauben machen, diese Musik habe eine Zukunft; das ist nicht wahr. Sie hat nur eine Gegenwart, welche den Reiz der Neuheit liebt und ihn eine Zeit lang beklatscht. In spätern Jahren wird man darüber lächeln, wie man solches Zeug einst für Musik gelten lassen mochte. Wagner hat von Meyerbeer und Mendelsohn alle Fehler, ihre Reize hat er jedoch nicht. Er sieht auf Mozart selbst vornehm herab. Welcher Wahn! Neben Mozart erscheint er wie ein verrückter Musikant! Der Erfolg seiner Opern liegt in der geschickten Wahl der Stoffe, welche an und für sich ein dramatisches Leben entfalten, in der ungewöhnlichen, deshalb auch unschönen, aber eben neuen Anwendung der seltsamsten Tonbildungen, in dem dekorativen Aufwande und in dem durch diese Vereinigung erzeugten Lärm — dann auch in dem journalistischen und literarischen Skandal, den er seinen Erzeugnissen vorauszusenden wußte. Niemand war mehr der Trompeter seines eigenen Lobes als Richard Wagner! — Trotz dieser unserer Ansicht sagen wir Hrn. Kapellmeister **Seidel** unsern besten Dank für die Energie, mit welcher er die wahrhaft schwierige Oper durchgesetzt und damit einen neuen Beweis seiner ersprießlichen Thätigkeit geliefert hat. Angesichts der immensen Aufgabe war die Aufführung in der That eine sehr gute zu nennen. Die schweren Chöre und Ensembles ließen zwar, namentlich an Stärke und Sicherheit Manches zu wünschen übrig; wer möchte heute aber nicht gerne darüber hinwegsehen? Hrn. **Dalfy's** (Lohengrin) Stimme war von Anfang schon umschleiert und er wurde zuletzt heiser, führte aber gleichwohl seine Partie rühmenswerth durch und ließ erkennen daß er unter andern Umständen ein sehr wackerer „Lohengrin“ sein werde. — Hr. **Ueberhorst** (Telramund) sang und spielte sehr gut. — Frau **Pätsch** von Mainz (Ortrud) ist für diese Aufgabe ganz geeignet. Man merkt die routinirte Sängerin und diese Sicherheit entschädigt gewissermaßen für das hohle Geschrei, welches namentlich an den Abgängen mitunterlief. — Hr. **Schiffbenker** (König) gut, wie immer. — Hr. **Schelper** (Heerrufer) bestätigte heute in dieser bedeutenden Partie die vortheilhafte Ansicht, welche wir jüngst nach einer unbedeutenden über ihn geäußert haben. Dieser junge Mann verspricht etwas. Der Preis des Abends gebührt Frln. **Bork** (Elsa von Brabant), welche uns mit neuer Hochachtung vor ihrem ausgezeichneten Talente erfüllt hat. Denn obgleich einige Unebenheiten und Verstöße vorkamen, bedeutet das nichts gegenüber der vermuthlich ersten Durchführung einer solchen, gesanglich und dramatisch gleich schwierigen Partie. Wir werden hierüber, sowie über die andern Partien nach der zweiten Aufführung Näheres mittheilen. Im Allgemeinen wurde die Oper dankbar aufgenommen, schon aus Mitleid für die Unglücklichen, welche Wagner'sche Opern studiren müssen. Nachdem Alles vorbei — ist man weder vergnügt, noch erbaut; wüster Lärm ohne Seele, so daß Einem Göthe's Worte einfallen:

Mir wird von alle Dem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.“

Freitag, 23. Jan. Zum ersten Male: „En passant“, hierauf: „Das Salz der Ehe“; zum Schluß: „Englisch“, sämmtliche drei Sachen von C. A. Görner. Ein kaltes Douchebad für die Leute, welchen die Oper gestern den Kopf warm gemacht. Wasser, Wasser, nichts als Wasser! Zuerst mäßig reines, dann trübes, zuletzt schmutziges Wasser! Wir sehen wohl, wir bedienen uns wieder einer Form, welche der **Direktion** nicht **anständig** ist, aber „thut nichts“, sagte Gibbon. Welches Repertoire, welcher Ton auf der Bühne! Man sollte glauben, es gäbe kein gutes Stück in unserer so reichen Literatur. Wer sich **heute** nicht überzeugt hat, was Hr. Ernst (Ippelberger) als Schauspieler bedeutet, der **kann** entweder oder er **will** nicht sehen. — Die Novität ist „en passant“ gesagt, nicht schlechter, als die sonstigen Machwerke des Herrn Görner und die Durchführung verdient Lob. Im letzten Stücke „Englisch“ verdient Hr. **Puley** (Gibbon), Hr. **Reimers** (John) und Frln. **Kramer** (Adele) alle Anerkennung. —t—

*) In Bezug auf den Werth und die Bedeutung der Wagner'schen Musik stimmen wir nicht in allen Punkten überein. D. R.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 8. Mittwoch den 28. Januar 1863.

Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Der alte Baron saß in einem hohen Lehnstuhle am offenen Fenster und hatte vor sich Zeitungsblätter auf dem Tische liegen, in deren Lektüre er eben vertieft war, als Oskar mit seiner jungen Gattin eintrat. Unwillig über die Störung sah der alte Herr auf und wollte den Eintretenden eben in seiner gewohnten Weise einige Scheltworte entgegendonnern, als er seinen Sohn erkannte, der ihm seine Frau aufzuführen kam. Wenn auch die rauhen Worte auf seinen Lippen erstarben und er sich bemühte, aufzustehen, um ihnen entgegen zu gehen, so flog doch kein Strahl der Freude bei dem unerwarteten Anblicke des Sohnes über sein Antlitz.

„Entschuldigen Sie, meine Beste", sagte er zu Lucien gewandt, „daß ich Ihnen nicht schneller entgegenkomme, aber die Gicht erlaubt es mir nicht und Sie müssen schon den Willen für die That nehmen."

Oskar und Lucie waren ihm schon zuvorgekommen und Ersterer drückte ihn mit sanfter Gewalt auf seinen Stuhl zurück.

„Mache doch keine Ceremonien mit uns", bat er ihn, „ich bringe dir ja keine Fremde, sondern eine Tochter entgegen, die ich dich bitte, als solche aufzunehmen."

Lucie hatte seine Hand ergriffen und bat ihn mit schmeichelnden Worten, ihr zu erlauben, ihn als Vater zu begrüßen.

Der alte Baron empfing seine Schwiegertochter mit kalter Höflichkeit; er bestand darauf, sie in's Besuchzimmer zu führen, obwohl er auf seinen Sohn gestützt nur mühsam gehen konnte, doch war er weder gegen sie noch gegen Oskar herzlich. Er unterhielt sich eine Weile mit Lucien, aber in einer Art, wie man mit einer Fremden spricht, die uns einen Etikette-Besuch zu machen gekommen ist, während er nur hie und da ein paar Fragen an seinen Sohn einschaltete. Lucie bemühte sich so zuvorkommend und liebenswürdig mit dem alten Herrn zu sein, als ihr möglich war, aber seine Kälte und sein gemessenes Benehmen schüchterten sie immer mehr ein. Endlich begann er mit seinem Sohne ein Gespräch über Politik; er hatte eben in der Zeitung von einer neuen Finanzmaßregel gelesen, die seine höchste Mißbilligung erregte, und wollte sich über diesen Gegenstand aussprechen. Oskar, der des Vaters Leidenschaft für Politik kannte, ging darauf ein, aber da seine Ansichten von denen des Vaters bedeutend differirten, entspann sich bald eine lebhafte Debatte zwischen Vater und Sohn. Lucie ward von diesem Moment an von dem alten Baron nicht mehr beachtet und so artig er früher mit ihr gewesen war, so völlig schien er jetzt auf ihre Gegenwart vergessen zu haben. Sie saß schweigend dabei und bewog nur endlich den Gatten durch bittende Blicke, die sie ihm verstohlen zuwarf, dem alten Herrn nicht länger zu opponiren.

„Erlaube mein Vater", sagte Oskar, als nach diesem lebhaften Gespräche eine Pause eintrat, „daß ich meiner Frau das Zimmer meiner Mutter zeige."

Der alte Baron gab seine Zustimmung dazu, nachdem er sie noch aufgefordert hatte, zur Mittagsstunde an seinem Tische zu erscheinen.

Lucie athmete leichter auf, als sie mit Oskar allein war und sich nicht länger in der Gesellschaft des Schwiegervaters befand, der keinen günstigen Eindruck auf sie gemacht hatte. Sie wagte es nicht, ihre Gefühle dem Sohne gegenüber auszusprechen, obgleich sie ahnte, daß auch sein Herz nicht mit warmer Zuneigung für den Vater schlage.

Mit liebevoller Pietät betrat sie mit ihm das Zimmer, das in demselben Zustande geblieben war, in welchem es bei Lebzeiten der Baronin war. Dieselben Möbel befanden sich in der Ordnung, in der sie damals gestanden, da war noch das Sopha, auf welchem sie so oft geruht, der Teppich, auf dem Oskar als Kind zu ihren Füßen gespielt hatte. Da lagen noch auf dem Tische die Bücher, in denen sie zuletzt gelesen hatte und es war, als hätte sie erst gestern dieses Zimmer verlassen und sollte es im nächsten Augenblick wieder betreten. Ober dem Sopha aber hing das Portrait der einstmaligen Bewohnerin dieses stillen Raumes; Lucie betrachtete mit Bewunderung die zarten schönen Züge, aus denen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Oskar sprach. Weiche, blonde Locken fielen zu beiden Seiten ihres Antlitzes nieder und die großen, dunkeln Augen schienen mit sanfter Wehmuth auf den Sohn niederzublicken.

Oskar nahm mit Lucien auf dem Sopha Platz und sprach lange mit ihr von der theuern Verstorbenen, die hier geweilt hatte. Obgleich Lucie gern von der erzählen hörte, die ihren Oskar so zärtlich geliebt hatte, so war sie doch traurig bewegt, als sie aus diesem Zimmer trat und alle Eindrücke, die sie bis jetzt hier empfangen hatte, waren nur geeignet, ihre Seele trüb zu stimmen. Sie hatte bis jetzt wenig Trauriges erlebt, ihre Eltern waren gesund und glück-

Digitized by Google

lich, ihre Kindheit und Jugend war daher unter den heitersten Eindrücken verflossen; es verstimmte sie darum tief, als sie sah, wie traurig es in Oskar's Heimath war. Auch ein längeres Beisammensein mit dem alten Baron konnte den ersten ungünstigen Eindruck nicht verwischen, denn er zeigte sich in keinem vortheilhaften Licht. So pünktlich und genau die Dienstleute in Allem seine Befehle vollzogen, so fand er doch immer etwas an ihnen zu tadeln und das unbedeutendste Versehen, die kleinste Verzögerung bei dem Serviren wurde laut gerügt und konnte ihn in die übelste Laune versetzen. Lucie fand sich davon sehr peinlich berührt, da man in ihrem Elternhause selbst gegen Dienstleute ein feines, rücksichtsvolles Benehmen beobachtete und lieber stillschweigend Manches nachsah.

Die Nachmittagsstunden benützten die Gatten, um den Schloßpark zu besichtigen, und einen kleinen Ausflug in die Umgebung zu machen. Der Park war sehr verwildert, die Wege nur schlecht gesäubert und die meisten Bänke in halbzerfallenem Zustande, aber die hohen, alten Bäume, die schöne Umgebung entschädigten dafür, und Lucie fand erst hier wieder ihre gewohnte, heitere Laune. Obwohl der Abend lau und schön war, brachten sie ihn doch im Zimmer zu, um dem alten Herrn Gesellschaft zu leisten. Der Pfarrer des benachbarten Dorfes kam auch an diesem Abend wieder, wie er immer zu thun pflegte, wenn der alte Baron durch einen seiner Gichtanfälle an das Zimmer gefesselt war. Die Partie Schach, die er dann mit Hradek spielte, war keine kleine Geduldprüfung für den Pfarrer, denn an solchen Abenden war der immer mürrische alte Herr bei noch üblerer Laune, als gewöhnlich. Nicht nur das Spiel bot ihm oft Anlaß zu Ausfällen gegen seinen geduldigen Gegner, sondern er unterließ es auch nie, mit ihm über Politik zu sprechen, obwohl er wußte, wie ganz verschieden die Ansichten des Pfarrers von den seinen waren. Hradek war mit Allem, was die Regierung that, unzufrieden und gehörte, seit er quittirt hatte, zu der sogenannten liberalen Partei des Landes, war aber nichtsdestoweniger oder vielleicht gerade darum ein strenger, stolzer und mißtrauischer Herr für seine Dienerschaft. Bei seinen Angriffen auf Kirche und Staat riß denn auch oft dem Pfarrer die Geduld und ein lebhafter Wortwechsel entspann sich zwischen den beiden alten Herren, aber während dieser den Pfarrer sehr aufregte und er es bereute, sich so ereifert zu haben, schien dem Baron dieser Ausbruch seiner üblen Laune wohl zu thun. Er liebte es gerade am Meisten, mit Jemanden, der der Gegenpartei angehörte, zu politisiren und wenn er auch laut und lebhaft sprach, und bitter in seinen Aeußerungen ward, so erhitzte er sich doch deswegen nicht, sondern blieb bei kaltem Blute, wie er überhaupt kein heftiger Charakter war.

(Fortsetzung folgt.)

Richard Wagner.

Wenn man die Leistungen eines Mannes, wie Wagner, zu beurtheilen unternimmt, ist es vor allem Andern nothwendig, den Standpunkt klar zu machen, von dem man hierbei ausgeht. Ich halte dies schon darum für wichtig, weil man sonst leicht in den Verdacht kommen könnte, als wolle man eitle Ansprüche auf ein besonderes Gewicht des Urtheils geltend machen. Der Schreiber dieser Zeilen steht der professionellen Aesthetik ebenso ferne, wie den Parteien, welche sich auf dem Gebiete der Theaterkritik bekämpfen mögen und will lediglich nur als eine zum Publikum gehörende Person angesehen werden.

„Die Gehässigkeit, mit der Kunstwerke beurtheilt und Kunstrichtungen angegriffen werden, hat auf den ersten Blick etwas Unbegreifliches. In der Religion sind wir tolerant geworden, in der Politik haben wir uns mit Achtung behandeln gelernt: — weshalb tritt auf dem Gebiete harmloser Kunst die umgekehrte Erscheinung zu Tage? — Die Thatsache, daß es sich in der Kunst noch um ganz andere Interessen, als die der Aesthetik handelt, kommt hier in auffallender Weise zum Vorschein. Denn welcher vernünftige Mensch könnte sich über einer bloßen Frage des Geschmackes oder der Grundsätze für denselben ereifern? Die Erscheinung wäre unerklärlich, wenn sich nicht hinter der ästhetischen Form, die vor den Richterstuhl des Geschmackes gehört, ein in den Kreis eines anderen Interesses und vor einen anderen Richterstuhl gehörendes Wesen bürge, welchem die zu Tage tretende Feindschaft gilt. Niemand wird sich vom Standpunkte des bloßen Geschmackes über ein Nationalkostüm ärgern, wie geschmacklos dasselbe auch sein mag; aber allerdings mag sich unter Umständen eines Menschen Galle regen, wenn ihm in einem Paar Hosen die politischen Ansprüche einer ganzen Nationalität entgegentreten.

Indessen selbst für die Unterschiede des Geschmackes, wie für die des Urtheiles über sonst unschuldige Dinge, gibt es gewisse Grenzen der Harmlosigkeit. Wer sich viel unter Menschen von weit verschiedenen Bildungsformen bewegt hat, muß die Beobachtung gemacht haben, daß verschiedene Urtheilsweisen sich vertragen, so lange die Verschiedenheit in der ungleichen Anwendung des gleichen Maßstabes beruht, daß aber sich die Leidenschaft in den Austausch der Meinungen mischt, sowie der Maßstab, dessen sich die eine Partei bedient, von der anderen verneint wird. In diesem Falle verschwindet die Möglichkeit der Verständigung. Was uns früher als originell angenehm überraschte, ruft nun die feindselige Empfindung hervor, daß unsere Auffassung der Dinge nicht neben dieser oder diese nicht neben der unseren bestehen kann. Das, was nach dem einen Maßstabe eine anerkannte Geltung hat, sieht sich nach dem anderen in den Wurzeln seines Daseins bedroht. Das ist mehr als originell — das ist ketzerisch! — So urtheilt die orthodoxe Aesthetik, die orthodoxe Moral, die orthodoxe Sitte, so gut wie die orthodoxe Kirche. Das Originelle beruht nur in der Variation eines bekannten Themas. Eine solche Variation erfreut durch die Ueberraschung, an dem Wohlbekannten eine neue Seite zu entdecken. Verdrießlich findet man es dagegen, mit einem ganz fremdartigen Wesen behelligt zu werden, da man an dem neuen Thema doch keine Freude haben kann, bis man es auswendig weiß.

Künstler also, welche ganz neue Wege betreten, dürfen sich nicht beschweren, wenn sie auf Widerwillen stoßen. Sie machen den Versuch, inwiefern ein neuer Kunstgehalt und eine neue Kunstform durch die in den übrigen Kreisen des Lebens vor sich gehenden Wandlungen des öffentlichen Geistes vorbereitet und bedingt sind oder nicht; und sie müssen sich dem Urtheilsspruche des Erfolges unterwerfen. Wenn also Niemand eine neue Musik hören, wenn Niemand ein neues Bild sehen mag, kann der Künstler nicht behaupten, daß ihm Unrecht geschehe. Anders verhält sich aber die Sache, wenn er sein Publikum, oder seine Partei

Digitized by Google

im Publikum gefunden hat, und man diesen Erfolg, sei er groß oder klein, nicht gelten lassen will. In diesem Falle entsteht ein Streit, der etwas mehr verlangt, als bloße Kunstkennerschaft und ästhetische Bildung. Im Gegentheil wird in einem solchen Falle in Ermanglung eines tieferen kunstphilosophischen Urtheils, die thatsächliche Kunstwirkung, und sei es auch nur ein allereinziges Gemüth, welches dieselbe empfindet, mehr sagen, als alle Kennerschaft und Bildung, welche diese Wirkung bestreitet oder zu entwerthen sucht. Wer etwas fühlt, hat Recht gegen die, welche nichts fühlen, — sei er auch nur Einer gegen Tausende.

Ueber den Werth dessen, was Jemand bei einem Kunstwerke denkt und empfindet ist damit freilich noch nichts entschieden, also auch noch nicht über den Werth des Kunstwerkes selbst. Daß dieses eine Wirkung, vielleicht eine große Wirkung ausübt, ist noch nicht genug; es kommt auch auf die Art dieser Wirkung an. Damit betreten wir das Gebiet der streitigen Ansichten über die Bedeutung und das Wesen der Kunst überhaupt.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, Fragen entscheiden zu wollen, über welche schon viele denkende Menschen verschiedener Meinung gewesen sind. Wir wollen nur die Thatsache gewisser Meinungen hervorheben, deren Kenntniß zur Beurtheilung von Kunstwerken, wie die Wagner'schen Opern unerläßlich ist. Unsere Zeit hat auch in anderen Kunstgebieten Erscheinungen hervorgerufen, zu deren voller Würdigung die Kenntniß der gleichen Meinungen gehört. Die Werke unserer großen neueren Maler, wie Cornelius, Kaulbach, wollen nach ähnlichen Grundsätzen beurtheilt sein, wie die Nibelungen Wagner's. Zwischen dem Ritt der Walküren und Kaulbach's Hunnenschlacht besteht eine in vielen Beziehungen merkwürdige Charakterähnlichkeit.

Hegel hat gesagt, die Kunst habe ihren konsekrirten Inhalt verloren, und er hält dies für eine normale Entwicklung. Es gibt Leute, welche dem beistimmen, aber nur insofern zu den normalen Entwicklungen des Lebens auch der Verfall gehört. Es gibt Leute, welche behaupten, die in Verfall begriffene Kunst habe ihren konsekrirten Inhalt verloren, die sich wieder erhebende Kunst müsse ihn wieder bekommen. Es gibt Leute, welche behaupten, daß der Anfang der Kunst die Religion, die Aesthetik aber ihr Ende sei, und welche für eine ästhetisch ausgelebte Kunst die Regeneration in neuen Anläufen aus einem strengeren ascetischen Style suchen. Es gibt Leute, welche der Meinung sind, ein großes Kunstwerk sei nicht bestimmt, eure Amüsements und Frivolitäten zu vermehren, sondern einen Strich durch dieselben zu machen; euch nicht den Spaß zu vermehren, sondern den Spaß zu verderben. Gefällt euch das nicht, so hört ihm nicht zu, so seht es nicht an! Ihr könnt damit nicht ändern, daß es Menschen gibt, die in der Musik der schönen Töne, in der Malerei der schönen Farben satt sind. Wenn manche Kritiker das blasirt nennen, so streiten wir darüber nicht. Wir leben im Wendepunkte zweier Kulturperioden, und eine jede Kulturperiode muß ihre Erscheinungen der Blasirtheit haben. Die Frage ist nur, ob diese zu einem sinnlosen Herumsuchen nach neuen und gesteigerten Reizen oder zu einer Sammlung des Gemüthes führt, von der neue Lebenstriebe ausgehen.

Nach der Meinung mancher Leute hat mit diesen großen Wandelungen der Weltzustände die Kunst sehr viel zu thun. Die ästhetische Wirkung des Kunstwerkes ordnet sich nach dieser Meinung der sittlichen unter, — der sittlichen nämlich nicht im Sinne der Moral, sondern der Kulturgeschichte in ihrer Gesammtheit. Der Kunst geht es in dieser Beziehung mit der Schönheit wie der Wissenschaft mit der Wahrheit. Ihre formalen Bedingungen sind im Grunde zu jeder Zeit dieselben, ihr Gehalt ist zu jeder Zeit ein anderer. Dieser Gehalt ist aber kein gleichgültiger, kein zufälliger. Die Lehre der abstrakten Aesthetiker, daß es in der Kunst nicht auf das Sujet, sondern auf die Behandlung ankomme, ist nach diesen Ansichten eine Plattheit. Die Kunst lebt nicht in ihren einzelnen Erzeugnissen, wie vollkommen diese auch sein mögen. Die lebendige Kunst, ist in einer Gemäldegallerie sowenig zu finden, wie die lebendige Natur bei den ausgestopften Vögeln und den Bestien und Mißgeburten in den Sälen eines Naturalienkabinetes. Die lebendige Kunst ist ein Theil des Kulturprozesses, in welchem das Sujet des Kunstwerkes seine bestimmte Stelle und seinen bestimmten Rang einnehmen muß, um dem Kunstwerke selbst Stelle und Rang zu sichern. Ein unvollkommenes Kunstwerk als Glied in diesem großen organischen Prozesse ist besser als ein vollkommenes außer diesem Zusammenhange. Ein lebendiger Hund — sagt ein alter Weisheitsspruch — ist besser als ein todter Löwe. —

Der Gegenstand des Kunstwerkes muß also, nach diesen Ansichten, seinen bestimmten Rang und seine bestimmte Stelle in den bedeutenderen Interessen eines Volkes einnehmen, wenn es selbst bedeutend sein soll, und die künstlerische Behandlung eines beliebigen Gegenstandes macht noch kein Kunstwerk aus. Es findet das seine genaue Parallele in der Wissenschaft. Auch die wissenschaftliche Behandlung eines beliebigen Gegenstandes bildet noch keine Wissenschaft, noch kein Kapitel einer Wissenschaft, — sonst müßte es z. B. eine Wissenschaft geben, Flöhe abzurichten, eine Aufgabe, die unstreitig recht viel Scharfsinn erfordert.

Es geht der Kunst mit der Schönheit wie der Wissenschaft mit der Wahrheit. Beide sind unveränderlichen formalen Gesetzen unterworfen, beide aber erhalten durch die Entwicklung des menschlichen Geistes einen immer anderen Gehalt. Ein griechischer Tempel ist schön, ein gothischer Dom ist auch schön. Was würden aber die Zeitgenossen des Perikles gesagt haben, wenn man ihnen den Kölner Dom auf den Felsen der Akropolis gestellt hätte? Würde es nicht vielleicht irgend einem atheniensischen Kritiker eingefallen sein, von den Bewunderern eines solchen Bauwerkes zu sagen, sie seien unreife Jünglinge, düpirte Philister, blasirte alte Herren, deren Nerven nur noch auf architektonische Brennnesseln reagiren.

Und der atheniensische Kritiker des Kölner Domes hätte viel mehr Grund zu einem solchen Urtheil gehabt, als so mancher Kritiker der Wagner'schen Opernauszüge zu dem seinigen. Der Gedanke, einen gothischen Dom auf die Akropolis zu stellen, wäre zur Zeit des Perikles ein Wahnsinn, eben darum aber auch unmöglich gewesen. Dies beweist aber nur, daß es auf den abstrakten ästhetischen Werth des Kunstwerkes nicht ankommt; es beweist, daß Wagner Recht hat, wenn er mit seinen Opern auf ernste Weise in unser nationales Leben einzugreifen beabsichtigt. Und der Erfolg beweist, daß er dazu die Macht besitzt. Menschen freilich, die außerhalb dem nationalen Bewußtsein stehen, die es wagen, das Interesse an einem Hermann-Denkmal lächerlich zu machen, oder solche, denen für den Werth eines Kunstwerkes die ästhetische Doktrin allein entscheidend ist, werden daran nur Aergerniß nehmen, aber ihr Aerger spricht

Digitized by Google

für die Sache. Was gewisse Leute nicht ärgert, ist werthlos. Die Lohengrinmusik, welche wir kürzlich angehört haben, gehört keinem fremden Genius an. Sie ist durch und durch deutsch, spezifisch deutsch, und wird hoffentlich recht viele Leute ärgern, denen es fatal ist, daß eine deutsche Nation noch immer existirt und sogar anfängt, einige weit gehende Prätensionen zu machen.

In einer Beziehung könnte es scheinen, als ließen sich unserer eigenen Kunstansicht Waffen entnehmen gegen das was wir rechtfertigen und begründen wollen. Es gibt Kritiker, die nach Widersprüchen suchen und etwas geleistet zu haben glauben, wenn sie den Schein eines solchen entdecken. Hat man doch auch darin einen Widerspruch zu finden gemeint, daß Wagner seine Musik, welche den Anspruch macht, streng dramatisch zu sein, im Konzert aufführen lasse, als ob es nicht Kupferstiche von Gemälden, Zeichnungen von Werken der Skulptur, Umrisse von Zeichnungen gäbe, welche von verständigen Menschen in ihrer richtigen Bedeutung hochgeschätzt werden. Der Widerspruch aber, welcher darin zu liegen scheinen könnte, daß die sogenannte Musik der Zukunft sichs zur Aufgabe macht, die nationale Urzeit in die Empfindung und Anschauung der Gegenwart einzuführen, enthält vielleicht noch die Veranlassung zu einigen weniger überflüssigen Bemerkungen.

Man hat in Deutschland nicht nur von einer „Musik der Zukunft", man hat auch von einer „Philosophie der Zukunft", man hat von einer „Politik der Zukunft", gesprochen, in der sich am Ende alle diese Interessen der Zukunft vereinigen müßten.

Die Politik der Zukunft wird so wenig die zukünftige Politik, wie die Musik der Zukunft die zukünftige Musik, die Philosophie der Zukunft die zukünftige Philosophie sein. — So ist die Sache aber auch nicht gemeint. Indessen die Gegenwart ist ihrem innersten Wesen nach nichts als das Zusammentreffen der Vergangenheit und Zukunft. Finden wir die Vergangenheit in der Gegenwart in ihren Früchten, so finden wir die Zukunft in ihr in ihren Keimen. Solche Keime der Zukunft, — der deutschen Zukunft, der Kunstzukunft, erkennen wir allerdings in den Schöpfungen Richard Wagners. Und was insbesondere die Stellung der Musik überhaupt betrifft, so stimmen wir seinen Ansichten durchaus bei.

Es hat eine Kulturperiode gegeben, welche man die plastische nennen kann, — es hat eine zweite gegeben, welche die musikalische genannt werden muß. Wir leben am Ende dieser letzteren. Der musikalische und damit lyrische Charakter wird nicht der sein, welcher die Zukunft unterscheidet; — und wenn auch der Charakterzug einer Kulturperiode als Nebenerscheinung mit in die folgenden übergeht oder in den vorhergehenden schon vorhanden war, so wird doch die Musik in der Oper einer kommenden Periode sich ganz gewiß dem dramatischen Gedanken in der Weise unterordnen müssen, wie es Wagner im Sinne hat.

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 25. Januar. „Der Wildschütz", komische Oper von Lorzing. Eine Oper, worüber nicht viel zu sagen ist. Auch dagegen ist nichts zu sagen, daß man die Oper wieder an einem Feiertage gab — sie wurde das erste Mal bei aufgehobenem Abonnement gegeben. Dem Besuche des Hauses wäre jedoch eine andere Wahl zuträglicher gewesen. Wenn die Darsteller bei Humor sind — und das waren sie heute — kann man die Oper auch zweimal sehen. Im Uebrigen war die Aufführung gegen die erste kein Fortschritt, namentlich in Bezug auf den Gesang, welcher betreffs der Chöre und Ensembles Manches zu wünschen übrig ließ. Frln. Schütz machte mehr Stöhrung als jüngst. Dagegen bewegte sich Hr. Dalfy (Kronthal) etwas leichter. Frln. Anstensen spielte allerliebst und sang nett. Fräulein Schwarzer war nicht so komisch als früher — und das war gut! Die Walzer kamen uns vor, „wie närr'sch" — und erinnerten uns an die beiden Frln. Bullowsky, welche schon lange nicht da waren. Und wo bleibt denn Herr Simon? Wir haben Sehnsucht nach etwas Besserem!

Montag, 26. Jan. Zum ersten Male: „Monsieur Herkules", Schwank von Belly. Hierauf: Zum ersten Male wiederholt: „Moritz Schnöeche", Schwank von Moser. Zum Schluß: Zum ersten Male: „Aus Liebe zur Kunst, Schwank von Moser. Das Ganze ist ein Schwank der Direktion, welche die Wasserkur vom letzten Freitag mit Erfolg fortsetzt. Der Patient wird mager, das Haus zeigt Lücken, die Liebe zu dieser Art von Kunst-Schwank beginnt endlich selbst zu schwanken. — Dank den höchst achtbaren Bestrebungen der Mitglieder machte der Abend kein Fiasko. Denn an Elementen dazu hat es gewiß nicht gefehlt. Zuvörderst schon die Ansetzung solcher Bagatellen, nachdem unmittelbar vorher fast nur solche Kost geboten wurde. — „Mr. Herkules" macht wahrhaft kühne Voraussetzungen, um die Sache nur irgend glaubhaft zu finden und nur die wirklich gelungene Darstellung konnte den Kohl mundgerecht machen. Alle mühten sich ab, die Posse zu halten und hielten sie wirklich. „Schnörrche" ist eine Schnurre, die man sich eher gefallen läßt und die wir jüngst des Nähern charakterisirt haben. Wir bemerkten mit Vergnügen, daß sowohl Hr. Schulze als Hr. Puley heute mäßiger im Spaße waren und die Herren werden gemerkt haben, daß sie sich dadurch keineswegs schadeten; denn ihr Erfolg war heute noch intensiver und in so ferne schon bedeutender, weil der Applaus bei der zweiten Aufführung stets schmäler zu sein pflegt. Frln. Kramer war wieder ganz am Platze und Hr. Lamprecht, so klein die Partie ist, recht ergötzlich. „Ritschel, nimm' den Hut ab!" — Das zuletzt gegebene Stück ist ein keck hingeworfenes, etwas grobgemaltes Genrebildchen, aus Berlins Liebhaber-Bühnen, und wurde heute so entsprechend und mit so viel Humor dargestellt, daß der Erfolg nicht fehlen konnte. Hr. Lamprecht, Hr. Puley, Hr. Schulze und Frln. Schmidt verdienen in der That höchste Anerkennung. Es ist eine Aufgabe, aus Nichts Etwas zu machen. — Nun mache man aber einmal etwas Rechtes, denn dieses Etwas ist im Grunde genommen doch Nichts! —t—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner

Digitized by Google

An die
k. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 9. Sonntag den 1. Februar 1863.

Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Doch heute Abend wollte der Baron aus Rücksicht für seine Gäste nicht mit dem Pfarrer seine gewohnte Partie machen, sondern schlug, nachdem er erfahren hatte, daß Lucie auch spielte, eine Partie Whist vor. Lucie war aber keine gute Spielerin, sondern nur gewöhnt, manches Mal bei einer Partie auszuhelfen, wo man dann viel dabei plauderte und scherzte und sie nie einen strengen Partner fand; doch hier war es anders, und der alte Baron war ein guter, aber auch ein sehr strenger Spieler und unterließ es nicht, jeden Fehler, den sie machte, zu rügen. Anfangs that er dies freilich nur mit artigen Worten, aber bald verfiel er in seinen gewohnten Ton und vergaß, wie so viele sonst sehr artige Leute im Spiele, jede Rücksicht und sagte seine Meinung schonungslos heraus.

Mehr als einmal wollten Thränen in Luciens Augen treten, die nicht gewöhnt war, daß Jemand eine so rauhe Sprache mit ihr führte, und sie ward immer befangener und verwirrter, bis endlich durch ihre Schuld der Baron und sie slam wurden; dies erregte aber den Unwillen des alten Herrn in einer solchen Weise, daß er erklärte, nie noch ein so kopfloses Spiel gesehen zu haben.

Als Lucie aber fühlte, daß sie nicht länger im Stande sei, am Spieltische auszuharren, ohne in Thränen ausbrechen zu müssen und erhob sich, indem sie sich mit einem Unwohlsein, das sie plötzlich ergriffen habe, entschuldigte. Sie sah in diesem Momente so erhitzt und angegriffen aus, daß Oskar erschrack und wirklich daran glaubte; er bot ihr seinen Arm und führte sie auf ihr Zimmer, während die beiden alten Herren das Schachbrett hervornahmen und unter einigen bitteren Bemerkungen des Barons über das schlechte Spiel seiner Schwiegertochter, ihre gewöhnlichen Partie begannen.

„Was fehlt dir, mein Herz?“ fragte Oskar zärtlich besorgt die Gattin, als sie auf ihrem Zimmer angekommen waren. Lucie aber preßte statt aller Antwort das Tuch vor die Augen und weinte bitterlich. „Mein Gott, was ist dir?“ rief der von diesem Benehmen erschreckte Gatte aus, der den Grund ihrer Thränen nicht ahnte, „was kann so plötzlich dich befallen haben?“

„Du fragst noch“, versetzte Lucie etwas gekränkt und zog endlich das Tuch von ihren Augen, „hat nicht dein Vater mich auf's Tiefste beleidigt und in einer Art zu mir gesprochen, die ich nur aus Rücksicht für dich ertrug.“

„Darum weinest du, liebe, kleine Närrin!“ rief Oskar lachend aus, während er liebkosend seinen Arm um sie schlang und die Thränen von ihren Augen wegküßte.

„Lache nicht“, sagte Lucie etwas schmollend, ohne sich aber seinen Zärtlichkeiten zu entziehen, „so hat noch Niemand zu deiner Lucie gesprochen und meine Eltern würden nicht wie du über meine Thränen gelacht haben.“

„Ich will auch nicht mehr darüber lachen“, sagte Oskar, sie beschwichtigend, „aber ich fühlte mich so glücklich, als deine Erklärung jede Angst von mir nahm, daß ich dadurch in die heiterste Laune gerieth. Du hast mich wirklich erschreckt, liebes Herz, mit deinem angeblichen Unwohlsein und sollst mir dies erst jetzt abbitten.“

Lächelnd lehnte Lucie ihr Köpfchen an seine Brust und ließ ihn mit ihren blonden Locken spielen. „Wenn ich dich erschreckt habe“, sagte sie etwas reumüthig, „dann muß ich dich freilich um Verzeihung bitten, denn das thut mir recht sehr leid.“

Er beugte sich zu ihr herab und drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen und sagte im ernsten, bittenden Tone: „Suche diese allzugroße Empfindlichkeit zu überwinden, sonst wirst du viel in diesem Leben zu leiden haben und möchten deine schönen Augen endlich durch zu vieles Weinen trübe werden, — ja ich selbst könnte vielleicht einmal, ohne es zu ahnen, dir wehe thun, wenn du von jedem rauhen Wort dich so leicht verletzt fühlst.“

„Nein, Oskar“, sagte sie ungläubig das Haupt schüttelnd, „du kannst mich gewiß nie verletzen, du bist zu liebevoll, zu gut gegen mich — aber auch ich will in Zukunft vernünftiger sein.“

Der Aufenthalt der jungen Gatten auf dem Schlosse Hradek währte nur einige Tage; Oskar's Urlaub ging seinem Ende entgegen und die Gleichgültigkeit, mit welcher der alte Baron den Besuch seines einzigen Sohnes aufgenommen hatte, ließ auch in diesem und seiner Schwiegertochter kein Bedauern über die baldige Trennung aufkommen.

Wenn auch der alte Herr am folgenden Tage Lucie wieder mit Artigkeit behandelte, und diese sich bemühte, ihre Empfindlichkeit zu überwinden und ihm freundlich entgegenzukommen, so gestaltete sich doch kein herzlicheres Verhältniß zwischen ihnen. Er sehnte sich nicht nach dem Umgang mit seinen Kindern und so unbegreiflich es Lucien war — so

Digitized by Google

sah und fühlte sie hier zum ersten Male in ihrem Leben, daß ein Vater gegen sein eigenes Kind gleichgültig sein könne.

Er fühlte nicht das Bedürfniß, sich mit andern Menschen zu unterhalten, an ihren Schicksalen Antheil zu nehmen und dafür auch Sympathie für seine Leiden und Freuden zu erhalten; sondern blieb gern allein mit seinen selbstgewählten Beschäftigungen. Wenn er nicht täglich Gelegenheit gefunden hätte, seine Dienstleute zu schelten, so würden Tage vergangen sein, ohne daß ein Wort über seine Lippen gekommen wäre. Die Liebe zu seiner Frau schien die einzige, edle Regung seines Herzens gewesen zu sein; er hatte sie zärtlich geliebt, obwohl die Leute erzählten, daß es trotzdem keine glückliche Ehe war, und des Barons Laune auch damals nicht viel heiterer als jetzt gewesen war. Die Baronin war krank und leidend und hatte, wie die alte Haushälterin behauptete, keine andere Freude auf Erden als ihren Sohn; es fiel wohl nie ein Streit zwischen den Gatten vor, aber Hradek sollte auch gegen seine um Vieles jüngere Frau wortkarg und verschlossen gewesen sein, doch wie dem auch war, er hatte sie aufrichtig betrauert und ihren Verlust schmerzlich genug empfunden, darüber waren Alle einig. Er hatte in dem Uebermaße seines Schmerzes beschlossen, ihr Zimmer ganz in dem Stande zu erhalten, in dem es gewesen, als sie es bewohnt hatte, und oftmals pflegte er viele Stunden dort zu weilen, in Erinnerungen an die Geliebte versunken, die ihm der Tod so bald entrissen hatte.

Obwohl man hätte glauben sollen, die zärtliche Liebe, mit der Vater und Sohn die Verstorbene beklagten, müsse sie inniger an einander ketten, war dies doch nicht der Fall gewesen. Der Vater sprach nur selten mit dem Sohn über die Mutter und zog sich noch mehr als früher von Oskar zurück, indem er seine Erziehung bald völlig Fremden überließ und ihn aus dem Hause gab.

Oskar hatte aber nie Liebe für den Vater empfunden — solange die Mutter lebte, hatte diese seine ganze Zärtlichkeit besessen, und nach ihrem Tode sehnte er sich, das düstere Schloß zu verlassen und schloß sich mit dem leichten Sinne der Kinder an fremde Menschen an; doch war es nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung seines Charakters geblieben, daß er von seinem zehnten Jahre an den Segen zärtlicher Elternliebe entbehren mußte. Er war dadurch frühzeitig ein selbständiger Charakter geworden und gewöhnt daran, auf sich selbst angewiesen zu sein, war er trotz seines jugendlichen Alters von einer seltenen Entschlossenheit und Festigkeit. So streng er mit sich selbst war, ebenso begehrte er auch von Andern die selbe Sittenreinheit, die er besaß, und entschuldigte nicht mit liebevoller Nachsicht ihre Fehler. Er wußte, wie er es vermocht hatte, die bösen Keime, die in seiner, wie in jedes Menschen Brust ruhten, zu ersticken und verlangte ein Gleiches von seinen Nebenmenschen. Er hatte darum weniger Freunde als seine Kameraden, da er die hohen Anforderungen, die er an sie stellte, nur selten befriedigt fand. Lucie war oder erschien ihm bis jetzt so vollkommen und liebenswürdig, daß sie noch nicht der leiseste Tadel ihres Gatten getroffen hatte und sie nicht einmal die Strenge seiner Ansichten kannte, die ihm unter seinen Kameraden wohl Achtung, aber wenig Zuneigung gewonnen hatten.

Lucie verließ mit Freuden das Schloß, wo sie die ersten trüben Eindrücke in ihrem Leben empfangen hatte. Nach einer kurzen Reise langten sie in Prag an, wo Oskar schon früher eine Wohnung gemiethet und Dienstleute aufgenommen hatte, die Alles zu ihrem Empfange bereit hielten. Der neue Haushalt, dem sie nun selbst vorstehen sollte, machte Lucien eine große Freude; sie war mit allen Vorbereitungen zufrieden und im grellen Gegensatz zu dem mürrischen, alten Baron, den sie eben verlassen hatte, spendete sie ihren Dienstleuten reichliches Lob und zeigte sich mit Allem zufrieden.

„Du bist in der That nicht verwöhnt durch den eleganten Comfort, der in deinem Elternhause herrscht", sagte Oskar lächelnd, „da du mit dieser Wohnung, die im Vergleiche mit der, die du verlassen hast, höchst einfach ist, so zufrieden bist; es würde mich sehr betrübt haben, wenn du es nicht gewesen wärest, da bei dem nomadisirenden Leben, das wir führen müssen, ich nicht im Stande wäre, deine Ansprüche vollkommen zu befriedigen."

Allerdings sah es recht wohnlich und elegant in der neuen Heimath Lucien's aus, und hätte sie auch einen minder genügsamen Sinn besessen, so würde sie sich doch hier bald heimisch gefühlt haben. Die Haushaltssorgen lasteten nicht schwer auf ihr, denn die drei Dienstleute reichten zur Besorgung derselben vollkommen hin und erwiesen sich als sehr brav und eifrig. Lucien's hausfräuliche Beschäftigungen beschränkten sich auf die Bereitung des Thee's, den sie Abends und Morgens ihrem Manne bereitete. Sie wußte, daß Oskar es gerne sah, wenn eine Frau häuslich war und bemühte sich, ihm in dieser Eigenschaft sich zu zeigen; aber sie spielte eigentlich wie ein Kind damit, denn die kluge Köchin ließ ihrer Sorge nichts über, und sie selbst war auch so sehr von ihrer Unwissenheit in diesen Angelegenheiten überzeugt, daß sie sich begnügte, den klirrenden Schlüsselbund, dieses Emblem ihrer Macht, immer an ihrem Gürtelband zu tragen, lieferte ihn aber gutwillig ab, so oft er von ihr verlangt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ebene.

Ein ungarisches Landschaftsbild.

F. K. „Was Sie von Ebenen bisher gesehen, das ist noch nichts, die absolute Ebene müssen Sie sehen!" Diesen Refrain hatte mir bisher Alles in meiner Umgebung wiederholt. Und doch fährt man von Pragerhof nach Pesth nahezu einen Tag lang und sieht mit Ausnahme der nachtbedeckten Ofner Berge eigentlich nur zweimal Erhöhungen: an der kroatischen Grenze und am Plattensee. Und auch die nur auf Distanz. Die Bahn selbst hat nirgends Dämme, nirgends Einschnitte, welche redenswerth wären.

Als daher der Zug das Rákosfeld bei Pesth durchschnitt, paßte ich scharf auf. Ich visirte bald links, bald rechts aus dem Coupé, während die Begleiter bemerkten: „Nicht wahr, hier ist's flach? Aber es ist noch nicht die absolute Ebene." Und freilich kam auf eine Quadratmeile vielleicht eine Senkung und Hebung so hoch wie mein Schreibtisch.

Endlich ist Czegléd passirt — und das Ungeheuer liegt da! Die Bahn fährt über einen Meeresspiegel. Nur ist das Meer braun und wird geadert. Sonst aber liegt rings am Horizont jeder Punkt genau auf der Linie des andern; ein Haarzopf würde einen Damm, ein Pudding einen Berg bilden. Sie ist's, die langberühmte, lang versprochene, mit Spannung erwartete Puszta des Alföld. Sie ist's, die ab-

Digitized by Google

solute Ebene. Der Anblick hat etwas Unweltliches; Berge und Thäler machen den Eindruck von Gebilden; die absolute Ebene ist das absolute Bildlose. Jede Vorstellung vom Erschaffenen geht hier zu Grabe oder hat noch nicht angefangen. Fort ist der Maßstab des Zeitlichen und Räumlichen hier, der Mensch in seinen Begriffen nicht mehr zu Hause. Er ist in's Unweltliche versetzt, in's Ewige. Es ist ein grauenhaft bezaubernder Anblick. Geheimnißvoll liegt sie da, die schwarze randlose Erde — wie eine Sphynx. Und noch hat kein Mensch ihr Räthsel gelöst, kein Eroberer, keine Regierung, das autochthone Volk selbst nicht.

Zwar das Wort ist bekannt. Wasser und Stein wäre die Auflösung, so viel weiß man bereits. Aber wo sind sie? Statt Quellen und Bäche Regencisternen, statt wohlzerklopfter Chausseesteine kniehoher kaffeebrauner Pulverstaub! Rad- und Hufspuren deuten die Straße, bald hätt' ich gesagt die Furt in diesem Erdmeere an, aber was deuten sie an, wenn es Nacht ist oder langer Regen die Züge der Oberfläche verschlämmt? Dann gibt's nur Eine Straße — den Instinkt!

Lebhaft fiel mir der verewigte Graf Széchenyi ein, wie ich lesend und zürnend ihn oft über deutschen Zeitungen traf. Der energische Mann liebte den expressiven Wiener Dialekt und fuhr dann wohl los: Die Viecher! da schreiben sie wieder einmal von den „bodenlosen Straßen" in Ungarn. Sollen hinabgehen und sich das Land anschauen! Kein Stein auf dreißig Meilen! Kein Stein, sag' ich Ihnen, wie meine Faust so groß. Da sollen sie pflastern, die Pflastertreter!

Das ist der berühmte Alluvialboden von Ungarn. Man muß ihn gesehen haben, um zu begreifen, daß zur Kultur wenigstens zwei gehören: Boden und Mensch. Lasset Berge sein, woher man den Stein nimmt, daraus zu bauen und zu bilden, Quellen ableitet zu tränken und zu berieseln; lasset Flüsse sein zu Kanälen und Irrigationssystemen, oder Thalsenkungen, wohin der Ueberfluß abläuft: und ihr werdet Kultur haben, so viel euch beliebt. Wie seltsam! Berge, Flüsse und Thäler nennt man Terrainhindernisse. Aber die Alföld *sagt*: Das Schwierigste aller Terrainhindernisse ist das Terrain selbst.

Man erinnert sich an jenen mythologischen Gott, der über sein zänkisches Weib verzweifelte und um ein sanftes bat. Da schickte ihm Zeus die Echo, die übertriebenste Erfüllung seines Wunsches, und er verzweifelte noch mehr. So liebt der Bauer steinigen, unebenen oder quelligen Boden nicht. Sein Ideal ist das Marschland. Aber in der Alföld warf ihm Zeus ein paar Millionen Joch davon zu, und nun liegt er unter der Last des Geschenkes.

Er zäumt sein Roß und reitet und reitet, aber die Sonne geht auf und unter und Roß und Reiter sterben vor Hunger und noch hat er den Berg nicht erreicht, wo ein Steinbruch wäre oder ein Eisenschacht. Er gräbt seine Cisterne, sammelt Regen- und bohrt nach Grundwasser, aber die Sonne glüht senkrecht hinein und die Cisterne vertrocknet und der trockene Himmel steht Wochen und Monate lang wie aus Erz gehämmert über ihm, oder unendliche Wolkenbrüche überfluthen das Land, und Donau und Theiß, Maros und Körös zerreißen ihre mürben Staubdämme, und alles Wasser fließt zu und nirgends ab, und die See, die alte Gebieterin des Bodens, scheint hereinzubrechen und das Säugethier mit Wuth zu verleugnen, um Flossen und Schuppen an seine Stelle zu setzen. Wahrlich, die ganze Energie der magyarischen Race gehört dazu, diesen Boden umzubauen und seine schwierig zu hebenden Reichthümer über die hungrigen Spinner von Appenzell oder die meutrischen Ouvriers des Empire auszugießen. Es ist Kultur, aber eine eigenthümliche. Vergeßt Belgien und Hampshire, meßt mit dem Landesmaße.

Mehr als Bibliotheken voll „Quellenwerke" hat mir die Alföld erzählt, von Kultur, Politik und Geschichte, vom Gemüth und Charakter der Ungarn. Ja, auch vom Gemüth und Charakter. Dein unmittelbares Gefühl, wenn du diese Welt ohne Grenzen durchwanderst, ist Freiheit! Deine erste und einzige Leidenschaft ein Roß! Zu Pferd, zu Pferd! und erst als Centaur bist du Herr dieser Erde. Wie groß, wie sicher fühlst du dich in dem Elemente der Wolken und Vögel! Wo wäre ein Feind? Du sähest ihn ja auf Meilen! Nirgends ein Versteck, nirgends ein Hinterhalt. Kein täuschender Schlagschatten, kein gebrochenes Waldlicht, kein verdächtiges Flüstern und Huschen neben und hinter dir. Die ganze Welt ist nur Stirn, Alles offen und ehrlich, klar und wahrhaftig.

Aber das feurigste Roß kann sich müde reiten an diesen Ausdehnungen. Will denn kein Ziel erscheinen? Kein Berg, keine Stadt, kein Baum oder Strauch? Nein. Stunde um Stunde verrinnt und dein Horizont bleibt immer derselbe. Schwarzbrauner Erdrand und flimmernder Sonnenstaub! Zuletzt wird dir zu Muthe, als läge er wie ein großer eherner Reifen um dich, als trügst du ihn wie ein großes Gefängniß am Leibe, und es wird dir fürchterlich eng in dieser ewigen Weite. Wozu bewegst du dich? Du wirst ja doch nichts erreichen! Alles, was Bilder der Abwechslung sind, haben die Götter weit, weit hinweggeräumt aus deinem Gesichtskreis, er ist ausgefegt wie von Geistern, er ist kahl wie eine Pennsylvania-Zelle. Da fällt ein ungeheueres Leid über dein Herz, du brichst trostlos zusammen, kauerst dich in den Schatten eines vertrockneten Ziehbrunnens und läßt Alles über dich ergehen — Hunger und Kälte, Hitze und Durst.

In diesen Gegensätzen bewegt sich der Lebenspuls des Ungarn. Bald schnellt er empor in jauchzender Freiheitslust, bald sinkt er herab in schwere, brütende Melancholie. Offen und ehrlich ist sein Herz, klar und logisch sein Geist, er ist ein Verstandesmensch wie wenige in Europa. Aber bezahlt er der Phantasie seinen Tribut, so thut er's nicht in romantischer Kleinmünze wie wir, er thut's im Extrem, kolossal, seine ganze Phantasie wird zur luftspiegelnden Délibáb und es kommt ihm nicht darauf an, — daß er die Seine und die Spree dann viel deutlicher sieht, als die Leitha!

Aber — medium tenuere beati, sagte Széchenyi, wenn er von Politik sprach. Könnte der Ungar die Gegensätze seiner Stimmung ins Gleichgewicht bringen, wer anders wäre Hausherr in Oesterreich als er?!

Debreczin, die ungarische Urstadt, ihrer Verfassung nach eine Reichsstadt, wie wir im Deutschen sagen würden, sah ich wirklich nur „im Fluge." Der Zug kommt Nachmittags um halb drei an, man dinirt, macht einen Besuch, und der frühe Herbstabend ist da. Drei Stunden nach Mitternacht, im schönsten Mondschein, gings wieder fort. Mein Besuch galt der Bibliothek des reformirten Kollegiums. Sie ist in Landesgeschichte, Theologie und theilweise Philosophie ziemlich wohl versehen, macht aber nicht den Anspruch, die Literatur in einem großen Style vertreten zu wollen. In den Fensternischen des Büchersaals hängen je zwei Brust

Digitized by Google

bilder von berühmten Ungarn, deren Namen in der Kirche, in der Literatur oder im Staate glänzt. Ein rührender Ausdruck lag oft auf diesen arbeitsvollen, bescheidenen Köpfen, ganz verschieden von dem modernsten Styl überfliegenden Selbstbewußtseins. Einige hatten sich durch glänzende Vermächtnisse an das Kollegium verewigt.

Außer den Brustbildern schmücken den Saal noch zwei lebensgroße Porträts, — der regierende König und Graf Szechényi. Von den vielen Porträten des Letzteren, die ich in Ungarn sah, nenne ich das Debrecziner das einzig ähnliche, wenigstens wie ich den „großen Grafen“ in dem Jahre 1856—1857 kannte. Das Porträt im Nationalmuseum stellt ihn jünger dar, ich bin aber nicht sicher, wie ähnlich es ist.

Auch die denkwürdige Stätte des 1849er Reichstages betrat ich. Es ist ein Betzimmer: wer nie ein kalvinisches sah, könnte es für eine Schulstube halten, denn Betstühle und Kanzel unterscheiden sich in nichts von Schulbänken und Katheder. Ein niedriges Zimmer, ein kleiner bescheidener Raum. Wie oft stehen historische Schauplätze im umgekehrten Verhältnisse zu ihren Erinnerungen! Die französische 1793er Konstitution wurde in einer Nacht bei einem Talglicht entworfen. Sie ist fort, aber das Talglicht brennt noch. Im Westen kenne ich ein paar prächtige Sitzungssäle, welche zu ihren Thaten — wieder im Gegensatz stehen. Man berathet darin, wie man Zeitungen oder Straßenhunde im Zaume hält!

Wo der Marschboden des Alföld aufhört und „die Geist“, wie man in Norddeutschland sagen würde, anfängt, habe ich genau nicht unterschieden. Genug, der Boden dieser Gegend ist Sandboden und heißt in der Richtung von Debreczin nach Tokai, mit dem Vorort Nyiregyháza, die Nyir. Das Wort hieße verdeutscht, der Birkengrund, denn Nyir heißt Birke. In Wahrheit aber ist der herrschende Baum dieser Landschaft die Akazie. Was den Sand betrifft, so ist er ein fruchtbarer Verwitterungssand, worin Alles vortrefflich gedeiht, geradezu klassisch die Kartoffel. Nur an einzelnen Stellen liegt er als steriler Flug- und Treibsand zu Tage.

Bei dieser Gelegenheit wird mir ein Landschaftsbild unvergeßlich in der Erinnerung bleiben. Es war in der Gegend von Nyiregyháza. Der Herbsthimmel, seit Wochen strahlend von Heiterkeit, vielleicht nur zu warm, fing in der Mittagsstunde an, sich mit Hauf- und Dunstwolken zu bedecken. Im Nu stand eine schwarze, gemauerte Regenwand links, während rechts noch die Sonne schien. Indem ich die dunkle Gewitterseite beobachtete, in jedem Augenblicke das Feuerwerk der Blitze erwartend, sollte mir das schönste der Schauspiele nicht von der Luft kommen, sondern von der Erde. Denn plötzlich leuchtete dicht am Horizont eine Reihe von Glanzkörpern auf, wie wenn kolossale Perlen sich abrollten oder eine ungeheure silberne Schlange in gebäumten Ringen vorüberschösse. Es war eine Reihe von Sanddünen, deren bleiche unebene Linie, angeglänzt von der Sonne und kontrastirend zu dem schwarzen Gewittergrund, mit ungeheurer Brillanz sich vom Horizont abhob, während der Dampfwagen pfeilschnell vorüberflog. Es war ein Anblick zum Aufjauchzen. Aber in den Alpen hätte ich mir nicht träumen lassen, daß der ungarische Sand mir solche Bilder vorzaubern könne.

Das Gewitter verzog sich wieder — am Horizont blieb ein dunkelblauer Ausschnitt stehen, in schöner Kuppelform. Es war der Tokaierberg! Nun gings in die Hegyallya, „das ungarische Arkadien“ des Kazinczy. Es ging nach Kaschau, Eperies, in die Karpathen. Der Wanderer will aber die Geduld seines Lesers, welcher an diesem Orte den Wechsel liebt, nicht allzulang in Anspruch nehmen; er gedenkt daher vorläufig zu enden, um sich vielleicht auf späteren Blättern „im Fluge“ wieder einzustellen.

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 28. Januar. „Marie, oder: die Regimentstochter“, komische Oper von Donizetti. — Gehört zu jenem Regiment leichter Sachen, mit welchen wir in dieser Saison so überreich gesegnet sind. Es ist viel Melodie, aber wenig Gehalt in der Oper, das Ganze ist sehr oberflächlich und macht auch einen solchen Eindruck. — Frln. Ansten sen (Titelrolle) befriedigte uns heute weit mehr, als bei der ersten Aufführung. Sie sang rein und spielte mit Ausdruck. Am besten gefiel sie uns in dem Duett: „Ich will hören und entscheiden“. Der Walzer von Arditi behagte uns heute auch mehr, als früher. — Hr. Schiffdenker (Sulpiz) war nicht bei Laune, Hr. Dalsy (Tonio) gefiel uns gar nicht; sein Gesang war weder wohlklingend, noch sein Spiel gefällig. Hr. Lamprecht (Hortensio) aber war wieder höchst possierlich. — Die Chöre gingen passabel; das Orchester verdient Lob, namentlich Oboe. Die Ouverture zeichnete sich durch feine Nuance aus. — Unsere Referate werden sich bald durch ihre Kürze auszeichnen. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!

Freitag, 30. Jan. „Sand in die Augen“, Lustspiel aus dem Französischen. Hierauf: „Monsieur Herkules“ Originalschwank von Belly. Wenn wir dem Zuge unseres Herzens folgen dürften, würden wir schon lange nichts mehr über das hiesige Theater schreiben; um so mehr, als dies gewiß das Beste wäre, was man überhaupt darüber schreiben kann. Wir haben aber unglücklicher Weise das Referat einmal übernommen und müssen nunmehr bis zum Schlusse ausharren. — „Sand in die Augen“ hat den richtigen Gedanken zu Grunde, daß heut zu Tage Alles mit einem falschen Reichthum prahlt und dadurch in Irrsale geräth, welche schließlich eine gewaltsame Lösung finden müssen. Diese Modekrankheit unserer Zeit erstreckt sich auf viele Völker, Stände und auf beide Geschlechter, — nur nicht auf unsere Theaterdirektion; denn sie trägt ihre Armuth so unverholen zur Schau, daß man es fast Bettelstolz nennen möchte. Welche Abwechslung, welche Gediegenheit des Repertoire's! Lustspiel, Schwank, Posse, komische Oper, mitunter ein lustiges Trauerspiel und Gastspiele bei aufgehobenem Abonnement; morgen den Troubadour zum dritten Male, — wer ist beklagenswerther, Abonnent, Referent oder Theaterdirektion?! — t —

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 10. Mittwoch den 4. Februar **1863.**

Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Lucie Thal).

(Fortsetzung.)

Nichts störte das Glück ihrer Honigmonate; Oskar zeigte seiner jungen Frau alles Sehenswürdige der alten Königsstadt und Lucie war so glücklich, daß sie an Allem Gefallen fand. Sie war seine stete Begleiterin, so oft er nicht Dienst hatte, und zu Hause durfte sie nie an seiner Seite fehlen; sie lasen und musizirten zusammen und gewannen sich täglich lieber. Wenn er vielleicht auch bemerkte, daß sie keine Anlagen zu einer praktischen Hausfrau besitze, so war er doch zu verliebt und zu glücklich, immer ihre Gesellschaft haben zu können, um sie darüber zu tadeln. Da Lucie an ein gesellschaftliches Leben gewöhnt war, bildete sich auch hier bald ein Kreis von Freunden um sie und sie verstand es mit seltener Anmuth, die kleine Gesellschaft, die sich oft in ihrem Salon versammelte, zu empfangen; viele der Gäste waren ältere Bekannte Oskar's, der in einer Kadettenschule Prags erzogen worden war und sich daher fast wie in seiner Vaterstadt fühlte. Der Sommer war dem jungen Paare auf diese Art wie ein Traum vergangen und sie dachten nun schon daran, sich ein recht heimisches Winterleben zu bereiten. Gewiß hätten Lucien's Eltern sich vollkommen beruhigt fühlen müssen, wenn sie einen Blick in die mit allem Comfort ausgestattete Wohnung der jungen Gatten hätten werfen können, aber sie konnten nach ihrer Tochter Schreiben sich fast diese ebenso genau vorstellen, als wären sie selbst dort gewesen.

Eines Abends war es, daß Lucie auf ihren Gatten wartend, in ihrem kleinen, niedlichen Salon saß; Vorhänge von den feinsten Spitzenstoffen wallten zu den beiden Seiten der Fenster nieder und zierliche Blumentischchen standen in den Ecken des mit feiner Eleganz eingerichteten Salons. Lucie war mit einer Arbeit beschäftigt und blickte nur manches Mal erwartungsvoll nach der Thüre. Ihr Gatte war schon einige Stunden von ihr entfernt und so sehr war sie an seine Gesellschaft gewöhnt, daß sie über seine Abwesenheit jetzt schon anfing, ungeduldig zu werden. Doch mußten die Gedanken, in welche die junge Frau vertieft war, sehr angenehmer Art sein, denn sie lächelte oft still vergnügt vor sich hin, während ihre Hände mit emsiger Thätigkeit ein kleines Jäckchen verfertigten. — Ach, sie arbeitete ja für das liebe, kleine Kind, das sie unter ihrem Herzen trug, und dachte schon mit Entzücken, wie sie es herzen und küssen würde. Schon hatte sie mit sorglicher Liebe Vorbereitungen zum Empfange des lieben, kleinen Geschöpfes treffen lassen und, obwohl noch Monate auf dies frohe Ereigniß hin fehlten, so stand doch schon das Körbchen, in dem es ruhen sollte, an der Seite ihres Bettes. Das Eintreten ihres Gatten weckte sie auch heute erst aus ihrem heiterm Sinnen und freundlich eilte sie ihm entgegen.

„Liebe Lucie", sagte Oskar an ihrer Seite Platz nehmend, „leider habe ich heute eine Nachricht erhalten, die mich deinetwegen sehr verstimmt; ich habe Ordre bekommen, in wenig Wochen Prag zu verlassen und mich nach L... in Ungarn, einem elenden Städtchen, zu verfügen, wo es mir nicht möglich sein wird, dich mit den Bequemlichkeiten zu umgeben, die du eben jetzt besonders schwer vermissen würdest."

„Sei ruhig meinetwegen", sagte sie, „ich war ja darauf vorbereitet, mit dir herumzuziehen, und werde ebenso gut als andere Frauen die Unannehmlichkeiten, die davon unzertrennlich sind, zu ertragen wissen."

„Aber eben jetzt meine Liebe", warf Oskar ein, „wäre es nicht klüger und besser, ich würde dich einstweilen zu deinen Eltern führen und im Frühjahre kommen, dich und das Kind abzuholen."

„Nein, nein", rief Lucie, ihre Arme um den Gatten schlingend, „ich verlasse dich nie und am Allerwenigsten jetzt."

Sie legte ihr Haupt an seine Brust und weinte; der Gedanke, sich von ihrem Gatten trennen zu sollen, hatte sie schmerzlich ergriffen, und Oskar machte keinen Versuch mehr, sie dazu zu bereden, sondern dankte ihr in liebevollen Worten für das Opfer, das sie im Begriffe stand, ihm zu bringen. Lucie war in der That weniger davon verstimmt als Oskar; sie ahnte nicht die vielen Beschwerden, die von einer Reise in dieser Jahreszeit und noch dazu in Ungarn unzertrennlich sind, aber Oskar täuschte sich nicht darüber und war daher ernstlich besorgt. Freilich kostete es Lucien einige Thränen, als sie von ihrer freundlichen Behausung scheiden mußte und sie fühlte auch, daß sie nicht im Stande sein werde, für ihr Kind Alles so einzurichten, wie sie gedacht hatte; aber sie drängte die Thränen zurück, um ihres Mannes Sorgen nicht noch zu vermehren, wie sie denn auch jetzt zum ersten Male die Briefe vor ihm verbarg, die sie von ihren Eltern erhielt, da diese des Gatten Besorgnisse in noch viel höherem Grade theilten.

Ebenso leicht suchte sie es zu nehmen, als ihre beiden erprobten Dienstmädchen sie verließen, da sie nicht die Reise

Digitized by Google

mitmachen wollten. Sie durfte sich nicht einmal so sehr verstellen, denn sie war zu unerfahren, um zu wissen, wie vielen kleinen häuslichen Leiden und Sorgen sie entgegengehe. Sie freute sich wie ein Kind über die Veränderung, über die Reise an Oskar's Seite und scherzte und lachte so lange mit ihm, bis auch seine trübe Stimmung wich. Die Reise bot ihr viel Unterhaltung, nur als sie sich ihrem Ziele näherten und sie das elende, kleine Städtchen sah, in welchem sie nun leben sollten, begann ihr froher Muth sie etwas zu verlassen. Nachdem sie viele elende Wohnungen besichtigt hatten, mußten sie sich endlich entschließen, eine zu nehmen, deren Wände nur getüncht waren, und deren Einrichtung ebenso ärmlich war, als ihre frühere elegant. Lucie war bisher an Eleganz und Comfort so gewöhnt gewesen, daß sie ihr fast zu ihrer Existenz unentbehrlich geworden waren, obschon sie nicht ahnte, wie schwer sie sie vermissen würde. Obwohl ein Gefühl des Unbehagens die junge Frau beschlich, als sie ihre neue Wohnung bezog, die so ganz unähnlich von den Räumen war, in denen sie bis jetzt gelebt hatte, bemühte sie sich doch, vor ihrem Gatten heiter zu erscheinen und über die Mängel ihres Quartiers, die Oskar ihretwegen in Verzweiflung brachten, zu lachen. Noch trösteten sich Beide, daß es bald behaglicher werden würde, wenn erst ihr Gepäcke hier einträfe, denn sie hatten vorsorglich auch ihre Möbel nachkommen lassen. Den ersten Abend ging noch Alles ganz gut, Oskar's Bursche wußte mit der Schnelligkeit jener Leute die nothwendigsten Dinge herbeizuschaffen und im Anfange wollte man sich auch gerne behelfen, wie es eben ging.

„Wenn ich nur bei dir bleiben darf", sagte Lucie, sich an ihren Gatten schmiegend, „dann ist Alles gut."

Und doch war nicht Alles gut und die arme junge Frau sollte nur zu bald erfahren, wie sehr die erbärmlichen, kleinen Leiden des Alltagslebens im Stande sind, unser Dasein zu verbittern. Man konnte ihr nicht vorwerfen, daß sie sich dieselben zu schwer nahm — nein, im Gegentheile, sie lachte auch jetzt noch dazu, als ihr Bursche Kammermädchen und Köchin sein mußte, bis sie im Städtchen selbst weibliche Dienerschaft aufgenommen hatte; aber sie verstand nicht, der Unordnung, die dadurch immer mehr in ihrem kleinen Haushalt um sich griff, zu steuern.

(Fortsetzung folgt.)

---

4. Die Ureinwohner Amerika's.

Von Paul v. Rosty, Mitglied der ungarischen Akademie.

Als die Europäer Amerika entdeckten, fanden sie daselbst eine eigene Menschenrace, die sich durch gewisse gemeinschaftliche Züge von den anderen Racen unterschied, und über den ganzen Kontinent und die dazu gehörigen Inseln verbreitet war. Man nannte dieß Menschenrace die amerikanische oder kupferfarbene, oder auch die indianische. Wir wollen diese Benennungen beibehalten, ohne uns in eine Erörterung der Frage einzulassen, ob sie eine richtige sei, und ob man nicht charakteristischere Merkmale und eine bezeichnendere Benennung finden könnte. Auch wollen wir nicht untersuchen, ob die sog. Indianer Autochtonen oder aus anderen Welttheilen abstammende Einwanderer sind. Die ursprünglichen Bewohner Amerika's haben, trotz mancher Verschiedenheiten, so viele gemeinschaftliche Züge und eine so große Familienähnlichkeit miteinander, daß man sie auf den ersten Blick als die Angehörigen einer großen Völkerfamilie erkennt. Im Allgemeinen genommen sind sie von mittlerer Größe und haben eine rothbraune Farbe; ihre Haut ist weich und glatt wie Sammt; ihr Körper hat rundliche Formen und scheint schwächlich zu sein, indem die hervortretenden Muskeln fehlen; auch die Adern sind bei ihnen nicht sichtbar; das Erröthen, welches wir als das Zeichen der Unschuld und Bescheidenheit betrachten, die rosigen Wangen, welche die größten Zierden unserer Jungfrauen sind, kommen bei den Indianern niemals, oder doch höchst selten vor. Ihr Kopfhaar ist dicht, straff und stets schwarz glänzend, es fühlt sich aber wie Roßhaar an. Manche Stämme verwenden eine große Sorgfalt auf das Kopfhaar; sie kämmen es zurück und lassen es so lange wachsen, daß es ihnen hinten bis auf den Erdboden hinabhängt. Und zwar sind es besonders die Männer, die sich in einem außerordentlich langen Haare gefallen, die Weiber tragen es kürzer und schneiden es bei manchen Stämmen bis auf die Haut ab. Die Indianer behalten ihr dichtes Haar auch im Alter und werden selten grau. Während ihr Kopf mit so dichtem Haare bedeckt ist, sind die anderen Körpertheile sowohl bei den Männern als auch bei den Weibern, völlig haarlos; sehr selten findet man bei ihnen einen schwachen Bartwuchs, und auch dann pflegen sie ihn sorgfältig auszureißen. — Die Stirn der Indianer ist niedrig und nicht hervortretend, der Hinterkopf dagegen ist stark entwickelt; ihr Gesicht ist rundlich, ihre Augen sind immer schwarz und sitzen tief und horizontal, das sog. Weiße ist bei ihnen gelblich. Die Nase ist etwas gebogen, die Nasenlöcher sind weit geöffnet. Der Mund ist gewöhnlich groß, mit dicken Lippen, deren Ränder jedoch nicht, wie bei dem Neger, nach auswärts gekehrt sind. Die Zähne sind klein und dicht, und erscheinen neben der rothen Hautfarbe weiß, obgleich sie gelblich sind; sie fallen auch im Alter nicht aus. Der Hals ist kurz, die Schultern breit und stark, die Brust gewölbt. Die Hüften sind stark, hervortretend, die Schenkel kräftig gebaut und muskulöser als die Arme; die Füße und Hände sind besonders bei den Frauen sehr klein.

Das sind im Allgemeinen die charakteristischen Züge des Körperbaues der Indianer. Die einzelnen Stämme zeigen aber sowohl in Bezug auf die Hautfarbe als auch in Betreff des Körperbaues große Verschiedenheiten. Es gibt olivenbraune, dunkelbraune, bronzefarbene, hellgelbe, rothgelbe, rothe u. s. w. Indianer; in ähnlicher Weise variiren ihr Wuchs und die Verhältnisse des Leibes. Die hellere oder dunklere Farbe scheint nicht von den Verschiedenheiten des Klima's abzuhängen. So findet man unter den Stämmen, welche in Oberkanada am St. Lorenzstrom, in Wisconsin, Minesota rc. wohnen, die dunkelsten Rothhäute, während diejenigen, die an einem Arme der Orinocomündungen in dem glühendsten Landstrich wohnen, hellgelb sind. Oft haben auch diejenigen Stämme, welche nackt herumwandern, eine hellere Farbe, als diejenigen, die ihren Leib mit Kleidern bedecken. Das Klima und besonders die Lebensweise haben jedenfalls einen großen Einfluß auf die ganze Körpergestaltung des Menschen. So behauptet Catlin, ein scharfer und fleißiger Beobachter der Indianer Amerika's, daß die Cholera, welche bei den Indianern nie vorkommt, bei den Hindu's deshalb so häufig auftritt, weil sie größtentheils von vegetabilischer Nahrung

Digitized by Google

mit viel Salz und Gewürzen leben, während die Indianer fast nur Fleisch ohne Salz und Gewürze essen. Dennoch kann man die körperlichen Unterschiede der Indianer aus den klimatischen Verhältnissen und aus der verschiedenen Lebensweise allein nicht erklären.

Wie sich die einzelnen Stämme der Indianer in Bezug auf die Hautfarbe und den Körperbau von einander unterscheiden, so zeigen sie auch in Betreff des Charakters, der Gewohnheiten, der Lebensweise und der Sprache sehr große Unterschiede. Will man die eigentlichen Indianer kennen lernen, so muß man sich in den fernen Westen begeben, wo es noch in den Urwäldern frei herumschwärmende Stämme gibt, die noch verschont geblieben sind von den Verfolgungen der Weißen mit Feuer und Schwert und besonders mit dem verderblichen Gifte des Branntweins. Solche Stämme sind die Sioux, Blackfeet, Crows, die sich fortwährend befehden.

Ursprünglich sind die Indianer ein gastfreundliches, muthiges und sehr religiöses Volk. Sie glauben an einen großen Geist, welcher Alles geschaffen hat; sie glauben auch an ein jenseitiges Leben, in welchem sie für ihre irdischen Handlungen eine Strafe oder Belohnung erhalten werden. Sie verehren diesen großen Geist mit allerlei abergläubischen Ceremonien. Die Stelle der Priester vertreten die Zauberer, die bei ihnen eine große Rolle spielen, und die in mancher Beziehung eine Aehnlichkeit mit den Schamanen der nordasiatischen Völker haben. Merkwürdig ist die Art und Weise, wie sich der Indianer seinen Talisman verschafft. Im 13. oder 14. Jahre verläßt der Indianer das Zelt seiner Eltern und begibt sich an einen einsamen Ort, dort legt er sich auf die Erde, bleibt 2—3 Tage liegen ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und ruft fortwährend den großen Geist zu Hilfe. Wenn er dann von Angstgefühlen und Hunger ermattet einschläft, so betrachtet er das Thier, welches ihm im Traume erscheint, oder von dem er geträumt zu haben glaubt, als seinen zukünftigen Talisman. In das elterliche Zelt zurückgekehrt, stärkt er sich zuerst, dann begibt er sich bewaffnet auf die Jagd, und ruht nicht, bis er das betreffende Thier erlegt, aus dessen Felle er sich nun den Beutel macht, welchen er als seinen Talisman betrachtet, der ihn vor Uebel bewahrt, und auf die besten Jagdgründe führt. Diesen Beutel legt er nie ab, und wird auch mit demselben nach dem Tode beerdigt. Er trägt den Beutel entweder in der Hand oder an den Kleidern und zollt demselben eine Verehrung, wie einem Heiligthum.

Wie bei allen Naturvölkern, deren Leidenschaften nicht gezähmt sind, so ist auch bei den Indianern das Gefühl der Rache unbeschränkt. Jede Beleidigung rächt der Indianer an dem ganzen Geschlechte, deshalb zeigt er sich auch gegen die Europäer grausam, weil diese ihm sein Land geraubt haben, und er dafür sich rächen will. — Der Indianer kauft sein Weib, er behandelt es nicht schlecht, doch betrachtet er es als seine Magd. Andere Diener kennt er nicht. Bei manchen Stämmen herrscht die Polygamie, besonders bei denjenigen, wo es mehr Weiber als Männer gibt, die im Kriege oder auf den gefährlichen Jagden sehr gelichtet werden. Die Weiber müssen das ganze Hauswesen versorgen und überhaupt alle Arbeiten verrichten, der Mann beschäftigt sich blos mit der Jagd und mit dem Kriege. Die Weiber können manche Gegenstände, namentlich die Kleider, mit einer großen Kunstfertigkeit machen. — Manche Stämme haben feste Ansiedelungen und treiben etwas Ackerbau, im Allgemeinen aber leben die Indianer nur von Fleisch, welches sie manchmal roh, gewöhnlich aber an der Sonne getrocknet oder auch gesotten essen. Auf dem amerikanischen Kontinente gab und gibt es keine Menschenfresser, die diesbezüglichen Berichte einiger Reisenden beruhen auf einem Irrthum. Im Allgemeinen haben die unverdorbenen Indianer eine gewisse Gravität und einen männlichen Charakter. Auch können ihnen die geistigen Talente nicht ganz abgesprochen werden. Freilich ist der größere Theil derselben in Folge der Berührung mit den Weißen schon verdorben. Daß sie auch einer höheren Kultur und Zivilisation fähig sind, beweisen die Inkas von Peru und die Azteken von Mexiko. Aber sie sind in ihrer Entwickelung durch die Europäer gestört und unterbrochen worden, und jetzt scheinen sie schon dem gänzlichen Untergange geweiht zu sein.

Würzburger Stadttheater.

Samstag, 31. Jan. Bei aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen! Gastdarstellung des Signor Manuel Carrion de Anguiano, erster Tenor der großen Oper zu Madrid! — Diese Ankündigung erinnerte uns auf unliebsame, und unwillkürliche Weise an — Kiesellack und seine Nichte vom Ballet — der Troubadour von Verdi gehört, wie wir schon zweimal gesagt, zu den widerwärtigsten Opern, welche wir kennen. Warum? steht in Nr. 88 und 104 der „Mnemosyne" vom vorigen Jahrgange, und macht uns die Arbeit überflüssig, weiteres über die Oper selbst zu sagen. Daß sie uns gleichwohl heute sehr wohl gefallen hat, verdanken wir meist dem ausgezeichneten Gaste, der eine Bravour des Gesanges, einen Schmelz der Stimme, ein Piano und einen Geschmack des Vortrags zeigte, welcher nothwendig heute noch mit dem innigsten Wohlbehagen erfüllen muß. Herr Carrion sang jede einzelne Nummer mit besonderer Kunst und trat, wo es am Platze war, so bescheiden zurück, daß dieser Takt allein schon den rechten Künstler offenbarte. Gleich die erste Romanze war voll Lieblichkeit, die Duetten maßvoll; der Glanzpunkt seiner Leistung war jedoch das Finale des 3. Aktes, worin er eine Kraft und daneben eine Fertigkeit in der Behandlung der Stimme zeigte, welche zu dem Schönsten zählt, was wir gehört haben. Beeinträchtigt wurde der Genuß einigermaßen dadurch, daß Hr. Carrion in fremder Sprache sang, obschon auch da sein Vortrag so dramatisch war, daß selbst diejenigen, welche ihm nicht Wort für Wort folgen konnten, doch ein Bild der Handlung hatten. Der Erfolg des geehrten Gastes war, wie wir schon im „Anzeiger" kürzlich berichtet, ein großer. — Neben Herrn Carrion wirkten auch unsere einheimischen Kräfte mit sichtlicher Lust. Daß demungeachtet das Zusammenspiel etwas lebloser war, schreiben wir wohl mit Recht dem Umstande zu, daß zweierlei Sprachen sich nicht ganz verstehen. — Frln. Bork (Leonore) macht die auffälligsten Fortschritte. Sie entwickelte, namentlich im 1. Akte eine Kraft, welche wir gar nicht an ihr gewöhnt sind und sang Coloraturen, Rouladen und Triller mit einem Geschmacke und einer Reinheit, welche einen um so vortheilhafteren Eindruck machen mußten, als es heute schwieriger war, sich neben einem solchen Gaste geltend zu machen. Ihr Spiel fanden wir dabei sehr gemessen, so daß wir sagen möchten, Frln. Bork habe noch

Digitized by Google

besser gesungen und gespielt, als sie ausgesehen hat, was doch gewiß viel sagen will! — Hr. Ueberhorst (Luna), der heute weit weniger Kraftaufwand entfaltete, gefiel uns gerade darum um so besser. Wir fanden Stärke genug und mehr Gesang als früher. Frln. Schmidt (Azucena) ist in der That eine sehr wackere Repräsentantin dieser schwierigen Partie, welche sie in dramatischer Hinsicht mit großem Glücke giebt. Sie würde uns jedoch noch mehr behagen, wenn sie nicht allzuheftig in der Darstellung erregter Momente vorginge. Maß und Geschmack sind Eigenschaften, welche wir überaus hoch schätzen und namentlich auf der Bühne verlangen. Frln. Schmidt sang heute auch bedeutend besser, als früher, vielleicht in Folge besserer Disposition. — Die schwache Seite des Abends waren die Chöre, welche uns höchst dürftig vorkamen, das Orchester, an welchem wir die gewohnte Bravour vermißten und — der Besuch des Hauses, welcher wohl auch in Folge der anderweitig gebotenen Genüsse (?) ziemlich armselig genannt werden kann. Wir zweifeln indessen nicht, daß die nächste Gastrolle des Hrn. Carrion ein sehr besuchtes Haus finden werde und freuen uns selbst auf jenen Abend.

Sonntag, 1. Februar. Zum ersten Male: „Die Maschinenbauer", Posse von Weirauch. Das Beste an der Posse ist die Ouverture, nämlich deßhalb, weil sie auf charakteristische Weise andeutet, daß im nachfolgenden Stücke nichts enthalten ist. Das Gute an der Posse ist nicht neu, das Neue nicht gut. Und da die Posse lange währt, so kann sie um so weniger gefallen. Die Possirlichkeit des Ganzen lag mehr an den Kostümen und Situationen, als am komischen Gehalte. Im Uebrigen ähnelt das Opus seinen Brüdern von der Spree gar sehr, und machte vor einigen Jahren in Berlin viel von sich reden. Hier ist aber der Platz nicht, wo sich der Erfolg wiederholen dürfte. — Die Darstellung war lustig, aber nicht leicht genug. Doch verdient Hr. Puley für die Totalität, Hr. Denzin für den Humor, Hr. Kökert für das Memoriren, Hr. Lamprecht und Hr. Reimers für die Maske, Hr. Schulze für die Auffassung und Frln. Wagner für den guten Willen alle Anerkennung. Schön, wie sein Original war der Bahnhof, und origineller als schön, das Ballet unseres Chorpersonals. Das Ganze der Vorstellung hinterläßt entweder gar keinen oder einen sehr schaalen Eindruck.

Montag, 2. Februar. „Wilhelm Tell", Schauspiel von Schiller.

„Es ist schon lange her,
D'rum freut's uns um so mehr!"

Man merkt, was wir sagen wollen. Das war doch eine Oase in der Wüste und die ermatteten Pilger sind rüstig darauf zugesteuert. Das kostbare Werk wurde zwar nicht in jener Abrundung gegeben, welche es, namentlich bei dieser zweiten Aufführung, hätte finden sollen, im Einzelnen aber wurde so viel Verdienstliches geleistet, daß wir mit Vergnügen der Aufführung bis zu Ende folgten. Vor Allem bewährte Herr Simon (Tell), auf welchen wir uns wirklich gefreut haben, wieder seine Meisterschaft. Er gefiel uns heute sogar noch besser als früher, weil sein Spiel mäßiger, und mit weniger Aufwand der Stimme verknüpft war. Geistvoll in der Auffassung, war sein Spiel künstlerisch von Ausdruck und erhob sich im letzten großen Monologe zur edelsten Reinheit.

„Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben,"

— vereinigte Kraft und Wahrheit. Hrn. Simon's vorzügliches Spiel wurde verdienter Maßen durch oft wiederholten Beifall und zweimaligen Hervorruf anerkannt. — Hr. Schulze (Geßler) gefiel uns sehr wohl. Er war ein Tyrann durch und durch, ohne Uebertreibung in Maske und Spiel, was wir bekanntlich stets zu schätzen wissen. — Hr. Kramer (Attinghausen) darf diese Partie zu denjenigen rechnen, welchen er gerecht werden kann. In der 1. Scene des 2. Aufzuges sagte er uns vollkommen zu, die Sterbescene jedoch behagte weniger. Hr. Kökert (Arnold) hatte seine schwierige Rolle offenbar mit Fleiß erfaßt, gut studirt und im Ganzen auch mit Glück gegeben. Doch war der Ausbruch des Jammers in der 4. Scene des 1. Aufzugs allzu heftig und daher unschön. Dann waren einige Momente seines Vortrags nicht exakt. So legte er z. B. in dem Passus: „Blinder alter Vater, Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen, Du sollst ihn hören," den Nachdruck auf sollst, während er auf hören gelegt werden muß. Auch war seine Erscheinung etwas zu vornehm. Der Total-Eindruck seiner Leistung war übrigens ein günstiger und zeigte von lobenswerthen Fortschritten. Von den kleineren Partien verdient Hr. Puley (Baumgarten), Frln. Wagner (Gertrud), Frau Ernst (Hedwig), Frln. Götze (Bertha) lobende Erwähnung. Sehr lieblich von Erscheinung und Ausdruck fanden wir Tells wackeres Söhnchen, Frln. Hemmerich. Schwach dagegen, weil unsicher, war Hr. Ueberhorst (Stauffacher), und höchst unglücklich in Deklamation und Erscheinung Herr Lewinsky (Ulrich). Die Volksscenen litten am rechten Leben, das Zusammenspiel überhaupt an der nöthigen Sicherheit. — Friedrich Schiller hat dem Vernehmen nach noch einige Komödien geschrieben, welche nicht ganz schlecht sein sollen. Wie wäre es, wenn man unter Mitwirkung des Herrn Simon es mit einer oder der andern versuchte? Daß das Publikum solche gute Schauspiele so gerne besucht, als die erbärmlichen Possen von Räder, Weirauch &c., davon haben wir uns heute wieder hinlänglich überzeugt — denn das Haus war voll! —t—

Miscellen.

In Paris ist die letzte Klavierkomposition der verstorbenen Herzogin von Orleans erschienen. Sie führt den Titel: Larmes d'exil, dernière rêverie musicale de Madame la duchesse d'Orleans. Die orleanistischen Blätter preisen das Stück wie ein Meisterwerk Webers.

Benjamin Gastiman, Verfasser von „Les Amours de Mirabeau" und „Les Femmes d'Algérie", hat so eben bei Michael Levy „Les Femmes des Césars" veröffentlicht, eine lebendige Beschreibung des bewegten Lebens der Kaiserinnen von Rom und von Konstantinopel und auch anderer berühmter oder berüchtigter Frauen des Mittelalters.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

An die
k. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 11. Sonntag den 8. Februar 1863.

Schuld und Sühne.

Erzählung
von
Hedwig Wolf (Luise Thal).
(Fortsetzung.)

Sie hoffte, Alles werde bald besser werden und wollte sich durch die vorübergehende Gêne nicht aus ihrer guten Laune bringen lassen. Schon am ersten Tage machte sie mit ihrem Mann eine Schlittenfahrt und genoß dieses Vergnügen mit einer Heiterkeit, die fast bewundernswerth gewesen wäre, wenn nicht ein gewisser Grad von Leichtsinn dazu gehört hätte, zu Hause Alles im unwirthlichsten Zustand zu lassen, um sich auswärts zu vergnügen. Oskar beging aber jenen Fehler, in welchen junge, verliebte Gatten nur zu leicht verfallen; er sah ein, daß Lucie sich zu wenig um ihre häuslichen Angelegenheiten kümmerte, aber er wollte sie nicht, nachdem sie die Unbequemlichkeiten der Reise mit so frohem Muthe ertragen hatte, an ihre Pflichten erinnern, und sich dadurch ihrer lieben Gesellschaft berauben. Die Hoffnung der Gatten aber, daß Alles bald besser werden würde, ward getäuscht; die aufgenommenen Dienstmädchen waren ebenso ungeschickt als träge und das sehnlichst erwartete Gepäck traf zwar endlich ein, aber in einem beklagenswerthen Zustande, und gerade die am schwersten vermißten Gegenstände hatten am meisten Schaden gelitten. Der Winter war ungewöhnlich streng und tagelanges Schneegestöber fesselte Lucie oft an ihr Zimmer, in dem sie sich nicht heimisch fühlen konnte. Ein Gefühl des Unbehagens verstimmte nach und nach die beiden Gatten; Oskar war durch die pedantische Ordnung, die in seinem Vaterhause und in der militärischen Schule, in der er erzogen worden war, geherrscht hatte, an eine sehr regelmäßige Lebensart gewöhnt und empfand die Zerfahrenheit seines Haushaltes nicht ohne Unzufriedenheit. Er sah, wie viel schneller einige seiner Kameraden, die ebenfalls mit ihrer Familie hieher gekommen waren, sich eine ganz comfortable Häuslichkeit geschaffen hatten, während es bei ihm mit jedem Tage ärger zu werden drohte. Dazu kam, daß er wegen Lucie sehr besorgt war, und ihr in dem Zustande, in welchem sie sich jetzt befand, nicht die leiseste Anstrengung auferlegen wollte. Aber auch Lucien's frohe Laune schwand und nur zu oft fand Oskar sie in Thränen über die Mühseligkeiten ihres Haushaltes; sie war an das stille zurückgezogene Leben, das sie nun führen mußte, nicht gewöhnt und wenn sie auch in Oskar's Gesellschaft sich nach keiner Zerstreuung sehnte, so mußte sie doch viele Stunden des Tages allein zubringen, in denen sie meist in zu gedrückter Stimmung war, um sich durch Lektüre oder Arbeit die Zeit zu verkürzen.

Als sie aber im Frühjahre von einem gesunden, schönen Knaben genesen war, vergaßen beide Gatten in der Freude über dieses frohe Ereigniß auf die kleinen Sorgen und Unbequemlichkeiten, mit denen sie bis jetzt zu kämpfen gehabt hatten. Lucie erholte sich schnell und sie liebte ihr Kind mit der innigen Zärtlichkeit, die wohl jede junge Mutter ihrem ersten Sprößling schenkt, aber auch hier zeigte es sich bald, daß sie nicht geeignet war, die Pflege ihres Kindes selbst zu leiten. Oskar stellte große Anforderungen an eine Mutter und verlangte, daß diese allein ihr Kind pflegen und hüten solle, ohne es fremden Händen anzuvertrauen.

„Gott hat dir das Glück geschenkt, Mutterfreuden kennen zu lernen", sagte er zu seiner Gattin, „zeige dich derselben würdig, indem du dies liebe, kleine Geschöpf wie dein theuerstes Kleinod pflegst und wartest, und es nicht fremder Sorge übergibst."

Oskar verlangte von seiner Frau, daß sie sich nun ganz ihrem Kinde widme und Lucie war bereit, seinen Wunsch zu erfüllen. An ihrer Seite sollte des Kindes Körbchen stehen, damit die Mutter weder bei Tage noch bei Nacht von demselben getrennt sei; Lucie war Anfangs voll Pflichteifer und wollte selbst Niemand zu ihrem Söhnlein lassen, aber unerfahren und rathlos, wie sie war, wußte sie nicht die Pflege desselben zu leiten und während sie ihre Nachtruhe opferte und bei Tage sich abquälte, wollte das Kind doch nicht gedeihen, sondern ward von Tag zu Tag schwächer und kränker. Der Mutter Rathlosigkeit war so weit gediehen, daß sie den dringenden Rath des Arztes erfüllen mußte, eine Amme zu ihrem Kind zu nehmen. Kaum hatten sich die Eltern dazu entschlossen und war das Kind der Pflege einer gesunden Amme überlassen, so erholte es sich alsbald wieder und erstarkte mit jedem Tage mehr. Lucien's Gesundheit hatte durch die vielen, schlaflosen Nächte gelitten, und sie bedurfte nun völliger Ruhe, so daß das Kind einige Zimmer weit entfernt von ihr sein mußte.

So war denn Oskar's Wunsch nicht erfüllt worden, und die Mutter hatte die Pflege ihres Kindes einer Magd überlassen müssen, und er empfand es vielleicht mit noch größerer Bitterkeit als Lucie, wie das Kind der Mutter entfremdet ward. Auf diese Art war es auch für die junge Frau eine schwere Aufgabe, des Kindes wegen oft auf die

Digitized by Google

Gesellschaft ihres Mannes verzichten zu müssen, ohne doch zu Hause von Nutzen sein zu können. So saß sie manche Stunde im Zimmer ihres Kindes und wagte kaum es in ihre Arme zu nehmen, da das kleine Geschöpf kläglich zu weinen begann, wenn man es vom Schooße seiner Amme wegnehmen wollte. Wie konnte dann das Kind ihr ihres Oskar Gesellschaft ersetzen? Was sollte sie mit demselben beginnen, wenn es nur vergnügt und zufrieden im Schooße einer Andern war, aber in ihren Armen weinte?

Wieder saß sie an einem Sommernachmittag mit ihrem Kind und dessen Amme in dem kleinen Garten, der an ihr Haus stieß; Oskar war in Dienstangelegenheiten außer Hause und das eintönige Singen der Amme, mit dem sie das Kind in Schlaf einlullte, bildete das Accompagnement zu den traurigen Betrachtungen der Mutter. Liegt nicht in diesen einfachen, wehmüthigen Melodien, mit denen die Kinder meist in Schlaf gesungen werden, eine Ahnung von dem bittern Leide, das dem Kinde zu tragen bestimmt sein wird? Wie viel hatte sich nicht in der kurzen Zeit ihrer Ehe schon verändert, dachte Lucie mit Traurigkeit, wie verschieden war nicht nur ihre Heimath von der, die sie in Prag sich gegründet hatte, sondern auch ihre und Oskar's Stimmung war eine ganz veränderte. Die unbefangene, heitere Laune, mit der sie in ihren neuen Stand getreten, war untergegangen in einem Meere von kleinen Alltagssorgen, die, so unbedeutend sie an sich waren, doch durch ihre stete Wiederkehr ihr Dasein verbitterten. — Und doch hätte sie auch jetzt noch mit frohem Muthe über die Verlegenheiten ihres Haushaltes lachen können, wenn nur Oskar im Stande gewesen wäre, sie mit leichterem Sinne zu ertragen.

Manches Wort des Tadels war in der letztern Zeit über seine Lippen gekommen und war von ihr, die nie daran gewöhnt gewesen war, doppelt schwer empfunden worden. Selbst ihre Thränen hatten bei solchen Gelegenheiten ihn nicht gleich zur Milde umstimmen können, sondern nur seine Verstimmung über die zu leicht gekränkte Gattin vermehrt. Das Eintreten eines Fremden in den kleinen Gartenraum ward von Lucien erst bemerkt, als dieser, sie artig grüßend, auf sie zutrat.

„Entschuldigen Sie, Frau Baronin", sagte der Fremde, dessen Haltung und Benehmen den feingebildeten Weltmann verrieth, „wenn ich Sie störe und als völlig Unbekannter vor Sie trete, aber vielleicht ist Ihnen mein Name, Villemont, kein ganz fremder mehr, denn Ihr Gatte erfreute mich schon mehrmals mit seinem Besuche, und ich kam, seiner Einladung folgend, ihn aufzusuchen."

Lucie hatte allerdings den Namen Villemont schon von ihrem Manne nennen gehört und wußte, daß dieser schon einige Male auf Besuch bei dem Vicomte gewesen war. Sie erinnerte sich auch, wie Oskar ihr gesagt, wie sehr ihn die Bekanntschaft des Vicomte, der ein feingebildeter Mann war, freue, und sie empfing ihn daher mit großer Artigkeit. Ein lebhaftes Gespräch entspann sich bald zwischen ihr und dem Vicomte, da Lucie durch das gesellige Leben in ihrem Elternhause gewöhnt war, sich mit Leichtigkeit und Unbefangenheit mit Fremden zu unterhalten. Sie war durch seinen Besuch heiterer geworden und freute sich herzlich, nach so langer Einsamkeit wieder einmal Aussicht auf ein etwas geselligeres Leben zu haben, denn Villemont hatte, nachdem auch Oskar nach Hause gekommen war, den beiden Gatten versprochen, öfter einen Abend bei ihnen zuzubringen.

Der Vicomte pflegte oft auf seinem nahegelegenen Schlosse die Offiziere, welche in R.... in Garnison lagen, zu versammeln und Alle kamen bereitwillig seiner Einladung entgegen, denn der Schloßherr verstand es, seine Gäste zu unterhalten. Oskar aber fühlte sich bald noch mehr als seine Kameraden zu ihm hingezogen und auch Villemont verkehrte am Liebsten mit dem jungen Baron Hradek. Obwohl der Vicomte selbst noch ein schöner Mann war, mußte er doch um viele Jahre älter als Oskar sein, aber dieser Altersunterschied schien kein Hinderniß für eine Freundschaft zwischen den beiden Männern zu sein, denn Oskar war durch seinen Ernst seinen Jahren voraus, während der Franzose mit der liebenswürdigen Heiterkeit, die ein Charakterzug seiner Nation ist, vergessen ließ, daß er schon die glücklichere Hälfte seines Lebens hinter sich hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Erdmann's „Psychologische Briefe."

‡ Man hat der „Nation der Denker", wie Bulwer die Deutschen nennt, beharrlich und von allen Seiten so sehr das stete Theoretisiren vorgeworfen, daß eine Reaktion nicht ausbleiben konnte, wenn sie auch allerdings — was wieder charakteristisch genug — sich vorderhand vorzugsweise auf dem Gebiete der Literatur geltend macht. Keine Literatur nämlich weist der Versuche, die Ergebnisse der Wissenschaft der großen gebildeten Menge zugänglich, d. i. fruchtbar und praktisch zu machen, so viele auf, wie die deutsche. Die Demokratie mag dort auf politischem Gebiete noch manche fromme Wünsche haben; auf literarischem hat sie vollständig gesiegt. Humboldt und Liebig lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, wie der höchste wissenschaftliche Adel, die Fürsten der gelehrten Forschung, ihren Ruhm darein setzen, — was sie in Arbeiten von Dezennien errungen, mit uns Gemeinen der Wissenschaft brüderlich zu theilen. Ein gleich verdienstvolles Streben begrüßten wir vor wenigen Jahren in den „Psychologischen Briefen", in denen Professor Erdmann in Halle es unternommen, das größere Publikum in ein Gebiet des Wissens einzuführen, das ihm bis jetzt als das entlegenste, kaum zugängliche dünkte. Wie der Professor selbst sagt, hat er einen „belehrende Unterhaltung" sich als Ziel gesteckt; wir aber müssen ihm das Zeugniß geben, — und die dritte Auflage zeigt, daß wir damit nicht allein stehen, — daß uns kaum ein Werk auf dem deutschen Büchermarkte der letzten Jahre bekannt ist, in welchem deutsche Tiefe und französischer Esprit gleich innig mit einander vermählt wären. Doch wir wollen unseren Leser selbst urtheilen lassen, und führen ihm, statt jeder weiteren Empfehlung, — auf's Gerathewohl einige Fragmente aus dem Buche selbst vor.

Nachdem Erdmann den Menschen und seine Beziehungen zur äußern Natur, die Racen, die Geschichte der Seele geschildert, gelangt er zur Behauptung, daß der Begriff des Menschen sein Hindurchgehen durch verschiedene Lebensalter fordert, und entwirft dabei eine Charakteristik der fünf Lebensalter, — deren vorzugsweise psychische Momente wir hier wiedergeben wollen.

„Wie hilflos wird das Kind geboren! Und doch wimmert es nicht, wie der Hund, sondern schreit ungeberdig, als fühlte es seine Berechtigung dazu, daß ihm dargebracht werde, was ihm nöthig ist. Was ein Kindermagen an Nah-

Digitized by Google

ung, ein Kindergehirn an Empfindungen vertragen und verarbeiten kann, ist unglaublich. Und zwar wird alles Dies verarbeitet nur zum Besten des Individuums, damit es wachse, nicht — wie das im spätern Alter geschieht, — sich mehre, d. h. sein Blut und seine Kenntnisse im Dienst des Geschlechts fortpflanze. Daß es in der Regel bei drei Jahren die Hälfte seiner Länge erreicht hat, daß, wenn wir noch einmal so lang würden, als wir bei fünf Jahren waren, daß da ein Riesengeschlecht die Erde bewohnte, ist längst bemerkt. Weniger, daß es auch von dem gilt, was wir uns geistig assimiliren, d. h. kennen lernen. Würde man nach dem fünften Jahre noch so viel Neues zulernen, als bis zum fünften, so würden wir zu gescheidt sein für diese Welt, wahre Goliathe an Kenntnissen.

Wenn beim Kinde Alles auf passiven Gehorsam hinwies, so bei dem **Jüngling** (adolescens) auf Selbstthätigkeit; der feige Müssiggang ist darum hier das einzige Laster, oder, was dasselbe heißt, der Anfang aller. Schon das Empfinden der Jugend zeigt diesen Gegensatz gegen die Kindheit; der Jüngling verändert und verschönert, was er wahrnimmt, und sieht darum Alles im poetischen (wörtlich: schöpferischen) Lichte. Diese Stimmung, die charakteristisch genug, der „Nüchternheit" entgegengesetzt zu werden pflegt, ist ganz gleich weit entfernt von dem unbefangenen Wahrnehmen des neugierigen Knaben und dem gewissenhaften und kritisch vergleichenden Beobachten des Mannes, bringt Reize zu dem gesehenen Gegenstande hinzu, die jener (noch nüchtern) nicht ahnt, dieser oft (ernüchtert und traurig) vermißt. — Die Stimme hat sich decidirt, an die Stelle der glockenreinen Knabenstimmen, die einander so gleich, eben darum die schönsten Chorstimmen sind, ist jetzt das eigenthümliche Timbre getreten, und kündigt an, daß Jeder sein eigenes Lied anzustimmen im Stande sei. In der That hat die Zeit aufgehört, in welcher das Individuum nur hören mußte; der junge Mann soll sich nichts mehr sagen lassen, was jede Entgegnung abschnitte. Wenn darum der Knabe lernen mußte, so sehen wir den Jüngling seinem Begriffe gemäß zweifeln und disputiren. Und nun endlich, wie anders als beim Knaben gestaltet sich das Verhältniß des Jünglings zu dem Allgemeinen, zur Gattung und Sitte. Der Jüngling liebt, der Jüngling will wirken in der sittlichen Welt, im Staat. Er liebt **das** Weib, er sehnt sich nach **der** Wirksamkeit im Staat. Je nach verschiedener Individualität wird dem Einen seine schöpferische Phantasie das Objekt seiner Liebe zu **individueller** Bestimmtheit formen, zu dem Ideal, das er deutlich und unverrückt vor sich sieht, während bei einem Andern das Ideal als unbestimmte **Ahnung** lebt, die er bald hier, bald dort verwirklicht glaubt, bis er sich enttäuscht sieht. — Genug, Beide suchen und streben. Den Schluß des Jünglingsalters bildet, daß das Weib der Weiber (d. h. **das** Weib in **einem** unter den Weibern), der Beruf der Berufe (d. h. **der** Beruf in **einem** der verschiedenen Berufe) gefunden ist, die Liebe zum Geschlechte der Liebe zum Individuum gewichen ist.

Als mezzo di cammino bezeichnet der Dichter den Zeitpunkt, wo der Mensch in das dritte Lebensalter tritt, in das des **Mannes**. Die Schwelle, welche dieses Alter vom vorigen scheidet, ist hoch und Mancher fällt, indem er sie überschreiten will. Bedeutenden Genien, Alexander, Armin, Raphael, Mozart, Byron, Felix Mendelssohn, den geistreichen Naturforschern Bichat, J. W. Ritter, ist sie die Grenze des Lebens geworden. Das dreißigste Jahr des Weibes correspondirt dem sechsunddreißigsten des Mannes. Während das Empfinden des Kindes dem weißen Papier verglichen werden kann, auf welches geschrieben wird, wovon früher keine Spur da war, während dessen sind die Eindrücke, die der Mann empfängt, ihm nicht neu, sie erwecken nur oder bestätigen, was er schon empfunden **hat**, d. h. als ein bereits Empfundenes schon besitzt, so daß es nur tiefer eingeprägt wird. Es geht wie mit den Lineamenten des Gesichts: das jugendliche Gesicht, das gleich sehr im Stande ist, jede Gemüthsstimmung auszudrücken, ist glatt und ohne feste Züge; der Mann, der hundert und tausend Mal im Zorn oder im ernsten Nachdenken die Stirn runzelte, trägt die Spur davon in der stetig gewordenen Runzel, diesem Entsetzen Aller, die jung aussehen wollen. — Wenn den Jüngling Alles leicht hinreißt und für den Moment fesselt, so ist dies anders beim Manne. Eine Gleichförmigkeit und Stetigkeit charakterisirt seine Haltung und seine Bewegungen; man könnte sagen, dies Alter verhalte sich zum vorhergehenden, wie der Choleriker zum Sanguiniker. Mit dieser Stetigkeit hängt zusammen, daß die Fähigkeit, schädlichen Einflüssen zu trotzen, in keinem Alter größer ist, als in diesem; ich möchte das Mannesalter als das Alter des „passiven Widerstandes" nennen.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Dinstag, 3. Februar. „Lucia von Lammermoor" Oper von Donizetti. — Nicht unbedingt die beste von Donizetti's Opern, aber diejenige, in welcher sich sein Talent von der liebenswürdigsten Seite zeigt. Es fehlt ihr, wie allen Werken dieses Komponisten, der musikalische Ernst und die Tiefe der Gedanken, dagegen ist sie voll ansprechender Melodien und für die Sänger äußerst dankbar. — Signor **Carrion**, der heute sein Gastspiel als „Edgard" fortsetzte, zeigte wieder den Meister des Gesanges in der Behandlung der Stimme, welche mitunter wahrhaft Liebe flüsterte, theilweise aber auch sehr umflort war. Die Nummer des 1. Aktes war weniger glücklich; das Auftreten im Finale des 2. Aktes glänzend, Erscheinung und Ausdruck in Gesang und Spiel gleich mächtig und voll südlichen Feuers; im 3. Akt gab das große Recitativ und die Sterbescene Gelegenheit, sein Genie von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen und hier war es auch, wo er seine Stimmmittel zur zweckmäßigsten Geltung brachte. Der Schmerz und die Verzweiflung waren musikalisch so künstlerisch verwerthet und von einer so korrekten Spielweise begleitet, daß man seiner Kunst das Gekünstelte gerne zu gute hielt. Im Uebrigen litt die Harmonie des Spiels unter dem pêle-mêle der Sprachen, und der Eindruck der Wahrheit unter der an und für sich nicht gewinnenden, am wenigsten einen „Edgard" repräsentirenden Persönlichkeit des geehrten Gastes. — Der Erfolg war wieder höchst glänzend, wäre aber wohl nicht so bedeutend geworden, wenn das Publikum noch große Erwartungen mitgebracht hätte. Uns däucht, gewisse Vorgänge hätten dem künstlerischen Succeß dieses Gastes nur genützt. Besonders die übergroße Thätigkeit im Orchester bringen wir mit anderen Einflüssen, als denen bloßer Bewunderung zusammen; haben übrigens nichts dagegen einzuwenden. — Hr. Ueber-

Digitized by Google

horst (Asthon) schien uns heute nicht recht disponirt. Es war weder die rechte Wärme in seinem Gesange, noch die nöthige Bestimmtheit in seinem Spiele. Seine Leistung ließ ganz kalt. — Frln. Anstensen (Lucia) gab sich alle erdenkliche Mühe, was auch vom Publikum mit ebenso großer Freundlichkeit anerkannt wurde. Sie sang, von einigen wenigen Verstößen abgesehen, ganz rein und schulgerecht; die Arien waren gut; die Passagen, Nebenfiguren, das staccato ꝛc. waren sogar sehr künstlich und ihr Spiel von gutem Geschmacke. Wir können jedoch nicht verhehlen, daß der Totaleindruck ihrer Leistungen nicht der einer rechten „Lucia" war. Zu einer solchen gehört vor Allem mehr Kraft der Stimme, dann mehr Seele des Gesanges und endlich dramatisches Feuer, welches letztere Frln. Anstensen ganz abgeht. Sie sang sehr hübsch piano und an Stelle des forte ein liebliches mezza voce, welches jedoch für eine solche Partie nicht ausreicht. Die schwierigen Ornamente ihres Gesanges waren alle gelungen, aber so subtil angebracht, daß man nur mit Beklemmung diesen Kunststücken folgen konnte. Bezüglich der Aktion war die Partie weitaus das Schwächste, was wir bis jetzt von Frln. Anstensen gesehen haben. Im 1. Akte, wo es mit der Sehnsucht gethan ist, war die Darstellung gut; im 2. Akte aber vermißten wir den Kampf zwischen Liebe und Opferbereitwilligkeit, im 3. Akte die motivirte Erscheinung und Einkleidung des Wahnsinns. — Ihre „Lucia" war in Gesang und Darstellung sehr lieblich und künstlich — Lucia von Lammermoor muß aber ergreifend und künstlerisch sein, wenn die Aufgabe vollkommen gelöst werden will. Mit diesem anscheinend strengen Urtheile wollen wir nicht im Mindesten der sonstigen Begabung dieser noch so jugendlichen Dame zu nahe treten — wir fanden nur, daß ihr Talent in einer andern Richtung zu suchen ist — und wollen von gewissen nahe liegenden Fragen für diesmal Umgang nehmen. — Hr. Levinsky (Bucklaw) konnte genügen. — Hr. Schiffbenker (Bidebend) sang, namentlich die italienische Nummer gut, und hatte dafür lebhaften Beifall. Die beste Nummer der Oper war das Quintett und Ensemble im Finale des 2. Aktes, welches vorzüglich gelungen ist und wirklich ergreifen konnte. Ebenda machte sich auch Frln. Anstensen auf die vortheilhafteste Weise bemerklich. — Die Chöre, namentlich der Männer, waren sehr schläfrig, das Orchester schien uns matt, nur Cello muß mit Ruhm genannt werden. Der Besuch des Hauses war anständig.

Mittwoch, 4. Febr. „Orpheus in der Unterwelt." — Zur Eröffnung des 8. Abonnements von sämmtlichen Abonnenten stürmisch verlangt. „O, daß er ewig grünen bliebe!"

Donnerstag, 5. Febr. „Die Maschinenbauer," Posse von Weihrauch. — Damit ein gutes Bühnenmitglied ein schlechtes Benefize habe! Daß eine Posse, welche am Sonntag gelindes Mißfallen erregte, am darauffolgenden Donnerstag, vor einem nicht sonntäglichen Publikum Fiasko machen würde, läßt sich denken.

Freitag, 6. Febr. Zum ersten Male: „Der Doge von Venedig," historische Tragödie von Oscar v. Redwitz. — Diese neue Arbeit des bekannten Dichters wurde zuerst in München versucht und fiel total durch. Der Autor arbeitete sein Stück um und brachte es in Stuttgart zur Darstellung, wo es, wesentlich gehoben durch die ausgezeichnete Befähigung der dortigen Hofbühne, einen succès d'éstime hatte. Bei der zweiten Aufführung ebenda ging es wieder spurlos vorüber. Die öffentliche Meinung und die Kritik sprach sich sehr getheilt aus. — Wir nahmen uns mithin doppelt zusammen, um ein eigenes Urtheil bilden und begründen zu können. — Wir wollen nun gleich das Gute melden, was sich von dem neuen Werke sagen läßt. Es bekundet ein achtungswerthes Streben, verarbeitet einen würdigen Stoff und zeigt eine schöne Sprache. Aber das ist das Holz nicht, aus welchem man große Tragödien zimmert. Das Streben allein reicht für den Erfolg nicht aus; der gediegene mächtige Stoff bedarf eines genialen Meisters, ihn zu bewältigen und eine schöne Sprache allein entschädigt nicht für den mangelnden Geist. — Bei Schiller treffen wir allerdings auch der Worte viel, aber welcher Gehalt ist hinter diesen Worten, welche Poesie! Bei Redwitz aber ist dieser schöne Schwall doch meist nur Phrase und der dramatische Anlauf fast kläglich zu nennen. Im ganzen Stücke ist nicht ein Charakter, für den man sich erwärmen könnte und nur eine einzige wirklich gute Scene, die letzte des vierten Aktes. Der erste und zweite Akt sind völlig schaal, der dritte wird nur am Schluß etwas intreressanter, der fünfte ist völlig läppisch. Der Stoff ist über Gebühr breit ausgesponnen und widerstrebt an und für sich dem menschlichen Gemüthe; es ist eine Tragödie von Hinterlist und Mord, ein Bild, das nur Schatten, kein Licht hat. — Wie das Stück an und für sich, so war auch die Aufführung verfehlt. — Hr. Simon (Doge) war für einen 80jährigen Greis fast immer viel zu heftig und zu sehr dem gewöhnlichen Kothurn ergeben. Wir geben zwar zu, daß dieser Foscari ein Phänomen gewesen sein kann — aber ein Mensch war er doch jedenfalls, und 80jährige Menschen deklamiren auch nicht so viel, als es Hr. Simon that. Gut war er nur in der oben erwähnten Scene, als er seinem Sohne wider Willen das Urtheil sprechen muß. — Frau Ernst (Marina) schien uns allzu hübsch und selbst in den traurigsten Lagen nicht angegriffen. — Hr. Puley (Loredano) war zu laut und deklamirte zu schulmäßig, um dem Charakter die nöthige Feile geben zu können; Hr. Ueberhorst (Saffi) brachte nicht viel mehr als die Worte zum Vorscheine, Hr. Denzin war zu gedehnt. Frln. Götze (Laura) sprach gut, war aber nicht sicher genug und wurde von ihrem Organ sehr beeinträchtigt. Durch und durch verfehlt war der „Beviiacqua" des Hrn. Schulze. Wir verkennen zwar nicht, daß diese Rolle an und für sich höchst erbärmlich und eine von den unglücklichen Zwittern ist, mit welchen Hr. Redwitz seine Tragödien auszustatten pflegt. Hier ist es aber um so mehr geboten, jede Ueberschreitung ängstlich zu vermeiden, damit nicht aus einem Schuft ein Spaßvogel werde, — wie ihn Hr. Schulze geliefert hat, zum Ergötzen des eigentlich betrübt sein sollenden Publikums. — Fassen wir Alles zusammen, so ergibt sich, daß dem Werke nicht gut gerecht zu werden ist, weil das, was keinen Charakter hat, jede Deutung zuläßt — gewiß jedoch ist so viel, daß dieser Tragödie der warme Pulsschlag dramatischen Lebens und damit die Hauptsache fehlt und daß auch eine bessere Aufführung als die hiesige, dem Stücke im glücklichsten Falle nur über den ersten Abend hinweghelfen kann!

—t—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 12. Mittwoch den 11. Februar 1863.

Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Der Vicomte ward bald ein oft und gern gesehener Gast im Hause Hradek und die Abende, welche er bei ihnen zubrachte, gehörten für beide Gatten zu den genußvollsten. Ein ungestörtes Beisammensein war ihnen leider nicht mehr immer das liebste, denn die kleinen Leiden und Sorgen des Haushaltes brachten nur zu oft eine Mißstimmung zwischen ihnen hervor.

Anders war es, wenn Besuch da war, da mußte man trachten, diese so gut als möglich zu verbergen und darüber vergaß man oft selbst darauf; Lucie war dann heiter und glücklich, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe, und Oskar selbst erschien sie wieder in all dem lieblichen Reize, der ihn zuerst an sie gefesselt hatte. Oskar hatte in dem Vicomte den ersten Freund gefunden, an den er sich mit der ganzen Innigkeit seines Herzens schloß, und der Umgang mit ihm war ihm bald unentbehrlich geworden. Obwohl Lucie es ungern sah, wenn ihr Gatte viele Stunden außer dem Hause bei Villemont zubrachte, so mußte sie doch selbst zugeben, daß des Vicomte Gesellschaft zu verlockend war, um seinen dringenden Einladungen lange widerstehen zu können. Oskar war heiterer geworden, seit er in Villemont einen Freund gefunden hatte, welcher ihn für manche Enttäuschung, die ihm in seinem häuslichen Leben vorkam, Ersatz bot. Je unbehaglicher und unruhiger es in seinem Hause zuging, wo Kind und Amme abwechselnd jedes Zimmer für sich in Anspruch nahmen, umsomehr sehnte er sich im traulichen Gespräche mit dem neugewonnenen Freunde einige Stunden zu verbringen. Villemont aber versorgte auch Lucien mit unterhaltender Lektüre aus seiner Bibliothek, mit welcher sie manchen Abend, den sie allein zubringen mußte, sich verkürzte.

Im Herbste war Oskar oft zu Jagden auf das Schloß geladen und da er von jeher ein leidenschaftlicher Jäger war, widmete er viele Tage diesem Vergnügen. Wenn Lucie dann die Tage einsam verbrachte nur in Gesellschaft ihres Kindes, das für sie eine liebe, kleine Puppe war, die sie wohl eine Weile herzen und küssen konnte, mit der sie aber nichts anzufangen wußte, dachte sie oft mit Gefühlen der Bitterkeit an Oskar. Er ließ sie allein zurück, um sich in Gesellschaft Anderer zu zerstreuen und war bei allen Opfern, die sie ihm brachte, doch nicht immer zufrieden mit ihr. Er erschien ihr in einer solchen Stimmung hart und lieblos gegen sie und sie, die von Kindheit an gewöhnt war, von ihrer Umgebung verzärtelt zu werden, begriff nicht, daß er ein Recht habe, von seiner Frau zu verlangen, daß sie ihre Pflichten gewissenhaft erfülle.

Und doch liebte Oskar sie noch ebenso innig, als am Hochzeitstage, aber in seinem Benehmen verrieth sich dies Gefühl nicht durch die vielen kleinen Zärtlichkeiten und Schmeichelworte, an die Lucie ebenso gewöhnt war, als wie an Luxus und Eleganz in der äußern Umgebung. Oskar dachte ihr schon so viele Beweise seiner tiefen, innigen Neigung gegeben zu haben, daß es dieser steten Aeußerungen derselben nicht mehr bedürfe, um sie zu überzeugen wie sehr er sie liebe. Er überlegte nicht, daß es für die junge an Zerstreuungen gewöhnte Frau ein nicht unbedeutendes Opfer war ein so ganz zurückgezogenes Leben zu führen, sondern meinte, eine Mutter dürfe nichts sehnlicher wünschen, als die Entwicklung ihres Kindes zu beobachten und seine Pflege zu überwachen. Lucie sollte aber jetzt nur zu bald Gelegenheit bekommen, zu erkennen, wie zärtlich sie Oskar liebe.

Eines Morgens erhielt sie einen Brief von ihrer Mutter, der ihr die Trauerpost vom Tode des Vaters brachte; dieses unglückliche Ereigniß war plötzlich eingetreten, aber leider nicht allein, denn die bedauernswerthe Wittwe erfuhr damit zugleich, wie schlecht es mit ihrem Vermögen stehe; eine unglückliche Spekulation ihres Mannes hatte den größten Theil des Kapitals verschlungen und die reiche, angesehene Frau fand sich plötzlich in die traurige Lage einer Wittwe versetzt, die wohl noch genug besaß, um anständig zu leben, aber zu bedeutenden Einschränkungen sich gezwungen sah, — und was der armen Mutter am Schwersten fiel, nicht länger ihrer Tochter die Summe schicken konnte, die sie ihr als Jahresgehalt ausgeworfen hatte.

Lucie stürzte weinend in das Zimmer ihres Gatten, Oskar war aber so sehr an Ausbrüche von Thränen bei ihr gewöhnt, daß er Anfangs dadurch nicht aus seinem Gleichmuthe kam, sondern lächelnd zu ihr aufsehend, sagte:

„Welch' entsetzliches Unglück ist geschehen — hat vielleicht mein Bursche einen Streit mit der Köchin gehabt, oder —

„Mein Vater ist gestorben!" rief Lucie schluchzend aus.

„Was sagst du?" fragte Oskar bestürzt, während er die zitternde Gattin in seine Arme schloß.

„Lies selbst", erwiderte sie und schob ihm das unglückselige Schreiben hin.

Digitized by Google

„Meine arme, gute Lucie!" waren Oskar's einzige Worte nach Durchlesung des Briefes, aber der schmerzlich bewegte Ton, mit dem er sie aussprach, die Zärtlichkeit, mit der er die Weinende an seine Brust schloß, bewiesen, wie sehr er ihren Schmerz theilte.

Er drückte einen Kuß auf ihre Lippen und bat sie, in seiner Liebe Trost zu finden; nun war er wieder weich und zärtlich und erschloß ihr die ganze Gefühlstiefe seines liebenden Herzens.

Sie fühlte es auch in diesem Augenblick und erkannte, wie Unrecht sie gehabt hatte, an seiner Liebe zu zweifeln.

„Oskar, du bist zu gut für mich!" sagte sie vernichtet von dem Bewußtsein, wie oft sie ihm in Gedanken Unrecht gethan hatte. „Und welche Last ich nun erst für dich sein werde", setzte sie seufzend hinzu, „ich, die ich so wenig vom Hauswesen verstehe und ...."

„Sprich nicht davon", sagte Oskar, der Gattin mit einem Kusse die Lippen schließend, „mein Einkommen ist groß genug, um uns anständig zu erhalten und du hast schon so Vieles zu entbehren gelernt, daß du dich auch in die Einschränkungen, welche nun nöthig sein werden, zu fügen wissen wirst. Aber sag' nicht mehr, du seiest eine Last für mich", setzte er im weichen Tone hinzu, „denn du weißt, wie du mein ganzes Glück bist und wie ich Niemand, ja selbst nicht unser Kind, so liebe, als dich, meine Einzige."

Lucie erkannte dankbar die zartfühlende Liebe, mit der Oskar jetzt bemüht war, sie zu trösten, und es folgte diesem Unglücksfalle eine Zeit, in der die Gatten sich inniger an einander schlossen und verstanden. Lucie ward zum zweiten Male Mutter und die Freude über das liebe kleine Mädchen schien noch ihr Glück erhöhen zu wollen.

Zwei Jahre sind seit den letzten Ereignissen vergangen; der kleine Max, den wir noch in den Armen seiner Amme verließen, ist ein muthwilliger Bursche geworden, der zum Entsetzen seiner Mutter über Tische und Stühle klettert, und schonungslos für die zarten Nerven derselben das Zimmer von seinem lauten Singen und Schreien erschallen läßt, während seine jüngere Schwester, Bertha, mit unsicheren Tritten die Bewegungen des kühnen Bruders nachahmen will und bei diesen Versuchen häufig Schaden leidet.

Und wie finden wir Lucie wieder, ist sie jetzt eine praktischere Hausfrau geworden und hat das Vertrauen zu ihres Mannes Liebe sie vor neuen Zweifeln an seinem Herzen bewahrt? Leider ist dem nicht so und untergegangen ist ihr Vertrauen, ihr Eifer für ihre Pflichten in einem Gefühle der Zaghaftigkeit und der tiefsten Verstimmung. Einen Tag will sie alle Mühen des Haushaltes auf ihre schwachen Schultern laden, ihre Kinder nicht von ihrer Seite lassen, und am zweiten Tage finden wir sie nicht nur körperlich ermattet von dieser Anstrengung, sondern was noch ärger, voll Widerwillen gegen ihre häuslichen Pflichten. Sie zieht sich dann auf ihr Zimmer zurück, um mit einem Buche aus Villemont's Bibliothek sich zu zerstreuen; die Kinder haben dann keinen Zutritt zu ihr, denn ihre Nerven sind zu sehr aufgeregt, um den Lärm, welchen sie verursachen, zu ertragen. Der Arzt selbst hat eine Schonung nöthig gefunden, und gewiß ist es, daß Luzien's Nerven in einem ungewöhnlich reizbaren Zustande sind, denn nur zu oft findet sie Oskar bei seiner Rückkehr in Thränen, ohne daß sie auf seine besorgten Fragen, warum sie weine, eine Antwort geben kann. Oskar's Zeit ist, seit er Rittmeister geworden, mehr in Anspruch genommen und Lucie daher viel allein mit den Kindern. Seit ihre Gesundheit angegriffen und ihre Stimmung so wechselnd geworden ist, macht Oskar keine so strengen Anforderungen mehr an sie und ist selbst oft darauf bedacht, sie zu erheitern.

Der Vicomte ist fast der einzige Besucher ihres Hauses geblieben, aber er ist nun oft dort zu sehen und seine Freundschaft mit dem Baron Hradek scheint sich immer mehr befestigt zu haben. Villemont's eleganter Wagen hält an einem schönen Sommertage oft vor Hradek's Hause, um Lucie mit ihren Kindern auf das Schloß zu führen, wo sie im schönen Parke stundenlang verweilen. Die arme Lucie athmet auf, sobald sie sich in dieser reizenden Umgebung sieht, wo Kunst und Natur sich zu einem harmonischen Ganzen verbinden, und wo sie an ihre Jugend, an ihr Leben im Elternhause gemahnt wird.

In träumerisches Sinnen versunken, ruht sie in einem eleganten Pavillon auf einer Causeuse, während die von den üppigsten Blumen gewürzte Luft sie umspielt; der feine Luxus, der in diesem Gartenhause herrscht, der im schönsten Styl angelegte Park, die kostbaren Blumen, die in zierlichen Beeten blühen, Alles dies mahnt sie an das weichliche, sorgenlose Leben, dessen sie sich bis zu ihrer Vermählung erfreute. Die Kinder spielen einstweilen in einiger Entfernung von ihr oder ergehen sich im Parke, der sehr groß und dessen vorderer Theil nur zu einem Blumengarten bestimmt ist, während der bei Weitem größere Theil derselben weite Wiesenpläne mit schönen Baumgruppen aufzuweisen hat.

Nachlässig ruht Lucie eines Tages wieder in den weichen Kissen, während sie gedankenvoll hinausblickt in den tiefblauen Aether, als der Vicomte auf sie zugeschritten kömmt. Mit feinem Takte ist er stets bedacht, der Gattin seines Freundes die Zeit durch seine Gesellschaft zu verkürzen und mit unverkennbarer Freude begrüßt sie ihn heute wie jedes Mal. Sie hat ihn zum Vertrauten ihrer kleinen Leiden gemacht und bei ihm stets die freundlichste Theilnahme dafür gefunden; ihm schien nichts zu unbedeutend, nichts seiner Beachtung unwerth und er hörte nie ihre Klagen mit jenem Lächeln an, das oft Oskar's Lippen umspielte, wenn er im gutmütig scherzenden Tone zu ihr sagte: „Du bist wirklich beklagenswerth!" Hätte Oskar geahnt, wie tief sie sein harmloser Scherz kränkte, wie sehr sie ihn der Kälte und Gefühllosigkeit in einem solchen Moment beschuldigte und wie wenig ihr empfindliches Gemüth den leisesten Spott zu ertragen vermochte, so würde er gewiß nie in dieser Weise gescherzt haben.

Des Vicomte Benehmen war von jener feinen Galanterie, die wir an Franzosen ehemals so sehr bewunderten und die ihren Umgang bei Frauen so beliebt machte. Auch heute verstand er es wieder, Lucie zu erheitern und an seinen Arm gelehnt sehen wir sie wenig Minuten später durch die schattigen Gänge des Parkes gehen. Bald hört er ihr theilnehmend zu, tröstet und beruhigt sie, bald schildert er ihr in beredten Worten, was er in seiner Heimath und auf Reisen gesehen und erlebt hat. Während sie im eifrigen Gespräche vertieft auf und niedergehen, vermeiden sie es, die Plätze aufzusuchen, wo die Kinder spielen, obwohl der Vicomte für einen Kinderfreund gelten will.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Erdmann's „Psychologische Briefe."

(Schluß.)

Den alten Mann affizirt nur wenig mehr, was er von der Welt erfährt, sein langes Leben hat ihm bereits sehr Aehnliches gezeigt und ihn überrascht Nichts. Er theilt nicht die Befürchtungen und nicht die Hoffnungen der jüngeren Generation, denn er hat es erfahren, daß jene zu schwarz malen und diese betrügen. Er, der ein strenger Vater war, nimmt den Enkel in Schutz gegen den eigenen Sohn, weil er es erfahren hat, daß Unarten noch nicht den künftigen Verbrecher ankündigen; er schüttelt schlau den Kopf, wenn von irgend einer politischen Begebenheit seine Umgebung eine Umgestaltung der ganzen Welt hofft, er hat es gesehen, daß die Menschen zu allen Zeiten dieselben bleiben. Dies pflegen nun auch die Andern Stumpfheit des Geistes zu nennen. Das ist sie gar nicht; das eigentliche Resultat des Erlebten, das, wozu jede Empfindung und jedes Erlebniß dienen sollte, die allgemeinen Gesetze, die hält er fest und spricht sie, moralisirend und in goldenen Sprüchen redend, gern aus. Die Leidenschaften schweigen, und darum ruht die nach Außen gerichtete Thatkraft, aber die Weisheit ist nicht minder ein Beweis von Leben als jene, und sie ist es, die dem Greise ziemt, dem nichts schlechter steht, als Mangel an Würde. Senile Geckenhaftigkeit ist der entsetzlichste Anblick, den es gibt.

In sehr seltenen Fällen erreicht ein Mensch das fünfte Lebensalter, das in diesem Sinne eine zweite Kindheit genannt werden kann, wie in der heiligen Schrift davon gesprochen wird, daß wir wieder werden sollen wie die Kinder; ich möchte dieses Alter das des Jubelgreises nennen; in der That jubelt über ihn die Natur, wie bei seinem Anblick unser Herz. Es wiederholt sich, wo ein Mensch dies Ziel erreicht, jene heitere Freude an allem Dasein, die das Kindesalter charakterisirte, diese Lust an Allem, diese unerschütterliche Zufriedenheit, die für Alles sich interessirt, weil Alles, was erfahren wird, Genuß gibt, dieser Hunger nach Wissen, der nie gesättigt wird und doch nie quält, weil die wieder erworbenen Kinderaugen stets Neues und Schönes sehen und freudig harrend, den kommenden Dingen ins Antlitz schauen. In diesem Alter schreibt ein Humboldt seinen Kosmos, dichtet ein Göthe seinen Divan, ergeht er sich nachher wie ein Kind in der Welt der Kinder, in der Welt phantastischer Märchen und schließt seinen Faust, indem er den Chor erlösender Geister singt. Schon im Alterthum gab es Einen, der auch in dieser Beziehung der Göthe desselben genannt werden kann. Fast neunzigjährig verfaßte Sophokles das Stück, in welchem wie uns wundern könnten, so christlich klingende Töne der Versöhnung zu vernehmen, wenn wir ihren Sänger nicht eingegangen wüßten in das Alter des seligen Jubelgreises. An dieses Alter streifte Haydn heran, als er seine Jahreszeiten komponirte, und er war im schönsten Sinne Kind geworden, als er, getödtet von der reinsten Lust, Gottes Stimme in seinem eigenen Werke zu hören, starb. Dies Alter erreichte und durchlebte vollständig der, dessen Pinsel an unbefangener heiterer Darstellung Keiner übertraf, Tizian. Wie die Pflanze erst dann ihre Evolution vollendet hat, so soll der Mensch normaler Weise zur zweiten Kindheit gelangen, zu welcher das Greisenalter der Weg ist, soll nicht, wie die Orangen, die für unsern Norden, dessen Sommer nach Heine ein grün angestrichener Winter, bestimmt sind, halbreif vom Baum geschüttelt werden, sondern denen gleichen, die in dem Lande, das sie erzeugt, am Baume bleiben, den Saft des neuen Jahreslebens in sich aufnehmen und dann röther prangen, aromatischer duften, mit süßerem Stoffe erquicken. So soll es sein, aber auch hier heißt es: „Viele sind berufen, nur Wenige sind auserwählt."

Höchst interessant ist, was E. über die Stellung beider Geschlechter in der Liebe, der Ehe, der Familie, über die Emanzipation der Frauen, ihren Einfluß und ihre Macht sagt; — das Traumleben, Ahnung und Instinkt, die Sinne, der Tod als Ziel des Lebens, bilden insgesammt Themata, die der Verfasser in geistreicher Weise bespricht. Wir wollen aus dem eigentlichen psychologischen Theile des Buches nur noch Einiges über die Anschauung hier zitiren, als Muster, wie Erdmann die Ergebnisse strenger Wissenschaft zu populärisiren versteht.

„Bei der Anschauung, sagt E., geht der Geist über das Gefühl hinaus, indem er, sich von seinen Gefühlen unterscheidend, dieselben zu seinem Objekt macht; es geschieht dabei ein Aeußerlich-werden des Gefühles, d. h. Entäußerung des Gefühles. Darum hört auch in diesem Aeußerlich-machen oder Zur-Anschauung-bringen das Gefühl als solches auf, und eine Menge uns bekannter Erscheinungen finden hier ihre Erklärung. Nichts mildert bekanntlich den Schmerz so, als wenn man ihn aussprechen oder ausweinen kann. Im ersten Falle wird der Schmerz zu Worten, im zweiten zu Wasser, in beiden wird der Geist den Schmerz los, während das stumme Gefühl am mächtigsten ist. Die alten Kondolenzvisiten waren darum eine den Schmerz lindernde Einrichtung, da ward der Verlust immer wieder besprochen und eben in diesem Objektiviren aus dem Innern entfernt. Jedes solches Entäußern ist ein schmerzstillendes Mittel, und die kleinlichen Beschäftigungen, welche bei einem Todesfalle die Hinterbliebenen, namentlich die Frauen haben, das Anschaffen von Trauerzeug u. dgl., dies nimmt dem Schmerz Etwas von seiner Intensität, es macht kälter, weil das Gefühl von uns abgetrennt, verkörpert wird, der Verlust als schwarzes Tuch vor Augen steht, und nicht mehr nur im Innern wühlet. Würde der Schmerz gar nicht anschaulich, weder vor sich selbst, noch vor Anderen, nicht in Worte gefaßt, d. h. Objekt für den Hörer, noch in Geberden und Thränen sichtbares Objekt, so wäre er vielleicht unerträglich. Darum erleichtern Klagen, Seufzer, Geschrei, und es ist eine alberne Rederei, wenn man den Klagenden zuruft: das helfe nichts; es hilft allerdings, man fühlt weniger, wenn man es so verleiblicht. Der gesunde Menschenverstand weiß dies sehr gut; daher traut er in der Regel dem sehr wortreichen Schmerze nicht, traut ihm um so weniger, je mehr die Worte hübsch gesetzt sind, weil dies beweist, daß man sich sehr mit dem Ausgesprochenen beschäftigt. Der Schmerz ist als Gefühl das Unausgesprochene, ja das Unaussprechliche, und insofern haben gefühlvolle Gemüther ganz Recht, wenn sie von Profanation der Gefühle durch das Besprechen klagen. In der That, aus dem Heiligthum des Herzens sind wir sogleich heraus, sobald wir die Gefühle zum Objekt machen, die Mysterien sind entweiht, sobald sie veröffentlicht werden, und Geheimniß ist nur das Unausgesprochene. Darum theilen sich auch die süßesten Gefühle viel weniger durch das allgemein (objektiv) verständliche Wort mit, als durch Blicke und Zeichen, welche, indem sie, was man fühlt, errathen lassen,

Digitized by Google

auf der Grenze zwischen Verschweigen und Aussprechen, in der Vorhalle des Heiligthumes stehen, und jenes süße Verständniß ohne Verständigungsmittel geben." Was unser Herz verschließt, ist unser, was davon laut wurde, das theilen wir mit Anderen, und haben es daher mehr oder minder verloren."

Lalla = Roukh.

Romantische Oper in 2 Aufzügen von Felicien David.

Es war ungefähr um die Mitte der vierziger Jahre, da wurde in Deutschland das große symphonische Werk „die Wüste" von Felicien David zur Aufführung gebracht. Damals nahm Alles, was mit dem Orient, besonders aber mit jenen Theilen Afrika's, welche die Heimath der Beduinen genannt werden konnten, zusammenhing, die besondere Aufmerksamkeit der Welt in Anspruch. Abd-el-Kader und sein Ruhm lebte in allen französischen Gedichten und auch die Malerei beschäftigte sich wesentlich mit diesen Stoffen. Dem Talente David's blieb es vorbehalten, in musikalischer Form der Eigenliebe der Franzosen zu schmeicheln. „Die Wüste" ist im Grunde nichts gewesen, als ein Epos zur Verherrlichung der Siege der französischen Waffen. Sowie Horace Vernet sich auf dem afrikanischen Boden den Stoff für eine Menge seiner gelungensten Schöpfungen holte, ebenso fand David im Sande der Wüste die Quelle seines Ruhmes; Größeres, Bedeutenderes wie seine „Wüste" hat er nie geschaffen und wenn wir auf seine Oper „Lalla-Roukh" blicken, so will es uns bedünken, daß er auch wohl kaum musikalisch Bedeutenderes wie „die Wüste" schaffen dürfte.

Als im vergangenen Jahre diese Oper in Paris in die Scene ging, waren alle kompetenten Stimmen des Lobes dieser herrlichen Schöpfung voll; man wußte die Schönheiten dieses musikalischen Märchens nicht genug zu preisen und eine besuchte Vorstellung folgte der andern.

Wer den Apparat kennt, welcher in Paris bei solchen Opern in Bewegung gesetzt wird; wer die Künstler je hörte, die dort in Verwendung kommen, und wer endlich den Geschmack des Pariser Publikums zu würdigen weiß, dem konnten solche Erfolge der „Lalla-Roukh" durchaus nicht überraschend vorkommen. Das Talent David's für die musikalische Wiedergabe orientalischer Bilder war ein über jeden Zweifel erhabenes; einen reizenderen Stoff aber, wie das wundervolle Märchen Thomas Moore's hätte man wohl einem solchen Talente kaum finden können, wenn man nicht die Gedanken Mirza Schaffy's etwa in ein musikalisch-dramatisches Gewand kleiden wollte. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist es nur zu loben, daß die Theaterdirektion es unternimmt, das hiesige Publikum auch mit diesem herrlichen Werke bekannt zu machen.

Es muß sich zeigen, ob die Kräfte des hiesigen Theaters eine so zart gehaltene, mit den feinsten Nuancen überfüllte Oper aufzuführen im Stande sind.

Man begegnet im Laufe der Oper wohl einer Menge bekannt klingender Momente, aber es ist Alles so geschickt behandelt, so reizend instrumentirt, so duftig ein Gedanke in den anderen verwoben, daß in musikalischer Beziehung Niemand etwas gegen die Oper einzuwenden haben dürfte.

Sie verlangt aber Künstler, die im Stande sind, den Intentionen des Componisten zu folgen; welche neben dem nothwendigen Stimm-Material auch poetische Gestaltungsgabe besitzen. Inneres Leben, warme Empfindung, poetischer Schwung sind die Hauptattribute, mit welchen die beiden Hauptträger der Oper ausgestattet sind, während liebenswürdige Schalkhaftigkeit in der „Mirza" vorwalten muß. Durch den Mangel alles dessen würde weder die Dichtung Thomas Moore's interpretirt, noch die Composition David's zur Geltung gebracht.

Auch Scenerie, Ausstattung und Chöre, sowie das Ballet beanspruchen eine besonders aufmerksame Behandlung.

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 8. Febr. „Der Goldonkel", Posse von Emil Pohl. Da unser Referat über die heutige und morgende dritte Wiederholung begreiflicher Weise sehr kurz abgethan ist, so bleibt uns Raum, eine kleine Repertoire-Rückschau zu veranstalten und werfen wir einen Blick auf Das, was im Abonnement seit Neujahr geboten wurde. Darunter finden wir denn zu unserer großen Befriedigung, am 1. Januar als würdige Einleitung: „Kieselack", am 11. „100,000 Thaler", 18. „Orpheus", 21. „Robert und Bertram", 23. „Salz der Ehe", 26. „Schnörche" wiederholt, 30. „Herkules". Der 1. Febr. bringt die „Maschinenbauer", 4. „Orpheus", 5. Maschinenbauer", der 8. den „Goldonkel"! Eingestreut ist die 3. oder 4. Aufführung des „Störenfried"; „Ich bleibe ledig", „Sperling und Sperber", „en passant", „Englisch", „Sand in die Augen" 2mal, „Liebe zur Kunst". Dazu 5 Wiederholungen leichter Opern! — Nun fragen wir ganz unmaßgeblich: Gehört dies auch zu den **unvorhergesehenen** Erkrankungen, deren eine heute auf dem Theaterzettel so sonderbar angekündigt wird? Wem fällt es ein, der Direktion zuzumuthen, daß sie **Erkrankungen vorhersehen** solle. Aber welchen Eindruck solche Zusammenstellung eines Repertoires oder vielmehr eine solche Nichtaufstellung eines Repertoires machen würde; das sollte man meinen, könne und dürfe eine Theaterdirektion allerdings vorhersehen!

Montag, 9. Febr. „Das Nachtlager in Granada", romantische Oper von C. Kreuzer. — Hilf Samiel zwei Monde nur zu einem Amphibium! Lehr' uns schweigen von Dem, was wir loben und dagegen liebevoll reden von Dem, was wir tadeln möchten. — Wir hatten nun heute „das Nachtlager" zum 3. Male in vier Wochen, und da wir die erste und zweite Aufführung besprochen haben, so nehmen wir uns für diesmal Urlaub.

—l—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 13. Sonntag den 15. Februar **1863.**

Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Manche Klagen über die Kälte ihres Mannes, über seine zu großen Anforderungen an sie, war Lucie schwach genug dem Freund anzuvertrauen; der Vicomte verstand es aber dann rasch, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben oder den Freund mit ein Paar Worten zu entschuldigen und bemühte sich, mit verdoppelter Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit, sie zu erheitern. Er verhehlte ihr nicht, wie sehr ihre Schönheit und ihr Geist seine Bewunderung erregten, und ihr that es wohl, sich des so lang entbehrten Weihrauchs des Lobes wieder zu erfreuen. Bei ihm galten ihre Talente etwas, ihr kunstvolles Spiel auf dem Piano, ihre Zeichnungen nach der Natur erregten seine Bewunderung und sie ward mit Auszeichnung von ihm behandelt, während ihr Gatte jetzt nur zu oft sie in gutmüthig scherzender Weise fühlen ließ, daß er sie wie ein verwöhntes, launenhaftes Kind schone, an das man keine zu strengen Anforderungen stellen dürfe.

„So sehr ich selbst Grund habe, den Zufall glücklich zu preisen, der Ihren Gatten in meine Nachbarschaft rief", sagte der Vicomte zu Lucien, „so muß ich doch aufrichtig bedauern, daß Sie, liebe Baronin, an diesem Orte gefesselt sind, während Ihr Geist und Ihre Anmuth bestimmt wären, in ganz anderen Kreisen zu glänzen. Sie sind geschaffen, die Zierde der feinsten Gesellschaft zu sein und müssen hier wie ein Veilchen im Verborgenen blühen."

„Die Gesellschaft verliert nichts an mir, aber ich viel an ihr", versetzte sie, „und ich habe es in der ersten Zeit schwer genug empfunden, ein so zurückgezogenes Leben führen zu müssen."

„Vielleicht werden Sie eher als Sie denken, den langweiligen Aufenthalt in L.. wieder mit einem angenehmen in einer größeren Stadt vertauschen können", meinte der Vicomte, „obwohl ich — verzeihen Sie mir den Egoismus — es nicht wünsche."

Der Vicomte hatte die letzten Worte, die der Ausdruck einer gewöhnlichen Artigkeit hätten sein können, mit einem so weichen, bewegten Tone ausgesprochen, daß Lucie nur zu wohl verstand, wie sehr er fühlte, was er sagte, ja vielleicht noch mehr fühlte, als er zu sagen wagte.

„Auch ich wünsche jetzt nicht mehr L.. zu verlassen", versetzte sie rasch, während ein brennendes Roth ihre Wangen überflog.

Der Vicomte aber ergriff freudig bewegt ihre Hand und drückte sie an seine Lippen; er fragte nicht, warum sie jetzt den Aufenthalt lieber gewonnen habe, es wäre eine Unbescheidenheit von ihm gewesen, dies zu thun, und hätte eine Unerfahrenheit verrathen, die man dem galanten Franzosen nicht zutrauen durfte, wenn er das verrätherische Roth nicht verstanden hätte, das bei diesen Worten ihre Wangen färbte.

Lucie entzog ihm nicht unwillig ihre Hand, sondern schritt schweigend an seiner Seite weiter. Ihr Gespräch, das früher noch so lebhaft geführt ward, verstummte plötzlich und wenn auch der Vicomte einen schwachen Versuch machte, es wieder zu beleben, so blieb doch Lucie still und in sich gekehrt. Endlich sagte sie: „Suchen wir die Kinder auf, es ist schon spät und ich möchte nach Hause fahren."

Der Vicomte ging ohne Widerrede auf ihren Wunsch ein und führte sie zu dem Platze, wo die Kinder unter der Aufsicht des Mädchens spielten; er begleitete sie bis zum Wagen, half Lucien einsteigen, hob ihr die Kinder hinein; empfahl sich aber mit mehr Förmlichkeit als gewöhnlich von ihr; sie selbst war befangen wie nie zuvor in seiner Gesellschaft.

Die arme junge Frau hatte nicht bedacht, wie gefährlich für sie die Freundschaft des liebenswürdigen Franzosen werden könne und überließ sich sorglos dem Reize, der für sie im Umgange mit einem geistreichen, feingebildeten Manne lag, umsomehr da sie glaubte, daß selbst der große Altersunterschied, der zwischen ihnen war, sie vor einer Leidenschaft für den Mann, der schon „die Vierzig" überschritten haben mußte, bewahren würde, bis sie zu spät erkannte, daß sie die Ruhe ihres Herzens und damit auch die ihres Gewissens verloren hatte. So unbedeutend an sich die zwischen ihnen gewechselten Worte waren, so hatten sie sich doch damit ihre innersten Gefühle verrathen. Sie hatte in einem Momente der Uebereilung ihm gestanden, wie werth er ihr sei, und konnte nicht länger verkennen, daß er sie mit Gefühlen betrachtete, wie er sie nimmermehr für die Gattin seines Freundes hätte hegen sollen.

Mit schmerzlicher Beschämung dachte Lucie daran, ihrem Gatten vor die Augen zu treten, und wäre nicht die Furcht vor seiner Entrüstung zu groß gewesen, so würde sie ihm vielleicht unter Thränen gestanden haben, wie sehr sie ihrer Würde vergessen hatte. Aber wozu sollte sie es ihm auch

Digitized by Google

gestehen? fragte sie sich im nächsten Augenblicke, wäre es nicht noch viel trauriger für ihn zu erfahren, daß seine Lucie einen Andern liebe, als ahnungslos von dem zu sein, was in ihrem Herzen vorging. War es denn ihre Schuld, wenn ihr Herz sich unwiderstehlich zu dem Vicomte hingezogen fühlte, der bis jetzt mit liebevoller Aufmerksamkeit bemüht gewesen war, ihr den Aufenthalt in L... zu verschönern. Sie nahm sich vor, sich in Zukunft besser zu beherrschen, um durch kein Wort, keinen Blick zu verrathen, was in ihrem Innern vorging, aber mehr war sie nicht im Stande zu thun.

Sie hatte bis jetzt sich keine Rechenschaft gegeben, warum sie nur in Villemonts Gesellschaft heiter sei und sich von Tag zu Tag auf die Stunden freue, die sie mit ihm verlebte, sie hatte, war sie allein, diesen Gedanken zu entgehen gesucht, indem sie sich in die Lektüre eines Buches vertiefte und wollte dies nicht gelingen, so entschuldigte sie sich selbst damit, indem sie Freundschaft nannte, was sie für ihn empfand. Legte doch Oskar selbst keinen geringeren Werth als sie auf des Vicomte Gesellschaft, und zählte die Stunden, die er mit ihm verlebte, zu den genußvollsten seines Lebens. Ach, sie dachte nicht, wie schnell die Freundschaft zwischen einem Manne und einer Frau eine wärmere Färbung annimmt und, wie selten es den beiden Geschlechtern vergönnt ist, sich des beglückenden Gefühles einer solchen zu erfreuen.

Als Oskar zu Mittage nach Hause kam, konnte sie ihn nicht ohne Erröthen empfangen; er war freundlich auf sie zugeeilt und ergriff ihre Hand — dieselbe Hand, auf der noch Villemont's Kuß brannte.

„Meine Liebe", sagte er, „es thut mir leid, dir sagen zu müssen, daß ich dich auf einige Wochen werde verlassen müssen."

„Du mich verlassen!" rief Lucie im Tone des tiefsten Entsetzens aus.

„Meine Abwesenheit wird nicht lange dauern, aber sie ist leider unumgänglich nöthig. Ich erhielt heute einen Brief von der Haushälterin meines Vaters, in dem sie mir mittheilte, daß meinen armen Vater ein schweres Unglück getroffen hat. Er liegt krank darnieder an einem heftigen Gichtanfall und ist erblindet."

Oskar's Stimme bebte bei den letzten Worten und eine schmerzliche Bewegung, die sich in seiner Miene verrieth, zeigte, wie tief er das Unglück empfand, das seinen Vater getroffen hatte.

Lucie aber hatte nur für den einen Gedanken Raum, jetzt, da sie sich ihrer Schwäche bewußt geworden war, allein in der Nähe des Mannes, der sich von ihr geliebt wußte, zurückbleiben zu müssen, und sich an Oskar anklammernd, sagte sie angstvoll bittend: „Geh nicht fort von uns, bleibe bei mir."

„Liebes Kind", erwiderte Oskar, einen Kuß auf die bleichen Wangen der Gattin drückend, „fühlst du nicht selbst, wie meine Pflicht mich an das Lager des kranken Vaters ruft, der von Gott so schwer heimgesucht worden ist."

„So nimm mich mit dir!" bat sie, „ich will ihn pflegen und warten, aber laß mich nicht allein."

„Und unsere Kinder wolltest du verlassen?" fragte sie Oskar vorwurfsvoll, „bist du allein, wenn du an ihrer Seite zurückbleibst und könntest du fern von ihnen ruhig sein?"

(Fortsetzung folgt.)

Richard Wagner.*)

♂ Prag, 11. Februar.

Das Ereigniß dieser Saison nicht allein, sondern wohl das bedeutendste für eine lange Epoche des Prager Kunstlebens ist gestern vorübergegangen: Richard Wagner dirigirte ein aus eigenen Compositionen zusammengesetztes Conzert im Inselsaale. Seit Jahren bereits macht der Ruf von Wagners großem Genie in der musikalischen Welt die Runde: Das Resultat ist das einer ungewöhnlichen Erscheinung. Denn während die Einen Wagner kreuzigen, rufen die Andern ihm wie einem neuen Messias der Musik entgegen. Dies ist nun gewiß ein sehr günstiges Zeichen: denn dieses Schicksal hat stets ein jedes Genie erfahren müssen, das der Zeit in kühnem Fluge voranseilte, wie z. B. Mozart und Beethoven; ob aber die Ansichten über Wagner sich später so einen werden, wie über diese Meister, das ist eine Frage, deren Beantwortung ich nicht unternehme, wohl wissend, daß man bei der Beurtheilung einer so seltsamen, eigenthümlichen Individualität, wie sie uns in Wagner entgegentritt, nicht genug vorsichtig zu Werke gehen kann, und das um so mehr, weil sich hier, wie bei jedem produktiven Geiste, der seine eigene Bahn wandelnd, das Ueberlieferte verließ, die Schaar der Musiker in zwei Hälften getheilt hat: in solche, die das wahrhaft Edle und Große erst ahnten, nachher aber erkannten, und freudig dessen Spuren folgten; dann in solche, die mit fester Ausdauer, jeder bessern Einsicht zum Trotz, nur das Alte als geltend anerkennen, und Alles, was neu ist, konsequent verdammen. Prag hat sich auf den Besuch des Meisters sein gutes Recht erworben; im Wagnerstreite fiel das Votum unserer Stadt als eines der gewichtigsten für den kühnen reformatorischen Geist in die Wagschaale, und die Sympathie der Prager hat sich den eng in unsere Oper eingewachsenen Schöpfungen Wagner's heute noch ebenso warm erhalten, wie vor neunthalb Jahren, als im November 1854 der „Tannhäuser" siegreich in unser Opernhaus einzog. Der wahrhaft pietätvollen Achtung, die hier jedem Werke des Meisters entgegengebracht zu werden pflegt, entsprach gestern auch der Empfang, der dem Erscheinen Wagner's bereitet wurde. Minutenlanger Applaus, brausende Acclamationen stürmten dem Manne, dessen schlichte Persönlichkeit und konventionell geglättetes Aeußere den Feuergeist kaum ahnen lassen, der mit Simsonkraft die Säulen des alten Opernbaues erschütterte, entgegen; und es war ein feiner Zug, daß das Auditorium dieselbe Begrüßung, die anfangs dem großen Gaste im Allgemeinen galt, später bei seinem Erscheinen zur „Tannhäuser"-Ouverture wiederholte, um sich so speziell dem Schöpfer eines Werkes, das es zu seinem Lieblinge erhoben, dankbar zu zeigen. Wagner's Dirigiren ist, ohne irgend eine affektirte Excentricität, von merkwürdiger Energie und doch fester Ruhe; vom Publikum abgewendet, ohne die Vorlage einer Partitur beherrscht er sein Orchester, und das sogenannte „Phrasiren" seines Taktstabs führt der Aufführung in allen ihren Theilen Geist und markirten Charakter zu. — Die „Faust"-Ouverture, gegen die wir uns zu wiederholtenmalen zu erklären Gelegenheit hatten,

*) Der Verfasser dieses Schreibens ist Professor am Conservatorium. Wir erklären dies, damit man unserem verehrten Herrn Korrespondenten nicht ebenfalls den Vorwurf mache, daß er nicht im Stande sei, „Moll" von „Dur" zu unterscheiden, wie dies bekanntlich ein Anti-Wagnerianer in einer der letzten Nummern der „Stechäpfel" in so „geistreicher" Weise uns vorgeworfen hat. D. R.

Digitized by Google

erfüllte die persönliche Leitung des Meisters diesmal mit einem wesentlich anderen Geiste; aus dem Chaos, in das sonst Alles formlos ineinanderfloß, traten gestern doch die Intentionen des Tondichters in bestimmter Gestaltung heraus, wenn wir auch einen gesunden Organismus, eine erwärmende Kraft oder irgend eine Rechtfertigung des brüsken Bruchs aller Gesetze der Harmonie, wie er etwa in der Mitte der Ouverture vollzogen wird, dem Werke nach seiner gestrigen vortrefflichen Aufführung eben so wenig zugestehen können, wie ehemals nach den verunglückten. Der Ouverture folgte ein sehr anziehendes Bruchstück aus Wagner's „komischer" Oper: „Die Meistersinger von Nürnberg"; der Einzug der Bürger zur Versammlung und die Anrede des wackern Meisters Pogner. Das erstere Orchesterstück (F-dur, mit einer Wendung nach A) basirt auf einem kleinen Thema, das aber den Charakter der einziehenden Versammlung, den schlichten Sinn, der sich nach Edlerem bemüht, in meisterhaft treffender und dabei wahrhaft liebenswürdiger Weise ausspricht. Pogner's Anrede, in der er, um seine Schätzung der Kunst zu beweisen, dem Sieger im Kunstgesange sein einziges Kind Eva mit all seinem Gut zur Aussteuer verspricht, hat anfangs einen angenehmen melodischen Fluß, in den die instrumentale Idee sich bedeutungsvoll einschlingt, und tritt mit der Stelle, da die im deutschen Land gegen den Bürger erhobenen Vorwürfe aufgezählt werden, ins freie Recitativ hinüber; ein besonders feiner Zug der Composition läßt erst bei den Worten von „der Pflege der Kunst" die anmuthige Form des Anfangs wieder aufnehmen, bis die Anrede mit dem nachdrücklichen Ausspruche des verheißenen Preises kräftig abschließt. In der Situation schon und auch in der formalen Behandlung fordert die Rede Pogner's eine Parallele mit der großen Anrede des Landgrafen im „Tannhäuser" heraus; doch ist das Festhalten des schlicht bürgerlichen Elementes gerade der glücklichste und reizendste Charakterzug des Einzugs und der Anrede aus den „Meistersingern." Anspruchsvoller gerüstet tritt das „Vorspiel" zu derselben Oper auf; ein resolutes, mit der ganzen Wucht des großen Blechs bewehrtes Motiv (C-dur) bildet darin die wirksame Folie zu einer graciösen, ins Holz gelegten Idee, die später erscheint; beide erscheinen uns aber in ihrem Charakter fernab von Nürnberg's Bürgerthum zu liegen. Ein Bild des „Kunstgesangs" der ehrlichen Meister mag aber Wagner mit der außerordentlich künstlichen contrapunktischen Combination des letzten Theiles der „Einleitung" beabsichtigt haben; eben so übelklingend in ihrem gepreßten Regelzwange, eben so arm an der Blüthe irgend einer frischen Empfindung, wie dieser Theil des Vorspieles, mögen die mühsam verfertigten „Weisen" der Sänger-Handwerker gelungen haben. Dem Vorspiele zu den „Meistersingern" folgte ein zweites zu „Tristan und Isolde." Ein anmuthiges abgeschlossenes Ganze für die Einzelproduktion bietet der „Liebesgesang Sigmund's" (wohl besser „Frühlingsgesang" zu nennen) aus der „Walküre". Die Instrumentation, in der wahrhaft der Reiz der milden, süßen Frühlingsluft weht und fluthet, schmiegt sich an einen Gesang voll edler, warmer Empfindung, der den edelsten Liebesaccenten „Lohengrin's" in der Brautscene ebenbürtig ist, und die schönste Idee, eine Melodie von prächtig aufstrebendem Schwunge, für die letzten Worte: „Vereint sind Liebe und Lenz" aufbewahrt hat. Den Schluß des Conzertes bildete die „Tannhäuser"-Ouverture, gleichsam der Mikrokosmus des Wagner'schen Geistes; an Adel der Gedanken, an Glanz und Kraft der Formen, an leidenschaftlich sinnlicher Gluth der Farben wohl von keiner andern Schöpfung Wagner's übertroffen. Der Enthusiasmus der Masse, die dichtgedrängt den ganzen Saal erfüllte, und mit der athemlosen Aufmerksamkeit während der Produktionen (von denen das Vorspiel der „Meistersinger" und der Gesang Sigmund's zur Wiederholung verlangt wurden) dann die lebhaftesten Acclamationen, Hervorrufe des Tondichters, Kranzspenden an denselben u. s. w. abwechseln ließ, erreichte seine Höhe nach der Ouverture. Der „Tusch", den das Orchester dem Gefeierten anstimmte, scheint uns übrigens eine Ovation in stark kleinstädtischem Style, und eben so können wir uns nicht Freunde jener Sitte der „Dankreden" nennen, die auch Wagner gestern adoptirte. Ein Künstler von so energischer Consequenz des Wollens und Vollbringens, wie der Schöpfer des „Tannhäuser" und „Lohengrin", muß auch klar darüber sein, daß jedes wahre Kunstwerk eben so viel des Genusses biete, als es der Anerkennung empfängt; daß also die Gabe beiderseits gleich angesehen werden müsse. Das höchste Lob gebührt dem Orchesterkörper des gestrigen Concertes, der aus den Eleven des Conservatoriums und dem Orchester des Landestheaters zusammengesetzt war. Die makellose Reinheit in der Ausführung der anspruchsvollen und heiklen Tonstücke, das einmüthige Eingehen in die Intentionen des Dirigenten und die Feinheit der Nüancirung war wahrhaft bewundernswerth. Eben so vortheilhaft war die Besetzung der Gesangstücke durch Hrn. Kolitansky, dessen prächtiger Baß der Anrede Pogner's den vollsten sympathischen Ausdruck gab, und Hrn. Bernard, dessen lyrischer Vortrag dem weichen Gesange Sigmund's sehr glücklich entsprach. Beide Sänger wurden nach ihren Piècen mit Richard Wagner gerufen.

Mehrere Verehrer Richard Wagner's brachten demselben eine sinnige Ovation dar. Sie überreichten ihm nämlich nach dem so glänzend ausgefallenen Konzerte einen Lorbeerkranz aus Silber gearbeitet. Auf den einzelnen Blättern waren die Namen der größern Tonwerke Richard Wagner's eingravirt. Einer der dem Tondichter zugetheilt gewordenen Kränze trug eine schwarz-roth-goldene, die andern weiße Schleifen.

Würzburger Stadttheater.

Dinstag, 10. Febr. „Zopf und Schwert", Lustspiel von Karl Gutzkow. — Hunger ist der beste Koch und die Gewohnheit macht auch das Schlimme erträglich. Wir schicken diese Bemerkungen voraus, weil wir eine Vorstellung loben werden, welche im Ganzen nicht besser, als die erste Aufführung, heute doch einen wesentlich vortheilhafteren Eindruck auf uns gemacht hat. Wenn man so sehr von der Posse heimgesucht ist, nimmt ein so geistreiches Lustspiel wie dieses Gutzkow'sche schon an und für sich ein, und einmal gewöhnt an das diesjährige Ensemble, wird die Ungleichheit eben und schwindet mit dem verlorenen Besseren dahin. — Davon abgesehen, schien uns Hr. **Simon** (König) heute doch wesentlich angemessener in Auffassung und Ausdruck. Wir fanden mehr Würde als früher und doch Humor genug. Frln. **Kramer** (Prinzessin Wilhelmine) war zwar, namentlich anfangs, gar zu bürgerlich, aber wir sahen dies nun mit weniger Befremdung. Hr. **Kökert** (Erbprinz von Bayreuth) gab sich viele Mühe, im Ganzen nicht ohne Erfolg.

Digitized by Google

Er wußte, besonders in den ersten Akten, seine Rolle mit einer Beimischung von Humor auszustatten, welche nicht schlecht angebracht war. Die große Scene im 4. Akte jedoch war verfehlt, weil ihr die Wahrheit fehlte. Im Pathos ging ein zu großer Theil jener Trunkenheit verloren, welche die ganze Rede erst begreiflich macht. — Bei Liebeserklärungen muß sich Hr. Kökert einen gewissen larmoyanten Ton abgewöhnen, welcher die Wirkung beeinträchtigt. — Herr Ueberhorst (Hotham) hätte das Zeug, um etwas Rechtes zu leisten, wenn er der Worte gewisser wäre. — Hr. Denzin (Eversman) und Hr. Schulze (Seckendorf) waren trefflich. — Einige kleine Unfälle erregten große Heiterkeit, ohne wesentlich zu stören. — Daß aber morgen schon wieder etwas Preußisches erscheint, kömmt uns nicht gerade als ein glücklicher Gedanke vor!

Mittwoch, 11. Febr. „Das Testament des großen Kurfürsten". Schauspiel von Gustav zu Putlitz. Ein Werk, welches durch Geschick der Anlage, Feinheit der Sprache und Tüchtigkeit der Gesinnung einen ehrenvollen Platz unter den dramatischen Schöpfungen der neuesten Zeit einnimmt und daher der Ehre einer Aufführung würdig ist. Das Schauspiel wurde aber heute nicht aufgeführt, sondern meistens nur nachgesagt, daher auch die Souffleuse die bedeutendste Rolle gespielt hat. Wären wir noch wie vordem, wir würden heute ein Referat voll Humor liefern können, aber der Spaß ist uns vergangen, welcher für die Darsteller so ernst ist. Wir werden also über die heutige, soi disant Aufführung, uns mit wenigen Andeutungen begnügen. Die Meisten hatten — nichts gelernt und konnten daher nichts geben. Was dem Souffleurkasten abgelauscht wird, ist seitens der Zuschauer des Hörens nicht werth. Hr. Simon (Kurfürst) sprach den Monolog der erwachenden Thatenlust gut und wirksam. Die Uebrigen, welche ihre Rollen theilweise inne hatten, bewegten sich in einem falschen und hohlen Pathos, welches aller Wärme und Wirkung ermangelte. Daß am Ende des Stückes etwas wie ein Beifall zu Stande kam, verdankt man dem gesunden und unverwüstlichen Kern des Stückes. Das Haus war so leer, als ob das Publikum den Genuß des Abends geahnt hätte. Und nun — ein Schönpflästerchen. Da die Leute gar sehr geplagt sind, wie man uns sagt, so wollen wir weiter nicht viel Geschrei davon machen, daß die Künstler ihrer Kunst so müde sind, als wir!

Donnerstag, 12. Februar. „Der Barbier von Sevilla", komische Oper von Rossini. — Die reizende Oper fand heute eine Darstellung, mit welcher wir uns nicht recht befreunden konnten. Der Humor hat seine Grenze und darf nicht in plumpen Spaß übergehen, sonst wird aus der komischen Oper eine Posse — was wir für unsern Theil nicht gutheißen. Das schallende Gelächter, welches die heutige Aufführung erregte, ist keineswegs die geeignete Wirkung eines graziösen Werkes. Die meisten Darsteller thaten des Guten so viel und brachten so viele, zum Theil sehr gewöhnliche Späße an, daß weiter keine Lust mehr dabei war — davon abgesehen war die Aufführung gut. Herr Carrion (Almaviva) zeigte wieder seine Kunst in Behandlung der Stimme und jene Seele des Gesanges, auf welche wir bei der Beurtheilung von Sängern so großen Werth legen. Daß aber gerade seine heutige Leistung die sich mindernde Kraft verrathen hat, kann auch der günstigste Richter, sofern er unbefangen ist, nicht hinwegläugnen. Zuvörderst gab Hr. Carrion nur wenige und sehr schwache Triller; sein piano entbehrte oft des nothwendigsten Gehaltes und das häufige tremolo ist der unverkennbare Beschützer immanenter Schwäche. Die erste Arie war bei Weitem nicht das, was mit ersten Kräften daraus zu machen ist; dagegen waren die übrigen Nummern allerdings glücklicher und namentlich die Einlage sehr schön gesungen. Hr. Ueberhorst (Figaro) leistete mehr, als wir noch von ihm gesehen. Er sang ebenso kräftig, als ausdrucksvoll und schien ebenso bei Stimme als bei Laune zu sein. Hr. Schilfdenker (Bartolo) ist für diese Partie in Spiel und Gesang ein geeigneter Repräsentant, that aber heute des Guten entschieden zu viel. Frln. Ansteensen (Rosine) verdient namentlich dafür höchstes Lob, daß ihr Spiel, ohne der nöthigen Schelmerei zu ermangeln, sich doch stets im Bereiche des besten Geschmackes hielt. Ihr Gesang war, eine Stelle ausgenommen, korrekt und zeigte durchweg eine gute Schule. Sie würde sich jedoch in der großen Nummer des 2. Aktes ihre ohnehin schwierige Aufgabe unbeschadet des Erfolges haben erleichtern können. Das große italienische Duett mit Hrn. Carrion gelang ihr sehr gut. — Die Ensembles gingen ziemlich, die Chöre waren schwach, das Orchester matt. Die Total-Wirkung der Oper litt sehr unter der babylonischen Sprach-Vermengung. Im Anfang macht dergleichen Spaß, später aber wird eine Farce daraus. Der Beifall kam heute öfters nur von der Höh!

Freitag, 13. Febr. „Der Troubadour," Oper von Verdi. Zum vierten Male in dieser Saison, zum zweiten Male mit Hrn. Carrion; bei aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen. Nicht zu glauben, ohne gesehen zu haben; das Haus war verhältnißmäßig gut besucht und der Jubel so groß, daß man wohl sagen kann — — Hr. Carrion sang heute in der That ausgezeichnet. Diese Partie (Manrico) ist für ihn sehr geeignet und giebt ihm Gelegenheit, all seine Vorzüge glänzen zu lassen. Da wir dieselben in unserer Besprechung (Nr. 10) genau angegeben haben, so verweisen wir auf jenes Blatt. Hr. Ueberhorst (Luna) behagte uns heute noch mehr als jüngst. Frln. Schmidt (Azucena) blieb sich gleich. Frln. Bork (Leonore) sichtlich noch krank, stand in Bezug auf Kraft und Sicherheit nicht auf gleicher Höhe mit der vorigen Aufführung. Ihre Stimme hat jedoch so viel Seele und natürlichen Wohllaut, daß auch die geschwächte Leistung im Stande war, wesentliches Vergnügen zu bereiten. Die sehr gediegene Unterstützung, welche Hr. Carrion durch Frln. Bork, Hrn. Ueberhorst und Frln. Schmidt gefunden hat, fand durch Hervorruf nach jedem und zweimaligen nach dem letzten Akte die verdiente, ehrende Anerkennung. — Die Chöre waren noch dürftiger als jüngst; das Orchester scheint unter der Last des Karnevals zu erlahmen. — Daß Herr Carrion als fremder Künstler einem deutschen Publikum gefallen hat, dürfte ihm so wenig etwas Neues sein, als es überhaupt neu ist, daß gerade Fremdes dem deutschen Publikum am meisten zu gefallen pflegt. —r—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 14. Mittwoch den 18. Februar 1863.

Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Oskar's Begriffe von Mutterliebe waren so groß, daß er willig seinen Kindern den ersten Platz in der Gattin Herzen einräumte, und selbst jetzt es Lucien beinahe übel nahm, daß sie nur einen Augenblick daran denken konnte, diese hülflosen kleinen Geschöpfe, die ihres Schutzes so sehr bedurften, zu verlassen, um ihm zu folgen. Lucie sah selbst ein, wie unmöglich es für sie sei, ihrem Gatten zu folgen, aber ebenso wenig konnte sie ihm ihre Schwäche gestehen und sie ergab sich mit tiefer Niedergeschlagenheit in das Unabänderliche. Oskar's Zärtlichkeit war für sie der bitterste Vorwurf; er sah in ihrer schmerzlichen Verwirrung über seine unerwartete Abreise nur einen Beweis ihrer Liebe für ihn, und konnte er schon nicht ihren Wunsch erfüllen, so wollte er ihr doch zeigen, wie dankbar er dafür sei.

Da Oskar's Abreise schon am folgenden Tag stattfinden sollte, fand Lucie in den Vorbereitungen, die sie zu derselben zu treffen hatte, einen Vorwand, sich seiner Gegenwart zu entziehen.

„Ich werde Villemont besuchen", sagte Oskar, „und ihn bitten, während meiner Abwesenheit sich deiner anzunehmen und dich zu erheitern."

„Thue es nicht", hätte sie ihm zurufen wollen, aber ihren Lippen entrang sich kein Wort.

Ahnungslos, daß sein Freund und seine Gattin Gefühle für einander hegten, die ihn seines Glückes und seiner Ehre zu berauben drohten, trat er in den Schloßhof und stieg die breite Treppe hinauf. Villemont war allein und empfing ihn in seinem Salon, der mit französischer Eleganz möblirt, einen seltsamen Kontrast mit den übrigen Wohnungen in der Umgebung bildete.

Villemont schob einen Fauteuil für seinen Freund zurecht, trug ihm eine Cigarre an und lehnte sich selbst wieder nachlässig auf seinen Sitz zurück, nachdem er die Pflichten eines Wirthes erfüllt hatte. Obwohl er sich bemühte, seinen Freund mit gewohnter Herzlichkeit zu empfangen, war doch der Ausdruck seiner Miene heute nicht so heiter als sonst, aber Oskar bemerkte dies nicht, in seine eigenen Angelegenheiten vertieft, und theilte ihm mit, daß und warum er abreisen müsse.

„Das ist eine traurige Veranlassung", sagte der Vicomte, der ihn theilnahmsvoll angehört hatte, „und ich bedaure dich von Herzen. — Aber dein Vater ist wohl schon durch längere Zeit an sein Zimmer gefesselt, da er nie kam, dich zu besuchen?"

„Nein", versetzte Oskar, „mein Vater war nur zeitweilig argen Gichtanfällen unterworfen, aber inzwischen befand er sich ganz wohl und war trotz seines Alters ein rüstiger Mann."

„Dann begreife ich nicht, daß er so lange getrennt von seinem einzigen Sohne leben konnte", rief der Franzose mit Lebhaftigkeit aus, „das Glück, Vater zu sein, muß so groß sein, daß nach meinen Begriffen kein anderes demselben gleich kommen kann."

„Gewiß ist es ein sehr großes Glück", sagte Oskar, an seine Kinder denkend, „und auch ich kenne nur eines, das mir noch größer dünkt — und das in der treuen Liebe einer zärtlichen Gattin liegt."

„Selbst dies sollte nach meiner Ansicht sich nicht mit dem Vaterglück vergleichen lassen", erwiderte Villemont, „nur in die Liebe zu den Kindern drängt sich kein Gefühl der Eifersucht und Unruhe, man liebt und ist sicher, mit dankbarer Liebe und Verehrung wieder geliebt zu werden, ohne mit ängstlicher Sorge an das Altern denken zu dürfen; Kindesliebe bleibt unberührt vom Verwelken unserer äußern Vorzüge, denn sie ist mit so starken Banden der Dankbarkeit an uns geknüpft, daß unbekümmert um unsere geistigen und körperlichen Vorzüge, wir der Gegenstand ihrer innigsten Zärtlichkeit sind. Wie rührend ist nicht die Liebe eines reizenden, blühenden Mädchens zu ihrem alten, gebrechlichen Vater! In Aller Augen ist der Greis unansehnlich und der Umgang mit ihm, der unsern Ansichten entfremdet ist und dem viele Gebrechen des Alters ankleben, die ihn Andern beschwerlich machen, lästig, nur in seiner Tochter Augen ist er schön und verehrungswürdig; sie, die spröde den jungen Herren den Rücken dreht und sie mit ihrer Launenhaftigkeit quält, ist ganz Liebe und Sanftmuth gegen den alten Mann, der ihre Geduld nur zu oft auf die Probe setzt, für sie aber den süßen, heiligen Namen V a t e r trägt.

„Warum willst du nicht dasselbe von der Liebe der Gattin glauben?" warf ihm Oskar ein. „Du hast hier nicht die Tochter geschildert, wie sie gewöhnlich ist, sondern wie sie sein sollte, und Gott sei Dank auch oft wirklich ist, aber ebenso hingebend und aufopfernd kann das Weib ihrem Manne gegenüber sein."

Digitized by Google

„Verzeih' mir", rief Villemont aus, mit einem erzwungenen Lachen seine Verlegenheit verbergend, „aber ich habe zu viel mit Französinnen verkehrt, um an die Tugend der Frauen glauben zu können."

„Nicht doch", meinte Oskar, „ich bin überzeugt, ihr habt ebenso brave Frauen, als wir und man muß nur eine gute Wahl zu treffen wissen."

Villemont, dem das Gespräch immer peinlicher zu werden begann, bemühte sich, es auf eine andere Bahn zu bringen, indem er ihn fragte, auf wie lange Zeit er Urlaub erhalten habe?

„Nur auf einige Wochen", sagte Oskar, „und ich möchte auch nicht länger wegbleiben, da meine arme Lucie diese kurze Trennung schon schwer genug empfindet. „Du weißt", setzte er hinzu, „wie reizbar seit einiger Zeit ihre Nerven geworden sind, wie Alles sie gleich erschreckt und wie sie sich nie recht heimisch hierfühlt und wirst daher begreifen, wie unangenehm es ihr ist, mit den Kindern allein zurückzubleiben. Ich wollte dich darum auch bitten, sie öfter in ihrer Einsamkeit aufzusuchen und ihr mit deiner liebenswürdigen Gesellschaft, die sie so sehr schätzt, die Zeit zu verkürzen."

„Gewiß werde ich sie öfter besuchen", sagte Villemont rasch, von Oskar's Wunsch peinlichst berührt.

Die beiden Freunde blieben noch eine Weile beisammen und als sie sich trennten, war Villemont fest entschlossen, Lucie während Oskar's Abwesenheit, so viel er konnte, zu meiden, und die zärtliche Umarmung, mit der er ihn beim Abschied in seine Arme schloß, war kein Judaskuß, denn bei allem Leichtsinn seines Temperaments hatte er doch ein zu gutes Herz und zu viel Ehrgefühl, um seinen Freund verrathen zu wollen. Er liebte Lucien mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Naturells, erkannte aber erst zu spät, welche Gefahr ihrer und seiner Ruhe drohe.

Gewöhnt an den Umgang mit Frauen und gewöhnt, durch seine Liebenswürdigkeit überall den besten Eindruck zu machen, hatte er sich an die junge und schöne Gemahlin seines Freundes angeschlossen und bald mit Stolz bemerkt, daß er selbst jetzt nach längst verblühter Jugend noch im Stande war, Interesse einzuflößen. Erst nachdem Lucie ihm unvorsichtiger Weise halb verrathen hatte, wie tief sie für ihn empfinde, schauderte er vor dem Gedanken zurück, daß durch seine Schuld eine sündhafte Neigung in beider Herzen erglüht sei.

Er hatte nicht als ein Freund an Oskar gehandelt und die Klagen, welche seine Frau über ihn vorbrachte, nur zu gern gehört; statt seinen Einfluß auf Oskar dazu zu verwenden, ihn nachsichtiger gegen seine Gattin zu stimmen, unterließ er es, ihm gute Rathschläge zu ertheilen, wie ein so empfindlicher Charakter, als der Lucien's war, behandelt werden solle; es gefiel ihm nur zu wohl, der tröstende Freund der schönen, jungen Frau zu sein. Da Lucie ebenso wie er, den Entschluß gefaßt hatte, seine Gesellschaft zu meiden, ward es Villemont nicht schwer, dem seinen treu zu bleiben.

Als er am folgenden Tage wie gewöhnlich seinen Wagen hinabsandte, um Lucie und die Kinder abholen zu lassen, schickte sie ihn zurück und dankte dem Schloßherrn in ein Paar Zeilen, die ihm meldeten, sie werde, sobald ihre Gesundheit es wieder erlaube, mit den Kindern, seiner freundlichen Einladung zufolge, seinen Park besuchen.

Villemont verstand sie nur zu wohl und unterließ es auch, sich um ihr Befinden persönlich zu erkundigen.

Wie traurig verbrachte aber Lucie jetzt ihre Tage allein mit dem beschämenden Bewußtsein, daß sie, die angetraute Gattin eines Andern, im Stande war, sich soweit von ihren unbewachten Gefühlen für Villemont hinreißen zu lassen.

„Mama, warum fahren wir heute nicht auf das Schloß?" fragte Max, als er sah, wie der Wagen zurückgeschickt ward. „Ich möchte in den schönen Garten gehen, dort ist es so lustig und Onkel Villemont ist immer so gut mit mir!"

„Es kann nicht sein", erwiderte die Mutter mit einer Bestimmtheit, welche die Kinder sonst nicht an ihr gewohnt waren.

Als Max nun, unterstützt von seiner kleineren Schwester, zu weinen begann, schickte Lucie mit strengen Worten die Kinder aus dem Zimmer; kaum war sie aber allein, so begann sie selbst bitterlich zu weinen — ach, sie sehnte sich ja noch mehr als ihre Kleinen nach Villemont's Nähe. Mechanisch griff ihre Hand nach dem Album, das vor ihr auf dem Tische lag, und sie blätterte so lange in den Photographien desselben herum, bis ihre Blicke auf Villemont's gut getroffenem Bilde haften blieben. Sie konnte ihre Augen nicht von ihm wenden und mit einem unwiderstehlichen Zauber schien die elegante Gestalt des Franzosen sie zu fesseln, der mit der Nonchalance, die ihm so gut stand, in einem Fauteuil zurücklehnte und sie mit seinen schönen, dunkeln Augen lächelnd anzublicken schien. Sie mußte doch sein Bild betrachten, wenn sie schon das liebenswürdige Original desselben nicht sehen durfte! —

In ihrer jetzigen Gemüthsstimmung war sie unfähiger als je, sich um ihre Kinder und ihr Hauswesen zu kümmern und glaubte auch genug gethan zu haben, indem sie bis zur Rückkunft ihres Mannes jeden Verkehr mit Villemont abbrach.

Aber was sollte sie Oskar sagen, wenn er sie fragte, ob sie viel mit Villemont beisammen gewesen; sie konnte ihn nicht darüber täuschen, da die Kinder sie verrathen hätten und eine Nothlüge sollte ihr aus der Verlegenheit helfen. Sie hatte sich zu leidend gefühlt um auszufahren — dies wollte sie dem Gatten wie Villemont sagen. Dann fühlte sie sich wieder gekränkt von des Vicomte Benehmen; er kam nicht einmal, sie zu besuchen, ohne daß sie es ihm verboten hatte, aber im nächsten Augenblick begriff sie, wie recht er darin handelte und wie viel besser es für Beide sei, sich jetzt nicht zu sehen.

An einem ungewöhnlich schwülen Nachmittage saß Lucie allein auf ihrem Zimmer; die Arbeit war ihrer Hand entglitten und das Album lag vor ihr aufgeschlagen, so daß ihre Blicke immer auf dem theuern Bilde ruhen konnten. Sie hatte die Kinder mit ihrem Mädchen fortgeschickt, damit sie ihren täglichen Spaziergang mit ihm machten. Die Luft war drückend heiß und die armen Kinder waren, seit sie den schönen Park nicht besuchen durften, sehr zu beklagen, da die nächste Umgebung L...'s wenig schattige Spaziergänge aufzuweisen hatte. Lucie war schon eine Weile unthätig am Fenster gesessen, als plötzlich ein Lärm von der Gasse sie aus ihrem Sinnen weckte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Nyir.

Brief an seinen Künstler.

I.

F. K. Sie sprachen mir aus der Seele, werthester Freund, als Sie mich fragten, ob ich Ihnen nicht auf einem oder zwei Blättern von der Landschaft der Nyir skizzirte Zeichnungen schicken möchte. Freilich möchte ich das und ach wie gerne! Als ich diesen Boden betrat, ergriff mich die Lust zum Landschaftzeichnen mit der Macht einer Leidenschaft. Es war mir, als hätte ich einen neuen Sinn bekommen. Ich kannte bisher nichts als meine Begeisterung für das menschliche Modell. Ich war mit Vorliebe Figuralzeichner. Wenn ich Sie und unsere Landschafter das Schönheitsideal in der plastischen Erdform verfolgen sah, so lobte und billigte ich das, aber es ging mich nicht mehr an, als die Biene das Vogelnest. Es war nicht meine Heimath, nicht mein Instinkt. Eben so wenig fiel es mir je in der Natur selbst ein, mit den Organen der Kunstthätigkeit sie zu ergreifen. Ich nahm sie hin als einen gegebenen Genuß, der alles thut, was er soll, wenn er Sinne und Seele in ein unmittelbares Wohlgefallen versetzt. Ein dunkler Bergsee in bewaldeter Felsenbucht, ein rauschendes Stromthal mit der Architektur seiner Burgen und Schlösser, liebliche Dörfer in einem Fruchtgarten voll Obst und Wein, ein duftender Buchwald, ein sonniger Blumentag, ein moosiges Quellbeet — diese Bilder gaben auch mir die Freude des Erdbewohners an seinem Dasein. Erst jüngst noch machte ich einen himmlischen Alpenspaziergang und mein Gemüth war in den seligsten Schwingungen. Aber ans Zeichnen dachte ich so wenig wie ein Knabe, der Papierdrachen steigen läßt, an eine Venus. Da sah ich die Nyir, und jeder Nerv in mir schrie: zeichnen, zeichnen!

Fragen Sie nicht, was ich sah. Sie am wenigsten werden das fragen. Aber ich warf auf Berge und Wälder *fast einen Zorn.* Nichts kam mir gemeiner vor, als jene *plumpen Steinhaufen*, welche man Alpen nennt. Ich sah *also zunächst* — Luft. Haben Sie schon Luft gesehen? Bei Gott nicht! Kein Mensch hat Luft gesehen, nur ich allein. Der Berg- und Hügelbewohner sieht die Luft wie einen Landsee, in der Nyir ist sie ein Meer. Wie ergreifend ist das einfachste aller Elemente, wenn man's in wirklich elementarischer Großheit vor sich hat: man möchte sie direkt anbeten. Man begreift, daß die Luft ein Gott werden konnte und zwar Zeus, der Gott der Götter. So eine grenzenlose Luft ist das — einsamste Plätzchen für einen Menschen. Wenn man von einer Quadratmeile zur andern nichts sieht als Luft, wenn man einen Raum sieht, in welchem hie und da Baumgruppen liegen wie auf der deutschen Karte Herzogthümer, so fühlt man sich so tief, so still, so groß, so frei, so erquicklich, so gottversenkt, so ewig und unendlich als wäre man schon vor der Geburt dagewesen und wäre noch da, so einfach blau wie diese Luft, wenn längst das Bewußtsein, wie ein schwimmendes Wölkchen darin, in Gasen verduftet ist. Sodann sah ich auch Erde. Wie gesagt, ich kann es nur wiederholen, mit Verdruß denkt man an jene ausgerenkten, schwülstigen Uebertreibungen, welche man Alpen nennt. Nobel, wahrhaft nobel ist die Erde nur hier. Diese Nyir nämlich ist nicht absolut eben, sie undulirt in einigen Bogensegmenten. Wie schön ist das! Das Auge streicht wie über Sammt über diese weichen, wohligen Bühel; man verfolgt eine Wellenlinie, da begegnet ihr eine zweite, diese kreuzt sich mit einer dritten und schien das Land soeben noch flach, so wird es auf einmal gebogen, gefaltet, geschwungen, in Bas- und Hautreliefs ausgemeißelt, und ein Spiel von Hebungen und Senkungen erklingt wie ein Quartett von Künstlern im diskretesten Vortrag: der eine streicht seine Saite wie mit einem einzigen Roßhaar, der zweite harpeggirt mit der Nagelspitze seines kleinen Fingers, der dritte, wie eine träumende Hornisse, brummelt ein wenig im Baß herum, der vierte thut gar, als ob er schliefe und macht eine Pause — aber dabei regt sich im ganzen Hause kein Athemzug und ist das Adagio pianissimo aus, so bricht ein Jubel los, als hätte man jedem Einzelnen eine Million geschenkt.

Die stillen Geheimnisse dieser Linearschönheiten zu entdecken, ist kein Augenblick günstiger, als wenn die Sonne tief gegen den Horizont steht. Die ganze Ebene beseelt sich dann mit einer Fülle von Schlagschatten, und erst an diesen bewundern Sie den Reichthum von Erhabenheiten. Wie Sie bei Fackelbeleuchtung die schöne Muskulatur einer Antike genießen, so wird unterm schrägen Sonnenlicht der ruhende landschaftliche Leib Athem und Leben. Die zarten Rippchen, die feinen Knöchelchen, die reizenden Grübchen, die weichen rundlichen Schwellungen, das ganze Profil dieses sanft gegliederten Bodens beginnt dann, wie vom Hauch eines Menschenlebens bewegt, sich zu heben, zu dehnen, zu strecken; der rothbraune Haideton an der röthlichen Sonne glüht wie die purpurne Epidermis eines warmblütigen Wesens, der ganze Gesichtskreis schwimmt im Lächeln einer göttlichen Grazie.

Aber Zeichnungen wünschten Sie ja, nicht Worte. Ach, liebster Freund, beherzigen Sie nur die Worte, das Zeichnen werden Sie mir gern erlassen. Mein Bleistift, der nichts als Akte gezeichnet, ist wahrlich kein Scepter, um Reiche zu kommandiren, wie diese Nyir. Und sollte ich auch zeitlebens in den Berner Alpen gelandschaftert, hier ginge mein Latein doch zu Ende. In den Alpen wären mir Hand und Auge zugerichtet worden, wie an den Hobelbänken von Riesen; hier müßte ich Schleier weben, Mariengarn spinnen, mit Libellen tanzen und Feengedanken auf Fingerspitzen balanciren. Es ist eine Seele in dieser Landschaft, welche der Knochenmaler des Hochgebirges sobald nicht erreichen wird auf ihren subtilen Fährten. Die Nyir ist ganz Seele!

Vergegenwärtigen wir uns, wovon eigentlich die Rede ist. Betrachten wir das Panorama der Gegend auf dem Altan jener Sanddüne, welche mein Lieblingsstandort ist. Doch nein, betrachten wir früher die Sanddüne selbst. Sie ist eine Charakterfigur, ein Ausschnitt für sich, den wir unverändert aus der Künstlerhand der Natur nehmen, und in einen Goldrahmen hängen können.

Kommen wir von Süden nach Norden gegen sie heran, so passiren wir ein paar Erdbuckel, die von einem zum andern die Aussicht beschränken. Bald aber stehen wir auf dem letzten derselben, wo uns in gleicher Höhe malerisch frei die Sanddüne gegenüber liegt.

Das ist das Schöne an ihr: während andere Bodenwellen flacher ausstreichen und cäsurlos in einander verschwimmen, so hat sie Beides; gegen Westen schlingt sie sich sanft in das Hügelsystem, dem sie als arabeskes Detail verwebt ist, gegen Osten aber springt sie mit einer steilen und höchst bestimmten Umrißlinie von ihrer Basis in die Höhe. Von dieser Seite wird sie Persönlichkeit, ein Wesen und Individuum, dem ein Name gebührt. Homokhegy heißt sie im Gaue. Der Wind hat freventlich mit dem Haidekinde ge-

Digitized by Google

spielt und ihr schönes Persönchen um und um gewühlt und zerzaust. Nun, Zerstörung ist Leben, Zerstückung ist Form. Die Windbrüche meiner Sanddüne verschönern sie nur um so mehr.

Zwei Gänge bahnte sich der Wind durch den Sandkörper. Der eine stieß von Westen nach Osten herein; er machte einen scharfen zackigen Bruch, er ist grell wie ein Trompetenstoß. Der andere strich von Norden nach Süden. Er nahm seine Arbeit gründlich und tief. Er fing schon unten an der Basis an, höhlte sich eine breite muldenförmige Thalgasse aus, er blies wie ein lang gezogener Flötenton in sein Instrument. Hätte er so viele Kraft als Größe gehabt, die Sanddüne wäre die Quere durch von oben bis unten entzweigesägt und ihr östliches Fragment längst zerbröckelt. Aber unterwegs ermattete er, auf der entgegengesetzten Höhe bricht er die Konture der Düne nur schwach, und konnte nichts mehr als den Sand, den er im glatten, gleichen Strich vor sich hergetrieben über die unverletzte Südseite der Düne in einem breiten Katarakt auszuschütten. Da fällt er nun herab wie die schönste blonde Chevelure! Ein entzückender Kontrast zum struppigen Haidegrau der übrigen Flanken! Wenn die warme Westsonne auf diese falbe Sandwelle fällt, so gibt das eine Tinte, nicht mit Gold zu bezahlen und selbst lauteres Gold!

Dieses feurige Gelb zeichne Einer einmal! Nein, Werthester, soll von Studien schon die Rede sein, ich müßte wenigstens in Farben skizziren; das Blei käme überall zu kurz. Besteigen wir jetzt die Sanddüne selbst. Fassen wir im Winkel jener zwei Windbrüche Posto, dort ist ihr Scheitel.

Der Punkt ist nicht höher als etwa 6 oder 7 Stockwerke eines Gebäudes. Dessen ungeachtet stehen wir hoch und namentlich frei genug. Nach allen Seiten hin liegt die Aussicht schrankenlos da.

Wir sehen eine Sandhaide. Daß das die Nyir ist, wissen Sie bereits. Trüge man Einen im Traume fort und ließe ihn aufwachen im Sandstriche von Jüterbogk oder in den Moorbrüchen der Oder, oder auf der Lüneburger Haide, oder in den Ebenen von Bordeaux und Bayonne, er würde nicht weit in der Fremde zu sein glauben.

Der Stempel des Bildes ist gedankenvolle Oede, großartige Einsamkeit, klösterliche Ruhe und Stille, süße, phantasievolle Melancholie, Selbsteinkehr, Ruhepunkt, Pause. Der Horizont ist eben leer genug, um die Subjektivität in der Brust hoch und schön wie eine tropische Palme aufwachsen zu lassen, und doch auch gegenständlich genug, um dem Bedürfniß der Hingebung, der Neigung sein menschliches Spiel zu erlauben.

Vor Allem aber ist er um und um ästhetisch. Man kann keinen Boden sehen, der schöner linirt ist. Die Hügelform zu einem sanften piano herabgestimmt, die Flachform zu einem sanften crescendo angeschwellt. In den Einsenkungen stille Weiher und das Mondkind, das geisterhafte Röhricht, auf den Hügeln das zarte Sonnentöchterchen, die arabeske, stillglühende Rebe. Und so weit das Auge schweift, beide Formen in beständiger Variation. Keinen Augenblick Monotonie, Alles Wechsel und Uebergang. Im Osten glauben wir das Thema auf seiner ersten Stufe zu sehen; das Niveau scheint hier gradlinig eben. Im Süden schwingt sich die Bodenwelle breit und lang, wie das Meer, wenn es nach einem Sturme ausathmet. Im Westen und Norden erheben die Erdbuckel sich fast zur wirklichen Hügelregion; die Abdachungslinie wird kürzer, der Neigungswinkel gegen den Horizont steiler. Und in welch' reizendem Gestrick sind diese Hügel ineinandergekränzt! Auf weniger Boden wird die Bewegung hier lebhafter, reicher, und wenn die westliche Sonne ihre verstäckenden Schlagschatten wirft, so verirrt sich das Auge in die schönste Komposition von Hautrelief-Figuren; man kann wirklich vergessen, daß man im Flachlande steht und fragt sich ganz erstaunt: ist die Nyir eine Ebene?

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 15. Febr. „Der Barbier von Sevilla", komische Oper von Rossini. — Als Benefize für die Abonnenten mit Hrn. Carrion wiederholt. Trotz der ungewöhnlichen Zeit (Nachm. 5 Uhr) hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden, dessen Stimmung jedoch so matt war, wie die Aufführung, wenn auch nicht so matt, wie das Orchester. Die Wiederholung war ein merklicher Rückschritt gegen Donnerstag und ließ bezüglich der Ensembles und der Einzelleistungen Manches zu wünschen übrig. Hr. Ueberhorst war bei Weitem nicht, was er jüngst gewesen. Besonders die große Nummer im 1. Akte hatte weder das Feuer, noch den Wohllaut der vorigen Leistung. Herr Schiffbenker war im Gesang auch nicht so glücklich, dagegen behagte uns sein Spiel besser, als voriges Mal. Hr. Miller genügte nur im Spiel. Frln. Anstensen war wieder eben so graziös und sang noch besser als jüngst. Hr. Carrion bestätigte die Beobachtungen vom vorigen Male und hätte heute verhältnißmäßig wenig Erfolg gehabt, wenn nicht die spanischen Einlagen, namentlich die am Schlusse sehr glücklich angebrachte, ihm noch einmal Gelegenheit geboten hätte, seine Kunst glänzen zu lassen. Er ward mehrmals gerufen, erhielt zwei Kränze, und warf dem Publikum Kußhände zu — kann aber nicht sagen: veni vidi vicj, sondern ganz einfach — ich habe — gesiegt.

Montag, 16. Febr. „Einen Jux will er sich machen," Posse von Nestroy. Musik von A. Müller. — Wenn man erwägt, daß wir am Ende des Faschings sind, daß man da Wichtigeres zu thun hat, als Rollen zu lernen, daß man dies auch nicht so verübeln kann und in Folge dessen die Rollen wirklich nicht memorirt waren, so muß man sich billig wundern über die Kunst, mit welcher das Stück gleichwohl, nicht gerade aufgeführt, aber doch durchgeführt wurde. Eben so und noch mehr wunderten wir uns über die auf dem Zettel angezeigte, zum Stücke gehörige Musik von A. Müller, was jedoch auch wohl nur ein „Jux" gewesen, denn es ließ sich kein Ton vernehmen. — Wenn die Posse gut gegeben wird, ist sie sehr hübsch. Sie ist kerngesund, voll Humor, volksthümlich, und mit Ausnahme des Schlusses, sehr geschickt gearbeitet. Hr. Puley (Weinberl) schwankte zu sehr in den Dialekten. Höchst ergötzlich in Maske und Spiel war Hr. Lamprecht (Christopherl). Die Wahl des Stückes für diesen Tag war eine sehr gute — man hörte mitunter wahrhaft herzliches Gelächter und erkannte daraus, daß die Posse vielen Leuten wirklich Jux gemacht hatte.

—t—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magner.

Digitized by Google

An die
k. Hof- und Staatsbibliothek
München.
1 N. Würzb. Ztg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 15. Sonntag den 22. Februar 1863.

Schuld und Sühne.

Erzählung
von
Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

„Ein wüthender Hund!" hörte sie rufen und mit Entsetzen sprang sie auf und blickte hinab.

Sie sah das wildschäumende Thier im gestreckten Laufe durch die Gasse rennen, während Kinder und Erwachsene in hastiger Eile sich in die Häuser flüchteten. Der Hund war von jener Richtung gekommen, in der ihre Kinder fortgegangen waren, und es war nur zu wahrscheinlich, daß er ihnen begegnet und vielleicht eines von ihnen gebissen habe.

Zitternd an allen Gliedern beugte sie sich zum Fenster hinaus und rief hinab:

„Weiß man nicht, ob der Hund Jemanden in der Nähe gebissen hat?"

„Ja", erwiderte einer der Vorübergehenden, „ein Dienstmädchen mit zwei hübsch gekleideten Kindern kam ihm entgegen, und in der Angst, sich zu retten, war die Magd mit dem kleineren Mädchen auf dem Arme davon geeilt, während der Knabe, allein gelassen, sich flüchten wollte, niederstürzte und von dem wüthenden Thiere, das in seinem Laufe auf denselben stieß, zerfleischt ward."

„Mein armer Max!" rief die unglückliche Mutter, der es nur zu klar war, daß ihr Kind es war, das vom wüthenden Hunde gebissen worden war.

Halb bewußtlos sank sie auf ihren Stuhl zurück, unfähig sich weiter zu bewegen.

Da ward mit einem Male die Thüre rasch aufgerissen und Villemont mit Max in seinen Armen trat ein.

„Mein Kind!" schrie Lucie auf, „mein armes, armes Kind!"

„Es ist unversehrt", sagte Villemont rasch und legte das von der ausgestandenen Angst noch zitternde Kind in den Schooß der Mutter.

„Unversehrt!" wiederholte Lucie fragend, während sie den Kleinen mit ihren Küssen bedeckte, „so hat das wüthende Thier es nicht verletzt?"

„Ehe noch der Hund nahe genug war, um das theure Kind verletzen zu können, habe ich es in meinen Armen aus der gefährlichen Nähe entfernt und es nicht aus denselben gelassen, bis ich es in Ihren Schooß legen konnte", versetzte Villemont.

„Sie sind der Retter meines Kindes!" rief Lucie aus, ihm die Hand reichend, während ein Strom von Thränen ihren Augen entstürzte.

Das Dienstmädchen erzählte nun, was des Vicomte Bescheidenheit verschwiegen hatte, wie er mit Gefahr seines eigenen Lebens das Kind gerettet habe; sie war mit dem kleinen Mädchen auf dem Arm in ein Haus gestürzt, in der Angst und Verwirrung Max zurücklassend, der, erschreckt von dem allgemeinen Schreien: „Ein wüthender Hund!" lautweinend niedersank. In diesem Momente stürzte Villemont athemlos herbei; er war in einiger Entfernung gewesen, als das angstvolle Schreien zu ihm drang und kaum hatte er Max erkannt, so eilte er zu seiner Rettung. Der Hund war nur mehr einige Schritte entfernt, aber Villemont kam noch im entscheidenden Moment, hob das Kind in seinen Armen empor, und brachte es in Sicherheit. Nur des Villemont raschem, entschlossenem Handeln hatte das Kind von dem sichern Unglück gerettet, während er selbst sich muthig der Gefahr ausgesetzt hatte.

Des Mädchens einfache, schmucklose Darstellung des Ereignisses machte einen tiefen Eindruck auf Lucien. Was wäre aus ihrem Kinde geworden ohne Villemont? Sie schauderte vor dem Gedanken zurück und während sie den wiedergewonnenen Liebling mit verdoppelter Zärtlichkeit an ihre Brust drückte, waren ihre Augen mit dem Ausdrucke der tiefsten, verehrungsvollsten Dankbarkeit auf Villemont geheftet. „Sie haben ihn mir wieder geschenkt!" war Alles, was sie hervorbringen konnte, aber ihre Blicke drückten ihm beredter als alle Worte ihre Dankbarkeit aus.

Der Kleine war von der ausgestandenen Angst beinahe krank und verlangte nach Onkel Villemont; der Vicomte besaß die Zuneigung dieses Kindes in einem seltenen Grade, wie der Kleine ihn nur erblickte, eilte er auf ihn zu, umklammerte ihn mit seinen Armen und überhäufte ihn mit Küssen und Liebkosungen; diese Zärtlichkeit war begreiflicherweise jetzt noch inniger geworden, da Max verständig genug war, um zu begreifen, welcher Gefahr er durch ihn entgangen sei.

Villemont mußte seinem Begehren nachgeben und den Kleinen in seine Arme nehmen; er mußte ihn in sein Bettchen legen und sich an seine Seite setzen; ein heftiges Fieber hatte das Kind infolge dieser Aufregungen ergriffen und es mußte nach dem Arzte geschickt werden. Das Kind bestand mit solchem Eigensinne darauf, nur von Onkel Villemont gepflegt zu werden, daß er, um es nicht weinen zu machen,

Digitized by Google

dem Kinde die kalten Tücher auf das heiße Köpfchen legte und ihm die vorgeschriebene Arzenei reichte.

„Wird er nicht mehr kommen der garstige Hund?“ fragte ihn der Kleine ein über das andere Mal, während er ihn angstvoll bei der Hand hielt.

Als Villemont sich entfernen wollte, begann er von Neuem zu weinen und seine Angst vor dem wüthenden Hunde schien ihn mit solcher Gewalt zu ergreifen, daß er an allen Gliedern zu zittern begann.

„Ich muß bleiben, bis der Kleine schläft“, hatte der Vicomte zu Lucien gesagt und sie dabei bittend angeblickt, ihm die Erlaubniß dazu zu geben.

Lucie nickte ihm beistimmend zu, während sie an der andern Seite des Bettchens Platz nahm. Der Abend war schon eingebrochen, eine Lampe erhellte nur matt das Zimmer, damit kein grelles Licht die Augen des Kindes beleidige; das Dienstmädchen hatte sich mit dem kleineren Kind zurückgezogen und Niemand betrat das Zimmer, damit der arme, erschreckte Max endlich in einen wohlthuenden Schlummer verfallen möchte. Vertraulich saßen Lucie und Villemont sich gegenüber und theilten sich in die Pflege des Kindes; sie reichte ihm das nasse Tuch und zeigte ihm, wie er es demselben umzubinden habe, während er mit gutmüthigem Lächeln sich von ihr belehren ließ; das Kind ward nach und nach ruhiger und schlummerte ein; obwohl die Beiden kein Wort mit einander wechselten, um ihn nicht aufzuwecken, machte dies Beisammensein doch einen tiefen Eindruck auf sie. Villemont's Blicke ruhten nur zu oft auf Lucien's Zügen, die ihm reizender als je erschienen, und er empfand es nur zu tief, wie glücklich er an Oskar's Stelle sein würde. Lucien's gute Vorsätze, ihn vor der Rückkehr ihres Mannes nicht mehr zu sehen, waren mit einem Male dahin und sie dachte nur, wie sie nie im Stande sein werde, dem Retter ihres Kindes genug zu danken.

Als das Kind endlich in einem ruhigen von keinen wilden Fieberträumen mehr gequälten Schlafe lag, stand Villemont leise auf, um sich zu entfernen.

Lucie reichte ihm die Hand. „Darf ich morgen kommen, um nachzusehen, was mein kleiner Pflegling macht? fragte er sie, aber das Lächeln auf seinen Lippen verrieth schon, wie wenig er es bezweifelte, von ihr diese Erlaubniß zu erhalten.

„Ich bitte Sie darum“, erwiderte sie leise.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Nyir.

Brief an einen Künstler.

II.

F. K. Wie wenig der goldige Ton frischer Sandschurfen sich zeichnen läßt, bemerkte ich schon. Sehen wir auf unserer Warte uns weiter um. Ich betrat diese Gegend im Herbst, also in einer Jahreszeit, wo für den Künstler die Vegetation nicht abblüht, sondern aufblüht. Das allgemeine Grün der Pflanzendecke scheidet und sondert sich da in reich variirte Lokaltinten.

Ein röthlich brauner Haideton ist die Grundfarbe des Panoramas, besonders gegen Osten. Ericeen allerlei Art verbreiten ihn über die Fläche. Moos, Ginster, Eppich und was sonst von Gramineen wild und verwildert zwischen dem Anbau sich einbürgert, liefert ein grünliches Grau. Die Stoppeln von Mais und Hirse scheinen, nahe betrachtet, zu dünn und schwach, um die [illegible] Erdfarbe unter ihnen zu übertönen, auf Entfernungen aber und in großen Gebreiten wird ihr Blond eine tonangebende Farbe. Noch kräftiger schlägt das blonde Röhricht durch, das alle Vertiefungen einnimmt, und am stärksten der falbe Sand, wo ihn der Wind bloßgelegt hat. Anders wieder ist der gelbliche Anflug, welchen das dürre Rebenlaub über die zu Weinbergen verwandelten Sanddünen haucht und endlich stehen Obstbäume in diesen Weinbergen, welche auf Distanz zu Wäldchen zusammenfließen und deren herbstliche Laubkronen wie zahlreiche Fackeln in Purpurgluth auflodern. Was erblicken wir hier? Ein blaues Wässerchen glitzert im Röhricht. Es ist nur ein kleines Streifchen, aber wie himmelvoll schlägt die Farbe durch! Das Stückchen Opalblau blickt aus der Landschaft wie ein beseeltes menschliches Veilchenauge. Und dort — was für ein anderes Blau? Aus der Erdhütte eines Schäfers oder Zigeuners kräuselt ein wirklicher Rauch auf. Sagen Sie nicht, solche Details übergeht der Konturenzeichner. Das ist ja der Segen dieser Oede, daß jedes Detail darin mit vollster Persönlichkeit wirkt. Wie reizend markirt dieser Rauch eine Herdstelle in der unendlichen Einsamkeit! Er gehört zum Bilde, um jeden Preis gehört er dazu. Aber blau muß er sein. Nur so löst er mit schwebender Leichtigkeit vom braunen Boden sich ab. Die Kohle, die für die Erde, das Wässerchen, den Rauch nur ein Ausdrucksmittel hat, hat eben darum gar keines.

Ferner die Architektur. Der Einsiedler auf Homokhegy hört mit Erstaunen, daß man auf diesem Punkte — zwanzig Ortschaften erblicken soll. Mein Gott, wo sind sie denn? In einer Einsamkeit wie auf Prairien, in einer Stille, wo der einzige Ton, den er hört, das Blut ist, das in seinem Ohre klopft! Er fängt zu suchen an. Nun ja! Im fernen Osten steht die Kirche von Maria Pocs, blinkend und klein wie ein Silberaufsatz, und noch ferner am Westrand die Kirche von Nyiregyháza. Schräg zur Linken an den ausstreichenden Sohlen der Weinhügelgruppe flimmert Kálló in einem Nimbus von Sonnenstaub, und noch schräger zur Rechten kühlt sich Kálló-Semeny in seinem Fächer von Akazien. Das sind viere. Wo sind die anderen sechzehn? Ach, ein ungarisches Dorf wächst so wenig aus dem Boden heraus! Breit und niedrig ist es gebaut, und die braunen Lehmwände und die schwarzbraunen Rohrdächer kontrastiren fast gar nicht zum Baugrund. Wie ein Lerchennest duckt sich's zur Scholle. Strecke deine Waffe, Kohle, nur die zarteste Pallette hat Nuancen dafür. Was uns die zwanzig Ortschaften finden macht, sind fast einzig — Kalktünchen, die geweißten Wände von Pachthöfen und Herrenhäusern. Da liegen sie im blauen Luftmeere wie Segel, die gegen die Sonne schwenken. Aber die scharfen, blendenden Lichterchen drückt mir der Papierton nicht aus. Sie schreien nach Bleiweiß.

Und endlich — das Beste sage ich zuletzt. Die Nyir beherrscht einen prächtigen Bergprospekt! Bei durchsichtiger Luft wird der Tokaierberg sichtbar, eine zart umründete Kuppelform, in langgestreckter horizontal geschichteter Barre reiht sich die Hegyalja an ihn, das erfreute Auge, begieriger geworden, sucht und findet bald auch Karpathenspuren. Kegel an Kegel dämmern die Aussprünge und Vorberge derselben herauf, der ganze nordwestliche Horizont wird eine blaue Perlenschnur, deren duftige Weichheit und Frische jedem Versuch einer Zeichnung entschlüpft. Ein königliches Diadem

Digitized by Google

der blonden Nyir! Das Auge wird nicht müde, diese Zartheit von perspektivischer Verjüngung und Abstufung, diese feinen Uebergänge in Ferntöne, welche immer leichter und geistiger werden, zu bewundern. Die Kohle verzweifelt und zitirt den Farbengott. Aber kaum ein Claude Lorain wagte es, in jene ahnungsvollen, sehnsüchtigen Weiten zu malen, wo die Form Duft wird, der Gegenstand Gemüth, die Materie Seele.

Diesen Bergprospekt haben die Oder-Moorbrüche oder die Sandhaiden von Jüterbogk und Lüneburg nicht. Les Landes haben ihn an den Pyrenäen und la Campagna an den Sabinerbergen. Ich schränke darum mein obiges Wort wieder ein. Und gewiß kommt die Nyir diesen südlichen Einöden näher als jenen stumpfgrauen nordischen Nebelbildern. Ihr ganzer Lokalton ist fast südlich warm. Auch ihr Klima ist es. Die Wärmestrahlung ihres Sandbodens, nordwärts geschützt von den Karpathen, und nicht dem Eishauch der skandinavischen Meere offen wie Niederdeutschland, entwickelt eine höhere Vegetation, als jene magern, ewig grauen Fichtenstriche, welche den sächsischmärkischen Sand überziehen. Ihre Humusdecke ist eine stärkere, ihr Sand fruchtbarer Lehm, nicht steriler Kiessand. Sie baut Wein! Sie spendet Pfirsiche und reift den Saft der Melonen. Kurz, die Nyir ist nicht Linie allein. Sie ist Farbe, Sie nimmt Theil an der Poesie des Kolorits. Die Grazien, welche die römische Campagna schufen, haben ihre wildschöne, weibliche Laune nicht gesättigt daran. Die Schöpfung gefiel ihnen, sie schufen die südfranzösischen Landes, sie schufen die ungarische Nyir.

Verzichten Sie also, werthester Freund, auf meine dürftigen Striche. Kommen Sie selbst, aber bringen Sie auch Ihr Farbenbeutel mit und malen Sie!

Aus Paris 15. Februar.

(„Le pied, qui remue". Verschiedene Deutungen eines Chansons. Pro und Contra in Betreff der Millionäre. Bixio. Wo tanzt man nicht? Maskenbälle. Eine jedenfalls neue Maske. Die „Korsakoff-Frage." Louis Napoleons gute Laune. Die Devise des zweiten empire.)

* Ganz Paris singt in diesem Augenblicke ein wunderliches Liedchen. Niemand weiß, woher es kam, noch weniger, warum es einen so ungeheuern Erfolg hat; aber es ist da und tönt aus Aller Munde. Ich schreibe Ihnen den Refrain im Original hin:

„J'ai un pied, qui r'mue
Et l'autre qui ne va guère;
J'ai un pied qui r'mue
Et l'autre qui ne va plus!"

Und nun die politische Auslegung, die mir vor einigen Tagen ein stiller Revolutionär gegeben. „Der Fuß, der ausschlägt", sagte er mir, „ist das Volk, die Armuth, der die Zukunft gehört; der andere Fuß, der nicht mehr weiter kommt, ist der Absolutismus, das herrschende Regime, das mit seiner Weisheit zu Ende ist." — Mir fiel neulich während einer Theatervorstellung eine andere Deutung ein. In einer Loge des ersten Ranges saß ein höchst merkwürdiges Paar. Sie jung, schön und kostbar mit Brillanten geschmückt; Er ein alter, welker Mann. War er überhaupt ein Mann? Ich glaube, er war blos ein Millionär. Mich überkam es bei der Betrachtung des Paares wie eine Hallucination; mir war, als hörte ich den alten Gichtbrüchigen, der doch noch von den Freuden des Lebens gerne naicht, leise vor sich hin brummen: „J'ai un pied, qui remue et l'autre qui ne va plus." Sollte dies nicht der wahre Sinn des Refrains sein? Gilt er nicht jenen alten Lüstlingen, die mit einem Fuße schon im Grabe stehen? Gerade Paris ist reich an solchen Exemplaren, deren ganze Lebensthätigkeit darin besteht, daß sie mit dem einen Fuße lustig ausschlagen und tolle Streiche machen. Was liegt daran, wenn der andere Fuß nicht mehr vorwärts kann? Gott Mammon ist mächtig in dieser Welt; was scheert sich der Millionär um sein steifes Bein, wenn ihm die Beine seiner Lakaien, seiner Pferde und der Huldgöttinnen der großen Oper zu Gebote stehen?

Nichts für ungut, ihr Herrn Millionäre! Wir sind durchaus keine Verächter eurer Millionen und wenn ihr nur sonst respektable Leute seid, thun euch eure Staatspapiere und Aktien, eure Häuser und Villen in unsern Augen durchaus keinen Abbruch. Allen Respekt z. B. vor den drei Männern, die so eben mitten im härtesten Winter den Cenis passirten, weil sie Geschäfts-Angelegenheiten in Italien persönlich schlichten wollten. Die Herren Bixio, Fremy und Pereire hatten auf ihrer Reise fast ebensoviel Gefahr und Abenteuer zu bestehen, als ob sie sich der heillosen mexikanischen Expedition angeschlossen hätten. Einmal dankten sie z. B. ihr Leben nur dem zufälligen Umstande, daß das eine Pferd ihres Wagens hart vor einem tiefen, vom Schnee verhüllten Abgrunde stürzte und die Weiterfahrt unmöglich machte. Die Herren Fremy und Pereire mögen gehörige Angst empfunden haben, Bixio gewiß nicht. Bixio ist noch immer der alte — nicht die Jahre, nicht die Schreibstube haben den Mann verändert, der mit Barral die tollsten äeostatischen Experimente machte und in den Junitagen in den vordersten Reihen kämpfte, bis ihn eine Kugel mitten in die Brust traf. Ein Mann des Goldes von Eisen! Kaum nach Paris zurückgekehrt, veranstalteten die drei Herren zum Danke ihrer wunderbaren Rettung aus allen Gefahren — keine Wallfahrt, sondern, wie dies in unserer sündigen Zeit nicht anders denkbar, prachtvolle Ballfeste.

Wo tanzt man übrigens heuer in Paris nicht? Wie stellt man es an, wenn man zur hohen Gesellschaft gehört, nicht täglich drei, vier Einladungen zu bekommen? Das sind sehr schwer zu beantwortende Fragen. Sogar Einer von den „Unsern", ein wohlbekannter „gelehrter" Feuilletonist gab einen glänzenden Maskenball, Louis Figuier. Seine liebenswürdige Frau erschien im Kostüme einer Zigeunerin; — auch ihr Mann gehörte einst, ehe ihm das Glück gelächelt, zu den „heiligen Zigeunern", aus denen die Gäste fast zur Hälfte bestanden. Auf diesem Balle erschien auch Gustav Doré, der wohlbekannte Maler und Illustrator, und zwar in einer der originellsten Masken, die je gewählt worden. Er hatte sich mit Anspielung auf das Werk des freundlichen Wirthes: „Die Erde vor der Sündfluth" als — antediluvianisches Ungeheuer verkleidet, und zwar als eines der scheußlichsten, die nur je im Kindheitsalter der Erde in dem heißen Schlamme herumgekrochen sein mögen. Jedenfalls ein Kostüm, mit dem an Originalität und Seltsamkeit keines wetteifern kann, nicht einmal das sehnlichst erwartete, noch immer nicht erschienene Salammbokostüm. Die Herzogin von Castiglione sollte es auf dem letzten Tuilerienballe tragen, zog aber im letzten Momente das Kleid einer vornehmen Römerin aus der ersten Kaiserzeit vor. Morgen aber, auf

Digitized by Google

dem Balle des Staatsministers, wird Salammbo zuversichtlich da sein — in der Person der Madame Rimsky-Korsakoff.

Die ebengenannte Dame zählt zu den „Fragen“ der diplomatischen Welt. Es gibt nicht nur eine römische, eine mexikanische, eine polnische u. s w., sondern auch eine Korsakoff-Frage. Die vornehme Russin glänzt eben so sehr durch die Schönheit ihrer hohen stolzen Gestalt, wie durch den fabelhaften Reichthum von Juwelen, den sie zur Schau trägt. Auf dem Balle des Herrn Drouin de Lhuys erschien sie in russischem Nationalkostüme, strahlend von Diamanten und Smaragden, in den Tuilerien als Spiegel, bei Fürst Metternich als Meer, in großen Wellen von grüner Gaze rauschend, zwischen denen große Perlen, wunderbar schöne Korallen und seltene Muscheln prangten, einen mächtigen Anker von Brillanten im Haare. Sie hat es zur Mode in der vornehmen Welt gemacht, jedes Kostüm, und wäre es noch so kostbar, nur ein einziges Mal anzulegen und es ist in den Hofkreisen bereits Ehrensache, hinter der reichen Russin nicht zurückzubleiben. Die ohnehin maßlose Verschwendung, die das zweite Kaiserreich en vogue gebracht, hat dieses Jahr noch eine Steigerung erfahren, obwohl man dies für unmöglich hielt. Kaiserin Eugenie geht ihren Damen mit gutem Beispiele voran: Ihre Maskenkostüme gleichen Mährchen aus „Tausend und einer Nacht“, die gewandte Schneiderhände in Wirklichkeit übersetzt. Die Civilliste des kaiserlichen Paares ist allerdings die höchste der Welt, aber wir glauben nicht, daß sie ausreicht, um den Karneval zu bestreiten. Wer einen der Bälle in den Tuilerien mit ansieht oder auch nur die Beschreibung davon in den Blättern liest, der muß Frankreich für das reichste Land der Welt halten. Und in Wirklichkeit besteht eine allgemeine Verarmung! Louis Napoleon selbst amüsirt sich diesen Winter trotz Mexiko ganz ungewöhnlich, er tanzt sogar ziemlich viel. Auf dem letzten Tuilerienball walzte er sogar mit der Prinzessin Murat. Der Kaiser walzt, — folglich kann Frankreich zufrieden sein. Ist auch selbst durch die offizielle Brille angesehen, nicht Alles in Ordnung, so macht dies nichts: Louis Napoleon dreht seinen spitzen Schnurrbart und sagt gleichgiltig: „Après moi le deluge!“

Würzburger Stadttheater.

Dinstag, 17. Februar. „Richard's Wanderleben“ Lustspiel nach dem Englischen von Kettel. — Selten sind uns zwei Stunden so lange geworden, als heute die zwischen 6 und 8 Uhr. Dieser Extrakt von berühmten und berüchtigten Sentenzen großer und kleiner Köpfe ist an und für sich nicht geeignet, große Kurzweile zu erzeugen. Hie und da angewendet, macht ein Citat Vergnügen und Effekt; 4 Akte aber damit auszustopfen, reicht dieser Spaß denn doch nicht aus, um welchen die Handlung des Stückes wie ein loser Mantel geschlungen ist. Geradezu unerträglich aber wird ein solches Lustspiel, wenn es so traurig dargestellt wird, wie es doch heute unzweifelhaft der Fall war. Man bewegte sich in den seltsamsten Extremen. Während die Einen nur flüsterten, polterten die Andern um so lauter; die eine Hälfte wußte gar nichts, die andere wußte keinen Gebrauch von ihrem Wissen zu machen. Es war eine Leseprobe-vorstellung vom reinsten Wasser, ohne Sang und Klang, ohne Musik und Sprache. — Hr. Puiey (Richard Wanderer) bemühte sich, das lecke Schiffchen flott zu machen, war jedoch nicht sicher genug, und in Folge dessen zu gedehnt. Aber wenn auch — eine Schwalbe macht keinen Sommer.

Donnerstag, 19. Febr. „Lohengrin“ *). Frln. Bork (Elsa) bot ihre seelenvolle Stimme, ihr durchdachtes Spiel auf, um sich zur Geltung zu bringen. In der zweiten Scene des 2. Aktes (auf dem Söller) und im Duette mit Ortrud gelang es ihr auch, die erstarrten Gemüther etwas zu erwärmen. Wo sonst hätte es ihr völlig gelingen sollen? Diese abrupten musikalischen Gedanken lassen eine wirkliche Entfaltung des Gesanges so wenig zu, als eine Sammlung Perlhühner ein naturhistorisches Museum bildet. Herr Dalfy (Lohengrin) sang sehr gut, mit Ausdauer, Kraft und wo es nöthig war, mit Weichheit — daß er nicht ebenso gut spielte, glauben wir gerne; was wäre auch an diesem traurigen Ritter zu spielen! Das Poetische der Fabel wieder zu geben, vermag denn doch nicht jeder Darsteller und die innere Schwäche dieser Figur offenbart sich mit jeder minder ausgezeichneten Darstellung. Hr. Ueberhorst (Telramund) war zu hart, zu klanglos. Da die Partie an sich hart genug ist, so machte er begreiflicherweise keinen sehr günstigen Effekt. Frau Pätsch (Ortrud) schrie so gewaltig, daß sie der ohnehin häßlichen Zeichnung noch einen weitern herben Beigeschmack gab und Frln. Bork gegenüber einen unangenehmen Kontrast erzeugte. Hr. Schiffbenker (Heinrich v. Vogler) hat eine höchst undankbare Aufgabe ganz wacker gelöst. Er that, was er konnte und er kann viel. Aber was soll man aus diesem König machen, welcher weiter nichts thut, als daß er zu Gericht blasen läßt! Herr Schelper (Heerrufer) hatte einmal Unglück, brachte sich aber bald wieder in Ordnung und sang im Ganzen genommen gut. — Die Chöre waren sehr armselig und unsicher, die Trompeter auch nicht ganz sauber — über die erstern aber können wir nicht recht ungehalten sein. Es ist zu viel verlangt von den Leuten, daß sie diese horribeln Noten korrekt behalten sollen. Sei dem jedoch, wie da wolle — Frln. Bork sowohl als Hr. Dalfy haben die lebhafteste Anerkennung verdient.

Freitag, 20. Febr. „Das Tagebuch“, Lustspiel von Bauernfeld. Hierauf: „Aus Liebe zur Kunst“, Schwank von Moser. — Diese beiden Wiederholungen läßt man sich gerne gefallen, um so mehr, als ja der „Sommernachtstraum“ in Aussicht steht. Daß man diesen wieder, gleich den Opern und sonstigen Unternehmungen zu frühe verkündete, kann nur damit entschuldigt werden, daß man mit dem möglichen Gewinn einstweilen die Nieten übersehen macht. Daß es aber keine Zierde des Zettels ist, wenn so häufig Abänderungen angezeigt werden, ist sehr begreiflich und es sollte dies also, wenn immer möglich, vermieden werden. — Ueber die beiden Stückchen von heute haben wir uns schon ausgesprochen und dürfen wohl zur Abwechslung einmal ruhig darüber hinweggehen.

—t—

*) Der Herr Verfasser verbreitet sich ausführlich über die Bedeutung Wagner's; wegen Mangels an Raum sind wir aber genöthiget, den Artikel zu kürzen und werden seine Auslassungen in einer der nächsten Nummern bringen. D. R.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 16. Mittwoch den 25. Februar 1863.

° Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Obwohl das Kind ruhig schlief und seine gleichmäßigen Athemzüge bewiesen, daß das Fieber, welches nur eine Folge des Schreckens gewesen, vorüber sei, blieb Lucie noch lange am Lager desselben sitzen. — Wie zärtlich und liebevoll war Billemont nicht mit ihrem Kinde gewesen, dachte sie und fühlte, wie er ihrem Herzen noch viel werther geworden war. Sie fand sich vor ihrem Gewissen entschuldigt, daß sie ihm gestattete, sie wieder zu besuchen, es wäre ja undankbar von ihr gewesen, wenn sie anders gehandelt hätte, und sie traute ihrer Selbstbeherrschung zu, daß sie ihn öfter sehen könne, ohne auf's Neue ihre Gefühle zu verrathen.

Seltsam war es, daß sie heute so erfüllt von dem Gedanken an Billemont war, daß sie an Oskar, an den Vater des *geretteten* Kindes nicht einmal dachte. Er war für sie nur der strenge Gatte, dessen Ehre zu kränken sie zitterte, aber nicht mehr der liebevolle zärtliche Vater ihrer Kinder — und doch konnte sie an der Liebe zu seinen Kindern nicht einen Augenblick zweifeln. Billemont kam am folgenden Tage und von da an hielt sein Wagen wieder täglich vor Lucien's Hause, um sie und die Kinder auf sein Schloß zu führen.

Die Zeit von Oskar's Ankunft rückte immer näher heran; Lucie erhielt häufig Briefe von ihm, in welchen er ihr ausführliche Nachrichten über seines Vaters Befinden mittheilte, und im letzten kündigte er ihr seine baldige Rückkehr an, er schrieb zärtlich und liebevoll und erkundigte sich auf das Angelegentlichste nach ihrem und der Kinder Befinden. Lucien fiel es schwer genug, seinen Briefen in demselben Tone zu antworten, aber sie fühlte, wie viel schwerer es ihr ankommen würde, ihn mit Zärtlichkeit zu empfangen; sie erwähnte nichts von dem Vorfalle mit dem wüthenden Hunde und beantwortete seine Fragen über Billemont so kurz als möglich. Sie hatte sein letztes Schreiben noch nicht beantwortet; Oskar hatte ihr Vorwürfe gemacht, daß sie ihm so kurze Briefe schreibe und hatte trotz ihren Bemühungen erkannt, daß sie nicht so liebevoll und vertrauend, als sie sollte, mit ihm sei.

Lucie saß an ihrem Schreibtische, Oskar's Brief lag vor ihr und sie hielt die Feder in der Hand, um ihm zu antworten. Aber sie kam nicht über die ersten Zeilen hinaus, sie wollte herzlich sein, aber sie brachte es nicht über sich, die zärtlichen Worte, die ihr sonst so natürlich waren, niederzuschreiben; Thränen traten endlich in ihre Augen, während sie, die Feder weglegend, ausrief: „Ich vermag es nicht, ihn zu täuschen und doch muß ich es, soll er nicht errathen, daß ...." Sie stockte hier und wagte nicht laut zu vollenden, was sie kaum zu denken wagte. Billemont's Eintreten, so vorbereitet sie auch darauf sein mußte, erschütterte sie doch in diesem Augenblicke so sehr, daß sie in ein krampfhaftes Weinen ausbrach und ihr Antlitz mit den Händen barg.

„Sie weinen", sagte Billemont betroffen, sich ihr nähernd, „und darf ich nicht wissen, was der Grund Ihrer Thränen ist?"

Sie schwieg und weinte noch immer fort; sie empfand das Peinliche ihrer Lage nur zu tief — sie liebte Billemont und sollte dem Gatten Liebe heucheln.

„Darf Ihr Freund nicht wissen, was Sie so tief bekümmert", fuhr Billemont im bittenden Tone fort — „soll ich wie ein Fremder vor Ihrem Leide stehen? Haben Sie", setzte er mit gepreßter Stimme hinzu, „eine Nachricht von Oskar erhalten, die Sie betrübt, ist er vielleicht krank?"

Als sie noch immer schwieg, bei Oskar's Namen aber schmerzlich zusammenzuckte, griff Billemont hastig nach dem offenen Schreiben desselben, das vor ihr lag; sie bemerkte es nicht, sonst würde sie es verhindert haben und Billemont's Brust war von zu widerstreitenden Gefühlen bewegt, um die Gesetze der guten Sitte zu beachten und einen nicht an ihn gerichteten Brief ungelesen zu lassen.

Einige Minuten später sank er mit dem leidenschaftlichen Geständniß seiner Liebe vor ihr auf die Knie; er hatte mit einem Male verstanden, was sie so schmerzlich bewege, und im beseligenden Jubel, so von ihr geliebt zu werden, vergaß er auf Ehre und Freundschaft. Er sprach und handelte mit der Leidenschaftlichkeit eines jungen Mannes, der nur an seine Liebe und das Glück, wieder geliebt zu sein, denkt, obwohl man seinem Alter mehr Besonnenheit und Ruhe hätte zutrauen sollen. Er hatte ihre Hände von ihrem glühenden Antlitz gezogen und sie mit seinen Küssen bedeckt; sie wollte sie ihm entziehen, während sie halb vorwurfsvoll zu ihm sagte:

„Habe ich das um Sie verdient, bin ich so tief in Ihrer Achtung gesunken?"

Aber sie blieb um seine Entschuldigung, um die Versicherungen seiner Liebe zu hören. Sie blieb, bis ihre Thrä-

Digitized by Google

nen sich in ein Lächeln verwandelten und sie wenigstens für einen Augenblick nur das Glück, von ihm geliebt zu sein, empfand.

Aber wenn auch das Lächeln bald wieder Thränen wich und sie mit schmerzlicher Bewegung den Namen Oskar ausrief, der Beide an ihre vergessenen Pflichten mahnte, so erschien ihr doch ihr und des Vicomte Benehmen nicht mehr so strafbar, als es war. „Die wahre Liebe entschuldigt Alles", hatte Billemont zu ihr gesagt, „und ihrer Macht kann Niemand widerstehen! Wir sind zu beklagen", hatte er hinzugefügt, „aber nicht zu verdammen!"

Diese Ansicht fand nur zu leicht Anklang bei ihr, denn sie konnte damit ihr eigenes Vergehen beschönigen; sie beweinte sich selbst und Billemont, aber verlor damit die Energie, sich von diesem gefährlichen Umgang loszureißen. Billemont's Benehmen, das eben so achtungsvoll als bisher blieb, beruhigte sie, denn sie hatte befürchtet, daß seine Leidenschaft sie mit immer neuen Ausbrüchen erschrecken würde, aber Billemont war mit dem Bewußtsein, von ihr geliebt zu werden, zufrieden und von der innigsten Dankbarkeit für sie beseelt.

Lucie schob es von Tag zu Tag hinaus, an Oskar zu schreiben, sie hatte nicht den Muth, ihn zu täuschen und dachte mit immer wachsender Angst an das Wiedersehen. Wie sollte sie ihn empfangen? Welche Entschuldigung für ihr Schweigen anführen? Mehr als einmal hatte sie schon diese Fragen an Billemont gerichtet und alles Blut bei dem Namen seines Freundes in seine Wangen getrieben.

„Wir haben gefehlt gegen ihn", hatte er ihr eines Tages erwidert, „und der erste Fehltritt führt uns immer weiter; Sie müssen ihn mit einer Zärtlichkeit täuschen, die Sie nicht mehr hegen und zum ersten Male sich zur Lüge herablassen."

Lucie brach in Thränen aus.

„Weinen Sie nicht, liebste, beste Lucie", bat Billemont zärtlich, „oder Sie bringen mich, der ich Schuld an Ihren Thränen bin, zur Verzweiflung. Vermag denn meine tiefe, innige Liebe nicht, Sie für Alles, was Sie meinetwegen leiden, zu trösten? Mir gibt meine Liebe Muth, Alles, ja das Schwerste, das mich treffen könnte, zu ertragen, und sollte meine Lucie nicht die selbe Kraft aus ihrer Neigung zu mir ziehen?"

Sie richtete sich empor und sah ihn unter Thränen mit einem Blick voll unaussprechlicher Zärtlichkeit an. In diesem Augenblicke hörte man Tritte und — Oskar trat in die Laube ein, in der die beiden Liebenden saßen; eine tiefe Blässe deckte sein Antlitz und sein Blick ruhte mit starrem Ausdruck auf der Gattin. Er hatte, als er sich der Laube näherte, die ihm so wohlbekannten Stimmen vernommen und war ahnungslos hingeeilt, um durch sein unerwartetes Eintreten sie zu überraschen; da hörte er Billemont's Worte, sah Lucien's Blick, und ohne zu wissen, was er that, trat er vor. Lucie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als sie ihren Gatten erblickte, während Billemont rasch sich erhob.

„Ist es wahr, kann Lucie, kann mein Freund mich verrathen haben?" fragte Oskar mit einer Stimme, die vor schmerzlichem Beben unsicher klang.

Seine Blicke flogen fragend von der Gattin zu dem Freund, als erwarte er eine Antwort, die seinen schrecklichen Verdacht zerstören müsse; als er aber die zitternde Gattin erblickte, die scheu sein Auge mied und das tiefe Roth auf Billemont's Wangen brennen sah — erkannte er, wie er nur zu richtig gehört hatte. Er preßte die Hand vor seinen Augen, während ein tiefer Seufzer seine Brust hob; sein Glück war mit einem Male auf das Grausamste zerstört worden; aber im nächsten Augenblicke richtete er sich empor und wandte sich mit folgenden Worten an Billemont:

„Mein Herr, Sie werden mir in zwei Stunden die Genugthuung geben, die ich ein Recht habe, von Ihnen zu begehren. Wählen Sie rasch einen Sekundanten und verfehlen Sie nicht, mich am Anfange der Waldwiese bei der großen Eiche zu erwarten."

Billemont verbeugte sich und wollte sich entfernen, als Oskar ihm zurief: „Noch ein Wort, versprechen Sie mir, über diese Affaire nichts, das die Ehre der Mutter meiner Kinder kränken könnte, laut werden zu lassen."

Oskar hatte diese Worte im gebieterischen Tone gesagt und sie mehr wie einen Befehl als eine Bitte ausgesprochen, aber Billemont zögerte nicht einen Augenblick, das von ihm verlangte Versprechen abzulegen. Oskar wandte sich darauf zu seiner Gattin, mit der er allein zurückgeblieben war und die wie vernichtet schweigend da lehnte.

„Erheben Sie sich", sagte er im rauhen Tone zu ihr, „und kehren Sie nach Hause zurück, wo Sie erfahren sollen, was ich über Sie beschließen werde."

Zitternd erhob sich Lucie und vermochte kaum sich aufrecht zu erhalten; Oskar reichte ihr nicht die Hand, um sie zu stützen, sondern verließ sie, ohne sie mehr eines Wortes zu würdigen.

Zur bestimmten Stunde fanden sich Oskar und Billemont in Begleitung ihrer Sekundanten an der bezeichneten Stelle ein. Billemont war, seit er Oskar wieder gesehen, wie vernichtet von dem Bewußtsein seiner doppelten Schuld ihm gegenüber und vor der düstern Schmerzensmiene des verrathenen Freundes erkannte er, wie elend er gehandelt habe und wie seine Leidenschaft keine Entschuldigung sein könne.

Er trat auf ihn zu, um ihm ungehört von den Sekundanten ein Paar Worte sagen zu können.

„Erschieße mich, ich verdiene den Tod von deiner Hand, aber zwinge mich nicht, noch neue Schuld zu der schon begangenen zu fügen", bat er, während eine tiefe, schmerzliche Bewegung aus seiner Miene sprach.

„Sie sind mir diese Genugthuung schuldig, aber Ihr Mörder will ich nicht sein", erwiderte Oskar stolz; „doch eine Frage sollen Sie mir noch aufrichtig beantworten — so aufrichtig", setzte er hinzu, „als stünden Sie vor Gott — können, wollen Sie das versprechen?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Herstellung der Seidenzeuge.

A. Selten vergegenwärtigt sich wohl eine der großen Weltdamen, die in kostbaren Gewändern durchs Leben rauschen, wie große Mühe es kostet, ihnen das einfachste seidene Kleid zu machen, und durch wie viele Hände ein solches Kleid gehen muß. — Die berühmtesten Seidenfabriken sind bekanntlich in Lyon und dessen Umgegend, wo Hunderttausende von dieser Industrie leben und dabei auch zuweilen — hungern, je nachdem ihnen das Glück günstig ist oder nicht. Bei der Fabrikation der Seide sind außerordentlich viele Frauen und Mädchen beschäftigt. Ueber die Lage dieser

Digitized by Google

armen Geschöpfe hat Jules Simon in seinem berühmten Werke „die Arbeiterin“ interessante Aufschlüsse gegeben. Die „Ostd. Ztg.“ hat dem reichen Material des Werkes nur einige Notizen entnommen, welche den Gang veranschaulichen, den die Herstellung eines Seidenzeuges nimmt.

Vor allen Dingen haben wir da zuerst die Zucht und die Pflege des Maulbeerbaums, dann diejenige der Seidenraupen, endlich die Gewinnung der Seide; das sind große und wichtige Zweige des französischen Gewerbfleißes; denn Frankreich erzeugt selbst einen großen Theil der Seide, die es verarbeitet, und es macht selbst Asien Konkurrenz, England damit zu versorgen. Mit unermüdlicher Sorgfalt muß man die kleine Seidenraupe, die sich vom Maulbeerblatte nährt, von ihrem Ausschlüpfen bis zum Augenblicke überwachen, wo sie bei ihrer Verpuppung jene kostbare Hülle webt, welche man Seidenpuppe (cocon) heißt. Die Sorgfalt des Seidenzüchters richtet sich zuerst auf die Wahl des Samens oder die Eier. Dieselben müssen eine graublaue Farbe haben, welche die Fälscher sehr geschickt mit gemeinem Weine nachzuahmen verstehen. Wenn die Eier einmal angekauft sind, so müssen sie in geschlossenen Büchsen, die man in die Keller stellt, um plötzlichen Temperaturwechsel zu vermeiden, wohl aufbewahrt werden. Ließe man die Eier von selbst ausschlüpfen, so würde das weder zu rechter, noch zu gleicher Zeit geschehen, und die Zucht wäre dann unregelmäßig; deshalb muß man eine Ausschlüpfkammer haben, deren Temperatur den gehörigen Grad Wärme besitzt. Das Ausschlüpfen muß mit der Blattentwicklung des Maulbeerbaumes in geeignetem Verhältniß stehen. Wenn die Eier eine gelbliche Farbe annehmen, so sind die Räupchen schon ganz gebildet, und man kann sie mit dem Vergrößerungsglase erkennen; dann bedeckt man sie mit einem Streifen Mousseline oder einem Bogen Papier mit kleinen Löchern, auf welche man Maulbeerblätter legt, die in kurzer Zeit mit Raupen sich bedecken. Diese Blätter trägt man dann in die Räume der Seidenzüchterei, wo die Raupen in dem Zeitraume von vierzig Tagen sieben Altersstufen zu durchlaufen haben. Die Temperatur, der Grad des Feuchtigkeitsmessers (Hygrometers), die Zahl der Mahlzeiten wechseln nach dem Alter; auf der ersten Stufe halten die Raupen vierundzwanzig Mahlzeiten des Tags, und auf der fünften blos acht. Zwei sehr schwierige Operationen sind die Säuberung, (délitement), oder die Entfernung des Unraths, und die Trennung (dédoublement), die darin besteht, daß man den Raupen den gehörigen Raum unter einander gibt. Die Raupen sind zahlreichen Krankheiten unterworfen, die meistentheils durch nachlässige Behandlung entstehen. Gegen Ende des fünften Alters ist die Raupe vollkommen ausgewachsen, und sucht überall einen Anhangpunkt, um die Puppe zu beginnen; jetzt beginnt die Bestabung (boisement), indem man über die Raupen kleine Stäbe und Aeste breitet, und zwar in geneigten Flächen; worauf die Raupen unverzüglich zu spinnen anfangen. Das heißt man das Aufsteigen der Raupe (la montée du ver). Nach Verlauf von sechs bis acht Tagen sind alle Puppen gebildet. Damit der Schmetterling dieselbe nicht durchbohre, um auszuschlüpfen, muß man denselben mit heißem Luftstrom ersticken, im Augenblicke, wo die Raupe ihr nützliches Werk vollendet hat. Nun kommt das Geschäft der Ablösung oder Abstreifung (déramage), welches darin besteht, die Seidenpuppen von den Hölzern und Zweigen wegzunehmen, um sie in Körben nach ihren verschiedenen Gattungen zu sortiren. Wenn die Puppe gebildet ist, und wenn man sie von der Flockseide (bourre de soie) befreit hat, ergreift man die Seidenfäden und fängt an, sie abzuhaspeln, indem man wenigstens drei und höchstens zwanzig Fäden zusammennimmt, je nach der Stärke, die man dem Faden geben will. Diese Fäden heißt man Rohseide (soie grège). Unter dieser Form verwendet man einen Theil davon für Barège, Bänder, Seidenflor, und der Rest der Rohseide wird abgehaspelt und gezwirnt, ehe man sie verarbeitet. Aus diesen verschiedenen Operationen besteht das sogenannte Mouliniren der Seide (moulinage), wodurch man, je nach dem Grad und der Art der Zwirnung, entweder Einschlagfäden (fils de trame) oder Organsin (zweimal gezwirnte Seide), Zettelfäden (fils de chaine) erhält. Jetzt wird die Seide den Chemikern übergeben, welche sie entfalten, das heißt, von dem Gummi befreien, (décreuser) ihr Schmiegsamkeit und Glanz geben, und so zubereiten, daß sie den färbenden Stoff leicht annimmt. Sobald sie gefärbt ist, kommt sie in die Hände der Garnwinderinen (dévideuses), welche die Seidenstränge auf Spulen (bobines) wickeln, oder sie für die kleinen Seidenspülchen (canettes) zurüsten, um den Einschlag zu bilden.

Die Zettlerinen (ourdisseuses) haben ein viel schwierigeres Geschäft, sie müssen in gleicher Länge und Spannung eine gewisse Anzahl Fäden aneinander reihen, d. h. den sogenannten Zettel (chaine) bilden. Wenn dieser fertig ist, nimmt man ihn aus dem Scheerrahmen (ourdissoir) heraus, und windet ihn auf den Weberbaum (cylindre ensouple du métier á tisser); diese Operation heißt man das Aufziehen oder Zurichten. Wenn der Stoff, den man anfangen will, demjenigen vollkommen gleich ist, welchen man vollendet hat, so knüpft man jeden der neuen Zettelfäden an den korrespondirenden des alten Zettels; dadurch wird die Arbeit erleichtert und vereinfacht, weil alle Stücke, welche gewoben werden, von dem Arbeiter als ein einziges fortlaufendes Stück behandelt werden können. Dieses Geschäft verrichten die Anknüpferinnen (rattacheuses ou tordeuses). Wenn aber der neue Stoff mehr oder weniger Zettelfäden hat, so ist es unmöglich, den neuen Zettel an den alten zu knüpfen, und dann muß man alle Zettelfäden wieder aufs Neue durchziehen. Dafür braucht man die sogenannten Zurichterinnen (remetteuses). Nun ist der Webstuhl zubereitet und der Stoff kann gewoben werden.

Will man hingegen statt eines einfärbigen Stoffes einen vielfärbigen oder façonirten weben, so bedarf der Weber, bevor er seine Arbeit beginnen kann, noch der Mithilfe eines zahlreichen anderen Personales. In der That müssen vor allen Dingen zuerst die Verzierungen erdacht werden, welche der Stoff erhalten soll. Das ist das Geschäft des Musterzeichners, eines wahrhaften Künstlers, der Geschmack und Geschick besitzen muß. Er bildet mit Seidenfäden, was der Mosaiker mit feinen buntgefärbten Steinchen, oder vielmehr, da der Mosaiker blos gegebene Zeichnungen widergibt, so gleicht der Musterzeichner eher dem Glasmaler, der die Augen mit den tausend Zusammensetzungen seiner wunderbaren Juwelierarbeiten blendet. Wenn die Zeichnung vollendet ist, so muß man sie auf die Karte bringen (mettre en carte), eine Operation, welche derjenigen des Architekten gleicht, der nach dem Profile den Durchschnitt seines Gebäudes zu zeichnen hat. Auf einem quadrillirten Papiere muß der Musterzeichner den Entwurf des Gewebes darstellen, welches man verfertigen will, indem er pünktlich den Platz für jeden Faden angibt. Wenn dieses Geschäft beendigt ist, so muß man

Digitized by Google

auf dem Zettel genau die Punkte angeben, die auf der Vorder- oder Rückseite erscheinen sollen. Dieses Bezeichnen heißt man das Auslegen der Seide (lisage). Die Arbeiterin führt das auf einem mit Fäden bespannten Rahmen aus, welcher den Zettel vorstellt, in dem sie mit Schnürchen, die die Einschlagfäden vorstellen, die oberhalb oder unterhalb gehenden Fäden bezeichnet. Man bedient sich dieses Rahmens, um die durchlöcherten Kartons für die Maschine zu bereiten, welche die Zettelfäden in Bewegung setzt. Sobald diese Kartons angebracht sind, kann der Weber seine Arbeit anfangen. Alle diese Vorrichtungen, welche so viele Hände und so große Sorgfalt verlangen und so lange dauern, sind gewissermaßen nur Vorarbeiten. Wenn dann endlich der Weber seine Aufgabe vollendet, und dem Kaufmann, welcher ihm die Seidenfäden geliefert, das Stück übergeben hat, so muß dieser in den meisten Fällen dasselbe noch dem Zubereiter (apprêteur) bringen, der das Zeug reinigen, ihm Glanz geben und nöthigenfalls ihm ein ganz eigenes Aussehen geben muß, wenn es z. B. gewässert oder gemodelt sein soll (moiré ou gaufré). Die Kunst der Zubereitung (l'art des apprêts) ist für sich allein schon eine große und schwierige Spezialität.

Berliner Briefe.

(Verspätet.)

W Der Berliner Karneval hat in dieser Woche seinen Höhepunkt erreicht; was freilich nicht viel sagen will, da unser Karneval, verglichen mit seinem südlichen Bruder, ein zugeknöpfter, blasirter Geselle ist. Statt in bunter Maskentracht muß er hier im schwarzen Leibrock oder in beengender Uniform mit weißen Glacehandschuhen und eingekniffener Lorgnette als angehender Diplomat erscheinen; was seiner innersten Natur widerstrebt, da er von Haus aus ein echter Demokrat, ein Kind des Volkes bleibt. Bei den letzten Hoffesten wurde er über die Achsel angesehen und es fehlte nicht viel, so hätte ihn der dienstthuende Kammerherr zurückgewiesen, weil er sich aus Versehen in das Zimmer der Exzellenzen verirrte, obgleich er sicher zu dem ältesten Adel der Christenheit zählt und den ersten Orden der Welt, nämlich — den Orden der Narrheit trägt. Er langweilt sich bei den Ministern, für die er wie das ganze Land auch nicht die geringste Sympathie fühlt. Neulich war er auch zu dem Zauberfeste des Herrn v. Bismark-Schönhausen in der Wilhelmstraße eingeladen, welches der König und die Prinzen mit ihrer Gegenwart beehrten. Siebenhundert Personen und darunter die Spitzen der Gesellschaft, unsere Pairs, die fremden Botschafter und Gesandten, lauter Geheimräthe erster und zweiter Klasse waren zugegen. Die Damen erschienen in den elegantesten Toiletten und die Frau Ministerpräsidentin in einer Robe von demselben Schnitt wie die der Kaiserin Eugenie, während Herr v. Bismark-Schönhausen mit napoleonischer Haltung und Liebenswürdigkeit seine Gäste empfing, aber nicht mit „Blut und Eisen", sondern mit Austern und Champagner auf das Beste regalirte. Trotzdem fühlte sich der unverbesserliche Karneval nicht behaglich in den strahlenden Räumen und murmelte, als Herr v. Bismark-Schönhausen eben seinen Arm einer hochgestellten Dame zur Polonaise reichte, die verfänglichen Worte: „Er „tanzt" und wir wünschen, daß er nur „gehen" möchte."

Auch der neue Freiherr v. d. Heydt hat seine fürstlich geschmückten Salons eröffnet und die Crême der Gesellschaft bei sich empfangen. In den Fluthen des Berliner „Canale grande", früher der Schafgraben genannt, spiegelten sich in glänzender Beleuchtung die hellen Fensterscheiben der neu erbauten Villa des Exministers. Königliche Equipagen hielten vor dem strahlenden Portale und auf der mit kostbaren Teppichen belegten Treppe stand Herr August Daniel v. d. Heydt mit seiner ganzen Familie, um seinen königlichen Gast und die Herrschaften des Hofes zu empfangen. Fürsten und Prinzen drückten herablassend dem biederen „Goldonkel" die würdige Hand, der zu allen Zeiten so klug den Schein zu retten wußte. Es war ein Schauspiel, wie zu den Zeiten, als die reichen Fugger's und Welser's in Augsburg Könige und Kaiser in ihrem Hause sahen und auf einem Feuer von Zimmt und wohlriechenden Hölzern die Wechsel und Schuldverschreibungen der hohen Herren verbrannten. Unter den Anwesenden bemerkte man auch den General Feldmarschall v. Wrangel, den Grafen Arnim-Boitzenburg, Hrn. v. Westfalen und sämmtliche Minister mit ihren Familien, die ihren früheren Kollegen die höchste Achtung erzeigten und bei Tisch mit dem Lächeln römischer Auguren auf sein Wohl tranken. Die geschwätzige Fama erzählt Wunderdinge von der fürstlichen Eleganz der Einrichtung und von dem nicht minder fürstlichen Luxus der Küche, auf die Herr v. d. Heydt sich ganz besonders verstehen soll.

Aber nicht nur unsere Aristokratie, sondern auch das Volk genießt die Freuden des Karnevals, die ihm in reicher Fülle geboten werden, obgleich man in diesem Jahre eine zwar erklärliche, aber auffallende Mißstimmung bemerken will. Der wohlhabende Bürgerstand betheiligt sich wenig oder gar nicht an den öffentlichen Vergnügungen; auch die Zahl der Privatbälle zeigt in dieser Saison eine entschiedene Abnahme gegen frühere Jahre. Eine neue oder vielmehr wieder auftauchende Sitte ist das Herbeiziehen von Künstlern, Schauspielern und Sängern zu den größeren Gesellschaften. Wie bei Hofe geht meist dem eigentlichen Tanz ein kleines Konzert oder eine Vorstellung voran und unsere reichen Banquiers geben sich alle erdenkliche Mühe, für ihre Soiréen die ersten Kräfte unserer Bühne, Fräulein Lucca, Hrn. Woworski, Frau Kierschner und Fräulein Peßet zu gewinnen, welche sich der zahllosen Einladungen kaum erwehren können und eben so wenig wie Austern und Gänseleberpastete beim Souper fehlen dürfen. Wer nicht so glücklich ist, die Mimen ersten Ranges bei sich zu sehen, der tischt seinen Gästen wenigstens die Komiker und Soubretten unserer zweiten Theater auf, und wo auch diese ausbleiben, da singt eine geschätzte Dilettantin die „Casta diva" oder deklamirt ein junger angehender Künstler mit schauerlichem Pathos Scenen aus dem „Faust" oder aus „Richard III.", welche mit Couplets aus den neuesten Possen von Kalisch, Belly und Pohl abwechseln.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

k. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 17. Sonntag den 1. März 1863.

* Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Mit ängstlicher Spannung blickte ihn Oskar an, als hinge die Entscheidung seines Lebens davon ab, aber auch als Villemont mit einem feierlichen Schwure diese Versicherung gegeben hatte, schwieg er noch immer. Eine peinliche Aufregung malte sich in seinen Zügen, er schien sprechen zu wollen und vergebens nach Worten zu ringen, endlich sagte er mit dumpfer, fast tonloser Stimme, während ein hohes Roth seine Wangen färbte:

„Einer von uns Beiden ist vielleicht in wenig Minuten todt — können Sie mir die Versicherung geben, daß es sich mit meiner Ehre verträgt, Lucien nicht von ihren Kindern zu trennen?“

„So wahr ich an einen allmächtigen Gott glaube“, rief der Franzose aus, „Lucie hat Ihre Ehre nicht beleidigt, sie hat nur gegen Ihr Herz gefehlt und kann dieses ihre Schuld ihr verzeihen, so ist sie würdig, Ihre Gattin zu bleiben!“

„Gott sei Dank!“ sagte Oskar tief aufathmend, als wäre eine schwere Last von seiner Brust genommen.

Sie traten darauf in den ihnen von den Sekundanten bezeichneten Kreis; einige Augenblicke später hörte man einen Schuß und Oskar stürzte, in die Brust getroffen, nieder. Villemont's Schuß hatte trotz der Aufregung, die seine Hand zittern machte, nicht das Ziel verfehlt; aber entsetzt kniete er bei dem Anblicke des strömenden Blutes an Oskar's Seite nieder.

Ein unaussprechlicher Schmerz ergriff Villemont, als er in die bleichen Züge des von seiner Hand so schwer verwundeten Freundes blickte; er legte sein Haupt auf seine Knie, entblößte seine verwundete Brust, während der Wundarzt hinzutrat, um seine Hilfe anzubieten. Oskar lag mit geschlossenen Augen in des Vicomte Armen, der sich über ihn mit dem Ausdrucke des tiefsten Kummers beugte.

„Oskar, Oskar“, flüsterte er ihm zu, während er die blonden Locken aus seiner Stirne strich, „schlag' deine Augen auf, damit ich weiß, daß ich dich nicht getödtet habe — denn ich ertrüge es nicht.“

Der Ton seiner Stimme war ein so angstvoll bewegter gewesen, daß Oskar, so schwach er war, seine Augen aufschlug und ihn mit versöhntem Blicke ansah.

In Villemont's Herzen schien die wieder erwachte Freundschaft jede andere Empfindung zurückgedrängt zu haben, und er hätte in diesem Augenblick nicht nur sein, sondern Lucien's Leben gern hingegeben, wenn nur Oskar damit hätte gerettet werden können.

Da fiel Villemont's Blick auf ein Medaillon, welches Oskar an seiner Brust trug und das nun sichtbar geworden war; starr vor Entsetzen blieben seine Blicke auf demselben haften, während er mit zitternden Händen es berührte und seinen Augen näher brachte, als hoffe er durch genaueres Besichtigen sich von einer Täuschung zu überzeugen.

„Dieses Bild“, sagte er endlich zu Oskar, „dieses Portrait, wie kömmst du dazu, es wie ein theures Andenken an deiner Brust zu tragen?“

„Es ist das Bild meiner Mutter!“ sagte Oskar mit schwacher Stimme.

„Deiner Mutter!“ rief der Vicomte aus, „so war deine Mutter eine Gräfin Melanie Thurnfeld?“

„Ja“, hauchte Oskar, „sie war eine Gräfin Melanie Thurnfeld.“

„Dann bist du mein Sohn und kein Bradel“, sagte Villemont und schlang mit wilder Leidenschaft seine Arme um Oskar's Hals — und ich habe meines Sohnes Weib geliebt, habe meinen eigenen Sohn umgebracht! — Oh! Thor, der ich war, an diesen dunkeln Augen ihren Sohn nicht wieder zu erkennen! Die Stimme des Blutes war es also, die mich zu dir zog; aber ach, sie war nicht mächtig genug, um mich zu warnen, deinen Frieden, dein Glück nicht zu trüben. — Mein Oskar, du wirst nie deinem Vater verzeihen, nie ihn lieben können!“

Oskar aber lag bewußtlos mit geschlossenen Augen in seinen Armen; er hatte nur gehört, daß Villemont ihn seinen Sohn nannte, dann aber hatten sich seine Sinne verwirrt und er verstand nichts mehr von dem Geständniß seines Vaters.

Der Wundarzt hob ihn, unterstützt von Oskar's Sekundanten, in einen Wagen, um ihn nach Hause zu bringen, während Villemont's Sekundant diesen dringend aufforderte, an seine eigene Sicherheit zu denken und vor Allem sich von hier zu flüchten. Der Wundarzt, welcher einen Theil von Villemont's Rede vernommen hatte, betrachtete ihn als einen halb Verrückten, dem Schonung und Ruhe fast ebenso nöthig war als seinem Patienten, und bemühte sich auch, ihn zur Flucht zu bereden. Villemont aber dachte nicht an sich, sondern nur an Oskar, in welchem er seinen Sohn erkannt hatte, sah aber zugleich ein, daß es jetzt für ihn

Digitized by Google

unmöglich sei, ihm in seine Wohnung zu folgen, und entschloß sich daher, den Rückweg nach seinem Schloß anzutreten; dort wollte er trotz der Zureden seiner Sekundanten so lange bleiben, bis er über Oskar's Befinden beruhigt sein könnte; schweigend ohne ein Wort mit den Andern zu wechseln, und nachdem er noch einen schmerzlichen Blick auf Oskar geworfen hatte, verließ er den Ort, wo er eine so traurige Entdeckung gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte des Geldes im Alterthum.

Von Professor Dr. Mommsen.

Unter den zahlreichen Zivilisationsmitteln gibt es zwei, die in unvergleichlich gewaltiger Weise die Menschen und die Völker zusammenführen und zusammenbinden und deren Wirksamkeit, im grauen Alterthum beginnend, noch bis auf den heutigen Tag beständig im Zunehmen ist, so daß deren einstige Sonnenhöhe jetzt noch kein menschliches Auge abzumessen vermag — die Schrift und die Münze. Und doch sind beide einmal nicht dagewesen und beide positive Erfindungen des Menschengeistes, so gut wie die Dampfmaschine und der Telegraph. Sobald das Leben der Individuen und Völker nicht mehr den Kampf gegen die rohen Mächte der Natur zum einzigen Inhalt hat, tritt als Vermittlungsform des materiellen Verkehrs an die Stelle des Tausches der Kauf. Als Werthmesser diente dabei in der Zeit, wo die grüne Erde noch ungetheilt und die Weide frei und grenzenlos war, das Heerdenvieh, dessen Mehrung jedem Haushalt unmittelbar nützt. Man rechnete nach Rindern und Schafen, jene stellten gleichsam das Großgeld, diese das Kleingeld dar. So geschah es in den Uranfängen der griechischen, römischen und germanischen Staaten, so geschieht es noch heute bei den sogenannten Naturvölkern. Der steigende Verkehr bedarf indessen bald eines festeren und feineren Vermittlers und findet diesen im Metall. Es hat vor allen anderen Waaren eine größere Dauerbarkeit, Beweglichkeit und Theilungsfähigkeit voraus. Zu seiner Prüfung genügen in der Regel Auge und Wage. Es fügt sich in jede Gestalt und die Stempelung thut seiner Substanz keinen Eintrag. Alle diese Eigenschaften kommen noch bei Weitem gesteigert in den edlen Metallen zur Erscheinung. Durch einen Vorzug besonders, der sie zu geborenen Werthmessern macht, unterscheiden sie sich von ihren geringeren Geschwistern. Man nennt sie die edlen Metalle, weil sie müßig gehen. Die wirthschaftliche Brauchbarkeit des Silbers ist gering, noch geringer die des Goldes; sie dienen fast nur zu Schmuck und Zierrath, und deshalb schwankt das Begehren nach ihnen weit weniger, als das Verlangen nach ihren unedlen Genossen, die als Stoffe wie als Handwerkszeug an der Arbeit der Menschen tausendfältigen Antheil nehmen. Unsere Bedürfnisse wechseln, aber unsere Thorheiten bleiben dieselben. „Am Golde hängt, nach Gold drängt doch Alles."

In sämmtlichen Eigenschaften, die das Wesen des Geldes ausmachen, übertrifft nun aber der ausgemünzte Staatskredit, das Papiergeld, die edlen Metalle gerade um so viel, wie diese alle anderen Waaren. Es ist dauerhafter, denn der Zettel ist nicht die Sache selbst, sondern nur ihr Ausdruck und kann deshalb jeden Augenblick ersetzt werden. Bei ihm ist die Transportabilität noch größer und die Werthfeststellung noch weit einfacher als selbst bei dem vollkommensten Metallgelde. Vor allen Dingen hört aber die Waareneigenschaft, die bei jenem nur zurücktritt, hier vollständig auf und es findet so der Begriff des Werthes in dem Zettel einen reineren und zugleich weit minder kostspieligen Ausdruck, als in dem Geldstück. Auf dem Glauben, daß diesem Gegenstand allgemeine Giltigkeit zukomme, beruht zuletzt das Geldstück wie der Zettel, und wenn heutzutage — wo der dreitausendjährigen Entwickelung des Metallgeldes gegenüber das auf den Kredit der Staaten fundirte Papiergeld noch in seinen ersten Anfängen steht, — wenn heutzutage der Glaube, daß ein Goldstück an jedem Orte ausgegeben werden kann, noch allgemeiner verbreitet ist, als der Glaube, daß man an jedem Orte eine englische oder preußische Banknote nimmt, so sind wir eben hier noch im Lernen begriffen und theils noch nicht ganz befreit von dem blinden Haschen des Wilden nach dem glänzenden Spielwerk, theils der Aussicht auf eine gesicherte und geordnete politische Zukunft, namentlich auf dem Kontinent, noch allzu wenig gewiß. Es gibt nichts Ewigeres, nichts unerschütterlich Festeres, als der Kredit eines Gemeinwesens.

Dem Alterthum blieb der große und fruchtbare Gedanke von dem Gesammtkredit des Staates in der Hauptsache fremd. Der Scheidemünze, wie sie namentlich in der späteren römischen Kaiserzeit sich ausbildete, liegen höchstens schwache Spuren solcher Anschauung zu Grunde. Zu fester und selbstständiger Entwickelung war indessen das Metall als allgemeiner und ausschließlicher Werthmesser an zwei verschiedenen Punkten gelangt. Im Oriente wurde zur Vermittelung des Waarenverkehrs Gold und Silber, in Italien Kupfer verwandt. Das Letztere, das ehedem im täglichen Verbrauch die Stelle des Eisens vertrat, erhielt dort den Charakter eines allgemein begehrten Tauschmittels, weil Italien selbst zu wenig Kupfer produzirte, um dem allseitigen Bedürfniß zu genügen. Die uralte in Asien geltende Gold- und Silberwährung hängt mit der echt orientalischen Neigung, Schätze aufzuhäufen, eng zusammen. Ihr begegnen wir bereits in den ältesten indischen und arabischen Märchen von den goldgrabenden Ameisen und der mit Goldstücken angefüllten Höhle des Aladdin. Noch in unseren Tagen ist die orientalische Gier nach edlem Metall der Grund des immer bedenklicheren Gold- und Silberabflusses nach China und Indien. So stehen an der Schwelle der Geschichte Orient und Occident schon im schärfsten, gleichsam einander ergänzenden Gegensatz; dort herrscht das Prächtige, hier das Nützliche, dort das ziellose Aufhäufen, hier das Einsammeln zu praktischen Zwecken; dort das launische Trachten des despotischen Herrschers, hier der verständige Wille eines auf bürgerliche Arbeit gegründeten Gemeinwesens; dort Gold und Silber, hier das Kupfer.

Aber das Metall, auch wenn es im Verkehr und selbst im Gesetz anerkannt ist als ausschließlich allgemeines Tauschmittel, ist darum noch nicht Münze. So lange es dem Verkehr überlassen bleibt, Qualität und Quantität selber festzustellen, so lange ist noch keine Münze vorhanden, selbst dann nicht, wenn der Besitzer dieses Metalls dasselbe in regelmäßige, vielleicht einem bestimmten Gewicht entsprechende Formen, in sogenannte Barren, gießt und diese sogar zeichnet. Die Münze ist erst da, wenn solche Metallstücke, von bestimmter, ein- für allemal feststehender Qualität und Quantität, unter öffentlicher Autorität angefertigt und mit festem, diese öffentliche Werthbestimmung verbürgenden Stempel bezeichnet werden. Der Fortschritt dabei ist bei Weitem we-

Digitized by Google

niger ein technischer als ein politischer. Indem der Staat Geldstücke unter einer bestimmten Werthbezeichnung prägt, die innerhalb seiner Grenzen die ihnen ertheilte Geltung behaupten, selbst wenn ihr realer Werth hinter dem ihnen beigelegten zurückbleibt, bekundet er sich als den Ausdruck des allgemeinen Willens. Mit dem Münzregal nimmt er für sich ausschließlich die Befugniß in Anspruch, den konventionellen Werth der Verkehrsmittel zu bestimmen. Die gewissenhafte Wahrnehmung dieses Rechtes bringt den Staatsangehörigen eben so großen Vortheil als sein Mißbrauch ihre Interessen schädigt. Die Blüthe der alten griechischen Handelsstädte wurde wesentlich durch deren solide Münzordnungen gezeitigt und gefördert. Die Münze ist einer der bedeutsamsten Faktoren im Leben des Staates. Jedes einzelne Geldstück ist ein wandelnder Zeuge von den politischen Institutionen seiner Heimath. Die Gold- und Silberwährung war eine Schöpfung des Orientes, die Münze verdankt ihre Entstehung dem griechischen Staate. Wie das Alphabet von Asien seine Konsonanten, von Griechenland seine Vokale erhielt, so das Geldwesen von jenem die Festsetzung der Gold- und Silberwährung, von diesem die Ausbildung der Münze.

Der phokäische „Stater" ist ein Goldstück, etwa dreimal so groß als der Friedrichsd'or; nur auf der einen Seite mit einem aufgesperrten Löwenrachen geprägt, während die andere blos die Löcher des Bolzens zeigt. Seine Heimath war Phokäa, jetzt ein verkümmertes Dorf in der Nähe von Smyrna, ehedem die blühende Niederlassung einer unternehmenden Handels- und Schifferbevölkerung, die zuerst griechische Sprache und Sitte nach Sizilien und den südlichen Küsten Frankreichs trug. Das Alter des phokäischen „Stater" reicht nicht bis zu den homerischen Gesängen, wahrscheinlich nicht einmal über die Olympiadenrechnung hinauf; man muß seine Entstehung etwa in das siebente Jahrhundert setzen. Seine ältesten Nachbildungen waren der Krösische „Stater", der noch heutzutage in den Ruinen von Sardes häufig gefunden wird, und der goldene „Dareikos", von dem nur sehr wenige Exemplare auf uns gelangt sind. Gleich dem vorigen nur einseitig gestempelt, zeigte er das Bild des persischen Großkönigs, wie er als Bogenschütz auf dem Knie ruhend, eben im Begriff ist, den Pfeil zu entsenden. Der Pfennig ist ein geringes Ding und es mag seltsam erscheinen, wenn sein Ursprung in Verbindung gebracht wird mit dem göttlichen Homer und dem weisen Thales, und doch schickt sich dies Alles recht wohl zusammen, sind es doch vier der gewaltigsten irdischen Dinge, die in die Schöpfung der Münze sich theilen: Staat, Handel, Kunst und Wissenschaft.

Von den ältesten asiatischen Ordnungen über Maß und Gewicht der Metalle ist uns erst vor einigen Jahren durch die Entdeckung Layards in Ninive Einiges bekannt geworden. Das Duodezimalsystem (wegen der großen Theilbarkeit der Zahlen 12 und 60 das bei weitem bequemste) hatte danach ausschließliche Geltung. Wenn dies System uns noch heute nicht nur im Geldwesen, sondern auch in der Zeitberechnung (die Stunde gleich 60 Minuten, die Minute gleich 60 Sekunden u. s. w.) geläufig geblieben, so ist das eben altererbte Wissenschaft von den Ufern des Euphrat, die Weisheit der Chaldäer des alten Testamentes, die hierin heute noch die Welt regiert. Auch der Gedanke, der heute noch wesentlich unsere Münzordnung beherrscht und zerrüttet, der Versuch, zwischen Gold und Silber ein festes Verhältniß zu finden und gesetzlich aufrecht zu erhalten, dieser Gedanke, dessen neueste Mißgeburt unsere unsichtbaren Goldkronen sind, schreibt sich her aus Zeiten, wo er entschuldbar war, aus den Steuerlisten der uralten Sultane des Ostens.

Die Entstehung der Silbermünze fällt etwas später als die des geprägten Goldes. Sie stand zu diesem immer in einer gewissen Abhängigkeit, und merkwürdig ist es, daß trotz aller Wechselfälle der Geschichte, trotz der Entdeckung Peru's, Kalifornien's und Australien's das Verhältniß nahezu dasselbe geblieben, wie vor dreitausend Jahren. Damals stand Gold zu Silber wie 1:13, jetzt wie 1:15. Wie in der Gegenwart, haben sich schon die uralten Finanzkünstler mit der Fixirung des Verhältnisses von Gold zu Silber, einem Problem gleich der Quadratur des Zirkels, geplagt. Ihre Experimente brachten über die Völker eine Geldkrise nach der anderen, aber auch damals gab es schon einzelne Staatsmänner von weitsehendem Blick, die das einzige Heil in der durch das Gesetz als ausschließliche Norm festgestellten Goldwährung erkannten. Im europäischen Griechenland wurden die längste Zeit nur Silbermünzen geprägt, erst als sich ein Makedonischer König anschickte, das Perserreich zu erobern, da war es seine Kriegserklärung und ein Theil seiner Kriegsrüstung, daß er goldene Dareiken schlug, oder wie sie nun nach ihm und seinem großen Sohne hießen, goldene „Philippäer" und goldene „Alexandräer". Freilich sind es nicht mehr die nach persischer Art einseitig geprägten, schwerfälligen Goldstücke, sondern Münzen der vollendeten Technik und des schönen griechischen Styls, mit dem Kopf des Apollo oder der Pallas auf der einen, mit Erinnerungen an die Kriegszüge Philipp's und Alexander's auf der andern Seite. Auch in Rom bezeichnet die Prägung des Reichsgoldes diejenige Periode, in welcher die Republik in die Monarchie überging. Wie auf dem Philippäer, so fehlt ebenfalls auf dem Aurius des Cäsar zunächst noch das Bild des Herrschers. Erst seine Nachfolger zogen diese letzte Konsequenz aus dem zur vollendeten Thatsache gewordenen Herrenthum.

Zu erwähnen ist noch der konstantinischen „Solidus" (der italienische Soldo und der französische Sou sind die plebejischen Nachkommen dieses stattlichen Ahnherrn), ferner der „Byzantiner" und „Besant", die allgemeinen Goldmünzen des Mittelalters. Es ist eine nachweisbare historische Wahrheit, daß der phokäische „Stater", der persische „Dareikos", der makedonische „Philippäer" der römische „Aurius" und „Solidus", der mittelalterliche „Byzantiner" zu derselben Familie gehören, Münzen, von denen die älteste im siebenten Jahrhundert vor Christus, die neueste im vierzehnten Jahrhundert nach Christus geprägt wurden. In ihnen fand zugleich der staatsrechtliche Begriff des Großkönigthums, wie ihn die Perser den Griechen und diese wieder den Römern überlieferten, seinen anschaulichen Ausdruck.

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 22. Februar. Zum ersten Male: „Lalla Rookh", komische Oper von Carré und Lucas, Musik von Felicien David. — Voll der schönsten Erwartungen kamen, leer gingen wir. Es birgt sich entsetzlich wenig hinter dieser so prätentiös auftretenden Oper. Der Handlung liegt ein reizendes Gedicht von Thomas Moore zu Grunde; was aber für die Breite des Epos paßt, reicht für eine dramatische Darstellung noch lange nicht aus. Das Duftige des Mährchens ist durch die leichtfertige Bearbeitung der beiden Fran-

Digitized by Google

zosen völlig verwischt; die Handlung ist weitaus zu dürftig und dabei so roh, daß sie wohl komisch ist, aber nicht im rechten Sinne. Die Musik hat manche schöne Nummern, z. B. Quartett mit Chor: „nicht wag' ich ihn anzuschau'n", die Romanze des Nurreddin, das Duett Nr. 6 im 1. Akte; dann die große Arie der Lalla-Rookh, das darauffolgende Duett und vor Allem die Barcarole im 2. Akte. Im Allgemeinen aber ist diese Musik zu monoton, zu schläfrig, zu marklos, um eine durchgreifende Wirkung zu erzielen. Sie bewegt sich überdieß in Berliozschen, schwer verständlichen Formen, ist undankbar für die Sänger und ermangelt wohl nicht einzelner Schönheiten, aber der Tiefe der Empfindung. Das Vorzügliche an ihr liegt in der Instrumentation; die Gedanken selbst sind arm. — Daß unter solchen Umständen die Darsteller bei allem Aufwand an gutem Willen wenig ausrichten, begreift sich leicht. — Hr. Dalsy (Nureddin) sang sehr hübsch, namentlich das oben schon erwähnte schöne Ständchen. — Hr. Schiffbenker (Kadi) spielte und sang gut, besonders Nr. 10 („welch' ein Auftrag"). Frln. Anstensen (Mirza) hatte nur mit dem Lied (Nr. 5) Gelegenheit, sich etwas zu zeigen und that dies auch. Ihr Spiel war, wie immer, geschmackvoll. Frln. Bork (Titelrolle) führte ihre in Gesang und Spiel gleich schwierige und undankbare Partie recht verdienstlich durch; besonders die große Arie im 2. Akte kann als sehr gelungen bezeichnet werden. — Die Chöre und das Zusammenspiel sind nicht zu loben, namentlich „der gute Wein" machte einen schlechten Eindruck, und schadete in Verbindung mit den betrunkenen Wächtern dem Erfolge des 1. Aktes. Der zweite Akt mit seinem läppischen Finale verdarb dann, was noch zu verderben war. Man hätte die Oper nicht zuerst einem Sonntags-Publikum vorführen sollen. Sie würde an einem andern Tage zwar auch keinen glänzenden Erfolg gehabt haben, wäre jedoch dem gelinden Fiasko von heute entgangen!

Dinstag, 24. Febr. „Ein Sommernachtstraum", dramatisches Mährchen von Shakespeare. Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy. — Land, Land! rufen wir freudig aus; es wird uns wieder einmal ein dramatisches, ein musikalisches Kunstwerk geboten. Daß wir in einem solchen Falle mit der Aufführung nicht strenge zu Gericht gehen, läßt sich denken. Wir sehen ein, daß ein solches Drama der Kräfte zu viele fordert; wir wollen aber darum auf seine Vorführung keineswegs verzichten und wenn sie nur halbwegs leidlich ist, wie sie es heute war — so wissen wir den Darstellern Dank dafür. — Die glücklichste Repräsentation fand heute die „Titania" durch Frln. Götze, welche von Erscheinung und Ausdruck ihrer Aufgabe am nächsten kam. Frln. Kramer (Puck) war sicher, gewandt und schelmisch, gerieth aber zu oft in einen nicht mehr elfenhaften Ton, wozu auch ihr Hüpfen zählte, welches, wie das der Frln. Schmidt mehrmals einen zu soliden Tritt vernehmen ließ. Aetherisch war die Erscheinung der Frln. Bork und Frln. Anstensen, als solche auch eine Zierde der Darstellung. Hr. Ueberhorst (Herzog) wußte wenig aus dem Theseus zu machen, weil er zu wenig vom Theseus wußte. Hr. Puley (Zettel) entsprach den Worten des Puck:

„Der ungesalzenste von den Gesellen,
Den Pyramusberufen vorzustellen"

mehr, als gerade nöthig war, wie denn überhaupt die Handwerker zu sehr ihrer Kunst vergaßen. — Das Orchester exekutirte die Ouverture, den Hochzeitmarsch und die Zwischen-Aktmusik mit verschiedenem Glücke, — der Werth und die Wirkung der Mendelsohn'schen Musik an sich jedoch, ist so groß, daß der laute Beifall selbst da nicht fehlte, wo er der Leistung nicht gelten konnte. — Am Schlusse der Vorstellung wurde Frln. Kramer gerufen, in gerechter Anerkennung ihrer ausgezeichneten Wahl und des Geschmackes, den sie durch die Bestimmung dieser zu ihrer Benefize-Vorstellung bekundet hat.

Mittwoch, 25. Februar. „Feuer in der Mädchenschule", Lustspiel nach dem Französischen v. Förster. „Die Liebesdiplomaten", Lustspiel von B. Henrion. „Er experimentirt", Schwank von Holbein. Aufmerksame Leser unserer Referate erinnern sich vielleicht noch, daß wir vor einiger Zeit (in Nr. 105 vor. Js.) den Wunsch geäußert haben, Frln. Raabe von Mainz hier zu sehen. Daß löbl. Theaterdirektion diesem Begehren entsprochen hat, dafür sagen wir ihr hiemit unsern aufrichtigen Dank und mit uns gewiß alle Jene, welchen das Vergnügen des heutigen Abends zu Theil geworden ist. Frln. Raabe ist sozusagen eine neue Auflage von Friederike Goßmann, sie wirkt wie diese, bestrickend, ebenso durch das Gemüthliche ihrer Weise, als durch den Zauber ihrer Erscheinung. Sie besitzt jene hohe Gabe des Himmels, welche kein Fleiß, kein Studium, keine Protektion ersetzt — das Poetische des eigentlichen Wesens — sie ist reizend! Daher war sie der Liebling des Publikums zu Berlin, ist es zu Mainz — und wird es, wenn sie wirklich dahin berufen ist, ohne Zweifel auch in Wien werden, dessen Liebling, Frln. Goßmann, sie schon durch ihr Organ im höchsten Grade ähnelt. — Man wird uns nach einer solchen Einleitung weitere Definitionen um so mehr erlassen, als es für Bluetten nicht vieler Details bedarf. — Wenn solche Dinge nicht im rechten Geiste gegeben werden, bedeuten sie nichts — und hat man die Wirkung, so war der Geist vorhanden. Im ersten Stückchen war es besonders die Anmuth, im zweiten die Einfachheit, im dritten die Schärfe der Zeichnung, welche Frln. Raabe zu dem glänzenden Erfolge verhalfen, dessen sie sich mit Recht berühmen darf. Herr Henrion von Mainz unterstützte die jugendliche Künstlerin sehr wacker, ist aber ein Darsteller welchem neben dem Vortheil der Persönlichkeit das rechte künstlerische Maß fehlt. Wir zweifeln nicht, daß der geehrte Gast volles Verständniß für jede Rolle mitbringe; denn er hat sich als geistvoller Kopf durch sein feines Lustspiel „die Liebesdiplomaten" genügend dokumentirt. Aber die Sucht, glänzen und den natürlichen Mangel durch künstliche Surrogate ersetzen zu wollen, führt ihn öfters über die Grenze des Schönen hinaus. Am besten gelang ihm der „Thalheim" in seinem eignen Stücke, worin er Humor und das rechte Leben zeigte. Der „Meriel" im ersten Stücke war etwas zu matt, der „Theodor" im letzten zu schroff von Ausdruck. Hr. Ernst (Avenet) sowohl, als Frau Ernst (Baronin v. Freiberg) gefielen uns ebenfalls gut; die Letztere war recht geeignet, uns zu der Balzac'schen Auffassung des Frauenzimmer-Alters zu bestimmen, welche bekanntlich der „Thalheim'schen" Theorie schnurstracks zuwiderläuft. —t—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 18. Mittwoch den 4. März 1863.

* Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Oskar's Zustand war ein höchst gefahrvoller; die Wunde war an sich eine schwere und da sie in der Brust war, vielleicht von den bedenklichsten Folgen. Zudem kam, daß Oskar's Konstitution keine kräftige war, und man in seiner Kindheit gefürchtet hatte, er werde das Brustleiden von seiner Mutter, die an diesem Uebel gestorben war, erben. Wer kann beschreiben, was Lucie bei dem Anblicke des durch ihre Schuld so schwer leidenden Gatten litt; sie wollte ihn pflegen und doch zitterte sie, so oft sein Blick sie traf und sie zog sich scheu zurück, fürchtend, er werde sie gehen heißen; aber er ließ sich ihre Pflege gefallen und verrieth vor Fremden durch kein Wort und keinen Blick, daß er mit Recht sie verachten müsse. Der Wundarzt hatte auf Lucien's besorgte Fragen, was er von dem Zustande ihres Gatten halte, ihr nicht verhehlt, daß sein Leben in Gefahr sei, und daß er befürchte, des Barons Schwäche werde das Herausnehmen der Kugel schwerlich überstehen. Als die junge Frau händeringend vor ihm stand und Thränen sich ihren Augen entrangen, dachte der Wundarzt die zärtlichste Gattin vor sich zu sehen und versuchte sie, so gut er konnte, zu beruhigen.

Sie verließ, seit sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Oskar sie dulde, nicht mehr sein Zimmer und besorgte selbst seine Pflege. Er lag, ohne ein Wort zu sprechen, meist mit geschlossenen Augen da, und sie wußte nicht, war es aus Schwäche oder, weil er es vermeiden wollte, mit ihr zu sprechen. Die Angst um Oskar, ihre Gewissensvorwürfe erfüllten sie jetzt so, daß sie auf Villemont ganz vergaß; schon am andern Morgen wollte der Arzt die Kugel aus der Brust ziehen und mit Bangigkeit dachte Lucie an diese gefahrvolle und schmerzliche Operation. Weinend drängte sich der kleine Max in das Zimmer seines Vaters und eilte an sein Bett; mit wehmüthigem Lächeln sah in Oskar an und hieß Lucie, ihn auf sein Bett heben, damit er ihn küssen könne.

„Sei nicht krank, Papa", bat der Kleine, „steh' auf und spiel' mit mir, ich habe mich schon so sehr auf dich gefreut."

„Ich werde bald wieder mit dir spielen", sagte Oskar, ihn zärtlich küssend, und so wehe seiner wunden Brust jedes Wort that, so wollte er den Kleinen doch nicht entfernen lassen.

Als er mit Lucien wieder allein war, schloß er von Neuem seine Augen, sie aber kniete an seinem Lager nieder.

„Oskar", sagte sie mit flehender Stimme, „weise mich nicht aus deinem Zimmer, laß mich dich wie eine Magd pflegen, — ich verdiene deine Liebe nicht mehr — aber sag' mir nur ein Wort der Verzeihung."

„Niemand soll erfahren, daß du gefehlt hast", versetzte Oskar mit schwacher Stimme, „du sollst bei mir bleiben und aus Rücksicht für meine Kinder als meine Gattin geehrt werden; — mehr darfst du von mir nicht verlangen."

Er hatte diese Worte nur abgebrochen und mühsam hervorgebracht, ohne sie dabei anzublicken; Lucie dankte ihm für seine Güte, so tief es sie schmerzte, kein Wort der Versöhnung von ihm zu hören. Sie dachte mit blutendem Herzen daran, wie schrecklich es für sie wäre, wenn Oskar jetzt unversöhnt sterben sollte; sie wußte, wie seine bleichen Züge, seine klaffende Wunde sie anklagend durch das ganze Leben verfolgen würden und doch fühlte sie, daß sie von Oskar nicht mehr verlangen dürfe, und daß sie ihn zu schwer beleidigt habe, um eine versöhnlichere Stimmung von ihm erwarten zu können.

Eine lange, angstvolle Nacht folgte, während welcher Lucie nicht von ihm wich; ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen und in seinen wilden Irreden lag oft eine nur zu schmerzliche Wahrheit für sie. Im Fieber stieß er sie von sich, nannte sie seine Mörderin, und im nächsten Augenblick rief er sie wieder zu sich, um zärtlich seine Arme um sie zu schlingen, und gab ihr all die süßen, schmeichelnden Namen wieder, wie früher.

Als endlich ein ruhiger Schlummer sich auf seine Augen senkte, da gelobte Lucie, wenn Gott ihr jetzt des Gatten Leben erhalten wolle, Alles zu thun, um ihr Vergehen wieder gut zu machen und durch die ergebenste Pflichterfüllung Oskar endlich wieder zu versöhnen.

Der Morgen brach an und mit Bangen sah Lucie den Moment herannahen, der Oskar neue Qualen bringen sollte, mit seltener Standhaftigkeit ertrug Oskar die Schmerzen der Operation, obgleich seine Schwäche so groß war, daß er oft einer Ohnmacht nahe war. Was sind aber die peinlichsten, physischen Schmerzen gegen den tiefen Kummer, der Oskar getroffen hatte.

„Beruhigen Sie sich, Frau Baronin", hatte der Wundarzt zur zitternden Lucie gesagt, „es ist bald überstanden und die Gefahr vorüber."

Digitized by Google

„Aber er muß entsetzlich leiden!“ seufzte sie.

„Nicht so sehr, als du glaubst!“ sagte Oskar und sein Blick sagte ihr, was er in Worten nicht ausdrücken wollte — sein Erstaunen über ihr Mitleid für seine physischen Schmerzen, nachdem sie sich nicht gescheut hatte, ihm den größten Schmerz, der ihn treffen konnte, zu bereiten.

Einige Tage waren seit der Operation vergangen und die große Jugend des Verwundeten schien die Gefahr glücklich zu überstehen; alle seine Kameraden bewiesen ihm die größte Theilnahme und während sie sich oft um sein Befinden erkundigten, verrieth Keiner die Ursache seines Leidens, sondern man nannte seine Verwundung eine schwere Krankheit, damit sich das Gerücht von einem Duelle nicht weiter verbreite. Man wußte, daß es mit Villemont stattgefunden hatte, aber nicht den Grund desselben.

Oskar hatte, als er sich etwas besser befand und wieder im Stande war, zu lesen, einen Brief von Villemont erhalten. Lucie selbst hatte ihm das Schreiben überbringen müssen, zog sich aber in das Nebenzimmer zurück, während Oskar mit vor innerer Bewegung zitternden Händen es erbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalische Charakterköpfe.

Die Physiognomien, durch welche sich die Träger der verschiedenen Instrumente bemerkbar machen, finden in Oskar Commettant einen scharfen Beobachter. In seinem unlängst zu Paris erschienenen Werke: „Musique et Musiciens“ äußert sich dieser Schriftsteller folgendermaßen: „Ein Mensch von Geist grüßt nicht wie ein Schwachkopf, sagte Labruyére; ein Bureaubeamter hat nicht den Gang eines Ladendieners, sagen wir, und die Manieren eines Violonisten unterscheiden sich in mehr als einem Punkte von denen eines Klarinettisten, Flötisten oder Hornisten. Ich wage sogar hinzuzufügen, daß in dem Gesicht eines jeden der, verschiedenen Instrumentkategorien angehörenden, Künstler bestimmte Charakterzüge liegen, welche keine Verwechslung gestatten. So nimmt man bei den Hornisten etwas Aufgedunsenes im Gesichte wahr, was von der beständigen Anstrengung herkommt, welche die Musiker haben, indem sie ihr Instrument blasen. Alle haben freilich nicht jene aquilonische Physiognomie; aber es gibt keine Regel ohne Ausnahme, und es genügt, daß unsere Wahrnehmung allgemein ist, um richtig zu sein. Doch neben dem physischen Einflusse, welchen die Praxis dieses oder jenes Instrumentes auf den Künstler ausübt, gibt es auch einen moralischen, welchen der Gebrauch des Instrumentes auf ihn hervorbringt. Die Hornisten z. B. zeichnen sich vor allen Künstlern des Orchesters, welche zur Kategorie der Blechinstrumente gehören, durch Erziehung und Manieren am meisten aus. Das kommt unbestreitbar von der wesentlich poetischen Natur des Horns und von dem Vorrechte, in die Salons zugelassen zu werden. Der Künstler folgt dem Zustande seines Instrumentes und wird zum Weltmann, um mit diesem zu glänzen. Der Charakter des Hornisten nimmt etwas von dem milden Ernste, dem ländlichen und phantastischen Charakter seines Instruments an; gutmüthig, gefühlvoll und empfänglich für die Schönheiten der Natur, liebt der Hornist das Land, die schattigen Gebüsche und rauhe Schluchten. Die zuerst wilden, bald hinsterbenden und vagen Bestrebungen des Hornisten schwinden in seinem Herzen wie der Ton seines Horns, welcher Anfangs voll, in seinen letzten Oszillationen dunstig und unbestimmt, allmälig in dem Ohr des aufmerksamen und entzückten Zuhörers erlischt. In der Liebe ist der Hornist aus Pflichtgefühl treu, aber von Natur unbeständig. Er träumt beständig von dem Glücke, welches er nicht erreichen kann; denn, ach, er weiß selbst nicht, wo er es fixiren soll. Seine Liebe ist eine unglückliche, welche bei allen Frauen entflammt, aber bei keiner haftet; sie ist mehr Sache der Einbildung als des Herzens, und der Gegenstand wird zum Ideale. Daher bleibt der Hornist, oft verkannt, oft auch betrogen und getäuscht, Garçon, falls ihn nicht Amor, dieser schlaue Gott, einer verschmitzten Siebenunddreißigerin oder der Wittwe eines für das Horn eingenommenen Obersten zum Opfer überantwortet.

Der Paukenschläger ist von mittlerer Größe, von zarter Gesichtsfarbe und galliger, reizbarer Natur; sein blasses und bartloses Gesicht zeigt die Eindrücke des Nachdenkens, und in seinem lebhaften, durchdringenden Blick verräth sich eine vage Empfindung der Unruhe. Die Verantwortlichkeit, die auf ihm im Orchester lastet, die Verwirrung, welche in gewissen Fällen aus einem falsch angebrachten Paukenschlage entstehen würde, die Unmöglichkeit, diesen Fehler vor dem Publikum zu verbergen, die Folgen, welche derselbe in einem Augenblicke nach sich ziehen kann, wo der größte Effekt einer Szene von einer Note abhängt, endlich die angestrengte Aufmerksamkeit, welche die Lektüre einer Paukenpartie erfordert, wo die zu zählenden Takte und die verschiedenen Pausen stets sehr häufig sind — das Alles erzeugt bei den Paukenschlägern jene unruhige Physiognomie und jenen fieberhaften Blick, welcher an ihnen allgemein bekannt ist. Da nur allein Musiker die Vorzüge eines Paukenschlägers zu würdigen vermögen, so duldet der vom Publikum unbegriffene Künstler die stechenden Schmerzen der verletzten Eigenliebe und wird traurig und misanthropisch, wenn er nicht durch einen jener Widersprüche, welche die Partie der menschlichen Bizarrerien bilden, in Exzesse ausgelassener Lustigkeit verfällt, welche vielleicht noch bezeichnender sind, als selbst die der Traurigkeit. Wie viele kleine Pianisten, schlechte Violinisten, unwissende Sänger werden in der Welt fetirt und reichlich beschenkt, während der Paukenschläger, der ernste, oft in der Kunst des Komponisten sehr bewanderte Musiker, vernachlässigt von der erbärmlichen Gage seiner Stelle leben muß. Der Paukenschläger beobachtet in allen Lebensverhältnissen eine ängstliche Strenge. Er unterschreibt nie Wechsel und bezahlt seine Geschäftsleute regelmäßig, was ihn vor gewissen Kategorien von Künstlern auszeichnet, welche nach der Versicherung aller Schneider, Schuhmacher und Wirthe die schlechtesten Schuldner sind. Wie subalterne Bureaubeamte trägt der Paukenschläger zwar etwas abgetragene, aber saubere Kleider, und man sieht ihn im Orchester, aufrecht bei seinen Pauken, mit schwarzen Beinkleidern, einem schwarzen, oft aus der Mode gekommenen Frack und einer sorgfältig gestärkten weißen Halsbinde angethan, während seine Kollegen nachlässig im Paletot, in Phantasiepantalons und der ersten besten Kravatte einhergehen. Merkwürdig! Dieser Mensch, für welchen die Musik nur zwei Noten hat, die Quinte und die Dominante, nimmt im Orchester den auffallendsten Platz ein und zieht dadurch die Blicke des ganzen Publikums auf sich, was seine sorgfältige Toilette erklärt. Mehre ausgezeichnete Komponisten begannen ihre Laufbahn als Paukenschläger.

Digitized by Google

Wir nennen Adolphe Adam. Der große Opernsänger Duprez war Paukenschläger, ehe er Tenorist wurde, und der berühmteste aller Paukenschläger war jener aufgeweckte Schneitzhöffer, welcher sich in Paris zuerst dadurch einen Ruf gründete, daß er auf seinen Visitenkarten drucken ließ: Schneitzhoeffer (prononcez Bertrand), Professeur de Chant.

Der Hautboist ist traurig, zärtlich, naiv und schüchtern wie die Töne seines Instruments. In der Liebe ist er allerdings minder leidenschaftlich als der Violinist; aber seine Liebe ist beständig. Wäre ich eine Frau, und wünschte ich, wie alle Frauen, einen beständigen Mann, so würde ich einen Hautboisten heirathen. Dieser Instrumentalist besitzt außer den kostbaren Eigenschaften, welche ich genannt habe, viel Ordnungsliebe und Geschmack für Sparsamkeit. Unter allen Musikern des Orchesters ist er vielleicht der Einzige, welcher ein Sparkassabuch hat. Ohne elegant im Anzuge zu sein, ist er doch immer sehr anständig gekleidet und fällt durch seine Sauberkeit auf. Seine Gemüthsart ist gesetzt, und er macht nicht viel Worte. Bei ihm ist Alles in guter Ordnung; seine Noten, bei Musikern von Fach selten, befinden sich immer wohl zusammengelegt in einem Fächerkasten neben dem Pult. Der Hautboist erscheint pünktlich bei den Proben und ist einer der Ersten, welche im Orchester Platz nehmen, wenn die Stunde der Oper oder des Konzerts geschlagen hat. Gehaltsabzüge kommen bei ihm fast gar nie vor. Die Art und Weise, wie er sein Instrument handhaben muß, theilt endlich seiner Haltung etwas Steifes mit, während ihn andererseits die naive, pastorale und oft traurig monotone Musik seines Instruments nicht zu jenen Verrenkungen und Konvulsionen verführt, durch welche andere Musiker ihren Vortrag häufig eindringlicher machen wollen. Exekutirt der Hautboist ein Solo, so gleicht er einer wahren Marmorstatue. Schade, daß das Hautbois den verwünschten Fehler hat, zuweilen in den gefühlvollsten Situationen zu quälen."

Pariser Brief.

⊙ Unter die Damen, welche im Laufe des verflossenen Karnevals ganz besonderes Aufsehen machten, gehören die Gräfin Castiglione und die Gräfin Korsakoff, beide Schönheiten ersten Ranges und zufällig auch in der Lage, allen ihren bizarren Launen in Betreff der Toilette folgen zu können. Frau v. Korsakoff hat, wenn auch nicht gerade den Monthyon-Preis, so doch den ersten Preis in Beziehung auf Kühnheit und Eleganz in der Toilette errungen und die Diamanten, die sie bei den verschiedenen Gelegenheiten entwickelte, erregten eben so sehr den Neid aller übrigen Damen, wie die Gräfin die Augen der Männer durch ihre pikante Schönheit blendete. Was übrigens die weibliche Schönheit anbelangt, so mußte Frau v. Korsakoff doch neben der Gräfin Castiglione zurückstehen, deren Augen, üppige Formen und prachtvolles Haar die Bewunderung der gesammten Männer- und gestehe ich es nur, auch der Damenwelt wachgerufen. Man kann sich aber auch nichts Verführerischeres denken, wie diese Frau, die in Wahrheit geschaffen zu sein scheint, als Königin im Reiche der Liebe zu herrschen. Ihr Erscheinen auf einem Maskenballe als „Salambôo" hat enormes Aufsehen erregt und in aller Stille erzählt man sich, die Kaiserin habe den Wunsch geäußert, diese gefährliche Circe für die Folge weniger bei Hofe zu sehen. Personen, welche in die Geheimnisse der Tuilerien eingeweiht sein können, meinen, es handle sich dabei um die Ruhe des kleinen Kronprinzen. Dies kann schon möglich sein, nachdem der muthmaßliche Erbe des französischen Thrones in seinem venetianischen Mäntelchen schon tanzt wie ein Alter.

Adeline Patti hat Paris verlassen, um in Wien die Fortsetzung ihrer goldenen Triumphe zu feiern. Paris ist vor der Hand zur Genüge beglückt und hat geleistet, was zu leisten war. In einer Theater-Revue findet sich eine kleine Zusammenstellung der ersungenen Summen, die ganz artige Ziffern bietet. Darnach sang Fräulein Patti in der

Oper im Ganzen 33 Mal, macht à 2500 Frs.	82,500 Frs.
Benefiz-Antheil	16,000 „
Zwei Konzerte à 2500	5,000 „
Macht in Summa	103,500 Frs.

die vielen Geschenke an Gold und Juwelen nicht gerechnet. Um diesen Preis möchte wohl Manche jung, schön und eine gefeierte Sängerin sein. Im Allgemeinen aber klagt man doch über die traurige Richtung, welche die junge Künstlerin genommen, die vor allem um das Geld und dann erst, und zwar viel später um die Kunst fragt. Diese ist ihr nur Mittel zum Zweck. „Am Golde hängt, nach Golde drängt", so heißt es ja wohl in Göthe's herrlicher Dichtung, und so ist es im Leben dieser Künstlerin. Allgemein hatte man erwartet, sie werde irgendwo zum Besten der brodlosen Arbeiter singen, aber nichts ist geschehen; die Bankbillets sind wohl versorgt, die Eisenbahn ist bestiegen und fort ging es, dem Donaustrande entgegen.

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag, 26. Febr. „Wilhelm Tell", große Oper nach dem Französischen des Jony u. Bis, von Th. Haupt. Musik von Rossini. Um sich zu überzeugen, welche Großmacht unter den Künsten die Musik sei, wie sehr sie für sich allein wirken und bestehen kann, muß man nur diese Meister-Oper hören, welche allein hinreichen würde, Rossini's Namen unsterblich zu machen. Denn obschon dieser Musik ein Textbuch unterlegt ist, welches von Unsinn strotzt, obgleich der Handlung fast alle dramatische Bedeutung abgeht, fehlt doch der Oper niemals jener mächtige, intensive Erfolg, der ein Zeugniß ablegt für die zwingende, klare Einwirkung dieser echten und rechten, ebenso bedeutenden als lieblichen Musik. — Sämmtliche Mitwirkende verdienen das Lob, das Beste gewollt und viel Gutes geleistet zu haben. Herr Schelper (Geßler) gab sich Mühe, war aber zu klanglos und im Auftreten nicht fürstlich genug. Bei der natürlichen Befangenheit des jugendlichen Darstellers sind indessen solche Mängel begreiflich und werden sich später verbessern. Herr Kindermann von München gab die Titelrolle in Spiel und Gesang gleich gut, ohne uns jedoch recht erwärmen zu können. Es fehlt seiner Stimme nachgerade denn doch die jugendliche Frische; und nur Einzelnes hatte den Schmelz Rossini'scher Musik. Dagegen waren seine Recitative sehr angenehm zu hören, seine Leistung in gesanglicher Beziehung

Digitized by Google

von echt künstlerischer Feile. Die große Scene des 3. Aktes war gut gespielt, doch wäre etwas mehr Wärme dem Erfolge zuträglicher gewesen. Sehr gut bei Stimme war Herr Dalfy (Arnold). Er sang heute kräftig, rein und ausdauernd. Besonders gelang ihm das Duett mit Tell, „Mathilde, du mein Leben", sehr wohl. Die schwache Seite seines Gesanges sind die Recitative, welche in Verbindung mit seinem leblosen Spiele einen erkältenden Eindruck machen. Frln. Bork (Mathilde, kaiserl. Prinzessin) sah aus und bewegte sich wie eine Prinzessin, was wir bekanntlich von so vielen Darstellern fürstlicher Häupter nicht sagen können. Sie sang dabei das Recitativ und die große Romanze des 2. Aktes vollendet schön und mit italienischer Süßigkeit; sehr gut wirkte sie auch im Terzett des 4. Aktes, während das Duett mit Arnold im 2. Akte, namentlich der Eingang desselben, welcher ihr nicht bequem zu liegen scheint, uns nicht genügen konnte. Frln. Schmidt (Hedwig) sang recht verdienstlich. Frln. Anstensen (Gemmy) spielte und sang löblich. Herr Lewinsky (Fischer) sang sein Lied ganz wacker und verrieth wiederum schöne Anlagen, welche er jedoch mit Fleiß ausbilden sollte. — Die Chöre gingen, einen ausgenommen ziemlich gut, obschon sie für die mögliche Wirkung weitaus zu schwach waren. Von den Ensembles war besonders das große Terzett zwischen Tell, Fürst und Arnold, sowie das Terzett der drei Damen im letzten Akte, dann die große Nummer im 1. Akte, sehr zu loben. — Auch das Orchester war heute wieder einmal seines guten Rufes werth. Gleich die Ouverture wurde mit Bravour ausgeführt und stürmisch applaudirt. Cello, Flöte und Hörner leisteten besonders Rühmliches. Die sichere Leitung des Herrn Kappellmeister Seidel machte sich wieder sehr bemerklich. Die Aufnahme der Oper überhaupt seitens des Publikums war ebenso dankbar, als es die Aufgabe ist, welche den Sängern mit diesem Werke gegeben wurde.

Freitag, 27. Febr. „Sie schreibt an sich selbst", Lustspiel von Holtey. „Junge Eheleute", dramatische Kleinigkeit von Henrion. „Ein Autograph", Lustspiel von Bergen. — Frln. Raabe setzte heute bei vollem Hause und mit größtem Erfolge ihr Gastspiel fort, von welchem wir ohne Anstand bekennen, daß es das Beste ist, was uns in dieser Saison geboten wurde. Denn so wenig dieser Genre von dramatischer Muse eine Bedeutung hat, so wenig diese Kleinigkeiten, welche uns vorgeführt wurden, von Interesse sind, so sehr ist es das Talent und die Erscheinung der Frln. Raabe, welche einen unbedingt genußreichen Abend bieten. Sie ist so reich an ursprünglichem Humor, so reizend von Ausdruck, daß Momente und Bewegungen, welche in andern Händen albern erscheinen würden, in den ihrigen als neckisches Spiel der Laune graziös und duftig werden. Das zeigte sich am meisten im „Autograph", einem wahrhaft blühenden Unsinn, welchen nur das unvergleichliche Spiel der Frln. Raabe schmackhaft machen konnte. Ihr Haschen nach der Hand, ihr Buchstabiren, ihr vorsätzliches Ungeschick waren Bilder von so angeborener Lieblichkeit, daß eigentlich das Studium der Partie dagegen nicht in Betracht kommen kann. Minder beschäftigt, aber auf gleicher Höhe stand ihre „Julie" im ersten Stücke, ein Bild der einfachsten Anmuth; und voll der feinsten Genremalerei war das Frauchen im zweiten, einer Arbeit, welche wiederum das artige Talent des Hrn. Henrion zur Schaffung solcher leichten Lustspiele bekundet hat. Als Schauspieler bestätigte Hr. Henrion die schon jüngst gemachte Beobachtung. Es fehlt ihm weder Talent, noch Leichtigkeit, aber die Feinheit der Gestaltungskraft. Sein Schriftsteller „Lindner" war zu possenhaft, zu sehr eine überladene Charge, um die rechte Wirkung zu erzielen. Besser war der „Ziegenpeter" im 1. und wirklich gut der „Gemahl" in seinem eigenen Stücke. Hr. Henrion muß mehr Maas halten, sich weniger in schrillen Exclamationen gefallen und das ungraziöse Schleudern mit dem Fuße, das krampfhafte Zucken der Hände völlig aufgeben. Diese Detailmalerei hat nur dann Effekt, wenn sie sich genau in den Gränzen des Schönen hält und von natürlichen Reizen unterstützt wird. — Wir würden nicht so viel über den geehrten Gast sagen, wenn wir ihn nicht für einen Mann von Geist und Talent hielten, welcher vielleicht unsere Bemerkungen einer Berücksichtigung werth findet. — Die Mitwirkung unserer einheimischen Kräfte ist im Allgemeinen zu loben, obschon man im 1. Stücke bei Weitem mehr that, als der Sache zuträglich und uns angenehm war.

Samstag, 28. Februar. „Faust", große Oper mit Ballet, Musik von Gounod. — Die heutige Aufführung ist zwar im Allgemeinen gut zu nennen, hat uns aber, offen gestanden, nicht sonderlich erbaut. Herr Kindermann (Mephisto) gab einen boshaften Teufel in Maske, Spiel und Gesang. Seine Auffassung war in allen Theilen konsequent und mit großer Leichtigkeit durchgeführt. Der Totaleindruck war der eines genialen Nachtstückes und für Liebhaber von derlei Zeichnungen vielleicht von besonderem Reize. Wir aber vermißten etwas, das für uns in der Oper eine große Rolle spielt — uns fehlte der Gesang. Sämmtliche Nummern kamen uns mehr als trocken, sie kamen uns klanglos vor und verwischten fast die Spur der eigentlichen Komposition. Es thut uns leid, wenn unsere Ansicht sonderbar sein sollte: de gustibus non est disputandum. — Frln. Anstensen (Gretchen) spielte und sang so gut, als ihre Begabung es erlaubte. Wie wir jedoch schon nach ihrer „Lucia" gesagt, ist ihr Talent in einer andern Richtung zu suchen; es verweist sie entschieden auf das Feld der komischen Oper und der Soubrette. Für eine Partie wie die heutige reicht ihre dramatische Gestaltungskraft so wenig als ihr Stimmfond hin, welcher, namentlich in der Höhe des erforderlichen Wohllauts ermangelt und auch sonst zu schwach ist. Es fehlt uns der Raum, auf eine Analyse ihrer Darstellung einzugehen; wir begnügen uns daher noch mit der kurzen Bemerkung, daß ihr Gretchen die Fehler des Libretto ziemlich merken ließ — es ging zu willig. — Hr. Dalfy (Faust) sang kräftig, ausdauernd und soweit man dies von seiner Stimme sagen kann, mit großem Wohllaut. Hr. Ueberhorst und Frln. Schmidt blieben sich gleich. Die Chöre waren matt, theilweise schwankend. Das Ballet im letzten Akte frischte die ermattete Stimmung wieder auf. Der Erfolg der Darstellung war durchaus getheilt. —t—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magner.

Digitized by Google

An die
k. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 19. Sonntag den 8. März 1863.

Schuld und Sühne.

Erzählung
von
Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Er hatte die bedeutungsvolle Mittheilung nicht vergessen, obwohl er das Gehörte oft für eine Ausgeburt seines Fieberwahnes halten wollte. Dieses Schreiben sollte ihm die ersehnte Aufklärung bringen, und schon die ersten Zeilen erschütterten ihn so tief, daß er, unfähig weiter zu lesen, in seine Kissen zurücksank. Erst nach einigen Minuten war er im Stande, den Brief wieder aufzunehmen und weiter zu lesen, er lautete, wie folgt:

„Mein Sohn! Dürfte ich dich nicht mit diesem süßen Namen nennen, so würde ich es nie gewagt haben, eine Zeile an dich zu richten und doch — darf ich auch den Namen deines Vaters nicht beanspruchen, ohne mich von Neuem dir gegenüber schuldig zu bekennen.“

„Ja, ich bin dein Vater, und obgleich ich nur durch ein Verbrechen es geworden bin, flehe ich dich an, mich mit der Liebe eines Sohnes zu richten. — Ich lernte deine Mutter als ein neunzehnjähriger junger Mensch kennen; sie war nur um wenige Jahre jünger als ich, aber von einer Schönheit und Anmuth, die Alle, die in ihre Nähe kamen, bezauberte. Auch ich unterlag mit meinem leicht erregbaren Herzen dem allgemeinen Zauber und suchte mir ihre Gunst zu gewinnen. Melanie zeichnete mich bald aus und wies mein leidenschaftliches Geständniß nicht zurück, sondern gestand mir, daß sie meine Neigung erwiedere. Sie wollte, daß ich mich an ihren Vater mit der Werbung um ihre Hand wenden solle, ich aber erklärte ihr, daß mir dies unmöglich sei, da meine Eltern, von denen ich damals ganz abhängig war, nie ihre Einwilligung dazu geben würden, da sie schon eine andere Wahl für mich getroffen hatten und ich bis zu meiner Volljährigkeit nicht gegen ihren Willen mich vermählen könne. Unsere Zusammenkünfte mußten heimlich, und ohne daß Melanien's Eltern darum wußten, stattfinden, wozu ich das Mädchen bewog, indem ich ihr versprach, zu meinen Eltern reisen zu wollen und sie so lange um ihre Einwilligung zu bitten, bis sie mir nachgeben müßten. Melanie, die ernster und tiefer, als ich, fühlte, faßte eine innige Neigung zu mir, der sie bereit war, jedes Opfer zu bringen, während es mich mehr lockte, ein flüchtiges Abenteuer mit einem so schönen und liebenswürdigen Mädchen zu bestehen, ohne ernsthaft an die Folgen zu denken. Ich täuschte sie nicht mit meinem Versprechen, ich wollte wirklich, um sie zu beruhigen, Alles thun, um der Eltern Einwilligung zu erhalten; aber sie liebte mit dem Ernste der ersten wahren Neigung eines edlen, weiblichen Herzens, ich dagegen tändelte und spielte mit dem Leichtsinne eines jungen Menschen, der noch kaum den Knabenjahren entwachsen ist. Während ihre Liebe für mich mit jedem Tag wuchs, fühlte ich die meine erkalten, und als sie mir eines Tages mit Thränen entdeckte, daß sie ein Kind von mir unter ihrem Herzen trüge, und mich beschwor, ihre Ehre zu retten, da erschrack ich vor dem Unheil, das ich angestiftet, und weder die Macht noch den ernstlichen Willen hatte, wieder gut zu machen. Ich wollte mir nicht meine ganze Zukunft verderben, indem ich gegen den Willen meiner Eltern ein Mädchen heirathete, das ich schon beinahe mehr bedauerte, als liebte; ich war zu jung und leichtsinnig, um einzusehen, wie elend ich gehandelt, indem ich mit ihrem Herzen und ihrer Ehre ein freventliches Spiel getrieben hatte. Sie billigte meinen Vorschlag, zu meinen Eltern zu reisen und sie zur Einwilligung in unsern Bund zu bewegen, bis dahin sollte vor den Ihrigen unser Verhältniß ein Geheimniß bleiben.“

„Meine Eltern weigerten sich, wie ich vorausgesehen, ihre Einwilligung zu geben und ich theilte Melanien dies in einem Schreiben mit, worin ich mich bemühte, sie durch Versicherungen meiner Liebe zu beruhigen. Wenige Wochen darauf erhielt ich eine Antwort von ihr, in der sie mir ihren leidenschaftlichen Schmerz über meine Mittheilung ausdrückte, aber zugleich sagte, daß sie, wenn ich ihr nie die Hand reichen könne, entschlossen sei, die Bewerbung eines Mannes anzunehmen, der schon lange und vergebens bei ihren Eltern um ihre Hand angehalten hatte. Sie wollte ihm aufrichtig Alles gestehen, und wenn er trotzdem sie zu seiner Gattin machen wollte, sich bemühen, ihm durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten ihre Dankbarkeit zu beweisen. Sie erwarte noch ein Schreiben von mir und wenn ich ihr einen Hoffnungsstrahl ließe, je meine Gattin zu werden, so wäre sie entschlossen, bis zu diesem Zeitpunkt zu warten. Ich schrieb ihr, daß ich, so sehr es mich auch schmerze, ihr rathen müsse, in die vorgeschlagene Verbindung zu willigen, da sie nur auf diese Art ihre Ehre retten könne. Noch einen Brief empfing ich darauf von ihr, in welchem sie mir ankündigte, daß sie bereits die Braut jenes Mannes sei, der trotz ihres offenen Geständnisses, sie zu seiner Frau machen und unser Kind als seines anerkennen wolle. Den Namen ihres Mannes verschwieg sie mir, da jeder Verkehr zwischen

Digitized by Google

mir und ihr aufhören müsse, aber sie verhehlte mir auch in diesem Schreiben nicht, wie tief unglücklich sie sei, und wie nur die Rücksicht für ihre Eltern und für ihr Kind sie zu diesem Schritt bewegen könne. Sie verbot mir, ihr darauf zu antworten und ich hörte nichts mehr von ihr, bis ich dich kennen und lieben lernte, ohne zu ahnen, daß du mein Sohn seiest. Du hast mir oft von Melanien erzählt und ich hörte dir mit Interesse zu, wenn du mit mir von deiner unvergeßlichen Mutter sprachst und ich fühle nun mit tiefem Schmerze, daß sie nicht glücklich war und ich ihr ganzes Leben mit meinem jugendlichen Leichtsinn zerstörte. — Und jetzt mußte ich noch ein neues Unrecht zu dem schon begangenen hinzufügen. — Wirst du mir verzeihen können, wirst du, ehe ich diesen Ort auf immer verlasse, mich noch einmal als deinen Vater sehen wollen? Ich bitte dich darum im Namen derjenigen, die ich so tief gekränkt habe, die mich aber so innig liebte. Dein

Charles Villemont."

Mehr als einmal hatte Oskar die Durchlesung dieses Briefes unterbrechen müssen, dessen Inhalt ihn so sehr ergriff. Das schöne, reine Bild seiner Mutter, die er so sehr geliebt, war getrübt worden, und wenn er sie auch auf das Innerste beklagte, konnte er sie doch nicht mehr so verehren, wie bisher. Des alten Barons Kälte und Gleichgültigkeit gegen ihn erschien ihm nun begreiflich, aber während er seinem eigenen Vater kein Herz voll achtungsvoller Liebe entgegenbringen konnte, war er im Stande, den Baron gerechter zu beurtheilen. Er war entschlossen, seinem Vater die verlangte Unterredung zu gewähren und begehrte, als Lucie wieder in das Zimmer trat, Schreibzeug und Papier von ihr, um ihm ein Paar Zeilen zu schreiben. Zögernd sah ihn Lucie an.

„Das Schreiben wird dich zu sehr anstrengen und könnte deine Wunde von Neuem bluten machen", sagte sie endlich.

„Gib", sagte er heftig, „das Verlangte her, ich muß schreiben."

Lucie wagte keine Widerrede mehr, sondern eilte, seinen Wunsch zu erfüllen.

„Ich werde Villemont bei mir sehen", sagte Oskar, nachdem er mit Anstrengung die wenigen Zeilen geschrieben hatte, und ein hohes Roth brannte bei der Nennung dieses Namens auf seinen Wangen, „ich werde ihn wiedersehen, — denn er ist mein Vater!"

„Dein Vater!" rief Lucie entsetzt aus, „nein, nein, du sprichst im Fieber, das kann nicht sein."

„Lies selbst, um dich zu überzeugen", sagte Oskar, auf das offene Schreiben deutend.

Der Gedanke, den Vater ihres Gatten geliebt zu haben, den auch sie wie eine Tochter hätte verehren sollen, erschütterte Lucie auf das Tiefste und ließ sie ihr Unrecht noch mehr fühlen, während Villemont's Darstellung seiner ersten Jugendliebe nicht geeignet war, ihre Achtung für ihn zu vermehren. Sie hatte die treue Liebe ihres Oskar verscherzt, um die flüchtige Neigung eines Mannes zu gewinnen, der durch seinen Leichtsinn das Glück mehr als einer Familie zerstört hatte.

Als Villemont auf Oskar's Antwort kam, den schwergekränkten Sohn um seine Verzeihung anzuflehen, betrat Lucie nicht das Zimmer ihres Gatten; die Unterredung zwischen Vater und Sohn währte lange, und so streng und unversöhnlich Oskar sich der Gattin zeigte, so weich und nachsichtig war er gegen den Vater. Villemont beschloß, auf immer nach Frankreich zurückzukehren und dort sein Leben zu beenden. Als er beim Abschiede seinen Sohn noch einmal mit schmerzlicher Zärtlichkeit in seine Arme schloß, sagte er: „Gott hätte mir das lang ersehnte Glück gewährt, Vaterfreuden kennen zu lernen, aber ich habe selbst mein Glück zerstört und mich dessen unwerth gemacht. Ich habe dich nur gefunden, um dich wieder und auf immer zu verlieren."

„Nicht auf immer", versetzte Oskar, „wenn du im Alter dich nach einem Sohne sehnest, der dich lieben und pflegen soll, dann denk' an mich und komm' zu mir und meinen Kindern."

(Fortsetzung folgt.)

Ein römisches Grab in Ofen.

Dr. R. Pest vom 28. Februar. Am 23. Morgens erhielt ich von dem Direktor der Ofner Realschule, meinem Freunde, Dr. Guido Schenzl, eine Einladung, an der Aufnahme eines römischen Grabes Theil zu nehmen, welches auf dem Territorium der Drasche'schen Ziegeleien gelegen ist. Um die bestimmte Stunde, vor 10 Uhr, erschien ich im Bureau der Stadthauptmannschaft in Ofen, wo ich den am 22. in Eile aus dem Grabe zusammengelesenen Gegenständen einen flüchtigen Blick widmen konnte. Vor Allem fiel mir ein eisernes, an einen Feldsessel erinnerndes Gestelle mit bronzenen eichelförmigen Knöpfen auf, das Bruchstück einer größeren kupfernen Schüssel, eine größere Gießkanne mit kleeblättriger Oeffnung, beide mit den schönsten lazurfarbigen Pergamentriemchen versehen, mehrere hemdknöpfartige Schmucksachen, zwei Eichelknöpfe, Thonlampen, eine flache Spange, zwei größere emaillirte, viereckige Platten, ein kleinerer kupferner Topf und zahlreiche Bronze- und Silbermünzen, welche sich in sehr gutem Zustande befinden, und die, wie ich im Fluge entnehmen konnte, den Herrscherperioden des Commodus, Probus, Carus, Philippus, Herennia Etruscilla angehören, unter ihnen befindet sich eine blechartige sehr dünne silberne Platte, in deren Mitte in getriebener Arbeit ein Kopf angebracht ist, um welchen ein Sokrates (?), ein Frauenkopf und noch andere gruppirt sind. Die getriebene Arbeit gehört zu den schönsten, die ich in dieser Art gesehen. Ich konnte diese Gegenstände nur so lange betrachten, bis der Wagen angefahren kam, und die Mitglieder der für 11 Uhr anberaumten kommissionellen Untersuchung, die Herren Bürgermeister Paulovics, Stadthauptmann Petrovits, Magistratsbeamter Julius Hohl, Museumkustos Johann Erdy, auf dem Schauplatze erschienen, wo sich bald eine Zuschauermenge von mehreren Tausenden versammelte.

Das Grab selbst befand sich unter der Lehmschichte, in der Mitte der jetzt bereits nivellirten Niederung in einer Tiefe von 3 Klaftern, jetzt ist es nur 3 Fuß tiefer als der Erdboden, es ist von der nach dem Leopoldifelde führenden Brücke etwa 20, von der Landstraße 4 Klaftern entfernt. Die das Grab bedeckende Steinplatte fanden wir zerbrochen, das Grab selbst aber ließ die Stadtbehörde, die für die Sache viel Interesse an den Tag legte, mitteist bewaffneter Posten bewachen. Als das Bohlenwerk, welches das Grab zeitweilig bedeckte, gehoben ward, fiel uns die mehr südliche als östliche Richtung des Grabes auf. Die Köpfe der beiden

Digitized by Google

Gerippe lagen südwärts. Die bei den Köpfen sowohl als bei den Füßen befindlichen senkrechten Kalksteine waren unversehrt, jedoch die Seitenblätter waren nach innen, die unteren Bodenblätter dachartig nach oben gehoben, und so rollten die Gerippe und Schmuckgegenstände an den Rand des Grabes hinab. Der Kopf und Kinnbacken des rechtsgelegenen Gerippes war ganz unversehrt, die Zähne wiesen auf ein jugendliches Alter hin, der Oberkiefer des linksgelegenen Gerippes wurde nicht gefunden, am Unterkiefer waren einige Zähne sehr abgewetzt, und ließen ein Individuum im vorgerückten Alter errathen. Das Resultat der mit großer Vorsicht ausgeführten Forschung war, daß in der Brustgegend des rechtsgelegenen Gerippes, wo gestern die Platten und Spangen gefunden wurden, sich heute neuerdings eine schmucke Fibula, eine Spange und ein eiserner Ring, zu dem auch der ovale Stein vorhanden ist, ein silberner Löffel in der Größe eines Kaffeelöffels und einige kleinere Knöpfe vorfanden. Bei den Füßen lagen die verschiedenfärbigen Trümmer eines größeren Gefäßes. Der kleinere Topf mit den Münzen wurde zu den Füßen des linken Gerippes gefunden, in der Brustgegend desselben fand sich blos das Bruchstück einer walzenförmigen Röhre vor.

Dieser Fund ist sehr interessant, denn durch die Güte des Hrn. Trasche und unterstützt durch die Pietät der Herren Oberbeamten des Ofner Magistrats, konnte Alles zusammengestellt werden, was ursprünglich in diesem interessanten Grabe enthalten war. Die detaillirte Schilderung der Objekte und die genaue Bestimmung der Zeit, auf welche diese Gräber zurückzuführen sind, behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor. Alle diese Objekte werden dieser Tage amtlich dem Nationalmuseum übergeben werden, um dem größeren Publikum als Gegenstand der Betrachtung und des Studiums zu dienen. Hier ist jedenfalls der Umstand hervorzuheben, daß der Eigenthümer und die Behörde, sich die Hand reichend, die Verschleppung oder Zerstöeung des Fundes verhindert haben. Es ist dies ein seltener Fall bei uns, wo die Unwissenheit oder Habgier uns unzähligemal der schönsten Ueberbleibsel des Alterthums beraubt, dieselben mit barbarischer Hand beschädigend oder zerstörend; was vermöge des Materials ganz werthlos, aber in archäologischer Beziehung für die Wissenschaft einen überaus großen Werth besitzt, wird entweder um einen Spottpreis verkauft, oder es wandert nach dem Auslande.

Wir wissen es wohl, daß aus der Nachbarschaft Agenten die interessanteren Fundorte unseres Vaterlandes bereisen, daß sie nachgraben lassen, und Alles zusammenkaufen, was der einfältige Landmann nicht kennt und auch nicht zu schätzen weiß; zu Hause legen sie dann Sammlungen an, oder sie verkaufen die Gegenstände für theures Geld am Ufer der Seine, oder jenseits des Kanals. Der größte Theil ihrer Schätze kommt aus Pannonien, und bald, wenn bei uns der Forscherdrang erwacht, dann können unsere Gelehrten in der Ferne aufsuchen, was bei uns an das Tageslicht gelangt war.

Unser Nationalmuseum müßte nicht so beschaffen sein, wie es jetzt ist, wenn die Wissenschaft, mit der Kraft des Vermögens und dem Talente verbunden, diesem Landesinstitute dasjenige sichern würde, wozu es als solches berechtigt wäre. Brachten wir doch, was das 48. Heft der Monatsschrift „Unsere Tage" vom Jahre 1863 auf Seite 567 sagt: Wir sind hier (in Dänemark) schon seit langer Zeit so weit, daß der Landmann, wenn er einen Aschenkrug oder ein Heidengrab findet, dasselbe nicht einmal mit ungeschickter Hand berührt, sondern bei dem Beamten Meldung erstattet, der sodann intelligente Kunstliebhaber, oder hiezu besonders geeignete Personen entsendet, daß sie den Fund kunstverständig aufnehmen; der Finder schenkt die Gegenstände entweder dem königlichen oder dem Museum irgend einer Provinz, und es wird entweder als Steuer angenommen, oder nach seinem Metall- oder Kaufwerthe bezahlt. In Sachen der Sammlungen sind die Dänen die erste Nation. Die wievielte wir in der Reihe sind, will ich nicht sagen, daß wir aber nicht die letzte seien, wünsche ich als ein sein Vaterland von treuem Herzen liebender Patriot aufrichtig.

Literatur und Kunst.

Das königl. Opernhaus in Berlin, an dem mehr als hundert Mitglieder angestellt sind, mußte dieser Tage geschlossen bleiben, weil Frln. Lucca plötzlich erkrankte.

Aus Hamburg wird geschrieben: Am 22. Februar ging Benedict's neue Oper: „Die Rose von Erin" hier zum ersten Male in Scene. Die Erwartungen des Publikums waren nach den Berichten, die der Oper von London und Hannover vorausgegangen, sehr hochgespannt. Aber man hatte sich nicht getäuscht, die Erwartungen wurden übertroffen. Schon die Ouverture fand einstimmigen Beifall. Die reizenden und pikanten Melodien des 1. Aktes wurden stürmisch zur Wiederholung verlangt. Der Beifall steigerte sich von Akt zu Akt und ward am Schlusse ein enthusiastischer. Die Mitwirkenden wurden nach den Aktschlüssen wiederholt gerufen. — Wie wir hören, wird Benedict's Oper in seiner Vaterstadt Stuttgart am 6. März als am Geburtstage des Kronprinzen in Scene gehen. Hoffentlich wird das herrliche Werk des deutschen Komponisten nun bald die Runde auf allen deutschen Bühnen machen.

Aus Paris wird geschrieben, daß die in Wien zuerst aufgeführte Operette Offenbach's: „Schwätzer und Schwätzerin" bei ihrer nunmehr auch in Paris stattgehabten Aufführung außerordentlichen Beifall fand; es mußte nahezu jede Nummer dieser reizenden Musik wiederholt werden. Man bezeichnet in Paris diese Oper als die gelungenste Arbeit Offenbach's.

Der Balletmeister Saint-Leon hat vom Kaiser von Rußland einen prachtvollen Ring zum Zeichen der Anerkennung für seine Leistungen erhalten.

Der französische Staatsminister hat dem Schauspieler Frederick Lemaitre eine jährliche, aus den Fonds des Staatsministeriums zu bezahlende Pension von 2000 Frcs. ausgesetzt.

Der Tenorist Tamberlick ist in Paris angekommen, um die Einnahmen der italienischen Oper, welche seit dem Abgange der Patti sehr gesunken sind, wieder ein wenig zu heben.

Friedrich Bodenstedt, der nun wieder nach München zurückgekehrt ist, arbeitet dort an dem Schlusse eines Werkes über den Einfluß der altitalienischen klassischen Literatur auf die Entwicklung und Gestaltung der poetischen Literatur Englands, Bodenstedt ist bekanntlich auch der Verfasser des literar-historischen Werkes: „Die Zeitgenossen Shakespeare's".

Von dem jüngst verstorbenen ungarischen Dichter Koloman Lisznyai erzählt „Magyar Sajto" folgende Anek-

Digitized by Google

bote: Als Kol. Lisznai mit E. Vahot nach Gyöngyös reiste, wurden den Reisenden unterwegs von einem Gastwirthe sehr gute Weine vorgesetzt. Der arme Koloman, der seinen kranken Zustand fühlte, hatte schon in Pesth sich gelobt, keinen Wein zu trinken, als er jedoch das edle Naß in den Gläsern erblickte, konnte er nicht der Versuchung widerstehen, darnach zu greifen. In dem Augenblicke jedoch, als er das geschliffene Glas an den Mund führte, sprang dasselbe mitten entzwei. Lisznyai trank keinen Tropfen. Nicht lange darauf ereilte ihn der Tod — das Omen war in Erfüllung gegangen.

Die Pariser Theater haben im Jahre 1862 die Summe von 1 Mill. 316,283 Frs. an Tantiemen gezahlt. Von diesem Betrage entfallen die größten Ziffern: 172,167 Frs., 132,422 Frs. und 114,501 Frs. auf das Theatre du Chatelet, Opera Comique und Porte Saint-Martin.

Am 22. Februar starb zu Kopenhagen, auf einem Spaziergange vom Schlage gerührt, plötzlich der Physiologe Eschricht, in Deutschland durch seine Schrift im Kaspar Hauser'schen Streit und durch seine populären physiologischen Vorlesungen in weiteren Kreisen bekannt.

Der 80jährige gefeierte Kompositeur Pacini ist in Mailand eingetroffen, um daselbst eine neue Oper in Scene zu setzen.

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 1. März. „Feuer in der Mädchenschule." „Er experimentirt." „Sie schreibt an sich selbst", drei kleine Lustspiele, wiederholt. Als Zugabe: Ballet. — Wir sprechen mit Börne: Keine Rose ohne Dornen! Frln. Raabe war die Rose.

Montag, 2. März. „Wilhelm Tell", große Oper von Rosini. Unter Mitwirkung des Herrn Kindermann wiederholt. Die Aufführung bestätigte in allen Punkten unser jüngst gegebenes Urtheil. Das Ballet im 3. Akte war reizender noch, als es kunstvoll gewesen.

Dinstag, 3. März. „Ein Autograph". „Eine Tasse Thee", Nonnenscene aus „Robert" und Ballet. Wenn Frln. Raabe spielt und die beiden Frln. Bulìovsky tanzen, so findet man Etwas, woran wir in dieser Saison Mangel hatten — Grazie. Diese Darstellungen finden darum auch stets den größten Beifall, namentlich Frln. Raabe, welche schon beim Erscheinen rauschend empfangen wurde. Hr. Henrion gab den „Camonflet" sehr gewandt und wirksam, hätte uns jedoch noch besser gefallen, wenn er weniger stark aufgetragen hätte. — Die Nonnenscene gieng höchst unsicher, namentlich die Auferstehung aus den Gräbern schien mit großen Schwierigkeiten verknüpft.

Mittwoch, 4. März. „Figaro's Hochzeit", Oper von Mozart. — Die heutige Wiederholung war ein großer Rückschritt und machte uns den Eindruck, als ob ihr gar keine Probe vorhergegangen sei. Es schwebte Alles zwischen Himmel und Erde, besonders der 1. Akt drohte stellenweise auseinander zu fallen. Wie können daher um so mehr kurz sein, als dies das Beste ist, was wir für diesen Abend thun können. — Gut war nur die große Arie der Gräfin, und das darauffolgende Duett zwischen ihr und Susanne (2. Akt). Alle andern Nummern bedeuteten wenig, der Total-Werth nichts!

Donnerstag, 5. März. „Egmont", Trauerspiel von Göthe. — Wenn wir sagen, daß uns das herrliche Werk heute ganz kalt gelassen hat, so ist damit die Aufführung beund verurtheilt. Sie war durchweg matt, frostig, und bewegte sich im gewöhnlichsten Kothurn. Die Bürger von Brüssel waren keine Hasen, sondern Spaßvögel, die Ritters-leute nicht adelig, aber sehr hölzern. — Hr. Alexander Kökert (Egmont) hat, seit wir ihn nicht gesehen haben, von seiner Kraft viel eingebüßt und sah überhaupt leidend aus. Seine ganze Leistung hatte etwas Forcirtes, wie denn allen seinen Gebilden die Ursprünglichkeit und damit das eigentlich Poetische fehlt. Von diesen größeren Ansprüchen auf den künstlerischen Werth abgesehen, war sein „Egmont" gut und weil mit weniger Aufwand des Organs verknüpft, auch löblicher, als er sonst gewesen. — Hr. Ueberhorst (Oranien) war unglücklich von Erscheinung und unbedeutend in der Ausführung. — Hr. Schulze (Alba) Hr. Louis Kökert (Brackenburg) mochten genügen, dasselbe gilt von Hrn. Denzin (Vansen), Frln. Götze (Klärchen) gab sich alle Mühe, hat aber das Unglück, durch Organ und Erscheinung in ihrem besten Streben behindert zu sein. Indem man sich Göthe's oder Egmonts Klärchen denkt, sagt man sich unwillkührlich — so kann es nicht gesehen, nicht gesprochen haben — und alle Wirkung ist vernichtet, auch wenn sie künstlerischer gewesen wäre, als die der Frln. Götze. Im Allgemeinen war ihr Klärchen zu viel Komödiantin, es fehlte ihm die Lieblichkeit und das einfache, ungeschminkte Wesen. — Das Orchester exekutirte die Ouverture recht brav; die übrige Musik konnte uns nicht befriedigen. — Wie man sieht, waren wir heute durchaus nicht erbaut; aber im Theater zu zischen, haben wir uns doch nicht einfallen lassen, weil es eine Anmaßung ist, das unbefangene Vergnügen anderer Leute stören zu wollen. Jene rohen Subjekte, welche „mit wenig Witz und viel Behagen" sich erdreisten, auf solche Weise die Kunstrichter zu spielen oder ihren Muthwillen auszulassen, verdienen an die Luft gesetzt zu werden. Kratze sich, wen's juckt! *)

Freitag, 6. März. „Lalla-Roolh", komische Oper. Musik von Felicien David. Der eigentliche Effekt des Werks ist — Schlaf, in welchem uns heute Frln. Bork (Lalla-Roolh) und Frln. Anstensen (Mirza) als schöner Traum erschienen sind. Als die Oper zu Ende, war das Trugbild verschwunden und wir so nüchtern als jüngst. Gleichwohl machte die Oper im Allgemeinen einen günstigeren Eindruck, sie wurde ziemlich gut gegeben und Einzelnes verdient lobende Erwähnung, darunter die große Arie (Nr. 7), Frln. Bork, „du süße Taube", Hr. Dalsy, das Lied der Mirza, Frln. Anstensen, und das Quartett im 1. Akte. Die Chöre gingen nicht gut; das Finale des 1. Aktes hatte aber eine wohlthuende Aenderung erfahren. — Das Publikum hörte mit mehr Ernst als jüngst und fand darum auch mehr Befriedigung.

—t—

*) Der Unfug des Zischens ist seit Samstag mehrfach bei den unpassendsten Anlässen vorgekommen und vom Publikum mit Empörung aufgenommen worden; wir nahmen daher um so weniger Anstand, unsrem eignen Unwillen hierüber Ausdruck zu geben.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 20. Mittwoch den 11. März 1863.

Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Oskar schritt nur langsam seiner Genesung entgegen; die Wunde heilte nur allmälig, da der Kummer seine Jugendkraft zerstören zu wollen schien, und eine Schwäche, für die der Wundarzt bei einem so jungen Manne keine Erklärung fand, fesselte ihn noch lange an das Bett. In dem Verhältnisse der beiden Gatten zu einander hatte sich nichts verändert; war Besuch oder der Arzt anwesend, so behandelte Oskar Lucien rücksichtsvoll, wenngleich nicht zärtlich; sobald sie aber allein waren, beachtete er sie nicht mehr und wechselte kaum ein Wort mit ihr. Sie wagte es selbst nicht mehr, viel in seinem Zimmer zu weilen, da sie bemerkte, wie peinlich ihre Gegenwart ihn aufrege; sie glaubte, er verachte sie und dulde sie nur aus Rücksicht für ihre Kinder in seiner Nähe, und ahnte nicht, daß er noch immer nicht aufgehört hatte, sie zu lieben, obwohl er sich beinahe dieser Empfindung schämte. Er war rauh und unfreundlich mit ihr, aber er litt so viel als sie, wenn er sie traurig sah. Ihre Augen zeigten nur zu oft Spuren von Thränen und schlaflosen Nächten, aber Oskar that ihr Unrecht, wenn er glaubte, ihr Schmerz gelte der unglücklichen Liebe zu seinem Vater; sie empfand die Trennung von diesem nicht halb so schwer, als den Anblick des gekränkten Gatten. Oskar duldete es nur widerstrebend, daß sie ihn pflegte, aber während er zu stolz war, von ihr eine Gefälligkeit zu verlangen, war ihr Benehmen demüthig und zaghaft wie das einer Magd. Am Peinlichsten für Beide war es, wenn Besuche kamen, und es war in ihrer jetzigen Lage ein Glück für sie, daß sie ein so zurückgezogenes Leben führten. Seine Kameraden sahen öfter bei ihm nach und scherzten dann wohl über die schöne Pflegerin, die er habe und meinten, sie möchten auch verwundet sein, um von so zarten Händen gepflegt zu werden.

„Du mußt nun bald gesund werden", sagte der Oberlieutenant C... eines Tags zu ihm, sonst wird deine Frau aus Sorge um dich krank; sieh nur einmal ihre bleiche, kummervolle Miene an und sag', ob du's verantworten kannst, die Rosen von diesen Wangen verscheucht zu haben."

Lucie erröthete tief bei diesen Worten, und Oskar war über den harmlos gemeinten Scherz seines Kameraden so verstimmt, daß er ihm nicht gleich etwas erwidern konnte.

„Gewiß bedaure ich Lucien's Traurigkeit noch mehr als mein Leiden", sagte er endlich, die Nothwendigkeit einsehend, etwas zu entgegnen.

„Nun, nimm es nicht so ernst", rief der Oberlieutenant lachend aus, „das Lächeln und die Rosen auf ihren Wangen werden bald wieder kehren und du hast an ihrer Sorge nur erst recht ihre Liebe zu dir kennen gelernt."

Ein schmerzliches Zug spielte um Oskar's Lippen, während Lucie sich tiefer über ihre Arbeit beugte, um die Thränen zu verbergen, die sich bei diesen Worten ihren Augen entrangen, die wie eine bittere Ironie auf ihre und Oskar's Lage klangen.

Oskar's Benehmen Lucien gegenüber hatte bewirkt, daß, soviel man sich auch über das stattgefundene Duell und die Veranlassung desselben in den Kreisen seiner Kameraden unterhielt, Lucien's Name und guter Ruf in keine Verbindung mit demselben gesetzt wurden. Mit tiefer Beschämung erkannte sie, wie dankbar sie ihm dafür sein müsse, und wie milde er gegen sie gehandelt habe. Die bitteren Erfahrungen, die Oskar gemacht hatte und die ihm mit einem Male seine Achtung für Mutter und Gattin raubten, mußten auf einen Charakter, wie der seine war, den traurigsten Einfluß ausüben. Er hatte für die kleinen Fehler und Schwächen Lucien's keine Nachsicht gekannt, wie sollte er ihr jetzt verzeihen, daß sie mit einem andern Manne Worte der Liebe gewechselt hatte. Jetzt hielt er ihre Aufregung bei seiner Abreise, ihre Bitte sie mitzunehmen, nur für eine verabscheuungswürdige Falschheit, mit der sie ihn über ihre wahren Gefühle zu täuschen gesucht habe. Sein ganzes Leben war zerstört, seine Häuslichkeit freudenlos und die Erinnerung an seinen Vater peinlich.

Er war entschlossen, sobald es seine Dienstverhältnisse erlaubten, zu Baron Hradek zu reisen, ihm zu eröffnen, daß er seinen wahren Vater kennen gelernt habe und ihm für seine Güte gegen ihn zu danken, wollte ihm aber zugleich erklären, daß er nie der Erbe seines Vermögens werden könne. Das Andenken seiner Mutter sollte geehrt bleiben, aber den Verwandten des Barons nicht durch ihn ihr gesetzmäßiges Erbe entzogen werden; er konnte diese Mittheilungen keinem Briefe anvertrauen, da des Barons trauriger Gesundheitszustand ihm nicht gestattete, einen Brief zu lesen. So war Oskar gezwungen, nach allen Seiten hin einen falschen Schein zu wahren, wollte er nicht die Personen, die seinem Herzen am Nächsten standen, der allgemeinen Verachtung aussetzen.

Digitized by Google

Nach einem wochenlangen Krankenlager war Oskar endlich wieder im Stande, sein Zimmer zu verlassen; aber nicht nur in seiner Brust war ein Schmerz zurückgeblieben, sondern die Wunde in seinem Herzen drohte nie mehr zu heilen. Der Sommer war seinem Ende nahe, der Gesang der Vögel war verstummt und das frische Grün der Wälder verwelkt; langsamen Schrittes ging Oskar allein auf einem einsamen Wiesenpfad dahin und der Wind streute welke Blätter zu seinen Füßen nieder.

„Hätte ich sterben dürfen", dachte er seufzend, „es wäre mir besser gewesen, man hätte mich in die kühle Erde gesenkt; vielleicht hätte Lucie manche Thräne dann auf dem stillen Hügel um den geweint, der sich und ihr zur Qual noch leben muß."

Die Zeit seiner Reconvalescenz war fast noch trauriger für ihn, als die erste Zeit seiner Krankheit; ihm fehlten die vielen kleinen Freuden, welche sonst den Genesenden erwarten und er fühlte nur mit jedem Tage lebhaftee, wie viele Qualen ihm bevorstanden. Die Kinder waren noch sein einziger Trost, aber selbst mit diesen konnte er nur wenig allein sein, da sie in letzterer Zeit sehr an ihre Mutter gewöhnt, diese immer bei sich haben wollten.

Max war ein für sein Alter ungewöhnlich kluges Kind und die Eltern mußten immer fürchten, er möchte bemerken, daß sie nicht mehr so herzlich als früher mit einander wären.

„Mama ist jetzt immer so traurig, seit Onkel Villemont nicht mehr kömmt", hatte er eines Tages zu Oskar gesagt, an dessen Seite er saß, — ich sehe, sie weint auch jetzt noch oft und du bist doch nun gesund, es kann daher nicht mehr aus Besorgniß für dich geschehen."

Auf Lucien's Wangen brannte ein tiefes Roth bei des Kindes Worten.

„Ich weine nicht wegen Onkel Villemont", sagte sie endlich im gereizten Tone, „sondern habe andere Ursachen, um traurig zu sein, die du aber nicht verstehst und um welche du nicht fragen sollst."

„Nein, frage die Mutter nicht, warum sie traurig ist und warum sie weint", sagte Oskar, „die Großen haben nur zu oft Grund, betrübt zu sein, aber ihr Kleinen seid in eurer Unbefangenheit so glücklich, daß ihr uns nicht einmal verstündet, wenn man euch auch erklären wollte, was uns schmerzt."

Oskar hatte bei diesen Worten den Kleinen, der von seiner Mutter Rüge etwas betroffen war, an seine Brust gezogen und ihn zärtlich geküßt; er sah mit Bekümmerniß, daß die Kinder schon anfingen, unter dem Zerwürfniß, das zwischen den Eltern war, zu leiden.

Endlich war Oskar wieder im Stande, seinen Dienst anzutreten und die Stunden, die er außer Hause zubrachte, gehörten nun zu seinen liebsten.

Lucie hatte den guten Vorsatz nicht vergessen, welchen sie in jener Nacht gefaßt, da sie für des Gatten Leben gezittert hatte, sondern widmete sich mit einem Eifer ihren Pflichten, der ihr in andern, besseren Zeiten Oskar's vollste Anerkennung erworben hätte. Sie beschäftigte jetzt ausschließlich sich mit ihren Kindern und fand bald in ihren anmuthigen Spielen, in ihren naiven Bemerkungen eine reine Quelle der Freuden; sie verließ das Haus nur, um sie auf einen Spaziergang zu begleiten und saß mit einer Arbeit für die Kinder beschäftigt immer an ihrer Seite, während ihr fröhliches Lachen, ihre drolligen Fragen manches Mal auch ihre traurige Miene erheiterten. Oskar schien diese Veränderung in ihrem Benehmen nicht zu bemerken und ging, kam er nach Hause, schweigend an ihr vorüber, um sich in sein Zimmer zurückzuziehen. Sie ahnte nicht, wenn sie ihm betrübt nachsah, daß er so rasch an ihr vorübergehe, weil er bei ihrem Anblicke sein Herz höher schlagen fühlte, und am Liebsten hingeeilt wäre, um sie in seine Arme zu schließen.

„Wie kann ich sie noch lieben?" fragte er sich selbst oft unmuthig, „sie verdient nicht mehr meine Achtung, — sie hat mich getäuscht und liebt einen Andern."

Vergebens wiederholte er es sich, daß eine Frau und Mutter, die so tief gesunken war, einem andern Manne die pflichtwidrige Neigung zu gestehen, sich der treuen Liebe seines Herzens für immer unwerth gemacht habe. Was half es ihm, er konnte doch nicht aufhören, sie zu lieben. Aber sein Benehmen durfte seine Schwäche nicht verrathen und seine kalte, strenge Miene sollte die warmen Gefühle seines Herzens für sie verbergen.

Im folgenden Frühjahre erhielt Oskar's Regiment Ordre, L... zu verlassen und Oskar brachte Lucie mit den Kindern zu ihrer Mutter nach W..., von wo er sie abholen wollte, sobald sich Aussicht zeigte, daß seine Truppe wieder Standquartier bezöge. Lucie verließ L.. ohne Bedauern, denn es knüpften sich zu traurige Erinnerungen für sie an die Zeit ihrer Verirrung, die sie jetzt bitter bereute. Aber so sehr es sie in andern Verhältnissen gefreut haben würde, zu ihrer Mutter nach W... zurückzukehren, so peinlich war es ihr jetzt, bei dieser zärtlichen Mutter mit einem Geheimniß auf dem Herzen zu sein. Diese ahnte nicht, wie unglücklich die Ehre ihrer Tochter durch deren eigene Schuld war und in der Entfernung war es Lucien leicht gefallen, sie darüber zu täuschen. Auch der Gedanke, sich von Oskar trennen zu müssen, fiel ihr schwer, denn ihr Herz war schnell von seiner Verirrung geheilt worden und hatte sich mit alter Liebe dem Gatten zugewandt; sie hatte in diesem einsamen traurigen Winter nur zu lebhaft empfunden, wie glücklich sie gewesen wäre, wenn Oskar ihr verziehen und sie wieder geliebt hätte. Sie hatte aufgehört, an die Außenwelt zu denken, und lebte nur mehr für die kleine Welt, die sie umgab; ihre Kinder und ihr Mann waren der Mittelpunkt ihres Lebens und sie gedachte Villemont's bald nur mehr, wenn sie sich mit bitterer Reue ihrer Schwäche erinnerte.

Wie genügsam war sie jetzt geworden! Sie klagte nicht mehr über die Mühen des Haushaltes, über das eintönige Leben, das sie führte, über Oskar's Strenge — nein, sie ertrug Alles mit Ergebung und erkannte, daß sie ihrem Gatten noch für die Schonung, welche er ihr bewiesen hatte, dankbar sein müsse.

Als Oskar ihr ankündigte, daß er sie und die Kinder nach W... zu ihrer Mutter führen werde, um sie erst später wieder abzuholen, vermochte sie nicht, ihm ihre Traurigkeit darüber zu verbergen. Sie hatte nie gelernt, ihre Gefühle zu beherrschen und ihr größtes Vergehen dem Gatten gegenüber war darin bestanden, daß sie Villemont errathen ließ, was sie für ihn empfand.

„Du willst dich von uns trennen", sagte sie, „und ich möchte doch lieber die Mühseligkeiten eines herumziehenden Lebens mitmachen, als ohne dich in W... zurückbleiben."

„Du wirst bei deiner Mutter sein und solltest dich freuen, sie nach so langer Trennung wieder zu sehen", ver-

Digitized by Google

sagte Oskar, ohne sich herabzulassen, ihre Thränen zu bemerken.

„Aber mein Platz ist ja jetzt an deiner Seite, warf sie schüchtern ein, „dürfte ich nicht die Kinder bei meiner Mutter lassen, die für sie bestens sorgen wird, und dich begleiten?"

Sie war bei diesen Worten aufgestanden und wollte sich ihm nähern, um zärtlich bittend ihre Arme um ihn zu schlingen; es war ihr mit einem Male, als müsse sie wieder sein Herz gewinnen und ihn von ihrer neu erwachten Liebe überzeugen können.

„Dring' nicht weiter in mich", sagte Oskar, „ich will, daß du bei deiner Mutter bleibst und hoffe, du wirst meinem Wunsch nicht entgegen handeln wollen."

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Albert's gesammelte Reden und Vorträge.*)

Jener Spruch alter Weisheit: „Die Gerechten erscheinen größer nach ihrem Tode, als bei ihrem Leben," findet in dem Prinzen Albert, Gemahl der Königin Viktoria, seine volle Bestätigung. Eine beispiellose Selbstverleugnung, an der seine edelstolze, alles Schautragen verschmähende Bescheidenheit eben so viel Antheil hatte, wie seine kluge Rücksicht, nationale Antipathien und hocharistokratische Eifersucht zu schonen, hüllte die lebende Gestalt in einen Schleier, den erst der Tod zerriß, doch strahlt sie jetzt in ihrer vollen Herrlichkeit. Gerecht erscheint nun der Schmerz eines ganzen Landes um diesen Verlust und die tiefe, untröstliche Trauer der königlichen Frau; denn sie hatte die beiweitem größere Hälfte der Mühen und Sorgen ihrer Krone auf seine Schultern geladen, ohne sein Haupt mit ihrem Schimmer schmücken zu sollen.

Die Geschichte seines öffentlichen Lebens kann nur dann ihre Würdigung finden, wenn sie von der Innenseite aufgefaßt und dargestellt wird. Dazu verhelfen kann aber nur das von dem Prinzen geführte Tagebuch, in welchem er nicht blos Vorgänge und Thatsachen, sondern auch seine Urtheile darüber niedergelegt hat. Der in der unten angeführten Notiz auf Befehl der Königin veröffentlichte Band bringt einen sehr wichtigen Auszug, betreffend des Prinzen Weigerung, den Oberbefehl der englischen Armee zu übernehmen (1850). Vielleicht erscheint einst dieses Tagebuch vollständig, als das würdigste Denkmal, das dem Prinzen gesetzt werden könnte. Inzwischen wirft schon dieser kurze Auszug ein Schlaglicht auf dieses Bild eines wahrhaft großen Lebens.

Populär im weitesten Sinne dieses Wortes war der Prinz in seinem Adoptivlande niemals. Er war zu gediegen, um nach eitlem Beifall zu haschen. Er war höflich, nie familiär. Er machte keine Witze bei Tafel; trank nie mit lustigen Zechbrüdern, hielt keine Rennpferde, führte keine Wettlisten. Eine Raphael'sche Zeichnung zog ihn mehr an, als alle Jahrbücher der Rennbahn. Er hatte keine zweideutigen Günstlinge, weder männliche, noch weibliche. Ein gutes Buch zog er den Karten vor, und das fröhliche Tummeln der Kinder ergötzte ihn mehr, als das Klappern des Würfelbechers. Ueberdies war er auf das Gewissenhafteste redlich im Geldverkehr. Er bezahlte seine eigenen Schulden.

Klug, weit über sein Jugendalter, erkannte er, mit seinem Eintritt auf englischen Boden, als dringende Aufgabe, sich bis zur Unbemerktheit in den Hintergrund zurückzuziehen, und seine Person in der Königin aufgehen zu lassen.

„Eine Königin", sagt er im Tagebuche, „steht in vielfältigem Nachtheil zu einem König; doch ist sie verheirathet, kennt und thut ihr Ehemann seine Pflicht: so hat ihre Stellung wiederum manche ausgleichende Vortheile und wird auf die Länge fester, als die eines Monarchen. Dann aber muß der Mann seine Individualität in die seiner Frau ganz versenken; er darf nach keiner Gewalt, weder durch sich, noch für sich streben, muß alles Gepränge meiden, keine Verantwortlichkeit dem Publikum gegenüber auf sich nehmen, sondern seine Stellung zu einem untergeordneten Theil der ihrigen machen, jede Lücke, die sie als Weib natürlich in der Ausübung ihrer Funktionen läßt, ausfüllen, jeden Zweig der öffentlichen Angelegenheit stets und sorgfältig im Auge behalten, damit er in jedem Moment ihr mit Rath und Beistand an die Hand geben kann, so oft die mannigfaltigen und schwierigen Fragen, heimischer oder auswärtiger, gesammtheitlicher oder individueller Natur, ihr vorgelegt werden. Als natürliches Haupt ihrer Familie, Aufseher ihres Haushalts, Verwalter ihrer Privatangelegenheiten, einziger vertrauter Rath in politischen Sachen, einziger Beisitzer in den Verhandlungen mit den Staatsdienern, ist er außerdem Gemahl der Königin, Erzieher der königlichen Kinder, Geheimschreiber der Fürstin und ihr beständiger Minister."

Die so richtig aufgefaßte Stellung ward so folgerecht durchgeführt, daß das Publikum jahrelang kaum an den Prinzen dachte. Erwähnten die Zeitungen ja einmal seinen Namen: so streifte es an's Lächerliche und Spöttische: bald führte er den Zug in einem Treibjagen, bald machte er Soldatenmützen, oder fütterte gar die Kühe. Die Karrikaturen zeichneten ihn, zur Belustigung des englischen Mob, wie er ein Kind schaukelt, oder die Kinderwäsche aufhebt. Die Wenigen, die seinen klaren, stäten, tiefeingreifenden Einfluß auf jeden Regierungszweig fühlten, dankten dem Himmel im Stillen, und hielten reinen Mund. Wer mit ihm in Berührung kam, mußte wohl seine Gewandtheit und seinen überlegenen Geist anerkennen; aber daß er wirklich England und durch England Europa, ja die Welt beherrschte, das konnten nur die wenigen Eingeweihten wissen. Als ein namhafter Schriftsteller vor Jahren ihn an der Spitze der regierenden Klassen in England aufführte, wurde es mit Lachen als ein Scherz aufgenommen. Mit so vollendeter Verstellungskunst trieb er die Selbstverdunkelung, daß das Publikum weder die Kunst durchschaute, noch die Selbstverdunkelung ahnte. Erst etwa um das Jahr 1850, bei Gelegenheit der Organisation der großen Ausstellung, erst da ging der Geschäftswelt ein Licht auf über den Umfang und die Mannigfaltigkeit der Talente des Prinzen, die sich bei dem Entwurf und der Ausführung von Plänen zum Wohl des britischen Staates, wie der Menschheit überhaupt, in ihrem vollen Glanze zeigten.

In demselben Jahre machte der greise Wellington dem Prinzen den Vorschlag, als alter ego Ihrer Majestät, den Oberbefehl des britischen Heeres zu übernehmen. Das geschah im engsten Vertrauen unter vier Augen, und nur wenige Zeitungen brachten als Gerücht, daß derlei Unterhand-

*) The Principal Speeches and Addresses of H. R. the Prince Consort.

Digitized by Google

lungen im Gange wären, um über die gierige und unersättliche Ehrsucht des Prinzen herzuziehen. Der wahrhafte Thatbestand, wie er aus den nun veröffentlichten Dokumenten klar hervorgeht, ist nun folgender:

Der Herzog machte dem Prinzen eines Tages einen Besuch und entwickelte ihm die Gründe, die den Gemahl der Königin bestimmen sollten, den Armeebefehl zu übernehmen. Der Prinz erhob einige Bedenklichkeiten gegen einzelne Punkte, da er noch nicht Zeit gehabt, sich über das Ganze klar zu machen und das Prinzip anzuerkennen. Der Herzog meinte, er habe Alles bereits durchgedacht, und bestand auf dem Grundsatz, die Armee müßte von dem Souverän kommandirt werden, und daß er, als bisheriger Oberbefehlshaber, um die Praxis mit seiner Theorie in Uebereinstimmung zu setzen, niemals in seinem Ressort einen Schritt gethan, ohne vorher die Willensmeinung Ihrer Majestät eingeholt zu haben. Wenn er aber durch den Tod abgerufen würde, so sähe er keine Sicherheit, wenn der Prinz nicht den Oberbefehl übernähme und so die Lücke ausfüllte, die hier nothwendig entstünde, da der Souverän eine Frau ist. Der Prinz verlangte Zeit, den Vorschlag zu überlegen. Am Abend desselben Tages saßen die Königin, der Prinz und der Herzog beisammen im Zimmer Ihrer Majestät im Palaste zu Windsor und besprachen den Gegenstand. Der Prinz berichtet darüber im Tagebuche:

„Der Herzog begann damit, wie es ihm sehr am Herzen läge, daß die Königin wisse und fühle, was er davon weiß und fühlt. Er wiederholte dann, gleichsam laut denkend, was er mir am Morgen gesagt hatte. Die Frage wurde nun weiter diskutirt. Ich sagte, es wären da noch manche Punkte, die einer Erörterung bedürfen. Das Anerbieten wäre für einen jungen Mann zu verführerisch, um mich nicht zu einer strengen Prüfung aufzufordern, ehe ich einen Entschluß fasse.

Die Königin, in Anbetracht ihres Geschlechts, sei nicht zu jeder Zeit in der Verfassung, den ihr obliegenden Pflichten zu genügen, habe überdies keinen Privatsekretär, wie ihre Vorgänger auf dem Throne, der für sie die schriftlichen Arbeiten erledigt. Die einzige Person, die ihr darin zur Seite ist, bin ich. Es würde mir schwer aufs Herz fallen, durch ein spezielles Amt, das all' meine Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nähme, meine allgemeine, nützliche Thätigkeit für die Königin beeinträchtigt zu sehen. .. Die Königin fiel hier hinzufügend ein, daß ich ohnehin mehr arbeite, als ihr lieb und meiner Gesundheit zuträglich sei, was ich in Abrede stellte. Die Regierungsgeschäfte, sagte ich, mehren sich und müssen sich mehren mit der Zeit, wenn der Fürst seinen Pflichten gegen das Volk in ihrem ganzen Umfange genug thun wolle; und daß ich eben besorge, es könnte der Königin eine Last zufallen, der ihre Kräfte nicht gewachsen sind. Der Herzog schien betroffen und meinte, er habe dies Bedenken nicht berücksichtigt, oder ihm nicht die ganze Wichtigkeit, die es verdiene, beigelegt, und er wollte es nun in fernern Betracht ziehen. Wir stimmten endlich überein, daß diese Frage nicht befriedigend zu lösen sei, bevor wir eine genaue Uebersicht der Einzelheiten dieser Stelle und der damit verbundenen Pflichten vor uns haben. Die Königin trug nun dem Herzog auf, eine solche in einer Denkschrift zu fassen, auf die wir unsere endliche Entscheidung gründen würden. Der Herzog sagte zu." Das Weitere erzählt nun der Prinz im Tagebuche unterm 6. April 1850:

„Nachdem ich den Vorschlag des Herzogs allseitig erwogen hatte, besuchte ich ihn gestern, und er überreichte mir die fertige Denkschrift. Nachdem ich sie durchgelesen, sagte ich zu ihm, ich müßte meine Stellung im Ganzen in's Auge fassen, d. h. den Komplex meiner Beziehungen zur Königin als Gemahl, vertrauter Rath und Mitarbeiter. Ihr Interesse und Wohl stehe voran, alle anderen Rücksichten sind aus diesem Gesichtspunkte als ihm untergeordnete anzuschauen. Die Frage ist nun einfach die, ob ich nicht mein Kapital an Kräften, das ich auf alle Zweige der Regierung gleich zu vertheilen habe, dadurch schwäche, wenn ich mich einem besonderen Zweige, wie wichtig auch, ausschließlich widme; und das fürchte ich, würde der Fall sein, wenn ich den Heer-Oberbefehl übernähme. Wahr ist's, daß das Band zwischen einer Frau als Souverän und dem Heere ein lockeres und schwaches ist, daß es mir obläge, diesen Mangel zu ergänzen, und daß dieser Anspruch um so dringender an mich herantrete, wenn der Schutz, den der Herzog der Krone gewährt, ihr unglücklicherweise entzogen würde. Allein könnte dem Uebelstande nicht abgeholfen werden, wenn ich auch nicht die unmittelbare und spezielle Verantwortlichkeit des Armeebefehls auf mich lüde? Gab es ja ohnehin keinen Zweig der öffentlichen Geschäfte, in welchem ich die Königin nicht unterstützte."

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 8. März. „Ein Sommernachtstraum", dramatisches Märchen von Shakespeare. Musik von Mendelssohn-Bartholdy. Caviar für's Volk. Wir sahen viele gähnende Gesichter, woran jedoch die Aufführung nicht schuld war. Sie stand auf gleicher Stufe mit der ersten und dem Reinen ist bekanntlich Alles rein.

Montag, 9. März. „Bürger und Junker", altbürgerliches Charakterbild von M. E. Schleich. Eine im Grunde genommen herzlich unbedeutende Komödie in 4 Akten, von welchen 2 hinreichen würden, witzige Gemeinplätze aufzunehmen. Nachdem man mit dem Gang und der Behandlung des Stückes einmal vertraut, ist seine Wirkung dahin. Das merkte man heute recht sehr; denn selbst Hr. Ferdinand Lang von München (Rinecker) hatte Mühe, sein unstreitig sehr bedeutendes, komisches Talent zur vollen Geltung zu bringen. Der gemüthliche Ton und das Ungewöhnliche, dabei sehr Possierliche des Dialekts, halfen ihm durch; die Rolle selbst bietet sonst wenig gediegenen Anhalt. — Die Unterstützung seitens der einheimischen Kräfte war so unbedeutend, wie das Stück selbst. Nur Hr. Denzin (Achleitner) konnte für gelungen gelten. Alle Andern thaten entweder mehr, als sie sollten, oder sollten mehr, als sie thaten. Das Schönste an der Vorstellung war — ihr rechtzeitiges Ende!

—t—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 21. Sonntag den 15. März 1863.

° Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, ohne mehr einen Blick auf sie zu werfen; weinend sank Lucie auf ihren Stuhl zurück und preßte die Hände vor das Gesicht.

„Er verachtet mich, er liebt mich nicht mehr!" rief sie schmerzlich bewegt aus. Sie hatte gehofft, ihn überzeugt zu haben, wie sehr sie ihren Fehltritt bereute und wagte es, ihm ihre Liebe wieder zu gestehen, aber das Vertrauen war aus seinem Herzen geschwunden und er glaubte ihren Thränen, ihren Zärtlichkeiten nicht mehr. Er schien nicht zu bemerken, wie treu sie jetzt alle ihre Pflichten erfüllte, und so schwer er früher den Mangel eines häuslichen Comfort empfunden hatte, so gleichgültig war er jetzt gegen ihre Bemühungen geworden, es ihm so behaglich als möglich zu machen. Sie verstand es nun, die Kinder bei einem ruhigen Spiele zu unterhalten und von seinem Zimmer, wenn er Ruhe wünschte, fern zu halten; sie klagte ihm nicht mehr die kleinen Leiden und Verlegenheiten, mit deren Schilderung eine kluge Hausfrau ihren Mann verschont, sondern verbarg sie ihm und griff selbst zu, wo es die Ordnung des Hauswesens erheischte. Er aber hatte weder ein Wort des Tadels noch ein Wort der Anerkennung für sie und behandelte sie wie eine Fremde, in Gegenwart der Kinder sprach er mit ihr über Angelegenheiten, die diese betrafen, sonst aber mied er es, mit ihr allein zu sein und zog sich, war er zu Hause, auf sein Zimmer zurück, wohin Lucie ihm nicht zu folgen wagte. Oft schon hatte sie zaghaft versucht, sich ihm zu nähern, aber die rauhe, fast barsche Weise, mit der er sie dann empfing, hatte sie jedes Mal wieder schnell zurückgeschreckt.

Die Reise nach W... war von dem schönsten Frühlingswetter begünstigt und die Kinder freuten sich darüber und belebten mit ihrem Geplauder, ihren Fragen um die Großmutter, die sie erst kennen lernen sollten, die sonst so stille Fahrt. Endlich kamen sie in W... an und hielten in einer schmalen Gasse vor einem hohen Hause, in welchem Frau v. Lilienau wohnte. Sie mußten vier Treppen hoch steigen, um in die kleine Wohnung, welche sie gemiethet hatte, zu gelangen.

Welche traurige Veränderung war nicht auch hier vorgegangen; Lucie hatte als junge Frau ihre Mutter an der Seite ihres Gatten nicht nur im Wohlstand, sondern im Reichthum verlassen, um sie jetzt verwittwet und verarmt wieder zu finden. Als Frau v. Lilienau ihrer Tochter entgegenkam, sank diese mit einem Schmerzensruf an ihre Brust.

„Müssen wir uns so wiedersehen!" sagte die junge Frau tiefbewegt und dachte dabei nicht nur an das Unglück, welches ihre Mutter getroffen hatte, sondern auch an ihr eigenes und selbstverschuldetes.

„Ja, meine Lucie, unser Wiedersehen ist nicht ohne Bitterkeit, denn schmerzlicher als je vermisse ich in diesem Augenblick den guten Vater, dessen größte Freude es gewesen wäre, dich und deine Kinder zu sehen", sagte Frau v. Lilienau, „aber", setzte sie, dem Schwiegersohn ihre Hand reichend, hinzu, „auch Sie, lieber Oskar, haben uns viele Sorge gemacht, und leider muß ich sagen, daß ich weder Ihr noch Lucien's Aussehen gut finde."

„Ich war lange Zeit krank infolge des Duelles", erwiderte Oskar, „meine Frau war dadurch sehr in Anspruch genommen und mag auch von der Reise ermüdet aussehen."

Jetzt wandte sich Frau v. Lilienau's Aufmerksamkeit eine Weile von den Eltern ab und den Kindern zu; sie herzte und küßte sie mit der Zärtlichkeit einer Großmutter und war nicht eher ruhig, bis sie die Kleinen mit Obst und Backwerk versehen hatte; dann erst nahm sie wieder neben ihrer Tochter Platz und bat sie, es sich bequem zu machen.

„Ich habe", sagte sie, „mit Freuden vernommen, daß du bei mir bleiben wirst, und mein zweites Zimmer für dich und die Kinder eingerichtet. — Aber nun erzähl' mir, Liebste, von deinem Aufenthalte in L..., denn so ausführlich deine Briefe waren, konnten sie doch nicht Alles, was man wissen möchte, mittheilen."

Lucie suchte, so gut sie konnte, ohne die geheime Geschichte dieser Zeit preiszugeben, ihrer Mutter ein genaues Bild von ihrem Leben in L... zu geben und Oskar unterstützte sie darin bestens.

„Und wie lange wird Lucie bei mir bleiben können?" fragte endlich die Mutter Oskar.

„Ich kann dies unmöglich genau bestimmen, aber vermuthe, daß ich sie vor dem Herbste nicht werde abholen können."

„Mich sollte es von Herzen freuen", rief Frau v. Lilienau aus, „aber ich fürchte, Lucie wird so wenig wie Sie damit einverstanden sein. Aber", setzte sie hinzu, während

Digitized by Google

ihre Blicke von der Tochter zum Schwiegersohne flogen, meine Freunde werden meine Besorgniß über euer verändertes Aussehen theilen, wenn sie euch bei mir treffen, — an Oskar sind die Spuren des überstandenen Leidens noch gar deutlich zu sehen und in Lucien's einst so rosigem, heiterem Gesichtchen ist ein Zug der Ermüdung, ja des Kummers, möchte ich sagen, der mich erschreckt."

„Denk', liebe Mutter", sagte Lucie, während sie ihre Verlegenheit unter einem Lächeln zu verbergen suchte, „ich habe jetzt auch ganz andere Sorgen als damals — denn ich bin Mutter."

„Ja wohl, machen Kinder Sorgen und Freuden", erwiderte die alte Frau, „und nicht nur, so lange sie klein, sondern auch, wenn sie erwachsen sind. — Aber eines möchte ich bemerken", fuhr sie zu Oskar gewendet fort, „seid ihr Herren Offiziere nicht gar zu heftig und händelsüchtig, und war es von Ihnen als Familienvater auch Recht, Ihr Leben und das Glück Ihrer Frau auf das Spiel zu setzen?"

„Verzeihen Sie, beste Mutter", sagte Oskar in einem Tone, dessen Bestimmtheit jede weitere Frage abschnitt, „es gibt Verhältnisse, wo ein Offizier, wenn er nicht für ehrlos gehalten werden will, nicht anders handeln kann, als ich that."

„Ich weiß wohl", versetzte Frau v. Lilienau, etwas eingeschüchtert, „und Lucie schrieb mir auch Aehnliches darüber, aber für uns Frauen bleibt ein Duell immer etwas Schreckliches."

Lucie hatte ihrer Mutter den wahren Grund des Duells verschwiegen und ihr nur mitgetheilt, daß Oskar an seiner Ehre so angegriffen worden sei, daß er seinen Beleidiger hatte fordern müssen; sie hatte damit keine Lüge gesagt und doch die wahre Ursache verschwiegen.

Trotz beider Bemühungen, Frau v. Lilienau zu verbergen, wie unglücklich ihre Ehe sei, hatte diese mit dem scharfen Blick der Mutter nur zu richtig erkannt, daß man sie täuschen wolle.

Oskar wollte nur einen Tag in W... verweilen und dann zu Baron Hradek reisen. Die Mutter beobachtete an diesem einen Tage, den die Gatten bei ihr zubrachten, Beider Benehmen genau; sie bemerkte, daß Lucie mit einer fast demüthigen Zuvorkommenheit bemüht war, Oskar jeden Wunsch abzulauschen, während er ihr nicht mit der Zärtlichkeit, die ein solches Benehmen verdiente, dafür dankte. Sie fragte in Allem, was sie und die Kinder betraf, nach seinem Willen, und er schien gewohnt, diesen nur zu äußern und schon vollzogen zu sehen; sie hatte mehrmals Thränen in den Augen, als sie von seiner Abreise sprach und ihn bat, auf seine noch angegriffene Gesundheit Acht zu haben, er verrieth weder durch Blick noch Ton, daß ihm die Trennung von ihr schwer fiel und war nur besorgt, ihr die Kinder anzuempfehlen, damit er sie gesund wieder treffe. Frau von Lilienau begriff nicht, wie Lucie sich an diese rauhe Behandlung hatte gewöhnen können, da sie früher an ein Uebermaß von Liebe gewöhnt gewesen war; sie ahnte nun wohl, daß nicht körperliche Ermüdung, nicht die ausgestandene Angst um den Gatten jenen Zug von Ermüdung und Schwermuth ihrem Antlitz eingeprägt habe, der ihr schon gestern an ihr aufgefallen war. Sie beschloß, sobald sie mit Oskar allein wäre, ihm seine Kälte gegen ihre Tochter vorzuwerfen und sie durfte nicht lange auf eine passende Gelegenheit warten. Lucie war mit den Kindern ausgegangen, um einen Spaziergang mit ihnen zu machen, während Oskar zu Hause blieb. Sobald Lucie fort war, betrat Frau v. Lilienau das Zimmer, in welchem Oskar mit einem Buche beschäftigt am offenen Fenster saß. Nachdem sie mit ein Paar gleichgültigen Worten das Gespräch eingeleitet hatte, sagte sie:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich mit einer Offenheit spreche, die Sie vielleicht beleidigt, aber die Liebe für meine einzige Tochter muß mich entschuldigen. Ich fürchte, Sie haben meine Tochter nicht so glücklich gemacht, als sie es zu sein verdiente; — Sie lieben sie vielleicht nicht mehr?"

„Was gibt Ihnen Grund zu einer solchen Vermuthung?" fragte Oskar rasch.

„Ihr eigenes Benehmen, denn während Lucie für keinen andern Gedanken, als Ihr Wohl, Raum zu haben scheint, zeigen Sie ihr eine Gleichgültigkeit, die mich tief kränkt."

„Sie irren sich, Mutter", sagte Oskar und eine Röthe überflog seine Wangen, „meine Gattin ist mir nicht gleichgültig — ich liebe sie auf das Innigste."

„Es wäre traurig genug, wenn es anders wäre", versetzte Frau v. Lilienau, die nicht begriff, wie viel Selbstüberwindung es Oskar kostete, ihr dieses Geständniß zu machen, „aber ich fürchte, Sie verfallen in einen Fehler, der bei Männern nur zu allgemein ist, — Sie anerkennen nicht, wie sehr sich Lucie für sie aufopfert und halten die vielen Entbehrungen, die sie Ihretwegen muthig erträgt, keines Dankes werth — und doch glauben Sie mir, braucht man auch dazu Seelenstärke."

„Sie thun mir vielleicht Unrecht", sagte Oskar, „denn ich bin kein Egoist, als den Sie mich jetzt schildern und glaube, daß Lucie, die mich genauer kennt, mich besser beurtheilen wird."

„Gewiß wird sie das", erwiderte Lucien's Mutter, „und ich will hoffen, daß sie Recht hat und nicht nur mit den Augen der Liebe sieht. — Nehmen Sie mir", setzte sie hinzu, ihm ihre Hand reichend, „meine Offenheit nicht übel, aber ich dachte mit einem Sohne so sprechen zu dürfen."

„Gewiß hatten Sie ein Recht dazu, beste Mutter", erwiderte Oskar, ihre dargebotene Hand an seine Lippen führend.

Das Gespräch zwischen den Beiden war damit zu Ende, aber Frau v. Lilienau nicht völlig beruhigt, denn obwohl der Ton, mit dem Oskar von seiner Liebe zu Lucien gesprochen hatte, sie von der Aufrichtigkeit seiner Worte überzeugte, hatte er sich doch in keine nähere Erklärung eingelassen und schien das Gespräch sobald als möglich beendet zu wünschen. Frau v. Lilienau fühlte sich überhaupt von dem entschiedenen und fast stolzen Auftreten ihres Schwiegersohnes eingeschüchtert; sie war von ihrem Manne an eine ganz andere Behandlung gewöhnt und das liebevollste Vertrauen herrschte zwischen den Gatten; ein solches bestand zwischen Lucie und Oskar nicht, und ohne dieses konnte sich Frau v. Lilienau kein wahres Glück in der Ehe denken.

Am folgenden Morgen reiste Oskar ab; der Abschied von seinen Kindern fiel ihm sehr schwer, denn er kehrte immer wieder zurück, um sie von Neuem zu küssen und Lucien's Sorgfalt anzuempfehlen. Seine Gattin schloß er nur einmal in die Arme und drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirne. Lucie wußte, daß sie selbst diese Zärtlichkeit nur der Anwesenheit ihrer Mutter verdanke und erröthete bei seinem Kusse, als wäre es der erste, denn sie von ihm empfangen hätte.

Digitized by Google

Als er fort war, sank sie, in Thränen ausbrechend, auf ihren Stuhl zurück.

„Armes Kind", sagte die Mutter theilnehmend, „du erträgst die kurze Trennung von deinem Gatten schwer genug und verdienest mit mehr Zärtlichkeit von ihm behandelt zu werden."

„Was sagst du, Mutter?" fragte Lucie verlegen, während sie sich bemühte, ihre Thränen zu trocknen.

„Ich meine", versetzte die Mutter, deren Erbitterung über den Schwiegersohn so groß war, daß sie vergaß, wie unklug ihr Benehmen sei, „ich meine, daß die Vorwürfe, die ich gestern Oskar machte, nur zu gerecht waren."

„Du machtest ihm Vorwürfe!" rief Lucie schmerzlich betroffen aus, „oh Mutter! wie konntest du das thun?"

„Ich sagte ihm, daß ich besorgte, er mache dich nicht so glücklich, als du es zu sein verdienest."

„Das sagtest du ihm und er — was erwiderte er?" fragte Lucie mit athemloser Spannung.

„Er erwiderte mir, daß ich mich täusche, daß er dich immer noch auf das Innigste liebe und diese Erklärung, die im Munde eines jungen Gatten ganz natürlich ist, brachte er in einem Tone vor, als sagte er mir damit etwas Neues."

„Er sagte, daß er mich noch immer liebe", rief Lucie aus, „oh Gott, wie verdiene ich dieses Glück?"

„Mein Kind, was ist dir", fragte die Mutter, von dem ihr unerklärlichen Benehmen ihrer Tochter überrascht, „ich begreife deine Aufregung nicht, und sehe mit Schmerz, daß du mir nicht mit vollem Vertrauen entgegenkömmst."

„Oh Mutter, konnte ich dir denn gestehen, was mich in deinen Augen verächtlich machen wird, wie es mir die Achtung meines Mannes entzog. — Ich hätte immer davon schweigen wollen; aber seit ich weiß, daß du ihn da anklagst und beschuldigst, wo mich allein alle Schuld trifft, muß ich sprechen. — Ich, — ich", setzte sie stammelnd hinzu, „war schwach genug, einen Andern zu lieben und die *unselige Neigung* zu bekennen, statt sie im Keime zu ersticken!" —

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Albert's gesammelte Reden und Vorträge.

(Schluß.)

Und das Ende war, daß der Prinz ablehnte: ein Beweis von Selbstbeherrschung und Besonnenheit, dessen sich das Publikum schwerlich zu ihm versah. Doch bleiben uns noch ganz andere Ueberraschungen in diesem Bezug vorbehalten, wenn es der Königin gefallen wird, das Leben Albert's des Guten vollständig der Oeffentlichkeit zu übergeben. Einstweilen muß die Welt für das Bruchstück ihr und auch dem Herausgeber (der mit der Königin identisch sein soll) Dank wissen, der seine Aufgabe mit Verstand und Geschmack gelöst hat. Am Schlusse des Buches entwirft er — freilich sozusagen nur in Wasserfarben — ein Bild des herrlichen Prinzen:

„Der Prinz hatte einen edlen Anstand. Aus seiner geraden, würdig gehaltenen Gestalt sprachen Kraft und Thätigkeit. In ernster Stimmung war sein Blick fest, ruhig und gedankenvoll; war er aber heiter gestimmt, so strahlte sein ganzes Gesicht von innerer Lust, und den Klang seines herzigen, seelenvollen Lachens wird Keiner vergessen, der ihn jemals gehört hat. Als Jüngling war er sehr hübsch, aber es ging ihm, wie allen intelligenten Naturen: die wahre Schönheit von höherem Adel nahm sein Gesicht erst im Mannesalter an. Im Antlitz steht der Charakter geschrieben, wie schwer auch die Buchstaben zu lesen sein mögen; in dem Antlitz des Prinzen jedoch zeigte sich keine jener unseligen Linien, die Verschmitztheit, Falschheit, Gier oder Sinnlichkeit andeuten; Alles war hier klar, offen, seelenrein und bieder. Wohl zogen sich hier eingedrückte Furchen des Denkens, der Sorge, des Studiums; aber begleitet von den Merkmalen einer Seele, die mit sich in Frieden ist und nur von der Liebe zu den Menschen, von der Sorge für ihre Wohlfahrt bewegt wird. Vor allen Dingen fiel dem Beobachter die, freilich von aller Ueberschwänglichkeit entfernte Originalität der Gedanken in dem Prinzen auf. Ueber jeden Gegenstand, der ihm in den Wurf kam, wollte er beharrlich seine eigenen Gedanken denken; und ob er zu demselben Ergebniß, wie andere Menschen, gelangte, oder von ihrer Meinung abwich, immer waren seine Schlüsse die reife Frucht eines mühsam arbeitenden Selbsturtheils. Nächstdem sprang ein intellektueller Zug Jedem in die Augen, der eine Unterredung mit ihm pflog: ich meine die stets gerüstete Schlagfertigkeit. Er gehörte nämlich zu den Menschen, die ihre Denkkräfte immer bei der Hand haben, und denen ihr Wissensschatz stets zur Verfügung steht. In der Leitung einer ernsten Unterhaltung war er vielleicht der Erste seiner Zeit. Den Gegenstand der Besprechung behandelte er ehrlich, spielte niemals damit, griff niemals die eine Seite einer Frage auf, lediglich, weil die Person, mit der er das Gespräch führte, sie von der entgegengesetzten ansah. Eine in die Sache gründlich eingehende Erörterung gehörte zu seinen größten Genüssen. Kritik und Widerspruch ertrug er mit größter Gelassenheit; ja, er liebte Opposition, aus der er Wahrheit, sein Hauptaugenmerk, zu gewinnen hoffte. Er war aber auch ein Freund von Witz und Humor, und verstand das Lächerliche mit dramatisch lebendiger Anschaulichkeit darzustellen, ohne je die Linie des Schicklichen zu überschreiten.

„Die Liebe zur Freiheit, in ihrer tiefsten und weitesten Bedeutung, beseelte ihn in einem Grade, daß nur Wenige sich rühmen können, ihn darin übertroffen zu haben: er war englischer, als die Engländer.

„Ein scharf ausgeprägter Charakterzug war ferner in ihm das strengste Pflichtgefühl, das ihn von dem einmal eingeschlagenen Weg keinen Fingerbreit abweichen ließ; denn für die verlockenden Zuflüsterungen des persönlichen Interesses war seine Seele taub, oder sie verstummten vor dem Machtgebot der übernommenen Pflicht. Wäre er ein souveräner Fürst gewesen und hätte er in einem drangvollen Moment eine, selbst seinen Neigungen und Ansichten widersprechende Verfassung angenommen: er würde an ihr festgehalten haben, auch wenn ruhigere Zeiten eingetreten wären; und eine Abänderung, wenn die Nothwendigkeit einer solchen sich herausgestellt hätte, wäre nicht von ihm ausgegangen, sondern hätte von seinem Widerpart ausgehen müssen.

„Er war zu großherzig für den Wunsch nach einer Herrschaft, die um einen wirklich oder auch nur scheinbar unehrenhaften Preis zu erkaufen stand. Es ist nicht zu viel gesagt, daß, wäre er an Washington's Stelle gewesen, er die Rolle Washington's durchgeführt und sich mit dem ihm von seinen Mitbürgern aus freien Stücken beschiedenen Maß an Macht und Ehre begnügt hätte, ohne mehr zu verlangen, oder durch Ränke zu erschleichen.

Digitized by Google

„Endlich zeichnete ihn eine der seltensten Eigenschaften aus: er erkannte freudig jedes Gute in Anderen an, und von einem schönen Worte oder einer edlen That, habe ein junges Kind oder ein greiser Staatsmann jenes gesagt, oder diese gethan, konnte er viele Tage mit Entzücken sprechen. Das ist aber keine so alltägliche Erscheinung, wie man glaubt. Wir treffen wohl auf Leute, die Schönes sagen und Gutes thun können; allein sich zu freuen ob dem Großen und Edlen, das Andere gesagt und gethan, dazu haben sie kein Herz.

„Der Prinz zählte, mit einem Worte, zu den höhern Naturen, die sozusagen ihr persönliches Leben in ein anderes Leben schlagen; und kaum dürfte ein Beispiel von selbstloserer und selbstverleugnenderer Hingebung nachzuweisen sein, als sie der Prinz gegen seine königliche Gemahlin und sein Adoptiv-Vaterland in einer Reihe von Jahren unablässig bethätigte. Daß die Regierung der Königin groß und ruhmvoll sei, daß das Land hervorrage in Kunst, Wissenschaft und Literatur, daß es durch alle Schichten der Bevölkerung in Wohlstand blühe — das war seines Lebens Hoffnung und Ziel; und wäre dieses dadurch zu fördern und zu sichern gewesen, wie freudig wäre er unbemerkt in der Dunkelheit geblieben! . . ."

„Wer die Schilderung eines schönen Charakters zur Aufgabe sich gemacht, aber weiß, wie ungern die Menschen ein Wesen ihresgleichen unbedingt rühmen hören, muß sich fast freuen, an seinem Helden Flecken aufzufinden und, um das Publikum mit sich selber und dem Gepriesenen auszusöhnen, dem lichten Bilde einigen Schatten zu geben. Als solchen können wir an dem herrlichen Albert eine nie überwundene Schüchternheit bezeichnen; sie hinderte, daß seine eminente Begabung sofort hervortrat und nach Gebühr gewürdigt wurde. Es war die Schüchternheit einer zartorganisirten, feinbesaiteten, empfindlichen Natur, die sich scheu in sich zurückzieht, weil sie nicht sicher ist, zu gefallen, und der es an dem Selbstvertrauen und der Eitelkeit fehlt, die sich nach Außen als Genialität geltend zu machen verstehen."

Der englische Referent im „Athenäum", dem wir diese Skizze entlehnen, schließt hier mit den Worten: „Wir mögen die Schönheit dieser Schilderung durch keine Bemerkung abschwächen." Auch unsere Leser werden uns zuversichtlich jede weitere Betrachtung schenken, aber wohl mit uns aus voller Brust einstimmen: „Das Gedächtniß des Gerechten ist ein Segen!"

Würzburger Stadttheater.

Dinstag, 10. März. „Das Mädchen aus der Vorstadt", Posse von Joh. Nestroy. — Eine rohe, dabei an Erfindung dürftige Arbeit, aber ausgestattet mit Wiener Bonhommie und voll kaustischer Persifflage. Die einzige gute Figur ist „Schnoferl", welcher von Hrn. Lang im rechten Geiste, aber nicht mehr mit der früheren Kraft dargestellt wurde. Namentlich in den Couplets merkte man den Einfluß, welchen die Jahre auch auf ihn gehabt und das ist traurig, aber wahr. Sein Schnoferl war noch ganz so humoristisch, sarkastisch und gewandt wie ehedem, aber nicht mehr so elastisch, lebensfrisch und energisch. Der Gesang war nur noch Andeutung zu nennen. Auch der Beifall hat in sehr merklichem Grade abgenommen. — Die übrigen Darsteller übertrafen sich gegenseitig durch — Wenigkeit. Je bedeutender die Rolle, je unbedeutender die Leistung. Die Mehrzahl bestand aus Karrikaturen, von welchen wenigstens die Nähmädchen als genus noch erfreulich waren. Nomina sunt odiosa. Wir schließen also.

Mittwoch, 11. März. „Romeo und Julie", Oper nach dem Italienischen von F. Ellmenreich. Musik von Bellini. — Merkwürdig an dieser Oper ist nur die Kunst, mit welcher man aus Shakespeare's wundervollem Liebesdrama eine widerliche Wassersuppe gemacht hat. Die Handlung ohne eine Spur von Poesie, die Musik seicht und sich nur hie und da zu einem entnervenden Ohrenkitzel erhebend. Gewiß, diese Oper dankt dem großen Britten noch etwas mehr als Stoff und Namen! — Die Aufführung war nicht geeignet, uns zu einer besseren Ansicht über dieses Werk zu bekehren. Frln. Bork (Romeo) sang die Partie vermuthlich zum ersten Male und hatte sie wahrscheinlich noch nicht inne, als sie schon zu geben war. Diese Unsicherheit beeinträchtigte natürlicher Weise Spiel und Gesang gleich empfindlich, ganz abgesehen davon, daß ihr ein Theil jener Tiefe mangelte, welche gerade für diese Partie so charakteristisch ist. Uebrigens sang Frln. Bork Einzelnes auch ganz hübsch, namentlich die große Scene im letzten Akte sehr seelenvoll. Frln. Anstensen (Julie) sang den Abschied im 3. Akte gut und mit dem rechten dramatischen Ausdruck, was vom Publikum äußerst (?) — dankbar anerkannt wurde. Hr. Dalsy (Tybald) gab seinen Part ganz lobenswerth. Die an und für sich werthlosen Chöre waren schauerlich. Das Beste an der Oper ist und war das prachtvolle Solo für Horn und das für Klarinette, welche beide vollendet schön vorgetragen wurden. — Im Weggehn kamen uns von ohngefähr Shakespeare's Worte in den Sinn: „Es war die Nachtigall und nicht die Lerche, die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;" wir konnten heute aber nicht Nachtigall noch Lerche finden, wir hörten nur Bellini's schale Klänge!

Donnerstag, 12. März. „Zu ebener Erde und erster Stock", Posse von Nestroy. Ein würdiges Seitenstück zum „Mädel aus der Vorstadt". Hier wird einfach geprügelt, dort wird nur „der Felbel eingetrieben". Des Pudels Kern in beiden ist ein moralischer und pekuniärer Aderlaß; arm wird reich, reich wird arm, sie bekommen sich und zu allgemeiner Zufriedenheit ist eine poetische Gerechtigkeit hergestellt, die im Leben nur zu wenig zu finden ist, um auch die Wahrheit für sich zu haben. — Wie man sieht, ist das Material ziemlich dürftig; schauen wir, wie reich seine Behandlung war. Darüber jedoch könnten wir sehr kurz sein, denn nur Herr Lang machte den Mehlbrei einigermaßen genießbar. Durch und durch komisch, ergötzt jede seiner Bewegungen, seine Maske, wie sein Mienenspiel. Das Trockene seines Humors wirkt mit unwiderstehlicher Kraft und reißt die Zuschauer zu jenem naiven Gelächter hin, das alle seine Darstellungen zu begleiten pflegt. Außer ihm machte sich Frln. Schwarzer bemerklich durch äußerst lieblichen Gesang und Frln. Wagner durch ein Lockenköpfchen, zu welchem nur noch Frln. Raabe fehlte. Nebenbei gesagt, sang Frln. Wagner ganz nett. — Die Hauptrolle hatte die Souffleuse, mit welcher auch Hr. Lang in gerechter Anerkennung ihrer Verdienste sein Brod theilte, zur großen Belustigung kleiner und großer Kinder. — Da das Stockwerk einmal aufgebaut ist, wird das schöne Stück morgen auf allgemeines Verlangen wiederholt und wird wie heute „oben und unten" faul sein.

—t—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 22. Mittwoch den 18. März 1863.

Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Lucie hatte mit großer Anstrengung dies für sie so vernichtende Geständniß gemacht und es nicht gewagt, dabei den Blick zu ihrer Mutter zu erheben. Starr vor Entsetzen über das Gehörte stand diese vor ihr; sie hätte es für unmöglich gehalten, daß ihre Tochter sich so weit vergessen könne und war im ersten Moment unfähig, ein Wort darauf zu erwidern, sie hätte nur ihren Mund zu einem Vorwurf aufthun müssen und die bleiche kummervolle Miene ihrer Tochter flößte ihr dazu zu viel Mitleid ein.

„Du verachtest mich jetzt auch", sagte Lucie endlich, den thränenschweren Blick zu ihrer Mutter erhebend.

„Nein, mein Kind", rief diese aus und schlang zärtlich ihre Arme um sie, „du bleibst, was du immer auch gethan, mein Kind, daß ich nie aufhören kann, als mein Theuerstes auf Erden zu lieben."

Lucie ließ ihr Haupt an der Mutter Brust sinken, während diese sie mit Innigkeit auf Augen und Haare küßte.

Langsam richtete Lucie sich endlich empor und erzählte ihrer Mutter nun Alles, was sie ihr bis jetzt verschwiegen; sie schonte sich selbst nicht, sie bekannte, daß sie mit der Flamme, die für Villemont in ihrem Herzen erglüht war, so lange gespielt habe, bis diese sie zu verzehren drohte, aber sie verschwieg ihrer Mutter auch nicht die Veränderung, die seit dem Duelle und seit der Entdeckung, daß sie in Villemont ihren Schwiegervater geliebt habe, vorgegangen war, und daß sie jetzt ihren Gatten von Neuem auf das Innigste liebe, aber befürchte, nie mehr seine Achtung zurückgewinnen zu können. Die Mutter tröstete und entschuldigte Lucie, so viel sie vermochte und die Zärtlichkeit, mit der sie bemüht war, Lucie zu beruhigen, gab dieser den besten Beweis, daß ihr Geständniß sie nicht um der Mutter Liebe gebracht habe.

Während Frau v. Lilienau nun ihren Schwiegersohn günstiger beurtheilen lernte, zog in Lucien's Herz neue Hoffnung ein, seit sie erfahren, daß Oskar ihrer Mutter gestanden habe, er liebe sie noch immer. Sie wollte unermüdlich darnach streben, sein Vertrauen und seine Achtung wieder zu erlangen und hoffte, daß sie endlich im Stande sein werde, ihn von ihrer wiedererwachten Liebe für ihn zu überzeugen.

Das Leben im Hause der Wittwe war ganz verschieden von dem, das sie als die Gattin des reichen und angesehenen Großhändlers zu führen gewöhnt gewesen war.

Obwohl es nicht angenehm war, den Sommer in einer so volkreichen Stadt wie W... zuzubringen, war sie doch nicht im Stande, eine Landwohnung zu miethen; Lucie wußte nicht, wie lang ihr Aufenthalt in W... dauern werde und wollte ihrem Manne keine überflüssigen Auslagen verursachen; sie beschloß daher, mit den Kindern bei ihrer Mutter in der Stadt zu bleiben. Sie empfand die Entbehrung der reinen Landluft, an die sie bisher gewöhnt war, peinlich genug, dachte aber, die Kinder würden dies ohne Nachtheil ertragen können, wenn sie nur viele Zeit mit ihnen im Freien zubringe.

Oskar hatte Hradek bereits verlassen und den alten Baron nicht dazu bestimmen können, ihn zu Gunsten seiner Verwandten zu enterben.

„Ich habe es Melanien versprochen, dich wie meinen Sohn zu halten und ihr dies Versprechen noch an ihrem Sterbebette wiederholt, und werde es halten", erwiderte er auf alle Vorstellungen Oskar's, daß es sich mit seiner Ehre nicht vertrüge, der Erbe seines Vermögens zu werden; so daß dieser endlich nachgeben mußte. Fast schien es, als wollten sich die Beiden jetzt inniger an einander schließen als früher, denn während Hradek von dem zartfühlenden Benehmen Oskar's gerührt war, hatte dieser ihn gerechter beurtheilen gelernt, seit er wußte, daß er kein Recht auf Vaterliebe habe; früher hatte seine Gleichgültigkeit ihn oft gekränkt, jetzt ehrte er die seltene Großmuth, mit der Hradek den Sohn des Nebenbuhlers, der das Herz seiner Melanie besaß, als seinen eigenen annahm. Zugleich war es Oskar, als bestünde eine geheime Sympathie zwischen ihnen, seit er des Barons trauriges Schicksal theile; auch er glaubte von seiner Gattin ungeliebt zu sein — und fand in seinem Nebenbuhler auch den seines Pflegevaters. Zum ersten Male seit seiner Mutter Tod verließ er mit Widerstreben das alte Schloß, und wäre gern noch dort zurückgeblieben, um den blinden Baron, so viel er vermochte, aufzuheitern. Seine Briefe an Lucie waren meist kurz und außer den oberflächlichsten Mittheilungen über seinen Aufenthaltsort enthielten sie nur Fragen über die Kinder; sie hatte Muth gefaßt, ihm in einem liebevolleren, vertraulicheren Tone zu schreiben, aber seine Briefe waren kalt und förmlich, als wären sie nicht an seine Gattin, sondern nur an die Erzieherin seiner Kinder gerichtet.

Digitized by Google

Der ungewohnte Aufenthalt in einer Stadt während der Sommermonate äußerte bald seinen schädlichen Einfluß auf den kleinen Max, der sich infolge einer Erhitzung einen bösen Husten zugezogen hatte, der trotz aller Vorsicht der ängstlichen Mutter nicht weichen wollte; seine Nächte waren unruhig geworden und der sonst so frische, blühende Knabe sah angegriffen aus. Der herbeigerufene Arzt erklärte, der Husten sei von keiner Bedeutung, werde aber erst durch eine Luftveränderung sich verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Bodenstedt.

Eine literarische Skizze.

Als Dichter gehört Bodenstedt schon lange zu den Lieblingen des deutschen Publikums und seine Persönlichkeit hat speziell hier in Wien auch für weitere Kreise ein erhöhtes Interesse gewonnen, seit die große Zahl von Freunden, bei denen er noch von seinem früheren Aufenthalt in den Jahren 48 und 49 in gutem Angedenken stand, durch alle Diejenigen verstärkt worden ist, mit denen er während seiner letzten Anwesenheit in nähere Berührung kam. Schon aus diesem Grunde glauben wir keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn wir von dem uns vorliegenden ersten Bändchen seiner neuen „Erzählungen" Veranlassung nehmen, einen Blick auf seine gesammte literarische Thätigkeit zu werfen. Zu einer richtigen Würdigung seiner Bedeutung scheint uns dies um so nothwendiger, da das Charakteristische seiner Individualität als Schriftsteller nicht in einer vereinzelten Virtuosität liegt, sondern in der harmonischen Verbindung sehr verschiedenartiger Talente, die sich wechselseitig stützen und tragen, aber natürlich je nach der Beschaffenheit des Gebietes, auf welchem sie sich bewegen, in sehr verschiedenen Verhältnissen zusammenwirken. Als trefflicher Erzähler ist Bodenstedt bereits durch sein „Tausend und ein Tag aus dem Orient" bekannt, und er bewährt seinen Ruf durch die vier kleineren Erzählungen, die den Inhalt des vorliegenden Bändchens bilden, in vollem Maß; zum Theil an persönliche Erlebnisse anknüpfend, führt er uns in lebendiger und anziehender Weise eine Reihe von Bildern und Typen aus dem russischen Leben vor, namentlich aus der höheren russischen Gesellschaft mit ihrem merkwürdigen Gegensatz von raffinirter Kultur und roher Barbarei, die hier wie kaum in einem zweiten Lande der Welt ganz unvermittelt in den engsten geselligen Kreisen, oft sogar in demselben Individuum neben einander bestehen. Derselbe Schriftsteller aber, den wir hier als liebenswürdigen Erzähler und Plauderer kennen lernen, tritt uns in anderen Werken als lyrischer, epischer und dramatischer Dichter, als ein gründlicher und gelehrter Sprachenkenner, als Geschichtschreiber und Literarhistoriker, als Ethnograph und Tourist entgegen; jede seiner Leistungen auf diesen verschiedenen Gebieten verdient die vollste Beachtung, manche ist unbedingt dem Besten an die Seite zu stellen, was unsere Literatur in diesem Genre besitzt.

Dasjenige Talent, das in allen seinen Werken, namentlich aber in seinen poetischen am gleichmäßigsten und entschiedensten hervortritt, ist seine Meisterschaft über die Sprache und die Kunst, mit der er sie seinen Zwecken dienstbar zu machen weiß. Der feine Takt, der ihn stets das richtige Wort und die richtige Wendung finden läßt, die Kunst, mit der er die schwierigsten und fremdartigsten Versmaße handhabt, mahnt unwillkürlich an den vollendeten Reiter, der sein edles Roß durch und durch kennt und mit solcher spielenden Sicherheit beherrscht, daß die Freude des Zuschauers über seine Leistung auch nicht im Entferntesten durch die Besorgniß gestört wird, bei irgend einem gewagten Reiterstückchen plötzlich Roß und Reiter zusammenbrechen zu sehen. Dies seltene Formtalent Bodenstedt's aber beschränkt sich nicht blos auf die deutsche Sprache; es wird bei ihm befruchtet und zur vollen Geltung gebracht durch die bewundernswerthe Leichtigkeit, mit der er in den Geist fremder Sprachen einzudringen und ihren poetischen Gehalt dem Genius der deutschen Sprache zu assimiliren weiß. Ausgestattet mit einer ästhetischen Spürkraft, die an Johann Gottfried Herder erinnert, versteht er es, nicht nur ungeahnte Fundgruben ächter Poesie zu erschließen, sondern auch das gewonnene edle Erz mit kunstreicher Hand zum dauernden Schmuck der deutschen Literatur umzugestalten. Mit dieser Begabung führte ihn sein wechselndes Schicksal noch als Jüngling in den Jahren der frischesten Empfänglichkeit für alle fremdartigen Eindrücke aus den engen bürgerlichen Kreisen der Heimath in ferne Länder; in den Salons der russischen Großen und auf den Steppen Südrußlands, in dem bunten Völkergewirr des Kaukasus und auf den schneebedeckten Gebirgen Armeniens lernte er das Menschenleben und die Natur in den verschiedensten und abenteuerlichsten Formen kennen, und sammelte einen reichen Schatz von lebendigen Erfahrungen und Anschauungen. Es ist dies ein Vortheil, der einem deutschen Dichter und Gelehrten selten genug vergönnt ist, und kaum hoch genug angeschlagen werden kann; ein mächtiger Genius wie Schiller darf freilich die Studien zum „Taucher" an einem Mühlrad machen und wird die Alpennatur auch an einer thüringischen Hügelkette verstehen lernen, aber wir wissen auch alle, weßhalb wir Schiller's hundertjähriges Geburtsfest mit solcher Begeisterung gefeiert haben.

Die direkten Resultate seiner umfassenden und gründlichen Beobachtungen und Forschungen faßte Bodenstedt in seinem Werke: „Die Völker des Kaukasus" zusammen, das seinen Namen nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland bekannt und geachtet machte. Auch später hat er noch mehrere werthvolle wissenschaftliche Beiträge zur Kenntniß der Geschichte und der innern Zustände der verhältnißmäßig noch wenig erforschten Länder gegeben, in die seine Reisen ihn geführt hatten, so in seiner trefflichen Monographie „die Einführung des Christenthums in Armenien" und in den von ihm herausgegebenen und eingeleiteten „Russischen Fragmenten", einer Reihe charakteristischer Aufsätze russischer Autoren über soziale, historische und politische Fragen.

Den eigentlichen Kern seiner literarischen Thätigkeit aber bilden seit einer Reihe von Jahren seine poetischen und literar-historischen Arbeiten. Unter seinen selbständigen poetischen Schöpfungen haben seine „Lieder des Mirza-Schaffy" weitaus die wärmste Anerkennung und die weiteste Verbreitung gefunden. Es ist das begreiflich genug; sie sind in der Jugend für die Jugend gesungen, und der Ton jubelnden, frischen Lebensmuthes, den sie anschlagen, wird in der jugendlichen Brust immer am hellsten und reinsten wiederklingen. Manchen Freunden des Dichters wird die Genesis eines dieser Lieder noch in guter Erinnerung sein. Eines Abends wurde er bei seinem verspäteten Eintreten in den gewohnten gemüthlichen Kreis mit Schmähungen wegen seines Säumens überhäuft und aufgefordert, sich in der Person des weisen Mirza-Schaffy, den man aus seinen Schilderungen bereits kannte, zu vertheidigen. Er hub lachend an:

Digitized by Google

„Komm' ich — da kommt der Weise! sagen sie,
Geh' ich — schon geht der Weise! klagen sie
Fehl' ich — wo steckt der Weise? fragen sie;
Bleib' ich — in lust'ger Weise schlagen sie
Laut Glas an Glas.“

Aus diesen Anfängen entstand das Lied: „Mein Lehrer ist Hafis u. s. w.“ Nie hat es ein echteres Gelegenheitsgedicht gegeben. Die Jahre der Jugend sind seitdem verrauscht; der Dichter hat die Gattin seiner Wahl heimgeführt und ist ein sorgsamer Haus- und Familienvater geworden, aber der reiche Quell seiner Lieder ist glücklicherweise deshalb nicht versiegt. Sein erzählendes Gedicht: „Ada, die Lesghierin“ entrollt vor unseren Augen ein prächtiges, farbenreiches Bild der Freiheitskämpfe im Kaukasus, das eine mächtige Wirkung übt, wiewohl die überreiche Fülle und die Fremdartigkeit der Erscheinungen der epischen Einheit und dem rein menschlichen Interesse an den Trägern der Handlung einigermaßen Eintrag thut. Auch in seinen später herausgegebenen Gedichten („Aus der Heimath und Fremde“, „Altes und Neues“) zeigt sich die Vielseitigkeit und die rastlose Thätigkeit seines poetischen Talentes in vielen zarten und sinnigen Liedern, die übrigens zum Theil noch seiner früheren Periode angehören.

Als Dramatiker hat Bodenstedt keinen durchgreifenden Erfolg errungen, dennoch ist sein „Demetrius“ reich an poetischen Schönheiten und verräth eine nicht gemeine Gabe für die dramatische Auffassung historischer Charaktere und bestimmter Volkseigenthümlichkeit. Uebrigens ist das Gedicht keineswegs ein Versuch, den herrlichen Torso zu ergänzen, den uns Schiller hinterlassen, sondern geht von einer ganz verschiedenen Auffassung des Stoffes aus. In seinem dramatischen Gedicht, „König Authari's Brautfahrt“ behandelt der Dichter einen Stoff, der seinem Talente weniger günstig ist und dessen Unzulänglichkeit ihn zu manchen gewagten Künsteleien verleitet. Ein Feldherr, der in zwanzig Feldzügen siegreich gewesen, kann eben auch einmal eine Bataille von zweifelhaftem Ausgang schlagen. Dagegen zeichnet sich seine neueste Schöpfung „Epische Dichtungen“ ebenso sehr durch die glückliche Wahl der Stoffe wie durch ihre kunstreiche Behandlung aus und reiht sich seinen frischesten und lebendigsten Gedichten würdig an.

Ueber seine poetischen Uebersetzungen können wir uns kurz fassen; sie sind durchweg vortrefflich, wie man es von dem Dichter erwarten konnte, der in seinem Mirza-Schaffy Lust und Leid eines deutschen Gemüthes so glücklich mit dem zarten Hauch orientalischer Poesie zu umweben wußte; den innigen, kunstlosen Ton slavischer Volkspoesie giebt er mit derselben Treue und Anmuth wieder, wie die kunstvollen verschlungenen Reimgebilde der persischen Dichter. Unter seinen hieher gehörigen größeren Werken nennen wir seine Uebersetzungen von Lermontoff und Puschkin, welche die beiden namhaftesten russischen Dichter der Neuzeit bei uns eingebürgert haben. Die Blüthe seiner Schöpfungen auf diesem Gebiet ist aber unstreitig seine Uebertragung der Sonette Shakespeare's, der, wenn wir recht unterrichtet sind, bald eine Uebersetzung alt-italienischer Sonette folgen wird. Wir haben das Vergnügen gehabt, einige dieser Gedichte von einem anerkannten Meister des poetischen Vortrages vorlesen zu hören, und wir können nur wünschen, daß dem großen Publikum bald Gelegenheit zu einem ähnlichen Genuß geboten werde.

Das poetische Verdienst, diese bald süß tändelnden und kosenden, bald wie ein mächtiger Gewittersturm daher brausenden Rythmen so wiedergegeben zu haben, wird nicht leicht Jemand in Abrede stellen wollen; wer aber die Summe poetischen Scharfblicks, die gründliche Kenntniß der altenglischen Sprache, die zu einer so glänzenden Lösung dieser Aufgabe erforderlich waren, richtig würdigen will, wird schon die Mühe nicht scheuen dürfen, die Uebersetzung mit dem Original und den besten früheren Uebersetzungen zu vergleichen.

Dieselbe Vereinigung von poetischem und wissenschaftlichem Geist, von feinem ästhetischen Takt und gründlicher Forschung, die Bodenstedt als Uebersetzer auszeichnet, sichert ihm auch den Erfolg auf dem verwandten Gebiete der Literaturgeschichte im eminenten Sinne des Wortes. In seinem großen Werke „Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke“ stellt er sich die seines Talentes würdige Aufgabe, den Charakter der englischen dramatischen Kunst in einer Zeit, die den größten dramatischen Genius aller Zeiten hervorgebracht hat, zur lebendigen Anschauung zu bringen. Das Werk wird erst mit dem fünften Band seinen Abschluß erreichen, der die einzelnen Dichter charakterisiren und ihre Beziehung zu Shakespeare behandeln wird; die bis jetzt erschienenen drei Bände enthalten ausschließlich die hauptsächlichsten dramatischen Werke jener Periode in trefflichen Uebersetzungen und übersichtlichen Auszügen, nebst Nachrichten über das Leben der Dichter, und bieten bereits jetzt in ihrer Gesammtheit eine reiche Fülle des werthvollsten, sorgfältig gewählten und kunstreich bearbeiteten Materials.

Indessen tritt das ausgebreitete Wissen unseres Autors und seine Gabe, die Resultate mühevoller Studien in leichter und gefälliger Darstellung mitzutheilen, vielleicht in keinem seiner Werke in so entschiedener und übersichtlicher Weise hervor, wie in dem kleinen Bändchen „Aus Ost und West“, das eine Reihe von Vorlesungen über slavische Volkspoesie, den Kreml in Moskau, die Stellung der Frauen im Orient und Occident, über Shakespeare und die altenglische Bühne, endlich über das russische Theater in seiner sozialen Bedeutung enthält. Wir können uns nicht versagen, einige Stellen aus der Besprechung dieses Buches in einem der geachtetsten kritischen Organe Englands mitzutheilen. Die „Westminster Review“ bemerkt darüber u. A.: „Diese Vorlesungen sind alle gut, und bilden den auffallendsten Gegensatz zu dem trivialen Zeug, das in England so oft in der Form von Vorlesungen vorgetragen und veröffentlicht wird.... Zwei darunter handeln über Shakespeare und die alte englische Bühne; selbst Diejenigen, denen dies Thema nachgerade schal und langweilig vorkommt, werden sie lesenswerth finden. Noch bedeutender ist die Vorlesung über das russische Theater in seiner sozialen Bedeutung. Der Autor ist seines Gegenstandes vollständig Herr, und versteht es, die Resultate seiner Forschungen auf diesem entlegenen Gebiet in eine lesbare Form zu bringen.... Ueberhaupt ist dies Buch werthvoll, ohne dickleibig zu sein, und anregend, ohne oberflächlich zu sein. Es ist lesenswerth von Anfang bis zu Ende und wird mit Vergnügen gelesen werden.“

Wir citiren diese Stellen, weil es für einen Deutschen, der über Shakespeare schreibt, kein geringer Ruhm ist in England, wo die Zahl der Shakespearegelehrten aller Art Legion ist, an der kompetentesten Stelle Anerkennung zu finden. Offenbar hat es den englischen Kritiker einigermaßen überrascht, daß ein deutscher Gelehrter es verstanden hat, ein kleines gutes Buch zu schreiben, das nicht nur gelehrt, sondern auch geschmackvoll ist.

Der Zweck dieser Zeilen ist erreicht, wenn es ihnen ge-

Digitized by Google

lungen ist, dem Leser eine annähernde Vorstellung von der reichen und fruchtbaren Thätigkeit eines unserer verdientesten Schriftsteller zu geben. E. A. W.

Würzburger Stadttheater.

Samstag, 14. März. „Die weiße Dame", komische Oper nach dem Französischen von Fr. Ellmenreich. Musik von Boildieu. — Gleich anziehend durch Gediegenheit und melodiösen Reiz vermag diese Musik in Verbindung mit einem geschmackvollen, romantischen Sujet stets neu zu fesseln und wirkt darum bei jeder nur einigermaßen guten Aufführung. Herr Young von Nürnberg gab den „Georg Brown" gewandt, leicht und auch in gesanglicher Beziehung löblich, wenn man von seiner Stimme selbst absieht, welche weder sonderlich stark noch eigentlich wohllautend ist. Er besitzt wenig Brusttöne und dringt bei stärkerer Begleitung nicht durch. Das Löbliche seiner Leistung liegt in der Methode, nicht in der Ausgiebigkeit seines Gesanges, in der Deutlichkeit seines Dialogs und in seiner nicht üblen, wenn auch nicht großen Erscheinung. Von seinen Nummern gefiel uns „welche Lust, Soldat zu sein", am besten; weniger behagte uns sein: „Komm' o holde Dame". Die letzte Nummer: „bekannt ist mir der Töne Klang" genügte nicht recht. In den Ensemble-Stellen kam er uns durchweg sehr sparsam vor. — In wie weit Herr Young als Helden-Tenor bedeutend ist, wird uns sein „Raoul" zeigen und dann erst ein eigentliches Gesammt-Urtheil möglich sein. Frln. Bork (Anna) gefiel uns heute mehr als schöne denn als weiße Dame, da uns ihre Leistung ziemlich schwach vorkam. Auf das Duett mit Margarethen leisteten wir unter obwaltenden Umständen gerne Verzicht; daß sie jedoch ihre bedeutendste Nummer nicht gesungen hat, mag wohl seinen guten Grund gehabt haben, that uns aber aufrichtig leid und beeinträchtigte den Total-Effekt. Herr Schifbenker (Gaveston) sang sehr gut und wurde vom Publikum (seinem Benefize zu Ehren) freundlich empfangen. Frln. Schmidt (Jenny) spielte nett, sang korrekt und die Ballade im 1. Akte mit dem rechten dramatischen Accent. Frln. Schwarzer (Margaretha) fand sich mit ihrer Romanze gerade erträglich ab. Herr Lamprecht (Dickson) und Herr Gäßke (Gabriel) besorgten den Witz in gewöhnlichster Weise. Die Chöre versanken immer mehr, worunter namentlich das herrliche Finale des zweiten Aktes zu leiden hatte. Das Orchester war durchweg matt, namentlich fehlte der Ouverture alle Nuance. Um nicht ungerecht zu sein, müssen wir jedoch des Horn-Solo's rühmend gedenken.

Sonntag, 15. März. „Der Freischütz", große Oper von Carl Maria v. Weber. Zum vierten Male in dieser Saison, aber erst zum zweiten Male zu unserer Befriedigung. Man gab sich heute allseitig Mühe und die Haupt-Darsteller nicht ohne Erfolg. Der Preis des Abends gebührt Frln. Bork, deren in Gesang, Spiel und Erscheinung gleich vorzügliche „Agathe" wir schon mehrmals nach Verdienst gewürdiget haben. Es genügt daher die Bemerkung, daß ihre Leistung sich auf gleicher Höhe mit der früheren erhalten hat. Frln. Schmidt (Aennchen) spielte und sang gleich gut und gefiel uns heute wirklich, nachdem wir uns mit der Zeit an sie gewöhnt hatten. Hr. Dalfy (Max) sang namentlich die erste große Nummer sehr gut. Hr. Schifbenker (Kaspar) brav, wie immer. Hr. Ueberhorst (Ottokar) sang auch wärmer als bei letzter Aufführung. — Schwach war der Chor, schwächer der Jungfernkranz, am schwächsten die fürstliche Erbförsterei. Das Feuerwerk befriedigte die, wieder sehr zahlreiche, höchste Klasse des Hauses auf merkbare Weise. — Der Freischütz paßt den Kennern wie den Laien, denn

„Wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus."

Montag, 16. März. „Fra Diavolo." Komische Oper von Scribe. Musik von Auber. Piquanter Stoff, witziger Dialog, geschickte Anlage, welche durchweg Scribe's bühnengewandte Feder zeigt; eine Musik, frisch, charakteristisch und liebenswürdig, sohin eine Verbindung von Eigenschaften, welche dem Werke mit Recht einen dauernden Platz im Repertoire sichern. — Um jedoch der Oper einen durchgreifenden, den allein richtigen Erfolg zu verschaffen, muß man denn doch etwas feiner zu Werke gehen, als es heute von den Meisten geschehen ist. Zu diesem Behufe müßte man freilich auch sicherer sein, und das kann bei der übereilten Vorführung der sich drängenden Opern nicht wohl erwartet werden. Es war also Alles ziemlich grob geschnitzt, was wir zu Gesicht bekamen, von Grazie verspürte man nur sehr wenig. Um so besser gefiel uns Frln. Ansteusen (Zerline), welche eine rühmliche Ausnahme machte und ebenso geschickt als geschmackvoll ihren delikaten Part gespielt hat. Weniger behagte uns der gesangliche Theil ihrer Leistung, obschon die Arie des 2. Aktes nicht übel und die Romanze im 1. Akte sogar sehr zu loben war. Ueber Hrn. Young (Fra Diavolo) können wir nur das nach seinem „Georg Brown" Gesagte mit andern Worten wiederholen. Es fehlt ihm eine gesunde, zu Herzen gehende Stimme; alle seine Töne sind mehr oder minder forcirt und machen entweder gar keinen oder wenigstens keinen sehr wohlthuenden Eindruck. Sein Spiel, durch Persönlichkeit nicht eben unterstützt, ist gut, entbehrt jedoch der eigentlichen Feinheit, wie denn überhaupt der Totaleindruck heute nichts bedeuten wollte, nachdem er schon Samstag nicht intensiv gewesen. Hr. Puley (Kookburn) war mehr entsprechend durch seinen Gesang als durch sein Spiel, welchem die nöthige Feile und geschickte Vertheilung abging. Er war im Allgemeinen doch zu ermüdend, zu breit. Frln. Schmidt (Pamella) war nur anfangs entsprechender, verflachte aber sehr bald. Hr. Lewinsky (Lorenzo) sang die Romanze im 3. Akte nicht schlecht; er ist nicht ohne Stimme, namentlich in der Höhe mitunter angenehm zu hören — darf aber wacker studiren, um Schule in seinen Gesang und Leben in sein Spiel zu bringen. Sein „Offizier" dürfte bei „Zerlinen" der heutigen Gattung im Leben wenig Erfolg haben. Durch und durch gelungen war der „Peppo" des Hrn. Lamprecht, wenn es auch bei Weitem nicht so viel zu schauen gab, als er zu sehen affektirte. Die Chöre waren sehr mager, die Dragoner mitunter recht traurig, das Orchester, der glücklicher Weise vorhandenen, sicheren Führung wohl bedürftig. — Mit der letzten Aufführung des „Fra Diavolo", die wir vor einigen Jahren (mit Stolzenberg) gesehen haben, ließ sich die heutige nicht entfernt vergleichen. Zwar ist es schön, zum Schlusse der Saison noch Vieles bieten zu wollen, wenn jedoch die Spuren der Frühreife so sichtlich sind, wäre etwas weniger dennoch mehr! —t—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

An die
k. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 23. Sonntag den 22. März 1863.

° Schuld und Sühne.

Erzählung
von
Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Der Herbst war schon nahe und Oskar hatte bestimmte Hoffnung, bald seine Familie abholen zu können. Lucie hatte ihm wohl mitgetheilt, daß ihr Erstgeborner etwas unwohl sei, aber des Arztes beruhigenden Ausspruch hinzugefügt und sich selbst ihm gegenüber weniger besorgt gezeigt, als sie wirklich war, um ihn nicht ängstlich zu machen.

Wenige von den frühern zahlreichen Freunden besuchten jetzt mehr die Wittwe und Luciens Leben bei der Mutter war daher kaum geselliger als das, welches sie in L... geführt hatte; aber Lucie konnte Niemand von den einstigen Freunden ihrer Familie ohne peinliche Rührung sehen; als frohe Braut hatte sie dieselben verlassen und als eine durch eigene Schuld unglückliche Gattin sah sie sie wieder.

Manche Stunde verbrachte sie nun Abends am Bette ihres Kleinen, der seit seinem Unwohlsein nicht ohne die Mutter einschlafen wollte. Sie liebte diese stillen Stunden, in denen sie, den Schlaf ihres Kindes bewachend, an seiner Seite saß; sie dachte dann der Zukunft und sah den Knaben zu einem Manne herangewachsen, der ihre treue Liebe mit derselben Zärtlichkeit erwiderte; in dieser fernen Zukunft war auch Oskar mit ihr versöhnt und sie wünschte dann mit lebhafter Sehnsucht diese Zeit herbei.

An einem solchen Abend war es, daß sie plötzlich im Nebenzimmer sprechen hörte und die Stimme ihres Mannes erkannte. Hastig sprang sie auf und eilte hinaus:

„Oskar, mein Oskar, bist du endlich wieder bei uns!" rief sie aus und ohne seine Kälte zu fürchten, schlang sie ihre Arme um seinen Hals. Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn und machte sich dann sanft aus ihrer Umarmung los.

„Wie geht es dir und den Kindern, was macht Max?" fragte er.

„Bertha und ich sind gesund", erwiderte sie, „aber Max wirst du leidend aussehen finden, denn der garstige Husten will noch immer nicht weichen."

„Kann ich ihn sehen?" fragte Oskar rasch, „führe mich zu ihm, ich will mich leise in sein Zimmer schleichen, um ihn nicht zu wecken."

Lucie öffnete behutsam die Thüre und Oskar folgte ihr in's andere Zimmer an das Bett seines Erstgebornen; er schlief ruhig und eine leichte Röthe, die seine Wangen färbte, täuschte den Vater über sein wahres Aussehen. Beruhigt zog sich Oskar zurück und besprach mit Lucien die Anstalten, welche zu ihrer bevorstehenden Abreise zu treffen waren.

Ihr jetziger Bestimmungsort war B..., eine kleine Stadt im Norden Böhmens, und beide Eltern hofften nach des Arztes Ausspruch, daß Max diese kleine Reise eher gut thun werde, statt ihm zu schaden. In Oskar's Benehmen hatte sich Lucien gegenüber nichts zu ihren Gunsten verändert; er war vielmehr nun auch oft zerstreut und reizbar, wie nie zuvor. Diese Reise wurde bei noch schönem Herbstwetter und ohne Störung zurückgelegt; Lucie verstand es nun viel besser als vor vier Jahren ihren kleinen Haushalt zu ordnen und so waren sie bald äußerlich in einem behaglichen Zustande; auf Max schien die Reise wirklich einen günstigen Einfluß ausgeübt zu haben und er hustete weniger.

In Oskar's Lebensart war aber nun eine Veränderung vorgegangen, denn statt, daß er wie sonst die Abende zu Hause zubrachte, ward es jetzt täglich Mitternacht und oft noch später, bis er nach Hause kam. Seine eigene Gesundheit schien unter dieser Lebensart zu leiden und er kränkelte, ohne darauf zu achten; umsonst wagte es Lucie, ihm zaghaft vorzustellen, daß er seine Gesundheit mehr schonen solle, er versicherte ihr nur darauf, wie ihm nichts nöthiger sei als Zerstreuung.

Sie wußte wohl, welche Art von Zerstreuung es war, der er sich hingab; er zog sich nicht mehr von seinen Kameraden zurück, sondern brachte mit ihnen halbe Nächte am grünen Tische zu. Sie wußte auch, daß er sich dieser gefährlichen Leidenschaft nie hingegeben haben würde, wenn sie ihm nicht sein eigenes Haus verleidet haben würde. Mit Bangen sah sie aber der Zukunft entgegen — was sollte aus ihr und ihren Kindern werden, wenn er ein Spieler würde! Sie ahnte, daß er schon bedeutende Summen verspielt haben müßte, denn er war schon oft nicht mehr im Stande, ihr die für ihren Haushalt ausgeworfene Summe regelmäßig zu geben, während er ein anderes Mal ihr wieder eine viel bedeutendere gab. In letzterer Zeit mußte er aber unglücklich gespielt haben, und Lucie hatte schon die Ersparnisse, die sie früher gemacht, erschöpft; sie schränkte sich ein, so viel sie vermochte, trug ohne ein Wort der Klage ein Stück ihres kostbaren Schmuckes nach dem andern zum Juwelier und bestritt mit dem Ertrag desselben ihre täglichen Ausgaben. Sie sah nur zu deutlich an seiner düstern Miene, was er litt, und wollte nicht noch seine Aufregung vermeh-

Digitized by Google

ren, indem sie ihn zu dem Geständniß zwinge, ihr sagen zu müssen, daß er kein Geld ihr zu geben habe.

Wie groß und aufopfernd die Liebe eines Weibes sein kann, zeigte sich von Neuem an Lucie; sie hatte nicht einen Blick, nicht ein Wort des Vorwurfs für ihn, ja sie war selbst bemüht, ihn immer mit einer freundlichen Miene zu empfangen, so traurig sie auch in ihrem Innern war. Sie entschuldigte ihn vor sich selbst und beweinte jetzt noch mehr als früher ihren Fehltritt; denn sie sah nur zu deutlich, wie sie sein Vertrauen auf immer verloren und dadurch sein und ihr Verderben bereitet habe. Auch Max ward, da der Winter mit Gewalt sich geltend machte, wieder kränker und flößte der armen Mutter nur zu gerechte Besorgnisse ein; der Kleine durfte endlich bei der großen Kälte nicht mehr sein Zimmer verlassen, da fiel es der armen Mutter schwer genug, ihn immer zu zerstreuen, denn schönes Spielzeug konnte sie ihm bei der pekuniären Verlegenheit, in der sie sich nur zu oft befand, auch nicht genug verschaffen. Oskar war nicht gleichgültig für seine Kinder geworden und Maxen's Zustand machte ihm nur zu viele trübe Stunden, aber er war dahin gekommen, im Spiele Zerstreuung für allen Kummer, der auf seinem Gemüthe lastete, zu suchen und vergaß auch diese quälenden Sorgen wenigstens momentan in der Aufregung des Spieles. Während der Zeit, die er getrennt von seiner Familie zubrachte, hatte er, um seinen traurigen Gedanken zu entgehen, die Gesellschaft seiner Kameraden aufgesucht; das Spiel bildete beinahe die einzige Unterhaltung derselben und er konnte sich ihren Aufforderungen, daran Theil zu nehmen, nicht entziehen und gewann im Sommer große Summen; er war nicht blind gegen die Gefahr dieses Zeitvertreibs, aber die Leidenschaft hatte sich schon seiner bemächtigt und die Ehre verbot ihm, in einem Moment aufzuhören, wo er der Gewinner war. In B... angelangt, traf er wieder alle Abende mit seinen Kameraden zusammen und hatte bald bedeutend mehr, als er früher gewonnen, verspielt. Er sah sehr wohl ein, in welche Verlegenheiten er dadurch seine Familie bringen könnte, aber ein glücklicher Abend war eben so schnell wieder im Stande, das Verlorene zurückzubringen, und er beruhigte sein eigenes Gewissen damit, indem er sich sagte, jetzt wo er so bedeutende Verluste erlitten hätte, nicht aufhören zu können.

Schlaflos verging ihm oft der Rest der Nacht unter quälenden Selbstvorwürfen, denn er, der bis jetzt so streng gegen sich und Andere gewesen war, empfand mit bitterem Unmuthe, wie tief er jetzt in seiner eigenen Achtung gesunken sei.

Hätte Lucien's Mutter jetzt Gelegenheit gehabt, ihre Tochter zu beobachten, so würde sie noch mehr ihre Seelenstärke bewundert haben, denn sie stand allein mit ihren Sorgen, nur auf sich angewiesen. Ihr krankes Kind nahm nun ihre meiste Aufmerksamkeit in Anspruch und leider sollte sie nur zu bald von dem Arzte die Bestätigung ihrer Besorgnisse erhalten, daß das Kind an einem unheilbaren Lungenübel dahinsieche. Der Arzt hatte ihr gerathen, mit dem Kinde nach dem Süden zu reisen, um dort den Winter zuzubringen und obwohl er selbst davon ihr keine Heilung versprechen konnte, nannte er es doch das einzige Mittel, sein Leben noch zu fristen. In ihrer Lage war aber eine solche Reise ganz unmöglich und Lucie ergab sich mit brechendem Herzen darein, ihren Liebling seinem baldigen Tode entgegensiechen zu sehen.

Sie war mit Oskar am Lager des Kindes gestanden, als der Arzt diesen Ausspruch machte und konnte nie den Ausdruck der Verzweiflung vergessen, den bei diesen Worten ihres Gatten Miene zeigte.

„Nur eine Reise nach dem Süden könnte sein Leben noch fristen", wiederholte er mit dumpfer Stimme, „wir sind aber nicht im Stande, eine solche zu unternehmen."

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron", sagte der Arzt, dem sein Schmerz selbst wehe that, „es handelt sich nur um eine kleine Verlängerung seines Lebens — eine Herstellung seiner Gesundheit ist nicht möglich."

„Aber jeder Tag seines Lebens ist kostbar für uns — und vor Allen für seine Mutter", versetzte Oskar im schmerzlichen Tone.

(Fortsetzung folgt.)

Ein britischer Außenposten am Huron-See.

Ch. J. Kurz nach dem Schlusse des letzten englisch-amerikanischen Kriegs (1813) war ich in Sims' Fort stationirt, einem kleinen vereinzelten Blockhaus an der Spitze des Huron, welches daselbst errichtet worden war, um den benachbarten amerikanischen Posten von Michela Mackinac im Schach zu halten. Allein obgleich der Friede zwischen den streitenden Mächten verkündigt, und von allen weißen Bewohnern mit Dank aufgenommen und gutgeheißen worden, so waren die Behörden doch machtlos, die wilden Indianerstämme, die man während des Krieges verwendet hatte, zu zwingen, das Kriegsbeil zu begraben und die Friedenspfeife mit denen zu rauchen, gegen die ihre schlechten Leidenschaften so sehr erregt worden waren. Im Gegentheil, schon der Versuch sie niederzuhalten, schien wie auf Feuer gegossenes Oel, ihre Kraft nur zu vermehren, und im Schutz ihrer heimischen Wälder tanzten sie aufs neue den Kriegstanz, schärften frisch ihre Messer und Tomahawks, und brachen über abgelegene Bauernhäuser und einsame Posten her wie Rudel heulender Wölfe.

Unsere kleine Veste war ein Lieblingspunkt des Angriffs. Die umfangreichen Wälder um uns her boten Raum und Nahrung für die Horden farbiger Feinde, welche unter dem Schutze derselben umherschwärmten, und uns mit der ruhelosen Aufmerksamkeit ihrer Race überwachten; so daß wir keinen Baum niederhauen, kein Rothwild schießen konnten, ohne es durch bewaffnete Leute mit Gefahr ihres Lebens thun zu lassen. Mittlerweile lauerten verstohlen Banden um den Posten herum, und suchten irgend einen schwachen Punkt in unseren Vertheidigungswerken zu erspähen, oder irgend einen unbewachten Augenblick unter uns selbst zu entdecken, und wenn beide Bemühungen fruchtlos waren, stürzten sie zu Hunderten schreiend auf unsere Pallisaden los, in der Hoffnung, uns durch die Uebermacht der Zahl zu bewältigen und wurden nur auf Kosten des Lebens tapferer Männer zurückgetrieben, die wir nicht wohl entbehren konnten. Es war in der That eine unruhevolle Zeit. Aber- und abermals wurden diese Versuche wiederholt, bis unsere schwache Besatzung kaum noch ein Dutzend Mann zählte. Hoffnung der Rettung von außen her war keine vorhanden — denn die Indianer lagen in einem breiten Gürtel um uns herum — kein Bote konnte durchdringen, um der nichts Schlimmes ahnenden Colonie unsere Noth kund zu thun;

Digitized by Google

kein Nachen durfte sich auf den See hinauswagen, selbst nicht im tiefen Dunkel der Nacht — eine feindliche Flotte würde sich auf ihn gestürzt und ihm den Weg abgeschnitten haben.

So war unsere ausgesetzte Stellung, als der lange und strenge Winter des Nordens, mit seinem tiefen Schnee und seinem stechenden Frost über uns hereinbrach und uns ohne Brennmaterial, ohne Nahrungsmittel, ohne Schießbedarf und — das traurigste von allem — ohne Hände fand, ihn zu gebrauchen. Es war ein niederdrückender Zustand, und wie die Zeit verstrich, und unsere Gegner, denen wir keinerlei Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben hatten, unaufhörlich sich vermehrten, sahen wir nachgerade voraus, daß nicht nur unserer, sondern auch der unglücklichen Weiber und Kinder, die unsere Mühsale theilten und möglicher Weise auch unser Schicksal theilen mußten, ein furchtbares Loos wartete. Alles was uns übrig blieb, war unsere Burg aufs äußerste zu vertheidigen, und manchmal während der Tage dieser schrecklichen Belagerung, wenn wir hinter unseren Schießscharten hervor den Aufruhr unter jenen wilden Legionen beobachteten, und die Nacht einbrach über dem Getöse der indianischen Trommel und dem Gebrüll des Kriegsgeschreies, glaubten wir nicht, daß der morgende Tag uns noch am Leben finden werde. In der That focht jeder Mann unserer kleinen Schaar, wie ein Held, und jeder Angriff wurde erfolgreich zurückgewiesen; allein mit jedem Zusammenstoß nahm unser Pulvervorrath ab, bis endlich unser letzter Schuß abgefeuert war.

Mittlerweile waren wir tief in den Winter hineingelangt, der das ungestümmste Wetter mit sich brachte. Eines Tags tobte der furchtbarste Sturm, der in dieser Jahreszeit gewüthet hatte, über das Land hin. Der Wind heulte durch den blätterlosen Wald wie der Geist der Wüste, und riß hin und wieder mit betäubendem Gekrach einen alten Baum nieder. Der Schnee flog in wirbelnden Säulen an uns vorüber, die unsere Augen blendeten, und die grimmige Kälte drang durch jede Ritze unseres schlecht gefugten und schlecht erwärmten Blockhauses, so das wir an den Schießscharten, wo wir immer unsere beinahe nutzlose Wacht hielten, fast erfroren.

Das Wüthen des Sturmes übertobte den Lärm des indianischen Lagers, und schon gaben wir uns der Hoffnung hin, seine Heftigkeit werde die Indianer innerhalb ihrer Wigwams halten, als wir plötzlich bei zunehmender Dunkelheit ein Dutzend langer Lichtblitze durch das wirre Schneelabyrinth hindurch, gerade über unseren Köpfen, wahrnahmen.

„Es kann kein Blitz sein!" sagte der jüngste unter uns. „Es ist ein Flug brennender Pfeile!" schrie unser tapferer alter Kapitän. „Sie legen Feuer an das Blockhaus!" Und hinaus stürzte er mit der Hälfte der Leute auf den oberen Boden um sich zu überzeugen ob keine Pfeile unter unseren Balken zitterten.

Im nächsten Augenblick brachen unsere ungesehenen Feinde in ein wie aus tausend Kehlen kommendes Siegesgeschrei aus, denn ein rothes Licht flog aus einer unserer Schießscharten auf, und dichter Reisigrauch ergoß sich durch dieselbe. Die brennenden Pfeile waren nur eine Finte, um unsere Aufmerksamkeit abzulenken, während sie unsere Zufluchtsstätte von unten in Brand steckten, und zu unserem Schrecken konnten wir in der rothen Gluth bemerken, daß die Faschinen hoch um unsere Wände aufgethürmt waren, welche die Zeit und die große Hitze des Sommers so dürr wie Zunder gemacht hatte. Schon hundertmal hatten wir in diesem Winter die unmenschliche Gewohnheit beklagt, wilde Verbündete zu verwenden, die nun, nachdem der Krieg vorüber, uns den schlimmsten Gräueln desselben aussetzten. Allein es war kein Augenblick zu verlieren, und jeder Mann und jedes Weib in dem Gebäude eilte nach dem Fundament hinab, in welches ein gedeckter Laufgraben vom See aus führte, und schleuderte Wasser auf den Brand.

Wie sich indeß bald zeigte, mußte etwas brennbares mit dem Reisig vermischt worden sein, denn die Flammen zischten und sprühten nur Funken hinter den herabstürzenden Wasserströmen, und loderten dann höher auf als zuvor — höher und noch höher, grimmiger und stärker, trotz unserer äußersten Anstrengungen, bis das Feuer einen festen Halt am Gebäude erlangt hatte, und in flackernden Flammenzungen emporhüpfte, so daß es schien als leckten sie unsere frommen Wände; dann stieg die Gluth immer tobender aufwärts, bis wir sie in furchtbarer Lustbarkeit auf dem Dach sich tummeln hören konnten, während der dicke Wachholderrauch mit seinem überwältigenden Geruch jedes Zimmer bis zum Ersticken anfüllte, und so das Blockhaus uns fast versengte.

(Schluß folgt.)

Herr Carrion in Wien.

Herr Carrion befindet sich, wie unsere Leser bereits wissen, in Wien, und es dürfte wenigstens einen Theil, derselben interessiren, wie sich die Wiener Kritik über diesen Sänger ausspricht.

Nachdem alle Journale konstatirt haben, daß er von dem Publikum als ein alter Bekannter freundlich begrüßt wurde, sprechen sich die gelesensten Zeitungen folgendermaßen aus:

So sagt die Ostdeutsche Post: „Signor Carrion ist ein alter Bekannter der Wiener; liebenswürdig, chevaleresk, voll Noblesse der Manieren, ein Conte d' Almaviva vom Kopfe bis zum Fuße, der sich auf der Höhe des gesellschaftlichen Umganges weit besser zu behaupten weiß als auf der musikalischen Höhe der Partie des Almaviva. Als einen alten Bekannten eben mag ich Herrn Carrion als Almaviva nicht so ganz ausweichen, wie er es allen etwas höheren Tönen gegenüber zu thun pflegt. Ich folge aber seinem eigenen bis zum Ueberdruß angewandten Beispiele, wenn ich im Lobe seines Almaviva auch nur das „Falsett nehme" und blos seinen geschmackvollen Vortrag mit „ganzer Stimme" hervorhebe.

Die „Presse" sagt:

Graf Almaviva war Herr Carrion, der seiner Zeit manche Vorstellung im Kärntnerthortheater vom Tode gerettet hat. Seither ist an dieser spanischen Nachtigall Alles mit Ausnahme der Stimme voluminöser und runder geworden. Ein Muster von Erhaltung ist er noch immer geblieben; seine stark verblühte Stimme weiß er noch immer süß zuzuspitzen und in Trillern so zierlich zu produziren, daß man ihm auch jetzt noch mit Vergnügen lauscht.

In den „Rezensionen" lesen wir:

Herr Carrion ist der Alte geblieben, aber nicht merklich älter geworden. Es ist dieselbe Stimme, deren halbe Ab-

Digitized by Google

wesenheit durch allerlei Manieren und Mienen verdeckt wird, dieselbe Affektion in Spiel und Haltung, dieselbe gute Schule in einigen Passagen, dieselbe Nachlässigkeit in andern, dieselbe unangenehme Abwechslung zwischen brüskem Herausschreien der einen und affektirt unhörbarem Wegsäuseln der andern Note.

Der „Botschafter" nennt Herrn Carrion einen wohlgeschulten Sänger, den man indessen nur selten hören kann, da er zu sehr „Ablet". Wenn man ihn oft hört, sehnt man sich förmlich nach einem echten italienischen Schmerzensschrei, nach einem Sänger von der Aktionspartei.

In ähnlicher Weise äußern sich „Morgenpost", „N. Nachrichten" und „Wanderer".

Man sieht daraus, daß man in Wien Herrn Carrion nicht als einen „Stern erster Größe" betrachtet.

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 18. März. Marzipan! hart und schwer verdaulich. Zuerst: „Bädekers Reisehandbuch", Schwank nach einer Idee der fliegenden Blätter von Belly. — Wer sich für Zimmer-Gymnastik, alberne Gänschen und anmaßende Friseurgehilfen einigermaßen interessirt, vermag vielleicht an dieser Idee etwas zu finden; wir haben vom ganzen Inhalt — keine Idee. — Auf diesen Kohl folgte: „Wenn Frauen weinen", Lustspiel von Winterfeld. Sie sind am schönsten, wenn sie weinen, aber erst dann, wenn sie lächelnd, auch schön sind. Nicht jedes Frauenzimmer ist schön, folglich nicht jede Künstlerin; es kleidet also nicht alles gleich schön und die Pointe des Ganzen wird stumpf. Zum Schluß kamen „die Sonntagsjäger" oder „Verplefft", Burleske von Kalisch und Moser, Musik von Konradi. — Ein aberwitziger Berliner Schwindel, bei welchem die Rohheit der Erfindung wie der Situation das allein Ergötzliche ist. — Die drei Stückchen wurden zum Glück leidlich gegeben und entgingen dadurch einem feierlichen Begräbniß. Namentlich machte sich Hr. Denzin, Hr. Puley und Frln. Kramer sehr verdient.

Donnerstag, 19. März. „Faust", große Oper von Gounod, welche uns heute sehr ermüdet haben würde, hätte nicht Frln. Bork (Gretchen) durch ihre meisterhafte Leistung uns einen Kunstgenuß der reinsten und seltensten Art verschafft. Es fehlt uns leider der Raum, im Einzelnen die zahllosen Feinheiten ihres köstlichen Spiels, die Gediegenheit, Fülle und Leidenschaft ihres wahrhaft herzerquickenden Gesanges nachzuweisen. Wir konstatiren nur, daß eine Nummer, eine Scene besser als die andere war — in der Weise, daß „Gretchen" auf den ersten und besten Bühnen nicht glücklicher vertreten sein kann. Daß wir dies hiemit ausdrücklich erklären konnten, bildet eine schöne Minute in dem an bittern Stunden so reichen Leben eines Theater-Referenten. — Hr. Young (Faust) ist im eigentlichen Sinne des Wortes heute durchgefallen, da er so unvorsichtig war, in dem Moment an die Versenkung zu treten, in welchem sich dieselbe öffnen mußte, um „Mephisto" erscheinen zu lassen. Er fiel also hinab, beschädigte sich glücklicher Weise nicht, und sang nach einer halben Stunde weiter, vom Publikum antheilsvoll mit langer und warmer Akklamation empfangen. Der erlittene Schreck hatte jedoch seine Stimme sichtlich ergriffen; er gab nur noch die Umrisse. Ingleichen war Herr Schiffbenker (Mephisto), welcher jedenfalls unter dem Vorfall mitzuleiden hatte, durchaus bebend, obschon er seine Partie wacker durchgeführt hat. Seine Auffassung ist weniger genial, sein Gesang aber musikalisch bedeutender, als der seines Vorgängers in dieser Rolle. Hr. Ueberhorst (Valentin) war zerstreut, wenigstens nicht so sicher als sonst, was man namentlich im 2. Akte bemerkte. Frln. Schwarzer (Martha), bitter! — Höchst merkwürdig bleibt es, wie schwer es immer den Engeln wird, in den Himmel und den Häusern unter Dach zu kommen, gleichwie die massive Mauer im Gefängniß stets eine Unruhe zeigt, welche sonst an Steinmassen nicht wahrgenommen wird. Die Scenerie dürfte doch nachgerade etwas sicherer werden. Ebenso wäre dem Würzburger Theaterzettel ein weniger eigenthümlicher Redakteur sehr zu wünschen. Bald kündigt er unvorhergesehene Krankheit, bald eine kleine Unpäßlichkeit der Frln. Anstensen mit so großen Buchstaben an, daß man glauben sollte, es sei dies ein Ereigniß von seltenster Bedeutung; dann druckt er die besten Gastspiele ohne weiteren Zusatz in die Reihe und kündigt regelmäßig Operntexte an, welche weder an der Kasse noch sonstwo zu erlangen sind. — Es ist etwas faul im Staate Dänemark.

Freitag, 20. März. „Die Lebensmüden", Lustspiel von Ernst Raupach. — Diese Vorstellung war uns in literar-historischer Hinsicht von wirklichem Interesse, zeigte aber neuerdings, daß man die Todten nicht lebendig machen kann. Wer sollte glauben, daß der Verfasser dieses Lustspiels vor nicht allzulanger Zeit die ganze Bühne beherrscht und Jung wie Alt entzückt hat, gleich der Birch-Pfeifer unserer Tage. Wer begreift es, wie man an einer solchen Puppen-Komödie Freude finden konnte, in welcher die Personen, wie Draht-Figuren hin- und hergeschoben werden, ausgestattet mit einem Witz, so zäh wie Hosenleder. Solche dürftige Erfindung, solche plumpe Abwicklung und derbe Sprache — das war lange Zeit völlig schmackhaft. Was würde wohl: „Isidor und Olga", oder „Schelle und Monde" heute zu Tage bedeuten? Die Aufführung war des Stückes werth — sie war erbärmlich. Nur Frln. Schütz (Susanne) erhob sich über das Nothwendigste und gab ein gelungenes Bild. Die Andern wußten entweder nichts und das war noch der erträglichere Theil; die aber gelernt hatten, machten sich den Spaß, vollends das Ganze in ein Polichinel zu verwandeln. Wieder Andere thaten dies zwar nicht, waren aber so sehr aller Poesie der Empfindung und der Erscheinung baar, daß Raupachs sentimentale Phrasen in ihrem Munde zu Zerrbildern der unausstehlichsten Art werden mußten. — Und siehe da — zu dieser herrlichen Vorstellung, gleich ausgezeichnet durch Stück wie Zerstückelung, schwieg die zischende Sippe. Sie hat sich damit selbst gerichtet. Man weiß nun, woran von Anbeginn nicht zu zweifeln war, weß' Geistes jene Kinder sind. Aber, Reden ist Silber — Schweigen Gold. Schweiget stets und man wird euch für klug halten! —t—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 24. Mittwoch den 25. März **1863.**

Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung.)

Als der Arzt sie verlassen hatte, näherte sich Lucie ihrem Gatten; sie wußte, daß er noch mehr leide, als sie und wollte ihn in dieser für Beide so traurigen Zeit trösten; er hatte inmitten seines herzzerreißenden Kummers mehr noch an ihren als an seinen Schmerz gedacht und sie hatte nach Fassung gerungen, um ihm zu verbergen, was sie litt.

„Gott“, sagte sie, „kann unser Kind hier und dort uns erhalten, — aber wir dürfen nicht verzweifeln, wenn er es bald von uns nimmt, denn der es uns gegeben hat, kann es auch zu sich rufen.“

Sie hatte seine Hand ergriffen und ihre zärtliche Liebe für den Gatten gab der armen Mutter Kraft, im ruhigen Tone zu sprechen. Er aber zog heute nicht, wie er sonst oft gethan hatte, seine Hand aus der ihrigen, sondern schlang seinen Arm um ihren Leib und zog sie an sein Herz.

„Vertrau' auf Gott“, sagte er mit schmerzlich bewegter Stimme, Er allein täuscht dich nie und kann einer Mutter die Kraft geben, das Schwerste zu ertragen.“

Lucie hatte einige Augenblicke an seiner Brust geruht, und obwohl sie am Lager ihres rettungslos kranken Kindes stand, zog ein Jubel in ihr Herz ein, vor dem der bittere Schmerz, der es erst erfüllt hatte, verstummen mußte. Vielleicht war jetzt schon ihre Versöhnungsstunde da und sollte ihr aus dem Schmerze selbst noch ein Glück erblühen; im nächsten Augenblick zog Oskar seinen Arm von ihr und verließ sie. War es ein Traum? fragte sie sich betroffen, oder habe ich wirklich an seiner Brust geruht? Sie wagte es nicht, ihm zu folgen, denn der Ausdruck seiner Mienen war von Neuem ein ernster, fast strenger geworden, und sie fürchtete von ihm wieder mit jener Kälte abgewiesen zu werden, der gegenüber sie jedesmal muthlos war.

Hätte Lucie Oskar in sein Zimmer folgen können, hätte sie den wilden Ausbruch seines bis jetzt nur mit Gewalt zurückgehaltenen Schmerzes gesehen und in seinem Herzen lesen dürfen, so würde sie nichts mehr von des Gatten Seite entfernt haben. In seinem Herzen war ja die Liebe noch immer nicht erloschen und nur der Gedanke, von ihr nicht ebenso wieder geliebt zu werden, hielt ihn ab, sie versöhnt in seine Arme zu schließen. Sein Stolz empörte sich bei dem Gedanken, nun selbst schuldig vor ihr zu sein und von der Gattin, die ihn so schwer gekränkt hatte, Verzeihung zu erflehen. Nur der Schmerz über sein Kind, der quälende Gedanke, daß seine Leidenschaft ihm die Möglichkeit geraubt hatte, Alles zu dessen Herstellung zu versuchen, hatte ihm die Kraft geraubt, seine gewöhnliche Fassung zu bewahren. Er wollte noch versuchen, ob es ihm nicht möglich wäre, einen Theil der verlornen Summen zurückzugewinnen, dann sich aber für immer von dem Spiele losreißen und seine Frau mit dem kranken Kinde nach dem Süden schicken. In ihrer Achtung mußte er allerdings gesunken sein, seit er ein Spieler geworden, aber vor selbstverschuldetem Elende war es vielleicht noch möglich, sie zu retten.

Während Oskar mit wechselndem Glücke seine Abende am Spieltisch zubrachte, in der Hoffnung, die Auslagen für die Reise noch ermöglichen zu können, fuhr Lucie fort, mit unermüdlicher Geduld ihr krankes Kind zu pflegen. Die Hoffnung, ihres Gatten Liebe zurückzugewinnen, war wieder aus ihrem Herzen geschwunden und der Kummer lastete schwer auf ihrer Seele. Wie oft fand sie Oskar noch, wenn er spät in der Nacht mit vor Aufregung glühenden Wangen nach Hause kam, auf am Lager ihres Kleinen. Erwachte da nicht manches Mal in ihr der Gedanke, wie schwer sie für ihren Fehltritt büße und wie unversöhnlich es von ihm sei, ihr noch immer nicht verziehen zu haben? — Nein, er hatte ihr ja schon verziehen und beklagte sie auf das Innigste, — glaubte aber nicht an ihre Liebe zu ihm. Aus Pflichtgefühl und Reue, meinte er, handle sie jetzt und strebe darnach, seine Achtung wieder zu gewinnen, aber die zärlicheren Gefühle ihres Herzens galten seinem Vater und er konnte zu seiner eigenen Qual nie den Blick der Liebe vergessen, den er sie auf Villemont hatte heften gesehen.

Im Zustande des Kindes schien eher eine kleine Besserung eingetreten zu sein, er war fast den ganzen Tag über auf und spielte mit seiner kleineren Schwester, die in der glücklichen Unbefangenheit ihres Alters nichts von der allgemeinen Traurigkeit, die um sie herrschte, ahnte und nicht wußte, wie bald sie das liebe Brüderchen, mit dem sie jetzt so heiter spielte, verlieren sollte. Max war, wie es bei körperlich kranken Kindern oft der Fall ist, geistig weit über seine Jahre gereift und unterhielt sich oft in den vielen Stunden, welche er mit der Mutter zubrachte, während Bertha mit dem Dienstmädchen aus war, von Dingen, an die andere Kinder noch gar nicht denken. Sie mußte alle seine wißbegierigen Fragen beantworten, und als ob

Digitized by Google

eine Ahnung das Herz des Knaben erfüllte, sprach er am Liebsten von Gott und dem Himmel. Er hatte auch Manches über seine Krankheit gehört, da die Eltern oft in seiner Nähe mit einander gesprochen hatten, ohne zu glauben, daß er sie verstünde, und sagte oft zu seiner Mutter, wenn er von einem heftigen Hustenanfall ganz erschöpft war:

„Nicht wahr, Mutter, ich werde nicht mehr husten dürfen, wenn ich oben bei dem lieben Gott bin, sondern gesund und stark wie andere Kinder seyn?"

Wenn die arme Lucie bei solchen Reden des Knaben in Thränen ausbrach, schlug er zärtlich seine Arme um sie und versicherte sie, den lieben Gott so lange bitten zu wollen, bis er auch sie in seinen Himmel aufnähme.

Die Liebe zu seiner Mutter war so groß, daß er sie beständig an seiner Seite haben wollte und sie bat, wenn sie schon sein Zimmer verlassen mußte, doch im Nebengemache oder in der Küche, wo sie eben war, zu sprechen, damit er zum Mindesten den Ton ihrer Stimme hören könne, wenn er sie schon nicht bei sich haben dürfe. Was mußte Lucie nicht leiden, wenn sie sich mit solcher Zärtlichkeit von dem Kinde geliebt sah, das so bald von ihr scheiden sollte. Sie hatte in ihrer unglücklichen Ehe sich auf das Innigste an ihren Erstgebornen angeschlossen und mit Freude der Zukunft gedacht, in der er ein Mann sein würde. Was war jetzt aus den schönen Träumen geworden — ein armes, krankes Kind lag da, das man bald aus ihren Armen hinaus in die kühle Erde tragen sollte! —

Wie oft richtete sich der Kleine in den einsamen langen Nächten, die sie an seinem Bette zubrachte, in seinem Lager auf und fing an, mit ihr von seiner kurzen Vergangenheit zu sprechen. Wie schmerzlich bewegte es sie, von des Kindes Lippen den Namen aussprechen zu hören, der seit der unglücklichen Katastrophe nie mehr von ihr oder ihrem Gatten genannt wurde! Wie deutlich wußte sich der Kleine auf jeden Vorfall zu erinnern und wie gerne sprach er von dem guten Onkel Villemont, der nun schon so lange von ihnen fort war. Hundertmal im Tage kam Oskar an das Lager seines Kindes, aber er war unfähig, lange mit ihm zu spielen, der Schmerz und die Selbstvorwürfe, mit denen er sich quälte, trieben ihn meist wieder ebenso schnell von ihm weg, während das Kind die ruhige, gleichmäßige Art, mit der die Mutter auf alle seine Gedanken und Spiele einging, dem aufgeregten Wesen des Vaters vorzog, der ihn bald mit Leidenschaft an sich zog, bald sich von ihm wandte, um ihm seine Thränen zu verbergen.

„Er stirbt an demselben Uebel, wie meine Mutter", hatte er eines Tages zu Lucien gesagt, „ich erinnere mich genau darauf, wie übereinstimmend die Symptome ihrer Krankheit sind, auch ist es gar nichts Seltenes, daß ein Lungenleiden sich in einer Familie vererbt".

Als Oskar diese Worte sagte, fiel Lucien sein angegriffenes Aussehen auf und sie erinnerte sich mit Entsetzen, wie man für ihn selbst nach dem Duelle diese Krankheit gefürchtet hatte, die mütterlicherseits in seiner Familie erblich gewesen sein sollte. Seine jetzige Lebensart, die vielen Aufregungen und die durchwachten Nächte mußten seiner Gesundheit schaden. — „Schone dich unsertwegen", bat sie ihn, als er Abends von dem Kleinen Abschied nahm, um zur gewohnten Stunde fortzugehen, — „denk an uns".

Oskar sah sie einen Augenblick betroffen an, dann sagte er, rasch sich von ihr beurlaubend: „Sei ruhig, ich werde mich bald und für immer vom Spiele losreißen, habe nur noch kurze Zeit mit mir Geduld".

Er sagte diese Worte, während er sich anschickte, das Zimmer zu verlassen, ohne eine Erwiderung Luciens abzuwarten; er hatte sie mißverstanden, und in den Worten, welche nur zärtliche Besorgniß für seine Gesundheit ihr eingab, einen Vorwurf für sich gefunden.

So hatte sie ihm wieder wehe gethan, ohne es gewollt zu haben, und selbst in dieser für die arme Mutter so schweren Zeit empfand sie das Mißtrauen ihres Gatten noch bitterer, als die Krankheit des geliebten Kindes. — Was wird aus mir werden, wenn Max nicht mehr lebt, fragte sie sich oft mit tiefbekümmertem Herzen, Bertha ist noch zu klein, um mir zu ersetzen, was ich an ihm verlieren werde — und mein Mann versteht mich nicht oder liebt mich nicht mehr! —

Langsam und schleppend schlichen sich die kalten Wintertage dahin, das liebe Christfest war schon vorüber, ohne aber bei Lucien, wie in andern Häusern, wo Kinder sind, Freude und Jubel hervorgerufen zu haben; Max war an diesem Tage übler als sonst und die Mutter wich nicht von seinem Bettchen; von dem letzten Erlös eines Armbands, das sie verkauft hatte, machte sie ihren Kindern eine kleine Christbescheerung, aber Niemand nahm sich die Mühe, für die kleine Bertha einen Baum zu schmücken und unbeachtet saß sie mit dem Dienstmädchen im Nebenzimmer und spielte allein, während der Mutter ganze Sorge durch den kranken Knaben in Anspruch genommen war, und wenn auch eine fromme Scheu Oskar abhielt, den heiligen Abend im wilden Spiele zu verleben, so fand er doch zu Hause keine Ruhe. Er hatte es eine Weile versucht, mit Bertha zu spielen, aber das Stöhnen und der qualvolle Husten seines Sohnes trieb ihn hinaus in die kalte Winternacht. Der Schnee fiel in dünnen Flocken zur Erde und der Wind blies eisig kalt; aus vielen Zimmern strahlte ein helles Licht hinaus und frohe Kinder, glückliche Eltern standen dort um festlich geschmückte Bäume. Oskar sah seufzend zu seinen Fenstern hinauf — dort war keine Freude, kein Lichterglanz und beim matten Schein einer Lampe saß die Mutter an der Seite ihres kranken Kindes.

„Arme Mutter!" murmelte er vor sich hin und eine Thräne trat in sein Auge.

Seit Wochen sah er sie mit unermüdlicher Aufopferung um ihr Kind beschäftigt, und die einst so verwöhnte Frau ertrug jetzt ihre Leiden mit einer Seelenstärke, die man ihr nicht zugetraut hätte. Dabei war sie immer sanft und freundlich gegen Oskar und statt seine eigenen Qualen mit ihren Klagen zu vermehren, suchte sie ihn mit ihrem Gottvertrauen aufzurichten. Verdiente diese Gattin nicht die Liebe, die in seinem Herzen trotz der Eisrinde, die es zu umgeben schien, noch immer loderte?

War es recht, war es christlich von ihm, so unversöhnlich zu sein? Diese Fragen hatte er oft in den letzten Tagen an sich gerichtet — aber sein Stolz und sein Mißtrauen entfernten ihn immer wieder von der Gattin.

(Fortsetzung folgt.)

Ein britischer Außenposten am Huron-See.

(Schluß.)

Es war zu augenscheinlich, daß es um unsere Wohnung geschehen war — nichts konnte sie, nichts, wie es schien,

Digitized by Google

uns selbst retten vor dem Schicksal, welches dieselbe zu unserem Leichenscheiterhaufen machte. Um eine letzte Zufluchtsstätte gegen die überwältigende Hitze und den erstickenden Rauch zu finden, stiegen wir in das Fundament hinab, obgleich das Toben der Flammen über unseren Köpfen und das Krachen der Balken, als die oberen Böden zu brechen und zu fallen begannen, uns warnend sagten, daß es mit uns schnell ein Ende haben werde. Die Freunde reichten einander die Hände zu einem letzten Lebewohl und die Gatten und Väter drückten ihre zitternden Lieben, denen sie keine Rettung zu schaffen vermochten, an ihre betrübten Herzen. Niemand als wir selbst kann die Angst dieses Augenblickes erfassen; als ob aber unsere Leiden noch durch eine andere Qual erhöht werden sollten, so drang durch das Heulen des Sturms und das Krachen der Flammen auch noch das grimmige Freudengeschrei unserer siegreichen Feinde an unsere Ohren.

Plötzlich unterbrach eine Stimme die verzweifelnde Stille, „Versuchen wir's mit dem Laufgraben".

Gleich einem elektrischen Schlag flößten uns diese Worte neues Leben ein. Denn obschon der vorgeschlagene Versuch vielfach schwierig, der Erfolg mehr als zweifelhaft war, und leicht zu unserer Gefangennehmung führen konnte, so bot er uns doch noch eine Aussicht auf Rettung von dem entsetzlichsten Tode. Mit freudigem Zuruf ergriffen die Männer die nächstliegenden Aexte, und in wenigen Minuten war das Quell-Ende des Laufgrabens bloßgelegt, und zeigte einen zugespitzten etwa fünf Fuß hohen, halb mit gefrorenem Wasser angefüllten Aquädukt.

Längs dieses Ganges beschlossen wir unser Glück zu versuchen, und sandten die mit Aexten versehenen Männer voraus, um das äußere Ende — welches auf den See ausmündete — von den Balken und dem Gestrüpp, die es dem Anblick verbargen, zu säubern und dann krochen wir auf Händen und Knieen in den engen Tunnel.

Wir entkamen nicht zu bald, denn als ich, der letzte von allen, eintrat, fiel das Blockhaus mit einem plötzlichen Krach zusammen und die zersplitternden Balken streiften mich und versperrten den Eingang in den Laufgraben, während wir von dem Rauchqualm, der durch denselben, als wäre er ein Rauchfang, hindurchzog, fast erstickt wurden. Als wir langsam fortkrochen, in Zweifel und Dunkelheit und dickem Rauch, gestreift von den rauhen Balken und verwundet von den herabhängenden Eiszapfen, dachte ich manchmal, wir würden den Ausgang nicht lebendig erreichen, und hätten nichts anderes gewonnen, als daß wir unsern Tod auf eine andere Art fänden. Allein mit gebeugten Köpfen und geschlossenen Lippen im ernsten Kampfe um unser Leben, setzten wir unsern Weg fort, auf dem selbst die Kleinen ohne Murren weiter krochen, bis wir endlich die Oeffnung erreichten, die letzte Schranke gebrochen war und wir wohlbehalten auf das Eis hinausgelangten, obgleich wir nicht wußten, welchem Schicksal wir entgegen gingen.

Nie werde ich die Scene vergessen, die sich meinen Augen nun darbot. Es war als hätten sie sich geöffnet auf eine Welt von Feuer. Flammen waren überall; in wildem Toben hoben sie sich, Wogen gleich, an den düstern Himmel hinauf, oder sanken garbenartig fast zu unsern Füßen herab, während der Schnee und das Eis in dem allgemeinen Strahlenmeer flimmerten und die fallenden Schneeflocken wie Edelsteine glänzten. Das Feuer hatte das Holz ergriffen und verbreitete sich weiter und weiter wie eine brennende Sündfluth; denn obgleich der Schnee auf dem Boden lag, hatte der Sturm ihn doch von den laublosen Aesten hinweggeweht, während die Bäume, da der Saft noch nicht aufgestiegen, ganz dürr waren. Die Rache unserer grausamen Feinde hatte sie nun selbst ereilt, und wir konnten aus dem Tumult des Feuers heraus das Schreckensgeschrei der Brandstifter hören, wie sie vor den schnell um sich greifenden Flammen flohen.

Die indianische Belagerung hatte damit ein Ende, allein ein beinahe ebenso schrecklicher Feind blieb uns übrig in dem Brande, welchen diese Barbaren entzündet hatten, und den wir, als der Morgen anbrach und der Sturm vorüber war, sich verbreiten sehen konnten so weit das Auge reichte. Ungestüm von Baum zu Baum züngelnd, kleidete das Feuer die Wipfel derselben in ein Gewand heller als das herbstliche Blätterwerk, und ergriff dann die hohen Stämme, die wie riesige Fackeln aussahen und wohl Tagelang glimmten.

Schweigend standen wir auf dem Eise und betrachteten die feurige Landschaft; der kalte Wind durchdrang alle unsere Glieder, so daß wir vor Frost zitterten, trotz der Nähe der Flammen, allein dennoch waren wir, so hoffnungslos sich auch unsere Lage darstellte, der Vorsehung dankbar für unsere Rettung. Hunderte von Meilen waren wir noch getrennt von unsern nächsten Landsleuten, und das brennende Land vor uns konnte den Häuptern unserer Kinder weder Schutz bieten, noch Nahrung, um ihren Hunger zu stillen, der bereits anfing sie zu quälen. Auch war keine Aussicht vorhanden, daß es bald anders werden würde, da alles Wild, welches der Wald enthielt, geflohen oder in den Flammen umgekommen war, und obgleich es im See Fische in Menge gab, und wir Aexte hatten, um das Eis zu durchhauen, fehlten uns doch Haken und Speere um die Schätze zu heben.

Der einzige Plan, welchen unsere Verzweiflung uns eingeben konnte, war: unsere Wanderung längs der Küste auf dem Eise fortzusetzen, in der Hoffnung, daß in kurzem irgend ein beträchtlicher Fluß dem Fortschritt des Feuers Einhalt thun möchte, und daß wir, außerhalb des Bereiches seiner Verheerungen, mit Hülfe unserer Aexte im Stande sein könnten, unser Leben in dem Gebüsch zu fristen bis zum Eintritt des Frühlings, wo dann unsere Landsleute unser Versteck entdecken würden. Es war ein wenig versprechender Plan, allein wir hatten keine andere Hilfsquelle, und setzten sogleich unsere traurige Pilgerfahrt fort, indem wir auf dem Eisstreifen zwischen dem brennenden Wald und dem offenen See, der blau und freudig im Sonnenlicht erglänzte, dahinzogen. Jenes ungestüme Feuermeer dehnte sich in seinem furchtbaren Glanze ununterbrochen vor uns aus, stieg Hügel hinan und sprang in seiner widerstandslosen Wuth über Wasserläufe hinüber, so daß wir fast verzweifelten. Als die Nacht über uns hereinbrach, war der einzige Ruheplatz, welchen wir entdecken konnten, eine Vertiefung unter den Felsen des See-Gestades, die uns vor dem eisigen Windstoß schützte, und wir waren der Vorsehung dankbar für den einsamen Fisch, den wir auf dem Eise gestrandet fanden und unter die Kleinen vertheilten.

Hätte das Feuer die Temperatur der Luft nicht gemildert, so wäre, glaub' ich, am nächsten Morgen keiner von uns mehr am Leben gewesen; wir hatten in hohem Grade zu leiden, und unsere steifen und ermüdeten Glieder waren kaum im Stande, uns auf unserem Weg weiter zu tragen.

Digitized by Google

Da wir aber keine andere Aussicht hatten, so schleppten wir uns fort, wobei die leichteren und ausdauernden Weiber weniger zu leiden schienen als wir. Am dritten Tage konnten wir nicht mehr gehen. Was unsere indianischen Feinde begonnen, hatte Kälte und Erschöpfung vollendet, und nach allen unsern Kämpfen legten wir uns ruhig nieder, um in einer Höhle neben dem See zu sterben. Niemand weinte und klagte. Die Kinder lagen halb bewußtlos auf den Knieen ihrer Eltern, und Hand in Hand erwarteten Gatten und Gattinnen den herannahenden Tod, der sie von all' ihren Leiden befreien sollte.

Unsere letzte Nacht schien gekommen: da erhob sich aus dem ununterbrochenen Tosen der Flammen heraus das Jubelgeschrei weißer Männer, und im nächsten Augenblick standen sie vor unserer Höhle. Es waren Amerikaner von Michela Mackinac, wo die schwere Rauchwolke längs der nördlichen Küste Befürchtungen für den britischen Posten erweckt hatte, und unsere früheren Feinde hatten hochherzig ein Boot über den See entsendet, um uns, wenn nöthig, zu retten; da die Mannschaft das Blockhaus verbrannt gefunden, so war sie unserer Spur über das Eis nachgegangen, und hatte uns gerade noch zu rechter Zeit eingeholt, um unser Leben zu retten.

Am nächsten Tage kamen wir in Mackinac an, mehr todt als lebendig; und obgleich wir aufs freundlichste aufgenommen wurden, so brauchte es doch lange, bis wir uns von den Wirkungen unserer Mühsale erholt, oder aufgehört hatten, uns mit Grauen an die Ereignisse einer Belagerung zu erinnern, die wir in Friedenszeit zu bestehen gehabt.

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 22. März. „Die Hugenotten", große Oper von Scribe, Musik von Meyerbeer. Die erste und wenn wir nicht irren, die letzte Oper im Abonnement. Das grandiose Werk wurde nach einer verhältnißmäßig längeren Pause wieder gegeben und fand nicht etwa eine bessere Darstellung, aber eine wärmere Aufnahme. Hr. **Dalfy** (Raoul), bei dessen Leistung man unwillkürlich Vergleiche anstellen konnte, mußte durch das relativ Erwärmende und Ausgiebige seiner Stimme heute einen sehr vortheilhaften Eindruck machen, ganz abgesehen davon, daß er die Partie mit Kraft und Ausdauer durchführt, was wir seiner Zeit schon gebührend anerkannt haben. Am besten behagte uns seine Romanze im 1., „Will' meinem guten Recht vertrauen" im 3., „Du liebest mich" im 4. Akte. — Frln. **Bork** (Valentine)*) entfaltete alle die Vorzüge, welche wir so oft und so nachdrücklich (der Wahrheit zu Ehren und dem Neide zum Trotze) an ihr gerühmt haben und erwarb sich nach dem großen Duett im 3. Akte Hervorruf bei offener Scene, eine Ehre, welche ihr mit Hrn. Dalfy nach dem 4. Akte zweimal, mit diesem und Hrn. Schiffbenker nach dem 5. Akte wiederholt zu Theil geworden ist. Da sonach das Verdienst zur Genüge anerkannt wurde, haben wir nicht nöthig, heute ein Weiteres zu thun. Hr. **Schiffbenker** (Marcel) zeigt stets den gebildeten Sänger, und verfehlt nicht leicht der rechten Wirkung. Frln. **Anstensen** (Königin) sang zwar schwach, aber leidlich, einzelne Figuren und Passagen sehr künstlich, was auch hinlänglich gewürdigt wurde. Herr **Ueberhorst** (Tavannes) gut bei Stimme, verband mit einem würdigen Auftreten einen wohllautenden Gesang. Frln. **Schmidt** (Page) singt ihre Cavatine im 1. Akte mit Bravour und stets sich gleich bleibendem gerechten Erfolge. Hr. **Schelper** (Saint-Bris) zeigt schöne Stimm-Mittel und wird, wenn er der Partie einmal ganz Herr ist, gewiß mehr damit machen, als heute geschehen. Er muß sich bemühen, mehr Colorit und größere Energie in den sanglichen, weniger schroffes Exterieur und mehr intensive Bedeutung in seinen dramatischen Theil zu bringen. Der Totaleindruck seiner heutigen Leistung ist übrigens vorwiegend günstig. Hr. **Leminsky** (Bois-Rose) gab die Mitteltöne ziemlich schwach, die höheren dagegen löblich und nahm sich neben seiner Umgebung im Hugenotten-Chor recht vortheilhaft aus. — Sonst zu loben ist der Schwur im 2., das Duell im 3. Akte und die Leistungen des Orchesters. Die schwache, theilweise Lachen erregende Seite der Oper war, wie so oft, der Chor, dann die kleineren Partien der Edelleute, Mönche und Hofdamen. — Da aber bei einer kleineren Bühne unmöglich Alles gleich groß sein kann, um so mehr als das Große bei den Kleinsten nicht einmal gilt — nach dem Grundsatz, daß es für den Kammerdiener keinen Helden giebt — so wollen wir dieser armseligen Erscheinungen nicht namentlich gedenken.

Montag, 23. März. „Das Gefängniß", Lustspiel von Benedix. Obschon etwas gedehnt, gehört diese Arbeit doch zu den besseren des fruchtbaren Autors und wird bei der rechten Darstellung auch einen wesentlichen Erfolg haben. Hier aber — fehlt's bedeutend. Um einer solchen leichten Komödie auf die Beine zu helfen, muß das Zusammenspiel auch leicht, die Akteurs und die Darstellerinnen müssen graziös, oder mindestens anmuthig sein; ein Geist der Zusammengehörigkeit, des sich Schickens muß in allen Partien obwalten — kurzum es bedarf dramatischer Verve — eines richtigen Ensemble's. Von dem Allem haben wir in dieser Saison etwas mehr als nichts — durch und durch unbehaglich sind die Einzelnen, höchst unerquicklich das Ganze. — Nach dieser Einleitung ist eine Zergliederung der speziellen Leistungen wohl nicht vonnöthen, da sich Alles ziemlich gleich sah. Einzelne Momente des Herrn **Puley** (Dr. Hagen) waren nicht schlecht; der weit übertriebene Schluß verdarb aber den ganzen Eindruck. Frln. **Kramer** (Mathilde) predigte wie eine Schulmeisters-Gattin und herzte allzu „bürgerlich". Die Uebrigen angehend, wollen wir von dem Trippeln der Einen und dem Radebrechen der Andern nicht viel sagen — die Saison ist zu Ende und die Mühe ohne Lohn. — Eines aber bleibt uns noch zu bemerken. Jenen nämlich, welchen die stellenweise Wärme in unserem Opern-Referate nicht behagen sollte, empfehlen wir die Berichte über das Schauspiel als niederschlagenden Labetrunk. Hier finden sie Kühlung der wirksamsten Art, wie wir — wenn solche lahme Lustspiele uns mit Trauer erfüllt haben. — Eines schickt sich eben nicht für Alle!

—t—

*) So sehr wir die natürlichen Vorzüge dieser jungen Dame zu würdigen wissen, so können wir dem Urtheile unseres Herrn Referenten doch nur theilweise beipflichten. Jedenfalls hat Frln. Bork noch sehr Vieles zu lernen, ehe sie auf den Namen einer „bedeutenden Sängerin" Anspruch machen kann. (D. R.)

Druck und Verlag der **Stahel'schen** Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Wagner**.

Digitized by Google

… und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 25. Sonntag den 29. März 1863.

Schuld und Sühne.

Erzählung

von

Hedwig Wolf (Luise Thal).

(Fortsetzung und Schluß.)

Wenige Tage nach dem auf so traurige Art verlebten Christfest verschied in einer stürmischen Winternacht der kleine Leidende in den Armen seiner Mutter. Der Tod war ihm leicht gewesen und er athmete ohne Kampf an Lucien's Brust aus, um einem schöneren und schmerzlosen Leben entgegen zu gehen. In seinem Befinden war keine Verschlimmerung eingetreten und sein Verscheiden traf die arme Mutter nach dem langen Leiden, das vorangegangen war, ebenso schmerzlich, als hätte der Tod unerwartet ein blühendes Kind aus ihren Armen gerissen.

Sie wollte nicht an seinen Tod glauben, obwohl sie vergebens nach seinen Athemzügen lauschte — sie fühlte es, seine Pulse schlugen nicht mehr — aber sie hoffte noch immer, er würde noch einmal seine Augen aufschlagen, um den lieben Blick auf sie zu heften, wie er sonst zu thun pflegte, wenn er an ihrer Brust aus einer Ohnmacht wieder zum Leben erwachte. — „Wenn ich dich mitnehmen könnte, möchte ich nicht mehr leben“, hatte er dann oft zu ihr gesagt, sein müdes Haupt an sie lehnend, „aber von dir mag ich noch immer nicht scheiden!“ —

Der herbeigerufene Arzt raubte der Mutter den letzten Hoffnungsstrahl; — er hatte ausgerungen und kein Kuß ihrer Lippen, keine Thräne ihrer Augen konnte ihn mehr dem Leben zurückgewinnen. —

Lang blieb die Mutter allein mit ihrem todten Kind und erst, nachdem die Natur ihren Tribut von ihr gefordert hatte, und sie in Strömen von Thränen und bittern Klagen ihrem Schmerz Luft gemacht hatte, konnte sie in dem Gedanken an Gott und an Seine Liebe Trost und Beruhigung finden. Ohne Ahnung des schweren Kummers, der auf den Herzen seiner Eltern lastete, war Max ein frohes unbefangenes Kind gewesen, bis körperliche Leiden, — die einzigen, welche er kennen lernte, ihn ergriffen, aber auch die Krankheit und der Tod trat dem Kinde in minder schreckensvoller Gestalt als Erwachsenen entgegen.

„Du bist glücklich“, sagte die Mutter, sich nach langem, andachtsvollen Gebete über ihren Liebling beugend, „du bist ein Engel in Gottes Himmel und wirst oben für deine armen Eltern beten.“

In diesem Augenblick trat Oskar ein; er hatte noch keine Nachricht vom Tode seines Kindes erhalten und Niemand von den Dienstleuten wagte es, sie ihm zuerst mitzutheilen. Seine Miene sah wild und verstört aus — er kam wieder vom Spieltische, wo er mit dem letzten Satz sein ganzes Vermögen verspielt und sich und seine ganze Familie zu Bettlern gemacht hatte. Seine Verzweiflung war so groß, daß er, ohne einen Blick auf das Kind zu werfen, an demselben vorüber gehen wollte, aber Lucie hatte ihn erblickt und, auf ihn zueilend, ergriff sie seine Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Oskar, — unser Kind lebt nicht mehr!“

„Todt!“ schrie Oskar auf, und riß sich von ihr los, um an sein Lager zu eilen; dort sank er auf seine Kniee, legte das Haupt des entseelten Kindes auf seine Brust und sah es mit dem Ausdruck des tiefsten, unaussprechlichsten Schmerzes an. — „Todt!“ wiederholte er noch einmal, „und vielleicht durch meine Schuld“, setzte er schmerzlich bewegt hinzu, „vielleicht könnte er noch leben, wenn sein Vater nicht ein elender Spieler wäre!“ Er sprang auf und schritt in wilder Aufregung im Zimmer auf und nieder; der Gedanke war zu entsetzlich für den Vater.

„Oskar, sprich nicht so wild“, bat Lucie, „du hast keine Schuld an seinem Tode und weißt wohl, wie nichts ihn mehr hätte retten können.“

Sie war bei diesen Worten zu ihm getreten und hatte ihre Hand auf seine Schulter gelegt und sah ihm liebevoll bittend in das verstörte Antlitz.

„Du entschuldigst mich“, sagte Oskar, „und weißt du“, setzte er hinzu, „daß ich dich und dein Kind heute zu Bettlern gemacht habe — ich wagte noch einmal und verlor wieder — ich werde quittiren müssen und Schande und Noth steht dir bevor. — Kannst du mich noch entschuldigen?“

Seine Stimme klang hohl und dumpf bei diesen Worten und sein Auge blickte so unstät und wild, daß ein Schauer durch Lucien's Glieder fuhr; fast war es ihr, als spräche er im Wahnsinn und sie schwieg, da das Entsetzen sie sprachlos machte.

Oskar aber mußte ihre Blicke verstanden haben, denn er sagte, indem er sich bemühte, seine Aufregung zu beherrschen:

„Ja, Lucie, es ist nur zu wahr, was ich dir sage und du mußt Gott danken, der dein Kind zu sich nahm — und es vor Elend schützte.“

Er wollte mit diesen Worten das Zimmer verlassen, sie aber hielt ihn zurück und mit einem Muthe, der ihr bis

Digitized by Google

jetzt gefehlt hatte, schlang sie ihre Arme mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit um seinen Hals.

„Oskar", rief sie aus, „laß nur all meine Liebe wieder, sag' mir, daß du mir verziehen hast und mich wieder in dein Herz aufnehmen willst und Alles kann noch gut werden, obwohl unser Sohn gestorben ist und wir verarmt sind, deine Liebe, ich fühle es, kann mich stark und muthig machen, Alles zu ertragen."

„Lucie", sagte er, von ihren Worten verwirrt, „was sprichst du — du liebtest mich noch und nicht Mitleid läßt dich so zu mir sprechen, sondern wahre, innige Liebe, ich aber hätte dir Unrecht gethan und dich und mich unglücklich gemacht!"

Am Todenbette ihres Kindes gestand Lucie ihrem Manne, wie schnell ihr Herz von seiner Verirrung geheilt, zu seiner wahren, treuen Liebe zurückgekehrt sei und was sie gelitten habe bei seiner Kälte und seinem Mißtrauen. Ihre Geduld im Leiden, ihre Liebe siegte endlich und der stolze Mann sank zu ihren Füßen nieder, um der zärtlichsten Gattin alles Unrecht abzubitten. Er erkannte heute zum ersten Male in vollem Maße, wie unversöhnlich er gewesen und wie er so lange die Reumüthige kalt zurückgewiesen habe, bis er selbst ihre Verzeihung erflehen mußte. Er begriff nun, daß er im Bewußtsein seiner Tugend noch mehr gefehlt habe, als Lucie in ihrer Schwäche, und wie vor einem Gott der Liebe und Barmherzigkeit nichts so verwerflich sei, als jene starre Unversöhnlichkeit, an der er festgehalten hatte.

Das beseligende Geständniß der Liebe, das die Gattin ihm heute von Neuem machte, entrückte ihn mit einem Male der Welt des Elendes und Schmerzes, in der er bis jetzt gelebt. Ueber der Leiche ihres Kindes reichten sich die Gatten die Hände zum neuen Bunde und gelobten sich, ein neues, besseres Leben zu beginnen. Als sie sich endlich von seinem Bette trennten, um in einem kurzen Schlummer Erholung zu suchen, war in Beider Zügen der Ausdruck eines gottergebenen Vertrauens zu lesen. Sie hatten zusammen ihr Kind beweint und Gottes Verzeihung für ihre Verirrungen erfleht, ihm aber auch gedankt, daß er sie wieder versöhnt hatte.

Nach einem schweren Kampf entschloß sich Oskar, an seinen Adoptivvater, Baron Hrädek, zu schreiben, ihm aufrichtig die bedauernswerthe Lage zu bekennen, in die er durch eigene Schuld gekommen war und ihn zu bitten, durch seine Unterstützung es ihm möglich zu machen, bei der Armee bleiben zu können.

Bei Oskar's stolzer Denkungsart läßt es sich leicht ermessen, was dieser Schritt ihm kosten mußte, um so mehr, da er wohl wußte, daß er nicht dem alten Baron allein das Geständniß seiner Schuld ablegte, sondern daß bei des Blinden hülflosem Zustand auch Andere davon erfahren mußten. Aber Oskar hatte erkannt, wie sehr er durch übermäßigen Stolz gefehlt hatte und wollte in seiner Reue nicht auf halbem Wege stehen bleiben, auch forderte die Rücksicht auf seine Gattin und ihr noch lebendes Kind dieses Opfer von ihm.

Ohne Gepränge, aber tief betrauert, ward der Kleine bestattet, aber wie schon im Februar noch unter der kalten Eisrinde die ersten Frühlingsboten erblühen und den nahen Lenz mit seinen süßen Freuden verkünden, so versprach die Liebe und das Vertrauen der Gatten ihnen inmitten ihrer Thränen um den Erstgebornen eine neue glückliche Zukunft.

Wenige Tage nach Absendung von Oskar's Schreiben kam dieses uneröffnet zurück und dabei ein Brief der Haushälterin des alten Barons. An demselben Tage, an welchem Oskar's Brief auf das Schloß gekommen war, war der Baron verschieden und Oskar Erbe seines Vermögens geworden.

Die Gatten blieben ihrem Schwur an der Leiche ihres Kindes treu und ein neues, schöneres Leben begann für sie, in das die Erinnerung an ihren verstorbenen Liebling und an ihre frühere Verblendung den einzigen trüben Schatten warf.

Oskar konnte seine Schulden bezahlen und stellte bald seinen alten guten Ruf wieder her, während er für seine Familie der liebevollste Gatte und Vater ward. Nie erwachte mehr ein Zweifel in ihm an Lucien's Liebe und er war nun eben so weich und mild geworden, als er einst rauh und streng gewesen war.

Oskar war nun bemüht, Lucien für Alles zu entschädigen, was sie gelitten und die so lang in seinem Herzen verschlossene Liebe theilte sich nun in jedem Wort und Blick der glücklichen Gattin mit.

„Max hat uns versöhnt, denn im Schmerze um ihn haben wir uns wieder gefunden, um erst im Tode von einander zu lassen", sagte Lucie oft, den thränenfeuchten Blick gegen Himmel wendend, wo ihr Kind als ein Engel weilte.

Leben in dem Strafarbeitshause zu Portland.

Es gibt in Portland stets vierzehn- bis sechszehnhundert Sträflinge, welche in abgesonderten Banden arbeiten, einige in der unmittelbaren Nachbarschaft von Gruppen freier Arbeiter. Man erkennt dies sogleich, wenn man den Fuß in die von den ersteren in Betrieb genommenen Steinbrüche setzt, denn von allen Seiten, auf allen Höhen, auf allen Böschungen bemerkt man Wachen, die mit geladener Büchse umhergehen. Durchwandert man drei oder vier Linien der wachsamen Schildwachen, so erwartet man den Anblick der riesenhaften Arbeiten, man beklagt zum voraus die unglücklichen Sträflinge, daß sie dieselben ausführen müssen, und findet es ganz natürlich, daß sie von Zeit zu Zeit zu fliehen suchen. Man athmet wieder auf, man beruhigt sich über sie, wenn man in die Steinbrüche von St. Paul eintritt. Dort in der That sieht man, um die halbverrosteten und fast ganz außer Dienst befindlichen Krahne herum, auf den Hügeln, welche das Meer beherrschen, abgetheilt in Banden von zwanzig oder dreißig, die Sträflinge an ihrer Arbeit. Jede Bande hat ihren besonderen Wächter, welcher, nebenbei sei es gesagt, fünfzehn Stunden an dem ihn treffenden Tag arbeitet, während die Sträflinge nur neun oder zehn Stunden lang beschäftigt sind. Man braucht euch die Gefangenen nicht zu zeigen. Ihre Tracht, ihr rasirtes Kinn, ihr kupferrothes Gesicht, ihr gesundes Aussehen, das sie gut entrainirten Boxern ähnlich macht, und vor allem die Langsamkeit ihrer Bewegungen, die einen so sonderbaren Gegensatz bildet zu der Thätigkeit und Energie der freien Arbeiter, welche neben ihnen ihr Tagwerk verrichten — alles dies macht sie sofort kenntlich. Es gibt un-

Digitized by Google

ter ihnen Leute, die alle Grade des Verbrechens durchlaufen haben, und man findet in Portland Menschen aus allen Klassen, von dem Handlungsdiener, dem Kaufmann, selbst dem Offizier bis herab zum Wilddieb und dem Manne, welcher einen Diebstahl mit Einbruch oder einen Mord begangen hat. Eine gewisse Anzahl Verbrecher arbeitet an den Befestigungen, die Masse aber wird in den Steinbrüchen verwendet. Man beschäftigt sie mit dem Herausziehen oder Behauen der Steinblöcke und ihr Tagwerk umfaßt 8½ Stunden im Winter, neun Stunden und zuweilen etwas mehr im Sommer. Dies wäre nun allerdings eine beschwerliche Arbeit, wenn sie gethan würde, wie sie gethan werden sollte, und man muß gestehen, daß einige Gefangene sie angemessen verrichten, als ob sie einen Trost darin fänden; allein die größte Anzahl macht sich die Sache sehr leicht, denn fünf Sträflinge liefern nicht so viel Arbeit in einem Tag als zwei freie Arbeiter. Ist es z. B. nicht ein Hohn, wenn man sieht, daß ein großer und kräftiger Bursche seinen Hammer volle fünf Minuten lang zu Boden legt, als ob er ganz abgemattet wäre und dann zehn Minuten damit verliert, daß er die Arme kreuzt, oder sie über die Brust schlägt, um sich zu erwärmen? Wenn Regen droht, hört alsbald dieser Schein von Arbeit auf, und jeder Wächter führt seine Bande unter eigens hergerichtete Schutzdächer, wo die Sträflinge von den Unbilden der Witterung nichts zu fürchten haben. Während dieser Zeit läßt sich der freie Arbeiter, der sein Brod für sich und seine Familie verdienen muß, durchnässen, denn er hat das Wetter zu nehmen, wie Gott es schickt, und Kälte und Wärme, Wind, Regen und Schnee zu ertragen. Allein dieser peinliche Gegensatz zwischen der Lage des Sträflings und der des freien Arbeiters hat hier sein Ende noch nicht erreicht, und nirgends ist dieser Gegensatz fühlbarer als in Portland. Wenn es in der Berner Werfte 12 Uhr schlägt, setzt sich der freie Arbeiter nieder, um seine Mahlzeit einzunehmen, die aus einem Stück Brod und Käse, ein wenig gedörrtem Fisch und einer Tasse Kaffee, gemeiniglich ohne Zucker, besteht. Um 11½ Uhr verläßt der Sträfling die Arbeit, und begibt sich in seine Zelle um sich zu waschen, sich zu kämmen und seine Kleider einigermaßen in Ordnung zu bringen ehe er zu Tische geht. Die Zimmer, die Säle und Gänge des Gefängnisses sind breit und hoch, gut erhellt, gut gelüftet und gut gewärmt; es herrscht dort überall eine bis ins kleinste gehende Reinlichkeit, die man mit Freuden betrachtet. Während die Herren Sträflinge mit ihrer Toilette beschäftigt sind, richtet man ihnen ihr Mittagmahl zu, man wägt es, und trägt es ganz dampfend in wie Silber glänzenden Zinnnäpfen auf. Um 12 Uhr kommt jeder Gefangene mit seiner Bande an und erhält die für ihn bestimmte Ration. Drei Tage in der Woche besteht das Mittagsmahl aus einer Pinte mit Gerste, Reis, gelben Rüben und Zwiebeln gewürzter Suppe, die so nahrhaft ist, wie irgend eine derjenigen, die man auf der Tafel eines Gentleman sieht; fünf und eine halbe Unze im Ofen gekochten Fleisches, ohne Knochen; ein Pfund Kartoffeln; zehn Unzen Schmalzpudding. Dreimal in der Woche wird der Pudding durch sechs Unzen Brod ersetzt. Am Sonntag beträgt die Fleischportion sechs Unzen. Nachdem die Gefangenen ihren Napf erhalten, kehren sie in ihre Zelle zurück, wo man ihnen eine Stunde zum Essen läßt. Viele unter ihnen stellen sich dann als ob sie nicht die vorschriftsmäßige Nahrung erhalten hätten, und lassen sich von ihren Wächtern in die Küche begleiten, wo sie, den Satzungen des Gefängnisses gemäß, das Recht haben alles unter ihren Augen wägen und messen zu lassen. Indeß speisen nicht alle in ihren Zellen; einige essen in großen Sälen, in kleinen Gruppen zu acht oder zehn.

Dies sind hauptsächlich diejenigen Individuen, welche in ihrer dritten und vierten Periode sind, d. h. die zwei Drittheile oder drei Viertheile, nicht ihrer Strafe — denn die Verbrecher vollenden sie nie — sondern der Zeit durchgemacht haben, in der sie das Recht erlangen, ihr ticket of leave, oder ihren Urlaubschein, zu fordern. Das Vorrecht, gruppenweise zu essen, ist nicht das einzige, das sie genießen. Außer dem Mittagmahl, dessen Speiszettel wir so eben angeführt haben, erhalten die Gefangenen der dritten Periode am Sonntag zwei Unzen Käse mit drei Unzen Brod und einer halbe Pinte Bier. Die Gefangenen der vierten Periode nehmen an derselben Ergänzung Theil; sie haben ferner am Donnerstag nach dem Mittagessen Mellassepudding; am Donnerstag und Freitag im Ofen gekochtes Schaffleisch, statt Ochsenfleisches; am Sonntag und Montag im Ofen gekochtes Rindfleisch statt gesottenen Rindfleisches. Nach dem Mittagessen ist den Gefangenen, welche eingeschrieben sind, um den Gouverneur zu sehen, gestattet, nach der Reihenfolge ihrer Einschreibung, mit diesem ihrem Vorgesetzten zu sprechen. Sie haben ihn gewöhnlich um die Erlaubniß zu bitten, besondere Briefe schreiben zu dürfen, da der Verurtheilte gesetzlich nur einmal alle drei Monate Briefe schreiben und empfangen darf; allein diese Vorschrift ist eine rein nominelle und man wendet sie nie an. Die einen verlangen, bei den Schlosser- oder Töpferarbeiten verwendet zu werden; die andern wollen ihre Zelle wechseln, oder in diese oder jene Bande gestellt werden, wo sie Kameraden haben und gewöhnlich werden in neunzehn Fällen unter zwanzig ihre Wünsche erhört. Die Sträflinge spazieren im Hofe des Gefängnisses umher, bis der Gouverneur seine Audienzen beendigt hat. Um 1 Uhr hält man Schau über sie, und durchsucht sie sorgfältig, um zu sehen, ob sie nicht einen Theil ihres Mittagessens versteckt haben, um es bei den freien Arbeitern gegen Tabak auszutauschen. Ist man damit zu Ende, so führt man sie wieder in die Steinbrüche. Sie begeben sich daher von neuem an das Herausziehen und Behauen der Steine; allein, wie wir bereits gesagt, man treibt Spott, wenn man dies eine Zwangsarbeit nennt. Mit mehr Recht könnte man sagen, es sei eine Art, die Gefangenen während einer gewissen Zeit außerhalb des Gefängnisses zu halten und ihnen eine gesunde Leibesübung zu verschaffen, ohne die sie, bei der guten Kost, die sie jeden Tag haben, dem Krankwerden ausgesetzt sein würden. Der beste Beweis, daß diese Arbeit als kein Mühsal betrachtet wird, liegt darin, daß die Gefangenen selbst hinauszugehen verlangen. Trotz des Scheins, den sie sich geben, als ob sie arbeiteten, schwatzen, lachen, scherzen sie und wissen es so einzurichten, daß sie sich Tabak und andere durch die Gefängnißvorschriften verbotene kleine Genüsse verschaffen können. Ihre Zeit verstreicht so angenehm als möglich. Sie bleiben im Winter bis 4 Uhr, im Sommer bis 5½ Uhr draußen; dann führt man sie in's Gefängniß zurück, und wenn sie hier dem Abendgebet beigewohnt haben, nehmen sie das Abendessen in ihren Zellen zu sich. Dieses Abendessen besteht aus einer Pinte Grützensuppe und neun Unzen Brod für die Neuangekommenen; was die älteren Sträflinge betrifft, so können sie nach ihrer Wahl die Grützensuppe gegen dieselbe Quantität Thee vertauschen. Diese letzteren können überdies aus besonderer Vergünstigung in ihren Zellen auf-

Digitized by Google

bleiben und lesen bis um 9 Uhr, während die anderen sich um 8 Uhr zu Bette legen und ihre Lichter auslöschen müssen. Sämmtliche Gefangene stehen im Sommer um 5, im Winter um 5½ Uhr auf. Wenn sie sich gewaschen und ihre Zellen ausgekehrt haben, bringt man ihnen das Frühstück. Am Sonntag und an drei Tagen wöchentlich besteht dieses aus einer Pinte Thee und zwölf Unzen Brod; an den drei andern Tagen aus einer Pinte Cacao und derselben Quantität Brod. Bei dieser Mahlzeit allein macht man keinen Unterschied zwischen den neuen und alten Sträflingen — sie ist die gleiche für alle. Nach dem Frühstück begeben sich die Sträflinge in die Kapelle, dann führt man sie — im Sommer um 7 Uhr, im Winter um 7½ Uhr — in die Steinbrüche, wo sie bis zum Augenblick des Mittagsessens arbeiten. Wenn wir beifügen, daß jeder Gefangene, wie die Schüler, einen halben Tag wöchentlich Ferien hat, daß man ihn an diesem Tag ein Bad nehmen läßt und ihm die Haare schneidet, daß Samstag Nachmittags jede Arbeit um 4½ Uhr aufhört, daß die Gefangenen am Sonntag nach dem Gottesdienst im Hof herumspaziren oder in ihren Zellen bleiben und lesen können, so werden wir das Leben der Herren Sträflinge in Portland in seiner ganzen Entsetzlichkeit geschildert haben. Dennoch wäre dieses Gemälde nicht vollständig, wenn wir nicht sagten, daß in Portland zweierlei Verwaltungssysteme bestehen, dasjenige, von welchem wir soeben gesprochen, und das Anwendung findet auf die neun Zehntheile der zur sogenannten Zwangsarbeit verurtheilten Gefangenen, und dasjenige, welchem die Gefangenen unterworfen sind, die nur eine leichte Arbeit zu verrichten haben, oder vielmehr von jeder Art Arbeit entbunden sind. Dieses letztere System besteht darin, daß die Gefangenen viermal in der Woche zwölf Unzen Brod mit einer Pinte Thee zum Frühstück, sechs Unzen im Ofen gekochten Fleisches, ohne Knochen, ein Pfund gesottene Kartoffeln und sechs Unzen Brod zum Mittagmahl, und eine Pinte Grützensuppe und sechs Unzen Brod zum Abendessen bekommen. An den drei andern Tagen der Woche sind die Rationen noch besser. Das Frühstück besteht aus einer Pinte Cacao mit Milch und Zucker; das Mittagsmahl aus einer Pinte Suppe, 5 Unzen gesottenes Fleisch ohne Knochen, aus einem Pfund gesottener Kartoffeln und zehn Unzen Schmalz-Pudding. Nun noch ein Wort über die Verpflegung der Kranken. Wenn ein Sträfling von dem Arzt auf Krankenkost gesetzt wird, gibt man ihm natürlich Alles, was ihm der Arzt vorschreibt. Wird er durch Vermittlung mächtiger Freunde in die Krankenabtheilung gesetzt, dann erhält er alles, was er wünscht und ist auch von der Arbeit in den Steinbrüchen entbunden.

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 25. März. „Doktor und Friseur", Posse von Kaiser. „Doktor Kramperl", Posse von Gleich. — Zwei Doktoren, von denen uns jedoch keiner helfen konnte. Die erste Arbeit mehr abgeschmackt, die zweite mehr albern, vermag nur die wahrhaft rührende Einfalt der letztern, und auch dann nur, wenn Herr **Lang** sich darum bemüht, ein gewisses, halb erzwungenes Lachen zu erzeugen. Das Komische des Ganzen ist Hr. Lang mit seinem behäbigen Embonpoint, mit den klugen Aeuglein, und seinem stets wirksamen „Pfui Deibel". Es läßt sich darum auch sehr wenig darüber sagen, man muß selbst sehen, um begreifen zu können, und in Person da sein, um im Schweiße seines Angesichts — sich lustig zu machen. — Neben Hrn. Lang war noch Hr. **Denzin** (Horner) durch seine Ruhe und Frln. **Schmidt** (Betti) durch ihren höchst lobenswerthen Gesang bemerklich. Im Uebrigen — sind meine Taschen leer.

Freitag, 27. März. „Staberl's Reiseabenteuer in Frankfurt und München", Posse von C. Carl. — Dank sei es Herrn Ferd. **Lang**, aus der guten alten Schule, ist Hanswurst noch nicht gänzlich von der deutschen Bühne verbannt. Dieser „Staberl" ist nur noch als Bajazzo genießbar. Man muß es Hrn. Lang nachrühmen; er entfaltet eine Beweglichkeit der Zunge und der Gliedmaßen, gleich ergötzlich und für seine Jahre erstaunlich. Er entfaltet in dieser Partie eine Frische und Lebenswahrheit, welche ein Stück längst vergangener Zeiten mit vieler Treue veranschaulicht und somit nicht ganz ohne Interesse ist. Daß man aber aller Heiterkeit ungeachtet, zu keinem rechten Genusse kömmt, beweist eben, wie wir andere Menschen geworden und mit ihnen der Geschmack ein gänzlich veränderter, wohl auch besserer. Wir sind nicht mehr so unbefangen — aber auch nicht mehr so roh, wie früher — freuen wir uns dessen. Hr. Lang wurde viel belacht und schwach gerufen — aber die Leute kamen stets doch, ihn zu sehen — und das ist des Lobes mehr, als jedes Geschrei. Er kann zufrieden sein — wir sind es auch — denn wer den Staberl suchte, der fand ja den Hanswurst. Sapienti sat!

Anmerkung. Die Aufführung der Oper „Undine" waren wir zu besuchen verhindert und sind dadurch glücklicher Weise den Ausbrüchen eines Enthusiasmus entgangen, welchen wir weder theilen noch begreifen können. Da Samstag eine Wiederholung der Oper stattfindet, so werden wir über diese in nächster Nummer berichten.

Miscellen.

(**Römische Alterthümer.**) In Avenches (Aventicum) im Kanton Waadt, hat man unlängst bei Nachgrabungen interessante Alterthümer aufgefunden, so eine 200 Fuß lange Säulenhalle; die Sockel an den Säulen sind noch vorhanden und wohlbehalten. Ein feingearbeitetes Relief in der Halle stellt Romulus und Remus vor. Die Untersuchungen nach Pfahlbauten am Egelsee gehen fort.

(**Kostbarer Fund.**) Die Ausgrabungen in Pompeji förderten unlängst eine große Lampe aus reinem Golde, die ungefähr 33⅓ Unzen wiegt, zu Tage.

(**Geld auf der Straße.**) Als Kuriosum wird aus Linz mitgetheilt, daß in einer nicht besonders frequenten Gasse vor Kurzem ein Geldbetrag von 18,000 fl. und zwar in 18 Stück Tausender Noten, bloß mit einer Spange umzogen, gefunden worden ist, und sich bis zu dem Momente der Eigenthümer nicht gemeldet hat.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 26. Mittwoch den 1. April 1863.

Das neue Babel.

Eugen Pelletan's Werk „La nouvelle Babylone“ ist für den Bonapartismus ungefähr das, was die Satiren Juvenals für den römischen Cäsarismus waren. Wie Juvenal Rom, so schildert Pelletan Paris in seiner Sittenverderbniß, ohne direkte Angriffe auf die Staatsgewalt, aber mit allgemein verständlicher stillschweigender Beziehung auf den politischen Ursprung aller der furchtbaren Schäden, welche die Pariser Gesellschaft unter einer mehr als je prachtvollen Außenseite krebsartig zerfressen. Freilich hört die Aehnlichkeit damit auf. In der Manier ist Pelletan von Juvenal gänzlich verschieden. Statt der groben und ungeschlachten Hexameter des Römers gibt er seine französische Prosa, die neben dem Vielen, was sie geradezu sagt, noch manches zierlich und boshaft so versteckt, daß jedermann es durchklingen hört. Wenn Juvenal Feldsteine schleudert, so entsendet Pelletan scharfgespitzte buntfiedrige Pfeile.

Das Buch muß der französischen Regierung höchst unangenehm sein. Die Form ist so, daß der Staatsanwalt schwerlich etwas dagegen ausrichten kann; der Inhalt ist so hochverrätherisch wie möglich. Pelletan beschäftigt sich 300 und einige Druckseiten hindurch damit, dem herrschenden Systeme die ärgsten Versündigungen gegen das sittliche und leibliche Wohl des Volkes nachzuweisen, ohne ein einziges Mal mit dem Preßgesetze in Konflikt zu kommen.

Meisterhaft ist es z. B., wie er die Bauwuth des Bonapartismus geißelt, indem er sich die Miene gibt, die Regierung zu vertheidigen. Paris wird mit Aufwendung kolossaler Summen halb niedergerissen und neu aufgebaut, ohne ersichtliche, dringende Gründe, zum unermeßlichen Schaden zahlloser Einwohner, deren Miethen durch die unablässigen Demolirungen ganzer Straßen und Quartiere unerschwinglich gesteigert worden sind. Die Sache wird in dem Salon einer „Baronin aus der Kaiserzeit“ verhandelt, zuerst zwischen einem pensionirten General des ersten Napoleon und dem Verfasser, dann noch von einigen anderen Personen. Das Gespräch ist ein Muster des ironischen Styls. Hier ist es.

* * *

„Wo wohnen Sie jetzt, General?“ fragte die Baronin, wie sie zu anderen Zeiten gefragt haben würde: Wie geht es Ihnen? Denn seit der neuen babylonischen Völkerzerstreuung haben sich auch die Phrasen der Höflichkeit geändert.

„Auf der Straße, gnädige Frau.“

„Ein Vergehen gegen das Strafgesetzbuch.“

„Was soll ich machen, gnädige Frau? Mein Quartier wird abgebrochen. Ich wollte mir eine Wohnung im Nachbarviertel suchen, aber das fängt auch schon an abzubröckeln. Irgend ein Mauseloch werde ich wohl am Ende finden.“

Hier glaubte ich meine Anfrage anbringen zu dürfen. Ich sagte also: „Können Sie mir vielleicht erklären, weshalb man Paris niederreißt?“

Er blickte mich erstaunt an: „Na, ich denke, um es wieder aufzubauen.“

„Das hab' mir schon geahnt; aber weshalb will man es wieder aufbauen?“

„Der Herr ist vermuthlich nicht Militär?“ versetzte er.

„Hierauf muß ich antworten wie jener, den man für einen Abbé hielt: Ich habe nicht die Ehre.“

„Gut, so hören Sie, was ich Ihnen sagen will, und sehen Sie zu, wie Sie Ihren Nutzen daraus ziehen.“

Mit geheimnißvollem Wesen legte er seinen Schnurrbart an mein Ohr, als ob er mich mit einer Beichte beehren wolle.

„Man reißt Paris nieder, will ich Ihnen sagen, weil die Februar-Revolution bewiesen hat, daß keine anständige Regierung sich halten konnte in dieser Mördergrube von einer Million Seelen, in diesem Weichselzopf von Gassen, Gäßchen, Säcken und Galerien, wo mit einem Dutzend aufgethürmter Straßenpflaster und ebenso viel Blousen dahinter, die erste beste Rotte, die erste beste geheime Gesellschaft einen Tag, zwei Tage, ja wohl drei Tage lang die ganze Infanterie, die ganze Kavallerie, die ganze Artillerie, die ganze Gendarmerie der Besatzung von Paris lahm legen konnte. Das war eine Beleidigung für die Uniform, eine Unregelmäßigkeit, die nicht fortdauern durfte. Sie verstehen mich, nicht wahr?“ fügte er hinzu, nahm eine Prise Tabak und hielt mir die Dose hin.

„Gewiß verstehe ich Sie, aber ich habe noch keine Ahnung von dem, was Sie daraus schließen.“

„Eine Minute Geduld“, fuhr er fort. „Zu allen Zeiten hat die Staatsgewalt Paris als ihre vornehmste Gefahr angesehen. „Der Kopf ist zu dick für den Leib“, hat schon Ludwig XI. gesagt. Und da er diesen Kopf nicht wohl abhauen konnte, so brachte er seinen eigenen hinter dem Fallgitter von Plessis in Sicherheit. Heinrich III. hegte die nämliche Abneigung gegen seine Hauptstadt, und ich muß sagen, nicht ohne allen Grund; er erhielt von der Ligue einen regelrechten Abschied nebst einem Messerstich. Ein oder zwei Menschenalter weiter hat sodann die Fronde von neuem be-

Digitized by Google

stätigt, daß Pariser Laune und Regierung sich schlecht vertragen; als daher Ludwig XIV. dem Lande eine neue Auflage des asiatischen Despotismus schenken wollte, verlegte er seinen Wohnsitz nach Versailles, dem besten militärischen Punkt, den die Strategie vor den Thoren von Paris aussuchen konnte, denn ihn deckt in erster Linie die Seine, in zweiter Linie die Anhöhen von Saint-Cloud und Meudon. Ein Aufruhr kann auf Versailles nur durch den Engpaß von Sèvres marschiren, wo eine Kompagnie Infanterie eine ganze Armee erdrücken könnte. Ludwig XIV. machte daher Versailles zum befestigten Lager der Monarchie; er hatte aber Witz genug, dasselbe als Palast zu verkleiden. Er richtete dort sogar ein Serail ein, um die Besatzung aufzuheitern. Sie folgen doch meinem Gedankengange?"

„Ich höre zu. Aber noch eine Prise, um die Aufmerksamkeit wach zu halten."

Er reichte mir die Dose, die das Bildniß des ersten Kaisers auszeichnete.

„Zuhören ist nicht genug", fuhr er fort, „Sie müssen mich auch verstehen. Nach dem Tode Ludwigs XIV. war es der Herzog von Bourbon, der Premierminister eines Königs in Kinderschuhen, dem die immer wachsende Wassersucht der Stadt Paris bange machte. Ihre Bevölkerung hatte sich verdoppelt, der Umfang zusehends erweitert durch den Zauberstab des Schotten Law. Der Herzog von Bourbon erließ ein Edikt, um den Bau neuer Häuser zu verhüten und nöthigenfalls die Vorstädte zu beschneiden. Unser Zeitalter hat dies Edikt verachtet, wenn die Monarchie es aber buchstäblich ausgeführt hätte, säße sie vielleicht noch auf dem Throne. Der Herzog von Bourbon starb. Das Scepter verfiel der Kunkel. Unter der Herrschaft der Frau v. Pompadour beauftragte eine Polizeiverordnung die Schützenkompagnien, alle kleinen Vagabunden, welche die Straße beengten und bettelten, aufzugreifen und nach dem Mississippi zu transportiren. Die Schützen benutzten die Gelegenheit, um Bürgerkinder zu kapern und von den Eltern Lösegeld zu erpressen. Oder sie erhoben auch ihren Tribut in natura, von den jungen Mädchen nämlich, und um Geschwätz zu vermeiden, schnitten sie hernach die Körper in Stücke und warfen sie in's Wasser. Hierauf brach in Paris ein Aufruhr aus, durch die Schuld der Mütter natürlich. Man hatte ihnen gesagt, der König gieße jeden Morgen Kinderblut in seine Badewanne, um sich von den Folgen übertriebener Schlaflosigkeit zu erholen, und nun kamen sanfte Mützenfabrikantinnen, zärtliche Hutmacherinnen mit dem Bratspieß in der Faust, um ihre Sprößlinge den Krallen der Schützen zu entreißen. Dies war allerdings nichts als ein Strohfeuer, aber der Minister d'Argenson verstand den Wink: er löste die Scharwache, was eine Art Bürgerwehr war, auf, oder vielmehr er reorganisirte sie auf dem Fuße der Maréchaussée. Sodann vertheilte er in den verschiedenen Stadtvierteln, um ihnen das Gebiß anzulegen, ein halb Dutzend Kasernen, und das Gebiß war so gut, daß sie seitdem sich nicht wieder gemuckst haben."

„Auch nicht während der Revolution?" fragte ich mit einem Lächeln über diese kleine geschichtliche Unrichtigkeit.

„Den Einwurf wollte ich selbst machen", versetzte er lebhaft, „und ich wollte ihn auch beantworten. Da Sie mir aber vorbeilaufen, so will ich Ihnen gleich einräumen, daß i. J. 1789 die in Paris kasernirten Truppen beim ersten Flintenschuß zum Volke übergingen, weil die adeligen Offiziere, und Offiziere blos weil adelig, andere Ansichten, ich will sagen andere Interessen hatten als die Sergeanten, die keine Ahnen hatten und zu lebenslänglichen Wollentressen verurtheilt waren. Darum liefen die königlichen Garden Arm in Arm mit den Männern der Vorstädte hin und kanonirten gegen die Mauern der Bastille. Heutzutage hat aber das Prinzip der Gleichheit, Gott sei Dank, den Marschallstab in die Patrontasche gesteckt und die Harmonie zwischen Wollentressen und Epauletten hergestellt. Nach dem 18. Brumaire sah Napoleon die Nothwendigkeit ein, die Staatsgewalt auf ein anderes Blatt zu schreiben, außer Bereich der Aufstände zu bringen, meine ich. Er fegte den Carousselplatz rein, öffnete die Rivolistraße, errichtete am Eingang einen Waffenplatz, worin ein Bataillon sicher vor den Flintenkugeln wohnen konnte, und er hütete sich sorgfältig, der Rochuskirche gegenüber eine Straße durchzubrechen, so verlockend die Aussicht gewesen wäre, denn im Vendémiaire hatte er die Rochuskirche als ein vorgeschobenes Werk des Aufstandes gegen die Tuilerien kennen lernen. Außerdem baute er auf dem Quai d'Orsay die Kaserne, welche das linke Ufer beherrscht und im Nothfalle das Palais Royal vertheidigt. Mit einem Worte, er ersann ein vollständiges Vertheidigungssystem und was er den Palast des Königs von Rom nannte, war in Wirklichkeit nichts anders als eine Citadelle auf der Anhöhe von Chaillot. Muß ich Ihnen meine Tabaksdose noch einmal öffnen?"

„Ich begreife, daß Sie mir eine geschichtliche Vorlesung halten, aber ich warte immer noch auf die Schlußfolgerung."

„Geduld. Hier ist sie. Gegen das Ende der Restauration nahm Graf Clermont-Tonnerre den Gedanken Napoleons wieder auf. Er erstattete Karl X. einen Bericht, der die Dringlichkeit nachwies, Paris mit Bastillen einzufassen. Gerade als er sprechen wollte, schnitt die Julirevolution ihm die Rede mitten entzwei und die eine Hälfte eignete Louis Philipp sich an. Er legte Paris das Camisol der Umfassungswerke an, und jenseits der Umfassungswerke ließ er einen Aussatz von detachirten Forts hervorbrechen; im Innern der Stadt säete er rechts und links Wachthäuser mit Zinnen und Schießscharten; dem Marschall Gerard inspirirte er den unfehlbaren strategischen Plan, welcher den Aufruhr einfangen mußte wie in einer Marderfalle. Nun wohl! Die Erfahrung hat gelehrt, daß Alles nicht ausreichte, weder d'Argenson's Kasernen noch Bonaparte's Waffenplätze, noch die detachirten Bastillen, noch der strategische Plan des Marschalls Gerard. Die jetzige Regierung ist auf den klugen Einfall gekommen, das erste Vertheidigungssystem zu vervollständigen, sie hat die Rivolistraße bis zur Straße Saint-Antoine verlängert; sie hat die undurchsichtigen, compacten Stadtviertel Saint-Denis und Saint-Martin gelichtet; sie hat dies Hauptquartier aller Aufstände in fünf bis sechs Stücke zerhauen, die man jetzt mit Kavallerie und Artillerie umfassen oder umgehen kann; sie hat das Stadthaus abgelöst und durch eine Kaserne gedeckt, welche die Rivolistraße und den Quai zugleich beherrscht; sie hat am Ende der Centralhallen ein Blockhaus aus Bruchsteinen erbaut, das die Spitzen von St. Eustache überwacht; sie hat am Eingange des Faubourg du Temple die monumentale Prinz-Eugen-Kaserne errichtet; sie hat die Waffenplätze des Louvre und des Carroussel fertig gemacht. Gegenwärtig würde man diese Stellung nur mit Kanonen nehmen können. Kanonen sind aber Instrumente, die der Aufruhr in den Waffenläden nicht vorfindet. Sehen Sie, deshalb hat man Paris niedergerissen. Man wollte Paris zum verschanzten Lager und das Louvre zum

Digitized by Google

Festungsviereck machen; damit und mit der Kaisergarde als Besatzung kann das Prinzip der Autorität ruhig schlafen. Der ruhige Bürger wird nicht mehr sehen, daß Männer in Kattunschürzen, den Kleistertopf in der Hand, die Mauern mit ihrem Pinsel beklecksen und ernsthaft die Ankündigung einer neuen Regierung an die Straßenecken kleben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Neue Forst.

(Eu.) Obgleich die Zeit etwas sehr Bestimmtes ist, gibt es doch kaum relativere Begriffe, als die beiden: alt und neu. Ein Falke, der seine dreihundert Jährchen auf dem Schnabel hat (es soll solche Thiere geben), wird einem achtzigjährigen Menschen kein ehrwürdiges Alter zuerkennen, und könnten unsere Steinkohlenflötze sprechen, so würden sie unsere Bezeichnungen „graue Vorzeit, uralte Tage u. s. w." für eitel Phrase und Prahlerei erklären. So ist auch der Neue Forst nur in dem Sinne neu, daß er weit ältere Vorgänger hat, aber eigentlich ist er ein sehr alter Knabe, ja der einzige aller englischen Wälder, der von den Zeiten weiß, in denen noch das Hüfthorn tönte, der Falke auf Reiher stieß, der Pfeil vom Bogen schnellte und der Eber nicht der fernhintreffenden Büchse, sondern dem Jagdspeer erlag. Die übrigen alten Wälder Charnwood, Shakespeare's Arden, Robin Hood's Sherwood, sind verschwunden, Wychwood hat sich in einen Park verwandeln lassen müssen und ist für Niemand mehr zugänglich, aber der neue Forst bietet wenn auch in engeren Grenzen, immer noch denselben Anblick dar, wie in den Tagen Wilhelms des Eroberers.

Die Südgrenze des Neuen Forstes ist der Solent, die Meerstraße zwischen der Küste von Hampshire und der Insel Wight. Ein Punkt, der seinen alten Namen Eagle Hurst (Adlerhorst) bewahrt hat, gewährt den schönsten Ueberblick über den Solent und sein ungestümes Wellenspiel. Im Osten reicht der Blick bis zum Hafen von Portsmouth mit seinem Mastenwalde, im Süden, gegen Spithead, zeigt sich eine lange Linie ankernder Kriegsschiffe, und rings um die Buchten der beiden Cowes bewegen sich Flotten von Yachten. In der engen Straße eilen Dampfboote hin, lange Rauchlinien durch die Luft ziehend, und gegenüber erheben sich die schönen Berge der Insel Wight. Manches Dichterauge hat auf diesem Schauspiel geruht und sich an den Schönheiten des Neuen Waldes erquickt. Innerhalb seines Umkreises, in Burton, lebte Southey mit seinem Freunde Charles Lloyd und besang das liebliche Thal in den schönsten seiner Verse. In Mudeford verbrachte Coleridge genußreiche Monate, und in demselben Orte schrieb Walter Scott, dem ein anderer Dichter, Stewart Rose, in seinem Schlosse Gundimore Gastfreundschaft gewährte, sein Gedicht Marmion.

Was der Dichter so gerne aufsucht, Wildniß und Einsamkeit, ist in dem großen Walde überall zu finden. Tausendjährige Eichen verschränken ihre Aeste und Zweige stundenweit über kurzem Rasen und bilden jene geheimnißvollen Baumgänge der Natur, in welche die Sonne die prächtigsten Lichter wirft. Die Buchengruppen des Neuen Forstes sind die schönsten in ganz England. Ausgedehnte Haiden und Moore schmücken sich beim Beginn des Frühlings mit goldgelbem Ginster, im Herbste aber mit den Purpurblüthen des Haidekrautes und mit den grünbraunen Wedeln des Farnkrautes. Mehrere Flüsse und Bäche bilden schweigende Seen oder hüpfen murmelnd durch die Steine, durch den Rasen. Nur hin und wieder sieht man Streifen bebauter Felder oder wird durch Rauch überrascht, den ein unsichtbares Gebäude über die Bäume emporwirbeln läßt. Unter den Bauten des Waldes sind manche, die ein künstlerisches oder auch ein geschichtliches Interesse haben. Die Prioreikirche von Christchurch, vielleicht das merkwürdigste aller Denkmale im normannischen Styl, wurde von Flambard, dem bösen Rathgeber Wilhelm des Rothen, erbaut. In dem romanischen Kloster Romsey erhielt Editha, „die gute Maud" der Volkssage, die „gottseligste Königin" der Chronisten ihre Erziehung. God's House, das an Sir Bevis, seine Frau Josyanna die Strahlende und sein Roß Arundel erinnert, war der Hafen der römischen Triremen und nahm später die Galeeren Venedigs und Bayonne's auf. Selbst manche Dorfkirche erweckt durch ihren normannischen Styl die Theilnahme der Künstler, und der Alterthumsforscher kann eine reiche Ernte an römischem Geschirr und keltischen und westsächsischen Waffen halten.

Der Name des Neuen Forstes entstand im Jahre 1079, als Wilhelm der Eroberer den Wald einforstete. Alle Geschichtsschreiber von Turner und Lingard bis auf die neuesten Kompilatoren haben die Beraubung der alten Eigenthümer, die in dieser Erklärung des Neuen Forstes für ein königliches Jagdgebiet lag, als die schmählichste Tyrannei bezeichnet, deren ein englischer König sich jemals schuldig gemacht habe, und selbst Lappenberg erzählt, daß König Wilhelm die im Walde liegenden Kirchen und Dörfer schonungslos habe niederbrennen lassen, damit das Wild von Niemand gestört werde. Daß die Grausamkeit nicht so weit getrieben wurde, beweisen die alten Kirchen und Dörfer, die noch heute im Waldgebiete stehen. Ungleich tyrannischer als der Eroberer war sein Sohn Wilhelm der Rothe, der denn auch im Neuen Forste von seinem Schicksal ereilt wurde.

William von Malmesbury erzählt die Geschichte so. Am Abend des 1. August 1100 ging der König in der gewöhnlichen Stunde zur Ruhe und wurde mitten in der Nacht durch eine furchtbare Vision geweckt. Er träumte, daß man ihm zur Ader lasse und der Blutstrahl so stark und so hoch gegen Himmel springe, daß er die Sonne verdunkle. Seine Diener, die ihn die Jungfrau anrufen hörten, stürzten mit Lichtern in das Zimmer und blieben die Nacht über bei ihm. Der Morgen dämmerte, als Robert Fitz Hammon, sein vertrauter Freund, eintrat und ihm einen anderen Traum erzählte, den ein fremder Mönch gehabt hatte. Dieser Mann war selbst an den Hof gekommen, um den König zu warnen. Er hatte im Schlafe gesehen, wie der König in eine Kirche trat und ein Cruzifix angriff und zerstörte. Eine Zeitlang ertrug das Bild die Beleidigung, aber mit einem Male schlug es nach dem König. Er fiel und aus seinem Munde drangen, das Licht der Sterne verlöschend, Flammen und Rauch. Der Muth des Königs war jetzt zurückgekehrt. Er lachte und sagte: „Er ist ein Mönch und träumt wie alle Mönche für Geld. Hier sind hundert Schilling für ihn." Dennoch hatten die beiden Träume die Wirkung, daß er nachdenklich wurde. Bei Tische trank er mehr wie gewöhnlich. Dadurch wurde er wieder heiter und lachte über die Visionen. Trotz der Warnungen, die sie ihm ertheilt hatten, beschloß er zu jagen. Als er sich dazu vorbereitete, brachte ihm sein Waffenschmied sechs neue Pfeile. Zwei auswählend, gab er sie Walter Tiril, Lord von Poix und Pontoise, der eben aus der Normandie gekommen war, und sagte: „Dem besten Schützen die besten Pfeile." Die kleine

Digitized by Google

Jagdgesellschaft bestand aus dem König, seinem Bruder Heinrich, Wilhelm v. Breteuil, Walter Tiril und Fitz Hamon. Als man den Hof verließ, langte ein Mönch aus St. Peters Abtei zu Gloucester an. Er war mit einem Briefe des Abtes Serlo an den König beauftragt. In dem Schreiben stand, ein Mönch jener Abtei habe geträumt, er sehe den Heiland und alle Seligen des Himmels rund um den Thron Gottes stehen. Dann kam auch die Jungfrau, ganz in Licht gekleidet, warf sich ihrem Sohn zu Füßen und bat ihn bei seinem kostbaren Blut und seinen Leiden am Kreuz, sich der Engländer zu erbarmen. Da er der Richter aller Menschen und der Züchtiger jeder Schandthat sei, so möge er auch den König bestrafen. Der Heiland antwortete ihr: „Habe Geduld und warte. Der Schuldige wird zur rechten Zeit seinen Lohn erhalten". Der König las den Brief und lachte. „Denkt Serlo", sagte er, „daß ich an die Visionen jedes schnarchenden Mönches glauben werde? Hält er mich für einen Engländer (Sachsen), der auf die Träume jedes alten Weibes Gewicht legt?"

Damit eilte er in den Wald, der noch sein volles dunkelgrünes Sommerlaub trug. Er jagte den ganzen Nachmittag. Als die Sonne unterging, waren Wilhelm der Rothe und Tiril allein. Ein Hirsch brach aus dem Dickicht, der König schoß und verwundete das Thier. Es sprang im vollen Lichte der am Horizont verschwindenden Sonne davon. Der König sah ihm nach, indem er seine Augen mit der Hand beschattete und in diesem Augenblicke zeigte sich ein zweiter Hirsch. Dieses Mal schoß Tiril und sein Pfeil traf den König mitten in die Brust. Der Rothe fiel, ohne ein Wort zu sprechen und ohne zu stöhnen, doch suchte er den Pfeil aus der Wunde zu ziehen, zerbrach ihn aber in der Hand. Ein armer Kohlenbrenner hob ihn auf, und auf seinem Wagen starb der König, den ganzen Weg mit seinem Blute färbend. Alle seine Begleiter hatten ihn verlassen. Tiril warf sich zuerst auf's Pferd, und sprengte im vollen Laufe davon. Prinz Heinrich ritt nach Winchester, die Uebrigen begaben sich in ihre Schlösser. Der Leichnam des Königs, um den kein Mensch weinte, ruht im Dom zu Winchester, die Stelle in der Schlucht von Canterton, wo er gefallen ist, bezeichnet ein Stein, über den man in neuester Zeit ein abscheuliches Gehäuse von Gußeisen gestellt hat.

Die drei Träume sind den Mönchen, welche uns diese Geschichte erzählen, noch nicht hinreichend erschienen, den wahren Hergang in eine mystische Wolke zu hüllen. Auch Prophezeiungen mischen sie ein. In Lyons sagt ein junger Mensch voraus, daß der König sterben werde, drüben in Frankreich weiß der Abt von Cluny, daß dem Rothen eine baldige Berufung vor Gottes Gericht bevorstehe, und in Shrewsbury predigt am Peterstage, genau einen Tag vor dem Ereignisse, Abt Fulchered: „Der Bogen der Rache Gottes ist gegen den Gottlosen gespannt. Der Pfeil, der ihn treffen soll, ist bereits aus dem Köcher gezogen". Der Tod des Rothen soll als ein Gottesgericht erscheinen, denn der Pfeil hatte ihn zufällig, von einer Eiche abspringend, getroffen. König Wilhelm ist aber ermordet worden. Engländer und Normannen, Geistliche und Weltliche haßten ihn gleich sehr, weil er Unrecht auf Unrecht, Verbrechen auf Verbrechen häufte. Es hatte sich eine Verschwörung von Prälaten und Baronen gegen ihn gebildet, und diese Verschwörer, die ihm ans Leben wollten, konnten leicht prophezeien, daß er bald sterben werde. Uebrigens starben bald nach ihm zwei seiner Verwandten im Neuen Forst auch zufällig gleich ihm auf der Jagd. Sein Bruder Richard wurde durch einen „verpesteten Lufthauch", sein Neffe Richard durch Baumzweige, die sich um seinen Hals schlangen, getödtet. Sonderbare Todesfälle, die drei normännische Prinzen nach einander gerade in dem Walde trafen, wo sie die volle Härte ihrer Jagdgesetze geltend gemacht hatten!

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Samstag, 28. März. „Undine," romantische Zauberoper von A. Lorzing. Der beliebte Meister bewegte sich hier auf einem Gebiete, worin er offenbar sich nicht heimisch fühlte. Dieser Musik fehlt die Ursprünglichkeit der Empfindung; nur der komische Theil, namentlich das Lied, verräth Lorzing's schönes Talent. Fouqué's hübsches Märchen gab eine passende Grundlage, ist aber für den Rahmen der Oper noch zu breit. Der Total-Eindruck des Ganzen ist also ermüdend, namentlich wenn die Aufführung so schleppend ist, wie die heutige war. Keine Nummer vermochte uns eigentlich zu erwärmen, wie auch keine Oper der jüngsten Zeit den Mangel an frischen, wohllautenden Stimmen so empfinden ließ, als gerade die heutige. Da mit dieser Oper der Schluß gemacht ist, so unterlassen wir eine eingehende Kritik und wollen nur noch der Wirksamkeit der Oper im Allgemeinen gedenken. Es erstreckte sich dieselbe über 62 Abende, welche von 18 Komponisten, 29 Werke brachten. Neu waren: „Lalla-Rookh" von Felicien David, „das Glöcklein des Eremiten" von Aimée Maillart und die Operette: „Fortunio's Lied" von Jacques Offenbach. Gäste hatten wir drei: HH. Carrion, Kindermann und Young. — Da sich die Wiederholungen sehr rasch folgten, die Opern selbst meistens den gewöhnlichen Repertoire-Stücken angehörten, da die Gastspiele nicht von unbedingter Bedeutung und die Aufführungen überhaupt nicht gerade glänzend waren, so ist der Genuß, welchen wir im Ganzen gefunden, nur sehr relativ und enteilen wir daher der Gesammtbetrachtung dessen, was wir im Einzelnen mit Treue und Beharrlichkeit begleitet haben. Im Wesentlichen würden wir durch eine Revue sicherlich wieder zu denselben Resultaten gelangen.

Sonntag, 29. März. Konzert zum Besten des Chor-Personals. — Der Zweck heiligt die Mittel. Aus diesem Grunde wollen wir auch von dem höchst unmelodischen Geschrei, welches die reizenden Kompositionen eines Mendelsohn und Schuhmann vorstellen sollte, möglichst schweigen und die bitteren Bemerkungen, welche wir daran zu knüpfen hätten, wenn auch ungern, unterdrücken. Einiges Licht in diese musikalische Finsterniß brachte Herr Ueberhorst durch den geschickten Vortrag des „Deserteur" von Hackel. Herr Schelper sang ein Lied von Kücken, mit Stimme aber ohne Kultur. Den Schluß bildete Mehul's klassische Musik aus: „Joseph und seine Brüder", welche Aufführung jedoch die Spuren der Frühreife allzu merklich zeigte und sohin ebenfalls nicht geeignet war, sonderlichen Genuß zu bieten. Einige Momente des Herrn Levinsky waren nicht übel. Das Bemerkenswertheste des Abends war der schöne Kranz, mit welchem der Pult des Hrn. Kapellmeisters geziert war und die wirklich erstaunliche Liebenswürdigkeit des Publikums! —t—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 27. Sonntag den 5. April 1863.

Das neue Babel.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten nahm der General seinen Hut. „Guten Abend, mein Herr.“ Er ging, ehe ich ein Wort erwidern konnte. Im Grund half er mir aus der Verlegenheit; ich hätte doch nichts zu antworten gewußt, denn seine Erklärung hatte ja gar keinen Menschenverstand. Ich hatte sie auch sonst schon gehört und mitleidig belächelt. Wie kann man auch glauben, daß eine Regierung, die Alles auf ihrer Seite hat, Wahlurne, Presse, Kaisergarde, sich noch nach weiteren Bürgschaften vermittelst Schiebkarren voll Erde und Haufen von Bruchsteinen umsehen wird. Das ist doch muthwillige Verläumdung, und die Verläumdung ist mir persönlich zuwider.

Während ich so gesenkten Hauptes innerhalb meines Halstuches über die Unsicherheit des menschlichen Urtheiles nachdachte, fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Es war die Hand eines jungen Mannes, der als Dritter dem Gespräche zugehört, aber selbst nichts gesagt hatte.

„Sie fragen, weshalb man Paris umbaut“, hob er an. „Ich glaube Ihnen über diesen Punkt die Wahrheit sagen zu können; denn der gute General, unter uns, faselte eben; und ich muß Sie bitten, seine Ansichten in den Papierkorb zu werfen.“

Der junge Mann trug einen Zwickelbart am Kinn und einen Funken im Knopfloch. Nach seinem Aeußern hielt ich ihn für einen Kavallerielieutenant auf Urlaub; ich erfuhr aber später, daß er in Athen unter einer Treppe gewühlt, dort eine halbe Stufe entdeckt und hierdurch sich irgend einen brasilianischen Orden verdient habe.

„Sie haben eben den General angehört. Er ist ein tapferer Mann, und ein Jeder urtheilt nach den Gesichtspunkten seines Berufs, z. B. wenn ein Offizier des Generalstabs durch eine schöne Landschaft fährt, so bewundert er nicht die malerischen Linien und Farben, sondern er denkt, wie man dort auf die Anhöhe eine Batterie pflanzen und hier in der Ebene die Kavallerie chargiren lassen könnte. Ich kenne den Hrn. Seinepräfekten nicht, aber so viel kann ich versichern, er hat, als er halb Paris niederriß, nicht daran gedacht, die Regierung zu verbarrikadiren. Barrikaden? Gegen wen denn? Gegen das Volk? Aber die Regierung behauptet ja, daß sie durch eine Abstimmungsoperation das menschgewordene Volk selber ist. Nach der Annahme des Generals bewaffnet sie sich also gegen sich selbst. Kann man solchen Blödsinn glauben? Meinen Sie, die Regierung wäre so ungeschickt und schriebe in Quadersteinen: Ich fürchte mich vor meinem Schatten? Nein, mein Herr, als der Präfekt in Paris das Oberste zu unterst kehrte, leitete ihn nicht die Angst vor einem Hirngespinnst, sondern eine Eingebung des Genies! Sein Herz war modern genug, um zu fühlen, daß eine demokratische Staatsgewalt, das Erzeugniß der allgemeinen Urne, sich der arbeitenden Klasse anzunehmen, ihr Brod zu geben hat. Und wie soll sie ihr Brod geben? Von Hand zu Hand, wie einem Bettler oder meinetwegen wie einem Römer der Kaiserzeit? Ganz gewiß nicht, sondern in Form der Arbeit, der Arbeit, welche das erste Menschenrecht, das Recht zu leben ist.“

„Aber das ist ja das Recht auf Arbeit?“ bemerkte ich.

„Richtig“, versetzte er, „Sie fangen an, mich zu verstehen.“

„Aber das ist ja der erste Artikel des Sozialismus.“

„Sozialismus von oben, nicht von unten; bitte, beachten Sie den Unterschied.“

„Es ist einfach die Auferstehung der Nationalwerkstätten.“

„Sehr wahr, aber eine intelligente Auferstehung. Die Februarrevolution wollte der arbeitenden Klasse durch Wohlthätigkeit helfen. Um aber das Schamgefühl zu schonen, um dem Almosen den Schein des Tagelohns zu geben, erfand sie eine Scheinarbeit. Sie nahm ohne Unterschied Juweliere, Goldarbeiter, Schneider, Schriftsetzer, Sattler, Uhrmacher, und ließ sie das Marsfeld umgraben und die Erde erst wegkarren und dann wieder zurückkarren, eine Arbeit, deren hoher Nutzen den Leuten so einleuchtete, daß sie bei der zweiten Karrung ihr Pfeifchen anzündeten und ihr Journal lasen — alles auf Staatskosten. Die kaiserliche Regierung dagegen, anstatt das Budget auszugeben, um auf einem öffentlichen Platze Erde spazieren fahren zu lassen, verwendet das Geld um Paris neu aufzubauen, um das Baugewerk zu begünstigen, das Baugewerk, verstehen Sie, die Mutterindustrie, die Industrie aller Industrien, die allen Gewerken zugleich den Anstoß gibt, Steinbrechern, Maurern, Ziegelbrennern, Zimmerleuten, Dachdeckern, Bleigießern, Tischlern, Gypsern, Schlossern, Glasern, Malern, Vergoldern, Bildhauern, Tapezierern ꝛc. Durch die Fürsorge der Regierung empfangen hunderttausend Arbeiter, hunderttausend Wähler regelmäßig an jedem Sonnabend ihre Besoldung und preisen von Sonntag bis Montag die Vorsehung und was das Beste ist, alle Welt steht sich gut bei dem Geschäfte. Der Arbeiter, wie gesagt, hat davon sein Auskommen; der Meister seinen Verdienst; der Spekulant seine Dividende; die Bevölkerung prachtvolle Aussichten; die Wärterin den schattigen Square; die Regierung

Digitized by Google

eine Bürgschaft der Ruhe; denn wenn das Volk arbeitet, so ißt es zu Mittag, und wenn es satt ist, so denkt es vernünftig; die Verdauung ist konservativ gesinnt! Nur der fastende Gedanke träumt von Umsturz."

„Aber Sie vergessen in Ihrer Erzählung den Miethsmann", bemerkte ich.

„Den Miethsmann?" versetzte er halblächelnd. „Was liegt daran? Er kann zu Besten des Staates wohl etwas mehr Miethe zahlen, oder wenn die Wohnungen gar zu theuer würden, so könnte der Staat schließlich ihm ja zu Hilfe kommen."

„Und womit?"

„Mit einer Miethtaxe."

„Sprechen Sie leiser mein Herr. Wenn Sie in diesem Tone fortfahren, fällt am Ende das Dach dieses Hauses ein."

„Ich fürchte mich nicht vor einer Idee. Neulich nannte ein Journal diese Idee eine Inspiration des Sozialismus. Warum nicht lieber das ancien régime? Dadurch würde der alten Monarchie ein Ruhm mehr zurückgegeben, denn die alte Monarchie war die erste, die den Miethpreis tarifirte. Sie wissen vielleicht, daß Ludwig XV. in Versailles residirte; wissen Sie aber auch, wie viele Edelleute er dort zum Hofdienste beisammen hatte? Dreitausend, mein Herr, alle von guter Familie, alle in Livrée, vom fürstlichen oder herzoglichen Garderobier und Mundschenken, der Seiner Majestät das Hemd reichte oder ihm einschenkte, die Serviette über die Schulter, bis herunter zu dem Kavalier, der des Königs Affen trug, und dem Hofbratenmeister, der mit dem Degen an der Seite den Bratspieß überwachte. Das nannte man den Hof, und das Alles wohnte im Schlosse. Aber neben diesem innern Hofe gab es noch einen zweiten äußern Hof, welcher, ohne gerade Kost und Amt im Schlosse zu haben, nach irgend einer Gunst strebte, seine Kandidaturen dem Monarchen vor Augen im Bereiche seines Lächelns hielt, und die Hand durch's Gitter streckte, bis auch an ihn die Reihe kam, das Heu aus der Raufe zu ziehen. Dieser Betteladel strömte in immer helleren Haufen nach Versailles, und bewirkte dadurch natürlich ein Steigen der Miethen. Was that nun Ludwig XV. in seiner Weisheit? Er kassirte oder ermäßigte auf eigene Hand die abgeschlossenen Miethen. Welche Unmöglichkeit hindert diese Verordnung wieder in's Leben zu rufen?"

„Die nämliche Unmöglichkeit, welche es findet, obrigkeitlich zu verordnen, daß ein Zwanzigfrankenstück vierzig gelten soll; aber darum handelt es sich gar nicht. Sie behaupten, um die arbeitende Klasse nicht zur Ruhe kommen zu lassen, wolle die Regierung Paris neu herstellen und gleichsam zu einer ungeheuren Nationalwerkstätte machen. Verstehe ich Sie recht, so wäre dies nichts als ein neuer Sicherheitsdienst, den sie antreten wollte. Dann erlauben Sie mir aber die Bemerkung, daß Sie auch von dem Gesichtspunkte Ihres Berufes aus urtheilen."

„Ich habe keinen Beruf; ich reise zu meiner Belehrung."

„Meinetwegen denn vom Gesichtspunkte ihrer Ansichten aus. Aber ich bitte Sie, weil Sie sich zum Socialismus bekennen, weil Sie das Recht auf Arbeit predigen, weil Sie den Staat als Faktotum einer Nation ansehen, weil Sie wollen, wünschen und schon glauben, der Staat sei Bauunternehmer, der Staat Mauermann, der Staat Kalkrührer, der Staat Anstreicher und Gott weiß was noch sonst, deshalb können sie im Ernste annehmen, die gegenwärtige Regierung habe, halb aus Gründen der Wohlthätigkeit, halb aus Rücksichten der Sicherheit die Hauptstadt Frankreichs zum Zwangsverkauf gebracht? Aber dann handelt sie ja gegen ihre eigenen Wünsche, dann fordert sie ja gerade die Gefahr heraus, die sie beseitigen will. Denn mit einer übermäßigen Entwicklung der Bauunternehmungen entwickelt sich ja gleichmäßig die unstäte Bevölkerung, die beim Bauen beschäftigt wird. Wenn diese Klasse früher 50,000 Köpfe zählte, so mag sie jetzt 100.000 zählen, so würde sie nach Ihrem System bald 200,000 zählen. Und was würde dann die Regierung in Wahrheit bewirkt haben? Folgen Sie doch einmal ihrer eigenen Hypothese ganz bis an's Ende. Sie hätte das flache Land, dem es schon jetzt an Menschen fehlt, noch mehr entvölkert, sie hätte dem Pfluge abermals hunderttausend Arme entführt; sie hätte friedliche Landleute, welche auf der tugendhaften Haide, unter dem sanften Rauschen des Kastanienbaumes, im Frieden der Idylle, in der Furcht des Flurschützen aufwuchsen, — diese hätte sie in Pariser Maurergesellen, in Pariser Blousenmänner verwandelt, sie versetzt in den Brennpunkt aller Lehren des Ungehorsams und der Auflehnung. Sie hätte mit diesen von ihr selbst herbeigezogenen Proletariern die stillschweigende Uebereinkunft getroffen, immer von neuem für Arbeit zu sorgen, folglich Paris immer von neuem niederzureißen und wieder aufzubauen, die Geschichte der Penelope mit der Maurerkelle zu wiederholen. Am Ende kann aber das Abreißen und Aufbauen nicht in alle Ewigkeit fortdauern. Wenn das Baufieber aufhört, wohin, nach welchen fernen Gestaden will man dann die zweihunderttausend unbeschäftigten Arbeiter abfließen lassen? Will man sie heimschicken in die Schatten ihres Dorfes, in die Stille ihrer ländlichen Heimath, kraft jenes Dekretes, welches der Polizei die Befugniß ertheilt, das Pariser Straßenpflaster zu säubern? Aber die Arbeiter haben den Pflug verlernt; was sollen sie im Dorfe machen? Vor Elend umkommen. Oder will die Regierung diesen brodlosen Massen einfach die Thür weisen? Der erste Funke, der in diesen brennbaren Rohstoff der Demokratie fiele, würde eine Explosion entzünden, deren Krachen man in Petersburg hören würde. Sehen Sie, mein Herr, Sie beleidigen die Voraussicht der Regierung, und ich kann folglich Ihre Erklärung nicht annehmen."

„Die Weisheit in der Politik besteht darin, die erste Viertelstunde zu treffen."

„Vorausgesetzt, daß man die nächste Viertelstunde nicht überbürdet."

„Sie wohnen vermuthlich in der Provinz, mein Herr?" versetzte er herablassend.

Das Gespräch nahm eine Wendung zum Bitteren, und die Frau vom Hause, die bis dahin schweigend zugehört hatte, hielt es jetzt für gerathen, sich in die Debatte einzumischen.

Die Baronin war schön wie eine Ruine im Abendbeleuchtung. Sie warf einen Blick in den Spiegel, ordnete mit einem Handgriffe eine Bandschleife, als ob sie uns die Meisterschaft einer Toilettenvirtuosin zeigen wolle, und wandte sich dann an meinen Gegner:

„Sie treffen es nicht," sagte sie. „Können Sie im Ernste glauben, daß die Regierung so viel Paläste gebaut, so viel Boulevards gezogen, so viel Kastanienbäume, mit dem sinnreichen Barbierbecken unterm Kinn gepflanzt hätte, blos um die Suppe des Steinhauers oder des Maurerlehr-

Digitized by Google

lings feil zu machen? Hat denn in Frankreich dem willigen Arbeiter jemals die Arbeit gefehlt? Weshalb und seit wann braucht der Staat Hobel und Kelle zu unterstützen? Man muß gegen Jedermann gerecht sein, selbst gegen die Regierung. Sie hat das alte Paris unter den Hammer gebracht, nicht dem Suppentopfe, sondern einer künstlerischen Eingebung zu Liebe. In unserem Jahrhundert, wo der Schönheitssinn selbst die Massen mehr und mehr ergreift, wo die letzte Nähterin ihr Blumenbeet am Fenster, ihren Kupferstich in der Mansarde hat, sollte da, ich frage Sie ohne alle Parteigedanken, sollte da Frankreich sich mit einer Hauptstadt von Papiermaché und Gyps behelfen? — Gewiß sind Sie schon einmal während des Abbruchs durch eine alte Straße gegangen? Gut, dann sahen Sie auch an den noch aufrechtstehenden Mauerwänden der halbabgetragenen Häuser jene Rußstreifen, jene Tapetenfetzen, jene vermoderten Balken, jene leimgelben oder rauchschwarzen Plafonds, jene Bleiröhren, die seit Jahrhunderten namenlosen Zwecken dienten, kurzum alle Geheimnisse der Menschen- und Rattennester, welche man Miethwohnungen nannte. Diese Herde typhusartiger Fieber, welche von den Miasmen zehn verschiedener Generationen angefüllt sind, reimt sich doch wirklich gar zu schlecht zu den Ideen unseres Zeitalters und den Triumphen unseres Fortschritts. Die Hauptstadt eines souveränen Volks muß prächtig sein wie ein Museum. Das hat die Regierung begriffen. Aus Nationalstolz will sie, daß wir standes- und verdienstgemäß wohnen; sie weiß, daß seit der Erfindung der Eisenbahnen alle Straßen in Paris zusammenlaufen, daß alle Reisenden, welche in London, in Madrid, in Wien, in Petersburg in's Coupé steigen, den Gedanken an Paris mitnehmen, und sie hat deshalb in ihrer Weisheit befohlen, daß Paris auf würdige Weise Europa bei sich zu empfangen habe. Statt verschimmelter Quartiere, schlammiger Pfützen, schmutzfleckiger Vorderseiten, geschwärzter Giebel, entfaltet sie vor dem staunenden Blicke des Fremden lange Aussichten neuer oder frisch abgekratzter oder mit Bleiweiß getünchter Facaden. Und der Fremde erhält eine gute Meinung von den Einwohnern, wenn er ihre Wohnungen sieht. Er muß denken, daß wir immer noch die große Nation sind, groß im Denken, groß im Arbeiten, groß in Allem und selbst in Kalk und Mörtel. Heutzutage verstehe ich jenes erhabene Wort des Augustus: „Ich fand ein Rom von Ziegelstein, ich hinterlasse eins von Marmor.“ Ein schöneres Kompliment konnte er dem römischen Volke nicht machen. Aber antworten Sie mir doch, widerlegen Sie mich, die Unterhaltung ist ein Ballspiel; ich kann nicht immerfort werfen.“

„Gnädige Frau“, antwortete ich, „ich bewundere Ihren Enthusiasmus.“

„Und theilen Sie meine Ansicht?“

„Ich müßte sie erst verstehen.“

„Hab' ich's Ihnen nicht deutlich genug gesagt, daß der Kaiser seine Hauptstadt umbaut, um sie zu verschönern?“

„Um sie in Gesellschaftsstaat zu werfen, nicht wahr? den Fremden zu Ehren.“

„Getroffen! Die Hauptstadt der gebildeten Welt hat doch wohl auch ein Recht, ein wenig auf ihr Aeußeres zu halten.“

„Es sind also Motive des Luxus, welche Sie der Regierung beilegen?“

„Und wär' es so, wo wäre das Unglück? Ist der Luxus nicht das Merkmal höherer Racen? Ich für meine Person gestehe ganz frei, daß ich lieber mein Mittagsessen als meine Spitzen entbehren will.“

„Wie lange, gnädige Frau?“

„Mein ganzes Leben.“

„Ihr Fasten würde den Luxus nicht hindern, das Land zu ruiniren.“

„Wo haben Sie diese Entdeckung gemacht?“

„Wo anders als überall? Der Luxus hat das kaiserliche Rom, das Spanien des 17. Jahrhunderts, das Frankreich Ludwig XIV. ruinirt. Der große König hatte den Einfall, seine ganze Monarchie in Versailles auszugeben.“

„Mag sein, daß der Luxus den Staat ruinirt; aber er bereichert die Gewerbe.“

„Die Luxusgewerbe freilich; aber das sind die allerschlimmsten.“

„Bitte weshalb?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Neue Forst.

(Schluß.)

Fünf Jahrhunderte nach der Ermordung Wilhelm des Rothen sah der Neue Forst wieder einen Monarchen, dem seine Feinde den Tod geschworen hatten. Wo der Solent am schmalsten ist, steht Schloß Hurt, von Heinrich VIII. aus den Ruinen der Abtei Beaulieu gebaut. Dort zeigt man ein kleines Zimmer, in dem Karl I. gewohnt haben soll. Oberst Cobbit hatte ihn am 1. Dezember 1642 als Gefangenen der Armee nach Hurt geführt. Die Memoiren Herberts enthalten eine anschauliche Schilderung der Oertlichkeit. „Da Wind und Wellen günstig waren, fuhren der König und seine Begleiter in drei Viertelstunden über die schmale Straße und landeten in dem Schlosse oder richtiger Blockhause Hurt, das auf einer Stelle ein gutes Stück draußen im Meere liegt und mit dem Festlande keine andere Verbindung hat, als eine schmale, sandige Landzunge, die ganz mit kleinen losen Steinen und Kieseln bedeckt ist und auf beiden Seiten von den Wellen bespült wird, so daß der Uebergang bei Springfluth und stürmischem Wetter fürchterlich und gefährlich ist. Das Schloß hat sehr dicke Steinmauern, die Schanzen sind sehr regelmäßig und werden von verschiedenen Falkonets und Feldschlangen vertheidigt. Der Hauptmann des Platzes, ein finster aussehender Mann mit schwarzem, buschigem Haar und Bart, empfing den König, als dieser die Küste betrat. Er hielt eine Partisane in der Hand und trug, als wäre er ein Schweizer, ein langes Schwert mit einem Säbelkorbe an der Seite. Man konnte kaum einen Mann mit einem grimmigeren Aeußern sehen, und sein Benehmen war nicht weniger grob und rauh“. Der riesige Puritaner wurde aber, wie Herbert zugibt, mit der Zeit höflicher. Oberst Cobbit, der den König zu bewachen hatte, scheint ihn stets zuvorkommend und mit Ehrfurcht behandelt zu haben. Karl blieb sechsundzwanzig Tage in Hurt, erging sich oft, in den Anblick der im Solent auf- und abfahrenden Schiffe versunken, am Strande und empfing die Kavaliere von Hampshire, die ihm zum letzten Male ihre Huldigungen darbrachten. Plötzlich wurde er fortgeführt und verrieth nun in Whitehall mehr Muth und Weisheit, als während seines ganzen früheren Lebens.

Digitized by Google

Noch in demselben Jahrhundert wurde wieder ein Monarch, freilich kein legitimer, „König Monmouth", als Rebell gegen König Jakob den Zweiten, aus dem Neuen Forste zum Blutgerüst abgeholt. Die Schlacht von Sedgemoor war geschlagen worden, die Schaar der Rebellen zersprengt, und Monmouth eilte mit wenigen Begleitern dem Neuen Forste zu. Einmal im Schutze seiner Eichen und Buchen, konnte er sicher darauf rechnen, Lymington zu erreichen, wo sich Bewaffnete versammelt hatten, um seine Einschiffung zu decken. Aber die Feinde folgten ihm auf den Fersen, und die Pferde der Fliehenden wurden matt. Man ließ die abgehetzten Pferde laufen und ging zu Fuß weiter. Monmouth tauschte mit einem Bauer die Kleider und schlich im hohen Korn, zwischen Hecken und Ginster, weiter. Mit grünen Erbsen, die ihm die Felder darboten, stillte er seinen nagenden Hunger. Die Soldaten spürten ihn auf, wie Hunde ein Wild aufspüren, und jagten ihn mit einem Eifer, den der Preis von fünftausend Pfund, der auf seinen Kopf gesetzt worden war, erklärlich macht. Am zweiten Tage nach der Schlacht (8. Juli 1685 a. St.) hatte er sich in einer Doppelhecke zwischen Farrenkraut und Gestrüpp versteckt. Ein Soldat zog ihn unter einer Esche, die noch heute Monmouths Esche heißt, hervor, und damit war sein Schicksal besiegelt.

Dieses eine Opfer genügte dem Blutdurste Jakobs. II. und seiner Rathgeber bei weitem nicht. Der entsetzliche Jeffreys erhielt Vollmachten, Schergen, Soldaten und hielt die Gerichte, welche die Geschichte mit dem Namen der blutigen Assisen gebrandmarkt hat. Im Neuen Forst beging der Niederträchtige den schimpflichsten seiner Justizmorde. In Moyles Court lebte Lady Alice Lisle, eine hochbetagte Wittwe, die würdigste Dame der Gegend. Gerade weil sie ebenso edel als vornehm war und bei ihren Glaubensgenossen, den Presbyterianern, im höchsten Ansehen stand, hatte Jeffreys sie für das Blutgerüst ausersehen. Was ihr zur Last fiel, war weiter nichts, als daß sie nach der Schlacht von Sedgemoor zwei Flüchtlinge, einen Geistlichen und einen Rechtsgelehrten, in ihr Schloß aufgenommen hatte. Daß sie gewußt habe, diese Männer seien Rebellen, war ihr nicht zu beweisen, aber Jeffreys schüchterte die Geschworenen so ein, daß ein Schuldig gesprochen wurde. Man verurtheilte sie zum Feuertode, und die Gnade des Königs erstreckte sich nur so weit, daß diese Strafe in die des Enthauptens umgewandelt wurde. Diesen Tod hat Lady Lisle auf dem Marktplatze von Winchester wirklich erlitten. In den neuen Parlamentshäusern hat sie ein Denkmal erhalten. Im Corridor des Unterhauses steht die Bildsäule der von Alter gebeugten, auf ihren Stab gestützten Frau, deren Gesicht die ruhige Heiterkeit verräth, mit der Lady Lisle in den Tod gegangen ist.

Dies ist die letzte geschichtliche Erinnerung des Neuen Forstes. Was England sonst noch erschüttert hat, die Revolution von 1688, die Aufstände von 1715 und 1745, das hat ihn Alles nicht berührt. Auch die großen Umänderungen, welche durch die Erfindungen und die Industrie unserer Zeit hervorgerufen worden sind, haben ihn wenig getroffen. Eine Eisenbahn führt durch sein Gebiet, seiner alten Schlösser sind weniger, seiner Ortschaften mehr geworden, an seinen Grenzen hat der Wald dem Felde weichen müssen, auf dem Solent fahren Dampfschiffe — das ist so ziemlich Alles. Von einem modernen Geiste spürt man unter seinen Bewohnern wenig. Nirgends hört man so viel altenglische Wörter als hier, nirgends sieht man so viel altenglische Spiele und Gebräuche als hier. Die Westsachsen, zu denen die Leute des Neuen Forstes gehören, halten hartnäckig am Alten fest. Ein Baum, der zu Weihnachten knospt, eine Esche, die einmal geächzt haben soll, besitzen für sie eine besondere Bedeutung. Jedermann glaubt an Hexen, die sich in Hasen verwandeln können. Körperlich ist der Westsachse des Waldes derselbe geblieben und hat noch den langen Leib, den kleinen Kopf und die schmalen Schultern seines Vorfahren. Auch das alte „Hemd" (smock), das mit einem ledernen Gürtel um den Leib befestigt wird, trägt er noch.

So unbekannt ist der Neue Forst selbst in England, daß viele Landeskinder des festen Glaubens sind, er werde hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, von Zigeunern bewohnt. Es gibt hier noch Leute, in deren Adern indisches Blut fließt, aber sie sind nicht zahlreich und werden von der Polizei von Ort zu Ort getrieben. Vier Stämme, die Stanley's, Lees, Burtons und Snells, sind die vornehmsten. Früher war der Königstitel der Zigeuner unter den Stanley's erblich, jetzt ist er an die Lees übergegangen. Die Zigeuner des Neuen Waldes halten übrigens eine gewisse Würde aufrecht und dürfen mit den wandernden Bettlern, denen man im übrigen England begegnet, nicht verglichen werden. Auf Reinheit des Blutes halten sie viel, und wer aus der Kaste herausheirathet, wird sofort ausgestoßen. Dies ist noch kürzlich einer jungen Zigeunerin begegnet, die einen Schmied geheirathet hat. Einer ihrer liebsten Haltplätze ist ein Busch in der Nähe von Wootton, wo man häufig ein Dutzend und mehr ihrer braunen Zelte im Winde flattern und Nachts die schwarzen Fichten-Stämme von Lagerfeuern geröthet sieht. Die Hirsche sind verschwunden und dadurch hat sich das Leben der Zigeuner sehr geändert. Sie fangen vielleicht einmal ein verlaufenes Huhn, einen Igel, ein Eichhörnchen, leben aber besonders davon, daß sie Haidekraut zu Besen, Matten und Bienenkörben verarbeiten.

Bis vor einem Menschenalter betrieb ein großer Theil der Waldbewohner die Schmuggelei als regelmäßigen Beruf. Nicht selten sah man zwanzig bis dreißig Wagen, die mit Branntweinfässern beladen waren und über zweihundert Reiter zum Geleit hatten, von denen jeder seine zwei bis drei Fäßchen trug. Solche Züge bewegten sich am hellen Tage über die Haide. Wer schmuggelte, pflegte auch zu wilddieben. Die ruchlosen Sitten, die durch solche Gewohnheiten erzeugt werden, äußerten sich durch die Entstehung einer Räuberbande, die in der Ambrosiushöhle bei Lymington hauste. Militär umzingelte die Höhle, nahm die Räuber gefangen und machte eine große Beute. Von dieser Art von Romantik ist nichts mehr zu hören und zu sehen. Die frühern Schmuggler und Wilddiebe haben sich in friedliche Arbeiter verwandelt und sind froh, wenn die Regierung sie beim Pflanzen und Entwässern im Walde verwendet.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 28. Mittwoch den 8. April 1863.

Das neue Babel.

(Fortsetzung.)

„Weil sie für den kleinen Verbrauch arbeiten. Die guten Gewerbe arbeiten für die große Kundschaft. Nehmen Sie z. B. Holland, das älteste Gewerbeland. Hat es jemals sich einfallen lassen, Brokat und Atlas für benachbarte Fürsten und Landgrafen zu sticken? Häringe hat es gesalzen, das Gericht der armen Schlucker und folglich das Gericht der Majorität, und aus Häringen hat Holland Geld geschlagen, aus der Salztonne hat es sein Füllhorn gemacht. Sodann England, das zweite in der Reihe, meinen Sie, England habe jemals seinen Unternehmungsgeist auf die Anfertigung kostspieliger Läppereien für die Eitelkeit eines hohen Adels verwandt? Dazu rechnet es zu gut. Es hat Baumwolle gewebt und wohlfeiles Eisenzeug fabrizirt, weil alle Menschen mehr oder weniger ein Hemd tragen und ein Messer brauchen. Daher unbeschränkte Produktion, unbeschränkter Gewinn. Frankreich dagegen, unter der Monarchie des göttlichen Rechtes, fürchtete gewiß, seine Industrie könnte sich gemein machen, und sie zog es vor, in Sèvres Gemälde von Porzellan und in den Gobelins Gemälde aus Wolle anzufertigen. Welchen Nutzen hat es davon gehabt, von diesen prachtvollen Spielereien, diesen mit Gold aufgewogenen Lumpen, Ausgeburten fürstlicher Grillen, die man heutzutage in den Einöden der Paläste traurig verkommen läßt?“

„Ich sehe“, versetzte sie etwas höhnisch, „daß Sie den Luxus aus Ihrer Republik verbannen wollen. Wahrscheinlich wollen Sie gegen Sparta zurückkehren. Ich für meinen Theil habe mir Athen zum Wohnsitz erlesen.“

„Sie sind ungerecht. Ich verlange keine Umkehr zu der Zwiebel und dem Binsenlager des Königs Leonidas. Ich räume vollständig ein, daß der Luxus zu allen Zeiten in einer zivilisirten Gesellschaft seine Rolle gespielt hat und spielen muß. Jemand hat gesagt, der Luxus sei das Schöne, angewandt auf das Nützliche. Die Erklärung ist mir genehm. Der Luxus steht gewissermaßen neben der Kunst, und er hat wie sie ein Recht im Staate. Aber ich wollte, man könnte dies Recht auf die Klassen beschränken, welche reich genug sind, um auf Sammt sich dehnen zu dürfen. In diesem Falle ist der Luxus sogar ein öffentlicher Dienst, ein Mittel, um die Ueberschüsse des Reichthums der Gesellschaft wieder zuzuführen. Wenn er aber alle Schichten des Volkes ohne Unterschied ergreift, so hindert er sie am Sparen, oder mit anderen Worten, an der Wiedererzeugung des Reichthums. Ich darf daher annehmen, daß Sie im Irrthum sind, wenn Sie meinen, die Regierung baue halb Paris um, weil sie die Nation im Verderben unterrichten wolle.“

„Sie sind ein Widerspruchsgeist, mein Herr“, versetzte sie lebhaft. „Der General sagt Ihnen, daß sich Paris häute, um ein Vertheidigungssystem gegen einen Handstreich des Volks zu organisiren; Sie schütteln den Kopf und verwerfen die Erklärung. Mein junger Freund hier sagt Ihnen, es geschehe um eine Nationalwerkstätte einzurichten und um der arbeitenden Klasse ein sicheres Brod zu verschaffen. Sie sind auch dagegen ungläubig und verlangen andere Gründe. Darauf sage ich Ihnen, es geschehe, um aus der Hauptstadt die Hauptzierde Frankreichs zu machen, und gegen diese Ansicht halten sie eine förmliche Predigt. Da Sie denn diese drei Meinungen eine nach der andern zurückweisen, so nehmen Sie alle drei zusammen.“

Worauf sie sich auf dem Absatz umdrehte und einer ehrwürdigen Matrone etwas Angenehmes über einen neuen Ausschnitt ihres Kleides sagte.

Als ich um Mitternacht heim ging, sagte ich zu mir selber: Wenn die Baronin Recht hätte? Nehmen Sie die drei Meinungen zusammen! . . . Ich habe einen Theil der Nacht über diese Worte nachgegrübelt.

„Ja wohl der Luxus! diese Frau hat die Losung des Tages ausgesprochen!“ Mit diesem Ausrufe führt der Juvenal des neuen Babel seine Sittenschilderung weiter. Ein schamloser, wahnsinniger Luxus ist in dies prächtig umgebaute Paris eingezogen; die Herrschaft Sardanapals hat ihren Thron mitten in Europa aufgeschlagen. Und diese Herrschaft übt einen wahren Despotismus aus, dem schon Niemand sich ganz mehr entziehen kann. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß auch vor dem Kaiserreich Paris weder ein Sparta noch ein Arkadien war. In den Zeiten, als Louis Philipp noch mit dem Regenschirm unter dem Arm regierte, gab es in der Hauptstadt Frankreichs, wie heute, prächtige Salons, stolze Karossen, prächtige Livreen, Damen in Spitzen und Perlen, Trüffeln, Champagner und Erdbeeren im Januar. Aber, sagt Pelletan, damals gab es Luxus nur da, wo man ihn suchte; Heute sieht und findet man nichts anderes mehr als Luxus; er herrscht, er thront überall; er ist die erste Person im Staate, der Held aller Gespräche. Wohin man hört, aller Orten dreht sich die Unterhaltung um Spitzenroben und Flitterkram, um Millionen und Zuchtpolizei. Natürlich von Recht, Freiheit und Vaterland, von den großen öffentlichen Interessen dürfen die Franzosen nicht reden; irgend eine Aufregung muß der Mensch aber haben, und wenn ihm die ideale Welt versperrt wird, so sucht er seine Erbauung

Digitized by Google

und Erhebung „auf den Mistbeeten der Ueppigkeit", zum großen Schaden nicht allein der Moral, sondern auch der Finanzen. Man erzählt sich wohl, wie rasch unter dem regierenden System Leute reich werden. Von denen, die rasch arm werden, wird nicht gesprochen, aber ihre Zahl muß sehr groß sein. Es ist nicht anders möglich bei einem Leben, wie es jetzt Mode ist.

„Wollt ihr wissen (sagt Pelletan), was eine Frau in der höheren Gesellschaft ihrem Manne kostet? Ich will euch einmal in das Innere eines Haushalts führen. Er ist Marquis, Besitzer eines alten, verhypothezirten Schlosses, ehemaliger Husarenrittmeister, Lebemann, angenehmer Gesellschafter, guter Reiter, guter Jäger und stets gerade und offen. Sie ist die Tochter eines Müllers, aber eines Müllers, der Scheffel Goldes, vier Millionen heißt es, aufgespeichert hat. Sie ist im Kloster du Sacré-Coeur erzogen worden, mit den kleinen Gräfinnen und Baronessen aus dem Faubourg St. Germain. Da lernte sie tanzen, Clavier spielen, Knixe machen und die Augen niederschlagen. Ihr Vater schwärmt für eine so musterhafte Tochter; er hat ihre Mitgift nach seinem Enthusiasmus berechnet. Sie erhielt von ihm bei der Hochzeit 50,000 Livres Rente, halb in Gas, halb in Omnibuslinien. In väterlicher Sorgfalt für ihre anständige Bekleidung hatte er übrigens ausbedungen, daß die junge Frau jährlich von dieser Summe 20,000 Fres. für die kleinen Bedürfnisse der Eleganz, welche man „Nadeln" nennt, zu ihrer Verfügung haben solle.

Der Marquis erfüllte diese Aufträge buchstäblich. Nach den ersten drei Monaten zahlte er das fällige Nadelquartal pünktlich aus. Die Marquise verausgabte es ebenso gewissenhaft, mit jenem Feuereifer einer emanzipirten Pensionärin, welcher eine Banknote in der Hand brennt, bis sie dieselbe für eine Thorheit losgeworden ist.

Morgens beim Frühstück erscheint sie in weißer Kaschmirrobe mit gestickten blauen Blumen, mit Atlas gefüttert, vorn etwas offen, um einen mit Bändern aufgebauschten Valencienne-Rock zu zeigen, — eine Kleinigkeit von 2000 Fres. nach dem Taxat Sachverständiger.

„Wie findest du diesen Morgenrock?" fragt sie ihren Mann.

Der Marquis wirft einen Blick auf sie und sagt „wundervoll". Denn er hat Hunger und ist gerade bei einem Angriff auf eine Pastetenkruste.

„Ich habe ihn für dich angezogen", fährt die junge Frau fort, und sie begleitet dies „dich" mit einem jener langen Blicke, welche die Ewigkeit zu verkünden scheinen.

Meine Frau liebt mich ganz entschieden, denkt er.

Um 1 Uhr erscheint die Marquise mit einem Dekorationswechsel am Horizont, in Toilette de bois, d. h. für das bois de Boulogne. Robe von grauem Sammet, Mantel desgleichen, beide mit Zobelschwänzen verbrämt, das Ganze auf mindestens 4000 Fres. geschätzt. Sie hält ihrem Gatten die Stirn hin, legt ihre Hände auf seine Schultern, schaut ihn mit Extase an und sagt im Tone zärtlichen Vorwurfs: „Aber du hast mir noch nicht dein Kompliment gemacht."

„Kompliment? weshalb?"

Sie tritt rasch einen Schritt zurück und nimmt mit beiden Händen, wie eine Tänzerin, ihre Robe auf: „Hierzu, du Undankbarer! es ist für dich berechnet. Nun, wie findest du diese Verwandlung?"

„Entzückend!" antwortet der Gatte, und im Geiste setzt er hinzu: „Sie wird jede Minute zärtlicher."

(Schluß folgt.)

Der Croton-Aquädukt oder die große Wasserleitung von New-York.

(Nach authentischen Quellen und eigener Anschauung während der Jahre 1861—1862.)

Bei einer Reise von New-York den Hudson-Strom aufwärts wird die Neugierde und Theilnahme des Touristen von den wunderbaren Reizen der Natur fortwährend durch Blicke auf nicht minder wunderbare Prachtwerke menschlicher Kunst abgelenkt. Wenn man die geschäftige Metropole verläßt und nordwärts reist, begleitet die Straße 40 englische Meilen weit bis zur südlichen Abdachung der Highlands ein anscheinend endloser Bau, dessen großartige Verhältnisse und massive Stärke an die wirklichen und fabelhaften Riesenwerke alter Zeiten erinnern. Das massive Mauerwerk dieses großen Baues, dem in diesem jungen Lande kein anderer gleichkommt, und der kaum von einem Bauwerke irgend eines Zeitalters oder eines Landes übertroffen wird, ist in irgendeiner Gestalt überall gegenwärtig, hemmt die Passage gleich den Riesenmauern einer uneinnehmbaren Festung, oder stiehlt sich durch das felsige Herz eines dazwischenliegenden Hügels, oder schreitet über weite Thäler, indem er entweder mit festem Schritte über den durchfließenden Bach geht oder im Marmorprunke hoch über den Fluthen des Harlemstromes weiter zieht. Auf die Frage des Fremden: „Zu welchem Zwecke dieser große Aufwand von ausdauernder Arbeit und Millionen an Geld?" wird der stolze Bürger der Union die wunderbare Geschichte vom Crotonflusse erzählen.

Schon in sehr früher Zeit lag es den Bewohnern der anwachsenden Manhattan-Stadt sehr am Herzen, daß ihre Einwohner mit einem so wichtigen Lebenselemente, wie reines gutes Wasser ist, reichlich versorgt würden. Erst im Jahre 1832 wurde der Vorschlag gemacht, die Gewässer des Crotonflusses zu benützen, und dieser Vorschlag entschied die verwickelte Frage, woher und wie New-York mit seinem Wasserbedarf versehen werden soll, und von nun an wurde der Gebirgsfluß unsterblich und sein Name ein heimisches Wort für immerdar.

Als es endlich definitiv beschlossen wurde, das Crotonwasser für den Stadtbedarf zu gebrauchen, erhob sich die Frage über den Charakter und die Kosten der Wasserleitung, eine wichtige Frage, welche, als sie später von der Gesetzgebung dem Willen der Bevölkerung der Stadt New-York unterbreitet wurde, mit herzlicher Zustimmung zu dem Plane beantwortet ward, welcher in dem herrlichen, kostbaren Baue seine Verwirklichung fand, der jetzt als der Croton-Aquädukt berühmt ist.

Die von der Gesetzgebung ernannten Kommissäre wurden im Mai 1835 von den städtischen Behörden beauftragt ans Werk zu schreiten. So ermächtigt, wurde, nachdem die erforderlichen Vermessungen vorausgegangen waren, die Erbauung des großen Aquäduktes im Mai 1837 begonnen; am 22. Juni 1842 wurde das Wasser vom Quellen-Reservoir in die Leitung eingelassen; am 27. desselben Monats durchlief es die ganze Länge der Leitung bis zum Receiving-Reservoir, das jetzt innerhalb des Centralparkes gelegen

Digitized by Google

ist, und am 4. Juli trat es in das massive einer Citadelle ähnliche Distributing-Reservoir in der fünften Avenue, indem es damit seine Reise von nahezu 40 englischen Meilen, unter dem Donner der Kanonen, dem Flattern der Banner, dem Läuten der Glocken und tausend anderen Manifestationen des öffentlichen Stolzes und der Freude beendigte.

Am 14. Oktober im nämlichen Jahre wurde die Vollendung des Aquädukts und die Einführung des Gebirgswassers in die Wohnungen des Volkes mit großem Prunk gefeiert. Pompöse Prozessionen, welche die Insignien aller Gewerbe und Berufsarten trugen und von zahlreichen Musikbanden begleitet wurden, paradirten durch die gedrängten Straßen, und der fröhliche Gruß von Schaaren von Bürgern und Fremden schien von den klaren Gewässern munter beantwortet zu werden, welche in den großen Reservoirs ruhten, oder im Sonnenscheine in den öffentlichen und Privat-Springbrunnen tanzten.

Die Wässer des Croton kommen aus einer Kette kleiner, krystallheller Seen in der Nähe der Hudson-River-Highlands, 50 englische Meilen oberhalb der Stadt New-York. Der Fluß ist in den Bergen, wo er entspringt, so durchsichtig, daß ihn die Indianer mit einem Namen, der „klares Wasser" bedeutet, benannten. Er fließt über ein Bett von Sand und Felsstücken, und durch Schatten kühlen Grüns.

Bei der Erbauung des Aquäduktes wurde an einem Punkte sechs Meilen oberhalb seiner Einmündung in den Hudson, an der Spitze der Tappan-Bay, ein Damm errichtet, welcher das Wasser gegen sechs Meilen zurücktreibt und im Herzen der malerischen Hügel den schönen Teich bildet, welcher das Quellenreservoir oder der Crotonsee genannt wird. Die Oberfläche dieses Reservoirs ist 166¼ Fuß über dem Niveau der mittleren Wasserhöhe bei der Stadt New-York und 47¼ Fuß über der Oberfläche des Reservoirs im Centralparke, von welchem es 38 Meilen entfernt ist. Im Reservoir an der fünften Avenue ist das Wasser 115 Fuß über dem Niveau der durchschnittlichen Wasserhöhe von New-York, und so hoch kann das Wasser in der Stadt getrieben werden.

Im Durchschnitt fließen täglich über 50 Millionen Gallonen aus dem See und nach langer Dürre gibt es täglich mindestens noch 27 Millionen Gallonen Wasser*). Der See faßt 600 Millionen Gallonen, das Receiving-Reservoir 150 Millionen Gallonen und das Reservoir an der fünften Avenue 20 Millionen Gallonen; demnach alle drei zusammen 770 Millionen, wozu noch täglich 50 Millionen aus dem Flusse hinzukommen — ein Wasservorrath, der für die Bevölkerung von New-York von 813,000 Seelen auch bei einer lang anhaltenden Dürre mehr als zur Genüge ausreicht und der durch das neue Reservoir im Centralparke beträchtlich vermehrt wird. Von den verschiedenen Arten von Kanälen ward die geschlossene gemauerte Leitung gewählt, weil sie am besten gegen Unreinlichkeiten, Verdampfung und Temperaturverschiedenheiten schützt und auch wegen ihrer größeren Sicherheit und Dauerhaftigkeit. Die Seitenmauern des Kanals sind von Stein gemacht, der Boden und die inneren Wände sind mit Backsteinen von außergewöhnlicher Härte und Dauerhaftigkeit bekleidet, und die Decke besteht aus einem Gewölbe von Backsteinen. Die Höhe im Inneen der Leitung ist mit geringen Abweichungen 8 Fuß 5½ Zoll, und die größte Breite 7 Fuß 5 Zoll. Die gewöhnliche Wassertiefe ist 4 Fuß, und die Schnelligkeit der Strömung ist 1½ Meilen per Stunde.

Längs der ganzen Linie des Aquädukts sind an passenden Orten Wehren erbaut zur Ablassung des überflüssigen Wassers. Sie sind so eingerichtet, daß das Wasser abläuft, wo es ein gewisses Niveau übersteigt; an diesen Stellen kann man den Kanal schließen, um in gewissen Abtheilungen das Wasser ablaufen zu lassen, während es durch andere Theile fortfließt. Dadurch ist es möglich, ohne Unterbrechung des Wasserzuflusses Ausbesserungen vorzunehmen.

Die wunderlichen Thürmchen, die eine so auffallende Lage längs der Höhe des Aquäduktes haben, sind hohle Steincylinder, gegen 14 Fuß hoch, und dienen zur Ventilation. Sie stehen meilenweit von einander, und immer das dritte hat eine Thüre, durch welche man in das Werk eintreten kann. Diese letzteren Ventilationsthürme haben im Innern einen Durchmesser von 2 Fuß. Alle verengern sich gegen die Spitze und sind mit einem eisernen Gitter umgeben, damit nichts hineingeworfen werden kann.

Außer diesen Ventilatoren sind in Zwischenräumen von einer Viertelmeile zwei Quadratfuß große Oeffnungen auf der Spitze des Deckengewölbes. Diese Oeffnungen sind mit Quadersteinen bedeckt und ihre Stellen durch kleine steinerne Monumente markirt.

Unterirdische Gewölbe oder einfache steinerne Bögen zum Durchlassen kleiner Bäche kommen häufig auf der Linie der Wasserleitung vor. Die Spannweite dieser Bögen variirt — je nach der Größe des durchlaufenden Gewässers — von 1½ bis zu 25 Fuß.

Die Freude, welche der Anblick dieser künstlichen Bauwerke in jedem dem Schönen empfänglichen Gemüth erregt, wird noch durch die wundervollen Naturschönheiten der Landschaft erhöht, durch welche die Wasserleitung in ihrer ganzen Länge führt. Was braucht man mehr über die Landschaft unseres Aequäductes zu sagen, als daß sie der anziehendste Theil der schönen Hudsonlandschaft ist; daß der Crotonfluß seine Kraft unter den Hügeln des schönen Stromes sammelt und auf seiner künstlichen Reise nach der Empire-City seinen Lauf folgt, und durch fast alle Dörfer und Städte zieht, die an dessen Ufern liegen. Einen entzückenderen oder pittoreskeren Weg möchte man schwerlich irgendwo finden als den auf der Höhe des Aquäductes, wenn der Croton-Board eine solche Wanderung gestattete. Welche Blicke in die Mysterien munter plätschernder Bäche! Welche Panoramen von Thälern, belebt von Stadt, Dorf und Landhaus, und welche wunderbare Aussichten auf den 2000 Fuß breiten Hudson, den amerikanischen Rhein, mit seinen schimmernden Segeln und den 400 Fuß hohen steilen Kalkwänden — Palisades genannt — die sein rechtes Ufer bilden bis New-York hinab gegen 20 engl. Meilen lang.

Es ist eine angenehme Sommerbeschäftigung, die Schluchten und Seen zu durchforschen, aus denen die Crotongewässer kommen, und nicht wenig tröstlich, wenn man ihnen Adieu sagen muß, sich zu erinnern, daß wir selbst in der fernen Empire-City von diesen reinen Quellen trinken. Indem wir den Crotonfluß abwärts gehen, gelangen wir, 6 Meilen weit von seinem Einfluß in den Hudson, an den großen Teich, der den Crotonsee oder das Fountainreservoir unseres Aquäductes bildet. Die Naturschönheiten dieser Gegend haben keineswegs verloren durch die Bauten des Aquäductes, weder durch den großen Damm selbst, noch durch die Thore mit ihrer

*) 1 Gallone gleich 3,2106 Wiener Maß.

Digitized by Google

massiven Maschinerie, und die freundlichen Pfade und das kultivirte Aussehen, welches die früher wildschöne Landschaft durch die beim Bau Beschäftigten und die durch diesen Angezogenen erhielt, haben derselben neue Reize verliehen. Während dieser Theil des Werkes im Bau war, kam ein schrecklicher Regen, der die Gegend ringsum überfluthete und das Wasser des gewöhnlich friedlichen Flusses zu solch' ungeträumter Höhe hob, daß es das zu seinem Schutz damals gebaute Mauerwerk überströmte — was die Zerstörung des Dammes und die verheerende Ueberschwemmung des unterhalb liegenden Landes zur Folge hatte. Häuser und Mühlen wurden von der Fluth weggerissen und mehrere Menschenleben fielen ihr zum Opfer. Dieses Unglück ereignete sich am 8. Jan. 1841, wo ein 48stündiger mächtiger Regen auf ein 1½ Fuß tiefes Schneelager niederfiel.

Wenn man von dem großen Quellenreservoir ausbricht, verliert sich der Aquädukt in die Felsenhügel, welche er auf seinem Weg zur Thorkammer in einer Länge von 200 Fuß durchsetzt. Von dort aus bleibt die Leitung auf dem linken Crotonufer bis zu einer Stelle in der Nähe des Hudson, wo sie sich parallel mit diesem Strom plötzlich südlich wendet und bald in das Dorf Singsing eintritt. Bis dahin hat sie auf ihrer Reise nach der Metropole acht Meilen zurückgelegt, und auf dieser kurzen Strecke ist sie durch vier Tunnels gekommen, hat auf hohen Mauern mehrere Thäler durchschritten und ist über einige Bäche und Schluchten gegangen.

Auf dem zerrissenen Boden von Singsing war den Baumeistern des Aquäductes viel Anlaß gegeben, ihre Kühnheit und Geschicklichkeit zu zeigen. Und sie lösten ihre Aufgabe sehr gut, denn hier findet man einige der bedeutendsten und gelungensten Theile des Werkes — die riesigen Brücken über die Dorfstraße und über die Schlucht des Singsingflusses. Der letztere Bau hat einen elliptischen Bogen von 88 Fuß Spannweite, dessen untere Seite 70 Fuß über dem Grunde der Schlucht ist. Er ist auf Felsgrundlagen von ungeheurer Größe und Stärke aus Granit gebaut.

Von der Brücke über dem Singsingbache läuft der Aquädukt parallel mit dem Hudson zu dem eine Meile weit entfernten Gebiete des großen Staatsgefängnisses. Dort passirt er einen 416 Fuß langen, durch Fels und Erde gegrabenen Tunnel. Ein Stück weiter kommt er wieder durch einen Tunnel von 375 Fuß Länge und dann durch den 260 Fuß langen Hale's-Brook-Tunnel, der 9½ Meile vom Teiche entfernt ist. Weiter geht die Leitung, immer über Thäler, Bäche und Hochstraßen hinweg, bis sie nach einer Reise von 13 Meilen in den Thälern von Sleepy-Hollow, in der Nähe des Dorfes Tarrytown, die historischen Gewässer des Mill-Brook erreicht.

Die Mauern des Aquäduktes bieten an dieser Stelle einen imposanten Anblick in ihrer Höhe von 87 Fuß über der Thalsenkung. Die Brücke, durch welche der Bach unten läuft, ist 25 Fuß breit und 172 Fuß lang. Das Land ringsum hat seltene landschaftliche Reize, und von der Höhe des Aquäduktes kann man den Hudson und seine schönen Ufer weit verfolgen. Die große über 4000 Fuß breite, Tappan-Bay genannte, Erweiterung des Hudson, die wir auf unserm ganzen Wege vor uns hatten, tritt jetzt, wo wir sie verlassen wollen, um dem Flusse durch die Pallisadenwände in seine engeren Passagen zu folgen, mit erhöhter Schönheit in das Gemälde. (Schluß folgt.)

(Eingesandt.)

Das Konzert von Frln. Göze,

welches Sonntag den 6. April im akademischen Musiksaale stattfand, war in allen Theilen ein so gelungenes, daß es jedenfalls in diesen Blättern eine Besprechung verdient, zumal da uns in diesem Winter verhältnißmäßig wenig musikalische Genüsse geboten worden sind. Frln. Göze hatte Gelegenheit, an diesem Abend ihr schönes Talent im höchsten Grade zu entfalten. Schon die Wahl der Lieder ist offenbar von einem feinen, echt künstlerischen Geschmacke geleitet worden. Was nun die Stimme der Dame selbst betrifft, so müssen wir gestehen, daß wir noch selten eine so reine, volle, in allen Tönen gleichmäßige und besonders in der Tiefe außerordentlich wohlklingende Altstimme gehört haben, sowie, daß die Art und Weise ihres Gesanges großes Gefühl und Verständniß, namentlich aber auch eine ausgezeichnete Schule, bekundet. Die herrliche Konzertarie von Mozart eröffnete in würdiger Weise den Reigen der Gesänge; danach waren es besonders 2 Lieder, die, beide hier noch nicht öffentlich gehört, durch ihre Originalität und Schönheit und ihre wirklich hinreißende Ausführung das Publikum förmlich elektrisirten; das schwedische Lied von Berg, eine einfache, herzliche und sehr schwärmerische Melodie, bei der besonders die klagend langgehaltenen Töne von eigenthümlicher Wirkung sind; die Pierson'sche Komposition des bekannten Hahn-Hahn'schen Liebesliedes wurde vom Publikum lebhaft applaudirt und Da capo verlangt. Schumann's „Ich grolle nicht" und Mendelssohn's bekanntes „Volkslied" wurden beide mit ergreifender Empfindung gesungen; auch die beiden Duette wurden beifällig aufgenommen; das Mendelssohn'sche Duett machte dadurch, daß die obere Stimme vom Tenor und die untere vom Alt vorgetragen wurde, eine sehr feine Klangwirkung. Zum Schlusse hatte Frln. Göze auch Gelegenheit, ihr deklamatorisches Talent zur Geltung zu bringen durch ein äußerst gelungenen Vortrag von Bürgers „Lenore" mit sehr schwieriger melodramatischer Begleitung des Pianoforte von Liszt, die von Hrn. Schneider in entsprechender Weise ausgeführt wurde. Unter den Herrn, die noch in dem Konzert mitwirkten, verdient namentlich Hr. Schmitt (Tenor) unseren Dank; das Mozart'sche Streichquintett wurde von bekannten Kräften trefflich exekutirt und die Bemühungen der Herren Jäger und Schneider, mit Clarinette und Pianoforte einige Abwechselung in das Programm zu bringen, waren vom besten Erfolge gekrönt.

Miscelle.

Professor Heinrich Rustige in Stuttgart ist mit Vollendung eines großen historischen, höchst effektvollen Bildes beschäftigt, welches die Uebersiedelung der Leiche Kaisers Otto III. von italienischem Boden nach seiner Heimath durch seine Krieger zum Gegenstande hat. Die Kaiserleiche nimmt die Mitte des Bildes ein, ringsherum wogt der Kampf zwischen den deutschen Soldaten und den feindlichen Römern, den ein Priester mit erhobenem Kreuze vergebens zu beruhigen sich bemüht.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

An die
k. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 29. Sonntag den 12. April 1863.

Das neue Babel.

(Schluß.)

Die Stunde des Mittagsessens schlägt und die gnädige Frau hat zum dritten Male gemausert. Sie trägt jetzt eine Robe, die unten mit Sträußchen und Kornblumen, wildem Mohn und Aehren nebst blauen Schleifen eingefaßt ist, und deren Rauschen man im Nebenzimmer hört. Diese letztere Grille hat übrigens nur ein Bankbillet gekostet. Diesmal zeigt der Gatte sich dankbar und ruft, ohne eine Aufforderung zu neuen Komplimenten abzuwarten: „Himmlisch!"

„Was sagst du?" antwortet sie schmollend. „Das Kleid ist ganz verpfuscht, scheußlich im Schnitt, scheußlich in der Farbe. Dies Blau und Roth erinnert an ein Feuerwerk. Am Schaufenster sah es leidlich aus, aber angezogen macht es mich ein Jahr älter. Ich schäme mich, es dir zu zeigen."

„Der gute Wille genügt."

„Durchaus nicht, mein Freund; die That muß dem Willen entsprechen. Ich schicke das Scheusal morgen meiner Schneiderin zurück; sie kann damit machen, was sie will."

Sie speist in übler Laune und erhebt sich beim Nachtisch, um für die Soirée des Ministers sich in Ballstaat zu werfen: weiße Tüllrobe mit einem Goldnetze darüber. Aus jeder Masche des Netzes quillt ein Blondenbusch hervor und an jedem Blondenbusch funkelt ein goldener Stern. Ein feenhafter Anzug, 4000 Franken mehr auf der Schneiderrechnung.

„Es scheint, ich habe vier Frauen per Tag geheirathet", denkt der Gatte wehmüthig, als er mit der Marquise in den Wagen steigt.

Trotzdem zahlt er pünktlich den zweiten, den dritten, den vierten Termin der geheimen Fonds seiner Gemahlin. Aber siehe da, am Jahresschluß überreicht die Schneiderin ihm eine Extrarechnung von 60,000 Frcs. für unvorhergesehene Toilettekosten. Der Marquis weist der Schneiderin die Thür, ruft sie jedoch nach einigem Nachdenken wieder zurück und zahlt ganz zahm, nur mit der Bemerkung, daß dies die letzte Schuld solcher Art sei, die er berichtigen werde. Namentlich ein Posten machte ihn schaudern: auf der Rechnung figurirt ein Sonnenschirm für 300 Frcs., als ob die Sonne jemals einen Schirm von solchem Preise bescheinen könnte.

Nachdem das Opfer einmal gebracht war, ersuchte der Marquis, ohne Schelten und Brummen, in aller Liebe, aber fest und bestimmt, seine Gattin, sie möge künftig ihre Eleganz innerhalb der Grenzen ihres Budgets halten. Sie hörte ihm ruhig zu, sie sah ihn erstaunt an, dann, wie von einer innern Feder plötzlich getrieben, warf sie sich an seine Brust, umarmte ihn mit all ihrer Zärtlichkeit, erdrückte ihn mit all ihrer Leidenschaft, seufzte, schluchzte, weinte und bat um Vergebung. „Nur um dir zu gefallen, nur im Rausche meiner Liebe hab' ich diese Thorheit begangen. Ich schwör' es dir, sie soll die letzte sein!" Und sie legte die Hand auf's Herz.

Ein verspäteter Strahl des Honigmondes glänzte hernieder auf das reuige Antlitz dieser Magdalena der Toilette. Alles war vergeben und vergessen und der Friedensvertrag auf den beiderseitigen Wangen besiegelt. Aber nach wie vor strahlte die gnädige Frau in dem vollen Zauber ihrer stündlichen Metamorphosen. Das Jahr ging zu Ende, und die Schneiderin, unbeugsam wie das Schicksal, überreicht dem Gatten eine neue Rechnung von 100,000 Frcs., in welche allerdings verschiedene kleine Vorschüsse für den Ankauf eines Schmuckkästchens und für die Bezüge eines Salonmobiliars eingetragen waren. Das letzte Viertel des Honigmondes war verschwunden von dem ehelichen Himmel. Der Marquis weigerte sich rundweg, diese illegale, eigenmächtige, verstohlene Lieferung anzuerkennen. Die Schneiderin citirte den renitenten Ehemann vor das Gericht erster Instanz. Der Richter wies sie, des guten Beispiels wegen, mit ihrer Klage ab.

Seit diesem häuslichen Staatsstreich schmollt die gnädige Frau. Sie weint nicht, sie macht keine Scenen. Sie hüllt sich einfach in trotziges Schweigen; sie trägt eine marmorne Maske. Wenn ihr Mann spricht, so stellt sie sich, als höre sie nicht zu; wenn er sie fragt, antwortet sie gleichgiltig Ja oder Nein; sie mißbraucht die schreckliche Beredsamkeit der einsylbigen Wörter. Will er mit ihr spazieren fahren, so hat sie Kopfschmerzen; will er auf's Land, so ist sie erkältet oder stirbt, und bittet, daß man sie ruhig sterben lasse; wenn bei Tische der Marquis von einer Schüssel nimmt, so rührt sie augenfällig das Gericht nicht an. Dann und wann schlägt der Marquis beim Anblick dieser stummen, steinernen Frau mit der Faust auf den Tisch und ruft: „So sprich doch! sage mir Injurien, nenne mich Ungeheuer, schieß ein Pistol auf mich ab, thu', was du willst, daß ich nur sehe, du lebst und bist kein Gespenst!" — Die Frau richtet müde ihr Haupt empor und lächelt verächtlich. Sie kennt die Macht des passiven Widerstandes zu genau, als daß sie ihre Taktik ändern sollte. Sie fährt fort zu sterben, bleibt im Bette, empfängt im Bette ihre Besuche, und hat dabei

Digitized by Google

noch den Genuß, ihren Freundinnen ein gesticktes Nachthemd, ein gesticktes Nachtjäckchen, ein gesticktes Dreiller, einen gestickten Pfühl, und schließlich Bettleinen mit einem Wappen, alles gestickt, vorzuführen.

Zwischendurch verläßt sie plötzlich ihr Hotel. Der Arzt hat ihr Bewegung vorgeschrieben. Eines Abends kommt sie mit gerötheten Wangen heim; sie wirft einen triumphirenden Blick in den Spiegel; sie reißt ihren Burnus ab, als wolle sie ihrem Busen Luft machen. „Endlich", sagt sie, „bin ich gerächt!"

— Was will sie damit sagen? — Man hat es nie genau erfahren; nur sprach man zu der Zeit von einer Degenwunde, die der Marquis im Gehölz von Meudon erhalten habe. Von dem Tage an hat er sein landwirthschaftliches Leben auf dem hypothekenbelasteten Schlosse wieder angefangen. Ich las neulich in der Zeitung, er habe auf der Thierschau den Durham-Preis gewonnen.

Der Croton-Aquädukt oder die große Wasserleitung von New-York.

(Schluß.)

Zu Lande und zu Wasser vermehren sich die Anzeichen von der Annäherung an die Metropole. Die Segel verdichten sich, die Dörfer rücken näher, und die malerischen Thürme und Kuppeln der Landhäuser springen zahlreich wie Waldbäume aus dem Boden.

Der Mühlbach, wo wir jetzt Halt machen, ist der romantische Pokanhiko, unsterblich durch die Skizzen und Sagen von Washington Irving. Gerade unter der Aquäduktbrücke war einst die famose Chaussee, über welche der gespenstige Hesse von Sleepy Hollow den armen Ichabod Krane verfolgte. Das klassische Thal selbst ist nahe bei, und so auch die ehrwürdige kleine holländische Kirche, begraben in Moos und Geflechte der Geschichte und Sage. In dem stillen Kirchhofe, welcher den ehrwürdigen Tempel umgibt, schläft der Zauberer des Ortes, der geniale Geoffrey, jetzt selbst.

Wenn man auf der Aquäductbrücke über dem Mühlbache steht, so hat man nicht nur eine Aussicht über die Wunder von Sleepy-Hollow, sondern man kann auch die denkwürdige Stelle sehen, wo der britische Major Andre gefangen wurde. Dieser interessante Punkt liegt innerhalb des Weichbildes von Tarrytown und ist durch ein kleines Granitdenkmal bezeichnet.

Von Mill-Brook wendet sich der Aquädukt durch die Orte Tarrytown und Irvington, an Sunnyside vorbei, nach Jewells-Brook, wo ein bedeutendes architektonisches Werk ist. Die Strecke zwischen Mill-Brook und dieser Stelle ist vier ein halb Meilen lang, innerhalb welcher man ein Dutzend Thäler und Bäche auf angemessenen Dämmen und Gewölben überschreitet und durch einen 246 Fuß langen Felsentunnel fährt.

Die Mauer, welche in Jewels-Brook die Leitung trägt, ist 50 Fuß hoch. Zwei Gewölbe lassen die Straße und den Bach durch. Das erstere hat eine Länge von 141 Fuß und eine Spannweite von 14 Fuß und das letztere eine Spannweite von 6 Fuß bei einer Länge von 148 Fuß.

Wenn der Aquädukt Jewells Brook verläßt, passirt er, indem er den Ufern des Hudson entlang läuft, Dobbs-Ferry, wo ein Tunnel und ein überwölbtes Thal ist. Von dort geht sein Weg durch das Dorf Hastings, wo eine Brücke über eine Eisenbahn führt, welche zum Transport von Marmor aus einem benachbarten Bruche zum Hudson gebraucht wird. Dieser Bogen hat eine Spannweite von 16 Fuß und ist 21 Meilen vom Teiche entfernt.

Von Hastings führt der Weg immer noch dem Strome entlang nach Yonkers, bei welchem Orte die Leitung durch einen 684 Fuß langen Tunnel geht, worauf sie den Saw-Mill-Fluß und die Straße passirt. Die Brücken und ein vom Mühldamme gebildeter See bilden in Gemeinschaft mit der bergigen Landschaft ein sehr hübsches Gemälde. Das Gewölbe, unter welchem die Straße durchgeht, hat 20 Fuß Spannweite, und die beiden Bogen, welche den Bach durchlassen, haben je 25 Fuß Spannweite. Die Höhe der Mauer an den Saw-Mill-Werken beträgt 40 Fuß. Die Entfernung vom Teich ist 25 Meilen.

In Yonkers verläßt der Aquädukt die Ufer des Hudson, und setzt nun seinen Weg mehr östlich fort bis er Manhattan-Island erreicht. Sein Weg wird deshalb nicht bequemer, denn bald muß er wieder einen 810 Fuß langen Felsentunnel passiren, dann überschreitet er auf einer 30 Fuß hohen Brücke den Tibbits-Brook. Längs dem linken Ufer dieses Baches nähert er sich dem Harlem-River, dem See-Arm, welcher mit dem Spuyten-Duyvil-Creek im Westen die Stadt und Insel von New-York vom Festland trennt. Am Harlem-River hat die Wasserleitung 33 Meilen zurückgelegt, und ist noch fünf Meilen von ihrem Endpunkt, dem Vertheilungs-Reservoir, entfernt.

Die Strecke über Harlem-Thal und Fluß ist ¼ Meile lang, und der Wasserspiegel ist 120 Fuß unter dem Boden des Aquäduktes. Die große Brücke, welche die Crotonleitung über diese breite Kluft führt, ist einer der kostspieligsten und imposantesten Theile des ganzen Baues. Sie ist der Stolz des New-Yorkers, und man kann sich kaum ein lieblicheres Bild als die manichfaltigen Scenerien des Harlem-Stromes, die an manchen Stellen durch Aussichten auf diesen stolzen Bau verschönert sind, denken.

Die Höhe der High-Bridge ist 150 und die Breite oben 21 Fuß; die Länge beträgt 1460 Fuß. Sie besteht aus einer Reihe von 15 Bogen, von denen acht in einer Spannung von 80 Fuß vom Wasser, sieben mit geringerer Spannweite von den Ufern sich erheben. Das ganze Werk ist von weißen Marmorsteinen gebaut und kostet gegen eine Million Dollars. Zu bedauern ist, daß die Brücke nicht so gebaut wurde, daß sie auch als Verbindungsstraße zwischen New-York und dem Festlande dienen konnte.

Nachdem der Aquäduct das gewaltige Hinderniß des Harlemflusses besiegt hat, setzt er eine kurze Strecke seinen Weg auf dem südlichen Ufer fort und passirt eine 30 Fuß breite Schlucht und einen Felsentunnel von 234 Fuß Länge. Aus diesem dunklen Gange herauskommend, geht er über mehrere Höhen und Vertiefungen, bis er Manhattan-Valley erreicht, wo er wieder einen Tunnel zu passiren hat und zwar den längsten von allen; derselbe führt in einer Länge von 1215 Fuß durch solide Felsen. Nachdem der Tunnel überwunden, muß er 102 Fuß tief in das Manhattan-Thal hinabsteigen und auf der andern Seite wieder in die Höhe klimmen. Vor dem Clendinning Thale, durch welches jetzt die 98., 99. und 100. Straße führen, hat er seinen letzten unterirdischen Gang zu passiren. Das genannte Thal ist 700 Fuß breit, von einer Brücke überwölbt, unter der die 3 genannten Straßen durchführen. Vom Clendinning-Valley erreicht der

Digitized by Google

Aquäduct bald das Receivingreservoir, das auf einer hochgelegenen Stelle der Insel zwischen der 79. und 86. Straße und zwischen der 6. und 7. Avenue liegt, und jetzt der Mittelpunkt des Centralparks ist.

Das Receivingreservoir ist 1826 Fuß lang und 836 Fuß breit, und bedeckt einen Flächeninhalt von 31 Acres oder sieben Straßenlängen. Der Bau ist zwar von großem technischen Interesse, aber nichts weniger als malerisch. Auf dem Gipfel sind die Dämme 20 Fuß dick; dieselben nehmen nach unten zu. Die Außenseite ist durch eine 4 Fuß dicke steinerne Mauer geschützt. Das Reservoir ist in der Mitte in 2 Abtheilungen getheilt, von denen die eine 20, die andere 30 Fuß tief ist. Das Ganze enthält, wenn es gefüllt ist, 150 Millionen Gallonen.

Von diesem Reservoir leiten zwei große Röhren das Wasser durch die Stadt in das Distributing-Reservoir, das zwischen der 40. und 42. Straße und zwischen der 5. und 6. Avenue ist. Dasselbe nimmt oben eine Fläche von 420, unten eine Fläche von 436 Quadratfuß ein. Die Höhe der Mauern beträgt 50 Fuß. Auf dem Gipfel beträgt ihre Breite 17 Fuß, an der Basis 76 Fuß. Sie sind oben gepflastert und durch ein eisernes Gitter geschützt, und werden als Promenade benützt. Das im Bau begriffene Reservoir, das, im oberen Theile des Centralparkes gelegen, schon vor seiner Vollendung getauft wurde und den etwas langen Namen Lake of Manhattan erhielt, erstreckt sich von der 86. bis zur 96. Straße, und von der 5. bis nahe an die 8. Avenue, und wird mehr wie doppelt so viel Wasser enthalten als die beiden Reservoirs auf der Insel; dasselbe sollte im Jahre 1862 fertig werden.

Ueber die High-Bridge laufen Röhren von Gußeisen 7 Fuß im Durchmesser, und vom Reservoir im Centralpark von 4 Fuß im Durchmesser.

Das Werk kostete 12 Mill. Dollars.

Blindengenossenschaften in London.

(Eu.) Der große Grundsatz der Association durchdringt alle Schichten der englischen Bevölkerung gleichmäßig und erhält nur je nach den Verschiedenheiten des Standes, des Berufs &c. seinen eigenthümlichen Ausdruck und seine entsprechende praktische Durchführung. Selbst die armen Blinden, welche in den Straßen von London dem traurigen Bettlergewerbe nachgehen, sind Mitglieder von Genossenschaften ihres Gleichen und wissen durch das Zusammentreten zu festen Verbrüderungen sich mancherlei Vortheile und Annehmlichkeiten zu bereiten, welche dem Einzelnen, so lange er allein steht, schwerlich zu Theil werden würden. Die „Weserztg." bringt soeben einen ausführlichen Bericht über die „schweren Zeiten", welche gegenwärtig auf einem großen Theile des englischen Volkes lasten, und zugleich über die unzähligen Spekulationen, welche auf Rechnung der Noth in Lancashire unternommen werden. Deutsche Musikanten, im Costüme armer englischer Fabrikarbeiter lassen auf zwei hohen an Stangen getragenen Plakaten das verhängnißvolle Wort „Lancashire" vor sich her tragen und locken dadurch weit mehr als durch ihre Produktion von Arndt's Vaterlandslied die Kupfer- und Silbermünzen aus den Taschen der Vorübergehenden. Der Bettler, der schon seit Jahren alltäglich an irgend einer Ecke so lange Hungers stirbt, bis er genug Almosen erhalten hat, um sich Abends bei Beefsteack und Porter gütlich thun zu können, ergreift mit zitternden Fingern ein Stück Kreide und schreibt auf das gereinigte Trottoir die Worte: I am starving for Lancashire, und hofft nun nicht mit Unrecht auf außergewöhnlich reichliche Gaben. So verkennen denn auch die Blinden nicht, daß das Wort Lancashire in der vordersten Reihe des nationalen Interesses steht, und lassen sich dasselbe mit Kreide auf den Rücken schreiben, um auf ihrem Gange durch die Straßen desto mehr Pence und Halbpence zu ernten. Ueber die sonstigen Einrichtungen und Gewohnheiten dieser blinden Bettler entnehmen wir einer längeren interessanten Darstellung des erwähnten Berichterstatters Folgendes.

Bei einem Gange durch die Straßen Londons fällt uns plötzlich eine Gruppe von sechs Blinden auf, geführt von einem Einarmigen. Sie ziehen in langsamem Schritte durch die Straßen, singen ein vierstimmiges Kirchenlied und begleiten den Gesang mit der Ziehharmonika. Damit Niemand an ihrer Blindheit zweifle, läßt Jeder sich von einem Hunde fortziehen, geht entblößten Hauptes und hält die lichtlosen Augenhöhlen gen Himmel gekehrt. Diese Blinden bilden gewissermaßen die Aristokratie der Londoner Armen; sie betteln und machen dabei gute Geschäfte, seitdem sie sich durch Verbrüderungen unter einander geeinigt und aus den Händen herzloser Spekulanten, von denen sie früher ausgestellt und ausgebeutet wurden, befreit haben. Sie besitzen esprit de corps und Geschäftsehre und dulden keinen unberufenen Eindringling in ihrer Genossenschaft. Da sie milde Gaben nie heischen, sondern blos annehmen, so stehen sie auch mit der Polizei auf gutem Fuße und nehmen deren Hülfe gegen unächte Blindheits-Konkurrenten in Anspruch. Unter sich bilden sie Associationen, die mit den bekannten Arbeiterverbindungen Aehnlichkeit haben und von einem, natürlich sehenden, Sekretär geleitet werden. Diese Associationen haben höchst wohlthätig gewirkt, sie haben Krankenkassen zum Besten der am Geschäftsbetrieb Verhinderten beschafft und übernehmen sogar die Beköstigung und Verpflegung ihrer in einer Art Kommunismus lebenden Angehörigen. Jeder Stadttheil hat seine Blinden, jeder Blinde seine bestimmte Straßenecke, an welcher er Jahr aus Jahr ein steht, seine Blindenbibel in der Hand und mit seinen Fingerspitzen Sprüche lesend, oder er lehnt, wenn er dieß nicht gelernt hat, auf seinen Stock gestützt und von seinem treuen Hunde bewacht, bewegungslos gegen die Mauer und verläßt sich blos auf das um seinen Hals hängende Schild mit der Aufschrift: „Blind" und auf das Mitleid der Vorübergehenden. Er erkennt fast jeden Bewohner der Nachbarschaft an seinem Schritt und tritt gern in vertrauliche Unterhaltung mit seinen Bekannten und Gönnern.

Sonst leben die Blinden, nach Umständen, gar nicht so schlecht und freudlos, wie es scheinen könnte. Ihrer acht bis zehn thun sich zu einer Familie zusammen, die einen Gentleman ihres Vertrauens zum Ehrensekretär wählt, ein gemeinschaftliches Haus nimmt und dasselbe mit ihren Ersparnissen ausstattet. Wenn die Mitglieder des Abends zu bestimmter Stunde hier eintreffen, so finden sie ein warmes Kaminfeuer und eine tüchtige Mahlzeit nebst Thee vor, die ein nicht ganz blinder Genosse, der zum Straßengeschäft nicht wohl taugt, bereitet hat; ein zweites Feuer in der Küche ist für die Hunde bestimmt, welche ebenfalls ungemein auf Standesehre halten und, wie man sagt, nur mit ihresgleichen umgehen. Nach dem Abendessen schmauchen die Blinden ihr

Digitized by Google

Pfeifchen und unterhalten sich von den Ereignissen des Tages, oder lassen sich von dem Nichtblinden die Zeitung vorlesen. Da Spirituosen grundsätzlich ausgeschlossen sind, so begnügen sie sich mit einem Glase Porter zur Würze ihrer Abendgesellschaft, bis sie von den Hunden, die überhaupt sich eine diktatorische Bevormundung über die ihrer Bedürftigen anzumaßen scheinen, an's Schlafengehen erinnert werden. Am Morgen werden sie durch das Geheul der in der Küche zusammengekommenen Hunde geweckt, der Wirthschafter setzt warmen Kaffee auf den Frühstückstisch und steckt Jedem sein kaltes Mittagsbrod in die Tasche und um 9 Uhr steht Jeglicher wieder an seiner Straßenecke. Sobald es 12 Uhr schlägt, zerrt der Hund an seinem Strick und mahnt seinen Schützling gebieterisch, daß nun die Zeit zur Erholung von den Strapazen des Morgens gekommen sei, und es begeben sich nun alle Blinden des Bezirks zum gemeinschaftlichen Stelldichein, gewöhnlich im Hofe eines abgelegenen Bierhauses, im Winter wohl auch in der Trinkstube selbst, halten hier ihre Siesta, plaudern und trinken und begeben sich um 2 Uhr wieder an ihren Posten. Die Bewohner des Blindenhauses liefern allwöchentlich ihren gesammten Erwerb an den Sekretär der Gesellschaft ein, der ihre häuslichen Bedürfnisse im Ganzen und daher billiger einkauft, die Hausmiethe bezahlt und den Ueberschuß für eines jeden Einzelnen Rechnung in der Sparkasse anlegt. So erweist sich die Anwendung der erprobtesten Grundsätze der modernen Volkswirthschaftslehre auch auf das Bettlergeschäft als höchst vortheilhaft, und eben deshalb bilden die so geeinigten und verbrüderten Blinden die anerkannteste und begünstigtste Klasse der Straßenbettler von London.

Würzburger Stadttheater.

Montag, 6. April. Zum ersten Male: „Der Wilderer" oder „die Stimme des Gewissens." Drama von Fr. Gerstäcker. — Ein mühselig zusammengeschweißtes Schauer- und Rührstück voll Mord, Jammer, Thränen und — Langweile. Das Ganze eben so roh in der Mache als arm an Poesie, unerquicklich in der Form und läppisch in Situationen. Hr. **Simon** (Förster Müller) strengte sich an, gemüthlich zu sein und gab zuweilen eine Ruhe, welche vielleicht mit Einflüssen von unten zusammenhing. Frln. **Kramer** (Margarethe) arbeitete tüchtig, in der gewohnten Weise. Hr. **Schwing** (Keller), die glücklichste Figur im Stücke — er stirbt schon im 2. Akte, wozu die Andern 5 brauchen. Schon aus diesem Grunde sind wir geneigt, möglichst gut von ihm zu denken und zu sprechen. Herr **Denzin** (Schöffel) ganz wacker. Frln. **Schütz** (Martha) that zu viel. Hr. **Seidel** (Kerdelmann) scheint nicht ohne Begabung, hat aber an dieser Partie eine so jammervolle Aufgabe, daß auch das beste Streben mit dem Unbehagen des Zuschauers einen schweren Kampf haben würde. Der Total-Effekt des Trauerspiels war — Heiterkeit.

Dinstag, 7. April. „Clavigo," Trauerspiel von Göthe. — Die Vorstellung hätte aus mehreren Gründen einen besseren Besuch verdient, als sie gefunden hat und schuldet man Hrn. Simon um so mehr alle Anerkennung für seine gediegene Wahl. Die Aufführung (zum Benefize des Hrn. Simon) war im Allgemeinen gut, jedenfalls dann, wenn man sie mit dem vergleicht, was wir seither zu sehen gewohnt sind. Hr. **Schwing** (Clavigo) von vortheilhaftem Aeußern, muß mit größerer Ruhe mehr Tiefe der Empfindung verbinden, um die rechte Wirkung zu erzielen. Er deklamirt zu viel und agirt zu wenig. Hr. **Seidel** (Carlos) gab seine Rolle sicher, gewandt und mit großem Verständniß, aber nicht mit der Feinheit, welche wir gerade da gerne gesehen hätten. Namentlich ging die Nachahmung der Einwände mimisch und rhetorisch etwas weiter, als unbedingt schön zu nennen ist. Hr. **Simon** (Beaumarchais) entfaltete stellenweise einen allzugroßen Kraftaufwand; aber auch öfters Wahrheit und Mäßigung in Spiel und Vortrag; namentlich war die Erzählung sehr gelungen. Frln. **Kramer** (Marie) fand sich mit ihrem Part verhältnißmäßig gut ab. — Als Beruhigung für aufgeregte Gemüther gab man zum Schlusse: „Ein Arzt", Lustspiel nach dem Französischen von Hesse, eine leichte, aber etwas gedehnte Arbeit, welche, Dank sei es dem Humor des Herrn **Simon** (Arzt) und der Possierlichkeit des „Arthur", Herr **Schwing**, große Heiterkeit erregte. — Damit kann nun die regelmäßige Wirksamkeit unserer Bühne als geschlossen betrachtet werden und es erübrigt uns nur noch eine Notiz über das Schauspiel im Allgemeinen, welches recht eigentlich die schwache Seite dieser Saison genannt werden darf. Dessen zum Beweise genügen einige statistische Angaben. Alles in Allem, wurden 10 Trauerspiele und 6 Schauspiele gegeben. 79 Abende dagegen kamen auf das Lustspiel, die Posse oder eine Wiederholung. Von sämmtlichen Klassikern erschienen 4 mit 8 Werken; von sonstigen besseren Autoren waren nur 14 vertreten. Neu wurden 3 Dramen und 19 Lustspiele oder Possen, größtentheils sehr unbedeutender Art vorgeführt, Gäste zählte man 9, wovon jedoch nur Fr. v. Bulinowsky, Frln. Goßmann und Frln. Raabe von unbedingtem Interesse waren. — Was bei einem solchen Repertoire die einzelnen Kräfte zu bedeuten hatten, ist unschwer zu errathen und wir entschlagen uns daher um so lieber eines weiteren Eingehens, als die bisherige Beschäftigung damit nicht erfreulich sein konnte. Der Rest ist — Schweigen!

—t—

Miscelle.

Ein humoristischer Telegraph. Washington. Herr Seward gab so eben dem Gesandten von Hayti ein Diner, einige südliche Senatoren wurden darüber so schwarz vor Aerger, daß der Gesandte sie für seine Landsleute hielt. — **Polen.** Die Hauptbande der Insurgenten wurde gänzlich aufgerieben und dann zersprengt. — **Bückeburg.** Unsere Regierung hat aus Angst vor der polnischen Insurrektion die Reserven einberufen. Unsere so vervollständigte Armee wurde gestern in einer Droschke nach der östlichen Gränze des Reiches gefahren. — **Liverpool.** Es werden jetzt hier fünfzig Schiffe für den „Kaiser von China" gebaut. Derselbe soll ein sehr naher Verwandter eines gewissen Jeff. Davis sein und diesem die Schiffe schenken wollen, falls er die Südländer in Chinesen verwandelt. Man glaubt, dies werde mit Leichtigkeit geschehen können.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 30. Mittwoch den 15. April **1863.**

Der Schatz.

Mündlichen Mittheilungen nacherzählt.

Vor hundert Jahren.

C. Als das Toben des siebenjährigen Krieges auch das nördliche Böhmen stark in Aufruhr und Bedrängniß brachte, eines Krieges, der trotz aller Opfer und ausgestandener Mühsale den Verlust von Schlesien für Oesterreich zur Folge hatte, da muß es wohl recht traurig und düster in dem Städtchen Reichenberg ausgesehen haben.

Viele Einwohner zogen, um sich vor den Drangsalen des Krieges und den heftigen Krankheiten zu schützen, in die Ferne, Hab und Gut verlassend und ihre Familien lieber der rauhen Natur als den heimischen Pfählen anvertrauend; könnten die heute noch bekannten Meßsteine erzählen, man würde von viel Noth und Elend erfahren.

Es ist wohl natürlich, daß so Manches sich ereignete, so manche Episode vorkam, die von Vater auf Sohn traditionell forterzählt wurde und, ob Ernst oder Scherz, bleibt es immer eine werthe Erinnerung, das Leben und Treiben unserer Voreltern in Bildern aus bewegter Zeit wiederzufinden.

Die Städtchen Reichenberg und Friedland hatten von der Soldateska, ob Freund oder Feind, durch Plünderungen, Brandschatzungen und Krankheiten besonders zu leiden; der Chronist sagt über Letztere wörtlich: „Auch in diesem Jahre 1757 war Reichenberg nicht nur durch die Preußen heftig gepreßt, sondern auch nach deren Abzug durch das Hauptspital der k. k. Armee gefährlich gekränket, weil nicht nur das herrschaftliche Schloß und die Zunfthäuser, sondern auch die Privathäuser mit kranken Soldaten beleget worden, woraus dann erfolgte, daß die Bürgersleute von dem Eckel und Wust in gefährliche Krankheiten gerathen, daß schier die mehresten eines mittleren Alters vom Tode hingerafft wurden, andere aber schier alle eine Alteration auszustehn gehabt haben; man zählet in dem und dem folgenden Jahre über 1200 Todte, worunter auch 3 Geistliche.“

Wie wohl nun im Frühjahr 1768 endlich Reichenberg von dem Hauptspital befreit und die Kranken nach Prag und Dobratwitz gebracht wurden, somit auch die vielen Krankheiten unter der Bürgerschaft nachließen, kam es während des weiteren Verlaufes der Campagne häufig vor, wie es der Wechsel des Krieges mit sich bringt, daß unser Städtchen bald von den Kaiserlichen, bald von den preuß. Soldaten okkupirt war, und daß immer noch, wenn auch nicht in dem Maße wie früher, die Bürger mit Pflege und Unterbringung der Kranken belästigt wurden.

Dies war in der Zeit, in welche unsere Erzählung fällt, im Anfange der 60er Jahre, manchmal noch der Art der Fall, daß die bewohnbaren Gelasse der Bürger nicht zulangten, und die Kranken auch in luftige trockene Keller untergebracht wurden. Die Häuser unserer Vorfahren waren, was Benützung des Raumes anbelangt, verschwenderisch gebaut, doch war nur der kleinste Theil bewohnbar eingerichtet; groß waren manche derartige alte Bauten, als wenn der Erbauer an jene Zukunft gedacht hätte, welche dem Erzvater Abraham verheißen war.

Es gab fast überall nur eine Wohnstube; die andern Räume bestanden aus Kammern, meistens ohne Glasfenster, nur mit einem sog. Lide von Brettern versehen, und aus besonders großen Vorräumen und Gängen; da die meisten Bürger damals Feldbau trieben, so waren ihnen diese Räume wohl auch nothwendiger, als unsere heutigen überflüssigen Paradezimmer, wenigstens erfüllten jene einen den Wohlstand fördernden Zweck, was von letzteren nicht immer zu sagen wäre.

Wie nun Fortuna ihre Launen hatte, so mußten häufig die preußischen Kriegsvölker das Städtchen bei Nacht und Nebel verlassend, der schützenden Grenze zueilen; es war aber auch bisweilen bei den Kaiserlichen der Fall, daß sie fortmachen und schnell andere Positionen einnehmen mußten; da trat denn eine längere oder kürzere Erholungszeit für die bedrängten Bewohner ein.

Bei solchen freiwilligen oder gezwungenen Abmärschen war es nun Brauch, die von den Soldaten eingenommenen Räume bedächtig zu untersuchen, ob nicht Manches zurückgelassen oder vergessen worden sei, was einen Werth hätte; bei freiwilligen Abmärschen bestand das Zurückgelassene meist nur in Stücken alter Kleidung, Leder-, Tuch- und Leinwandresten oder sonst werth- und nutzlosen Sachen, bei plötzlichen Abzügen war es freilich anders; da wurde mancher Gegenstand gefunden, welcher von der Familie später sorgfältig bewahrt und vom Vater auf den Sohn fortgeerbt wurde. Es mag heutigen Tages noch hie und da eine Antiquität aus diesen Zeiten vorhanden sein.

Dieses Vorgehen war so in Ordnung wie jenes des Strandbewohners, der nach einem Sturme alles aus dem Meere geworfene für sein Eigenthum erklärt.

Der zwiefache Fund.

Von militärischen Durchmärschen oder Ueberfällen in Kriegszeiten haben gewöhnlich diejenigen Bewohner am meisten Bedrängniß, welche öffentlichen Plätzen und Gebäuden nahe,

Digitized by Google

oder an Durchzugsstraßen wohnen. Dies galt zur Zeit unserer Geschichte in Reichenberg von der böhmischen Gasse, denn sie war in der Kriegsepoche die gerade Zugslinie des Feindes, sowie der Kaiserlichen. Das Haus Nr. 14 an der Ecke der Schloß- und böhmischen Gasse, vom vormaligen Stadtrichter und Leinwandnegociant Tugemann bewohnt, war das erste, vor kurzer Zeit vollendete aus Stein gebaute Bürgerhaus und mit dem fast zu gleicher Zeit gebauten Hause des Kaufmanns Joseph Neuhäuser am Altstädter Platze der Vorläufer der heutigen mitunter palastähnlichen Steinbauten.

An dieses grenzte gegen die Böhmische Gasse das Haus Nr. 15, einem Riemer vulgo Kriverseph, dann Nr. 17 dem Seifensieder Franz Joseph Tugemann, vulgo Seiffranz, weiter Nr. 18 dem Gerber Klinger, vulgo Schusterfranz, und daran Nr. 19 einem Schneider Ginzel, vulgo Schneiderhan, gehörig.

Diese Häuser waren nun der Tradition nach von Bequartirungen besonders in Anspruch genommen und bei Einfällen der feindlichen Soldaten besonders gepreßt. Wir wollen für unsere Erzählung die den Besitzern der genannten Häuser abgekürzten gebräuchlichen Namen beibehalten, weil wir dadurch den damaligen Verhältnissen Rechnung zu tragen, aber auch nichts Unpassendes zu begehen glauben, indem sich ja bis heutigen Tages diese Sitte, den Namen mit der Bezeichnung der geschäftlichen Stellung und Wirksamkeit eines Bürgers verbunden, in einem Worte auszudrücken, an vielen Orten erhalten hat.

Das größte dieser Häuser war das des Schusterfranz, heute zur „Stadt Mainz" genannt. Es war wie alle damaligen Holzhäuser eingerichtet; es hatte nur eine große Wohnstube, aber geräumige Gänge, Kammern, Böden und Vorräume.

Zur Spätherbstzeit waren die Preußen wieder Herren des Städtchens und des Schusterfranzen's Haus war besonders stark mit Einquartierung belegt, da durch mehrere Tage preußische Grenadiere im Keller, welcher trocken und genügend hell war, indem das Licht durch ein gegen den Garten zu befindliches großes Kellerloch einfiel, ihre Wirthschaft einrichteten; unter diesen waren auch mehrere Blessirte und Kranke, welche diesen Ort den lustigen kühlen Kammern und Bodenräumen vorzogen.

Eines Spätabends bemerkten die Bürger eine besondere plötzliche Aufregung unter der Einquartierung und es geschah, daß, ob aus Vorsicht eines Ueberfalls von Seite der Kaiserlichen oder auf sonstige Ordre, die Preußen noch am selbigen Abend das Städtchen verließen; es wurden sogar alle Kranken, welche transportabel waren, mitgenommen.

Gegen Mitternacht herrschte Ruhe in den Gassen; nun konnten sich die Bewohner ungestörtem ruhigem Schlafe überlassen, was bei Kriegszeiten sonst immer in Frage gestellt blieb.

Bei grauendem Morgen machten nun Schusterfranz, begleitet von seinem Sohne Franz und seinen zwei Töchtern, Eva und Klara, die Runde, um die Gelasse zu besichtigen, wo sich durch viele Tage die feindlichen Krieger einquartirt hatten; begonnen wurde auf dem großen, durch keine Zwischenwand geschiedenen Dachboden; außer Riemenstückchen, defekten Kleidungsstücken, einzelnen Puderbeuteln fand sich nichts Werthvolles vor, welche Mühe sie sich auch gaben, die Haufen Stroh, die zu Lagerstellen gedient hatten, genügend zu untersuchen. Anders war es in einer Kammer des Bühnenraumes; hier fand die besonders scharfäugige Klara unter Stroh in einem Winkel einen ledernen Beutel, welcher zwei goldene Fingerreifen, eine goldene Frauenkette, vier silberne große Schnallen, einen goldenen Degenknopf, sowie ein ovales in Gold gefaßtes Frauenbildniß enthielt, welche Gegenstände muthmaßlich Kriegsbeute waren. Freudig angeregt durch diesen immerhin werthvollen Fund suchte man nun emsiger, fand aber außer unbedeutenden Sachen in diesen Räumen nichts mehr; man kam endlich an den letzten Ort, den Keller.

Hier sah es nun sehr bunt und wüst aus; das Stroh war auf hohe Haufen geworfen, dazwischen lagen leere hölzerne Fäßchen, Bänke und verschiedenes Geräthe.

Nachdem man sich in etwas mit diesem Chaos vertraut gemacht hatte, fing man an, alles Vorhandene von einer Seite des Kellers auf die andere zu bringen. Kaum war aber ein tüchtiger Haufen Stroh auf diese Weise beseitigt, so hörte man ein leises Stöhnen, und entdeckte bald hart an der Mauer einen kranken preußischen Soldaten, der entweder zum Weitertransport als unfähig erkannt, oder in der Eile des Aufbruchs vergessen worden war.

Die ersten Worte des Mannes sprachen die Bitte aus, ihn nicht an die Oesterreicher zu verrathen; er bat ferner um Verbergung und Pflege, „er werde und könne dafür sehr dankbar sein."

Auf die Frage der eigennützigen Klara, womit und wie er sich denn dankbar beweisen wolle, antwortete der Kranke, daß er wüßte, es sei in diesem Hause ein großer Schatz vergraben worden, den er nach seiner Genesung heben und mit seinen Pflegern redlich theilen wolle.

Wenn nun auch diese Mittheilung nicht gethan worden wäre, so wäre gewiß bei der anerkannten Gutherzigkeit der damaligen Bewohner (welchem Vermächtniß die heutigen Reichenberger, wie bekannt, redlich auch entsprechen) die Hilfe einem unglücklich Verlassenen nicht vorenthalten worden; nur schien dem Hausvater dieser zweite Fund doch nicht so angenehm zu sein, als der erste. Mochte nun seine Gutmüthigkeit sich nicht verläugnen, oder der anzuhoffende Schatz das Motiv sein, — er willigte ein, den Kranken zu pflegen und zu verbergen.

Nachdem Familienrath gehalten, wurde beschlossen, den Preußen im Keller zu belassen, doch aus Vorsicht gegen Entdeckung die dem Hauseingang gerade gegenüberliegende Kellerthür mit Lehmziegeln auszusetzen und mit alten Kasten und Brettern zu verrammeln, dem Kranken aber Nahrung durch das gegen den Garten liegende geräumige Luftloch mittelst Benützung einer Leiter zuzuführen. Die Familie tröstete sich, daß der Kranke vielleicht bald gesunden werde, in welchem Falle er die nahe preußische Grenze leicht erreichen könnte.

Einige Tage nachher kamen auch richtig kaiserliche Soldaten einmarschirt; sie blieben indeß nicht lange da. Die Vorsicht, mit welcher der Keller verrammelt wurde, hatte guten Erfolg, indem unser Gefangener von Niemandem vermuthet wurde; denn Schusterfranz und seine Kinder hüteten sich wohl, selbst gegen den nächsten Nachbarn nur ein Wörtchen davon zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kohlen- und Eisenindustrie in Newcastle.

Bereits zu Zeiten der Elisabeth schiffte man Kohlen von der Tyne nach London, die man deshalb Seekohlen nannte und durch die drei folgenden Jahrhunderte zog man dieselben auf gleiche einfache Weise durch Pferdekraft mit Seilen und Körben aus der Tiefe, brachte sie auf hölzernen Schienenbahnen an den Fluß in Leichter und mit diesen an die Seeschiffe bei Shields, dem Vorhafen von Newcastle. Erst der Erfindung und der praktischen Anwendung der Steinkohle in den dreißiger Jahren verdankt die Kohlenindustrie ihren gewaltigen Aufschwung; denn nicht allein wurde dadurch die Frage für dieses Brennmaterial eine allgemeine, sondern diese selbst erleichterte bedeutend seine Produktion. Die Gruben in und um die Stadt waren im Laufe der Zeit erschöpft und die Landschaften Durham, die südlich, und Northumberland, die nördlich die Ufer des Flusses begrenzen, wurden darauf überall mit Minen bedeckt, wo man jetzt mit Hilfe ungeheurer Dampfpumpen und Windemaschinen bis 2000 Fuß tief durch Felsenstrata, Wasser und Quicksand dringend, die Kohlenadern bearbeitet und aus den größten Gruben an 2000 T. per Tag hervorschafft. Diese Gruben liegen jetzt meistens 10, 20 selbst 30 engl. Meilen von der Stadt entfernt und jede hat ihre eigene oder mit einigen benachbarten Gruben eine gemeinschaftliche Eisenbahn nach den Ladeplätzen am Flusse und in den Docks, wo man durch künstliche Apparate die vollen Wagen gleich in die Seeschiffe ausleert und selbst die größten in wenigen Stunden beladen kann. Die Gesammtproduktion Großbritanniens an Kohlen ist jetzt 84 Millionen Tons pr. J.; hievon liefert der Distrikt von Newcastle 20 Millionen; da aber von den 3000 Gruben Englands nur 270 auf diesen kommen, so ersieht man, daß der Minenbau hier in großartigem Maßstabe für Export betrieben wird. Denn nicht allein liefern die Newcastler Kohlenschichten anerkannt die beste Qualität, sondern bieten auch eine Mannigfaltigkeit, die allen Zwecken, wozu Kohlen verwandt werden, entspricht. Das nordöstlich von der Stadt hart am Meere belegene Feld ruhte gänzlich bis in die dreißiger Jahre; jetzt liefern 30 große, an 1000 Fuß tiefe Gruben daraus die bekannten Newcastler Steam-Kohlen, denen keine andere Kohle an schneller und anhaltender Hitzkraft gleichkömmt und fast jede Maschine des Auslandes, jeder Dampfer, der das Weltmeer von den Polen bis zum Aequator befährt, erhält von hieraus die treibende Kraft. Südwestlich von Newcastle liegt das Feld der Coking-Kohlen, die theils auf den Minen selbst, theils in eigenen Brennereien den Fluß entlang zu Coke verbrannt werden, welche zum Eisenschmelzen nach dem Kontinente, für die Bleiwerke nach Spanien und außerdem als Brennmaterial für Lokomotiven nach dem ganzen In- und Auslande massenhaft verschifft werden. Die Zahl dieser Oefen ist etwas Fabelhaftes und ihre Feuer bei Nachtzeit schimmern über die ganze Landschaft. Südöstlich daran grenzt das Feld der Gaskohlen, dessen Ausbeute mehr Helle erzeugt, als alle künstlichen Beleuchtungsprodukte der Natur zusammengenommen; denn nicht allein jeder Flecken in England, fast jeder Bewohner der größeren Städte Europas und Amerikas erhält jetzt von hier seine Lichtflamme. Südöstlich daran gränzt nach dem Meere zu das Feld der Heerdkohlen, die für das Ausland nur durch ihren Abfall, der bei nochmaliger Siebung als sogenannte Nußkohle in den Handel und zur Verschiffung kömmt, von Nutzen sind, sonst aber ausschließlich nach inländischen Küstenplätzen gehen, und wenn wir bemerken, daß von dem Gesammt-Kohlenexporte London die eine und die ganze übrige Welt die andere Hälfte nimmt, so sieht man, daß diese Minen sehr bedeutend sind. Obgleich der Ladeplätze viele am Tyneflusse und in den beiden großen Docks an seiner Nord- und Südseite angelegt sind, so reicht dies für die anwachsende Schifffahrt nicht aus, und in wenigen Jahren sprangen nicht neben Newcastle noch die bedeutenden Ortschaften Sunderland, die Hartlepools und Seaham auf, wo ebenfalls ausgezeichnete Docks gebaut worden, die stets mit Schiffen für diese Küstenfahrt überfüllt sind.

Am südlichen Theile der Landschaft Durham verlieren die Kohlenadern ihren Reichthum und wüste Hügel erheben sich am Tees-Flusse, der die Grenze bildet. Vor circa 10 Jahren zog die geologische Form eines derselben die Aufmerksamkeit eines Deutschen, dem gerade das Glück nicht sehr hold war, auf sich. Nach näherer Untersuchung kaufte er ihn dem Bauer um ein Geringes ab und befand sich wenige Monate darauf im Besitze eines, jetzt bedeutend vergrößerten Einkommens von 100,000 L. per Jahr. Der öde Hügel bestand aus reichem Eisenerz und dies war die Entdeckung des unerschöpflichen Cleveland-Eisendistrikts, welche der Eisenindustrie, die schon längst hier betrieben wurde, einen gewaltigen Impuls gab. Ueberall entstanden jetzt Hochöfen, deren Zahl nunmehr auf 80 herangewachsen ist und ein bedeutend größeres Quantum Roheisen liefern als der Eisendistrikt in Schottland, Staffordshire oder Wales, und da in letzterem Lande das Erz schon knapp wird, so werden wir hier bald das billigste Fabrikat haben. Zehn ungeheure Walz- und Hammer-Werke verarbeiten jetzt das Rohmaterial in Stangen und Nutzeisen, und da sie die größten und billigsten Platten produziren, entstanden schnell eine Anzahl Werften zum Baue eiserner Schiffe; jetzt einer der bedeutendsten Industriezweige am Tyne. Von den flachen Fluß-Dampfern, die den Ganges und Indus befahren, bis zur riesigen Panzerfregatte der königlichen Marine; vom kleinsten Bugsirboote bis zum prachtvollen Paketfahrer des Ozeans sieht man hier täglich vom Stapel laufen. Schon längst war der Schiffbau hier eifrigst betrieben; Sunderland war z. B. der bedeutendste Bauplatz der Welt und die Frage nach Ketten und Anker erzeugte hier viele Schmiedereien, die sich noch immer ausdehnen und das beste Fabrikat dieser Art liefern, viele ausländische Kriegsmarinen versorgen und dem Seefahrer vollkommene Sicherheit zum Aushalten eines Sturmes bieten.

Ein Newcastler Bürger, Stephenson, erfand die Lokomotive, errichtete hier zu deren Bau die erste Fabrik und aus dieser Schule gingen die größten Ingenieure Englands hervor. Jetzt schließen sich bereits 3 andere Lokomotiv-Fabriken, die jede 1500 bis 2000 Mann beschäftigen, ihr an und können kaum die Frage für Newcastler Lokomotiven und Dampfmaschinen — die schönsten ihrer Art — für das In- und Ausland befriedigen. Unser Zeitgenosse Armstrong erdachte die hydraulischen Krähne und die gezogenen Kanonen, die seinen Namen führen, und seine ausgedehnten für die Regierung beschäftigten Werke geben circa 3000 Menschen Arbeit. Der Bau der vielen Dampfschiffe, die große Maschinenkraft, welche von Minen und Fabriken des Distriktes erfordert wird, erzeugten außerdem zahlreiche Maschinenbauereien, die auch stark für das Ausland beschäftigt sind und täglich sieht man hier die wunderbarsten Maschinen, so wie eiserne

Digitized by Google

Brücken und Viadukte für Indien, Egypten und Amerika in die Schiffe laden. Mannigfache andere Werke schließen sich diesen an und die hiesige Eisenindustrie ist daher nicht allein der zweite Stapel unseres Distriktes, sondern die thätigste des ganzen Reiches.

Gegen Abend hin erstrecken sich die fruchtbaren und romantisch schönen Thäler der Tyne und ihrer Nebenflüsse, und wo diese sich 40 (engl.) Meilen westlich von der Stadt wiederum in Heidehügel verlieren, tauchen die Blei-Minen von Alston auf, von deren Bedeutung man sich einen Begriff machen kann, wenn wir erwähnen, daß der Eigenthümer einer der größten dieser Minen, der reichste Kommoner in England, ein jährliches Einkommen von £ 150,000 aus dieser Quelle, unabhängig von anderen Einkünften genießt. Das Produkt dieser Gruben geht nach Newcastle, und hierzu gesellt sich das der spanischen Minen, die schon von den Römern bearbeitet, aber seitdem, fast zwei Jahrtausend, unbenutzt lagen, bis deren Bearbeitung vor 20 Jahren durch Anwendung des hiesigen Cokes zum Schmelzen wieder lohnend wurde. Eine große Anzahl Schiffe führen dieses leicht transportable und sehr zweckmäßige Brennmaterial das ganze Jahr hindurch nach Carthagena und bringen Blei zurück, welches alsdann in den fünf hiesigen Bleiwerken weiter behandelt wird. Hier bläst man von der geschmolzenen Masse das leichtere Silber, erkältet es in Blöcke oder läßt es in der Form von Röhren, Rollen, Hagel, Mennige, Glätte und Bleiweiß wieder erscheinen. Der Kapitalumsatz in diesem werthvollen Metalle ist sehr bedeutend und der Handel darin wird gänzlich von Newcastle monopolisirt; denn außer einer kleinen Filiale befinden sich keine derartigen Fabriken in England.

Wenn wir die Schiffe rechnen, die allein nach dem Hafen Newcastle kommen, so kommt zwar London an Zahl und Liverpool an Trächtigkeit der Schiffe Newcastle gleich, allein die Tyne mit ihren Nebenhäfen rühmt sich jetzt diese beiden größten Handelsstädte der Welt zusammengenommen zu überbieten und die Schifffahrt von Newcastle ist somit bei Weitem die bedeutendste des Erdkreises. Wenn wir bemerken, daß von Sunderland monatlich 700 und von Hartlepool 500 Schiffsladungen Kohlen allein nach der englischen Ostküste abgeladen werden, so darf es nicht Wunder nehmen, daß an 25,000 Schiffe jährlich in den großen Hafen der Tyne einlaufen und an 250 Bugsirdampfer hier beschäftigt sind und der Umstand, daß Shields und Sunderland (die Vorhäfen) ein freiwilliges Marinekorps von 4000 Mann haben, beweist nebenbei noch die bedeutende, gewiß von keiner anderen Gegend überbotene Schiffsrhederei des Distriktes. Unter dieser gewaltigen Entwickelung hat der Fluß selbst den wunderbarsten Wechsel erfahren und die schnellaufspringenden Werke scheinen von einer mächtigeren Hand als der menschlichen aufgerichtet zu sein. Außer den beiden schon erwähnten großen Docks, projektirt man noch einen dritten nebst großen Waarenräumen bei der Stadt und einen vierten hart am Meere. Weit hinaus bis in die volle Tiefe der See, zu beiden Seiten der Flußmündung, baut man aus Felsblöcken zwei wundervolle, meilenlange Dämme (Piers), welche den größten Schiffen schon jetzt sowohl bei Ebbe als Fluth ein bequemes und sicheres Einlaufen gestatten und sie im Außenhafen gegen die wüthenden Stürme der Nordsee schützen. Von der Mündung bis 22 englische Meilen landeinwärts zwingt man den gewaltigen Fluß in ein geraderes Bette, dämmt seine Ufer und tieft seinen Lauf. Die bestehenden Brücken werden abgerissen und durch neue ersetzt, welche den Schiffen Durchgang gestatten und den vollen Drang der Strömung nicht unterbrechen und die Millionen, welche diese gigantischen Wasserbauten verschlingen, werden durch die ungeheuere Schifffahrt und die Abgaben derselben mit Leichtigkeit bestritten.

Dieselbe Triebfeder, welche diese Thätigkeit erzeugte, der Dampf, machte Newcastle zur Hauptstadt des soeben beschriebenen Distriktes, dessen Bevölkerung, außer den vielen Landstädten und Dörfern, der beiden großen Grafschaften Northumberland und Durham, noch separat die der 270 Minen, zu 1000 Seelen jede, sowie der Fabriken, wovon die größern von 2—8000 Seelen ernähren, zählt, und haben wir dann in einem Radius von 12 engl. Meilen die Städte Sunderland mit 85,000, Nord-Shields mit 60,000, Süd-Shields mit 50,000 und Newcastle selbst mit seinen Vorstädten mit 200,000 Einwohnern. Zwei Dampferkompagnien lassen jede Viertelstunde ein Passagierboot nach den beiden Shields abfahren; zwei Eisenbahnen an jedem Ufer des Flusses senden jede halbe Stunde dahin ihre Züge. Die großen Schienenstraßen verbinden uns mit Norden, Süden und Westen, kleinere Bahnen mit den Fabriksstädten und Dörfern. Hudson, der Eisenbahnkönig, führte alle diese Bahnen über eine 120 Fuß hohe eiserne, zweietagige Brücke (wovon die untere für Wagen und Fußgänger, die obere für Bahnzüge benutzt wird) über Häuser und Kirchen der Hügelstadt hinweg in eine Centralstation, die schönste in England, zusammen. Ein unternehmender Baumeister legte vor 20 Jahren ein Gewebe geschmackvoller Straßen aus Sandstein erbauter 4stöckiger Häuser an, die jetzt den Centralpunkt der obern Stadt bilden und wo die Märkte, Läden und öffentlichen Lokale sind; an den Quaien des Flusses erheben sich dagegen jetzt palastartige Gebäude, für die Geschäftswelt bestimmt, mit Hunderten von Komptoiren, Banken, Telegraphenstationen ꝛc. Hier werden die Befrachtungen für all die unzähligen Schiffe geschlossen, hier sind die Büreaux der Minen und Fabriken, welche theilweise durch Privattelegraphen mit den Werken in Verbindung stehen, und die der Kaufleute, die das Produkt des Distriktes nach allen Weltgegenden versenden. Von Newcastle aus geschieht auch die Verproviantirung dieser Volksmenge; wöchentlich treibt man 1000—1500 Stück fettes Rindvieh und 5—10,000 Schafe an unsern Markt, allwöchentlich wird ein Fettwaarenmarkt abgehalten, und zweimal wöchentlich finden sich die Müller und Händler des ganzen Distrikts an dem Getreidemarkte ein, ihre Einkäufe zu machen.

Und alles dieses ist in den letzten 30, meistens in den letzten 10 Jahren durch den Unternehmungsgeist privater Individuen, ohne Beihilfe, scheinbar ohne Wissen der Regierung geschehen; denn als die Stadt im vorigen Herbste den Kanzler der Schatzkammer, Gladstone, seiner freigesinnten Handelspolitik zu Ehren, zu Gaste lud, mußte nicht allein er, selbst ältere Einwohner, ihr Erstaunen aussprechen über den enormen Gewerbefleiß, die ungeheuren Ressourcen der Tyne, die sich entwickelt haben.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

K. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 31. Sonntag den 19. April 1863.

Der Schatz.

(Fortsetzung.)

Die Entdeckung.

Zu jener Zeit gab es wenige Häuser im Städtchen, zu welchen nicht ein mehr oder weniger großer Hof oder Gartengrund gehörte; Reichenbergs Verhältnisse bedingten noch nicht die Nutzbarmachung des Raumes so wie heute. Besonders gut bedacht in dieser Beziehung war das Stadtrichterhaus, dessen Gartenraum längs der Schloßgasse, abgegrenzt mit Buchenhecken, bis an den Bräuhausteich sich erstreckte; an diesen gegen Süden waren die Obstgärten des Seiffranz, sowie die Gärten das Schusterfranz und Schneiderhans, nur Riemersef war nicht so gut bedacht. Es gab damals nun auch hoffnungsvolle Jugend, die gegenüber den nachbarlichen Obstgärten den Kommunismus liebte; wie sie denn auch allerhand verübte. Freilich hatte das junge Volk damals viel mehr Zeit, indem es nicht durch eine 6stündige tägliche Schulzeit zu früh in den Ernst des Lebens eingeweiht wurde und es verging kein Tag und keine Nacht, wo nicht Wirthshausschilder aus den Angeln gehoben und verwechselt, Rasirschüsseln an die Wohnungen alter ehrsamer Jungfrauen gehangen, Fässer, Bänke von einem Ende der Stadt — was zwar damals gerade nicht viel hieß — bis an's andere getragen wurden. Bei so vortrefflichen Anlagen ist es wohl erklärlich, daß demselben eine Birne aus Nachbarsgarten wohlschmeckender vorkam, als aus dem eigenen.

Schneiderhans, Seiffranz und Riemersef hatten Knaben, welche für alle dergleichen Schelmenstreiche treu alliirt waren; bezüglich des Obststehlens war aber das Terrain nicht groß, wenn sie nicht das Gut ihrer eigenen Väter angreifen wollten; denn es gab auf fremdem Boden nur einige prachtvolle Birnbäume im Garten des Schusterfranz, welchen nun auch die ganze Aufmerksamkeit der Knaben zugewendet wurde.

Eines Abends waren unsere Kommunisten ebenfalls auf dem größten, am Hause hinrankenden Birnbaume beim Schusterfranz beschäftigt, als dieselben das Gartenthürchen öffnen hörten und Schusterfranzen's Sohn vorsichtig mit einer kurzen Leiter, einer Handlaterne und einem kleinen Korb heraustreten sahen. Den Burschen wurde auf dem Baume Angst, was wohl diese Vorbereitung mit der Leiter zu bedeuten habe, sie beruhigten sich aber bald, als sie sahen, wie der Ruhestörer die Leiter in den Keller hinabließ und bedächtig nachkletterte. —

Diesen Moment benützend, suchten unsere Drei neutralen Boden unter die Sohlen zu bekommen; lugten dann durch die Spalten des Bretterzauns und bemerkten da, wie nach geraumer Zeit Schusterfranzen's Sohn wieder hervorgekrochen kam, hatte aber weder Laterne noch Korb, sondern entfernte sich blos mit der Leiter.

Den Knaben war das Gesehene doch zu auffallend, als daß sie es nicht getreulich des andern Tages bei der Morgensuppe den Müttern erzählt hätten; von diesen erfuhren es die Väter, und die Folge davon war ein nachmittägiger allgemeiner Kongreß, um sich über Mittel und Wege zu berathen, dem sonderbaren Gebahren des Schusterfranzen jun. auf die Spur zu kommen. — Des Abends standen richtig alle drei Familienhäupter, mit ihren Angehörigen an dem bergenden Bretterzaun, harrend der Dinge, die da kommen sollten. Richtig geschah alles so, wie des Tags vorher, nur kam statt des Sohnes der Vater, der in den Keller hinabkroch und nach einiger Zeit wieder erschien. Es wurden nun denselben Abend noch mancherlei Muthmaßungen ausgesprochen, doch ging man ohne Resultat zu Bette; man beschloß daher die Angelegenheit vorerst zu beschlafen. Andern Tages ließ es aber unserm Schneiderhans nicht Ruh; er mußte eine möglichst genaue Recognoscirung in Schusterfranzens Hause vornehmen; da die Aufmerksamkeit zumeist auf den Keller gerichtet war, konnte es nicht fehlen, daß von ihm die Verstellung und Verrammlung der Kellerthüre sogleich bemerkt wurde. Durchdrungen davon, daß hier ein wichtiges Geheimniß herrschen müsse, eilte er schnell zu Seiffranz, ihm dieses mittheilend; und als nun vollends durch einen Zufall bekannt wurde, Schusterfranz wäre beim Zirkelschmied Thiel in der untern böhmischen Gasse gewesen und hätte demselben, um den Werth zu bestimmen, eine starke goldene Frauenkette gezeigt; da konnte man sich vor Neugier kaum fassen. Der Zirkelschmied verstand sich auf dergleichen Dinge wie Gold und Schmucksachen und trieb überhaupt verschiedene Allotria, wie er z. B. eine Flugmaschine konstruirte, mit welcher er sich von seinem Bodenfenster in die Lüfte schwingen wollte, wobei er aber in den am Hause befindlichen Röhrkasten fiel, in welchem er bald eines elendigen Todes ersoffen wäre; später wieder machte er kaiserliche Dukaten so täuschend nach, daß er zu immerwährender Kerkerhaft verurtheilt, wegen seiner eminenten Geschicklichkeit aber wieder begnadigt wurde. Doch mußte zur Strafe er seine ganze Lebenszeit eine feine Stahlkette, welche er selbst verfertigt hatte, an Fuß und Hand unter der Kleidung tragen.

Digitized by Google

Nun fiel es dem nachbarlichen Trifolium wie Schuppen von den Augen: nichts anderes als einen Schatz konnte Schusterfranz zu verbergen suchen. Es war das geheimnißvolle Vorgehen des Schusterfranz ein merkwürdiges, unbegreifliches und ließ der Phantasie so weiten Spielraum, daß bei der Anschauungsweise unserer Voreltern über dergleichen Dinge gar keine andere Meinung aufkommen konnte.

Der todte Preuße.

Während die Nachbarn Tag und Nacht kombinirten, wie sie hinter das Geheimniß kommen könnten, ging es im Hause des Schusterfranz ruhig zu; nur wurde der Zustand des kranken Preußen viel schlimmer und ließ das Aergste befürchten. Vater und Sohn gingen mehrmals den Kranken an, ihnen doch den Ort des verborgenen Schatzes bekannt zu geben; doch davon wollte derselbe nichts wissen, er nickte blos mit dem Kopfe, ohne eine Antwort zu geben.

Eines Morgens kamen Vater und Sohn in den Keller und fanden, was sie längst befürchtet hatten, den Preußen todt; ob daran Mangel an ärztlicher Hilfe oder sonst ein plötzlicher Zufall Schuld war, kann nicht bestimmt werden; er war verschieden ohne die Enthüllung über den Schatz gemacht zu haben. — Nun blieb freilich, wenn man ihn fände, die Aussicht, denselben auch ungetheilt behalten zu dürfen; das wichtigste aber für den Augenblick war, was mit dem Todten zu thun sei, ohne die Aufmerksamkeit der Nachbarn zu erregen.

Nachdem die ganze Familie in die Wohnstube zusammen gerufen und Vorschläge mannigfacher Art gemacht worden, einigte man sich zu dem Entschlusse, daß man die Leiche des Preußen in einer Kiste in der nächsten Nacht vor die Wohnung des Todtengräbers schaffen wolle; was dann fernerhin damit geschehen solle, möge dessen Sache sein. Durch diese Anordnung wollte man dem armen Verstorbenen die geweihte Erde nicht entziehen.

Während diese Besprechungen beim Schusterfranz stattfanden, war bei den Nachbarn die Neugier soweit gestiegen, daß etwas versucht und gethan werden mußte. Diese zu befriedigen, woran wohl einen großen Theil die Hausfrauen Schuld haben mochten, denn es soll an diesen Tagen in allen drei Häusern stets der Geruch von verbrannter Milch gespürt worden sein.

Der meist aufgestachelte und die größte Neugier verrathende war unstreitig Schneiderhans, bei dem sich durch die sitzende Lebensweise das Organ der Wißbegier stark entwickelt hatte. Er warf sich zum Leiter der ganzen Angelegenheit auf und machte den Vorschlag, dasselbe zu thun, was Schusterfranz mit seinem Sohne thun, nämlich durch das Kellerloch einzusteigen, um das Geheimniß gleich an der Wurzel zu fassen. Daß er sich selbst zu diesem Wagestücke anbot, war natürlich. Der Vorschlag gefiel den Nachbarn, weil sie dabei keine Mühe hatten und sich keiner Gefahr aussetzten.

In der Familie des Schusterfranz traf man nun folgende Vorkehrungen, um den Todten zur letzten Ruhestätte zu bringen. Es ward, wie verabredet, eine Kiste beigeschaffen, worin die Leiche vor das Todtengräberhäuschen gebracht werden sollte, und damit ja einem allenfälligen Erkennen bei Vater und Sohn vorgebeugt würde, legte man zwei große schwarze Tücher bereit, welche Kopf und Körper ganz einzuhüllen bestimmt waren.

Bei diesen Vorbereitungen fand es sich aber, daß die Kiste unmöglich durch das Kellerloch gebracht werden konnte, man mußte daher den Kellereingang wieder frei machen. Die frühe Abendstunde war bestimmt, den letzten Weg mit dem Preußen anzutreten.

Wenn nicht besondere Ereignisse eintraten, war um diese Zeit gewöhnlich vollständige Ruhe auf den Gassen, denn Nachtschwärmen, überhaupt abendliches Wirthshausgehen kannte man noch nicht, die Bedürfnisse des Lebens waren bei weitem nicht so groß und drängend wie heute. Wenn man einen Krug Bier trinken oder einen Kegelschub machen wollte, benützte man die Vesperzeit dazu, und so sah man den Bürger und Gewerbsmann mit der Schürze und aufgestreiften Hemdärmeln, einen tüchtigen Keil Brod mit Quark oder Butter und Käse in der Hand dem Wirthshaus zuwandeln; und da ward nicht gerade das nächste benützt, nein, man scheute sich auch nicht weit hinaus in die Dörfer zu gehen; zur Abendstunde war man wieder heim bei Weib und Kind.

(Schluß folgt.)

Nachtscenen in den Londoner Parks.

R. H. Ganz London geht spät zu Bette und manche seiner Bewohner machen die Nacht zum Tage. Die ganze Nacht rasseln die Cabs durch die Straßen und die aufgehende Sonne scheint oft durch die Fenster gefüllter Ballsäle. Aber um 5 oder 6 Uhr früh sind die Meisten zu Hause in den Armen des Schlafes. Doch in diesen Zeilen nehme ich mir vor zu erzählen, was aus Denjenigen wird, die weder Heimath noch Bett haben, Scenen zu schildern wie man sie heute oder morgen Abend, ja jede Nacht durch das ganze Jahr hindurch, Sommer wie Winter, Frühling und Herbst, bei gutem wie schlechtem Wetter beobachten kann. Ich will London von einer Seite zeichnen, die gewiß nicht ohne Interesse, ohne einen tragischen Anstrich ist, und die öfter und ernster in Berücksichtigung gezogen werden sollte, als dies geschieht. Begleite mich also der Leser im Geiste, (und möchte er es auch, wenn möglich auch in Wirklichkeit thun) in den St. James-Park. Der Weg dahin führt über den Haymarket. Diese enge Straße ist von traurigem elendem Leben bewegt. Es ist wenige Minuten über 1 Uhr — eine frühe Stunde für Haymarket! Austernläden, Kaffeehäuser, Cigarrendivans und Schenken sind überfüllt. Auf und ab, in trauriger Prozession, streichen die unglücklichen Frauenspersonen. Mit grellem Licht beleuchten die hundert und hundert Gasflammen geschminkte Wangen, glanzlose, matte Augen, auffallenden Putz, — Sünde und Schande. Diese Straße, Londons Schandfleck, ist mit Fremden angefüllt, welche sie als eine der Merkwürdigkeiten der Stadt betrachten, die Niemand zu sehen unterlassen darf. Die Laute, die man hört, haben wir wohl Alle schon vorher mit Schaudern vernommen. Das Geschrei des erzürnten Weibes ist schrecklich, aber mehr Grausen erweckt das schrille Gelächter, das, ohne erfreuenden Ton, abstoßend und fast traurig durch die Nacht klingt. Am Anfange von Pikadilly ist das Gedränge fast nicht zu durchbrechen, wir arbeiten uns durch die Menge und gehen fürwärts; — Die Scene bleibt ziemlich die gleiche. Da sind Männer, die ihren grauen Haaren Unehre machen, Jünglinge, deren Benehmen uns von der Ju-

Digitized by Google

gend abstößt. Böse, dumme, abgelebte, verzweifelte Gesichter wechseln vor unsern Augen. Vor der großen königlichen Oper stehen wir einen Augenblick still und beobachten das Vergnügen der Reichen, um dann, wenige Schritte weiter, die heimathlosen Armen zu besuchen. Von dem Denkmal der Garden gehen wir zur Yorksäule, die steinernen Treppen hinunter und betreten das Mall, welches direkt zum Buckingham-Palast führt.

Die Nacht ist schön, die Luft noch ziemlich warm, und obgleich kein Mond scheint, genügt doch das Licht der Sterne, die nächsten Umgebungen zu erkennen. Wir werden manche Stunde hier zuzubringen haben, und brauchen nicht zu eilen. Daß die Leute, die wir sehen wollen, weggehen, ist nicht zu besorgen, denn wohin sollten sie gehen? Laßt uns eine Bank suchen. Zwischen der Yorksäule und dem Buckingham-Palast gibt es deren mehr als vierzig; eine wird wohl leer sein? Die erste aber ist besetzt, und von wem? Vier Menschen, zwei Männer und zwei Frauen sind hier zusammen gedrängt und gekrümmt, um sich gegenseitig zu erwärmen. Sie schlafen und sind alle im zerlumptesten Zustand. Die Frauen haben ihre Röcke über die Köpfe gezogen, die Männer baumwollene Taschentücher um den Hals gebunden. Diese Vier sind keine Neulinge; sie schlafen nicht zum erstenmal hier. Eine Bank nach der andern zeigt sich besetzt. Von all' den vierzigen sind nur zwei leer. Männer sind einige, aber nur wenige mehr anwesend als Frauen. Einige von den Leuten sind noch ganz wach und starren in die Nacht hinaus; keiner spricht, jeder hüllt sich gleichsam in das Bewußtsein seines Elendes. Alle Altersstufen sind vertreten, ganz kleine Kinder gottlob ausgenommen; aber da sind Jungen und Greise, arme, erbarmungswürdige Mütterchen, bei deren Anblick das Herz blutet. Wir gehen weiter, sehen auf jede Bank, bis wir zum Palaste kommen. Auf der letzten Bank sitzen zwei junge Frauen; eine hat das Haupt der andern in den Schoß gelegt, und ihr Antlitz ist sichtbar. Es muß einst schön gewesen sein, aber jetzt ist es welk und blaß. Das Gesicht der Andern ist verhüllt. Beide sind schwarz gekleidet; aber die Kleidung ist fadenscheinig und geflickt. Die erste erwacht und schaut müde um sich, aber ohne Ueberraschung oder Furcht zu verrathen. Zwar wird sie überrascht, daß man sie anredet und zwar wohlwollend anredet; sie ist an Wohlwollen nicht gewöhnt; sie hat ein Bett nöthig, aber bettelt nicht darum. Durch ihre Bewegung weckt sie ihre Freundin, die augenscheinlich leidend ist. Sie drückt die Hand auf ihr jugendliches Gesicht, welches vom Schmerz verzerrt ist. Sie hat das Reißen, sagt sie, und spricht jedenfalls die Wahrheit; denn hier gibt es keine Verstellung. Der schuftige Bettler mag ein Bein oder einen Arm verbergen und den Krüppel spielen, er mag einen Ausschlag auf sein Gesicht malen, ja Blindheit simuliren. Alles das geschieht; aber dieses Weib verstellt sich nicht. Und warum sollte sie? Ihre Umgebung kann ihr nicht helfen, ja sie kaum bemitleiden; denn sie ist ebenso elend. Daß der Arme dem Armen hilft, ist eine alte schöne Erfahrung; aber wie können die sich helfen, welche gar nichts haben, nicht einmal eine Heimath? Nur so, wie es diese Zwei thun, sich zusammenkrümmend und sich gegenseitig vor der Kälte schützend. Das arme Wesen beantwortet meine Fragen, sich von Zeit zu Zeit durch ein leises Wimmern unterbrechend. Sie ist seit einem Monat arbeitslos, sie ist eine Schneiderin, aber die Zeiten sind schlecht, und sie kann keine Arbeit finden. Zuweilen vergönnt man ihr einige Ruhestunden im öffentlichen Schlafhause; aber seit drei Tagen schläft sie hier und der Schmerz im Gesicht wird ärger. Sie spricht langsam und leise, als wollte sie jeden Augenblick zusammensinken. Ihre Freundin spricht im gleichen Tone, giebt eine ähnliche Schilderung ihres Elendes. Wir reichen ihnen eine Kleinigkeit, welche sie annehmen, ohne zu danken: sie sind zu elend für unnöthige Worte; ihr Unglück hat den Punkt überschritten, wo solche eine Erleichterung sind. Komm, sagt die Jüngere, 22 Jahre alt, zur anderen, die 1 oder 2 Jahr älter ist, komm! Und beide wanken weg. Beide sind nüchtern — wie wäre es anders möglich? — und beide sind hungerig. Die Eine strauchelt, die Andere stützt sie, und so schleichen sie hin, und sind in wenig Minuten in der Dunkelheit verschwunden. Wohin gehen sie? Wenigstens unter Dach, um da zu schlafen, damit der Schmerz sich doch ein klein wenig mildere; es ist möglich, daß sie morgen Arbeit finden, — möglich, doch kaum wahrscheinlich. Ehe die Zeiten besser werden, müssen sie noch schlimmer werden. Ein Mittel bleibt den Mädchen, zu welchem sie selbst in diesem ihrem äußersten Elend nicht gegriffen haben. Werden sie es doch noch ergreifen! — Das verhüte Gott! Aber Hunger thut weh und der Haymarket ist nicht weit.

Wir gehen wieder zurück, um das Unglück der Wenigen anzuhören, welche noch nicht schlafen. Grauenhaft tragisch ist eine dieser Geschichten; — wir wollen sie aber nicht wiedererzählen: nur die letzten Worte wiederhole ich: sie wurden mit dumpfer, rauher, verzweifelnder Stimme gesprochen, worin noch ein gewisser Stolz hervorleuchtete. „Ich bin, was ich bin; aber doch mische ich mich nicht unter die Menge." Sie sitzt aufrecht, allein, das Haupt an den Baumstamm gelehnt, — allein mit ihrer Schande. — Ein junger Bursche kauert auf einer nahen Bank, den Kopf nach vorn hängend; er fährt hastig auf, wie wir ihn anreden. Er kommt von Liverpool, wo er als Bäckergeselle (kein beneidenswerthes Handwerk) die Arbeit verlor. Zu Fuß kam er nach London, hatte überall Arbeit gesucht, nirgends sie gefunden. Zuweilen schlief er im Arbeitshause, wurde aber in letzter Zeit öfter abgewiesen und schläft nun schon mehrere Nächte im Park. Ein hartes Leben, meint er, und ich habe keine Freunde. Für ein kleines Geschenk und einige ermunternde Worte dankt er offen, ehrlich, rührend. Er wird in kein Bett mehr gehen; die Nacht ist warm und schön, und in der Früh wird er etwas essen müssen. Was braucht er nicht Alles sonst! Er braucht vor Allem Schuhe; denn er ist baarfuß, und Kleider, denn die seinigen sind zerrissen. Neben ihm, in gleicher Stellung, schläft ein großer, starker Mensch, welcher durch das Reden erwacht und seine Geschichte erzählt, in der Hauptsache die nämliche, die wir schon oft hörten und noch manchmal hören werden. Er kommt von Bath und ist Sattler; er ist daran gewöhnt, im Park zu schlafen, und war so vorsichtig, sein Taschentuch um den Hals zu binden, was der unerfahrene achtzehnjährige Bursche versäumt hat. Er ist unbeschäftigt, und hat wenig Aussicht auf Arbeit. Er schlief oft im Arbeitshaus, besonders in Lambeth; aber, sagt er, das hängt ganz vom Direktor ab; oft (und viele andere bestätigen diese Aussage) wird die Aufnahme unter dem Vorwande verweigert, daß kein Platz mehr sei, während dies durchaus nicht wahr ist.

Alle diese Gespräche nehmen viel Zeit in Anspruch, und die kälteste Stunde der Nacht, der Anfang der Morgendämmerung, ist angekommen. Auf dem Park liegt ein Nebelschleier, und die Gestalten der armen Ausgestoßenen sind

Digitized by Google

nur undeutlich sichtbar. Doch auf einmal ist heller Tag, da ist keine in Gold und Scharlach prangende Morgenröthe, nur ein kurzes blaßrothes Aufflammen des Himmels und der Tag ist da. Da sitzen noch zwei arme Weiber, die durch das Band einer melancholischen Freundschaft verbunden zu sein schienen. Die jüngere ist schon über vierzig und scheint gerne ihren Kummer mit vielen Worten zu schildern; die ältere ist sechzig, ihr Haar ist weiß, und traurig rückt sie auf der Bank hin und her, die Zähne klappern ihr vor Frost. Sie war Nähterin bis kürzlich und hatte sich den bekannten „Verhungerungsverdienst“ dieser unglücklichen weiblichen Arbeiterklasse sauer erworben. Auch dieser hörte auf, und nun ist sie mittellos. Ihre Leiden sind peinlicher zu sehen als die aller andern: sie ist alt, schwach, hülf- und hoffnungslos. Die jüngere war Wäscherin, bis das rheumatische Fieber sie niederwarf. Sie verließ das Spital zu früh, und unterdessen waren die Löhne heruntergegangen. Sie wurde wieder krank und hat das Spital noch nicht lange zum zweiten Mal verlassen. Das Uebernachten in freier Luft wird sie bald wieder dahin zurückführen, vielleicht, um nicht wieder herauszukommen. Ihr Gemüth ist nicht so gebrochen, wie das ihrer ältern Freundin, und zuerst nimmt sie unser Hinschauen auf sie übel. „Ihr kommt wohl vom Haymarket um uns anzuschauen?“ sagt sie schnippisch und mit unterdrücktem spöttischem Lachen, welches anzuhören wehe thut.

Die Thore des eigentlichen Parkes öffnen sich erst um sechs Uhr, und dann werden alle diese Armen hineinkriechen und sich in's Gras legen, unbekümmert um dessen Nässe, nur um ein weicheres Lager als diese Holzbänke zu haben. Die Wasservögel erwachen in ihren Ställen am Ufer der Teiche und beginnen ihr Geschrei, der Himmel wird noch heller, der Nebel hebt sich, die Schläfer werden unruhig, und nun bricht der Morgen in voller Pracht herein über diese Heerde von Heimathlosen, die freilich Diebe und Dirnen genug enthalten mag, aber — auch unter diesen — doch so viele, welche ohne eigene Schuld leiden. Die Sonne sieht wenig traurigere Anblicke. Draußen im Feld läuft das Rebhuhn, fliegt der Fasan, springt der Hase durch die Morgenluft; — Alle hatten ihr Nest, ihren Bau; die Hunde haben ihren Stall, ja ihr Asyl für Verlorne in Islington; — für Alle diese ist gesorgt. Aber diese unsere Brüder und Schwestern liegen auf harten Brettern, oder auf dem nassen Rasen, eine stumme Anklage, ein wortloser aber beredter Vorwurf gegen Etwas, was noch nicht ist, wie es sein sollte in unseeem socialen System. An wem die Schuld ist, mögen wir nicht untersuchen; unsere Pflicht war es, die Thatsache an's Licht zu ziehen; daß jede Nacht wenigstens hundert und fünfzig unglückliche Geschöpfe ohne Obdach in einem einzigen Park Londons liegen, und die anderen Parks bieten eben dasselbe Schauspiel dar.

Fräulein Pustowojtoff im Gefechte.

Ein Zuzügler aus **Posen**, ein ehemaliger Pionnier-Offizier, stellte sich dem Diktator **Langiewicz** zur Verfügung. „Können Sie uns nicht eine Sappeur-Kompagnie organisiren?“ rief der Diktator dem Offizier zu, „sie würde uns recht nützliche Dienste leisten.“ Gesagt, gethan! Es fanden sich genügende taugliche Elemente und binnen zwei Tagen musterte Langiewicz eine 82 Mann starke Sappeur-Kompagnie, die sich mit ihren Werkzeugen recht stattlich ausnahm und gar Viele unter sich zählte, die früher bei einer Genietruppe gedient hatten. Aber auch die Feuertaufe sollten sie bald durch den Kampf erhalten. Von drei Seiten rückten die Russen an, um das Korps des Langiewicz zu umzingeln, zu vernichten oder über die galizische Grenze zu drücken. Ein breiter Fluß deckt die Flanke der Insurgenten. Da bemerkt Langiewicz, daß er in dieser Position durch eine Brücke oberhalb seiner Aufstellung bedroht sei, die die Russen blos zu überschreiten brauchen, um seine Flanke zu umgehen. „Sappeurs vorwärts!“ erschallt das Kommandowort und die Kompagnie setzt sich mit ihrer Bedeckung von 120 Mann Uhlanen in Bewegung, um den Uebergang zu zerstören. Rasch geht die Arbeit von statten, doch bald sieht der Führer der Sappeurs ein, daß alle seine Bemühungen vergebens sind, so lange der Steinpfeiler stehen bleibt, denn mit einigen Baumstämmen ist es den Russen leicht, die gestörte Verbindung wieder herzustellen. Unschlüssig steht die Truppe; da bemerkt Frln. **Pustowojtoff** die Zögerung und im raschen Galoppe sprengt sie heran, sich nach der Ursache zu erkundigen. Kaum in Kenntniß derselben gesetzt, so ertönt das Kommandowort des weiblichen Adjutanten: „Rasch, lassen Sie den Pfeiler sprengen!“ Die Sappeurs bereiten sich zur Arbeit vor, da schlagen die Kugeln eines Pelotonfeuers in ihre Reihen, denn die Russen haben durch eine Furt den Fluß übersetzt und die Kavalleriebedeckung von dem unvermutheten Angriff überrascht, jagt spornstreichs in den nahen Wald. Kaum bemerkt Frln. Pustowojtoff die eingerissene Verwirrung und schon ist sie mit verhängten Zügeln hinter den Fliehenden her und beschwört sie in glühenden Worten umzukehren und den Feinden des Vaterlandes muthig Stand zu halten. Die regellose Flucht durch das Gestrüppe hatte Sattelzeug und Waffe der Uhlanen stark mitgenommen und nur etwa 50 Reiter vermögen dem Ruf ihrer begeisterten und verwegenen Landsmännin Folge zu leisten. Mit diesem Häuflein sprengt der Adjutant gegen die Russen an, allein vergebens geschieht die Attaque der Uhlanen gegen das feindliche Quarré, das Tod und Verderben entsendet und die Angreifer zur Umkehr zwingt. Noch einmal reißt Frln. Pustowojtoff durch ihr feuriges Wort und ihr opfermuthiges Beispiel die Uhlanen zur Umkehr und zum Kampfe fort, allein vergebens fließt das Blut der Polen. — Langiewicz wird zum Rückzuge gezwungen und — der Tag gehört den Russen! (Mähr. Corr.)

M i s c e l l e.

Man war in der letzten Zeit nicht wenig darüber erstaunt, in dem Tuileriengarten in Paris jeden Tag todte Vögel zu finden und kam endlich auf den Verdacht, daß die armen Thiere vergiftet würden. Das Resultat der angestellten Untersuchung ergab, daß keine allgemeine Vergiftung vorliegt, daß im Gegentheil alle diese Thiere an demselben Krankheitszufall gestorben sind. Ein Schlagfluß hat sie getödtet. Wie Dr. Graisst behauptet, droht ein solcher Tod den Vögeln überhaupt in dieser Jahreszeit sehr häufig und die Vögel des Tuileriengartens sind ihm vor allen ausgesetzt, weil sie sich durch das Fressen, welches ihnen die zahlreichen Besucher vorwerfen, leicht den Magen überfüllen. Bemerkenswerth ist noch, daß es besonders die Tauben sein sollen, die dieser Gefahr ausgesetzt sind.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Wagner**.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 32. Mittwoch den 22. April 1863.

Der Schatz.

(Schluß.)

Der Schatz.

Zu der bestimmten Abendstunde holte sich des Schusters Sohn den Schiebkarren aus dem Schupfen, umwickelte dessen Rad mit Stroh und stellte ihn im Vorraum vor die Kellerthüre. Vater und Sohn hüllten sich in die bereit gelegten großen schwarzen Tücher, nahmen eine tellerartige Öllampe und gingen an ihr schweres Werk im Keller. Dort angekommen, stellten sie die durch den Luftzug hoch aufflackernde Lampe in eine Mauernische.

Es wurde nur Stroh in die Kiste und darauf die Leiche gelegt, welche gleichfalls mit Stroh zugedeckt wurde. Nachdem der Deckel zugenagelt worden, verrichteten Schusterfranz und Sohn ein andächtiges Gebet, denn wenn der Verstorbene auch des Landes Feind, so war er doch ein Unglücklicher, fern von seiner Heimath und Familie aus dem Leben geschiedener Mitmensch. Eben waren die Beiden Willens die Kiste anzufassen, als sie von der Seite des Kellerloches her ein Geräusch vernahmen und sahen, wie langsam eine Leiter herabgelassen wurde. In gespanntester Erwartung verhielten sie sich ganz ruhig, bald steigt, den Rücken den Dastehenden zugewandt, mit einer kleinen Blendlaterne versehen, ein Mann herab, der unten angekommen, sich schnell umwendet. Abgesehen davon, daß unsern Schneiderhans, denn dieser war es, nur ein erkünstelter Muth zu dieser That trieb, so würde wohl die sich hier darbietende mystische Scene auch stärkere Nerven im ersten Augenblick angegriffen haben.

Ein Blick auf die teuflischen Gestalten, die Kiste und die Flamme, ein Schrei und der Ausruf: „Alle guten Geister" — und hinauf war der Schneider.

Ein großer, zum Hauswesen des Schusterfranz gehörender, rabenschwarzer Kater, welchen die endlich wieder geöffnete Kellerthüre verlockte, längst unbesuchte Räume wieder einmal zu begehen, sprang dem angsterfüllten Flüchtling nach und hing sich an dessen Hosen an, mußte aber bei Verengung des Kellerloches wieder loslassen. Man mag sich den Schreck des armen Schneiders ausmalen, welcher das Anhängsel für den leibhaftigen Gottseibeiuns hielt. Halbtodt oben angekommen, brachte er nur die Worte heraus: „Fort — der Teufel —!"

Die wartenden Frauen nahmen den zu Tode Erschreckenen in Empfang und brachten ihn in Seiffranzens Stube, wo allerlei Mittel angewendet wurden, um seine Zurechnungsfähigkeit wieder herbeizuführen.

Die im Keller Zurückgebliebenen vermochten im Anfange den Besuch nicht zu deuten, nachdem sie aber in dem ausgestoßenen Angstrufe den Nachbar Schneiderhans erkannten, mußten sie, da das Manöver der Katze dazu kam, hell auflachen, doch zögerten sie mit ihrem Vorhaben nicht, sie nahmen schnell die Kiste, trugen sie die Stiegen hinauf auf den bereitgestellten Schiebekarren, und unverzüglich ging es, nachdem man sich von der Ruhe auf der Gasse überzeugt hatte, dem Markte zu.

Zu jener Zeit befand sich der Kirchhof bei der Dekanalkirche und wurde in der obern Kirchgasse durch ein hölzernes Thor abgesperrt; unsere Beiden wollten aber nicht direkt an das Thor, sondern hinter der Kirche herumfahren; denn falls das Thor abgesperrt war, wollten sie die Kiste hinter der Kirche über die niedrige morsche Mauer heben.

Sie kamen bis hinter das Rathhaus, wo sie die Friedländer Gasse herauf Wagengerassel und Pferdegetrapp vernahmen. Als sie um die Ecke biegen wollten, trat plötzlich ein preußischer Soldat mit der Frage vor Schusterfranz und seinen Sohn: „Was habt ihr da —!" Vor Angst konnte weder Vater noch Sohn ein Wort erwidern, denn das leuchtete beiden ein, wurde die Kiste untersucht und die Leiche eines Soldaten aus Fritzen's Lande gefunden, wie leicht konnten sie als Mörder angesehen werden und durch eine im Kriege gebräuchliche Prozedur den ersten besten Pfahl zieren. Während dieser für unsere Helden gefährlichen Situation waren mehrere preußische Kavalleristen und ein Fuhrwerk angekommen; der preußische Soldat, jedenfalls die Angst der armen Tröpfe anders deutend, sagte lachend zu den Kameraden: „Hier ist Beute", und ohne zu warten, wurde die Kiste auf den Wagen gehoben. Vater und Sohn athmeten leichter und verloren sich im Finstern zwischen den Fleischbänken, von wo sie dem heimischen Pfahle zueilten.

Denselben Abend konnte sich aber Schneiderhans nicht mehr erraffen; Fieberfrost schüttelte seinen Körper, und zu Bette gebracht umgaukelten ihn wirre Phantasien von Teufeln und feurigen Flammen.

Schluß.

Des andern Tags kehrte die Gemüthsruhe des Schneiders soweit zurück, um den ihn besuchenden Nachbarn und deren Weibern das Erlebte zu erzählen; daß er die Kiste mit dem Schatze, bewacht von zwei großen und einem kleinen Teufel, mit feurigen Zungen und glühenden Augen, sowie eine aus der Erde hervorkommende große Flamme gesehen habe, ließ er sich nun nimmermehr ausreden; er ist

Digitized by Google

auch in dem Glauben daran nach mehreren Jahren selig im Herrn entschlafen.

Der Glaube an vergrabene, zeitweilig aufbrennende Schätze, wie überhaupt an verschiedenartigen Geisterspuk dauerte bis in die Neuzeit, welche die Poesie des Geheimnißvollen nicht mehr recht aufkommen läßt, wiewohl es immer noch mitunter Gläubige geben soll, die, gestützt auf ähnliche Traditionen, dem Schoße der Erde Reichthümer entreißen wollen, dabei aber bisweilen statt auf eiserne Kisten und Töpfe, mit Gold gefüllt, in Nachbars Weinkeller gerathen.

Keiner unserer Helden, weder Seiffranz, Riemersef noch Schneiderhans, fühlen mehr den Drang und Muth, in die Geheimnisse des Nachbarkellers einzudringen. Kinder und Enkel wußten noch viele, viele Jahre von dem Spuk in dem geheimnißvollen Keller zu erzählen und Schreiber dieses weiß sich aus seiner frühesten Jugendzeit zu erinnern, mit welch' geheimem Grauen, nachdem schon Urenkel im Besitze des Hauses waren, er manchmal in die geheimnißvolle Tiefe blickte, ohne je den Muth zu haben, einen Schritt hineinzuwagen. So hatte sich die Sage von dem Schatz und dessen Aufbrennen fortgepflanzt, bis endlich die alten Räume den Bedürfnissen der Neuzeit nicht mehr entsprachen und der reale Grund der Sage verloren ging.

Die Familie des Schusterfranz hatte wohl keinen Winkel den Hauses unerforscht gelassen, der verborgene Schatz wollte sich aber nicht finden; doch merkwürdig, nachdem Schusterfranz längst zur Ruhe gegangen war, unterzog ein Nachkomme, gestützt auf die Sage, den Keller einer nochmaligen genauen Untersuchung, wobei sich eine zerrissene Blase mit 4 Stück kaiserlichen Dukaten vorfand; ein Ausbrennen im Keller wollen auch die folgenden Besitzer gesehen haben.

Was mit der Kiste und dem todten Preußen geschehen ist, konnte man nicht erfahren; die Truppen zogen damals ohne Aufenthalt durch das Städtchen, und es mag bei der Revision der Kiste die Ueberraschung, statt Werth und Gut einen Leichnam zu finden, nicht gering gewesen sein.

Jean Paul und die Frauen.

Ö „Frauen waren es, unter denen sich zuerst der Kultus seines Genies ausbildete, wie auch seine Inspirationen hauptsächlich von Frauen ausgingen." Diese auf Göthe sich beziehenden Worte Julian Schmidt's gelten auch hinsichtlich Jean Paul's.

Von der ersten Zeit seiner Berühmtheit an erscheint dieser Glückliche umwunden von einer Rosenkette zärtlicher Verhältnisse, und nie haben die duftigen Fesseln seine Seele bedrückt. Man denkt an die Inseln der Seligen, wo kein Schiffer auf dem Meere des Lebens im Sturme der Leidenschaft strandet, sondern jeder den Hafen göttlichen Friedens und ewig gleicher Ruhe erreicht. In süßem Tändeln und reizender Schwärmerei wird immer auf's Neue ein Band geknüpft, aber war es auch noch so innig und fest verschlungen, leicht und ohne Kampf löst es sich endlich doch und kein Herz wird gebrochen, kein Sinn auf immer verdüstert. Wohl vier- bis fünfmal wiederholt sich dies anmuthige Liebesspiel, bis in der vollen, nie unterbrochenen Harmonie einer wahrhaft glücklichen Ehe aus all' dem sinnigen Scherz schließlich noch köstlicher Ernst wird. Das ewig Weibliche zog auch Jean Paul hinan.

Der große Einfluß edler Frauen auf seine Schöpfungen war früher nur den Eingeweihten bekannt; dem Zeitalter der Epigonen blieb es vorbehalten, das große Publikum darüber aufzuklären. Erst vor Kurzem wieder sind geheime Archive jenes Seelenverkehrs erschlossen worden, Briefe und Tagebücher, die die Pietät sorgfältig bewahrt hatte,*) und man staunt über die Fülle des Lebens, die auch hier das weibliche Gemüth im Verborgenen zu entwickeln wußte. Daß durch solche Fülle bereichert, Jean Paul sich zu einer Wärme der Empfindung steigerte, welche nahe dem Siedepunkt kommt, ist nicht zu verwundern.

Elise Pollo erzählt in einer ihrer Novellen, während seiner Leipziger Studentenzeit habe Jean Paul ein zärtlich platonisches Verhältniß mit der schönen, in der Blüthe ihrer Jahre dahingeschiedenen Tochter des Kupferstechers Bause unterhalten. Die bekannte Schriftstellerin schildert den schwärmerischen, doch ganz unschuldigen Verkehr der beiden jungen Leute unter einander sehr hübsch und mit viel Zartheit und Innigkeit, freilich scheint es uns aber, als wenn von historischer Wahrheit in dieser Schilderung nur wenig die Rede sein könnte. Die erfinderische Phantasie der Dichterin hat wohl das bei weitem größte Anrecht auf den Inhalt jener Erzählung. Beglaubigt ist erst, daß nach dem heimlichen Weggange von Leipzig Jean Paul unter den Töchtern von Hof im Voigtlande, wo er mit seiner betagten Mutter in Dürftigkeit lebte, ein Mädchen sich auserwählt hatte, dem die Ergießungen seines sehnsuchtsvollen Herzens galten, eine Geliebte, die er in seinen Träumereien zu seinem Ideal erhob, von welchem ihr eigener nüchterner Sinn sie sehr weit entfernt hielt. Es war jene „erste Caroline", von der Jean Paul selbst in seinen biographischen Aufzeichnungen sagt, daß er sie habe heirathen wollen (wie eine zweite, während ihm eine dritte beschieden gewesen). An sie konnte er noch am 7. Februar 1797, als schon der Gedanke an eine ewige Verbindung aufgegeben war, schreiben: „Ihre aus elysischen Träumen zusammengesetzte Seele verliert sich in einem Idyllenleben, zu dem es auf der Erde keinen Boden und kein Beispiel gibt. Ich will es malen, wie sich der Wochentag und die Alltäglichkeit um Sie verklären — wie Sie sich fragen: Kehrt die Zeit nie um? Die vorigen Jahre liegen begraben, die Vergangenheit war ein Traum. Und wenn ich's nicht sage, so will ich's doch denken: Trockne dein liebes Auge ab, du theure Gestalt! Bist du nicht so sehr geliebt? Ich bleibe dein Freund, und was uns äußerlich trennt, bindet uns innerlich. Wenn ich dich nach langen Jahren aus weiter Entfernung zurückgeworfen wieder sähe, so würd' ich sagen: Komm an mein Herz, denn du bist darin. Für mich gäb es keinen schöneren Tag als den, wo ich jeden Riß, den das Schicksal in dein Herz gegraben, zugeschlossen sähe. Deine Seele ist in meiner, meine in deiner. Das Schicksal kann die Gewänder umändern, in denen wir uns sehen und umfassen, aber das Herz unter dem Gewande ändert sich nie. Schone das meinige, denn es ist zu warm und wund und erduldet nichts, als Freude und Sehnsucht. Schone es und liebe es!"

So liebebedürftig und sehnsuchtsvoll schlug Jean Paul's Herz für ein Mädchen, das seine Empfindungen kaum zur Hälfte erwiderte, und das nicht im Entferntesten eine Ahnung von dem Werth des Dichters hatte, als plötzlich die Aner-

*) „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Richter". Zur Feier seines hundertjährigen Gedächtnißtages herausgegeben von Ernst Förster. (München, Fleischmann.)

Digitized by Google

kennung von außen und von fern kam und Liebe, nach der er vergeblich die Arme ausgebreitet, in überschwenglicher Fülle ihm entgegentrat, so daß nach E. Förster's Worten „vor der neuen Welt, die ihm aufging, die alte nicht versank, aber zum Traumbild werden mußte." Von den weiblichen Bekanntschaften nun, die er vom Jahre 1796 an gemacht, sagt Jean Paul, daß sie ihn gewissermaßen für den „Titan" erzogen haben, für das Werk, in welchem er alle Leiden und Seligkeiten der Liebe, ihre heißen Kämpfe und ihren endlichen Frieden in ergreifenden, großen, beglückenden Bildern uns vor die Seele führt, und zwar wird dieser Ausspruch von keiner mehr gelten dürfen, als von der aus Schiller's Leben bekannten Charlotte v. Kalb, die er ja selbst seine „Titanide" nannte und die ohne Zweifel das Urbild seiner Linda gewesen ist.

Charlotte Marschalk v. Ostheim, geboren am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, hatte im Jahre 1783 eine Konvenienzheirath mit Heinrich v. Kalb, der Offizier in der französischen Armee und zugleich Schwager ihrer Schwester war, geschlossen, in dieser Ehe aber, wie vorauszusehen gewesen wäre, kein rechtes Glück gefunden. Es war eine von den Anverwandten fast ohne ihr Zuthun gemachte, wobei weder ihr Herz, noch ihr Geist, wohl jedoch ihr bedeutendes Vermögen vornehmlich in Anspruch genommen worden zu sein scheint. „Nicht bedenklicher", schreibt sie, „als jedes andere Ehebündniß war das meine; die äußere Existenz dadurch gesichert. Gegenseitig war es wohl weder Wunsch noch Neigung — der Gleichmuth des Leidens. Aber daß für die Frau das Bündniß so ganz ohne irdischen Vortheil, schien dem Gemüth die Lichtseite zu sein. In dem Saale, wo einst das Ahnenbild herabfiel, war die Trauung, drei Zeugen gegenwärtig. Es schwanden die Tage ohne Einsicht noch Absicht dahin." So kam es, daß ihr in Schiller, den sie gleich in den ersten Jahren ihres Ehestandes kennen lernte, eine neue Welt aufging, in welcher Liebe und Verehrung des Genie's sich so innig durchdrangen, daß ihr Ehebündniß auch noch den schwachen Reiz für sie verlieren mußte, den es etwa gehabt hatte. Ein mehrjähriger Briefwechsel zwischen ihr und Schiller ist uns verloren gegangen, da sie nach des Letztern Verlobung mit Charlotte v. Lengefeld seine Briefe den Flammen übergeben hat.

Anfangs nannte Schiller Frau v. Kalb „eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für sich, die einem größeren Geiste als dem seinigen zu schaffen geben könne" — allmälig aber ward er inne und sprach es später auch aus, daß sie „ein seltsam wechselndes Geschöpf sei, nicht fähig, glücklich zu sein, und darum auch unfähig zu geben, was sie selbst nicht habe", daß man sich „vor ihrer Inkonsequenz hüten müsse, die sie oft verleite, sogar sich selbst nicht zu schonen, und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführe, es mit dem Besten Anderer nicht so genau zu nehmen."

Als dies „starkgeistige" Weib bewährte sich denn auch Frau v. Kalb in ihrem nachherigen Verhältniß zu Jean Paul. Daß eine Feuerseele wie die ihrige von den Schriften dieses Dichters tief ergriffen und in Flammen gesetzt wurde, ist natürlich. Sie schrieb an ihn und ihre Stimme war die erste anerkennende aus der Ferne. Er folgte der Stimme nach Weimar, und in der persönlichen Bekanntschaft schlug sehr bald die Verehrung in Liebe um. Seinem Freunde Christian Otto schildert Jean Paul die merkwürdige Frau in einem Briefe folgendermaßen: „Sie hat zwei große Dinge. Große Augen, wie ich keine noch sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht.... Dreiviertel Zeit brachte sie in Lachen hin (dessen Hälfte aber nur Schwäche ist) und ein Viertel mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugesunkenen Augenlider himmlisch in die Höhe schlägt, wie wenn Wolken den Mond wechselweise verhüllen und entblößen..... Sie sind ein sonderbarer Mensch, das sagte sie mir dreißig Mal."

„Inniges", schrieb Frau v. Kalb an Schiller, als sie ihm ihre Absicht, seine Briefe den Flammen zu übergeben, mittheilte, „kann nur von den Einen verstanden werden, den Anderen verwandelt es sich in Hohn. Ich ehre uns, wenn ich die Korrespondenz nun vernichte." Freilich fügte sie später in ihrem Tagebuche hinzu: „Mit Wehmuth und weinend sah ich nach dieser Opferung, und wie spät hab' ich erkannt, daß es nicht mir, daß es Vielen geraubt war." Leider aber hat diese Erkenntniß nicht nachgewirkt, denn auch Jean Paul's Briefe hat sie — obschon sie dem Schwiegersohn E. Förster dieselben sicher zugesagt hatte — in einer schmerzvollen Anwandlung kurz vor ihrem Tode verbrennen lassen. Die Fragmente, die der Ebengenannte jetzt im zweiten Bande der „Denkwürdigkeiten" veröffentlichte, zeigen uns die Größe des Verlustes und lassen genaue Blicke thun in die gährende und wogende Tiefe dieses ungewöhnlichen Charakters. Einige Proben, die wir ausziehen, mögen das beweisen.

„Endlich, gnädige Frau — schreibt Jean Paul alsbald nach seiner Ankunft in Weimar den 10. Juni 1796 — hab' ich die Himmelsthore aufgedrückt und nehme, aus der Reisekruste noch nicht heraus, schon die Feder zur bittenden Frage: welche einsame Stunde? — denn zwischen dem ersten Sehen sollte nie das dritte Paar Augen stehen. Sie vergönnen mir, daß ich vor zitternder Freude so unordentlich rede als schreibe. Sie können zu meiner Himmelfahrt zu Ihnen jede Minute, sogar die heutigen bestimmen." In einem Briefe noch aus demselben Monat, in welchem diese „Himmelfahrt" stattfand, lesen wir dann: „Wenn es schön ist, in dem engen Zimmer gleichsam jede Empfindung aus dem fremden Auge zu trinken und an das Antlitz zu sinken, was in Liebe glänzt, so ist es schöner im Zauberkreise der allgewaltigen Natur zwischen Bergen, Strömen und Sternen ans geliebte Herz zu fallen und leise zu sagen: Du bist die Natur, Du bist das Universum um mich, und ich gebe Deinem nahen Herzen Alles, was der große Geist in meinem erschafft." Nach dem Aussprechen dieses Gedankens wird denn auch das Schweigen von Seiten Charlotten's gebrochen, und wir lesen in einem Schreiben ihrer Hand: „Die Erde trägt mich geduldig, den Himmel fand ich in Ihren Schriften und die Quelle des Ewigen in Ihnen! Ich grüße den Unsterblichen!" Und schon vier Wochen nach Jean Paul's Ankunft in Weimar, als er ihr geschrieben hat: „Ich reiche dir die Hand über Zeit und Raum, es war eine Zeit, ehe ich dich kannte und liebte; die Ewigkeit beginnt für den Liebenden" — sieht sie sich gedrängt, ihm zu antworten: „Was gleich einer Ephemere nur in mir lebte, mit dem Sonnenblick entstand, am Abend vergangen war, erhielt ein zweites, längeres Leben, seit ich es Dem sage, der mich versteht, mich berichtigt, wo ich irre, und mir die Schätze seines Geistes vertraulich mittheilt." Zwei Tage darauf reiste Jean Paul zurück nach Hof und sandte ihr von da aus die glühende Versicherung: „Ich werde an Deinem Geburtstag vor Sonnenuntergang auf

Digitized by Google

einen Berg treten und nach der Sonne, die gerade in Dein Gefilde niedersinkt, mit vollen Augen blicken und an Dein Leben denken. Schaue der fallenden glühenden Welt dann auch nach und wisse fest, daß ich an Dich denke, daß ich die Wolken Deiner beschatteten Tage werde zählen und vorüberfliegen lassen, und daß ich alle Deine heißen Schmerzen von Neuem beweine. O, werde ich bitten, gutes Geschick, gib dieser müden Seele nur jetzt einmal eine reiche grüne Stätte; greife nur jetzt nicht mehr so hart zwischen dieses lose zusammengeknüpfte Nervengewebe; bescheer' ihr Ruhe in ihrer Brust, einen sanften Lebensweg, den die schimmernden Gletscher der zweiten Welt magisch begrenzen, und lauter Menschen, die sie lieben!"

(Fortsetzung folgt.)

Langiewicz.

Der Feuilletonist des „Wanderer" hat dem Ex-Diktator in Tischnowitz einen Besuch gemacht, und gibt die folgenden Aeußerungen des Langiewicz wieder:

„Mein Uebertritt auf österreichisches Gebiet hat mannigfache Auslegungen erfahren, dessen einzige Ursache wird erst die Folgezeit enthüllen. Daß ich nicht durch eine Niederlage dazu gezwungen wurde, ist bereits aufgehellt; das eigentliche Motiv ist nicht mein Geheimniß, und es wird erst nach dem Schluß der großen Tragödie, die aber, ich habe die Zuversicht, eine sühnende Lösung für meine Nation finden muß, aufgedeckt werden. Ich setzte wie Ihnen bekannt, mit mehreren Gefährten auf einem Kahne über die Weichsel. Daß Fräulein Pustowojtoff in meiner Gesellschaft war, hat zu mancherlei romantischen Versionen Anlaß gegeben; es erklärt sich jedoch einfach dadurch, daß ich mit einem norwegischen Passe reiste, der auf den Namen eines Polen und seines achtzehnjährigen Sohnes lautete. Alle meine Gefährten waren älter als ich, unter ihnen konnte ich also diesen für meine Sicherheit so dringend nothwendigen Sohn nicht rekrutiren; Fräulein Pustowojtoff erbot sich zu dieser Rolle, und ich nahm diesen opferwilligen und zugleich patriotischen Dienst an. Als ich an das Zollhaus kam und meinen Paß zur Revision übergab, hörte ich schon von verschiedenen Seiten meinen Namen ausrufen, und ich hatte sofort die Ueberzeugung, daß hier Verrath im Spiele sein mußte. Von wem dieser Verrath ausging, darüber werde ich mich kaum täuschen".

Die polnische Sache hat am meisten durch russische, preußische und durch die Agenten Mieroslawski's gelitten; — den letzteren Namen betonte er ganz besonders, und es flammte sein Auge stets zornig, so oft er ihn aussprach.

„Das ist", sagte er gelegentlich, „die personifizirte windige Eitelkeit, die Niemand neben sich dulden will, die aber, wenn sie auch den freiesten Spielraum zum thatkräftigen Handeln hätte, sich immer nur nach müßigen Fanfaronaden feig aus der Affaire ziehen würde. Warum ist dieser Gaskogner, der stets die erste Flöte spielen will, nicht werkthätig inmitten der Insurrektion, und wo ist er? Meine Vermuthung wird mich nicht trügen, die dahin geht, daß dieser Bramarbas alles aufbieten werde, um mir selbst in dieser Provinz, für die ich internirt bin, zu schaden. Und nebenbei will ich Ihnen noch bemerken, daß er, wenn es gilt, der schlechteste Soldat ist, von seinem organisatorischen Talente, mit dem er so viel flunkert, gar nicht zu sprechen".

Auf Fräulein Pustowojtoff zurückkommend und den leidenschaftlich erregten Ton seiner Stimme mäßigend, sprach er:

„Man hat dieses Mädchen als Abenteurerin darzustellen gesucht, und auf seine Rechnung exzentrische Sagen und Märchen gebracht. Ich will es Ihnen mit wenigen Worten charakterisiren. Fräulein Pustowojtoff ist einfach, ich möchte sagen, bis zur Nüchternheit, sie ist die beste Patriotin und der bravste Soldat. Sie hätten in meinem Lager sein müssen, um zu sehen, mit welcher Verehrung man ihr allseitig entgegenkam. Die Soldatengruppen im Bivouak überwachen sich gewöhnlich nicht in ihren Reden, und es herrscht dort der lockerste und ungezwungenste Ton. Wo sie erschien, hätte es der sonst derbste Soldat für ein Verbrechen gehalten, seine Zunge nicht zu zügeln. Und dazu waren die Truppen vielleicht nicht durch eine geheime Weisung verhalten, sie handelten nach ihrem besseren Instinkte, der ihnen das Richtige eingab. Das Fräulein Pustowojtoff ist erst als mein Adjutant genannt, und es ist so meine Persönlichkeit gleichsam romantisch aufgeputzt worden; sie war nicht mein, sondern der Adjutant des Generals Czachowski, eines alten Soldaten, der Frau und Kinder hat, und seinen tapfern verwegenen Begleiter selbst wieder als Kind liebte". Die Diktatur, äußerte sich Langiewicz im Verlaufe des Gespräches, habe ich nicht ambitionirt, ich mußte sie annehmen.

„Dafür waren zwei Ursachen bindend, deren eine ich nicht erörtern darf, weil sie das geheimnißvolle Walten des Central-Komités betrifft, dessen Anordnungen ich mich ungeprüft zu unterwerfen hatte; die zweite war allerdings sekundär, und sie lag darin, dem unberufenen Auftreten Mieroslawski's ein Paroli zu biegen und seine unpraktisch vermessenen Plane schon vorwegs zu vernichten. Meine Diktatur war vor Allem deßhalb ein Fehler, weil folgerichtig das Gros der russischen Truppen gegen das Corps, das ich in Person befehligte, operiren mußte. Nun manövrirte ich aber nicht wie ein General regulärer Truppen, der nur taktisch zu organisiren und sich nicht zu exponiren braucht; ich mußte stets à la tête sein, und mit einem Unglücke, das meine Person traf, war die Insurrektion, wenn auch nur auf dem Grunde meines Operations-Terrains, empfindlich geschädigt."

Meine Frage, dahin gerichtet, welche Hoffnungen er über den Verlauf der polnischen Insurrektion habe, beantwortete er mit der freudigsten Zuversicht.

„Wir stehen erst am Anfange der Insurrektion", sagte er gehobenen Tones, „und bis jetzt haben wir nur auf den ungünstigsten Terrains, und selbst da nicht ohne Erfolg gearbeitet. Sehen Sie nach Litthauen, wie es sich dort gewaltig regt, und dießmal ist auch der Bauer dabei, der einen harten und überlegsamen Kopf hat, dann aber todesmuthig aushält. Die polnische Insurrektion, die so zu sagen einen „Blutegelkrieg" führt, wird noch viel Blut dem Colosse der russischen Heeresmassen abzapfen, und sie dürfte länger andauern, als die Herren am Staatsruder glauben."

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

… und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. … München

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 33. Sonntag den 26. April 1863.

Ein weiblicher Dämon.*)

Roman
von
Xavier de Montépin.

Erstes Kapitel.

Im Jahre 1837 stand an den Ufern eines kleinen Flusses, welcher sich durch das Thal von Brunoy schlängelt, ein ganz nettes Häuschen in Mitte eines ziemlich großen Gartens.

Dieses Häuschen gehörte einem gewissen Doktor Leroyer, welcher es mit seiner alten Haushälterin, Susanna genannt, bewohnte.

Der Doktor zählte zwei- bis dreiundsechzig Jahre, — Susanna mochte im selben Alter stehen. Seit vielen, vielen Jahren besorgte sie die Küche, den Keller — ja sogar den Stall ihres Herrn, mit einem Worte, sie war sein Faktotum, seine rechte Hand.

Man wollte wissen, sie sei einstens recht hübsch gewesen, und die bösen Zungen von Brunoy hatten seiner Zeit daraus Anlaß genommen, sich so Manches über den Doktor, welcher niemals heirathen wollte, und über die Haushälterin, die selbst in ihrer Blüthezeit die annehmbarsten Partien ausgeschlagen hatte, in die Ohren zu raunen; mittlerweile wurden aber Herr und Dienerin alt, der böse Leumund gab sich nach und nach zur Ruhe, und endlich blieb nur noch eine vage Erinnerung zurück von dem, was einmal gewesen sein soll.

Doktor Leroyer war ein würdiger, vortrefflicher Mann, der, wie man zu sagen pflegt, das Herz auf der Hand trug; kein Wetter war ihm zu schlecht, keine Entfernung zu groß, wenn es galt, seinen Nebenmenschen beizustehen, und nicht nur, daß er den Armen seine ärztliche Hilfe ohne allen Entgelt zukommen ließ, **vergaß** er gar oft ein Stück Geld auf dem Tische des Bedrängten, oder gab ihm eine Anweisung an die Apotheke von Brunoy.

Nach dieser kurzen Skizze über den Doktor, nur noch — zur Ergänzung des häuslichen Bildes — einige Worte über die alte Haushälterin.

Susanna hatte für ihren Herrn jene fanatische Anhänglichkeit gefaßt, welche sich in keiner Lage des Lebens, unter keinerlei Verhältnissen verleugnet, wir müssen aber dabei bemerken, daß eben diese Anhänglichkeit doch zuweilen ein wenig an Tyrannei streifte. Der gute Doktor aber nahm das Eine und das Andere mit aller Gemüthlichkeit hin und lächelte über dieses Gemisch von Liebe und Tyrannei.

Im Augenblick, als unsere Erzählung beginnt, nahte man sich dem Ende des Monats November im Jahre 1835. Die Hügel, welche das Thal von Brunoy umschlossen, hatten bereits ihren herbstlichen Schmuck verloren, nur hie und da ragten vereinzelte Bäume hervor, welche an ihren Wipfeln noch die letzten Spuren ihrer früheren Pracht zeugen, das übrige Laub hatte der kalte Nordwind abgestreift und jagte es in wirbelnden Kreisen vor sich hin, mit jenem raschelnden Geräusche, das so sehr im Einklange steht mit dem Gekrächze der Raben, diesen Vorboten des Winters.

Durch Regengüsse angeschwollen, war das Flüßchen, welches sonst so ruhig dahinfloß, zu einem Flusse geworden, und rollte mit fürchterlichem Getöse durch das friedliche Thal.

Es war 7 Uhr Abends; die Nacht war schon längst hereingebrochen, der kalte Nordwind pfiff durch die Aeste der entlaubten Bäume und trieb die Wolken am Firmamente hin, der Regen fiel in Strömen und schlug, gepeitscht vom Sturme, mit allem Ungestüm an die Fenster.

Die Gassen von Brunoy waren ganz verödet, das Dorf schien ausgestorben, nur aus den kleinen Fenstern der Hütten blitzten der schwache Schein einer Lampe oder das Feuer eines Kamines in die schwarze Nacht hinaus.

Im Hause des Doktors war nur ein Fenster im Erdgeschosse erleuchtet. Alle Viertelstunde ging die grüne Hausthür auf. Die alte Susanna ging unzählige Male in den Hof, befragte die Finsterniß, befragte die Todtenstille, aber sie sah in der Dunkelheit nur die Skelette der Bäume, hörte nur das Tosen des Wassers und das Geheul des Windes.

Dann ging sie jedesmal wieder in's Zimmer zurück, ließ sich in einen alten Armstuhl nieder, und sprach zu sich selbst mit lauter, vernehmlicher Stimme.

*) Der Stoff zu diesem Roman ist einer der interessantesten causes célèbres aus dem Jahre 1837 entnommen. Die „Affaire du Pont de Neuilly“, machte damals die Runde durch alle Blätter und versetzte wegen ihres geheimnißvollen Herganges und wegen ihres zu jener Zeit leider! noch nicht geahnten Zusammenhanges, Paris und ganz Frankreich in eine außerordentliche Spannung. Wir brauchen wohl nicht erst auf das ausgezeichnete Talent des bekannten Autors in Behandlung von solchen dem wirklichen Leben entnommenen Stoffen hinzuweisen, um in unseren Lesern ein besonderes Interesse für diese Novität in der französischen Romanliteratur wachzurufen.

Digitized by Google

„Ist das erlaubt, bei einem solchen Wetter, um 7 Uhr noch außer Haus zu sein, wenn das Essen schon seit 6 Uhr fertig ist! — Um 11 Uhr ist er ausgegangen! So alt er ist, hat er doch nicht mehr Ueberlegung als ein junger Mensch! Wahrhaftig er dürfte sechsundzwanzig, anstatt zweiundsechzig Jahre alt sein! Wo er doch bleiben mag! Ach Gott, wie leicht ist ein Unglück geschehen. — Das geht aber nicht länger so; wir müssen uns zurückziehen, — wir werden unsere ganze Klientel an einen jungen Arzt verkaufen; wir haben genug, um zu leben. Uebrigens für wen sparen wir denn? Unser einziger Erbe ist ein Neffe, der immer was erfinden will, — der wird ohnedies Millionär; wozu braucht er dann unser Geld! Es bleibt dabei, wir setzen uns in den Ruhestand. . . .“

Diesen Monolog unterbrach ein furchtbarer Anprall; der Wind warf den Regen an's Fenster.

„Mein Herr und mein Gott!“ rief Susanne aus. „Da haben wir's, jetzt fang' ich schon an, mich zu fürchten“, und sie nahm ihre Zuflucht zum Gebete.

Noch war sie mit dem ersten „Vaterunser“ nicht zu Ende, als eine Stimme von außen schrie:

„Susanna, Susanna, da bin ich; geschwind aufmachen!“

„Endlich ist er da, das hat das „Vaterunser“ zuwege gebracht, das konnte nicht anders sein.“

„Ist das ein Wetter“, sagte der Doktor, als sich die Hausthür in ihren Angeln drehte.

„Ich sage nur, daß Sie wie ein kleines Kind sind; mit ihrem unsinnigen Benehmen werden Sie noch vor der Zeit in's Grab beißen müssen. Das ist ein Unsinn, so bei Nacht und Nebel in der Welt umherziehen. Sie werden sich noch einen Schnupfen holen. Wenn das Essen verdorben ist, kann ich nichts dafür.“

Der Doktor nahm die Gardinenpredigt mit aller Ruhe hin. „Nur ruhig, nur ruhig, mein liebes Kind“, sagte er, „ich werde keinen Schnupfen bekommen und was das Essen betrifft, so kennst du ja das alte Sprichwort: der Hunger ist der beste Koch. . . Aber jetzt führe die arme Cocotte in den Stall, das arme Thier wird auch froh sein, unter Dach zu kommen.“

Susanna nahm das Thier beim Zaume und führte es fort. Kaum ein paar Schritte gegangen, blieb sie wieder stehen, drehte sich um und rief zurück:

„Machen Sie nur schnell, aus den nassen Kleidern zu kommen, wischen Sie sich die Stiefel gut ab, bevor Sie in's Zimmer treten. Die Pantoffeln stehen beim Kamin.“

Der Doktor konnte sich des Lachens nicht erwehren. Er that, wie ihm Susanna geheißen.

Das Zimmer, in welches er eintrat und das Susanna den „Salon“ zu nennen pflegte, war Salon, Speise- und Arbeitszimmer und Bibliothek, Alles in Einem. Es war ganz altmodisch möblirt. Zwei Bücherkasten aus Mahagony enthielten medizinische und andere klassische Werke; auf jedem dieser Kasten stand eine Büste von Gyps, grün bemalt. Die Tapeten stammten noch aus dem vorigen Jahrhundert, desgleichen auch das übrige Ameublement. Zwei Porzellanvasen, mit künstlichen Blumen geziert, thaten dem Ganzen keinen Eintrag.

Eine Lampe mit einem grünen Schirm erleuchtete einen kleinen runden Tisch, auf welchen ein einziges Couvert gelegt war. Dieser Tisch war auf das Eleganteste gedeckt; das Silberzeug blitzte, das Glaswerk funkelte, die Entremets und die Hors-d'oeuvre waren auf das Zierlichste aufgetischt; aus Allem ging hervor, daß der gute Doktor sehr viel auf einen guten Tisch hielt.

Nachdem er sich umgekleidet und bequem gemacht, wurde der Tisch näher zum Kamin gerückt und das Mittagsessen aufgetragen.

(Fortsetzung folgt.)

Jean Paul und die Frauen.

(Fortsetzung.)

Man erkennt aus diesen Worten, daß die leidenschaftliche Frau ihr ganzes Herz vor ihm ausgeschüttet, ihm entdeckt hatte, wie unglücklich sie sich in ihren häuslichen Verhältnissen, in der Ehe mit einem ungeliebten Manne fühle. Und als Antwort ergießt sich dann ihre Feuerseele in dithyrambischen Lauten, wie: „Leben Sie wohl, mein junger liebenswürdiger Philosoph, zwischen Scylla und Charybdis, zwischen den Grazien und Sirenen, zwischen dem Weihrauch des Ruhms und dem Entzücken des Beifalls, bei dem Schlage der Nachtigallen im verborgenen Hain und bei dem Gesang der Musen im fürstlichen Zimmer. Was habe ich denn noch zu sagen? Ach noch viel! Sei wie Minerva klug und glücklich wie Apoll! Lächle nicht — du lächelst zu schön! Die Töne, die dein Gemüth ohne Worte gibt, sind süßer wie Harmonikaklang — ich will still sein, still.“ Daß Jean Paul sehr bald zum Bewußtsein kam, wie in Charlotte eine titanische, der Wirklichkeit des Lebens gleichsam entwachsene und daher sich auf's Tiefste unglücklich fühlende Seele wohne, geht aus Briefstellen hervor, wie der folgenden: „Dein großes Herz verhungert und verwelkt in der öden Welt. Du glaubtest, Männerliebe könne es füllen, aber dein weites Sein füllt und sättigt nur der Unendliche, der hinter dem Tode glänzt, und seine zweite Welt.“ Was Charlotte empfindet und wünscht, gibt sie Jean Paul deutlich genug zu verstehen durch Ausrufe, wie z. B.: „Lebe wohl, Seele meiner Seele! Denke daran, daß unter Allen keine so liebte, wie ich und daß du den Gifttropfen einer ewigen Sehnsucht in meine weiche Seele geworfen hast!“ Endlich im August 1798 ist sie so glücklich, ihr Ideal wieder in Weimar zu sehen. Auf der Reise dahin, von Leipzig aus, schreibt Jean Paul noch an sie im Ton jubelnder Erwartung: „Ich sehe eine himmelblaue Zukunft und einen Genius, dessen Flügel mich kühlen und tragen. Ich bin ein Auferstandener und die Bande der Erde liegen im Grabe.“ Wirklich trug sie sich jetzt geradezu ihm zur Frau an; schon nach drei Monaten sollte die Hochzeit sein. Sie wollte sich von Herrn v. Kalb scheiden lassen und rechnete dabei auf Vermittlung ihres Schwagers, des Präsidenten v. Kalb, sowie ihrer übrigen Verwandten. Dem geschiedenen Manne hatte sie auch bereits wieder eine neue Gemahlin, eine in Weimar lebende reiche Engländerin, zugedacht; von Beiden erwartete sie, daß das Arrangement von ihnen angenommen werden würde. Aber mag nun ein bisher ihm unbekannt gebliebener, dem Fernstehenden noch jetzt nicht aufgeklärter Umstand eingetreten sein, — genug, Jean Paul zeigte wider Erwarten plötzlich keine Lust, auf das Projekt einzugehen. Scheidung wie Ehe unterblieb. Am Ende war es freilich nur natürlich, daß ein so übermäßig angespanntes, zum Theil sogar geschraubtes Verhältniß auf die Dauer keinen Bestand haben konnte.

Digitized by Google

Doch muß es uns jedenfalls ein Beweis sein für den sittlichen Kern, der in Charlotten's Seele lag, daß es auch mit Jean Paul, ebenso wie früher mit Schiller, zu keinem eigentlichen Bruche kam, sondern daß auch dies leidenschaftlich ungestüme Verhältniß allmälig zu ruhiger Freundschaft abklang, ohne daß Charlotte das geringste einbüßte von der Achtung eines Mannes, um dessen willen sie sich hatte wollen scheiden lassen, und der ihre Hand verschmäht. Im Dezember 1798 schreibt sie noch an ihn Worte unendlicher Trauer: „Von einem mächtigen Geiste vernichtet zu werden, ist viel erhabener als die höchste Ehre, Genuß und Fülle, so die Welt geben kann. O nimm mich auf, damit ich sterben kann, denn ich kann entfernt von dir nicht leben und nicht sterben! Laß mich nur in deiner Nähe, daß ich dein Antlitz schaue! Laß mir den Schmerz, laß mir die Thränen um dich!"

Zu der Zeit, da sie so schrieb, scheint ihr gerade das Bewußtsein davon erschlossen worden zu sein, daß Beider Wege doch nicht zusammenführen sollten. Aber nicht lange währte es, und ihre schöne Seele mag den auf Momente verlorenen Frieden wiedererlangt haben. Hierauf deuten Worte Jean Paul's, wie die folgenden: „Die Abendröthe des gestrigen Abends verbleicht nicht, ich sehe in ihr mit goldenen Lettern geschrieben: Sie ist am schönsten, wenn sie am sanftesten ist." Charlotte hat den rechten Trost bald gefunden; er bietet sich ihr in einigen früheren Zeilen des Freundes, in denen er meinte: „Die Zeit ist vorbei, in der wir nicht liebten, uns nicht kannten; jetzo ist die Ewigkeit, in der wir's thun." „Das ist — schreibt sie ihm nunmehr — die schönste Zeile deiner Hand, die ich besitze. Als ich neulich deine Briefe wiederlas, haben diese Worte mir einen hohen Muth gegeben, und du hättest schwören können: „Ich liebe Charlotte nicht", ich hätte geschworen: Er liebt mich dennoch. Wir werden die Welt verlassen, in der wir uns nicht erkennen und lieben konnten. Du wirst die Geliebten deines Herzens zu dir rufen, und unter ihnen auch mich. Meine Liebe wird erscheinen dürfen, leicht gefällig innig und thätig, huldigend und belohnend. Du wirst mich nicht mehr verkennen und darin liegt Alles, was meine Seele verlangt. Ich war, ich bin innigst bewegt; ich kann weinen." Der Geist edler Resignation, der aus dieser Briefstelle spricht, war es denn, welcher die aufgeregten Wogen allmälig wieder glättete und auf den Sturm der Begeisterung eine sonnenklare ruhige Freundschaft folgen ließ, die bis über das Grab reichte. Noch nach Jahren durfte in Besitz und Bewußtsein dieser Freundschaft ihr Jean Paul das Geständniß machen: „Unter allen Freundinnen sind Sie die Einzige, deren Gegenwart mir so lieblich blüht wie die Vergangenheit." Zur Ehe war Charlotte nicht geboren; wer weiß, ob ihr immer in's Freie und Erhabene schweifender Sinn dazu gepaßt haben würde, das stille Vestafeuer am häuslichen Herde Jean Paul's zu hüten. Also endete das ganze Verhältniß gewiß zu beiderseitigem Glücke.

Fast gleichzeitig mit Frau von Kalb tritt Emilie v. Berlepsch auf, eine junge Dame von hohem, bereits literarisch bewährtem Geist, hellem Verstand und ausgebreiteten Kenntnissen, geschmückt mit imponirender Schönheit, die durch den Ausdruck mannigfacher Leiden — sie hatte ihren Gatten nach kurzem Ehebündniß durch den Tod verloren — noch erhöht wurde. Sie kam, als sie Jean Paul kennen lernte, aus der Schweiz, wo sie längere Zeit gelebt, und nahm vorübergehend ihren Wohnsitz in Leipzig, wohin der Dichter nach dem Tode seiner Mutter übergesiedelt war. Eine ungefähre Vorstellung von ihr kann man sich wohl machen, wenn man z. B. von Jean Paul an sie geschrieben findet: „In Ihrem Herzen ist mehr Liebe, als in Ihrem Auge, und darum werden Sie nicht gekannt und nicht glücklich." Hiernach zu schließen, war sie eine jener unverstandenen Seelen, deren verschlossenes schwer sich mittheilendes Wesen, mit einem anderen Worte: deren Schwerlebigkeit leicht anstößt und es verhindert, daß die Umgebungen rasch mit ihnen in freundschaftlichen Verkehr kommen. Freilich gegenüber Jean Paul ist ihr Mund nicht wortkarg, sondern beredt und kundig der Sprache der Liebe. „Es ist ganz unmöglich, schreibt sie an ihn, daß ich Ihnen sagen könnte, was Sie mir sind; nur das weiß ich, daß ich ein ganz anderes Geschöpf bin, seit ich Sie kenne. Lebe wohl, du Einziger." Unser Freund selbst scheint jedoch seinerseits keinen Augenblick in Zweifel darüber gewesen zu sein, daß Emilie und er zur gemeinschaftlichen Wanderung hienieden nicht taugen könnten. „Die Unähnlichkeiten, die jetzt zwischen uns nur Schranken sind, würden einmal, wenn Ihr schöner Traum keiner wäre, zu Klüften werden, worin drei Menschen untergingen. Der vom Geschick gebotene Zwischenraum macht die dissonirenden Intervallen unserer inneren Töne erträglicher und sanfter." Solche und ähnliche Mahnungen finden sich mehrfach. Und auf dieselbe Auffassung ihres eigenthümlichen, wie es scheint, etwas unharmonischen Wesens laufen Wünsche hinaus, wie z. B. der folgende: „Das Schicksal lasse die Sonne in die Fingalshöhle Ihrer Phantasie scheinen und lasse Ihnen auf dem Boden Ihrer Ossianischen Träume frohere wachsen, als diese." Da er, auf Liebe Verzicht leistend, Ihr seine Freundschaft anbietet, nimmt sie dieselbe auch wirklich an und antwortet: „Freundschaft! Mich dünkt, ich könne für mein ganzes künftiges Leben dieses Wort nur in Einer Beziehung brauchen und aussprechen." Und so, nachdem Beide, wie E. Förster sich ausdrückt, „die heiße Zone, wenngleich nicht sturmfrei durchschifft hatten", klärte sich auch dies Verhältniß zu ruhiger, milder Freundschaft ab, namentlich als Emilie für ihr unruhvolles Herz dauernden Frieden in einer zweiten Ehe fand. Der treffliche Mann, mit welchem sie sich verband, war August Harms, Pächter auf einem Gute des Herzogs von Mecklenburg, und einige Jahre jünger, als die Braut, die bereits das zweiundvierzigste Jahr überschritten hatte. Die Verbindung mit ihm erfolgte im Mai 1801, und Jean Pauls Ahnung, daß „ihr unter dem Wachsfigurenkabinet, wodurch sie zu gehen habe, noch eine warme beseelte Gestalt die Hand geben werde", ging sonach in Erfüllung.

Imponirte Charlotte v. Kalb durch Gewalt der Empfindung und Emilie v. Berlepsch durch den Glanz ihrer Schönheit, so übte die Französin Josephine v. Sydow durch naive Liebenswürdigkeit einen unwiderstehlichen Zauber aus. Wie jene Beiden, naht auch sie zuerst an der Hand der Bewunderung dem Dichter und erlebt ebenfalls rasch eine Temperatur-Steigerung ihrer Gefühle; wie Jene, hat auch sie eine leere Stelle in ihrem Herzen, nur daß sie, anders als die Zwei, das Glück der Liebe — freilich als ein ungetreues — in vollem Maße kennen gelernt, aber wenn sie auch dem geliebten Dichter diese leer gewordene Stelle offen hält, so beschränkt sie ihn doch nicht darauf und rechnet auf keinen ausschließlichen Besitz, ein Umstand, der der freundschaftlichen Zuneigung des über seine Freiheit eifersüchtig wachenden Dichters besondere Stärke verlieh. An sie schrieb

Digitized by Google

Jean Paul einmal: „O meine Josephine, meine Schwester! ich werde dein Bruder sein und Dir an deinem Herzen eine ewige Freundschaft schwören. Nicht blos reiner, sondern auch länger als Andere wollen wir uns lieben.“

(Schluß folgt.)

„Sultel“ vom Regimente Hessen.

Ein schöner Hund von der Race der Neufundländer-Wolfshundmischung erregt bei den Ausmärschen zu Manövern auf der Schmelz in Wien das Interesse aller Zuseher. Mit eigenthümlichem Stolze marschirt er bei der Musikbande seines Regimentes, Hessen-Infanterie (in der Franz-Josephkaserne bequartirt), und zieht sein Wägelchen, worauf die große Trommel ruht, mit einer Miene, als gebühre ihm ein Blatt der Lorbeeren, die sich das Regiment in den italienischen Feldzügen errungen. Er war ja auch dabei gewesen und hatte sogar nach der Schlacht von Solferino drei Tage in französischer Kriegsgefangenschaft verlebt; freilich hatte er als treuer Oesterreicher, trotz der guten Bissen sammt Trommel und Wägen, welche ihm bei seiner Gefangennehmung angehangen, wieder Reißaus genommen und sich glücklich mit seinem Regimente vereinigt, was — wie Augenzeugen mittheilen — die Franzosen, die ihn lieb gewonnen, nicht wenig geärgert haben soll. „Sultel“, so ist sein Name, ist befreundet mit der ganzen Mannschaft, die ihn väterlich liebt und ihm seine eigene Menage vom Regimente gibt. Mit den Buben aus dem Zivile, die ihn auf seinen Ausmärschen zahlreich umschwärmen, kann er sich nicht befreunden, kommen sie mit ihm, was oft geschieht, in allzunächste Berührung, so verweist er sie knurrend auf den gehörigen Respekt, der einem Pulverriecher seiner Art gebührt. Geht er, seiner Verpflichtungen ledig, mit einem Begleiter auf der Gasse, springt er fröhlich an jeden Soldaten seines Regimentes, dem er begegnet, hinauf und wetzt seinen schweren Maulkorb an dessen Beinen. Nicht immer war er für seine Ernährer so eingenommen. Als er zum ersten Male eingespannt wurde, fand er sich so unangenehm berührt, daß er sammt dem Wägen und der Trommel Reißaus nahm und in der Kaserne in den dritten Stock hinauf lief. „Sultel“ hatte, bevor er vor Kurzem nach Wien kam, in den Provinzstädten Cilly, Graz, Linz rc. seine bestimmten Hotels, wo er dinirte. Zur rechten Zeit verschwand er Mittags aus den jeweiligen Standkasernen und besuchte nach der Reihe die ihm wohlwollenden Gasthäuser, wo er splendid bewirthet wurde. Die elegantesten nahm er stets zuerst vor, denn da setzte es Bratenabfälle u. dgl. So kam es, daß er oft seine Menage in der Kaserne, die täglich mit 10 kr. veranschlagt ist und welche die Musikkasse bestreitet, verachtungsvoll stehen ließ und sie einem Gaste, etwa einem hungerigen Stallpintsch, mit gravitätischer Großmuth abtrat. Sein „gentiles“ Betragen stempelt ihn übrigens zu einer „Erscheinung“ in der Wiener Hundewelt.

Miscelle.

(Stenographie auf Banknoten.) Bekanntlich gibt die bayer. Hypotheken- u. Wechselbank in München soeben neue 10 Guldennoten aus. Auf denselben bemerkt man, möglichst klein ausgeführt, stenographische Zeichen, welche sicher noch nie bei andern Werthpapieren zur Anwendung gekommen sind. Es sind nämlich auf denselben in stenographischer Schrift die Worte zu lesen: „gezeichnet und ausgeführt, Hasenei.“ Der Kenner der Gabelsberger'schen Redezeichenkunst mag, wenn ihm eine solche Note zu Gesicht kommt, suchen, wo Obiges steht. Hasenei, der Graveur der Bank, hat die schöne Kunst der Stenographie noch bei dem Meister Gabelsberger selbst im Jahre 1845/46 erlernt.

•

(Ein noch nie dagewesenes Meteor.) Ind. Belge bringt in einem langen ernsthaften Artikel eine Neuigkeit, welche unbestritten die wunderbarste ist, die noch je ein Blatt mitzutheilen gehabt hat, vorausgesetzt natürlich nur, daß sie auch wahr ist. In Jamaica nämlich ist ein Meteorstein niedergefallen, auf dem nicht mehr und nicht weniger, als einige Landschafts- und Genrebilder von irgend einem andern bewohnten Planeten eingegraben zu sehen sind. Herr Dr. Hopkins, Mitglied der gelehrten Gesellschaft von Kingstown, ist der Finder dieses interessanten Steines, und er hat seine Entdeckung in einem ausführlichen Memoire niedergelegt, welches die „Ind. Belge“ übersetzt wiedergibt.

•

Konstantinopel, 13. April. Die Wiener Touristen weilen seit 9. d. Mts. Abends in den Mauern unserer Stadt. Obwohl sich ihre Ankunft um einige Stunden verspätete, hatten sich doch zahlreiche Mitglieder der hiesigen deutschen Kolonie an dem Ausschiffungsplatze versammelt, welche die Ankömmlinge auf die herzlichste Weise empfingen und sich beeilten, denselben bei ihrer Unterkunft behilflich zu sein. Obwohl das für diesen Tag projektirte Festdiner der späten Abendstunde halber nicht mehr stattfinden konnte, war doch das Lokal des deutschen Kasino's, in welchem ein Theil der Lustfahrer noch am selben Abend zusammentraf, mit grünem Laubwerke und deutschen Fahnen zu Ehren der Gäste festlich ausgeschmückt. Der österreichische Internuntius, bei welchem sich verschiedene Mitglieder der Expedition am 10. d. M. vorstellten, hat denselben gastfrei sein Haus geöffnet und Alles aufgeboten, um den heimischen Gästen die Erreichung ihres Reisezweckes zu erleichtern und denselben den Zutritt zu allen Sehenswürdigkeiten dieser Stadt zu ermöglichen. Die Theilnehmer am Vergnügungszuge konnten schon am 10. d. M. die verschiedenen Moscheen in Stambul, das alte Serail, die Waffensammlung des Sultans und den Janitscharenkiosk besichtigen, indem den aus der großen Anzahl der Besucher entspringenden Schwierigkeiten durch entsprechende Abtheilung in kleinere Partieen abgeholfen wurde. Gestern wurde die Fahrt auf dem Bosporus unternommen, welche leider durch die sehr kühle Witterung etwas getrübt wurde. Abends war Ballfest in dem geschmackvoll ausgestatteten Saale der „Teutonia“. Der Präsident dieser Gesellschaft begrüßte die geladenen Gäste mit einer herzlichen Ansprache, deutsche Chorgesänge wechselten mit den lustigen Weisen der Tänze ab. Heute statten die mit den Vergnügungszüglern hier eingetroffenen österreichischen Offiziere Omer Pascha einen Besuch ab. Letzterer, von diesem Vorhaben durch den kais. Internuntius im Vorhinein unterrichtet, hat die nöthigen Befehle gegeben, daß den kais. Offizieren die verschiedenen militärischen Etablissements zur Besichtigung eröffnet werden, und außerdem für heute eine Truppenrevue angeordnet, welche den Reisenden Gelegenheit bieten wird, die Ausrüstung und Haltung der einzelnen Korps näher kennen zu lernen. Abends soll dann das für den 9. d. M. bestimmt gewesene Festdiner in der „Teutonia“ statthaben, morgen Besichtigung der Industrie-Ausstellung, und Abends die Abreise; dem Vernehmen nach wird die Expedition auf der Rückfahrt auch Smyrna berühren. — Ueber die glückliche Ankunft und den feierlichen Empfang des Sultans in Alexandrien dürften Sie bereits auf direktem Wege nähere Details erfahren haben; noch verlautet nichts über den muthmaßlichen Tag der Rückkehr. Die Pforte ist mit Abfassung der Instruktionen für die Kommissäre beschäftigt, welche auf Befehl des Sultans zur Inspektion der Administration in die verschiedenen Provinzen von hier entsendet werden. Diese Maßregel, aus deren richtiger Durchführung dem Lande bedeutende Vortheile entspringen können, ist besonders für Albanien und die Herzegowina von Wichtigkeit, welche Provinzen nicht allein unter den Nachwehen der vorausgegangenen Kriegsunruhen, sondern noch an vielen Orten an den gegenwärtigen Uebeln einer ungeschickten Verwaltung leiden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 34. Mittwoch den 29. April 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Der Doktor machte seiner Küche alle Ehre, er aß und trank, daß es nur eine Freude war, ihm zuzusehen. Suppe, Entremets, Gemüse, Braten verschwanden von seinem Teller mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit.

Bis jetzt hatte Susanna, ihrer Gewohnheit gemäß, den ersten Anprall von ihres Herrn Appetit ruhig an sich vorübergehen lassen. Aber als das letzte Bruststück eines Poulards verschlungen war, glaubte die Haushälterin, es sei jetzt auch die Reihe an ihr.

Ohne alle Umstände nahm sie einen Stuhl, setzte sich ein paar Schritte vom Tische entfernt nieder und sagte:

„Nun, gnädiger Herr, wäre es wohl erlaubt, zu fragen, was Sie heute den ganzen Tag gemacht?"

„O, allerdings, meine gute Susanna. Vorerst bin ich beim Pächter Landry gewesen."

„Ist er denn krank?"

„Sein Bub' hat sich die Achsel ausgefallen. Ich hab' sie ihm wieder eingerichtet und ich glaube, es wird keine weiteren Folgen haben."

„Der Pachthof ist nur eine halbe Meile von hier entfernt und Sie sind schon um eilf Uhr ausgeritten."

„Nur Geduld. Bei Landry habe ich erfahren, daß das Weib des Nikolaus Paturin vom Heuboden herabgestürzt ist; da bin ich nun nach Martigny geritten, um zu sehen, was an der Sache ist".

„Zwei und eine halbe Meile — das macht drei Meilen."

„Von Martigny ging's nach Molinet, da hab' ich dem alten Bonnenfonte zur Ader gelassen, den der Schlag getroffen und der schon kein Lebenszeichen von sich gegeben. Gottlob, ich hab' ihn wieder zu sich gebracht — es war aber auch die höchste Zeit."

„Zwei Meilen und drei machen fünf Meilen. Und dann?"

„Ei zum Teufel! dann bin ich wieder nach Brunoy zurückgeritten und da bin ich jetzt."

„Schnurgerade?"

„Mit kleinen Umwegen nach rechts und nach links."

„Sagen wir eine Meile für diese Umwege. Und wie lange haben Sie sich vom Regen durchweichen lassen?"

„Oh, ein paar Stunden ...."

„Da haben wir's! Eilf Meilen zu Pferde vom Frühstück bis zum Mittagsessen. Sagen Sie mir doch, gnädiger Herr, werden Sie nie mehr vernünftig werden. In Ihrem Alter solche Excesse machen; halten Sie sich denn für einen jungen Springinsfeld? Wissen Sie, daß Sie in's dreiundsechzigste Jahr gehen?"

„Ei, freilich weiß ich das," rief der Doktor etwas unwirsch aus, „Du brauchst mir mein Alter nicht so oft vorzurechnen, ich vergesse nicht darauf!"

„Das ärgert Sie! Nun ja, zanken Sie mich nur aus, fahren Sie mich nur an, weil ich es gut meine mit Ihnen. Das hat noch gefehlt. Ich bin doch ein armes unglückliches Geschöpf!"

Und Susanna führte eine Ecke ihres Vortuches an die Augen, als ob sie eine Thräne abtrocknen wollte.

„Da haben wir's! schon wieder Thränen und weshalb? Sei nur wieder ruhig. Ich weiß Deine Zuneigung und Deine Sorge um mich zu schätzen; aber zum Teufel, warum immer auf das alte Thema zurückkommen, warum mir immer mein Alter vorwerfen? Ich weiß schon selbst, daß ich alt bin."

„Um Sie vor unbedachtsamen Streichen zu warnen, wenn Sie wie ein junger Mensch darauf lostollen ...."

„Schon gut, schon gut", unterbrach der Doktor den Fluß ihrer Rede, „ich werde schon vernünftig sein."

„Sie werden also nicht mehr eilf Meilen in Einem Tage reiten?"

„Nein."

„Sie werden bei ganz schlechtem Wetter nicht mehr ausgehen?"

„Nein."

„Sie werden immer um die Essensstunde zu Hause sein?"

„Ja, ja, ja, ich verspreche Alles, aber jetzt nur Ruhe, Ruhe! Bist du jetzt zufrieden?"

„Ja."

„Also gut. Reden wir jetzt von etwas Anderem. Sag' mir einmal, hat sich heute nichts Neues zugetragen in Brunoy?"

„Heute nicht, aber gestern, das erfuhr ich aber erst heute, als Sie schon fort waren."

„Und das wäre?"

Digitized by Google

„Sie kennen ja das Haus der Wittwe Rougeau-Plumeau?"

„Welches, sie hat ja deren zwei?"

„Das am Ende des Dorfes, welches sie immer über Sommer an Pariser Familien vermiethet."

„Freilich kenn' ich's."

„Nun, dieses Haus ist vermiethet."

„Seit wann?"

„Seit gestern."

„Für den kommenden Sommer?"

„Nein, jetzt schon."

„Von wem?"

„Von Leuten aus Paris."

„Und diese Leute wollen im Monate November nach Brunoy ziehen?"

„Es scheint so."

„Ist das gewiß?"

„Die Magd der Madame Rougeau-Plumeau hat es mir erzählt. Eine Dame, schon etwas übertragen, aber sehr elegant, ist gestern im Gasthause zum „weißen Roß" abgestiegen. Sie fragte nach möblirten Häusern und da hat man ihr jene der Wittwe vorgeschlagen. Sie hat eines besichtigt, nach Geschmack gefunden, hat gleich drei Monate im vorhinein bezahlt und ist wieder nach Paris zurückgefahren; früher trug sie aber der Magd auf, alle Tage die Zimmer zu heizen und schenkte ihr gleich einen Louisd'or."

„Weiß man, wie die Dame heißt?"

„Da sie im vorhinein gezahlt hat, wagte es die Wittwe nicht, sie um ihren Namen zu fragen. Aber etwas ist doch höchst sonderbar bei dieser Geschichte."

„Nun, und das wäre?"

„Diese Dame hat das Haus nicht früher gemiethet, als bis sie sich genau um Sie, gnädiger Herr, erkundigt hatte."

„Um mich?" fragte der Doktor ganz erstaunt. „Sie kennt mich also?"

„Nein."

„Wie hängt denn das zusammen?"

„Das will ich Ihnen gleich erklären. Die Dame hat hierüber die genauesten Erkundigungen eingezogen, denn sie wollte nur unter der Bedingung nach Brunoy ziehen, wenn im Orte ein geschickter Arzt wäre. Die Wittwe Rougeau-Plumeau, die eine ganz ehrenwerthe Frau ist, und überdies auch die Miethe nicht fahren lassen wollte, hat sich nun auf das lobenswertheste über Sie geäußert, hat gesagt, es gebe auf 20 Meilen in der Runde keinen so geschickten Arzt wie Sie. Hierauf miethete sie das Haus und reiste ab."

„Ohne zu sagen, wann sie wieder kommen würde?"

„Nein, aber lange kann sie nicht ausbleiben, da sie der Magd aufgetragen hat, täglich alle Zimmer zu heizen."

„Gut, gut, das verschafft mir vielleicht eine neue Kundschaft. Weißt du, daß es sehr bequem wäre, zur Winterszeit ein paar Patienten im Orte selbst zu haben, da machte ich alle Tage meinen Besuch und vielleicht könnte man des Abends eine Partie Whist oder Boston haben."

„Abgesehen davon", fiel ihm Susanna in die Rede, „daß das reiche Leute sein mögen, die auch Ihre Mühe gut bezahlen werden, nicht so wie so Viele, die Sie nach vollendeter Kur mit einem „Vergelt's Gott" abfertigen."

„Ei, ei, der Dank des Armen ist oft kostbarer als das Geld des Reichen", sagte der Doktor, „aber dem sei, wie ihm wolle, ich freue mich über diese Neuigkeit."

Der Doktor rieb sich im Vorgefühl der angenehmen Whist- und Bostonpartien und vielleicht wohl auch ein wenig im Hinblick auf das anständige Honorar vergnügt die Hände.

Armer Doktor! Das Ereigniß, welches ihn so freudig berührte, war dem Pfiffe des Maschinisten zu vergleichen, nach welchem sich der Vorhang hebt, um das erste Tableau eines Dramas vorzuführen, und in diesem Drama behielt ihm das Schicksal eine schauerliche Rolle vor.

„Das Mittagmahl hat mir herrlich geschmeckt, jetzt den Kaffee."

Susanna räumte das Dessert ab und trug den Kaffee auf. Nachdem dieser in aller Andacht geschlürft war, rückte der Doktor seinen Armstuhl näher an den Kamin, streckte die Beine aus, legte die Hände in den Schooß, schloß die Augen und überließ sich mit Leib und Seele dem Wonnegefühle einer behaglichen Siesta.

Die alte Susanna respektierte zu sehr diese Zeit der Selbstbetrachtung ihres Herrn, als daß sie es gewagt hätte, die feierliche Stille auch nur mit einem Worte zu unterbrechen. Sie ging in die Küche, um Alles wieder in Ordnung zu setzen, dann schlich sie sich wieder in's Zimmer, nahm ihre Strickerei zur Hand und setzte sich an die andere Seite des Kamins auf einen Schemel.

Mittlerweile raste der Sturm mit so gesteigerter Heftigkeit fort, daß der Doktor über dieses Getöse aus seinem ekstatischen Schlafe geweckt wurde, er horchte auf und sagte dann:

„Weißt du, meine liebe Susanna, daß ich froh bin, im Trockenen zu sein. Man sollte glauben, es gehe schon an's jüngste Gericht, so sehr wettert es da draußen. Wie viel Uhr haben wir denn schon?"

„Bald 10 Uhr, es wäre Zeit, daß Sie zu Bette gingen."

„Ich muß gestehen, daß ich mich etwas ermüdet fühle. Eilf Meilen und zwei Stunden Unwetter im Leib haben, das will was sagen."

„Also, lieber Herr, sich nicht lange besinnen, ich will vorangehen und das Bett auswärmen."

Die Haushälterin ging und der Doktor schickte sich auch an, ihr zu folgen, als plötzlich an der Hausthürglocke furchtbar angerissen wurde.

Der Doktor erschrack darüber nicht wenig, er eilte aus dem Zimmer und rief die Stiege hinauf: „Susanna, Susanna, hast du gehört?"

„Glauben Sie, ich sei taub, um einen solchen Lärm nicht zu hören?"

„Man läutet!"

„Nun gut! Sie sollen nur läuten... Es ist schon spät, ich mache nicht auf..."

„Aber, Susanna, wenn etwa Jemand nach mir schickte?"

„Es wird schon so auch gut sein..."

„Aber wenn es ein dringender Fall wäre?"

„Möchten Sie nicht noch einmal ausgehen bei einem solchen Wetter? Nein, da wird nichts daraus. Für heute haben Sie sich schon genug abgeplagt. Kommen Sie nur herauf und legen Sie sich zu Bett."

„Aber..."

„Kein „Aber" und kein „Wenn", es ist Zeit, daß Sie zur Ruhe gehen. Uebrigens hat man ja schon zu läuten aufgehört."

Sie hatte das letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als die Glocke mit erneuerter Heftigkeit ertönte; es war zu fürchten, daß der Glockenzug abreißen werde.

Digitized by Google

„Susanna, Susanna!“ schrie der Doktor noch einmal hinauf; „hörst du?“

„Ah, das sind Räuber, Diebe, denn ein ehrlicher Mensch macht keinen solchen Spektakel. Wo ist das Gewehr?“

„Susanna, wirst du öffnen?“

„Nein, und hundertmal Nein.“

„Nun gut, so werde ich es thun.“

Kaum hatte der Doktor diese Drohung ausgestoßen, als auch schon die Alte wie eine Lawine die Treppe herabgestürzt kam.

„Das werden Sie nicht thun!“ rief sie, indem sie in den Salon trat. „Glauben Sie, ich werde Sie einer solchen Gefahr preisgeben? Ich bin Ihre Magd und muß gehorchen. Sie wollen durchaus, daß ich öffne — also gut, ich werde öffnen — desto schlimmer für Sie, wenn mir die Räuber den Hals umdrehen.“

Jetzt ertönte die Glocke zum dritten Mal mit noch weit größerem Ungestüm.

Susanna machte die Thüre nach dem Garten halb auf, das Gitter nach vorn hinaus ließ sie aber zu. Ein Windstoß drang ins Haus und löschte die Lampe, welche die Haushälterin in der Hand hielt, aus.

Im Augenblick, als die Thür aufging, hörte das Geläute auf.

Während der Doktor nach der Feuerzange griff, um sich daraus im Falle der Noth eine Waffe zu machen, stürzte sich Susanna mit wahrer Todesverachtung in die Finsterniß. Am Gitter entspann sich ein Zwiegespräch, wovon aber der Doktor des starken Windes wegen nichts verstehen konnte.

In einer Minute war das Gespräch zu Ende, und Susanna kehrte nach dem Salon zurück.

„Nun,“ fragte der Doktor, „du hast also nicht aufgemacht?“

„Man hat gar nicht verlangt, ins Haus zu treten.“

„Wer war denn da?“

„Ein Bursche aus dem „weißen Roß“.

„Was wollte er?“

„Er hat einen Brief gebracht.“

„Für mich?“

„Ja wohl.“

„Von wem?“

„Er hat nichts gesagt. Ein Fiaker hat ihm diesen Brief nebst fünf Francs übergeben.“

„Wo ist der Brief?“

„Hier.“

Der Doktor griff mit einer ungewöhnlichen Hast nach diesem Briefe, der nach allen Wohlgerüchen Indiens roch. Das Siegel trug weder Wappen noch Anfangsbuchstaben, die Schrift war fein und ganz hübsch.

Der Doktor erbrach ihn und las, wie folgt: „Doktor Lerouge wird gebeten, sich ohne eine Minute Verzug nach dem Hause der Wittwe Rougeau-Plumeau zu begeben. Er wird mit Ungeduld erwartet — es steht ein Leben auf dem Spiele.“

(Fortsetzung folgt.)

Jean Paul und die Frauen.

(Schluß.)

Endlich glaubte Jean Paul das Wesen gefunden zu haben, dem er mit Freuden seine eifersüchtig bewachte Freiheit hingeben durfte. Caroline v. Feuchtersleben, Hofdame der Herzogin von Hildburghausen, sollte und wollte seine Lebensgefährtin werden. Auch ihr hatte, ohne daß sie es sogleich wahrgenommen, die Verehrung für den Dichter die Fackel der Liebe für den Menschen entzündet, während Jean Paul, als er sie persönlich kennen lernte, von der Reinheit ihrer Seele und dem Adel ihrer Gesinnung hingerissen, den Gedanken einer ewigen Verbindung sogleich in's Auge faßte. „Ich habe — schreibt er ihr schon im Juni 1799, d. h. einige Monate nach der ersten Begegnung — mit Glückwünschen für dich in das Heiligthum deines seltenen Herzens geblickt. Ich sage immer: werde einmal glücklich, wenn ich deinen Schattenriß sehe, aber ich werde ihn nicht oft mehr ansehen, weil er mich so innig rühret.“ Und im September desselben Jahres heißt es dann: „Dein Bild geht wie ein Regenbogen mit mir und spricht von der Zukunft. Ich kenne dich und mich, wir werden nur mit einander glücklich.“ Aber das sollte doch ein frommer Wahn bleiben, noch sollte das Schiff des Dichters den ersehnten Hafen nicht erreichen. Zwar die Stürme, die die Standesvorurtheile der hochadeligen Familie gegen die Verbindung mit einem Bürgerlichen erregten, waren erfolglos geblieben, selbst die Aufkündigung der Mutterliebe schien das Band nur fester schlingen zu wollen. Es gab eine Zeit, da Carolina ihm den heiligen Schwur darbrachte: „Geliebter, ich bin dein! O, nimm meine Seele auf und liebe mich ewig, wie ich dich! Worte habe ich nicht, nur Liebe. Meine Seele und mein ganzes Leben sind auch vor der Welt dein, ich bin nun ganz deine Hermine! O, mein Richter, wir werden sehr, sehr glücklich sein!“ — worauf Jean Paul antwortete: „Wie wird uns sein, wenn wir uns wiedersehen unter lichteren, freundlicheren Sternbildern, wenn ich an dein Herz fallen darf und weinen darf vor Freude und du nichts mehr verbiegst.“

Noch viele solcher Stellen voll überschwenglicher Erwartungen von der Zukunft ihrer Liebe finden sich. „Das Zusammentönen unserer Seelen in den kleinsten Noten verbürgt uns unser Glück.“ — „Seele habe Dank, du hast mich erzogen, veredelt, beglückt und wohl mir, wenn ich dir lohnen kann.“ — „Lebe sanft und heiter, wie der Frühling um mich her, und wenn ich übermorgen vor deinen Augen stehe, so sage mir, daß du glücklich bist. O übermorgen stehe ich neben dir, ich Glückliche!“ — „Du Treuer, dessen Hand mich durch's Leben führen will, wenn ich an deinem Herzen ausruhen und mich ausweinen werde, und wenn ich unaussprechlich glücklich bin und nicht sprechen kann zu dir, weil ich dich zu sehr liebe, dann sage dir selbst: „das Alles gab ich ihr“, und dann belohne dich dein eigenes Gefühl, wenn ich es nicht kann.“ In diesen ununterbrochenen Tönen seligen Hoffens und schöner Schwärmerei ging es Monate lang fort, bis endlich die zur Verlobung festgesetzte Zusammenkunft unter Herder's wohlmeinender Einwirkung mit einer Auflösung des Bündnisses endigte, das bei der großen Verschiedenheit von Lebensgewohnheiten und Bedürfnissen wohl ein freundschaftliches, aber kein eheliches werden konnte. Und so verglomm auch diese Liebe in einer sanften gemäßigten Empfindung, die E. Förster noch immer lebendig fand, als er 27 Jahre später die persönliche Bekanntschaft der edlen Frau machte. „Es wird uns jeder Leser zugeben, daß Caroline in unendlich liebenswürdigem Lichte erscheint, da sie an ihres früheren Verlobten junge Frau, die eine Andere mit der Eule mit den scheelen Blicken der Nebenbuhlerin betrachtet haben würde, die herzliche Einladung richtet, sie zu besuchen und

Digitized by Google

dazu Worte fügt, wie: „Du wirst in meinem feuchten Auge den Wunsch lesen, den ich immer für dich habe und den ich dir jetzt blos schreiben kann: Sei lange, lange glücklich, liebes Weib.“

War die Liebe in den bisher genannten Verhältnissen aber nicht frei von Irrthümern und hatte es den Anschein, als habe Jean Paul, der sie durch seine feurige Ausdrucksweise und im Sturm der Phantasie wohl mit verschuldet, keine sichere Aussicht auf ein dauerndes Lebensglück, so sehen wir schließlich aus den Briefen von und an Caroline Mayer, daß gerade sie ihm für dasselbe aufbewahrt geblieben. Zwar wird auch sie zuerst von dem Dichter als solchem gefesselt; auch sie schreibt das erste Wort, wie ihre Vorgängerinnen; auch sie unterliegt ganz der magischen Gewalt seiner Erscheinung, die sie zwingt, ihr ganzes Herz und dessen Erlebnisse vor ihm auszubreiten. „Aber — sagt E. Förster sehr schön und treffend — Jean Paul erkennt die Fügungen des Schicksals: die Sonne der wahren und ewigen Liebe durchbricht das Gewölk, und das Herz hat den Ausdruck der heiligsten Empfindung gefunden. Vor einer so liebenden Hingebung, vor einer so anspruchslosen Seelengröße verstummt der Geist, der Freiheit will, und wird mitten im Herrschen zum Diener.“ Wir bemerken noch, daß die Briefe der Braut Jean Paul's, so weit sie in den „Denkwürdigkeiten“ mitgetheilt sind, auf der Hochzeitsreise schließen, da sein Ehestand, sein Haus- und Vaterleben in seiner Biographie: „Wahrheit aus Jean Paul's Leben“ in Verbindung mit den betreffenden Briefen ausführlich geschildert ist. Wer Caroline Mayer war, ist bekannt; sie war die Tochter des Ober-Tribunalrathes Mayer in Berlin. Im Juni 1800 lernte er sie daselbst kennen und im Wonnemond des Jahres 1801 wurde sie seine Gattin. Zwei Tage nach der ersten Bekanntschaft schrieb sie ihm: „Es gibt Genüsse, die uns über diese Welt erheben, uns den Himmel zu öffnen scheinen; dazu gehört jeder Augenblick mit Ihnen verlebt. Alle guten Empfindungen, die eingeschlummert sind, weckt Ihre Seele, jede Kraft, jeder Glaube an sich selbst ist wieder da. Sie söhnen Einen mit Allem, was das Schicksal Süßes nahm und Schreckliches gab, wieder aus u. s. w.“ So und nicht anders blieb ihre Empfindung für ihn das ganze Leben hindurch; er war, wenn man uns nicht mißverstehen will, mehr als nur der Gegenstand ihrer Liebe, er war auch die Religion ihres Herzens, der Heiland gleichsam ihres irdischen Daseins. „Könnte ich nur zu Dir — wünscht sie sich einmal — Dir einige Handreichungen leisten, Dir Menschen bringen, wie Du sie gern hast, Dich mit allen Freuden umgeben. Ach, wie bin ich so arm, ich fühle es immer nicht genug, wie wenig Du an mir hast. Du, der erste Mensch! — was bin ich? Möchtest Du heute wohl sein und mich halb so lieben, wie ich Dich anbete, Du Engelsseele. Dein und ewig Deine und wenn Du auch nicht mein wärst, doch Deine Caroline.“ Noch einige Stellen aus ihren Briefen sei uns erlaubt mitzutheilen: „Da ich Dich so unaussprechlich liebe, glaube ich selbst, daß ich gut bin, denn Du und das Gute ist Eins!“ — „Denkst Du nicht, daß die Wichtigkeit meiner Bestimmung, Dein Weib zu sein, mich ernst und feierlich stimmt? Meine Seele kniet vor Deiner, ich möchte, daß Du sie aufnähmst in Deine!“ — „Ich sehe Dich morgen, denn ich fliege wieder, wie gestern, einen Augenblick zu Dir, weil ich einen Tropfen Freude haben muß. Es ist doch nur allein an Deinem Herzen Seligkeit und sonst nirgends.“ — „Himmlischer, wie Du mich liebst! wie ich Dich liebe! Sind denn Andere auch so selig als wir? Warum starb noch Niemand am Glück? Ich möchte sterben, zerfließen, verschwinden wie ein Hauch in Dir! Wie, will ich für Dich sorgen, wie in Dir und für Dich allein leben und die Erde vergessen!“ Doch genug der Citate aus ihren Briefen, und keine erst noch aus den seinigen. Wir brauchen einfach E. Förster's Ausspruch zu wiederholen: „Vor einer so liebenden Hingebung verstummt der Geist, der Freiheit will, und wird mitten im Herrschen zum Diener.“ Mit sittlichem Beifall wird man vernehmen, daß der Virtuose in der Liebe, von dem wir oben sprachen, auch ein wahrer Virtuos der Ehe wurde. Sein Bündniß mit Caroline Mayer gehörte für die ganze Dauer seines Lebens zu den innigsten, selbstlosesten, zärtlichsten und moralisch schönsten, die jemals Mann und Weib mit einander geschlossen haben. Er machte zur That und Wirklichkeit, was er einst an Josephine von Sydow geschrieben hatte: „Nur die Ehe ist Liebe und jede abnehmende Liebe war nie die rechte gewesen“ — oder: „Ich glaubte früher, die Ehe zerquetsche mit harter Hand die weichen Blüthenblätter der Liebe, indem sie sie pflückt; aber jetzt glaub' ich, daß das wechselseitige Hingeben, das die Ehe fordert, das gemeinschaftliche Aufopfern für das Kinderglück, das Tragen von einerlei Leiden, das Streben nach einerlei Zwecken auch die heiligste Liebe, die vorher blühte, noch mehre, heilige und die festeste verewige.“

Miscellen.

(Mord aus Eifersucht.) Fr. Kruse, Mitglied des k. deutschen Theaters in Petersburg, wurde von einem reichen polnischen Kavalier, Namens Schpilevski, dessen Zuneigung sie nicht erwiderte, aus Eifersucht in ihrer Wohnung erschossen. In früherer Zeit war nämlich Fr. Kruse längere Zeit hindurch Gegenstand der Bewerbungen eines Hrn. Schpilevski und hatte ihn auch ihrerseits mit nicht ungünstigen Augen angesehen; als sie jedoch die Bekanntschaft des Hrn. Riemann gemacht, jeden Umgang mit ihrem Verehrer abgebrochen. Ersterer hatte wiederholt laute Drohungen ausgestoßen, welche indeß nicht gefährlich waren und keine Beachtung fanden. Endlich an dem Tage, als das erste Aufgebot des Brautpaares erfolgen sollte, drang er mit Gewalt in die Wohnung der Fr. Kruse und als sie auf seine Fragen, ob sie wirklich den Riemann heirathen wollte, dies bejahte, schoß er den einen Lauf eines Revolvers auf sie ab; die Kugel drang hinter dem Ohr ein und blieb im Gehirn stecken. Fr. Kruse lebte bis zum Abend, ohne jedoch ihre Besinnung wieder zu erlangen, den zweiten Lauf des Revolvers richtete der Mörder gegen sich selbst und ebenso, als der Schuß sich nicht so tödtlich erwies, auch den dritten; jedoch auch dieser tödtete nicht sofort, sondern erst nach vier Tagen trat der Tod ein.

•

(Ein ungerathener Deutscher.) Die Fälle sind leider nicht so selten, daß Deutsche in Ungarn ihre ehrlichen deutschen Namen magyarisiren, um dann im Schnürrock herumlaufen zu können. Dieser Tage ist auch ein Bürger von Munkács, seines Zeichens ein Pfefferkuchenerzeuger oder „Lebzelter“, seines Namens überdrüssig geworden. Der ehrenwerthe Nachfolger der „Pfefferrösel“ hatte allerdings einen nicht besonders schönen oder melodischen Namen, er hieß — Speck. Meister Speck sehnte sich nach einem klingenden, berühmten Namen und hat sich jetzt mit hoher Bewilligung in „Szalay“ umgetauft und einen Attila um seine Schultern gehängt. O Speck, warum hast du Germania dies gethan

•

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

K. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 35. Sonntag den 3. Mai 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Der Doktor hatte den Brief mit lauter Stimme gelesen.

„Nun, Susanna", sagte er, „was sagst du dazu?"

„Ich sage, daß die Miethsleute der Wittwe sich sehr gesputet haben ... erst gestern haben sie das Haus gemiethet und heute schon bezogen."

„Du antwortest nicht auf meine Fragen. Hast du nicht verstanden, daß man mich rufen ließ?"

„Morgen mit dem Frühesten können Sie gehen."

„Aber man erwartet mich augenblicklich."

„Bah, bah, man wird sich schon bis morgen gedulden."

„Unmöglich, — der Arzt hat so heilige Pflichten zu erfüllen wie der Geistliche — wenn er ihnen nicht gewissenhaft nachkommt, ist er ein Elender."

„Ein Arzt soll sich für seine alten Patienten opfern — das mag sein — aber Sie kennen ja diese Leute gar nicht."

„Das ändert an der Sache nichts, da sie mich rufen lessen, so müssen sie meiner Hilfe auch bedürftig sein. Aber jetzt genug davon. Gib mir meine Stiefel."

„Also Sie wollen sich wirklich bei diesem Wetter hinauswagen?"

„Ja, ich will, weil ich muß."

„Aber"

„Keine Entgegnung; — ich thue das ganze Jahr hindurch, was du willst, jetzt will ich auch einmal thun, was ich will."

Dagegen war nichts einzuwenden.

„So erlauben Sie mir doch, daß ich mit Ihnen gehe, gnädiger Herr."

„Wozu?"

„Damit Ihnen nichts geschieht."

„Das geht nicht an. Du bleibst beim Kamin ganz ruhig sitzen und erwartest mich. Jetzt gib mir die Laterne."

Während dieses kurzen Gespräches hatte der Doktor seine Perücke zurechtgesetzt und darüber eine Pelzmütze gezogen, mit den Pantoffeln an den Füßen stieg er in ein paar Holzschuhe, dann nahm er den noch nassen Mantel um.

Susanna erschien nun mit der Laterne, der Doktor nahm sie ihr aus der Hand, und nach dem üblichen „Auf baldiges Wiedersehen" ging er zur Thür hinaus.

Kaum hatte sich das Gitter hinter ihm geschlossen, als zwei Gestalten, welche sich bisher abseits verborgen hielten, dem Doktor in einiger Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten folgten.

Diese zwei Gestalten waren zwei Männer, der eine groß gewachsen, der andere klein, beide waren in weite Mäntel eingehüllt. Der Doktor hatte keine Ahnung von dieser Sicherheitseskorte.

Am hellen Tage, bei guten Wegen hätte Doktor Leroyer nicht mehr als zehn Minuten gebraucht, um zum Hause der Wittwe Rougeau-Plumeau zu gelangen, aber die Dunkelheit, das Unwetter und der grundlose Weg setzten dem alten Manne so viel Hindernisse entgegen, daß er erst nach einer halben Stunde an dem Orte seiner Bestimmung ankam.

Die Villa, in welcher er, wie wir aus dem Briefe wissen, mit solcher Ungeduld erwartet wurde, war ohne Zweifel mit Hinblick auf irgend eine Spekulation und mit jenem anmaßenden Luxus, mit jenem schlechten Geschmack gebaut, den die Architekten in der Umgebung von Paris sehr häufig für Originalität halten. Hinter dem Hause breitete sich ein kleiner englischer Garten aus, den die Wittwe ganz vornehm „Park" nannte, und da dieser „Park" eine Art Einschnitt in eine alte, große Besitzung machte, wo in früherer Zeit viel Hirsche gehegt wurden, so nannte man ihn auch den „Hirschpark".

An der Villa angelangt, zog er die Klingel. Im selben Augenblick sprang die Thür auf.

Die beiden geheimnißvollen Gestalten, wovon wir oben gesprochen, hielten inne und verschwanden wieder in der Dunkelheit, aber ohne sich zu entfernen.

Eine Kammerzofe, ziemlich jung und beinahe schön zu nennen, aus deren Augen Verschlagenheit und Keckheit herauszulesen war, führte den Ankömmling in die Hausflur.

Beim Anblicke von des Doktors höchst sonderbarem — und sagen wir es nur geradezu heraus — höchst lächerlichem Kostüme konnte sich das Stubenkätzchen kaum des Lachens erwehren.

„Ich habe wohl die Ehre, mit dem Doktor Leroyer zu sprechen?" fragte sie, indem sie sich alle Mühe gab, ernsthaft zu bleiben.

„Ja wohl, der bin ich."

„Dann bitte ich, mir zu folgen."

Digitized by Google

„Gleich, gleich! Erlauben Sie nur, mein schönes Kind, daß ich mich früher meines Ballastes entledige."

Und der Doktor stellte die Laterne in einen Winkel, zog die großen Holzschuhe aus, nahm die Pelzmütze und den Mantel ab, und wie ein Schmetterling, der seiner Puppe entfliegt, stand unser Doktor da, wie verklärt, in seiner weißen Kravate, dem schwarzen Fracke, der schwarzen Weste und den schwarzen Beinkleidern. Die Pantoffeln abgerechnet, hätte er in diesem Anzuge auf jedem Balle erscheinen können.

Ein Licht in der Hand, ging die Zofe leichten Schrittes über die Wendeltreppe, welche nach dem ersten Stocke führte. Der Doktor folgte, so schnell es ging. Sie öffnete eine Thüre und rief mit dem Aplomb eines in der Antichambre ergrauten Bedienten:

„Doktor Leroyer!"

Das Zimmer, in welches der Doktor eintrat, war eine Art Boudoir. Ein großes Feuer brannte im Kamin, auf dessen Gesimse eine Uhr und zwei angezündete Kerzen standen.

Im ersten Augenblicke glaubte sich der Doktor allein, aber bei genauerer Betrachtung bemerkte er eine Dame, die sich, den Rücken gegen die Thür gewendet, durch welche der Doktor eingetreten war, in einem weiten Fauteuil förmlich vergraben hatte.

Diese Dame entgegnete die tiefe Verbeugung des Doktors mit einer leichten Kopfbewegung.

„Mein Herr!" sagte sie mit einer gemeinen, anmaßend klingenden Stimme, welche der aristokratischen Betonung ähnlich sein sollte, mit welcher Damen von hohem Range zu ihren Untergebenen zu sprechen pflegen, „ich danke Ihnen, daß Sie so schnell meinem Rufe gefolgt. — Sie werden nicht Ursache haben, diese Pünktlichkeit zu bereuen. — Setzen Sie sich."

Der Doktor, wohl etwas erstaunt über diesen Empfang, ließ sich aber doch durch den Schein täuschen. Er verneigte sich noch einmal und setzte sich an die andere Seite des Kamins.

„Das muß eine Dame aus der großen Welt sein", dachte er.

Zur Entschuldigung des Doktors wollen wir gleich bemerken, daß er wohl niemals Gelegenheit hatte, mit der sog. „großen Welt" zu verkehren.

Die Dame, mit der wir es jetzt zu thun bekommen, war, wie der Franzose sagt, „d'un certain âge". Dem Ansehen nach schwankte sie zwischen fünfundvierzig und achtundvierzig, wenn sie nicht schon das Kap der Fünfziger umschifft hatte.

Wie konnte man das wissen? Wie die Silberfäden zählen in diesen Haaren von einer Schwärze, zu schwarz, um natürlich zu sein? Wie die Falten herausfinden unter der dicken Schichte von Weiß und Roth? Wie dem blendenden Schmelz der Zähne Glauben schenken, die nur ihr gehörten, weil sie sie theuer bezahlt? Mit einem Worte, dieses Gesicht glich einer renovirten Ruine — einmal schön, konnte es nur in einiger Entfernung und bei sehr schwacher Beleuchtung täuschen.

Das Gesicht, welches wir eben analysirt haben, paßte übrigens ganz zu der Person; der Hals kurz und stark mit hochliegenden Adern, die Taille plump, trotz allem Einzwängen; die Hände breit, die Füße platt.

Eine massive Goldkette war um den Hals geschlungen, eine Antique als Broche gefaßt, hielt den Spitzenkragen zusammen, Brillantohrgehänge funkelten an den Ohren, die Finger verschwanden unter der Menge von Ringen.

Wie früher der Doktor zu sich selbst gesagt hatte: „das muß eine Dame aus der großen Welt sein", dachte er jetzt:

„Das muß eine reiche Frau sein", und setzte in Gedanken hinzu:

„Einmal muß sie auch hübsch gewesen sein, sie ist jetzt noch ziemlich gut erhalten."

Ein paar Sekunden verstrichen in beiderseitigem Schweigen. Der Doktor und die Unbekannte prüften sich gegenseitig. Endlich sagte der Doktor ganz verlegen:

„Ich will hoffen, daß nicht Sie es sind, meine Gnädigste, welche meiner Hilfe bedarf. Sie scheinen sich einer blühenden Gesundheit zu erfreuen."

„Sie täuschen sich nicht, mein Herr; ich fühle mich vollkommen wohl. Ich esse, ich trinke, ich schlafe, daß es eine Lust ist, mit einem Worte, die Maschine funktionirt auf's Beste."

„Wenn ich mich recht erinnere", fuhr der Doktor fort, „so handelte es sich, aus Ihrem Billete zu schließen, um einen sehr dringenden, sehr bedenklichen, sogar lebensgefährlichen Fall."

„Ach mein Gott! ja wohl, Todesgefahr . . ."

„Ist vielleicht Ihr Herr Gemahl so gefährlich erkrankt?"

„Oh!" erwiderte die Unbekannte und fuhr gleich in die Tasche nach einem Battisttuch, „seit zwölf Jahren beweine ich meinen angebeteten Mann, den ich leider nur zu wenig kennen gelernt. Mit sechzehn Jahren Frau, war ich mit siebenzehn Jahren Wittwe."

„Siebenzehn und zwölf macht neunundzwanzig", kalkulirte der Doktor. „Ei, da ist sie nicht so wohl erhalten, wie ich dachte — aber vielleicht hat sie der Kummer vor der Zeit alt gemacht — die arme Frau!"

„Nun, meine Gnädige", fuhr der Doktor fort, „allem Anscheine nach zittern Sie für die Tage eines vielgeliebten Kindes, das einzige Unterpfand Ihrer ehelichen Liebe, das letzte und kostbarste Vermächtniß eines Gatten, den Sie anbeteten."

„Finden Sie, daß ich aussehe wie eine Familienmutter?" fragte die Dame ganz beleidigt, „ich muß Ihnen nur sagen, daß ich gar kein Kind habe."

„Jedenfalls handelt es sich aber um eine Person, die Ihnen sehr werth und theuer ist?"

„Ach, theurer als mein Leben!" rief die Unbekannte mit wahrhaft theatralischer Ekstase aus.

„Nun denn, wenn der Fall so dringend ist, so lassen Sie uns keinen Augenblick verlieren; wollen Sie so gut sein, mich mit ein paar Worten von den Krankheitsursachen in Kenntniß zu setzen und wie der Verlauf der Krankheit war und dann führen Sie mich zum Patienten. Vor Allem, wessen Geschlechtes und welchen Alters?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Rose.

Dr. S—ss. Vor einigen Jahren gefiel es der schönen Kaiserin der Franzosen bei einem Hofballe in einem enormen Reifrocke zu erscheinen; die ganze Pariser Hautevolée, bald auch sämmtliche Marchandes de Modes und Grisetten ahmten die neue Tracht nach. Eine bizarre Laune der

Digitized by Google

tonangebenden Modefürstin, und die Krinoline kam in die Mode, von Gibraltar bis Nowaja-Semlja, von Ottakring bis Coroslar. Viele Tausend Centner Eisen, die vielleicht nützlichere Verwendung hätten finden können, wurden zu Unterrockreifen verarbeitet; unberechenbare Mengen Kleiderstoffe wurden unnütz verschwendet; deutsche und nichtdeutsche Volksaufklärer schrieben gegen die „unästhetische“ Tracht; zahllose Erkrankungen und Unglücksfälle wurden wirklich durch sie hervorgerufen, — — jedoch die Krinoline blieb in der Mode und wird es bleiben, bis sie vielleicht von einer momentanen Laune oder einer anderen Exzentrizität verdrängt wird.

Doch nicht nur in der Kleidung, in allem Treiben der sogenannten zivilisirten Welt herrscht und wechselt mehr oder weniger die Mode. Wer erinnert sich nicht an die sogenannten Lieblings- oder besser genannt Modeblumen verschiedener Zeitperioden; seit wenigen Jahrzehenten erlebten wir wahre Tulpen-, Nelken- und Georginenmanien. Blumen, für die man früher fabelhafte Preise zahlte, kamen aus der Mode und werden heutzutage kaum mehr kultivirt. Unter den vielen Tausenden der Kinder Flora's ist eines das bevorzugte, welches über jede Mode erhaben steht, — es ist dies die Blumenkönigin, das Symbol der Schönheit und Liebe — die edle Rose. Sie stand im höchsten Ansehen schon bei den ältesten Völkern und wird es auch bleiben, so lange guter Geschmack existirt.

Die Mythen über die Entstehung der Rose sind sehr zahlreich. Der Grieche Anakreon erzählt: Als Aphrodite dem Meere entstieg, fiel ein Tropfen des an ihren göttlichen Gliedern hängenden Meerschaumes zu Boden und wurde hier zum Keime eines Rosenstrauches; dieser trieb sogleich Wurzeln, wuchs kräftig empor und bezeichnete so den Geburtsort der Göttin alles Schönen. Die erste Rose war weiß und erhielt ihre rothe Farbe nach Ovid und Bion vom Blute des Adonis, nach anderen Dichtern aber vom Blute der Göttin selbst. Adonis wurde nämlich auf der Jagd durch einen Eber getödtet; Aphrodite eilte ihm zur Hilfe, verletzte sich an den Dornen, — Tropfen ihres Blutes fielen auf die weiße Rose, und verliehen ihr die rothe Färbung. Andere Dichter erzählen: Amor habe bei einer Mahlzeit der Götter einen Becher mit Nektar umgestoßen, dieser sei auf die Rosen getropft und habe ihnen nicht nur Farbe, sondern auch Geruch ertheilt. Weniger poetisch ist die muhamedanische Mythe; sie läßt die Rose aus dem Schweiße des Propheten entstehen.

Die Rose war mehreren Göttern geweiht: der Venus, der Aurora, dem Amor, dem Bacchus und dem Harpokrates, dem Gott der Verschwiegenheit. Bei Gastmählern wurde gewöhnlich eine weiße Rose über die Festtafel gehängt; unter diesem Sinnbild blieb jedes im freundschaftlichen Kreise verrathene Geheimniß verschwiegen. Die Blume allein genügte um Vertrauen zu bewahren, Geklatsch und Verleumdung zu verhindern. Von diesem schönen, unseren modernen Kaffeeschwestern sehr anzuempfehlenden Gebrauche stammt ohne Zweifel der Ausdruck: sub rosa (im Vertrauen gesagt). Für die Dichter aller Zeiten war die Rose Gegenstand poetischer Verherrlichung: Homer, Sapho, Anakreon, Horaz, Catull und Martial erwähnen ihrer mit Begeisterung, bald als Königin der Blumen, als Entzücken der Götter, Bild der Schönheit, Liebe und Unschuld, — als einer Blume, die zugleich weint und lacht. Unter unsern neueren Lyrikern findet sich gewiß keiner, der nicht den Frühling und die Rose besungen hätte. Ernst Schulze's sinnige Dichtung „Die bezauberte Rose“, — ist eben so bekannt als geschätzt. In der Bibel, diesem für Geschichte und Poesie gleich interessanten Werke, findet die Rose sehr häufig Erwähnung. Im Buche der Weisheit heißt es: „Lasset uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie verwelken.“ An anderer Stelle: „Der die Wüste blühen läßt wie die Rose.“ Jesus Sirach sagt: „Wachset wie die Rose am Bächlein.“

Doch nicht nur für den Dichter, auch für den prosaischen Geschäftsmann ist die Rose von hoher Bedeutung. Wenn es je eine Periode in der Weltgeschichte gab, wo Blumenkultur, und namentlich die der Rose en gros als Gewerbe getrieben wurde, so war es zur Zeit des römischen Kaisers Augustus und seiner Nachfolger. Die Altäre und Bildsäulen der Götter und berühmter Männer wurden mit Rosenkränzen und Guirlanden geschmückt; bei öffentlichen Festen die Straßen und Plätze mit Blumen bestreut. Reiche Römer und Griechen nahmen ihr Mahl auf Polstern liegend ein, die mit Rosenblättern gefüllt waren; welche Sitte schon Cicero tadelte. Auf dem Kopf trug man Kränze von Rosen, welche vor Trunkenheit schützen sollten. Als Cleopatra dem Antonius zu Ehren ein Fest veranstaltete, wurden enorme Massen von Rosen gekauft, so daß der Boden in den Speisezimmern eine Elle hoch damit bedeckt war. Nero ließ bei seinen berühmten Gelagen auf seine Gäste, durch Oeffnungen in der Zimmerdecke, Ströme von Rosenblättern herabregnen; bei einem dieser Feste kosteten die Rosen allein 4,000.000 Sesterzen. Heliogabal soll diese besondere Art, seine Gäste zu ergötzen, einmal in dem Grade übertrieben haben, daß mehrere von diesen in den Massen von Blumen erstickten. Bei einem berühmten Feste zu Bajae war der See Lucrinus mit Rosen dicht bedeckt. Die römische Braut trug unter ihrem Schleier einen Kranz von Myrthen und Rosen; auch die Leichname wurden mit Rosen geschmückt, selbst ihre Asche in der Urne noch mit Rosenblättern gemischt. Ein schöner Brauch der Alten hieß, die Grabeshügel ihrer theuren Todten alljährlich am Tage ihres Sterbens mit Rosen bestreuen, am Geburtstage hingegen wurden drei Myrthen und eben so viele Rosenstöcke gepflanzt. Viele machten dies sogar in ihren Testamenten den Erben zur heiligen Pflicht. Um diese maßlosen Bedürfnisse eines verweichlichten, schwelgerischen Volkes befriedigen zu können, waren in ganz Italien großartige Rosenplantagen angelegt.

Mit dem Sturze der römischen Macht ging auch die Roseninduſtrie, mit ihr die antike Rosenkultur zu Grunde. In den finsteren Zeiten des Mittelalters waren es vorzüglich die in so vieler Hinsicht verdienstvollen Benediktiner, die die Rosen besonders kultivirten; in jedem ihrer Klöster erblühte ein schöner Rosengarten. Durch die Kreuzzüge kamen mehrere werthvolle Rosenarten zu uns; so z. B. um das Jahr 1100 die Damaszenerrose. Centifolien blieben bis in das 16. Jahrhundert eine Seltenheit. Clusius erwähnt in seinem 1589 erschienenen Werke als etwas Außerordentliches, daß er zu Frankfurt a. M. hundertblätterige Rosen gesehen. Der berühmte Botaniker Matthioli schreibt in seinem beiläufig gleich alten Werke: „In Griechenland umb die Statt Philippi genannt, eine Art Rosen wachse, welche 100 Blätter hab.“

Als Heilmittel waren die Rosen bei den Alten sehr beliebt. Schon Anakreon singt in seiner trefflichen, der Rose gewidmeten Ode:

„Auch den Kranken heilt sie wieder,
Scheucht von Todten die Verwesung.“ —

Schon Hippokrates glaubte, daß die Wurzel der wilden Rose in Fällen von Hundswuth nützlich sei; daher auch wahrscheinlich ihr Name R. canina. Im Mittelalter spielte die Rose in der Pharmakodynamik eine sehr bedeutende Rolle; es wurden ihr fast so ausgezeichnete Wirkungen zugeschrieben, wie heutzutage den Hoff'schen Malzpräparaten. Es hieß: Der Geruch der Rose „stärkt das Gehirn und bringt Schlaf.“ — Rosensyrup „stärkt das Herz, macht eine linde sanfte Purgation, stärket die innerlichen Glieder, auch gut gegen die dreitägigen Fieber.“ Rosenzucker „stärket das Haupt, Magen, Leber und Nieren, heilt die Lunge.“ Rosenhonig „vertreibt melancholische und phlegmatische Materie.“ Rosenwasser „ist gut gegen flüssige Augen, befestigt die Zähne, thut dem Hals inwendig und dem Zäpfle wohl, ist auch gut gegen die Bauchwürmer; noch kräftiger aber wirkt gegen diese das Würmlin, so man in dem Schwamme der wilden Heckrose findet“ u. s. w.

Heut zu Tage findet die Rose in der Medizin wenig Verwendung; meist nur ihres aromatischen Oeles wegen; in der Parfumfabrik spielt sie jedoch eine Hauptrolle. Das echte Rosenöl wird gewonnen, indem man die Blumen, vorzüglich die der Moschusrose entblättert, und die Blätter in einem Gefäße mit Wasser der Sonne aussetzt. Bald schwimmt das aromatische Oel in Form kleiner Tröpfchen auf dem Wasser, wird mit reiner Baumwolle gesammelt, und diese dann in gutschließende Fläschchen ausgedrückt. Gutes Rosenöl ist durchsichtig, zitronengelb und nur in der Wärme flüssig; es wird dem Gewichte nach theurer als Gold gezahlt. (Schluß folgt.)

Die englische Peerie.

Im englischen Oberhause sitzen zur Zeit 465 Peers, darunter dreißig geistliche. Die weltlichen Peers, deren Rang die von uns beobachtete Reihenfolge angibt, bestehen aus drei Prinzen des königlichen Hauses, zwanzig Herzogen, einundzwanzig Marquis, hundertzwölf Grafen (Earls), zweiundzwanzig Viscounts und zweihundertdreizehn Baronen, zu denen noch sechzehn schottische und achtundzwanzig irische Peers kommen. Eines sehr alten Ursprungs können sich nur wenige Familien dieser Lords rühmen. Der neueste und letzte (dritte) Band von Sir Bernard Burke's „Schicksalswechsel der Familien“ enthält darüber interessante Angaben. Die Herzöge der normannischen Zeit sind alle ausgestorben; der älteste der jetzigen Herzogstitel, der von Buckingham, wurde von Jakob I. für seinen Günstling Georg Villiers neu geschaffen. Das einzige der englischen Marquisate, welches über Georg III. zurückgeht, ist das von Winchester. Von allen Grafentiteln der Normannen, der Plantagenets und Tudors sind elf übrig geblieben, von denen sechs in höhere Titel aufgegangen sind. Die irischen und schottischen Namen haben sich tapfer gehalten. Alte irische Peerien, die noch im Besitz von männlichen Nachkommen des zuerst Beliehenen sind, gibt es vierzehn, schottische derselben Art elf. Die Marquis von Montrose haben ihren Titel siebenhundert Jahre in derselben Linie vererbt, und mit Ausnahme von zwei Fällen, wo der Enkel dem Großvater folgte, ist immer der Sohn an die Stelle des Vaters getreten. Vierhundert Jahre lang haben die Marquis dieses Namens ausschließlich die Töchter von Peers geheirathet. Daß der englische Adel gleich dem deutschen dem Begriffe des reinen Blutes huldigte, darf man daraus nicht schließen. Herzöge und Marquis haben Schauspielerinnen geheirathet; der unermeßliche Besitz der Marquis von Westminster stammt von der Tochter eines Kuhhirten in Pimlico her. Zahlreich sind die Peerien, die an Bürgerliche verliehen wurden. In den Listen des Oberhauses figuriren siebzig Namen, deren Urheber Rechtsgelehrte waren. Die Herzöge von Leed stammen von einem Tucharbeiter ab, die Grafen von Radnor von einem Geflügelhändler, die Grafen von Craven von einem Galanteriehändler, die Grafen von Coventry von einem Krämer. Die Familien Dartmouth, Ducie, Pommfret, Tankerville, Dormer, Romney, Dudley, Fitzwilliam, Cowper, Leigh, Darnley, Hill und Normanby wurden sämmtlich von Londoner Bürgern gegründet. In unserer Zeit hat der Handel die Lords Ashburton, Carrington und Overstone in's Oberhaus gebracht.

Manche Familien sind kläglich zu Grunde gegangen. Der jetzige Baronet Echlin, dessen Peerie 1621 entstanden ist, kann weder lesen noch schreiben und lebt von Almosen des Kirchspiels. Von zwei englischen Baronets, deren Name Burke verschweigt ist der eine Kutscher und der andere Aufseher in einer Leinenhandlung. Der heutige Repräsentant der berühmten Norwichs ist ein Holzhacker und seine Frau arbeitet als Wäscherin. Den ältesten und berühmtesten Namen aus der Normannenzeit begegnet man unter den Handwerkern und Feldarbeitern von Suffolk. Da sieht man Mallets, Howards, Poles, Wingfields u. a. m.

Miscelle.

(Verwendung der Frauen zum Eisenbahndienste.) Die General-Direktion der privilegirten österreichischen Staatseisenbahn-Gesellschaft hat in der Absicht, die Lage der Stationsbeamten zu verbessern, die Verwendung der Frauen und Töchter der Stationsbeamten bei der Billeten-Ausgabe, dann im Gepäcks- und Telegraphendienste gestattet. Die Entschädigungen für die Dienstleistungen der Frauen und Töchter werden nach vier Klassen: zu 300 fl., 250 fl. 200 fl. und 150 fl. geleistet. Der Beamte, dessen Frau oder Tochter in Verwendung genommen wird, hat nebst der Verantwortlichkeit für die ihm persönlich obliegenden Dienstesfunktionen auch die für die Dienstverrichtungen seiner Frau oder Tochter zu tragen, und als Familienhaupt hierüber mit seiner Frau oder Tochter einen besondern Revers zu unterschreiben. Mit dem Tage, an welchem das Familienhaupt aus irgend einer Ursache von seiner Dienstesfunktion enthoben wird, endet auch die Verwendung seiner Frau oder Tochter. Es soll bereits durch die Ingenieurs-Sektionen der genannten Bahn an die sämmtlichen exponirten Beamten eine Aufforderung ergangen sein, sofort die Erklärung abzugeben, ob deren Frauen sich die betreffende Manipulation eigen machen, respektive den Dienst bei der Personenkasse, beim Eilgut und Gepäcks-Expedite und beim Telegraphen-Apparate erlernen wollen. Der besagten Aufforderung haben bereits 23 Frauen der exponirten Beamten Folge geleistet, indem sie durch ihre Gatten die Erklärung abgeben ließen, daß sie sich den Dienst sofort aneignen und sich sodann der angeordneten Prüfung unbedingt unterziehen wollen. Uebrigens sei bemerkt, daß schon dermalen mehrere Beamtenfrauen in den vorgenannten Dienstzweigen vollkommen unterrichtet sind, und auch bereits stillschweigend und aushilfsweise Dienste leisten. So hat sich beispielsweise ein Zufall ereignet, den wir unsern Lesern als Anekdote nicht vorenthalten wollen. Die Frau des Stationsvorstandes in H., welche eben beim Telegraphen-Apparate saß und „spielte“, mußte der Dringlichkeit wegen eine Staatsdepesche abfertigen. Der Telegraphen-Beamte im Staatskontrolamte in W., welcher gemerkt haben mochte, daß die Depesche von einer Frau gegeben sei, telegraphirte an Stelle der gebräuchlichen Phrase: „Verstanden?“ blos zurück: „Küß die Hand.“

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 36. Mittwoch den 6. Mai 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Bei diesen so klar formulirten Fragen gab sich in den Gesichtszügen der Unbekannten eine merkliche Veränderung kund. Die Maske der Anmaßung und der Eitelkeit fiel und es trat der Ausdruck des Mißtrauens — man möchte beinahe sagen der Drohung — hervor.

„Oh, oh!“ machte sie mit höhnischem Lächeln, „Sie gehen etwas zu rasch an's Geschäft, lieber Doktor. Mäßigen Sie Ihre Ungeduld. Wir haben früher noch ein paar sehr ernste Worte zu sprechen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Seien Sie ruhig, ich will mich gleich deutlicher erklären. — Ich habe über Sie sehr viele Erkundigungen eingezogen.“

„Das weiß ich.“

„Desto besser! — Wissen Sie auch, was man mir gesagt hat?“

„Daß ich ein ziemlich geschickter Arzt sei.“

„Oh, noch mehr, viel mehr! Man hat mir gesagt, daß Sie ein vortrefflicher Arzt und überdies ein Ehrenmann seien; auf dessen Wort man sich unbedingt verlassen könne.“

„Den ersten Theil des Lobes muß ich wohl als eine Schmeichelei hinnehmen, den zweiten Theil verdiene ich aber vollkommen“, erwiderte der Doktor lächelnd, „ich glaube aber, daß Sie es mehr mit dem Arzte, als mit dem Ehrenmann zu thun haben werden.“

„Da irren Sie, wenn Sie das glauben, ich habe mit beiden zu thun?“

„Wie so?“

„Wenn Sie einen Schwur leisten, halten Sie ihn, nicht wahr?“

„Ganz sicher.“

„Nun gut; bevor wir also die Angelegenheit weiter besprechen, geben Sie mir Ihr Ehrenwort — verstehen Sie wohl, Ihr Ehrenwort, Niemanden auf der weiten Welt die Gründe zu entdecken, derentwegen Sie in dieses Haus gerufen worden sind, und, wenn Sie der Zufall mit einer der Personen, welche Sie hier zu sehen bekommen werden, zusammenführen sollte, sich so zu benehmen, als ob Sie sie nicht kennten, auch niemals nach ihren Namen forschen. Sind Sie damit einverstanden? — wenn dem so ist, so nehmen Sie hier diese tausend Francs als die erste a conto-Zahlung auf Ihr Honorar. Wenn Sie darauf nicht eingehen, so werde ich Ihnen einen Louisd'or für Ihre Bemühung geben, und dann Gott befohlen! — Also, lieber Doktor, ja oder nein?“

Mr. Leroyer stutzte einen Augenblick, dann sagte er:

„Madame, ich kann den Eid nicht leisten, den Sie von mir verlangen.“

„Und warum nicht?“ fragte die Unbekannte etwas betroffen.

„Weil sich mein Gewissen dagegen sträubt.“

„Ihr Gewissen! Was ist in meinem Vorschlage Verfängliches? Habe ich Ihnen ein Verbrechen vorgeschlagen?“

„Gott bewahre! Aber eben weil ich nicht weiß, was Sie mir vorschlagen wollen, gehe ich nicht darauf ein. Sie wissen so gut wie ich, daß unschuldige, gleichgiltige Handlungen sich nicht in ein undurchdringliches Geheimniß zu hüllen pflegen, noch zu hüllen brauchen. Aufrichtig gestanden, beunruhigt mich Ihre weit ausholende Einleitung. Ich verlange kein voreiliges Vertrauen, aber lassen Sie mich wissen, welcher Natur der Dienst ist, den Sie von mir fordern, und wenn er mein Gewissen nicht belastet, so leiste ich Ihnen ohne Anstand den Eid der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit.“

„Das heißt mit andern Worten“, entgegnete die Unbekannte ganz ungnädig, „Sie wollen mein Geheimniß wissen, bevor Sie sich mir gegenüber zu etwas verpflichten.“

„Durchaus nicht, meine Gnädige, und wenn Sie meine Worte so verstehen, so bleibt mir nichts Anderes zu thun übrig, als mich zurückzuziehen.“

Bei diesen Worten erhob sich der Doktor und machte Miene, sich zu entfernen.

„Nur nicht so hastig, nicht so hastig, Sie böser Mann“, sagte die Dame mit wahrhaft kindlicher Naivität, welche gar sonderbar abstach von ihren nichts weniger als kindlichen Zügen und ihrer in Falten gezogenen Stirn. „Da es nun einmal sein muß, so will ich Ihnen jenes Vertrauen beweisen, das Sie Andern nicht schenken wollen. Begreifen Sie denn nicht, lieber Doktor, daß es Lagen im menschlichen Leben gibt, in welchen das Geheimniß nicht nur Nothwendigkeit, sondern sogar Pflicht ist?“

„Das begreife ich nicht so ganz. Sehen Sie, ich bin ein alter Mann und erinnere mich nicht, je in einer solchen Lage gewesen zu sein . . .“

Digitized by Google

Ein höhnisches Lächeln spielte um den Mund der Unbekannten.

„Doktor", sagte sie, „haben Sie Romane gelesen?"

„Sehr wenige, das muß ich schon gestehen."

„Da haben Sie Unrecht gethan. Romane, das heißt gute Romane, bilden das Herz und den Geist und erweitern die Ideen. Wenn Sie diesen Zweig der Literatur in all' seiner Poesie, in all' seinen Gefühlsphasen mehr gepflegt hätten, so würden Sie ebenso wie ich eine Situation begreifen, die mit wenigen Varianten in allen Romanen eine Hauptrolle spielt und welche niemals verfehlen wird, den Leser und die Leserin in hohem Grade zu interessiren. Diese Situation ist folgende: Hören Sie mich wohl an! Stellen Sie sich ein Mädchen vor, jung, schön, liebenswürdig, unschuldig, aus guter Familie, mit einem Worte ein Engel auf Erden. Der Zufall läßt sie einen Mann kennen lernen, nicht weniger jung, nicht weniger schön, nicht weniger liebenswürdig, nicht weniger edel als sie. Beim Anblick dieses Kavaliers verspürt die Aermste eine noch nicht gekannte Bewegung, — sie will sich bemeistern — umsonst, ein unwiderstehliches Gefühl zieht sie zu ihm hin. Sie errathen wohl, lieber Doktor, daß dieses Gefühl die Liebe ist. Wenn wir den Roman in Bände abtheilen wollten, so wäre jetzt der erste Band zu Ende. Nun weiter. Wegen Familiengehässigkeiten, wegen früher eingegangenen Verbindungen, wegen Ungleichheit der sozialen oder finanziellen Stellung und noch anderer Umstände wegen ist für den Augenblick an eine Heirath der beiden jungen Leute nicht zu denken. Die Liebenden beten sich an, und da sie sich nicht vereinigen können, so seufzen sie und weinen bittere Thränen. Damit wäre der zweite und dritte Band des Romans anzufüllen; da aber Romane gewöhnlich fünf Bände haben, so hören Sie weiter."

Der Doktor wußte nicht, was er von dieser Ausholung halten sollte.

„Hält sie mich zum Besten?" fragte er sich selbst. — Aber nein. Die Unbekannte sprach mit aller Ueberzeugung.

„Geduld, Geduld!" dachte der Doktor, „wir wollen doch abwarten, wohin all' das Geschwätz führen wird."

Die Dame fuhr fort:

„Der vierte und fünfte Band übertrifft, wie es in der Schriftstellerei auch sein soll, alle vorhergegangenen an Interesse. Durch das unerbittliche Schicksal getrennt, aber durch die Gewalt der Liebe gegenseitig zu einander hingezogen, veranstalten sie geheime Zusammenkünfte in den Ruinen eines alten Schlosses, oder in dem Boudoir einer Freundin, deren weiches Gemüth sie unwiderstehlich drängt, die Vertraute der beiden Liebenden, die Vermittlerin ihrer geheimen Rendezvous zu werden. Die Folgen dieser Zusammenkünfte sind nicht schwer zu errathen. Der Geliebte ist leidenschaftlich, ungestüm, die Geliebte hört ihn wonnetrunken an, und trotz Unschuld und Tugend . . . Mit einem Worte, sie trägt unter ihrer Brust den lebendigen Beweis ihres Fehltrittes. — Sie soll Mutter werden, sie ist verloren, wenn ihr nicht eine mitleidige Seele zu Hilfe kommt . . . Was sagen Sie zu dieser Situation?"

„Zum Glück", fuhr die Unbekannte fort, „existirt diese mitleidige Seele, die Vermittlerin der geheimen Zusammenkünfte, von welcher ich eben gesprochen; Dank ihrer Dazwischenkunft kann die Ehre der Familie gerettet werden, man ahnt nicht den Zustand des jungen Mädchens, das Resultat ihres Fehltrittes wird ewig ein Geheimniß bleiben. In Folge einer geschickt ausgedachten Intrigue kann das liebe Kind für einige Tage das Hotel ihrer erlauchten Eltern verlassen. Die mitleidige und wohlwollende Protektorin bringt sie nach einem Dorfe in der Nähe von Paris, und bewohnt mit ihr ein daselbst gemiethetes Haus. Der gewünschte und zugleich gefürchtete Moment rückt heran, das junge Mädchen soll Mutter werden. Die gute Dame schickt nach einem Arzt, dem geschicktesten und ehrenhaftesten in der Umgegend."

Hier hielt die Unbekannte noch einmal inne.

Mr. Leroyer fing jetzt an zu begreifen, wie der Roman weiter gesponnen werden sollte.

„Doktor", begann die Dame wieder, „sagen Sie mir jetzt, welche Antwort soll der Autor dieses Romans diesem Doktor-Ehrenmann in den Mund legen, wenn die Dame — bevor sie ihn zu dem jungen Mädchen führt — ihm den Eid eines unverbrüchlichen Schweigens auferlegt?"

Nun konnte es für den Doktor keine Täuschung mehr geben.

„Madame", entgegnete er, „meiner Ansicht nach darf der Arzt unter solchen Verhältnissen keinen Anstand nehmen, den verlangten Eid zu leisten auf Geheimhaltung des Vorfalles, um so weniger, als ihn sein Gewissen und die Pflichten seines Standes dazu bestimmen müssen."

„Das ist also Ihre Meinung?"

„Ja, Madame."

„Nun gut, lieber Doktor, der Roman, den ich eben skizzirt, ist die reine Wahrheit. Der Arzt sind Sie, die mitleidige Dame bin ich; zu dem jungen Mädchen werde ich Sie ungesäumt führen, sobald Sie mir den Eid werden geleistet haben, den ich von Ihnen erwarte."

„Ich schwöre Ihnen auf meine Ehre," erwiederte der Doktor, „Niemanden den Grund zu entdecken, der mich in dieses Haus geführt, und sollte der Zufall mir je eine von den Personen, welche ich hier sehen werde, anderswo in den Weg führen, so kenne ich diese Person nicht, werde mir auch niemals die Mühe geben, ihren Namen zu erfahren. Genügt Ihnen dieser Schwur?"

„Vollkommen."

„Nichts wird mich also mehr hindern, das junge Mädchen zu sehen, welchem ich meine Sorgfalt zuwenden soll?"

„Nichts."

„Führen Sie mich also zu ihr."

„In wenigen Augenblicken. Ich gehe nur voraus, die Kleine auf Ihren Besuch vorzubereiten . . ."

Die Unbekannte erhob sich mit allen Nuancen einer affektirten Grazie von ihrem Sitze, durchschritt das Zimmer und ging bei einer Seitenthüre hinaus, welche sie hinter sich wieder zumachte.

„Sonderbares Abenteuer," sagte der Doktor zu sich selbst, „höchst sonderbar! Nur Schade, daß ich es der Susanna nicht erzählen darf. Aber ich habe geschworen. Die Susanna soll nichts erfahren."

(Fortsetzung folgt.)

Die Rose.

(Schluß.)

Man hat sich neuerer Zeit Mühe gegeben, das ursprüngliche Vaterland der Rose zu erforschen; es war dies ein ziemlich nutzloses Streben, indem die Rose eines der wenigen Gewächse ist, das fast über den ganzen Erdboden

Digitized by Google

verbreitet ist. In den gemäßigten Erdstrichen hat das Rosengeschlecht massenhafte Vertreter; selbst in Grönland und Kamtschatka, und bis zur Schneegränze der höchsten Gebirge, findet man Rosen; nur unter dem Aequator selbst und in ganz Australien sollen sie im freien Naturzustande nicht vorkommen. Die wilden Rosen sind alle einfach, fünfblättrig. Dem unbefangenen Aesthetiker würde die Wahl, ob die einfache wilde Rose oder ihre durch Kultur veredelte Schwester den Schönheitspreis verdiene, gewiß schwer fallen. Diese Ansicht werden wohl manche lächerlich finden und behaupten, daß sehr wenig guter Geschmack dazu gehöre, um die Zentifolie dem einfachen Hetscherl vorzuziehen, doch ich spreche hier nicht von einzelnen Blumen, sondern von der ganzen Pflanze und der ganzen Familie. Wer die verschiedenen wilden Rosenarten kennt, wird gewiß zugeben, daß die Astbildung, Belaubung und Blüthenvertheilung anbelangend, selbe durch die Gartenrosen nicht nur nicht übertroffen, sondern noch nie erreicht wurden. Selbst was die Blüthe betrifft, ist unter ersteren mehr Wechsel hinsichtlich der Form und Farbe zu finden, als unter den letzteren. Die wilde Rose, mit der kultivirten verglichen, erscheint als eine sehr geschmackvoll, jedoch einfach gekleidete Schönheit, diese aber als reiche Dame, mit Schmuck so überhäuft, daß die Schönheit des Körpers hiedurch theilweise verdeckt wird. Fülle und Reichthum ist durchaus nicht identisch mit Eleganz und Schönheit.

Für den Botaniker haben nur die wildwachsenden Rosenarten ein wissenschaftliches Interesse; gegenwärtig sind deren an 100 bekannt, in unserem Vaterlande kommen etwa 30 vor. Veredelte, gefüllte Varietäten sind heutzutage nahezu 3000 vorhanden. Im Kataloge des weltberühmten Jardin du Luxembourg in Paris sind 2000 Rosenvarietäten verzeichnet.

Auf die Frage: Woher stammen diese Massen der prachtvollsten Rosen? — antwortet uns der Kunstgärtner: Sie wurden durch Kultur aus den einfachen fünfblättrigen Rosen erzeugt. Einem Fundamentalgesetze des organischen Lebens, daß das Kind den Eltern, der Sprößling seinem Stammbaume gleich bleibe, wird wohl durch diese Antwort scheinbar widersprochen, indem die wilde Rose der veredelten kaum ähnlich sieht.

Welchen Einfluß die sorgfältige und dem Zweck entsprechende Kultur auf das Pflanzenleben ausübe, können wir aus Folgendem ersehen. Die gelbe Rübe findet sich auch in unserer Gegend an vielen Orten wild, sie treibt einen hohen Stengel, ihre Wurzel bleibt aber dünn, holzig, von herbem Geschmacke. Säet man nun die Samen dieser wilden Möhre zur Zeit in einen geeigneten Boden, und pflegt die Pflanze gehörig, so wird ihre Wurzel schon im ersten Jahre der der Gartenmöhre ähnlicher sehen, bei fortgesetzter Kultur derselben endlich ganz gleichen. Die Stammmutter unserer zahlreichen Georginenarten ist eine sehr unansehnliche, einfache Blume. Unsere prachtvollen Stiefmütterchen (Pensées) stammen alle von den bei uns einheimischen Viola tricolor und Viola lutea. Ein englischer Gärtner verlegte sich auf die Kultur derselben, und baute den Samen dieser anspruchlosen Penséearten gemischt an. Durch gegenseitige Befruchtung der verschiedenen Blüthen entstanden Bastarde; einige unter diesen übertrafen nicht nur an Färbung, sondern auch an Größe der Blüthe ihre Eltern. Ihr Same wurde sorgfältig gesammelt und wieder angebaut, die daraus entstandenen Blüthen einer neuen Sichtung unterzogen; — so ging es fort, bis die jetzt so allgemein beliebten Thalerpensées erzielt waren. Ganz analog verhält es sich mit der Rose. Es ist Thatsache, daß die Römer bereits gefüllte Rosen hatten; Plinius schreibt schon, daß selbe aus Samen gezogen wurden. Wenn wir nun den Zeitraum, seit welchem bereits die Rosen kultivirt wurden, als auch die Menge ihrer natürlichen Arten in Betracht nehmen, wird uns die enorme Zahl der heut zu Tage durch die Kunstgärtner zum Kaufe dargebotenen Rosenvarietäten nicht überraschen. Wie in der Gärtnerei überhaupt, gebührt auch hier den Franzosen das Verdienst, die Rosenzucht auf ihren jetzigen Standpunkt gebracht zu haben; viele Gärtner befassen sich hier ausschließlich mit der Züchtung neuer Rosenarten — und leisten hierin wirklich Außerordentliches.

Vor wenigen Jahrzehenten fanden sich in den Gärten vorzüglich nur die sogenannten harten, einmalblühenden Rosen; die dazumal bekannten Monatsrosen fanden kaum Anwerth. Die später eingeführten Thea-, Noisett- und Bourbonrosen waren für den freien Grund zu zart, und konnten nur im Topfe und Glashause gezogen werden; ihre Acclimatisirung blieb lange ein pium desiderium, bis es endlich gelang, das scheinbar Unerreichbare zu erreichen. Der Zufall kam dem menschlichen Scharfsinne auch hier zu Hilfe. Indem man den Samen verschiedener nebeneinander abgeblühter Rosenarten aussäete, fanden sich unter den andern Arten verschiedene Mischlinge, gleichsam Mulatten und Creolen. Ihr Entstehen erklärte sich leicht aus der wechselseitigen Befruchtung. So fanden sich z. B. unter den Kindern der zarten, einmalblühenden und duftreichen Zentifolie mit der zärtlichen, aber den ganzen Sommer über blühenden Thea auch solche, welche in sich die Eigenthümlichkeiten beider Eltern vereinigten; es entstanden die sogenannten Remontanten, d. i. Rosen, die im Freien ausdauern, fortblühen und angenehm duften. — Kaum war dieses Geheimniß der Natur abgelauscht, wurde auch sogleich systematisch gekreuzt und hybridisirt. Unter Kreuzung versteht man die Befruchtung der weiblichen Blüthe mit einer männlichen derselben Art, z. B. der Princesse Royale mit dem Kosciusko; beide gehören in die Gruppe der Moosrosen. Unter Hybridisirung aber versteht man die eheliche Verbindung zwischen verschiedenen Arten, z. B. einer Moosrose mit einer Thea.

Der Vorgang bei dieser künstlichen Befruchtung ist im wesentlichen folgender: Die zum Samentragen bestimmte Blüthe muß früher untersucht werden, ob ihre weiblichen Geschlechtsorgane, die Pistille, gehörig entwickelt sind; ist dies der Fall, so wird die als Befruchter gewählte Blüthe abgeschnitten und ihrer Blätter vorsichtig beraubt, damit man den Blumenstaub durch Schütteln sicherer auf die weibliche Blüthe bringen könne. Die Uebertragung des Blumenstaubes kann auch mittelst eines feinen Haarpinsels geschehen. Einige Gärtner halten es für zweckmäßig, die eigenen Staubfäden, d. h. die männlichen Geschlechtsorgane der zu befruchtenden Blüthe, früher mittelst einer feinen gekrümmten Scheere zu entfernen. Ob jedoch bei Blumen eine Ueberfruchtung vorkommen könne, und ob diese für die Frucht schädlich sei, ist bis jetzt noch nicht erwiesen. War die Befruchtung eine gelungene, so schwillt, nachdem die Blume verblüht, der Fruchtknoten derselben an. Die Rosenfrucht lasse man ganz reifen; es ist nicht genug, daß selbe roth wird, erst mit ihrem Braunwerden sind die Samen

Digitized by Google

keimfähig geworden. Die Aussaat geschieht am besten in's freie Land, und zwar im Spätherbste, indem manche Samenkerne sehr schwer und spät keimen. Unter den jungen Pflanzen blühen manche schon im ersten Jahre, die meisten im zweiten, manche erst später; viele unter ihnen belohnen gewiß glänzend die geringe Mühe ihres Pflegers. Welch' interessantes und dankbares Feld ist hier dem Naturforscher, dem Blumenfreunde und Spekulanten geöffnet; mit der geringsten Mühe und fast ohne Auslagen erzielt man die schönsten Resultate und verbringt die Zeit in angenehmer, gespannter Erwartung.

Bei einer Rose sieht man auf folgende Eigenschaften: auf den Habitus der ganzen Pflanze, auf Form, Farbe und Geruch der Blume, endlich auf eine dankbare, dauernde Blüthe. Solche Rosenprototype konnten und können nur durch rationelle Kreuzung und Hybridisirung erzielt werden. Ein Beispiel wird die Sache noch verständlicher machen. Ein Gärtner besitzt eine gelbe Harrison-Rose; er ist, bis auf die Farbe, mit derselben zufrieden, er wünscht sie lebhafter gefärbt. Dieser Wunsch kann leicht durch eine Kreuzung mit Rosa lutea bicolor realisirt werden; selbe hat wohl eine einfache, aber auffallend lebhaft gelb gefärbte Blume. Indem sie nun zur Befruchtung der Harrison-Rose verwendet wird, werden sich unter den Nachkommen jedenfalls auch solche finden, die neben den vorzüglichen Eigenschaften ihrer Mutter vom Vater die Farbe geerbt.

Nächst der eben beschriebenen Erziehung aus Samen, haben die Rosen ihre jetzige Kultur und Verbreitung dem Propfen und Okuliren zu verdanken. Indem man wilde Rosen durch edle Reise veredelt, erreicht man außer der leichten Vermehrung, rascheres Wachsthum, besseres Fortkommen selbst im schlechten Grunde, auch den schönsten Habitus; der veredelte Rosenstock nimmt unter dem Messer des geschickten Gärtners jede gewünschte Form an. Bei uns sind noch die sogenannten Trauerrosen wenig bekannt. Auf einen hohen Wildling wird eine Kletterrose gepfropft, deren Zweige dann gleich der Trauerweide herabhängen und zu den schönsten Rosenpyramiden, Schirmen und Lauben verwendet werden können.

Die Tabakspfeife der Königin Viktoria.

Mitten in den Londoner Docks an der Ostseite befindet sich das sogenannte Entrepot der Königin, besonders das ausgedehnte Tabaksmagazin, welches nicht weniger als fünf Acres im Umfang hat, und das die Regierung von den Aktionären der Docks um die Kleinigkeit von 14,000 Pfund Sterling gepachtet hat. Hier liegt in großen Fässern, bisweilen 24,000 an der Zahl, der Tabak. Außerdem nimmt ein kleinerer Raum die feineren Sorten und ein dritter Platz die Cigarren ein.

In diesen Entrepots der Königin bilden die Tabaksfässer rechts und links lange Straßen und man befindet sich in einer von Tabak durch und durch geschwängerten Atmosphäre. Schlagen wir die Hauptstraße ein und gehen in derselben eine Strecke fort, so wird unsere Aufmerksamkeit bald durch einen Wegweiser erregt, der die sonderbare Aufschrift trägt: „Zum Ofen". Verfolgen wir diese Richtung, dann stehen wir bald in der Mitte des Magazins und vor der Tabakspfeife der Königin (Queens-pipe). Es zeigt sich eine Thür und über derselben das königliche Wappen mit den Anfangsbuchstaben V. R. Wir treten in dieses abgesonderte Lokal und erblicken in der Mitte desselben einen riesigen, kegelförmigen Ofen; oberhalb der nicht minder riesigen Ofenthür prangt abermals das königliche Wappen mit den erwähnten Buchstaben. In dem Ofen brennt ein ungeheures Feuer. Hier heißt es buchstäblich: Zehn Schritte vom Leibe, wenn man nicht gebraten und geschmort sein will. Nur die an diese Hölle schon gewohnten Heizer dürfen sich ein paar Schritte näher hinzuwagen, um den Riesen mit neuer Nahrung zu versorgen. Solche Nahrung ist bereits massenhaft um ihn herum aufgestapelt und besteht aus Ballen von beschädigtem Tabak, Thee und und verschiedenen anderen havarirten Waaren. Das Feuer erlöscht nie, weder bei Tag noch bei Nacht, und wird fortwährend mit langen Eisenstangen geschürt, während nacheinander Kisten und Ballen durch die offene Thür in die Flammen fliegen.

Alle konfiszirten oder unverkäuflichen Waaren, von was immer für einer Gattung, werden durch die sog. Tabakspfeife der Königin in Asche und Rauch verwandelt. Bisweilen werden ganz eigenthümliche Waaren verbrannt. So geschah es vor Kurzem, daß die Tabakspfeife mit 900 Stück Schöpsenkeulen aus Australien gestopft wurde. Diese waren kurz vor der Aufhebung des Einganszolles auf diesen Artikel in das Entrepot gebracht worden, und da dem Eigenthümer nicht gestattet wurde, sie zollfrei auszuführen, so hatte das Fleisch seinen Werth verloren, denn der Preis war dermaßen gefallen, daß sich kaum der Zoll bezahlt gemacht haben würde. Die Waare blieb also liegen und ward, als sie zu verderben begann, der Tabakspfeife geopfert. Es fand sich jedoch noch manches gute Stück darunter, so daß die Beamten sich eine ganze Woche lang mit dem herrlichsten Schöpsenbraten traktirten. Bei einer anderen Gelegenheit mußte die Tabakspfeife 130,000 Paar französische Handschuhe, die der Konfiskation unterlagen, in sich aufnehmen, was ihr übrigens gleich wie die Schöpsenkeulen keinerlei Beschwerden verursachte.

Als sie jedoch einmal eine respektable Anzahl „Terzen" (Häute von jungen Rindern), einzunehmen genöthigt wurde, da gab sie ihr Mißbehagen durch einen so pestilenzialischen Geruch zu erkennen, daß die Beamten und Diener die ganze Abtheilung wochenlang mit den respektwidrigsten Ausdrücken gegen das ungebührliche Verhalten der Queens-pipe betraten. Seit dieser Zeit wird sie nicht mehr mit solchen unverdaulichen Dingen belästigt. Auch wird seit Kurzem mit einigen Sorten Thee eine Ausnahme gemacht, weil der starke Luftzug trotz aller Vorsicht brennende Theeblätter durch die Gitter herausgetrieben hatte, wodurch beinahe eine Feuersbrunst entstanden wäre, die nicht nur allen Tabak, sondern die ganzen Docks mit den auf viele Millionen geschätzten Waaren in Rauch hätte aufgehen lassen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 37. Sonntag den 10. Mai 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Die Thüre, durch welche die Dame d'un certain âge hinausgegangen war, öffnete sich nach ein paar Minuten wieder, und eine Stimme rief heraus:

„Wollen Sie eintreten, lieber Doktor, man erwartet Sie."

Mr. Leroyer ließ sich das nicht ein zweites Mal heißen. Noch niemals — so lange er auch Arzt war — sah er sich berufen, eine Rolle zu spielen unter so sonderbaren und romantischen Umständen, und zum ersten Male in seinem Leben verspürte er die ganze Macht jener Anziehungskraft in sich, welche bei derlei Abenteuern die Neugierde — selbst eines alten Landarztes — so sehr aufstachelt.

Mit einer Art von innerem Bangen trat er über die Schwelle des Zimmers.

Ein Bett aus Mahagony, halb versteckt unter weißen Vorhängen, stand im Hintergrunde und war nur spärlich beleuchtet durch eine Lampe mit einem Schirm, die auf einem kleinen Tischchen stand. Ein helles Feuer im Kamin schien die Dunkelheit des Zimmers bekämpfen zu wollen.

Mr. Leroyer näherte sich dem Bette.

Ein blasses, hübsches Gesichtchen, umflossen von wunderbar reichen blonden Locken, ruhte auf den Kissen. Auf diesen Gesichtszügen von wahrhaft kindlichem Anmuthe malte sich ein rührender Ausdruck von Ermattung, von Leiden und von Angst. Ein bläulicher Streifen umgab die halb geschlossenen Augen.

Der Doktor sah all' das nicht auf den ersten Blick, er hatte nicht mehr seine Augen von vierzig Jahren früher, auch erleuchteten die Strahlen der Lampe, zusammengehalten durch den Lichtschirm, nur den Rand des Bettes, das Gesicht des Mädchens blieb im Halbdunkel.

Ein Arzt muß auch die Züge des Kranken studiren; Blässe od. Röthe, der trübe oder funkelnde Blick, der Zug um Mund oder Nase u. dgl. m. geben ihm eine beinahe untrügliche Diagnose.

Die Neugierde mag wohl nicht ganz aus dem Spiele geblieben sein, genug, der Doktor nahm die Lampe vom Tisch und hielt sie so, daß das Licht auf des Mädchens Gesicht fallen konnte.

Ein leises Stöhnen entfuhr ihrer Brust. Purpurröthe überzog die sonst so bleichen Wangen und sie hielt ihre zarten, aristokratischen Hände vor's Gesicht.

Mr. Leroyer sah die Verlegenheit des Kindes und stellte nach möglichst kurzer Prüfung die Lampe wieder auf den Tisch.

Die unbekannte Dame bemerkte dies wohl auch, zuckte mitleidig mit den Achseln und sagte:

„Liebes, gutes Kind, wozu diese Furcht, warum wollen Sie Ihr hübsches Gesichtchen nicht sehen lassen? Das ist kindisch, wissen Sie das, meine Liebe. Der Herr hier ist weder fremd noch indiskret. Ich habe Ihnen das schon gesagt. Dieser Herr ist der Doktor Leroyer, der bravste Mann, den man nur finden kann. Er wird Ihnen seinen Beistand angedeihen lassen und keiner sterblichen Seele ein Wörtchen von unsern kleinen Geheimnissen ausplaudern."

„Die gnädige Frau hat ganz Recht", betheuerte der Doktor. „Ich habe absolute Verschwiegenheit angelobt und werde unter allen Umständen mein Wort halten. Beruhigen Sie sich und erkennen Sie in mir nur den bescheidenen Arzt, dem eine lange Erfahrung zur Seite steht und der diese Erfahrung ganz zu Ihrer Verfügung stellt."

„Ich danke Ihnen, lieber Doktor", lispelte das junge Mädchen mit kaum vernehmbarer Stimme.

Mr. Leroyer empfand aufrichtiges Mitleid mit diesem jungen Geschöpf, das ungeachtet seines Fehltritts noch so rein und jungfräulich schien.

Ohne Zweifel gehörte das arme Kind einer reichen und ehrbaren Familie an; verführt durch die Kunstgriffe eines gewandten Wüstlings war es an einen Abgrund gerathen, von dem es keine Ahnung hatte, es kam zum Falle, bevor es sich hierüber selbst Rechenschaft zu geben, im Stande war.

Und jetzt, fern von seiner Mutter, — in einer unbekannten Gegend, in einem fremden Hause, angewiesen an die feile Zärtlichkeit einer mehr als verdächtigen Freundin, ging es den unnennbaren Martern entgegen, welche der erste Fehltritt des ersten Weibes als eine Schmerzenserbschaft auf die ganze Nachkommenschaft hinterlassen hat.

Der Doktor war in größter Verlegenheit, wie er jene Fragen, welche ein Arzt ohne Anstand gewöhnlich an eine angehende Mutter richtet, einkleiden sollte, um das Mädchen in seinem Schamgefühle nicht zu verletzen.

Digitized by Google

Gefragt mußte werden. Er wendete sich also an die Unbekannte.

„Meine Gnädige", fragte er, „wie alt ist das Fräulein?"

„Noch nicht volle achtzehn Jahre."

„Ihre Gesundheit war bisher gut?"

„Vortrefflich."

„Sie glauben, daß die Zeit schon so nahe sei?"

„Ich habe allen Grund dazu."

Der Doktor nahm die Dame bei ihrer großen, mit Ringen aller Art und Größe besteckten Hand, und führte sie zum Kamin.

Sie ließ es mit aller Ziererei geschehen.

Dort stellte er ganz leise einige Fragen an sie, auf welche sie mit einer Genauigkeit, die in dem Munde einer Frau, welche ihrer eigenen Aussage nach niemals in interessanten Umständen gewesen sein soll, höchst sonderbar klangen.

(Fortsetzung folgt.)

Diplomatische Curiosa.

v. F. Von jeher war diplomatische Gewandtheit und hofmännische Feinheit nicht nur für die betreffenden Höfe von der größten Wichtigkeit und Bedeutung, sondern hat auch stets einen sehr anziehenden Stoff der Unterhaltung in den Salons der haute volée geliefert. Vielleicht dürften nachstehende, noch wenig bekannte Facta in dieser Sphäre aus der älteren Zeit nicht ganz uninteressant sein.

Kaiser Carl V. schickte in einer besonderen Angelegenheit einen Gesandten an den Großherrn Solyman. Als nun der Abgeordnete jenes Herrschers, in dessen Reich die Sonne nie unterging, zur Audienz kam, bemerkte er, daß in dem Empfangssaal kein Sitz für ihn vorhanden war, und zwar nicht zufällig, sondern absichtlich, um ihn stehen zu lassen. Ohne im mindesten aus der Fassung zu kommen, nahm er seinen Mantel ab, breitete ihn auf den Boden, und setzte sich mit solcher Ungezwungenheit darauf, als ob das eine längst bestehende Sitte wäre; sodann brachte er den Gegenstand seiner Mission mit der größten Sicherheit und Geistesgegenwart vor, daß selbst der Sultan sich nicht enthalten konnte, seine Bewunderung zu äußern. — Die Audienz war zu Ende, und der Gesandte stand im Begriff, sich zu verabschieden, ohne jedoch seinen Mantel aufzuheben. Die türkischen Höflinge glaubten, es sei aus Vergessenheit und machten ihn darauf aufmerksam. Er aber antwortete mit ebensoviel Ernst als Sanftmuth: „Die Gesandten des Kaisers meines Herrn haben nicht die Gewohnheit ihre Sitze mit sich zu nehmen".

Der Großmogul Kha-Jeham, welcher von sehr spöttischem Naturell war, fragte einst einen persischen Gesandten, ob sein Herrscher wohl größer sei, als ein kleiner, überaus häßlicher Sclave, dessen Geschäft darin bestand, die Fliegen und Mücken von dem Thron des Moguls zu verscheuchen. „O nein" antwortete ruhig der Gefragte, „da fehlt noch viel; mein Herr ist nur um einen Kopf größer als Du."

Kaiser Heinrich IV. von Deutschland hatte von Seite der Republik Polen einen Grafen Skarbiecky als Gesandten an seinem Hof. Die Aufgabe des Grafen bestand darin, einen Friedensschluß zu Stande zu bringen. Der Kaiser benützte eine Gelegenheit, um dem polnischen Diplomaten die großen Reichthümer des Reichsschatzes zu zeigen, und sagte dabei: „Das ist etwas, um die Polen zu bändigen!" Skarbiecky zog mit Gelassenheit einen kostbaren Ring vom Finger, und warf ihn nachlässig zu den vor ihm befindlichen Kleinodien mit den Worten: „Adjiciamus aurum auro!" — Anstatt, daß diese Affaire einen Bruch zwischen dem Kaiser und Polen herbeigeführt hätte, diente sie vielmehr noch dazu, den Friedensschluß zu beschleunigen.

Ein spanischer Gesandter rühmte einst gegen Heinrich IV. von Frankreich die Macht seines Kaisers. Der König antwortete, um den stolzen Spanier etwas zu demüthigen, daß wenn er (Heinrich IV.) Lust bekommen sollte zu Pferde zu steigen, er zu Mailand frühstücken, zu Rom die Messe hören und zu Neapel diniren würde. „Sire" meinte der Gesandte, „wenn Euer Majestät so schnell reisen, so könnten Sie auch noch am selben Tage in Sicilien die Vesper hören!" — Ein andermal sagte ihm Heinrich IV. zornig: „Wenn der Kaiser, ihr Herr, seine Angriffe fortsetzt, so werde ich zu den Waffen greifen und man wird mich bald zu Madrid sehen!" „Warum nicht?" entgegnete kalt der spanische Vertreter, „hat sich doch Franz I. recht gut daselbst befunden."

Ludwig XIV. von Frankreich liebte es, die hohen Würdenträger durch seine Gegenwart etwas befangen zu sehen. Der Freiherr von Pentenrieder war vom deutschen Kaiser an den französischen Monarchen als Botschafter geschickt worden. Der Freiherr, welcher das Renommée hatte, sich durch nichts aus der Contenance bringen zu lassen, überreichte seine Beglaubigungsschreiben, und schien aber ungemein ruhig und sicher. König Ludwig, etwas piquirt über den geringen Eindruck, den seine Persönlichkeit auf den Gesandten hervorbrachte, beschloß ihn zu verwirren. Der Baron begann: „Sire, der Kaiser, mein Herr, schickt mich zu Eurer Majestät — —" „Lauter, Herr Botschafter!" rief Ludwig XIV. mit erhobener Stimme. — „Lauter?" antwortete Herr von Pentenrieder, ohne eine Miene zu verändern. „Der Kaiser, mein Herr, Sire, schickt mich zu Eurer Majestät" indem er den Kaiser jetzt zuerst nannte, in erhöhtem Tone sprach, und seine Rede mit Festigkeit zu Ende führte.

Eben derselbe König von Frankreich sagte einem Seigneur seines Hofes, den er an einen andern Souverän sandte, und der eben im Begriff war, sich zu beurlauben: „Die hauptsächlichste Instruction, welche ich Ihnen zu geben habe, ist, daß Sie ein ganz entgegengesetztes Benehmen von dem Ihres Vorgängers beobachten." „Sire" erwiderte der neue Gesandte, „ich werde mein Verhalten so einrichten, daß Euer Majestät meinem Nachfolger nicht dieselbe Weisung zu geben haben."

Vor ungefähr 200 Jahren ward ein holländischer Geschäftsträger an einen nordischen König geschickt, welcher zwar sehr umsichtig, aber heftig war. Einmal hatte der Repräsentant Hollands in einer geheimen Audienz Schritte seiner Republik zu rechtfertigen, welche dem König mißfallen mußten. Das Gespräch wurde lebhaft, und in der Hitze der Betheuerungen wiederholte der Holländer mehrmals den Namen seiner Herren. — „Ah" rief der Monarch aufgebracht, „der Teufel hole Eure Herren!" „Wünschen Euer Majestät" fragte der Geschäftsträger lächelnd, „daß ich diese Erklärung in meinen Bericht aufnehme?" Der König lachte, und der Holländer erreichte schließlich was er beabsichtigte.

Digitized by Google

Ein italienischer Fürst, dessen Witz selten reussirte, weil er mehr beleidigend als geistvoll war, sagte eines Tages zu dem Gesandten einer fremden Macht, mit welchem er auf einer Altane stand: „Dieß ist der Balkon, von dem einer meiner Vorfahrer einen Gesandten hinabspringen ließ." „Offenbar", replicirte der Fremde trocken, „haben die Gesandten jener Zeit keine Degen getragen."

Ein anderer Diplomat, der viel Geist, aber einen unendlichen Hang zur Satyre besaß, und sich nie zurückhalten konnte, gegen den Fürsten, bei welchem er accreditirt war, und dessen Hof seine Witzpfeile loszulassen, erfuhr eine eigenthümliche Wiedervergeltung. Als er abberufen wurde, überreichte ihm der Prinz anstatt des gewöhnlichen Ehrengeschenkes eine Tapetenmalerei, wo dieser Gesandte als Silen umgeben von Satyren dargestellt war. Die frappante Aehnlichkeit der Gesichtszüge machte die Revange außerordentlich treffend.

Das Bombardement von Charleston.

Aus verschiedenen unionistischen Quellen lesen wir Folgendes zusammengestellt: Das Panzergeschwader, geleitet von einer Anzahl Kanonenboote, kam am 5. April vor Charleston an. Im Laufe des Nachmittags wurden im Kanal über die Barre vom Küstenvermessungs-Dampfer Bibb und von dem Keokuk Bojen ausgeworfen. Man beabsichtigte, die Barre an jenem Nachmittag zu überschreiten; aber es erhob sich ein starker Wind, welcher den Admiral Dupont bewog, die Ueberfahrt bis auf den nächsten Tag zu verschieben. Am Abend erließ der Admiral seine Schlachtordre. Der Angriffsplan war, das Panzergeschwader den Hauptschiffahrtskanal, ohne das Feuern der Batterien auf Morris Island zu beachten, hinaufgehen zu lassen, direkt auf Fort Sumter zuzusteuern und seine nordwestliche Front aus der Entfernung von 600—800 Yards zu engagiren, indem das Feuer auf die Schießscharten im Centrum gerichtet werden sollte. Folgendes sollte die Schlachtlinie sein: Weehawken, Passaic, Patapsco, New Ironsides (Flaggenschiff), Catskill, Nantucket, Nahant und der Keokuk. Ein Reservegeschwader, bestehend aus dem Canondaigua, Housatonic, Huron, Unadilla und Wissahickon, sollte sich außerhalb der Barre aufstellen, um im Nothfalle den Panzerschiffen zu Hilfe zu kommen. Am 6. April früh gegen 8 Uhr wurde ein allgemeines Signal gegeben, aufzubrechen. Man hegte einige Befürchtung, beim Ueberschreiten der Barre zu stranden; aber alle Fahrzeuge kamen glücklich hinüber und gingen sodann gerade dem Light House Inlet gegenüber vor Anker. Man hielt es für notwendig, die Ebbe abzuwarten, um die Sperrmittel leichter zu entdecken. Man erwartete, die Flotte werde Nachmittags um 1 Uhr zum Angriff verschreiten können; aber damals hatte sich ein dichter Nebel erhoben, der die Küstenlinien verbarg, an die sich die Steuermänner halten mußten. Der Admiral verschob daher widerstrebend den Angriff auf den nächsten Tag. Während des Tages arbeitete sich General Ferry's Division nach Folly Island hinauf, setzt sich dicht am Strande fest und eröffnete die Verbindung mit der Flotte, doch mußten die Landtruppen die Rolle von Zuschauern spielen. Am Morgen des 7. war der Nebel noch dicht; aber um 9 Uhr hatte er sich zerstreut und nichts verzögerte mehr den Angriff. Um 1 Uhr Nachmittags erklärte der Steuermann des Flaggenschiffes sich ausbruchbereit. Das Signal zum Aufbruche wurde gegeben, und 15 Minuten vor 2 Uhr war die ganze Flotte in der oben angegebenen Ordnung in Bewegung. Um $2^1/_2$ Uhr waren die ersten vier Monitors vor den Batterien auf Morris Island vorbeigelangt, ohne das Feuer des Feindes auf sich zu ziehen. Kurz vor 3 Uhr zeigte der Ironsides Spuren von Ungehorsam gegen sein Steuerruder, indem sein Bug nach der starken Ebbe schwang und drohte, ihn in die Untiefen zur Rechten zu bringen. Er mußte daher vor Anker gehen, um seinen Lauf einzustellen. Inzwischen hatten die ersten vier Monitors ihren Weg nach dem Fort zu fortgesetzt. Der Feind ließ den Weehawken bis auf 400 Yards von Fort Moultrie herankommen, worauf zwei Schüsse aus diesem Fort quer über seinen Bug das Gefecht eröffneten. Der Ironsides war wieder in Gang gekommen und hatte sich Fort Sumter bis auf 1200 Yards genähert, als er wieder unlenkbar wurde und abermals vor Anker gehen mußte. Die Monitors vor ihm hatten damals den konvergirenden Punkt des Feuers aus den Cummings' Point-Batterien, von Fort Sumter, Fort Moultrie und Moultrieville, als Batterie Bee bekannt, erreicht. Ein Feuerstrom und Rauchwolken, die sich von Morris bis Sullivan's Island erstreckten, weihten die ohne Zweifel schrecklichste Kanonade des ganzen Krieges ein, wenn sie ja in der Weltgeschichte erreicht worden sein sollte. Ein wahrer Hagel von Kugeln und Bomben ergoß sich über die Monitors und hüllte sie bisweilen fast ganz in Wasserstrahlen ein, die durch die einschlagenden Geschosse emporgeworfen wurden. Die Monitors setzten ihren Weg fort und antworteten dem Feinde kräftig aus ihren Batterien. Sie gingen vor der nordöstlichen Front von Fort Sumter vorbei; aber als sie in die Nähe von deren Winkel mit der nordwestlichen Front kamen, fanden sie auf einer kurzen Strecke 3 verschiedene Linien von Verrammlungen vor, die aus schwimmenden Blöcken mit angehängten Torpedos und aus einem Netzwerk von Tauen, die durch Gewichte scheitelrecht im Wasser gehalten wurden, bestanden. Der Patapsco verwickelte sich in eins derselben und konnte seine Schraube 15 Minuten lang nicht arbeiten lassen, machte sich aber endlich los. Ein Torpedo explodirte dicht am Bug des Weehawken, ohne jedoch Schaden anzurichten. Da die Fahrzeuge alle sehr schwerfällig steuerten, so konnte man die schmalen Päße durch die Verrammlungslinie nicht erreichen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen machten die vier Fahrzeuge Kehrt und dampften zurück den Hafen hinab, indem sie während dieser ganzen Zeit ein heftiges Feuer bestanden und mit ihren Geschützen so kräftig als möglich antworteten. Zeitig im Gefecht wurde der 200-Pfünder-Parott des Patapsco durch seinen eigenen Rückprall unbrauchbar. Der Thurm des Passaic wurde eingebogen und sein 11zölliges Geschütz so eingeklemmt, daß man es nicht bedienen konnte. Kurz darauf stellte sein Thürmchen die Umdrehungen ein, und so verlor das Fahrzeug alle aggressive Macht. Der Ironsides hatte sich indessen vergebens bemüht, Fort Sumter näher zu kommen. Die Konföderirten-Kanoniere, die an ihm ein festes Ziel fanden, bearbeiteten ihn ungehindert mit Kugeln und Bomben. Seine Lage war so, daß er erst gegen 4 Uhr seine Breitseiten verwenden konnte, worauf er Gelegenheit erhielt, sein Feuer auf Fort Moultrie abzugeben. Das war die einzige offensive Demonstration, die er während des Gefechts machte. Als Admiral Dupont sah, daß er den Ironsides nicht rasch bewegen könne, signalisirte er den vier Panzerschiffen hinter ihm, voranzugehen und die bereits en-

Digitized by Google

gagirten vier Fahrzeuge zu unterstützen. Beim Versuch, vorbeizufahren, streiften der Catskill und der Nantucket an die Bord- und Steuerbordseite des Ironsides an, wußten sich aber nach einer Weile wieder los zu machen. Sie und der Keokuk und der Nahant kamen ungefähr um die Zeit, wo die anderen vier Monitors umkehrten, unter das konzentrirte Feuer der Forts und Batterien. Nichtsdestoweniger rückten sie, während ihre Geschütze lebhaft arbeiteten, über die nordöstliche Front von Fort Sumter vor, bis ihr Lauf gleichfalls durch Sperrmittel behindert wurde. Der Catskill, Nantucket und Nahant erhielten das vereinte Feuer vom Fort Sumter und Fort Moultrie. Der Keokuk war ein wenig mehr zur Linken gesteuert und erhielt eine Zeit lang nur das Feuer vom Fort Sumter. Er feuerte seine Kanone im Vorderthürmchen nur drei Mal ab, als er kampfuntüchtig wurde. Seine Hinterkanone konnte nicht wirksam in's Spiel gebracht werden und war dadurch unnütz geworden. Nachdem alle Monitors und die Whitney-Batterie ungefähr $^3/_4$ Stunden lang das vereinte Feuer aller Forts und Batterien ausgehalten hatten, kamen sie in Befolgung eines Signals vom Flaggenschiff zurück. Der Ironsides hatte sich bereits eine kurze Strecke aus dem Schußbereich von Fort Sumter gezogen; um 5 Uhr war die ganze Flotte außer Schußweite, und das Gefecht hörte auf. Das Ericsonfloß, als „der Teufel" bekannt, war am Bug des Weehawken befestigt; erwies sich aber als Hinderniß, statt als Hilfe, indem es das Steuern des Weehawken hemmte. Die Monstertorpedos, die mit dem Floß in Verbindung gebracht werden sollten, wurden nicht gebraucht, da sie zart angegriffen werden mußten und man für den Erfolg fürchtete.

„Der Teufel" ging den Tag nach dem Gefechte verloren und trieb an's Ufer. Es war die Absicht des Admirals, das Gefecht am nächsten Tage zu erneuern; als aber die Berichte der Kommandeure der Panzerschiffe eingingen, welche zeigten, daß zwei, der Keokuk und der Passaic, vollständig und drei, der Patapsco, Nantucket und Nahant, theilweise kampfunfähig geworden waren, beschloß der Admiral, von der Fortsetzung abzustehen. In dieser Entscheidung wurde er von der einstimmigen Meinung der Kommandeure der Panzerschiffe unterstützt. Das Feuern auf beiden Seiten war gut und die Kanonade schrecklich. Das Aufschlagen der von den Konföderirten gegen die Seiten, Decks und Thürme der Monitors gebrauchten schweren Geschosse, der Rückprall ihrer eigenen Monsterkanonen, das Platschen der Bomben und Kugeln in die umgebenden Gewässer, der dichte Dampf, der bald die Forts und Batterien den Blicken entzog, bald durch Feuerströme durchbrochen wurde, die Ungewißheit darüber, auf welche neue Hindernisse oder Höllenmaschinen die Panzerschiffe stoßen möchten, die Schwierigkeit der gehörigen Handhabung der Fahrzeuge, die ängstliche Spannung der Insassen der Panzerboote, ob Sieg oder Niederlage die Anstrengungen krönen werde — alles Das gab dem Schauspiel ein beispielloses Interesse und Aufregungskraft. Keine Worte vermögen von dem schrecklichen Feuern einen Begriff zu geben. Die Monitors waren je 20 bis 60 Mal getroffen, mit Ausnahme des Keokuk, der bei seiner mehr ausgesetzten Stellung von nicht weniger als 90 Kugeln getroffen wurde. Seine Thürme waren mehrmals durchbohrt, und sein Rumpf zeigte am Wasserspiegel 19 Löcher. Er wurde durch Verstopfen und Pumpen nur bis zum nächsten Morgen flott gehalten, worauf er an der Barre in 18 Fuß tiefem Wasser mit noch flatternder Flagge sank. Alle an Bord wurden gerettet, aber sie verloren Alles, was sie hatten. Der Ironsides wurde 50 bis 60 Mal getroffen, jedoch ohne wesentlichen Schaden. Die Konföderirten gebrauchten nur Geschosse des schwersten Kalibers. Die zerstörendsten ihrer Geschosse waren englisches Fabrikat, hauptsächlich Whitworth's stahlgespitzte Geschosse. 11 große Löcher, die anscheinend durch die Mauern hindurchgingen, und von denen einige ungefähr 3 Fuß breit waren, wurden auf der östlichen Front von Fort Sumter hervorgebracht, was zeigte, daß unser Feuer nicht ganz und gar unwirksam gewesen war. Zwei Schießscharten schienen fast zu einer einzigen zusammengeschossen zu sein. Einer unserer ersten Schüsse warf die Flaggenstange vom Fort Moultrie nieder. Die Monitors feuerten zusammen ungefähr 150 Schüsse. Die numerische Schwäche der Landtruppen machte ihre direkte Mitwirkung beim Angriff unthunlich. Unsere Verluste sind: 1 Todter und 12 Verwundete. Am Donnerstag früh gingen die zurückgebliebenen Panzerschiffe (der Patapsco war bereits nach Port Royal gegangen) über die Barre zurück und werden insgesammt nach Port Royal zurückkehren; die Landtruppen werden folgen. Die Campagne kann man in der That als beendigt ansehen. Es blieb dem Admiral Dupont nichts Anderes übrig. Wir hatten zwischen fast sicherer Vernichtung Dessen, was uns von Panzerschiffen noch dienstauglich übrig geblieben war, und dem Verlust des Nimbus durch einen Rückschlag zu wählen. Admiral Dupont wählte das Letztere, und das Land wird ihm dafür danken.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Bremerhaven, 29. April. Durch die Mannschaft der „Hansa" sind mehrere der kuriosen Münzen von New-York mit herübergebracht, deren sich die dortigen Geschäftsleute in Ermangelung ausreichender Scheidemünzen bedienen und die sie entweder selbst verfertigen oder zum Werthe von 1 Cent für eigene Rechnung prägen lassen. Eine derselben trägt die Umschrift „Gustav Lindenmüller, New-York" und in der Mitte ein bekränztes Bierseidel. Die Rückseite der Münze trägt das Porträt des bekannten Lindenmüller und die Jahreszahl 1863. Eine zweite Münze trägt eine ganze Geschäfts-Firma von J. A. C. Grube und auf der Kehrseite: „Erinnerung an 1863"; eine dritte zeigt eine aufzischende Schlange mit der Ueberschrift: „Beware", auf der Rückseite das Porträt Washington's mit der Umschrift: „The union must and shall be preserved" (Die Union muß und soll gerettet werden). Ein anderes Geldstück mit der Bezeichnung „1 Cent" trägt auf dem Avers die Inschrift: „Knickerbocker Currency." Verschiedene Münzen dagegen sind nur mit der Firma der Geschäfte versehen, welche sie prägen ließen.

•

Der bekannte Physiolog Rudolph **Wagner** in Göttingen schlägt vor, im Jahre 1864 eine anthropologische Schädelausstellung in Göttingen zu veranstalten, um wo möglich das Problem zu lösen: Gibt es nationale Typen der Schädelform oder ist die Form etwas Individuelles? Zu diesem Zwecke sollen zusammengestellt werden: 1) Die Schädel lebender mitteleuropäischer Völker, Germanen, Celten, Slawen; 2) lebender Völker, die in der Nähe des Mittelmeeres wohnen; 3) Schädel aus mitteleuropäischen Grabstätten, geordnet nach den archäologischen Zeitabschnitten der sogenannten Stein-, Bronce- und Eisenepochen, um zu entscheiden, ob diesen verschiedenen Kulturhorizonten auch verschiedene Schädelformen entsprechen. Wagner ahnt in Bezug auf diese Hypothese ein verneinendes Ergebniß.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 38. Mittwoch den 13. Mai 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Mr. Leroyer ging wieder an's Bett zurück und beobachtete die Patientin auf's Aufmerksamste. Aller Wahrscheinlichkeit nach war der entscheidende Moment nicht innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden zu erwarten.

„Mein Fräulein", sagte er, „Sie haben noch einige Zeit vor sich. Benützen Sie diese Zeit der Ruhe. Sie scheinen erschöpft, ein paar Stunden Schlaf werden Ihnen gut thun und Ihre Kräfte wieder herstellen."

„Ach, lieber Herr, kann ich meinen Gedanken befehlen? und wenn diese so klar wach sind, kann der Körper die nöthige Ruhe finden?"

„Bedenken Sie, daß Sie sich nicht mehr allein angehören, Sie müssen nun auch auf Ihr Kind bedacht sein."

„Und auf den, der Sie liebt, und den Sie wieder lieben", fiel ihm die Unbekannte in die Rede, „Und dann, wer weiß, der Tag der Hochzeit ist vielleicht nicht mehr so ferne, als man glauben sollte. . . ."

„Ach, glauben Sie das wirklich?" fragte das arme Kind und seufzte tief auf.

„Wenn ich Ihnen darauf mein Wort verpfände, genügt Ihnen das?"

„Ach ja! wie gerne glaubt man, was man so sehnlichst wünscht."

Jetzt trat eine lange Pause ein. Dank der wiederbelebten Hoffnung, verfiel das Mädchen nach einer Weile in einen sanften Schlummer.

Die Unbekannte schlich sich auf den Fußspitzen aus dem Zimmer, der Doktor folgte ihr in's Boudoir.

„Nun, Doktor", fragte sie, „ist das, was Sie der armen Kleinen gesagt haben, Ihre Ueberzeugung? Ist vor morgen an kein Ereigniß zu denken?"

„Das ist meine volle Ueberzeugung."

„Aber Sie werden doch die Nacht über bei uns bleiben?"

„Ich wollte mir eben die Erlaubniß ausbitten, nach Hause gehen zu dürfen. Ich habe heute viele Krankenbesuche gemacht und fühle mich sehr ermüdet."

„Wir stellen Ihnen ein Bett zur Verfügung."

„Ich muß für diesmal danken. Es erwartet mich Jemand zu Hause, den mein Ausbleiben in die größte Unruhe und Angst versetzen würde."

„Ah!" erwiderte die Dame mit maliziösem Lächeln, „es erwartet Sie Jemand, und dieser Jemand wäre sehr besorgt. Sagten Sie mir nicht, daß Sie unverheirathet sind?"

„Allerdings, Madame!" erwiderte der Doktor etwas trocken und mit besonderer Betonung, „dieser Jemand ist eine alte Magd von sechzig Jahren, und ich erlaube mir nur zu bemerken, daß Ihr gnädiger Scherz durchaus nicht Blut gibt . . . ."

„Wie, Doktor! Sie werden mir doch dieserwegen nicht zürnen? Ich wollte Sie wahrhaftig nicht beleidigen."

Mr. Leroyer verneigte sich.

„Da Sie nun einmal weder bleiben können, noch bleiben wollen, so will ich Sie nicht länger aufhalten. Aber um wie viel Uhr sehen wir uns morgen?"

„Um acht Uhr."

„Aber dann verlassen Sie uns nicht, bis das Ereigniß vorüber sein wird?"

„Das verspreche ich Ihnen."

„Auf Ihr mir, oder vielmehr uns gegebenes Wort darf ich Sie wohl nicht noch einmal erinnern."

„Ei, Madame, was macht Sie vermuthen, daß ich wortbrüchig werden könnte?" fragte der Doktor etwas beleidigt.

„Nein, mein lieber Doktor, ich setze das vollste Vertrauen in Sie."

Nun nahm sie aus der Tasche ihres Kleides eine Goldrolle, reichte sie ihm hin und sagte:

„Aber auch ich halte mein Wort."

„Was soll das?"

„Eine Rolle von fünfzig Louisd'or."

„Für mich?"

„Für wen sonst?"

„Es ist nicht meine Gewohnheit, mich im vorhinein bezahlen zu lassen, — übrigens ist die Summe auch viel zu groß."

„Halten Sie uns für so kleine Leute? Jeder macht derlei Dinge ab nach seinem Vermögen. Wir sind sehr reich, müssen daher auch sehr freigebig sein, und Sie würden uns sehr beleidigen, wenn Sie dieses à conto-Honorar nicht annehmen wollten."

„Ich ergebe mich Ihrem Willen, ich nehme das Geld. Die Hälfte davon behalte ich als wohlverdienten Lohn, die andere Hälfte vertheile ich unter die Armen von Brunoy

Digitized by Google

im Namen einer unbekannten Wohlthäterin, für die sie beten sollen."

Daß der Doktor unter dieser unbekannten Wohlthäterin nicht die unbekannte Dame meinte, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen.

„Nehmen Sie nur das Geld, das ist die Hauptsache, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen, das sei Ihre Sache. Und nun, lieber Doktor, gute Nacht, auf baldiges Wiedersehen!"

Die Dame zog die Klingel, die Kammerzofe trat ein.

„Leuchte dem Herrn Doktor über die Treppe. — Adieu, gute Nacht! Um acht Uhr erwarten wir Sie."

„Seien Sie unbesorgt."

Mr. Leroyer folgte dem Mädchen. Im Vorhause angelangt, machte er seine Reisetoilette, sprang in seine Holzschuhe, setzte die Pelzmütze auf, warf den Mantel um, nahm die Laterne und ging zum Hause hinaus.

Der Sturm hatte die Gewitterwolken zertheilt, es regnete nicht mehr. Der Mond stand am nächtlichen Himmel und beleuchtete mit seinem matten Schein das stille Thal.

Die Laterne war unnütz geworden, der Doktor löschte das Licht ab, und machte sich auf den Weg nach seiner Wohnung. (Forts. f.)

Das Bombardement von Charleston.

(Schluß.)

Das in der letzten Nummer dieses Blattes Mitgetheilte ist der „Tribune" entnommen; wir nehmen noch Folgendes aus einer Korrespondenz der „New-York Times" auf: Der Ironsides ging langsam voran, und die anderen Monitors folgten ihm den Hauptkanal hinauf. Fort Wagner, das erste, schweigt; aber jetzt ergießt sich ein Feuerstrom aus Fort Sumter. Während der Weehawken dieses Feuer empfängt, wird der Ironsides zwischen Fort Sumter und Moultrie festgehalten. Das brachte die ganze Flotte in Verwirrung, und es blieb dem Admiral nichts übrig, als der Flotte zu signalisiren, die Bewegungen des Flaggenschiffes nicht zu beachten. Die Schiffe nahmen daher die bestmöglichen Positionen ein. Aber während diese Manöver vor sich gingen, war der Feind nicht müßig. Das furchtbare Werk auf Cummings Island, Batterie Bee genannt, eröffnete sein Feuer; die weittragenden Geschütze im Fort Beauregard stimmen ein; Fort Moultrie speit sein schweres Metall aus; die 50 Kanonen, welche den Redan spicken, schwellen den Feuerstrom, und die furchtbaren Geschütze von Fort Sumter schleudern ihren feurigen Hagel fort. Es folgt jetzt eine Periode von blos 30 Minuten, welche den Gipfelpunkt der Hitze des Gefechtes bildet. Die Quintessenz des Gefechtes war in diesen schrecklichen 30 Minuten enthalten. Ein solches Feuern sah man schwerlich je zuvor. Die Panzerschiffe sind im Mittelpunkt des konzentrirten Feuers der angegebenen fünf gewaltigen Werke, und diese feuern das schwerste Kaliber. Als der Befehl gegeben wurde, die Bewegungen des Flaggenschiffes nicht zu beachten, ließ der kühne Rhind sein Fahrzeug, den Keokuk, zwischen den anderen hindurchgehen und legte es anscheinend unter die Wälle von Fort Sumter, in der Entfernung von kaum 500 Yards. Dicht hinter ihm kam der Catskill, dann der Montauk und dann die übrigen. Die ganze Flotte widmete sich hauptsächlich dem Fort Sumter. Der Nahant erhielt im Ganzen 30 Schüsse, von denen mehrere Brüche am Deck und an den Seiten ober und unterhalb des Wasserspiegels hervorbrachten. Der gefährlichste Schlag traf aber das Steuerhaus, indem eine schwere, gereifelte Kugel mehrere Bolzen herausschlug. Der Passaic erhielt auch 25 — 30 Schüsse. Der außerordentlichste Schuß war ein großes, gereifeltes, 10zölliges Geschoß, das den First des Thurmes traf, seinen größten Theil des Eisens aushöhlte, alle 11 Platten von je einem Zoll Dicke zerbrach und dann seine Kraft am Steuerhause, das über dem Thürmchen ist, vergeudete, in welches es ein 3 Zoll tiefes Loch machte und einen solchen Stoß auf das Steuerhaus hervorbrachte, daß das Dach um 3 Zoll gehoben wurde. Wäre die Kraft des Stoßes nicht am Thurme gebrochen worden, so wäre die Kugel geradewegs durch das Steuerhaus gefahren. Dem Nantucket wurde außer einer Anzahl von Verletzungen der Thurm so erschüttert, daß die Klappe der Stückpforte nicht geöffnet und daher die 15zöllige Kanone nicht gebraucht werden konnte. Diese drei sind nach dem Muster des Monitor gebaut. Die anderen erhielten mehr oder weniger Schüsse, obwohl sie nicht kampfunfähig wurden. Was nur immer die vervollkommnetste Artillerie und unbegrenzteste Arbeitskräfte leisten können, um die Vorbeifahrt einer Flotte unmöglich zu machen, ist hier geschehen. Die Stadt ist uneinnehmbar. Sebastopol war nichts dagegen. Unsere Flotte ist nur in den Eingang zum Hafen, aber nie hineingelangt. Die Ueberzeugung von der gänzlichen Unzulänglichkeit unserer Flotte, allein Charleston zu nehmen, läßt sich nicht verbergen. Man bedenke nur: Eines unserer Panzerschiffe, der Keokuk, wurde so durchlöchert, daß es, obwohl es auf den Ankerplatz gebracht wurde, sank; die anderen vier Panzerschiffe sind zwar nicht so schwer verletzt, daß sie nicht bald wieder ausgebessert werden könnten, wurden aber doch zeitweilig kampfunfähig gemacht — und diese furchtbare Wirkung, die Kampfunfähigmachung unserer halben Flotte, wurde in weniger als einer halben Stunde hervorgebracht.

Bildsäulen und Denkmäler in Berlin.

F. R. Es ist eine nicht mehr zu beweisende Thatsache, daß die Hauptstädte der europäischen Staaten und Reiche immer mehr und mehr der Centralpunkt des gesammten Lebens werden, und daß die kleineren Städte, die einst, — und dieses „einst" ist noch nicht so sehr entrückt — durch ihre geistigen Größen, durch ihren Geschäftsverkehr, ihr ganzes sociales Leben die Hauptstädte selbst übertrafen, in demselben Verhältnisse zur Bedeutungslosigkeit für den Staatscharakter herabsinken, als diese sich emporschwingen.

Was war einst Königsberg, als Kant um seinen Lehrstuhl ein großes Schülerheer versammelte, was war Danzig, Breslau und was sind sie heute? Was war einst Baireuth, Bamberg, und wie überstrahlten sie München, und was bedeutet heute die Hauptstadt Bayerns gegen diese altehrwürdigen Residenzen! Was war Prag gegen Wien? Ja, dieser der Gegenwart eigenthümliche Zug bewährt sein Recht auch weit über die Grenzen jener Staaten hinaus, die eben nicht so groß sind, um eine Hauptstadt haben zu können. Wir verstehen unter Hauptstadt eben wirklich ein Haupt der Städte und da ein solches Haupt nur dort sein kann, wo eben Städte im Reiche sind, so können wir weder Weimar, Gotha, Würtemberg, Baden, noch der Republik Frankfurt

Digitized by Google

das Recht gewähren, Hauptstädte zu haben. Und doch — was waren noch vor einem halben Jahrhundert die Städte, welche den Namen ihres Reiches trugen? Die Sammelplätze der Intelligenz, der Stolz des eigenen Volkes und der verwandten Völkerschaften! Von Weimar, Gotha, Frankfurt u. s. w. sprach man, und erzählte sich; von Berlin, Wien, wenn man von den Lustbarkeiten absieht, die man stets gern von dort her erzählte, sprach man nicht.

Heute aber steigt das Bedürfniß nach einem großen Leben und der Drang, dort zu stehen, wo eben der Pulsschlag dieses Lebens am hörbarsten und am kräftigsten ist. Man strömt nach den Hauptstädten, wo man leicht Befriedigung aller Wünsche, geistiger wie physischer Art, finden kann, wo der Verkehr alles im schnellen Wirbel umhertreibt, wo man die Thaten der Zeit, die Ereignisse der Tage entweder selbst mitleben kann oder wenigstens unter ihren unmittelbarsten Eindrücken steht, und nicht kühl und erst nachträglich durch ein Zeitungsblatt, einen Brief oder Depesche von dem, was doch schon vergangen ist, ehe man's erfährt, berühret zu werden braucht.

Es ist klar, daß durch diesen culturhistorischen Zug eine ganz natürliche Folge erzeugt wird. Die Hauptstädte der einzelnen Staaten werden immer mehr und mehr der klare und bestimmte Ausdruck des ganzen Volks- und Staatslebens, des nationalen Geistes, das Bild der Gesammtentwicklung der Gesinnung und der Thatkraft. Von den Hauptstädten aus gehen die Strahlen des Lebens durch das ganze Land und nach den Hauptstädten zurück strömt das Blut, um sich zu regeneriren, zu kräftigen. Diesen Vorzug der Hauptstädte und der große Vortheil, welcher dem Staate daraus entspringt, ward durch die territorialen Verhältnisse von allem Anfang seiner Entwicklung und Bildung Frankreich und England im höchsten Maße zu Theil. Für Deutschland war der Mangel einer Hauptstadt nicht der schwächste Grund seiner Zerfahrenheit und Zerstücklung nicht nur im äußern Leben, sondern vor Allem im Denken und Fühlen, Wünschen und Hoffen.

Diese Volkscharakteristik, welche man heute aus den Hauptstädten herausstudiren kann, macht sich in allen Zweigen und Theilen des hauptstädtischen Lebens geltend. Das gesellschaftliche Leben gibt das Bild des Innern, die äußere Physiognomie einer Hauptstadt ist das Bild von Land und Volk in seiner ganzen Form und Gestalt.

Wer könnte sich täuschen über den Geist des englischen Volkes, wenn er durch Londons Straßen wandert; wer wird in einen bemerkenswerthen Irrthum verfallen über das phantasiereiche, politisirende Frankreich, wenn er im „Hotel de la Paix" einkehrt; ja, man ist versucht, zu behaupten, daß das streng prüfende Auge aus der äußern Gestaltung und dem Straßenleben Wiens den Volks- und Staatscharakter herausklauben und herausklügeln wird. Die Beweise dafür sparen wir für eine andere Betrachtung oder überlassen es einem andern Beobachter. Wir leben in Berlin und wollen hier unser Auge herumschweifen lassen und prüfen, ob es wahr ist und auch hier sich bewährt, daß, wie wir gesagt, die Hauptstadt in ihren Straßen und äußerer Gestaltung ein Bild des ganzen Staats- und Volkslebens ist.

Die Bauten der Hauptstadt, die Form und Anlage der Straßen, die Bezeichnung dieser Straßen, seine Denkmäler und Bildsäulen vor Allem, sind die plastisch dargestellten Eigenschaften, die man auf einem Heimathschein oder Paß, einem Schulzeugniß oder Cultur beschreibenden Buche mit: sehr soldatisch, kriegerisch, strenggläubig, poetisch gesinnt &c. ausdrücken würde.

Betrachten wir doch einige dieser besonderen Kennzeichen. Die Zeit, in der man wieder einmal den Grundstein zu einer neuen Bildsäule legt, ist ganz dazu angethan, vor Allem die Beobachtung auf die vorhandenen Standbilder und Denkmäler zu richten.

Es ist nicht genug, daß dem Wanderer auf jedem Pflasterstein, an jeder Ecke ein mit Spazierengehen viel beschäftigter Gardeoffizier begegnet, es reichte nicht aus, daß das Zeughaus Helme, Schwerter, Kanonen und Kriegsfahnen als ornamentalen Schmuck im reichsten Maße trägt, sondern man hatte das Bedürfniß, diese Kriegswerkzeuge auch auf andere Paläste, vorzüglich die des königlichen Hauses, zu übertragen, um den kriegerischen Sinn, das Hurrah der Kühnheit, der Entschlossenheit des gesammten Staates äußerlich darzustellen, um auszudrücken, daß hier die Hauptstadt des Reiches ist, das auf dem schmalen Leib eine schwere Rüstung trägt und zum alleinseligmachenden Heile von ganz Deutschland tragen muß, daß hier der Staat des Blut und Eisens und aller jener schönen Beschäftigungen und Berufsarbeiten ist, die der „Heldenstaatsmann" der Neuzeit dem Staat und Land hinaufzwingen will auf die schwere Rüstung, und ohne Besorgung um allfällige, leichtmögliche Congestionen hineintreiben will, in dessen schmalen Leib.

Aber was sind all diese äußern Merkmale gegen die Namen der Straßen! Da gibt es kein Kriegsgeräthe, dem zu Ehren man nicht schon eine Straße getauft hätte, kein Regiment, dem zu Liebe man nicht einige der schönsten Straßen mit seinem Namen ausgerüstet hätte. Jawohl, singt Fischer in Kallisch's Posse „Berlin bei Nacht." Dragoner-, Kanonier-, Jäger-, Schützen- und andere Regimentsstraßen haben wir, aber die Bürgerstraße fehlt.

Nein, Berlin ist die einzige Hauptstadt, welche den Geist seines Volkes verleugnet, die Thatkraft seiner Bürger unter dem Schleier von Kriegskomödien, Manövers u. dgl. zu verdecken sucht, und die hohe Verehrung, die es für seine großen und herrlichen Geister hat, dadurch zu verwischen meint, daß es kein äußeres Denkzeichen in seinen Räumen duldet, kein Erinnerungswort an eine Straße schreibt, welches verrathen würde, daß Hegel, Schelling, Schinkel, Rauch und hundert andere herrliche Männer hier gelebt und gewirkt hatten, und vom Volke mit Begeisterung und Verehrung gehört und in seiner Mitte gehalten wurden. Berlin ist die Stadt der Könige Preußens, die sich mehr oder weniger amusirten, wenn sie vom Fenster ihres Schlosses aus die Wachparade ansehen konnten oder beim Ausfahren erhebend gestimmt wurden, wenn sie durch die Namen der Straßen an jene seligen Traumgestalten der absoluten Macht des Blut und Eisens sich gemahnt und Kanonier, Schützen, Jäger, Dragoner — vor sich vorüberfliehen sahen und das Wort „Straße" vor Verzückung nur selten zu lesen versuchten.

Berlin ist die Stadt der Könige Preußens und nicht seines Volkes, wenn man Straßen und Denkmäler besieht und nicht eindringt in die Kreise der Bürger, der tüchtigen Arbeiter und die Zirkel der Kunst und Wissenschaft übersehen will. Im Herzen des Volkes aber haben auch die Helden der Kunst und Wissenschaft ihre Denksteine, und zum Glück festere und dauerhaftere, als die von Erz und Marmor! Die Grundfesten dieser Bildsäulen beginnen nicht zu weichen!

Digitized by Google

Wenn man nun durch die Straßen schlendert, so wird Einem oft bange zu Muthe über all die Gestalten, die man hier in Erz und Marmor zu sehen bekommt. Ueberall Kanonen, Hellebarden, gezückte Schwerter, drohende Stellungen der alten Kriegshelden des preußischen Volkes, stolz abgewandte Mienen der Könige und ausgestreckte Hände!

Betrachten wir uns einmal diese bronzenen und marmornen Statuen!

Sie stehen alle da, die alten Helden! York und Gneisenau neben dem alten Blücher! In Erz hat man sie gegossen, damit sie sich nicht rühren und nicht reden. Der Zufall spielt manchmal ein böses Stückchen, wie man an dem Standbild Blücher's sehen kann, der mit gezücktem Schwert dargestellt ist, aber ohne Portepée! Was man früher nicht bedachte und kaum bemerken wollte, sieht man heute, und der Berliner meint, getragen von der gegenwärtigen Stimmung: daß man schon 1826 den alten Marschall degradiren wollte und es heute auch recht gerne thäte. Der Zufall veranlaßt es, daß gerade wenige Monate vorher die Grundfeste zu Blücher's Denksäule wankte. Man mußte das Standbild herabnehmen und benützte die Gelegenheit, die grüne Farbe daran herab zu kratzen, so daß heute der Marschall in hellblankem Gewande zwischen seinen beiden alten dunkelgrünen Kameraden steht. Und der Volkswitz glossirt auch diesen Act und erzählt, „daß der ohle Bluchern sehr ufgekratzt is! Und det thät Noth."

Den drei Helden gegenüber steht Bülow und Scharnhorst im zarten Marmor neben der neuen Wache. Als ob den beiden Helden besonders daran gelegen wäre, zu sehen, wie alle Tage die Wache auf und abzieht, und zu hören, wie man sich zunäselt, daß endlich doch die Landwehr besser organisirt werden solle, wie es der Gegenwart entspricht und Scharnhorst gar nicht verstanden hat. Natürlich! damals galt es Blut und Leben zu opfern und Eisen gegen Eisen zu stellen — heute gilt es mit Blut und Eisen Parade zu machen.

Und alle diese Helden will man von ihren Plätzen verrücken und sie um das Reiterstandbild Friedrich Wilhelm's III. gruppiren und bei der Gelegenheit auch endlich daran denken, daß einst ein Mann lebte, der Preußens Größe geschaffen hat, denn dieser Mann schuf aus einem zertrümmerten und vernichteten Staat eine europäische Großmacht. Endlich wird man daran denken, zur Parade vor das Reiterbild auch ein Standbild Stein's zu setzen. Der Staatsmann war vergessen und wie verschwunden aus dem Register der durch Erz und Marmor zu Erhaltenden, und ehe man seiner gedachte, beschäftigte man sich lieber damit, vor dem Potsdamer Thor eine Bildsäule zu errichten für ein Paar riesige Kanonenstiefel, in denen der Graf Brandenburg steht.

Die Ideen Friedrich's II., die er mit seinen Zeitgenossen Schwerin, Winterfeld, Seidlitz, Ziethen, dem alten Dessauer durchführte, sind so ziemlich vergessen und in der Erinnerung verwischt. Wie den Ideen, so erging es den Bildsäulen jener Helden, denn daß man auch diesen mitten in der Hauptstadt Denksteine setzen werde, war unter den Regierungen Friedrich Wilhelm's II. und III. vorauszusehen. Die früheren in Stein gearbeiteten und mit römischen Gewändern ausgestatteten Denksteine verwitterten und verwesten mit der Zeit. Nach Zeichnungen von Kiß wurden sie nun im Costüm ihrer Zeit neu hergestellt und in Erz gegossen. Hätte man alle diese Kriegsmänner zu einer großen Gruppe vereint, so könnten sie ein imposantes Bild auf dem schönen Ziethen Platz liefern. So aber stehen diese Herren wie sich langweilende Junkergestalten an den weit von einander liegenden Ecken des großen Platzes und machen mit ihren so schmal wie möglich geformten Gestalten mit Zopf und Perrücke, die Rockschöße auseinander geschlagen, einen Eindruck wie ein Kinderspielzeug, das mit vier hölzernen Soldaten, einem Trompeter und einem General die ganz ausführliche Beschreibung enthält, wie man damit Schlachten schlagen und gewinnen könnte. Würdigt man nun das bedeutendste, kunstgerechteste Denkmal, das Berlin besitzt, das des großen Kurfürsten auf der Kurfürstenbrücke, preist man auch das Standbild Friedrich's II. unter den Linden, obgleich man auch dabei vergessen muß, daß Rauch in der mittleren Abtheilung, dem Hauptwürfel des Monumentes, für die beiden Helden des vorigen Jahrhunderts, Lessing und Kant, die geistige Schlachten schlugen, die größer waren als die, welche Friedrich schlug, keinen andern Platz fand als unter dem Schweif des Rosses, auf dem Friedrich sitzt, und will man alle die genannten Standbilder der Feldherren entschuldigen mit der großen Verehrung, die das Volk für sie hegt, so muß man doch erstaunen, daß keine anderen Helden der preußischen Nation, die auch dem ganzen deutschen Volk gehörten, einen Platz gefunden haben, von dem aus sie dem Volk zurufen könnten, daß es treu dem hohen Geist und den heiligen Ideen bleiben möge, die sie gelehrt und verfochten und die länger dauern als die Siege durch Bayonnette.

Kommt die Zeit, wo man ihnen endlich doch den Kriegsmännern gegenüber auch in äußerer Auszeichnung Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, so mag man unter ihre Standbilder die Worte Talleyrand's setzen, die sich die Herrscher Preußens und vor Allem Herr Bismarck merken mögen: On peut tout faire avec les bayonnettes excepté s'y asseoir.

M i s c e l l e.

(Ein großartiger Schwindel.) Mehrere deutsche Zeitungen haben nach einem Artikel der „Indépendance belge" die Phantasieen eines angeblichen Dr. Hopkins über einen im August v. J. in Jamaica zur Erde gefallenen Meteorstein, welcher ein Gewicht von 6000 Pfund haben soll, mitgetheilt. Herr Hopkins weist aus der Beschaffenheit des Steines und den ihm anklebenden vegetabilischen Stoffen seinen Ursprung von einem Planeten nach, welchen begeistigte und gebildete Geschöpfe, die mit der Baukunst, der Zeichenkunst rc. vertraut sind, zwei Köpfe und vier Hände haben und bei rascher Bewegung Rad schlagen, aber nur ein Viertel unserer Körpergröße haben, bewohnen. Diese Phantasieen erinnern lebhaft an die Fabel von den Mond-Menschen, welche im Anfange der dreißiger Jahre Herschel mit seinem Telescop entdeckt haben sollte. Vielleicht auch hat der Verfasser des Artikels in der „Independance belge" kürzlich die Rede des Aristophanes in „Platons Gastmahl" gelesen; denn seine Bewohner des Gestirns, von welchem der Meteorstein stammen soll, gleichen, nur im verjüngten Maßstabe, aufs Haar den vom Monde stammenden Urbewohnern der Erde, welche nach Aristophanes radschlagend sich bewegten, zwei Gesichter, überhaupt doppelte Gliederzahl besaßen, von den Unsterblichen aber halbirt und so zu Mann und Frau geschieden worden sind.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

1 N. Würzb. Ztg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 39. Sonntag den 17. Mai **1863.**

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Kaum hatte Mr. Leroyer das Haus verlassen, als auch schon die beiden in große Mäntel gehüllten Gestalten, welche dem Doktor früher auf dem Fuße gefolgt waren, hinter einer Mauerecke hervortraten und ihm nachgingen.

Der Doktor dachte an nichts Arges, sah sich auch gar nicht um und suchte nach einem ausreichenden Mittel, um den leidigen Hausfrieden mit dem geleisteten Schwur der Verschwiegenheit in möglichsten Einklang zu bringen, mit anderen Worten, er suchte nach einer glaubwürdigen Lüge, mit welcher er Susannens Neugierde, welche sich in tausend Fragen Luft machen würde, beschwichtigen könnte. . .

Diese Befangenheit, verbunden mit der sehr natürlichen Ungeduld, nach einem so ereignißreichen Tage endlich einmal in sein Zimmer und zur Ruhe zu kommen, ließen ihn gar nicht bemerken, daß man ihm auf Schritt und Tritt nachfolge.

Nach einer kleinen Viertelstunde erreichte er die Thüre seines Hauses und gab sich durch ein paar gewaltige Risse an der Glocke als den Herrn des Hauses zu erkennen.

Ohne Zweifel war die alte Susanna schon auf der Lauer, denn im selben Augenblicke hörte sie der Doktor schon brummend aus dem Salon treten.

Kaum war sie auf Stimmweite herangekommen, so rief sie ihn an:

„Ah, gnädiger Herr, das ist nicht übel, Mitternacht vorüber! Hübsche Stunde für einen alten Herrn, um nach Hause zu kommen — das nenn' ich einen Mann von Wort, welcher in ein paar Stunden vergißt, was er versprochen . . .“

„So mach' doch nur auf,“ schrie der Doktor von Außen. „Ich bin hundsmüde und falle beinahe um vor Schlaf.“

„Das glaub' ich gern. Da haben Sie aber müssen mit den Leuten plaudern, während ich hier vor Angst schier vergangen wäre.“

„Susanna, ich frage dich noch einmal, willst du aufmachen? Morgen wird das Weitere besprochen. Aufgemacht, sag' ich.“

Die alte Magd hatte endlich Mitleid mit ihrem alten Herrn, die Thür öffnete sich und der Doktor trat in den Vorgarten.

Da in diesem Augenblick prallte Susanna, welche das Gitter hinter sich schließen wollte, drei Schritte zurück und stieß dabei einen Schrei aus, der den Doktor zittern und beben machte.

„Was gibt's, was gibt's“, fragte er, indem er sich umdrehte.

Susanna ergriff ihres Herrn Arm und klammerte sich fest an ihn an; gleichzeitig flüsterte sie ihm zu:

„Sehen Sie doch, da — hinter Ihnen.“

Der Doktor, welcher von Natur nichts weniger als furchtsam war, konnte sich doch eines Schreckens nicht erwehren, als er sah, daß er nicht mehr allein mit Susanna war.

Einer der beiden Männer, welche dem Doktor gefolgt waren, hatte sich durch das halbgeöffnete Gitter in den Garten geschlichen.

Es war der kleinere.

Die nervöse Aufregung des Mr. Leroyer dauerte nur eine Sekunde, er fand sein kaltes Blut gleich wieder.

Er ging auf den Eindringling los und rief ihn an:

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?“

Anstatt diese Fragen zu beantworten, grüßte der räthselhafte Mann mit aller Höflichkeit und fragte:

„Habe ich die Ehre, mit dem Doktor Leroyer zu sprechen?“

Diese paar Worte, von einer leichten Verbeugung begleitet und mit einer bezaubernden Stimme gesprochen, bezeugten zur Genüge, daß dieser Mensch in der besseren, vielleicht in der besten Gesellschaft lebe.

Der Doktor sah es auf den ersten Blick, daß er es mit keinem gemeinen Menschen zu thun habe, grüßte ganz artig und antwortete:

„Ja wohl, ich bin der Doktor Leroyer. Womit kann ich dienen?“

„Wollen Sie mir eine Unterredung von einigen Minuten gönnen?“

„Noch in dieser Nacht?“

„Augenblicklich.“

„Erlauben Sie mir, mein Herr, zu bemerken, daß dies eine sehr übel gewählte Stunde ist und daß ich mich wirklich nach meinem Bette sehne.“

„Ich werde Ihre Güte nicht lange in Anspruch nehmen; übrigens ist die Sache, welche ich Ihnen vorzutra-

Digitized by Google

gen habe, von höchster Wichtigkeit und leidet durchaus keinen Aufschub."

„So kommen Sie denn", sagte der Doktor mit einem Seufzer der Resignation.

„Wie", lispelte ihm Susanna in's Ohr, „Sie gehen noch nicht zu Bette?"

„Ach, liebes Kind, es scheint, noch nicht."

„Das ist wieder einmal ein Tag und eine Nacht, die ich mir merken werde", brummte die Alte vor sich hin. „Es bleibt dabei, wir ziehen uns zurück."

„Kommen Sie, mein Herr", wiederholte der Doktor, „ich gehe voraus, um Ihnen den Weg zu zeigen."

Im nächsten Augenblick standen der Doktor, Susanna und der Fremde im Salon.

Mr. Leroyer bot dem jungen Menschen einen Stuhl an und sagte:

„Nun reden Sie — ich bin ganz Ohr."

„Unsere Unterredung duldet keine Zeugen", sagte der Fremde.

Der Doktor drehte sich gegen die Haushälterin und sagte: „Liebe Susanna, laß mich einen Augenblick allein mit diesem Herrn. Wenn wir werden ausgesprochen haben, will ich dich wieder hereinrufen."

Susanna blieb stehen, als ob sie den Doktor gar nicht verstanden hätte.

„Hast du nicht gehört?" fragte dieser.

„Ja, ja, ich gehe schon", erwiderte die Alte mit verbissenem Ingrimm, „ich lege mich aber nieder, Sie können machen, was Sie wollen."

„Du hast Recht, geh' zur Ruhe, das ist das Beste, was du thun kannst."

Susanna verließ das Zimmer und warf die Thür mit ziemlichem Ungestüm hinter sich zu.

Kaum war die Alte fort, als der nächtliche Besucher seinen Mantel abwarf und über den Stuhl hing, dann setzte er sich dem Kamin gegenüber und hielt die feuchten Sohlen den mit kleinen Sporen bewaffneten Stiefeln dem Feuer hin.

Mr. Leroyer konnte jetzt den Fremden genau und mit Muße betrachten.

Es war ein junger Mensch, dem Anschein nach höchstens sechzehn bis siebenzehn Jahre alt. Auf seinen Gesichtszügen war der Typus eines Südländers ausgeprägt, die dunkeln Haare fielen in reichen Locken herab, lange Wimpern beschatteten das feurige Auge, zwei Reihen tadelloser Zähne zeigten sich beim Oeffnen des fein geschnittenen Mundes, die Nase war etwas gebogen, das Kinn nach allen Regeln der Antique geformt.

Dieses hübsche, ausdrucksvolle Gesicht war auf den ersten Blick verführerisch anzusehen, aber bei näherer Betrachtung lag doch etwas darin, was beinahe Furcht erregen konnte.

Der junge Mensch war etwas unter der mittleren Größe, um den Leib sehr schlank, dagegen war die Brust sehr entwickelt. In einer seiner Hände hielt er eine zierliche Reitgerte, mit der andern spielte er an dem schön ciselirten Knopf derselben.

Ein schwarzer, eng anliegender Rock, eine schwarzsammtene Weste und ein perlgraues Beinkleid vervollständigten das Reiterkostüm des jungen Menschen.

Der Doktor brach zuerst das Schweigen.

„Mein Herr", sagte er, „ich erlaube mir, zu bemerken, daß es schon sehr spät ist und daß —"

„Sie mich gerne los sein möchten", ergänzte der Fremde die Rede des Mr. Leroyer. „Ich finde das auch sehr begreiflich."

„Ich will das nicht gesagt haben", entgegnete der Doktor, „aber es verlangt mich sehr zu wissen, welchem Umstand ich Ihren Besuch zu verdanken habe. Das werden Sie wohl auch sehr begreiflich finden."

„Das sollen Sie gleich erfahren, und sich Sie überzeugt, daß Sie mich nicht werden anschuldigen können, Sie für Nichts belästigt zu haben. Also zur Sache. Vor beiläufig zwei Stunden, als Sie eben zu Bett gehen wollten, läutete man sehr heftig am Gartengitter. Ein Bursche aus dem „weißen Roß" brachte Ihnen ein Billet, das dort hier erbrochen auf dem Tische liegt, und in welchem Sie gebeten wurden, ohne Verzug in ein gewisses Haus zu kommen, das gestern gemiethet und heute schon bezogen wurde. Sie machten sich alsogleich auf den Weg."

„Ah! mein Herr", unterbrach ihn der Arzt, „Sie haben mich beobachten lassen, oder haben mich selbst beobachtet."

„Das ist wohl möglich", erwiderte der junge Mensch. „Fahren wir aber fort. Im Hause angekommen, wurden Sie von einer alten, gemeinen, gefallsüchtigen Frau empfangen, die sich, Dank der Schminke, der Haarfärbe und anderen Schönheitsmitteln, gerne für jung gehalten wissen möchte. Diese alte Närrin hat Ihnen ohne Zweifel eine Menge albernes Zeug vorgeschwätzt und Sie dann zu einer hübschen Blondine geführt, deren interessanter Zustand seinem Ende naht. Ist das nicht Alles so, lieber Doktor?"

„Mein Herr!" rief Mr. Leroyer aus, ganz erstaunt und bestürzt, zu erfahren, daß das, was er so feierlich geheim zu halten beschworen hatte, dem Unbekannten kein Geheimniß mehr war. „Was sagen Sie da? . . . Sie sind sehr im Irrthume . . . ich versichere Sie . . . im allergrößten Irrthume . . ."

„Ah, ich errathe schon, was geschehen, die alte Intrigantin hat Ihnen ein unverbrüchliches Schweigen auferlegt. Nun gut. Bleiben Sie Ihrem Versprechen getreu, ich habe nichts dagegen, ich frage Sie ja nicht, ich erzähle Ihnen nur ganz einfach bestimmte Thatsachen, welche Sie weder zu bestätigen noch zu widerlegen haben. Doch, genug davon. Nun noch einige Fragen, die Sie mir, ohne Ihr Gewissen zu beschweren, werden beantworten können. Ihr Alter und Ihr Ruf lassen mich an Ihrer Geschicklichkeit nicht zweifeln. Sie haben wohl schon viele interessante Umstände zu Ende geführt?"

„O ja, sehr viele."

„Es ist Ihnen ohne Zweifel auch schon vorgekommen, daß ungeachtet Ihres Talentes und ungeachtet aller Mühe, die Sie sich gaben, manche arme junge Frau das Leben ihres Kindes mit ihrem eigenen Leben hatte erkaufen müssen?"

„Allerdings. Es gibt keinen Arzt, der nicht solche Katastrophen zu bedauern hätte."

„Eine Niederkunft ist also jedenfalls eine sehr gefährliche Sache?"

„Das kann ich nicht leugnen. Eine Frau, welche ein Kind zur Welt bringt, schwebt durch einige Stunden immer zwischen Leben und Tod."

„Also kann die kleinste Unachtsamkeit tödtlich werden?"

„Ja."

„Wäre also ein zu jeder anderen Zeit ganz unbedeutender Umstand, z. B. eine offen gebliebene Thür, ein offen

Digitized by Google

gelassenes Fenster, ein Luftzug u. dgl. m. in diesem Falle gefahrbringend? Man hat mir wenigstens so gesagt."

„Man hat Sie auch nicht getäuscht."

„Und das Kind, befindet es sich im Augenblicke der Geburt in eben solcher Gefahr wie die Mutter?"

„Könnte es auch anders sein? — Alle Statistiken beweisen, daß die Zahl der neugebornen Kinder, die unterliegen, bei weitem beträchtlicher ist, als die Zahl der Mütter, welche im Wochenbette sterben."

„Schönen Dank für diese Aufklärungen, sie haben für mich ein großes Interesse." —

„Mein Herr", fuhr der Doktor fort, „ich will nicht glauben, daß Ihre Anwesenheit in meinem Hause zu einer solchen Stunde einen anderen Zweck habe, als Erkundigungen einzuziehen, deren Interesse mir nicht so groß scheint, wie Sie vorgeben. — Aber entschuldigen Sie meine Unart .... Sie sehen, ich bin ein alter Mann und sehne mich schon sehr nach meinem Bette, um so mehr, als ich morgen schon wieder sehr früh aus den Federn muß. Bringen Sie mir also ganz kurz und klar Ihr Anliegen vor, oder verschieben wir diese Angelegenheit auf einen anderen Tag. ..."

„Doktor", antwortete der Unbekannte, „seit ich mit Ihnen spreche, gehe ich gerade auf mein Ziel los; ich wollte nur früher aus Ihrem eigenen Munde erfahren, in welchem Verhältnisse betreffs eines Wochenbettes die guten Chancen zu den schlechten stehen. Mit Bedauern erfahre ich aber, daß die letzteren die bei weitem überwiegenderen seien."

„Das habe ich nicht gesagt!"

„Entschuldigen Sie — das haben Sie gesagt. — Nun das wußte ich ohnedies, und seit einiger Zeit ist die Idee in mir aufgetaucht, einmal in meinem Leben die Rolle der Vorsehung zu spielen, und einem Ehrenmann in dem Augenblicke, als ihn so ein unverdienter Kummer trifft, einen unerwarteten Trost zu bringen."

Bei diesen Worten griff der Jüngling in eine der Taschen seines Rockes und zog ein Portefeuille heraus.

Dieses Portefeuille öffnete er, und legte dessen Inhalt auf den Tisch aus. Der Inhalt bestand in zehn Banknoten.

„Hier, Doktor", sagte der junge Mensch, „sind zehntausend Francs."

Diese zehn Banknoten legte er wieder zurück in das Portefeuille und reichte sie dem Doktor hin.

(Fortsetzung folgt.)

Reminiscenzen aus meinen Theater-Erlebnissen.

I.

König Saul auf der griechischen Bühne.

Die hölzerne Anstalt des dachlosen Theaters, welches in der Form einer Arena erbaut war und außer dem Parterre drei Gallerien übereinander besaß, zog jenen Abend Athens Publicum in Masse an, denn der Zettel verkündete das große Drama „Saul", als dessen Verfasser ein junger griechischer Schriftsteller Paraskevas, ein in Attika wohlklingender Name, genannt wurde. — Voller Erwartung saß ich vor dem ungebleichten Vorhang, der in früheren Zeiten vielleicht einmal ein bescheidenes Tisch- oder Leintuch war und jetzt die Scheidewand zwischen Griechenlands Weltbühne und Bühnenwelt bildete. Nachdem lange schon der Bretterboden unter den stampfenden Füßen der ungeduldigen Zuschauer erdröhnte, gab ein deutscher Militärcapellmeister das Zeichen zum Beginne, es trat eine Tempelstille im Hause ein.

Die Strauß'schen Iris-Walzer bereiteten als Ouvertüre das gespannte Publicum auf die traurige Katastrophe vor, welche sich im Laufe des Drama's vor dessen Augen entwickeln sollte. Endlich zog sich die trotz ihrer unschuldigen Farbe doch nicht fleckenlose Gardine gegen Himmel, und herein mit bedächtigem Schritt der David tritt. Ein Cavalleriesäbel, den ihm irgend ein gutmüthiger deutscher Wachtmeister geliehen, hing als starke Wehre an seiner schwachen Seite. Er sah sich stumm rings um, worauf er einen griechischen Monolog in gebundener Rede sprach, von dem mir nur so viel im Gedächtnisse ist, daß er sehr lange war. Jonathan, Saul's einziger Sohn, unterbrach dieses Selbstgespräch, indem er behend aus den Coulissen rennt, und den Herrn David hart anging. Ein Paar tüchtige Reiterpistolen schmückten den Gürtel dieses königlichen Sohnes, welcher als ausübender Künstler, eben durch diesen Bewaffnungsverstoß bewies, daß er selbst das Pulver nicht erfand. Nach langen Debatten, die das griechische Publicum häufig beklatschte, spie ein seitwärts stehendes Haus zwei Acteurs auf einmal aus. Der eine war als Diener nicht zu verkennen, denn er trug eine moderne Livrée, der andere, ein schwermüthiger, in rothen Zeug förmlich eingewickelter Mann, hatte zwar nur einen Degen mit einem Lieutenants-Portepée an der Seite, ich merkte jedoch augenblicklich, so unscheinbar seine Erscheinung war, daß es ein König sei, und das ein König von Israel, dem es um nichts Geringeres zu thun war als um die Krone, welche ihm Samuel, der hohe Priester, zu Gunsten Davids entreißen wollte. Die Handelnden schienen jedoch nicht einig zu werden, und diese mißlungene Speculation machte den armen Saul schwermüthig und tief melancholisch.

Wie das David erschaut, brüllte er laut, ließ einige Töne los, gerirte sich bei Sr. Majestät als ersten Tonkünstler seiner Zeit und bat um die Gnade, dem König, zu dessen Erheiterung, etwas vorsingen zu dürfen. Saul gewährte diese Bitte; darauf setzte sich David nieder und begann seine Lieder. Ich vermuthete einige in Musik gesetzte Psalmen zu hören, wie staunte ich aber, als der Virtuose David mit kräftiger Stimme, nicht von der Harfe, sondern von lärmenden Instrumenten begleitet, die Marseillaise mit französischem Texte begann und selbe in schmelzenden Accorden Herrn Saul vortrug. Aber Saul, nicht für solche Freiheitslieder gestimmt, da er bei seiner Thronbesteigung der republikanischen Verfassung des gelobten Landes selbst ein Ende machte, ward darob nicht aufgeheiterter, obwohl sich David noch die Mühe gab, eine Arie aus der Oper „Moses", eine aus der „Stummen von Portici", welche Letztere er sogar da capo sang, dem melancholischen König vorzutragen. Selbst Saul's Tochter, ein hübscher Bursche, mit blonden Locken und bello Schnurrbart (Frauen spielen in griechischen Vorstellungen nie mit) war nicht im Stande, obwohl sie sich, wie ein Zettel um ein Arzneiglas, stets um ihres Vaters Hals hing, dessen Stirnfurchen hinweg zu küssen. Die Absicht Saul's, einen heldenmüthigen Schwiegersohn zu gewinnen, der das Erbe seines Sohnes vertheidigen helfe, wurde ebenfalls vereitelt durch die heimliche Liebe der Prinzessin zu ihrem Clavierlehrer. So verfiel der arme König

Digitized by Google

durch des Schicksals unaufhörliche Schläge immer mehr und mehr den finsteren Mächten des Wahnsinns anheim. Sein tragisches Ende führt der Unglückliche im fünften Akte selbst herbei, mit einem Bayonnette auf die Scene stürzend, welches er einem schlafenden Wachposten vom Gewehre abdrehte, um sich das Herz damit zu durchbohren. Gesagt, gethan! Jonathan, Saul's Sohn, ahnungsvoll seinen Vater suchend, findet dessen Leiche, macht Lärm und zieht die moderne Waffe aus des unglücklichen Königs Brust. Um aber den königlichen Selbstmord zu vertuschen, gibt er sogleich Befehl, die Garnison der Hauptstadt einer strengen Untersuchung zu unterziehen, und jenen Soldaten, dem das Bayonnet seines Gewehrs fehlt, ohne weitere Amtshandlung hinzurichten. Sein Adjutant, welcher sich eine Einsprache gegen diesen Befehl zu machen erlaubt, wird von Jonathan mit den Worten zurechtgewiesen: „Nun ist mir zu gehorchen, fortan bin ich Euer König!" —

Da trat der Hohenpriester in großen Courierstiefeln, mit Achselschnüren und einem Federhut geziert, ein, und überreichte Jonathan ein Gefäß in der Form eines Pomadetopfes. „Was soll das?" fragte der Königssohn. „Es ist die heilige Salbe", antwortete der Hohenpriester, „mit der ich längst, schon während Deines Vaters Leben, David incognito zum König salbte; das Volk erkennt seine Thronbesteigung an." David erscheint im Purpurmantel in Begleitung von sechs Uhlanen und vier Husaren. Die Prinzessin, welche eben von der entgegengesetzten Seite herbeieilt, bemerkt ihren heimlichen Geliebten, den Clavierlehrer, als Husar unter den neu angeworbenen Kriegern David's, ruft „Verräther!" und fällt in eine tiefe Ohnmacht. — Jonathan, wie aus den Wolken gefallen über seine plötzliche Entthronung, öffnet, sich ermannend, schnell den noch in Händen befindlichen Topf, fährt mit den Fingern seiner rechten Hand nach dem Inhalt und beschmiert mit dem Ausrufe: „Ich bedarf keines Priesters, ich salbe mein Haupt selbst!" eigenhändig sein Haupthaar.

Aber kaum sind seinen Lippen diese gotteslästerlichen Worte entschlüpft, stürzte er sterbend zusammen. Der schlaue Priester, Jonathan's Ehrgeiz und Herrschsucht kennend, reichte Saul's Sohn ein ätzendes Gift, das augenblicklich durch dessen eigenwilligen Schädel drang und Saul's letztem männlichen Stamm den Garaus machte. — David ergriff nun wirklich eine Harfe, alle Mitwirkenden ließen sich knieend nieder und sangen, von David's Saitenspiel begleitet, mit wahrer Andacht die englische Volkshymne „God save the King." Unter großem Applaus des Publicums fiel der Vorhang.

Jahrzehende sind seit dieser theatralischen Vorstellung an mir vorübergegangen, und nun erst begreife ich, daß der talentirte Herr Parasko wahrscheinlich schon damals beabsichtigte, eine Parodie auf das in Aussicht stehende neugriechische Königthum zu schreiben. L. Feldmann.

Wie man Frau Justizräthin wird.

(Eine kurze Wiener Geschichte.)

In einem der Theater-Kaffeehäuser der Jägerzeile war noch vor wenigen Wochen an der Kasse ein blühend schönes Mädchen aus der Provinz angestellt, welches die zahlreichen Huldigungen, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden, klugerweise nur mit einem Lächeln belohnte. Wie gesagt, den Gästen gefiel sie, und mit Recht und auch der Kaffeesieder hätte zufrieden sein können, da mancher Gast bei dem Anblicke des hübschen Mädchens so in Süßigkeiten schwelgte, daß er darob des — bittern Kaffee's vergaß. Doch hatte es einen Hacken; — die schöne, von allen Seiten belagerte Kassierin vergaß in der Hitze des Wortgefechtes nicht selten einen „kleinen Schwarzen", oft sogar eine große Melange zu rubriziren, so daß der Kaffeesieder sich genöthigt sah, die schöne Marie zur Trauer aller Gäste zu entfernen. Ein Unglück kommt selten allein. — Das arme Mädchen wollte nämlich in ihre Heimath zurück, da erhält sie die Trauerkunde, daß ihr Vater, ein Bezirksvorsteher in Mähren, plötzlich aus irgend einem Grunde entsetzt und mit seiner zahlreichen Familie in eine schlechte Lage gerathen sei. Man räth ihr, hier bei der kompetenten Behörde, dem Justizministerium, Schritte zu thun, um im Gnadenwege etwas für ihren Vater zu erlangen. Gesagt, gethan. Das Mädchen, das eben so resolut als schön ist, begibt sich zum Sektionsrath L....., — in der Hoffnung, daß noch selten wer den Thränen eines schönen Mädchens widerstanden sei. Und siehe da, sie hat sich nicht getäuscht. Der Sektionsrath L. H., ein Mann in den besten Jahren, wird von der Petentin so hingerissen, daß er ihr verspricht, ihrem Vater zur nächstbesten Notarstelle, die im Lande frei wird, zu verhelfen, da es aus Gründen nicht möglich sei, denselben wieder in sein altes Amt einzusetzen. — Sollen wir noch mehr erzählen? Wohlan denn, wir sind schon so indiskret mitzutheilen, daß die schöne Kassierin seit 14 Tagen Frau Sektionsräthin L.. ist, und was noch mehr sagen will, sie ist, wie man hört, auch eine reiche Sektionsräthin!

M i s c e l l e n.

Eine Maschine besonders hat auf der Londoner Weltausstellung von 1862 viel Aufsehens gemacht, fast mehr noch als die 1851 aufgestellte von Whitworth, mit der man den millionsten Theil eines Zolles messen konnte. Diese neue Maschine ist erfunden von einem Mr. Peters, um mikroskopisch zu schreiben. Die Worte, die auf solche Weise geschrieben werden sollen, werden in gewöhnlichen Buchstaben auf ein Papier, das auf dem Boden des Instrumentes liegt, mit einem Stifte verzeichnet. Aber der Stift, mittelst dessen dies vor sich geht, wirkt durch eine Reihe von Hebeln und weitere Vorrichtungen auf einen anderen winzigen Stift, der mit einem Schreibtäfelchen oben an der Maschine in Verbindung steht, so daß der Stift der gewöhnlichen Schrift und derjenige für die mikroskopische zu gleicher Zeit das Gleiche hervorbringen, nur daß, während der gewöhnliche Stift einen viertels Zoll langen Strich macht, der mikroskopische einen ein Viertel millionstels Zoll langen zeichnet. Wie selbstverständlich, kann diese mikroskopische Schrift nur mit Hilfe äußerst starker Vergrößerungsgläser gelesen werden, und das ist es gerade, was den Werth dieser neuerfundenen Maschine ausmacht, indem durch mikroskopische geheime Zeichen die Fälschung von Banknoten, die ja in der neuesten Zeit wieder so sehr im Schwunge ging, unmöglich gemacht werden soll. Nach genauen Berechnungen, so sagt der Erfinder dieses merkwürdigen Instrumentes, kann auf diese Weise die ganze Bibel 22mal in den Raum eines Quadratzolles geschrieben werden, — eine Behauptung, die wir einstweilen wohl auf Treu und Glauben annehmen müssen.

Unser Landsmann Karl Schultes in Braunschweig hat bereits wieder ein neues Lustspiel: „Der grüne Peter" (frei nach dem spanischen Stücke „Tirso di Molina's: Don Gil y las calzas verdes" „Don Gil mit den grünen Hosen" bearbeitet) erscheinen lassen. Die Tollheit und die prächtigen Rollen dieses Stückes übersteigen Alles, was wir in dieser Art kennen.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 40. Mittwoch den 20. Mai 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Der Doktor sah ganz erstaunt darein, er wußte gar nicht, ob er seinen Augen trauen sollte, auch streckte er die Hand gar nicht darnach aus.

„So nehmen Sie doch", drang der junge Mensch in ihn.

„Was?"

„Nun, das Portefeuille."

„Was soll ich damit anfangen?"

„Es entweder in die Tasche stecken oder im Kasten einsperren."

„Mit dem Gelde?"

„Natürlich mit dem Gelde."

Es erfolgte eine kleine Pause, während welcher es in dem Kopfe des Doktors gar bunt durcheinander ging.

„Mein Herr", sagte der Doktor endlich, „machen wir uns die Sache klar. Warum, aus welchem Grunde soll ich dieses Portefeuille nehmen und es behalten?"

„Warum? Weil ich will, daß der Inhalt Ihr Eigenthum werden soll."

Der Doktor schlug sich vor die Stirn.

„Was ist Ihnen denn?" fragte der Fremde.

„Ich fühle, daß es in meinem Kopfe wirr zugeht; ich höre Ihre Worte und kann ihnen keinen zulässigen Sinn unterlegen; ich kann doch nicht glauben, daß Sie mir zehntausend Francs schenken wollen?"

„Sie irren, wenn Sie meinen, mich nicht verstanden zu haben. Nehmen Sie das Geld, es gehört Ihnen."

„Mir? Und Sie glauben in vollem Ernste, daß ich eine solche Summe annehmen werde? Unter welchem Titel?"

„Als Tröstung. Sie wissen, ich will mir das Vergnügen machen, die Rolle der Vorsehung zu spielen — das ist eine fixe Idee. Ich weiß nicht, welche Ahnung mich durchdringt, daß, so groß auch Ihre Geschicklichkeit und Ihre Erfahrung sein mögen, Ihre Kunst an dieser ersten Geburt doch scheitere, daß der feine Faden, welcher die Mutter zwischen Leben und Tod und das Kind zwischen dem Nichts und der Existenz hält, doch reißen werden. Dieser doppelte Verlust muß Ihnen auch doppelten Kummer verursachen, und diese zehntausend Francs sollen Ihnen eine kleine Tröstung abgeben. Sie sehen, die Sache ist ganz einfach, und wenn Ihnen meine fixe Idee als Narrheit erscheint, so ist diese Narrheit doch höchst unschuldig."

Mr. Leroyer hörte diesen Wortschwall mit stummem Staunen an. Noch schwieg er einige Sekunden; man sah es ihm an, daß er sich alle Mühe gab, sich zurecht zu finden.

Endlich und mit einem Male — wie der Blitz die schwarzen Wolken zerreißt — wurde es Licht in ihm.

Eine plötzliche Veränderung ging in ihm vor. Er erhob stolz das Haupt, in seinen Gesichtszügen malte sich Verachtung, Abscheu und Zorn.

„Ah!" rief er aus, „jetzt verstehe ich."

„Gottlob", sagte der junge Mensch. „Sind wir einverstanden?"

Mr. Leroyer sprang von seinem Sitze auf mit der Behendigkeit eines jungen Mannes.

„Ob wir einverstanden sind?" wiederholte er mit vor Ingrimm zitternder Stimme. „Ob wir einverstanden sind in Vollführung eines Verbrechens? Ah, Elender! Was Sie von mir verlangen, ist der schändliche, der feige Mord eines armen Mädchens und seines Kindes. Die zehntausend Francs, welche Sie mir anbieten, sollen das Blutgeld sein! Nein und tausendmal nein, wir sind nicht einverstanden. Fort aus diesem Hause, du schändlicher Mörder! . . . Ich jage dich fort — verstehst du wohl — ich weise dich zum Hause hinaus . . . . Mache, daß du fortkommst, denn ich stehe nicht gut für mich; so alt und schwach ich dir auch erscheinen mag, so dürfte mir doch noch Kraft genau bleiben, dich zu zertreten, du elende Schlange!"

„Doktor", fiel ihm der junge Mensch in die Rede, „Sie haben mich mißverstanden. Sie legen meinen Worten einen verkehrten Sinn bei. Sie beschimpfen mich."

„Fort, hinaus!" wüthete der Alte.

„Geben Sie Acht, Doktor", und dabei hob der Fremde die Reitgerte auf.

„Gib du auf dich Acht, ich bin in meinem Hause, ich bin in dem Falle einer gesetzlichen Vertheidigung, du bist ein Elender, Verworfener, und wenn du nicht augenblicklich mein Zimmer verläßt, so kommst du nicht mehr lebend hinaus . . ."

Während er noch sprach, griff er nach einer alten Reiterpistole und spannte den Hahn.

Beim Anblick dieser Waffe erbleichte der junge Mensch, er schob das Portefeuille wieder zurück in die Tasche, nahm Hut und Mantel und blies zum Rückzug.

Digitized by Google

Auf der Schwelle drehte er sich aber noch einmal um und rief zurück:

„Doktor, wenn je eine Sylbe von dem, was jetzt zwischen uns vorgefallen, über Ihre Lippen kommt, so sind Sie ein Mann des Todes!"

Der Fremde machte die Thüre hinter sich zu, ohne die Antwort des Doktors abzuwarten, lief eiligst durch den Garten, beim Gitter hinaus, und stand im nächsten Augenblick auf der Straße.

Sein Compagnon, der große Mann, erwartete ihn in einiger Entfernung.

„Nun, Claudia!" rief er halblaut, „was hast du ausgerichtet?"

Der junge Mensch, welchen der Andere Claudia genannt, und der auch wirklich eine verkleidete Frau war — wie der Leser vielleicht schon errathen haben dürfte — antwortete:

„Wir haben keine Chance. Diesmal sind wir auf einen Ehrenmann gestoßen. Anfänglich verstand er mich nicht, und als er mich endlich verstand, wollte er mir eine Kugel durch den Kopf jagen. Ich fange wirklich schon an zu glauben, daß es auf der Welt doch noch arme Teufel und Einfaltspinsel gibt, die sich Skrupel machen."

„Du hast doch das Geld wieder zurückgenommen?"

„Das versteht sich. Hältst du mich für einen solchen Dummkopf?"

„Das ist sehr fatal, sehr fatal. Das wäre so sicher und bequem gewesen! Aber denken wir nicht mehr daran. Wir müssen unsere Angelegenheit also selbst zu Ende führen, und dieserwegen wird's auch nicht schlechter gethan sein."

Hierauf gingen beide schnellen Schrittes dem Dorfe zu.

(Fortsetzung folgt.)

Reminiscenzen aus meinen Erlebnissen.

II.

Ein arkadischer Schäfer.

Arkadien! — Wer fühlt nicht sanfte Regung in der Seele, wenn er den Klang dieses Namens hört und dabei jener schuldlosen Hirten gedenkt, die den Stoff unserer Idyllen ausmachen!? — „Ein arkadischer Schäfer" — sagte meine Begleiterin, eine zarte deutsche Dame — „ich dachte ihn mir nie anders, als in einem blendend weißen Hirtencostüme, seine Schäfertasche leicht um die Schultern gehängt, auf Blumen und Moos sitzend, seinen Krummstab und seine Flöte neben sich, in schöne Gedanken an seine Schäferin träumend verloren." — Aber wie alles Erhabene und Schöne in der Wirklichkeit verliert, wenn die Vorstellungsgabe und die Phantasie zu weit ausschweift, so geschah es auch hier, daß meine holde Dame fast ohnmächtig vom Pferde sank, als ich ihr einen zerlumpten, schmutzigen Kerl mit rauhem Barte und grimmigem Gesichte, eben seine Kleiderfetzen von unangenehmen Bewohnern entledigend, mit den Worten zeigte: „Sehen Sie, meine Schöne, das ist das echte Original eines arkadischen Schäfers." — Nur langsam erholte sich die überraschte, etwas romantische Dame von ihrem Schrecken, sah schüchtern nach dem Hirten, suchte wiederholt, ihrer früheren Vorstellung gemäß, seine krausen Locken, sein schmachtendes Auge, sein rundes Kinn, dem Amor selbst ein Grübchen eingegraben haben soll, lauschte, ob seine so schön klagende Stimme nicht bald ertöne; aber vergebens, der rauhe Mann verwandelte sich in keinen idyllischen Schäfer. Ein starker Seufzer hob den Busen meiner schönen Begleiterin. „Ach, ist denn im Leben Alles Täuschung!" hauchte sie leise vor sich hin und wandte sich mit Abscheu von dem poetischen Bilde ihrer Jugendphantasie, das sich ihr in so gemeiner Prosa darstellte. — „Trösten Sie sich, meine Verehrteste," — sagte ich — „mir erging es nicht anders mit den Hirtinnen, die ich mir stets in einem leichten weißen Gewande dachte, durch welches der Busen, von Amors Hauch gebläht, etwas durchdämmert. Ueber den entblößten Schultern herab dachte ich mir eine reiche Lockenfülle, die schönen Arme von weitem halb offenen Flor umhüllt, den Leib mit Blumengewinden umrankt, ein stilles Sehnen im lieblichen Gesicht und die schönen, klaren Augen nach einem Ast gerichtet, auf welchem im jungen Laube zwei sanfte Täubchen das Spiel der Liebe treiben." — „Nun, und was sahen Sie?" lispelte meine Begleiterin.

„Was ich sah?" — Eine unbeholfene Dirne in grobe Fetzen gehüllt, mit verwirrten, struppigen Haaren, mit den Schweinen um ein Stück Brod ringend, das ich ihnen zum Fraße vorwarf." — „Schrecklich!" seufzte die Dame und lächelte unter Thränen.

Diese Scene fiel während unseres Rittes nach Tripolizza vor, der dermaligen Hauptstadt Arkadiens. Wir fanden wohl, daß die Natur selbst dieses Bergland, das Manche nicht mit Unrecht die griechische Schweiz nennen, zum Hirtenleben bestimmte, daß die Vegetation reich, daß unzählige Wasser sich von den Bergen herab ergießen und daß die unter dieser Breite wohlthätige Kühlung und Frische das Versengen der Gräser und das Vertrocknen der Flüsse hemmt, aber wir fanden auch, daß unsere Phantasie der Wirklichkeit selbst in dieser Beziehung wieder weit voraneilte. Wir sahen nicht die stillen Matten, an denen ein rieselnder Bach durch junge, durchsichtige Büsche sich schlängelt, die heiligen Haine nicht, wo der Hirt ein kühles Sonnendach für sich und seine Heerde fand, die jungen Rosen nicht, womit das Hirtenvolk sich schmückte, das kurze weiche Gras, auf dem die Nymphen tanzten, sahen wir theilweise in Dornen ausgeartet; kurz, die ganze Gegend, einst eingerichtet für Liebende, wie der junge Daphnis und die schöne Phyllis waren, ist es jetzt eben so gut für bürgerlich Liebende, ohne einen Gran mehr Schimmer von Göttlichkeit zu besitzen, als jede andere schöne Landschaft auch außer Arkadien.

„Ach, sehen Sie, sehen Sie!" rief plötzlich meine Begleiterin — „dort am Abhange jenes Hügels!" — „Nun?" — „Sehen Sie nichts?" Einen Schäfer und eine Heerde, wie ich sie mir dachte; gewiß sind wir jetzt erst in das eigentliche Arkadien vorgerückt; ich dachte mir es doch, die Idyllenwelt konnte nicht ganz verloren gehen!"

Wirklich weideten am Abhange eines sachten Hügels milchweiße Schäfchen mit rothen Bändern und Blumen geziert. Harmonisch läuteten die Glöckchen, um ihren Hals befestigt, zu uns herüber und in ihrer Mitte stand ein Schäfer, schön wie der Liebesgott selbst, die Flöte lag eben an seinen keuschen Lippen, und wie staunten wir, als die herrlichsten, reinsten Töne, aus ihr hervorgehaucht nach der Melodie „Mich fliehen alle Freuden," zu unseren Ohren drangen. — Der Wangen Glut, die wallende Bewegung

Digitized by Google

meiner Reisegefährtin verrieth, was in ihr vorging; sie eilte mir weit voraus, dem Schäfer zu, warf sich schnell vom Pferde und als ich an Ort und Stelle gelangte, lag sie schon in des sanften Hirten Armen.

Herr Johann Friedrich N. war schon in Deutschland der Bräutigam meiner schönen Begleiterin und rief nun, in Griechenland gut beamtet, seine Braut zu sich, um den längst ersehnten Bund der Ehe auf classischem Boden mit ihr einzugehen. N. kannte die Vorliebe seiner romantischen Geliebten für arkadische Schäfer und benützte nun nach mehrjähriger Trennung das erste Zusammentreffen zu seinem Vortheile, die Verkleidung eines schuldlosen Hirten zu wählen, um seiner Angebeteten im besten Lichte wieder zu erscheinen, welche Ausführung vollkommen gelang. — Ich gratulirte der beglückten Dame zur Wiederauffindung der längst verloren geglaubten Schäfer, wie sie uns von jeher die Phantasie der Dichter malte, und wollte mich sodann unverzüglich entfernen, um das Schäferglück der Wiedergefundenen nicht zu stören, mußte jedoch der Bitte nachgeben, heute noch im Hause ihres treuen Schäfers zu weilen, und erst des anderen Tages meine Reise fortzusetzen. — Als ich nun am folgenden Morgen meine Gastfreunde verlassen wollte, fand ich nur Herrn N. im Hause, und da ich nach dessen Braut fragte, um mich zu empfehlen, antwortete mir Herr N. mit einem sonderbaren Lächeln, daß seine Braut nicht zu sprechen wäre und ich selbe auch nicht erwarten könne, er wolle mich bei ihr entschuldigen. — Ich fühlte mich durch dieses auffallende Benehmen etwas empfindlich berührt, nahm trocken Abschied und ritt von dannen.

Ich mußte eine Strecke wieder retour, die ich gestern meiner Begleiterin zu Liebe machte. — An jene Stelle gelangend, auf welcher uns die schöne Heerde Tags vorher so sehr überraschte, sah ich zu meinem Erstaunen die lieblichen Schäfchen noch reicher geschmückt wie gestern und statt eines Schäfers eine recht niedliche arkadische Schäferin im entzückenden Costüm, an einen weißen Stab gelehnt, an welchem oben eine kleine Schaufel wie silbern erglänzte. Der Busen nur halb verhüllt, die Arme bloß, ein Theil des bänderreichen Rockes nymphenartig aufgeschürzt, das Haar in reichen Zöpfen über die Schultern nach vornen hängend; die Augen schwammen im zarten Blau, trunken von Lust, ergötzt und befriedigt in diesem Bilde der lieblichsten Hirtin fand ich — meine Begleiterin von gestern.

Nun verstand ich das heimliche Lächeln des Herrn N. und die zarte Aufmerksamkeit meiner Reisegefährtin, die nicht allein die Wiederauffinderin der arkadischen Schäferwelt sein wollte, sondern mir Gelegenheit gab, auch mich Theilnehmer dieser wichtigen Entdeckung sein zu lassen, um gleich anderen Reisenden in Griechenland doch auch etwas aufgefunden zu haben.

Leider fand ich an derselben Stelle zwei Jahre später ein Doppelgrab, es war jenes meiner Reisegefährtin und ihres einzigen Kindes, welches, wie ich aus dem Datum ersah, um einige Wochen später seiner Mutter folgte. So sonderbar es lauten mag, so gedachte ich doch eben hier in Liebe und Freundschaft Gutzkow's, welchen ich in München zufällig für einen ähnlichen Fall einmal um eine kurze Grabschrift gebeten, und schrieb selbe, wie ich sie aus den Händen jenes geistreichen werthen Freundes damals empfing, außerhalb Tripolizza auf das hölzerne Kreuz der in Frieden ruhenden deutschen Mutter mit ihrem deutschen Kinde.

„Weil es sich sanfter schläft
im Arme der Mutter gebettet,
Ging dem sterbenden Kind
sterbend die Mutter voran."

L. Feldmann.

„Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen!"*)

— Wie oft mag irgend einem Erdenpilger beim Besuche eines alten Schlosses der Gedanke durch den Kopf gegangen sein: Wie, wenn diese Ahnenbilder sprechen könnten, wenn das Geschlecht, welches sich dieser Kleidungsstücke, dieser Schränke, Trinkgläser, dieses verwitterten Krames bediente, seine wahre, echte Lebens- und Leidensgeschichte erzählen könnte? Es käme dabei allerdings viel Sonderbares heraus. Die Begriffe von Freiheit, Sitte, vom Erlaubten und Verbotenen, Kunst und Bildung wechselten im Lauf der Jahrhunderte in gewaltigster und gewaltsamster Weise. Ungefähr eine annähernde Erfüllung dieses Wunsches bieten diese „geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen". Allerdings hatte der verstorbene Bülau, ein fleißiger, tüchtiger, geistreicher Historiker, diesen halb phantastischen Zweck sicher nicht im Auge. Es waren diese Mittheilungen vielmehr nur Papierschnitzel, Forschungsüberreste, die von den bekannten, größeren Werken Bülau's unbenützt erübrigten. Wenn Bülau auf dem Felde der Geschichte sich auch hauptsächlich mit der Entwicklung von Hauptbegebenheiten, der großen allgemeinen Züge geschichtlicher Zustände, in denen sich die Gesetze des Staatslebens und der Staatenwelt offenbarten, beschäftigte, hatte er doch auch ein lebhaftes Interesse für jene Einzelheiten, an denen sich das eigentliche Sein und Leben der Menschen oft so treffend darlegt.

Die einzelnen im ersten Bande enthaltenen Aufsätze haben nicht das gleiche Interesse. Einzelne sind streng wissenschaftlicher Natur, andere streifen an das Romanhafte. Eine kurze Uebersicht dürfte dem Leser die Auswahl je nach der Richtung des Geschmackes erleichtern.

Die russischen Thronrevolutionen von 1762 und 1801 sind nach den Schriften, welche Bülau „aus verehrter Hand" empfing, verfaßt. Die erste derselben, welche Peter III. betrifft, schien Bülau ungenügend, er ergänzte sie aus anderen Quellen. Peter III. war von reinster, deutscher Gesinnung, wenn auch nicht Gesittung erfüllt; er ging jedoch in seinen Reformplänen, die die glühendste Verehrung für Friedrich den Großen begleitete, ungefähr wie Kaiser Joseph II. zu rasch vor. Paul I. war der wankelmüthigste aller Monarchen, welche je auf einem Throne saßen. „Die längste Regierung", sagt Bülau, „hat keinen größeren Wechsel der Systeme und der höheren Beamten dargeboten, als die Paul's I." Er war zur Unmöglichkeit geworden, daher auch seine in die bewegte Epoche des beginnenden napoleonischen Kaiserthums fallende Entthronung mittelst einer verhältnißmäßig unbedeutenden Militärmacht und ohne weitere Erschütterung vor sich ging. Die Aufsätze über die Prinzessin Orsini (erst kürzlich von Moriz Hartmann in den „Büsten und Bildern" aufgefrischt), Alberoni und Ripperda, den Ritter d'Eon, welchen

*) „Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten." Herausgegeben von Friedrich Bülau. Zweite wohlfeile Ausgabe in 12 Bänden. Leipzig F. A. Brockhaus 1863.

Digitized by Google

Bülau unbedingt dem starken Geschlechte vindicirt, sind aus bekannten Geschichtsquellen zusammengestellt, jedoch lesenswerthe Arbeiten. Dem sächsischen Hofleben gehört der Obrist Agdolo (eigentlich Aloisius Pierre Marchese d'Agdolo) an. Er war des Unterschleifes eines der Wittwe des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen — Maria Antonia (ältesten Tochter des Kaisers Karl VII.) gehörigen Diamantenschmuckes beschuldigt und büßte dies mit lebenslanger, vom 21. April 1777 bis zum 27. August 1800 (seinem Todestage) währender Haft auf dem Königssteine. Eine auswärtige Juristenfakultät, man glaubt Göttingen, Pütter der Referent, soll dabei auf Todesstrafe erkannt haben.

Die Skizze ist übrigens dunkel und hellt die Beziehungen zu dynastischen Intriguen wenig oder gar nicht auf.

Die Scenen aus den sächsischen Bauernunruhen im Jahre 1790 zeigen fruchtlosen Widerstand gegen seitdem aufgehobene Frohnen und Hutungsgerechtsame. Karl Gottlob v. Nüßler's Leben, eine dornenvolle Lebensgeschichte, gleichzeitig ein Sittenbild aus dem deutschen Hof- und Beamtenwesen, so wie der Aufsatz über Kauderbach, welcher Sachsen angehörte, sind von Bülau dem Staube der Vergessenheit wohl nur im engsten Gelehrteninteresse entzogen worden, Besonderes enthalten sie nichts.

Mit der kurzen Biographie der Gräfin Cosel betritt Bülau das Gebiet des Aberglaubens und der maurischen Bewegung im 18. Jahrhundert, obwohl letztere sicher nicht mit dem ersteren zu identificiren ist. Das achtzehnte Jahrhundert hatte, wie Bülau einleitend bemerkt, zwar die Fesseln des traditionellen Positivismus auf religiösem Gebiete abgeworfen, war dagegen in jene selbstgeschaffenen Theorien übergegangen. Es war die Zeit der „geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen" im vollsten Sinne des Wortes. Die Gräfin Cosel, welcher Bülau dabei den Vortritt gönnt, Anna Constantia von Brockdorf, die Tochter eines dänischen Obersten und holstein'schen Edelmannes Joachim v. Brockdorf, Hofdame der Prinzessin Sophie Amalie v. Holstein, vermählte sich zuerst mit dem Grafen Adolph Magnus von Hoym, wurde dann die Geliebte König Augusts II., dem sie drei Kinder gebar. Die Gräfin fiel als Opfer politischer und Hofintriguen. Die schöne Dönhoff entzog ihr das Herz des Königs. Von da ab bemächtigte sich der tiefste Gram ihrer Seele. Sie lebte einige Zeit in Halle, wo sie Gegenstand der Aufmerksamkeit der Studenten war. Einer derselben, ein Herr von Loen, erzählt von ihr, der Kummer, welcher sie verzehrte, habe ihr Angesicht blaß gemacht, sie gehörte unter die schmachtenden braunen Schönen, sie hatte große, schwarze, lebhafte Augen, ein weißes Fell, einen schönen Mund, eine fein geschnitzte Nase." Später lieferte sie der preußische Hof wieder an Sachsen aus. — Die Bergveste Stolpen, wohin sie am 21. Dezember 1716 kam, wurde für mehr als 40 Jahre zuerst ihr erzwungener, dann ihr freiwilliger Wittwensitz. Sie warf sich in voller Liebesverzweiflung dem Gelde und der Kabbala in die Arme, verkehrte dabei unter den Auspicien eines lutherischen Oberkonsistorialrathes vielfach mit Juden, soll auch dem wackeren Superintendenten Bodenschatz, einem seiner Zeit viel geschätzten Orientalisten, einmal im vollen Anzuge eines jüdischen Hohenpriesters entgegengetreten sein. Die Gräfin ist eine vollendete Roman- und verfrühte demi monde-Erscheinung.

Cagliostro und der Graf St. Germain sind sehr oberflächlich behandelt, Duchanteau und Clavières, zwei Opfer mystischer Verjüngungsversuche. Die drei Herren v. Hund und Johann Georg Schrepfer, gehören der Geschichte des Illuminatismus an. Ihre Biographien sind in der maurerischen Literatur längst gründlicher und interessanter vertreten. Der Spener-Francke'schen, pietistischer Richtung zählt Jakob Hermann Obereit (geb. 2. Dez. 1725), Stifter eines Privatvereines von Christusverehrern zur gemeinschaftlichen Arbeit am Tempel Christi, in Dresden zu. Vielfach beschäftigte sich mit bösen Geistern die der Schule St. Martins angehörige Theosophine Frau de la Croix in Lyon, welche eine Viereinigkeit lehrte (der Sohn vom Vater, der heilige Geist vom Sohn und Melchisedek vom heil. Geiste erzeugt), auch Krankheiten heilte, während Condamine mit seinen Convulsionären Selbstpeinigung trieb. Cazotte und Graf Bonneval, Letzterer extrem frivol, zum Islam übertretend, militärischer Reformator und glücklicher Soldat unter Mahmud I., sind kurz bedacht.

Als vollendet grober Egoist, frei von allem Glauben und Aberglauben wird Lord Loval aufgeführt, welcher schließlich für den Prätendenten Carl Eduard im Tower das alte graue Haupt auf den Block legen mußte. Den Schluß des ersten Bandes bilden Spukgeschichten am Kurtrier'schen Hofe und interessante Miscellen.

Das Werk dürfte bei seiner Reichhaltigkeit und Beliebtheit um so mehr Verbreitung finden, als der Preis für den Band von 2½ auf 1 Thlr. herabgesetzt ist.

Miscellen.

(Ein Köter, dem's gut geht.) Die Kaiserin Eugenie hat auf der Hundeausstellung ein kleines Havannah-Pintschchen gekauft, welches sich des Namens „Coquette" erfreut. Dieses Biest ist eine Hündin und ein prachtvolles Muster ihrer Race. Ihr Haar ist volle acht Zoll lang und von der Weiße des Schnees und der Feinheit der Seide. Der Leib ist sehr klein, ebenso der Kopf, aber der Schwanz ist gleichsam ein enormes Vließ. Coquette wohnt in einem Glashause, dessen Boden mit einem türkischen Teppich bedeckt ist. Sie ruht auf einem rothen Seidenkissen, und Futter und Wasser ist in einer Ecke des besagten Glashauses auf einer Porzellanschüssel und in einer silbernen Schale kredenzt, welche Coquette ihrem frühern Besitzer genommen hat.

(Ein Luftballon in einem Nonnenkloster.) In Neapel sind neulich die Nonnen eines dortigen Klosters in ein kurioses Dilemma gerathen. Eine Französin Namens Meyer war in einen Luftballon aufgestiegen und hatte sich, nachdem sie eine Weile die Lüfte durchsegelt, auf ein Gebäude niedergelassen, welches von einer beträchtlichen Anzahl Nonnen bewohnt war. Die Verwirrung und Verlegenheit der frommen Schwestern war unbeschreiblich. Sollten sie der im Ballon befindlichen Person Hülfe leisten oder nicht? Wie wenn ein Mann darin steckte! das war ein Fall, für den im kanonischen Recht nicht vorgesehen war. Nach längerer Ueberlegung kamen die Nonnen zum Schlusse, daß sie es riskiren könnten. Sie verhüllten die Gesichter mit ihren Schleiern und halfen dem luftigen Gaste heraus; sodann ließen sie ihn zum Klosterthore hinaus und versprachen ihm den Ballon nachzuschicken.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 41. Sonntag den 24. Mai 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Das Individuum im Mantel und die junge als Mann verkleidete Frau mäßigten ihre Schritte erst, als sie auf einem, in der Mitte des Dorfes gelegenen, mit drei Reihen Lindenbäumen besetzten Platz anlangten.

Auf der einen Seite dieses Platzes erhob sich — und erhebt sich vielleicht noch heutzutage — ein großes, zwei Stockwerke hohes Gebäude mit einem Thor und einer Reihe von zwölf Fenstern gegen den Platz.

Ober dem Thore baumelte eine schwere Platte von Blech, die als Aushängeschild diente, und auf welche der Künstler ein schneeweißes Pferd auf spinatgrünem Grund gemalt hatte. Oberhalb und unterhalb dieses Kunstwerkes, welches allerdings die Bewunderung der Bewohner von Brunoy auf sich zog, war in Goldleitern zu lesen:

„Zum weißen Roß."

„Wohnungen."

In dieser vorgerückten Stunde der Nacht lag das Haus in tiefster Ruhe, kaum daß hie und da ein schwacher Schimmer einer Lampe oder eines Kaminfeuers zwischen den Spalten der Fensterläden im Erdgeschoße durchleuchtete.

Der Mann im Mantel ging an das Hausthor heran, klopfte mehrere Male an, zuerst schwach, dann immer stärker und stärker; aber umsonst.

„Zum Teufel", rief er endlich aus, „schläft denn Alles den Schlaf des Gerechten, muß man denn diese Barade in Brand stecken, um diese Kerle zu erwecken!"

„Gibt es keinen anderen Eingang als dieses Thor?" fragte die junge Frau.

„Ich glaube kaum."

„Also weiter angepocht! ohne Unterlaß — wir können doch die Nacht nicht im Freien zubringen! Wenn der Wirth den Tauben spielt, so werfen wir endlich die Fenster ein. Wir machen einen so großen Skandal, daß man zuletzt doch aufwachen und uns einlassen wird."

Der Mann im Mantel begnügte sich jetzt nicht mehr mit der Faust an das Thor zu schlagen, er hob einen Kieselstein auf und schlug ohne Unterbrechung mit aller Gewalt darauf los.

Diesmal blieb die Wirkung nicht aus.

Nach ein paar Sekunden hörte man schon Tritte im Vorhause, dann ein unartikulirtes Gebrumme, dann wurden die Riegel zurückgeschoben, der Schlüssel angesteckt. Das Thor ging auf, und ein ganz verschlafenes Gesicht zeigte sich durch das halb geöffnete Thor.

„Was gibt's denn, wer macht denn zu dieser Stunde einen solchen Höllenlärm?", fragte eine heisere Stimme.

„Zum Teufel! das ist doch eine dumme Frage — wir wollen in's Haus", antwortete der Mann im Mantel.

„Sind Sie von Nummer eins und zwei?"

„Freilich sind wir's. Wenn Ihr nicht zu drei Viertheilen noch schliefet, müßtet Ihr das schon lange wissen. Also aufgemacht, Schafskopf, unsere Geduld ist zu Ende!"

Der Hausknecht, die Identität der Personen wohl erkennend, trat etwas zurück und ließ die Fremden ein.

Er führte die beiden Leute nach dem Gastzimmer, nahm zwei Leuchter vom Kamin, desgleichen auch zwei Schlüssel mit Nummer 1 und Nummer 2 und reichte Leuchter und Schlüssel den zwei Gästen hin, in der angenehmen Hoffnung, sich ungesäumt wieder in Morpheus Arme werfen zu können.

Aber, ach! er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

„In diesem Hause herrscht ja eine Kälte, daß man erfrieren könnte", sagte die verkleidete Dame. „Geht doch mit hinauf in mein Zimmer und macht Feuer im Kamin."

Der Hausknecht sah so erstaunt darein, daß die Dame sich des Lächelns nicht erwehren konnte; da sich aber der Tölpel nicht von der Stelle rührte, schrie sie ihn an:

„Hast du mich nicht verstanden?"

„Ja wohl."

„Nun?"

„Das geht aber nicht, denn die Scheiter sind im Keller und die Reisigbündel im Schoppen."

„Was weiter?"

„Es schläft schon Alles im ganzen Hause. Die Herren werden wohl diese Nacht ohne Feuer bleiben müssen; morgen in aller Früh werd' ich schon kommen."

„Das Donnerwetter soll in dich hineinschlagen, du dummer Kerl! Wenn mir nicht so kalt wäre, möchte mir diese Unverschämtheit schier Spaß machen", sagte die verkleidete Dame, und, indem sie ihre Reitgerte pfeifen ließ, fuhr sie fort:

„Jetzt hurtig, keine Zeit verloren! Wenn in fünf Minuten in meinem Zimmer nicht ein Feuer brennt, daß man

Digitized by Google

daran einen Ochsen braten könnte, so komme ich herunter und reiße dir die Ohren aus. . . . . Apropos, wie heißt du denn?"

„Denis", antwortete der Befragte zitternd und bebend.

„Nun, Denis — ich gebe dir fünf Minuten Zeit — nicht eine Minute mehr — also mach' schnell!"

Und Claudia, gefolgt von dem Mann im Mantel, ging die Treppe hinauf.

Die Zimmer Nr. 1 und 2 waren die schönsten im Hotel zum „weißen Roß". In jedem dieser Zimmer, welche mittelst einer Thür mit dem daranstoßenden verbunden waren, standen ein Bett aus weichem Holze, ein Fauteuil, zwei Stühle, ein Kasten und ein runder Tisch. Anstatt einer Uhr war auf dem Kamingesimse eine Vase mit künstlichen Blumen zu schauen; längs der Mauer hingen illustrirte Kupferstiche in schwarzen Rahmen.

Im Zimmer angelangt, warf Claudia den Mantel ab, ihr Begleiter that desgleichen. Zum ersten Male konnte man eine schöne männliche Gestalt und seine regelmäßig hübschen Züge erkennen. Der Mann war noch jung zu nennen, er mochte kaum fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt gewesen sein. Auf seinem Gesichte war der Stempel des Adels abgedrückt — jede seiner Bewegungen verrieth die aristokratische Abkunft.

Claudia und der Unbekannte schienen für einander geschaffen, und ergänzten sich so zu sagen.

Bevor noch die fünf Minuten herum waren, kam schon der Hausknecht, gebückt unter der Last von Scheitern und Reisig und zündete im Kamin ein Feuer an, das man wahrhaftig ein Höllenfeuer nennen konnte.

Nachdem Denis die letzte Hand angelegt hatte, fragte er ganz demüthig, ob die Herren noch etwas wünschten.

„Ja wohl, ja wohl", mein lieber Freund", antwortete Claudia, wir brauchen Alles, was zu einem guten Punsche nothwendig ist: Rum, zwei Flaschen Champagner, Zucker, Citronen, Schüssel, Gläser . . ."

Der Bursche kratzte sich hinter den Ohren.

„Wieder eine neue Schwierigkeit?" fragte Claudia.

„Ja wohl."

„Und diese wäre?"

„Rum, Zucker, Citronen, und all' das Zeug sind unter Verschluß und der Herr hat alle Schlüssel und legt sie immer beim Schlafengehen unter sein Bettkissen."

„So wecke deinen Herrn auf; ein Wirth gehört bei Tag und Nacht seinen Gästen."

„Ja, aber . . ."

„Keine Widerrede!" Bei diesen Worten griff sie nach der Reitgerte, welche sie auf den Tisch gelegt hatte, und ließ sie wieder ein paar Mal in der Luft pfeifen.

„Ich geh' ja schon, ich gehe schon", rief der unglückliche Bursche aus, und war in der nächsten Minute verschwunden.

„Siehst du", sagte Claudia lächelnd zu ihrem Begleiter, „so muß man diese Leute behandeln, fürchten müssen sie uns, diese Feiglinge."

In unglaublich kurzer Zeit war Denis mit allen Punsch-Ingredienzien zurück, er legte alles auf den Tisch und wartete, was noch weiter verlangt werden würde.

„Jetzt kannst du gehen, wir brauchen dich nicht mehr."

Denis sputete sich, von der Erlaubniß zu profitiren, aus Furcht, es könne möglicherweise doch noch ein Gegenbefehl ertönen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Selbstopfer.

London, 3. Mai.

Br. Ein Höllenbreughel und ein Karrikaturenzeichner, der Poet des Weltschmerzes wie der federleichte Feuilletonist — sie Alle befinden sich bald im embarras de richesse, sobald sie das Leben in London sich zum Vorwurf wählen. Heine warnte zwar davor, einen Poeten nach London zu senden, indessen ich möchte die Ausschließung nur für den Lyriker gelten lassen, der Dramatiker findet eine übervolle Fundgrube. Nervenstärke, ein „muskulöser Geist", stark genug, um wie Dante den Anblick von Himmel und Hölle ohne Ohnmacht ertragen zu können — das sind die nothwendigen Behelfe. Die Prüfung greift an Mark und Seele.

Freundlicher Leser, wenn du im Stande bist, eines der Londoner Wochenblätter an einem Sonntage mit stoischer Ruhe zu durchlesen und ohne Nervenzittern aus der Hand zu legen, so erachte ich dich für hieb- und stich- und schußfest. Du mußt ein Nervensystem von Kautschuk besitzen oder ein hartgesottener Cockney sein, mithin zu einer Klasse Menschen gehören, die — dem terminus technicus nach — im Bereiche des Schalles der Glocken der Bowkirche in der City von London geboren worden, mit geschlossenen Augen und verstopften Ohren durch die Gefühlsperiode des Lebens gewandert und ihr Wohl und Wehe im Klingelbeutel des Geschäftes gegen Agio feilgeboten haben. Die Wirklichkeit ist seltsamer als die Dichtung — so lautet ein englisches Sprichwort — und die Londoner Wochenzeitungen vom schwersten und ungesundesten Kaliber, wie der „Penny-Newsman", die „Weekly-Times", „Lloyds-Newspaper" und Andere haben nicht nöthig, einen Mysteriendichter à la Sue zu engagiren. Tag und Nacht in London, das Elend, das nicht ißt, sondern nur trinkt, oder weder essen noch trinken kann, das Verbrechen, blutig und kolossal, diese beiden sind Mitarbeiter ohne Honorar und kündigen die Arbeit nie auf. Es ist nicht meine Absicht, hier die Wochenliste von Mord, Vergiftung, Hunger und Verzweiflung, Selbstmord und Meineid, Ehebruch und Bankerott zu kritisiren, noch über die halbirrsinnige Näherin Maria Stuart zu spötteln, die ihre alten Geburtsdokumente über die vermeintliche Identität als Enkelin des letzten Prätendenten Karl Stuart in der Tasche, von Zeit zu Zeit den englischen Ministern die Fenster einwirft, weil schon seit Georg IV. ihre Bittgesuche um Unterstützung vergeblich gewesen. Aber zwei Selbstopfer der seltsamsten Art sind wohl Werth der Erwähnung.

Es war am 20. März dieses Jahres, als vor dem Gerichtshofe zu Westminster, dessen Halle sich dicht an die Säle des Parlamentsgebäudes lehnt, ein junger Adonis, ein Franzose, im elegantesten Kostüm, zu dreimonatlicher Zuchthausstrafe wegen versuchten gewaltsamen Diebstahls verurtheilt wurde. Die Advokaten in ihren Ziegenhaarperücken blickten kaum einmal auf, der Richter in seiner dunklen Robe las mit methodischem Näseln die Anklagepunkte vor, befragte die Zeugen, die sich in Gestalt von mehreren sechs Fuß hohen Salonbedienten mit weißgepuder-

Digitized by Google

tem — also in England hochbesteuertem — Haar präsentirten, und fällte das Urtheil so prompt, wie ein Dorfschulmeister die Rechenfibel zuklappt, nachdem er dem jugendlichen Auditorium mit unerschütterlicher Majestät bewiesen, daß zwei Mal zwei in der That vier sei. In Allerem war nichts Außerordentliches. Kein Vertheidiger war vorhanden — kein Schwurgericht — der Angeklagte sagte mit so überzeugender Ehrlichkeit: „Ich bin ein Spitzbube", der mit Diebstahl bedroht gewesene Hauseigenthümer wetterte so herzhaft gegen alle die nichtsnutzigen Foreigners, die London überschwemmen, daß auch der größte Zweifler über die Frage von Schuld oder Unschuld mit beruhigtem Gewissen nach Hause gehen konnte. Und so that Richter und Publikum, auch die Reporters der Presse steckten den Bleistift ungebraucht in die Tasche, denn solche Bagatelle lohnte der Mühe nicht. Es begann aber die Fama zu wispern und zuletzt lauter zu reden. Ungläubige schüttelten bald die Köpfe und allmälig kam eine Novelle von wirklichen Thatsachen zu Tage, die, wenn eine Erfindung, einem aufstrebenden Dichtertalente Ehre gemacht hätte. Zur Sache!

Eine englische Helena, im Auge jenen verführerischen Stern, den die englischen Stahlstecher so anmuthig kopiren, besitzt einen alten und häßlichen Menelaus, der die Lücken seiner Schönheit mit Banknoten ausstopfen kann, — in der rauhen Sprache „Ehemann" genannt. Helena hatte einige Monate in Paris geschwärmt und dort, soweit Schönheit in Vergleich kommt, in Paris einen Paris gefunden, einen melodisch überredenden, schwarzhaarigen und schwarzaugigen jugendlichen Advokaten vom Barreau de Paris. Alfred war sein Seufzername. Bald geschah es, daß Menelaus sich nach den englischen Beefsteaks heimsehnte, nach dem Kaminfeuer und dem singenden Theekessel, nach der unbeschränkten Freiheit, englische Bediente mit offenherziger Grobheit zu behandeln — und bald lag der Canal La Manche wie ein neidischer Hellespont zwischen den Liebenden. Doch der Advokat folgte ihr bis in das Herz von London, bis in die vornehmsten Distrikte des Westends, wo eine reizende Villa Alles umschloß, was seiner Phantasie theuer war. Auf welche Weise ein kleiner, allerliebst polirter Schlüssel im Duodezformat bald in die Tasche des Rechtsgelehrten kam, darüber schweigt die diesmal gütige Fama. Genug! Um die Mitternacht des 23. März schlüpfte Alfred auf den Zehenspitzen die inneren Treppen des im Schlummer versunkenen Hauses hinauf — leise trug ihn der über die Stufen gespannte Teppichstreifen, als plötzlich dieser, irgendwo aus den Haken geschlüpft, nachgab und der Eindringling mit entsetzlichem Gepolter im verwegensten salto mortale die Treppe hinunterstürzte. Seinem Pariser Schneider hatte er es bald zu verdanken, daß sein Rockkragen das Zerren und Schütteln aushielt, dem der Ertappte bald von einem halben Dutzend Bedienten unterworfen wurde, während der erzürnte Hausherr, in der gelben Flanelljacke und sans culotte den Verbrecher von oben bis unten mit einer hastig ergriffenen Wachskerze beleuchtete. Er hatte zwar geschlafen, aber die Polizei — das wußte er positiv — schlief nicht.

„Rasch tritt das Geschick den Menschen an!" Oben im duftigen, ampelbeleuchteten Boudoir zitterte Jemand wie Espenlaub, wohl ahnend, was der Tumult zu bedeuten habe. — Zittere nicht. Noch ist der Gentilhomme nicht völlig eine Mythe geworden. — Der Fluth von Schmeichelnamen, mit denen man ihn auszeichnete, setzte der Gefangene vollendetes Schweigen entgegen, aber er seufzte doch! Im nahegelegenen Polizeibureau von Cottage Road wurden ihm die Taschen geleert, das Geld abgenommen und ein ganz kleiner, kleiner „Dietrich". Was braucht es mehr, um den verhärtetsten Verbrecher zu überführen? Nach Legitimationspapieren, ja nur Visitenkarten spürte das Auge der Polizisten vergebens. Die Zelle nahm ihn auf zu vorläufiger Nachthaft, um ihn am folgenden Morgen der unbestechlichen Justitia zu überantworten, die ihre Opfer nie lange auf offizieller Mast hält, wie in anderen gesegneten Ländern der alten und neuen Welt.

Dem weisen Leser ist schon genug gesagt. Unter fingirtem Namen ließ sich Alfred de S. . . . . . y, Abkömmling eines der ältesten französischen Adelsgeschlechter und Advokat der Barre von Paris, eingeständig, wegen versuchten schweren Diebstahls zu dreimonatlicher Zuchthausstrafe verurtheilen und hat seine Strafe angetreten. Menelaus, du hattest Recht, dem Richter zuzurufen: „Euer Ehren, dies ist einer der schlimmsten Spitzbuben, den die Erde trägt!" Ja wohl, einer der Schlimmsten.

Der Ruf Helena's ist gerettet, denn obwohl die Sache nur noch öffentliches Geheimniß ist, so scheint doch ein gewisses Zartgefühl selbst die redseligsten Neuigkeitskrämer der Presse abzuhalten, an diese schwere, aber süße Wunde des Helden jenes Selbstopfers zu rühren. Man wispert von geheimthätigen Verwendungen, dem „Strafling" die Pforte der Arbeitszelle zu öffnen, indessen solch Vertuschen im Geheim ist im Bereiche der öffentlichen Justiz Englands nicht möglich, und höchst wahrscheinlich würde unser Anonymus sich so seine stolze Genugthuung nicht verderben lassen. Möglich, daß einst in versöhnlicher Stunde ein schöner Mund dem gegen die französischen „Foreigners" zeternden „Menelaus" die Augen öffnet über den dann heimgekehrten „schlimmsten Verbrecher", den die Erde trägt.

In dieser wahren Geschichte, wie wenig auch ein Ascet ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen möchte, sind Sonnenblicke, welche die Schuld vergolden. Jetzt ein anderes Kapitel, das sich dazu verhält, wie dumpfe Schwüle zu einem aufgeklärten Märzmorgen. Das frühere Parlamentsmitglied William Roupell wurde bekanntlich im vorigen Jahre auf Grund eigenen, selbsteidlich erhärteten Geständnisses wegen kolossaler Testamentsfälschung zu lebenslänglicher Transportation und Zwangsarbeit verurtheilt. Alle Alltagsmenschen applaudirten, und jetzt ruft alle Welt: „Er ist unschuldig, aber doch ein Schurke!" Das Räthsel beginnt sich von Tag zu Tag mehr zu lösen, obgleich Roupell mit stoischem Gleichmuth fortfährt, Wolle zu zupfen und Kartoffelboden an schönen Frühlingstagen schweigend und gehorsam zu bearbeiten unter den Augen des Wärters und inmitten der anderen Sträflinge. Um jene Zeit erschien er, nach langer Vergessenheit aus Spanien und London zurückgekehrt, als Zeuge in einem Zivilprozeß für seinen jüngeren Bruder, der auf die Zurückgabe von Gütern und Ländereien Seitens verschiedener neuer Besitzer klagbar wurde, welche gegen gutes Geld jenes Eigenthum käuflich von dem älteren Bruder William Roupell, als legitimen Erben seines Vaters, erstanden hatten. „Das Testament meines Vaters ist gefälscht. Mein Bruder William konnte rechtsgiltig nicht einen Acker veräußern. Alle seine Aktionen in solcher Beziehung sind null und nichtig", sagte der Kläger. William Roupell, auf seinen Zeugeneid befragt, sagte: „Ich komme freiwillig aus Spanien zurück, um zu bezeugen, daß in der

Digitized by Google

Nacht nach dem Tode meines Vaters ich sein Testament, das mich enterbte, von A bis Z fälschte mit Einschluß der Zeugenunterschriften. Die als Zeugen dort benannten Personen sind todt." Die würdige Mutter, Wittwe des Verstorbenen, beschwor ebenfalls, daß ihres Wissens William enterbt gewesen.

William Roupell wurde verhaftet, ihm der Prozeß gemacht, er gestand in einer salbungsvollen Rede voll düsterer heuchlerischer Philosophie, mit fast lächelnder Ruhe seine Fälschung zu und das Schwurgericht verurtheilte ihn. Damit wurden nun alle von ihm vollzogenen Verkäufe von Ländereien (zum Werthe von 400,000 Pfund Sterling) in Frage gestellt, und seine „lieben Verwandten" sind seit mehreren Monaten rührig, das Schäfchen so bald wie möglich zu scheeren. Sollten sie reussiren, so wäre der Ruin einer ganzen Reihe von bona fide Besitzern so gut wie sicher. Diese haben sich jedoch vereinigt, um mit Hilfe der scharfsinnigsten und rastlosesten Advokaten Beweise für die — Unschuld des Sträflings Roupell herbeizuschaffen. Unter Anderen ist eine Person ausfindig gemacht, welche Augenzeuge der echten, nie gefälschten Testamentsunterschrift des verstorbenen Nabobs gewesen.

Wahrlich, noch hat die moderne Psychologie ihre Studien nicht vollendet. Hier haben wir einen Mann von hoher geistiger Begabung, lange gefeiert in den Kreisen der Aristokratie, der seine große Erbschaft vergeudet, nach Jahren als Selbstankläger auftritt, um, mit falschem Eide und betrügerischer Grausamkeit gegen mehr als ein Dutzend ehrlicher Eigenthümer, seiner mit ihm verarmten Familie die verzettelten Reichthümer wieder in die Tasche zu spielen. Und die Familie! Mutter und Bruder figuriren als Assistenten und stehen als Zuschauer bei der Verurtheilung von Sohn und Bruder zu lebenslänglicher ehrloser Sträflingsarbeit, die letzterer mit heiterer Ruhe und ungebrochenem Schweigen selbstwillig auf sich geladen. Oder sollte ihm nicht die unwahrscheinliche Aussicht auf ein ticket of leave (grace provisoire) dabei vor Augen geschwebt haben, wenn er als ein durch sittsame Reuigkeit Gebesserter sich der eingepaschten Beute im Schoße der mitgenießenden Seinen wieder selbst erfreuen könnte? Solche Spekulation kann ihm wohl zugetraut werden. Binnen wenigen Wochen werden nun drei Zivilprozesse zur öffentlichen Verhandlung kommen. Der Sträfling William Roupell wird wieder als Zeuge auf der Bühne erscheinen. Wird er wieder schwören: „Ich bin schuldig der Fälschung!" und wird ihm dann ein anderer Zeuge entgegnen: „Ich schwöre, du bist unschuldig!" Welch' ein diabolisches Spiel im Verhöhnen der Gerechtigkeit, wie auch das nächste Verdikt der Geschworenen ausfallen mag. Der gepeitschte Name des Fälschers kann „das Selbstopfer der Unehre" höchstens nur gegen das Brandmal des „Meineides" vertauschen.

Der Werth eines Kusses.

(Pariser Gerichtsszene.)

Vor einem Friedensrichter hat kürzlich eine amüsante Verhandlung stattgefunden gegen den Schauspieler eines Pariser Vorstadttheaters wegen Entschädigung für eine gewisse Anzahl Küsse und ein gewisses Maß zärtlichen Drückens auf der Bühne. Ein M. Narcisse erscheint vor dem Friedensrichter und sagt: „Monsieur, ich bin dramatischer Schauspieler. Ich spiele auf einem Theater der Bannmeile die Liebhaberrollen. Meine Rolle zwingt mich, außerordentlich leidenschaftlich, stürmisch und enthusiastisch zu sein. Ich muß zuweilen ein Paar Stunden lang Frauen jeden Alters, jeden Standes mit ausdauerndster Liebe überschütten. Ach, solches Lieben, Monsieur, wird oft sehr beschwerlich, ja sogar widerlich und unerträglich, wenn man es thun muß. Nun, Monsieur, können Sie glauben, daß all' mein Feuer, meine zärtliche Hingebung, meine unübertreffliche Liebeskunst mich zu Schaden bringen soll?" Richter: „Wie so?" Narcisse: „Nun denn! Ich verdiene mir nur 100 Francs im Monat damit, daß ich mit jungen Fräuleins durchgehe, ausgepichten Koketten den Hof mache und oft eine arglose Unschuld verführe, und jetzt will man, daß ich 150 Francs für gelieferte Artikel zahle." Richter: „Für gelieferte Artikel? Bitte, welcher Art sind dieselben?" Narcisse: „Küsse — (großes Gelächter) — 150 Frcs. soll ein einziger Mann für solche Dummheiten bezahlen! Das ist's, was Monsieur Valsin von mir verlangt, weil ich in meiner Rolle seine Frau auf der Bühne geküßt habe." Richter: „Wie kommt dies?" Valsin: „Das ist sehr einfach. Es gibt gewisse Bestimmungen, welche hinsichtlich dieses Punktes für alle Theater gelten. So sagt Art. 1: „Wenn ein Schauspieler während seiner Rolle eine Dame küssen muß, so soll er dies nur zum Scheine thun." Art. 2: „Jeder Schauspieler, welcher eine Schauspielerin ohne ihre frühere förmliche Einwilligung wirklich küßt, soll um fünf Francs gebüßt werden." Art. 3: „Ein wirkliches, aufrichtiges Drücken an das Herz wird mit 2 Frcs. 50 Cent. bestraft." Nun Narcisse hat meine Frau zehn Mal ungestüm umarmt und sie wenigstens 25 Mal geküßt, wofür ich 150 Francs verlange." Narcisse: „Dieser Preis ist außer allem Verhältniß!" (Gelächter.) Valsin: „Ich verlange diese Summe kraft des Ausspruches der dramatischen Gesetze." Narcisse: „Kommen Sie doch, wir wollen die Sache ausgleichen, der Fehler liegt auf beiden Seiten." Valsin: „Gut!" Narcisse: „Ich habe 25 Küsse gestohlen." Valsin: „Ja." Narcisse: „Nun dann erbiete ich mich, sie zurückzugeben." Hier verlor der Gerichtshof seine ganze Gravität und der Richter beendete den Fall damit, daß er ihn an einen höhern Gerichtshof wies.

Miscelle.

(Strenge des englischen Parlaments gegen weibliche Verführungskünste.) Im Jahre 1700 wurde zum Schutze jener leichtgläubigen jungen Männer, welche in die Netze alter Jungfern geriethen, ein eigenes Gesetz vom englischen Parlamente votirt. „Jede Frau von was immer einem Rang", hieß es in dem Edikte, „welche einen Unterthan Sr. Majestät betrügt, verführt, oder überlistet, um ein eheliches Bündniß mit ihm zu erreichen, sei es nun durch Wohlgerüche, oder daß sie sich rougirt, sich falscher Zähne oder Haare bedient, gepolsterte Hüften oder hohe Absätze als Verschönerungsmittel benützt, verfällt einer Strafe und eine so geschlossene Ehe ist ungiltig." Leider fehlt uns jede Unterstützung durch ein solches Gesetz, unsere gläubigen und unschuldigen Jünglinge sind allen Verführungskünsten abgefeimter Sirenen wehrlos preisgegeben. Namentlich ist es die trügerische Krinoline, die manche arge Täuschung verursacht und uns sehnlichst ein solches vorsorgliches Gesetz wünschen läßt.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ragner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 42. Mittwoch den 27. Mai 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Der Punsch war bald gebraut, Claudia füllte zwei Gläser, drehte sich gegen den jungen Mann, der sich einstweilen in den einen Armstuhl neben dem Kamin geworfen hatte, und rief, indem sie verächtlich mit den Achseln zuckte:

„Georg!“

Der Angerufene erhob den Kopf.

„Was willst du?“ fragte er.

„Dir dieses Glas Punsch anbieten.“

„Ich trage kein Verlangen darnach.“

„Trink nur, das wird dir gut thun.“

Georg gehorchte mechanisch.

„Wie findest du ihn?“

„Ausgezeichnet gut.“

„Also ein zweites Glas.“

Georg erhob dagegen keine Einsprache und stürzte es auf einen Zug hinab.

„Wahrlich“, sagte Georg, indem er das leere Glas wieder hinreichte, „du bist ein geniales Weib. Eben wollte ich gar nicht trinken, und jetzt möchte ich zu trinken gar nicht aufhören.“

Claudia lächelte.

„Sag' mir doch“, fuhr Georg fort, „wie bist du denn auf die Idee gekommen, ungeachtet der tödtlichen Müdigkeit, welche du doch verspüren mußt, dennoch diesen Trank zu bereiten?“

„Was Ermüdung ist, das kenne ich nicht“, erwiederte die junge Frau, „ich bin von Eisen oder von Stahl. Aber daß du an Leib und Seele gebrochen warst, das wußte ich, und da hielt ich den schäumenden Punsch für das einzige Mittel, deine physische und moralische Entmuthigung niederzukämpfen. Und, wie Figura zeigt, ist es mir gelungen.“

„Vollkommen, das muß ich gestehen, aber was kümmert dich heute mehr meine physische oder moralische Kraft?“...

„Sehr viel!“

„Was willst du also aus mir machen?“

„Einen Mann, fähig, mich anzuhören und mir zu antworten, mit einem Worte, fähig, ernst mit mir über ernste Dinge zu reden.“

„Könnten wir dieses Gespräch nicht auf morgen vertagen?“

„Was man heute thun kann, soll man niemals auf morgen verschieben.“

„Aufrichtig gestanden, ich möchte lieber schlafen gehen.“

„Warum nicht gar? Sieh', Georg, sei ein Mann. Uebrigens handelt es sich ja um deine Interessen und nicht um die meinigen. Ich bin nicht die Schwester des Herzogs Sigismund de la Tour-Vaudieu. Ich habe nicht die ungeheure Erbschaft zu beanspruchen, die dir ohne Zweifel entwischen wird. Ich bin es wirklich beinahe schon müde, mich einer Sache mit aller Aufopferung hinzugeben, welche du so oberflächlich behandelst. Georg, komm' mir doch zu Hilfe, oder sage mir lieber frei heraus, du wollest auf die Millionen deines älteren Bruders verzichten. Wenn dem so ist, dann gute Nacht, schlafe wohl, wie es einem großen Herrn zukommt, dessen Ruin gewiß und dessen Entehrung sehr nahe ist.“

Georg schien von dieser Rede sehr unangenehm berührt.

„Da es nun einmal so sein muß“, sagte er mit aller Resignation, „so sprechen wir von diesen ernsten Dingen. Rede, ich höre.“

„Das werde ich gleich“, antwortete Claudia, „laß mich nur noch früher mein Männerkostüm, welches mich doch etwas genirt, ablegen. Allem Anscheine nach dürfte unsere Unterredung ziemlich lange dauern, ich möchte gerne bequem sein.“

Und sie öffnete ein kleines ledernes Felleisen, wie man es gewöhnlich auf die Kruppe des Pferdes hinter dem Sattel aufzuschnallen pflegt, und nahm daraus einen schwarzsammtenen Schlafrock, den sie anzog. Kleine türkische Pantoffeln ersetzten die schweren bespornten Stiefel, dann löste sie sich das reiche Haar auf und schüttelte den Kopf, daß die üppigen Locken auf ihre Schultern herabfielen.

So metamorphosirt, goß sich Claudia noch ein Glas Punsch ein, setzte sich dem jungen Manne gegenüber und begann:

„Mein lieber Georg, vor Allem werfen wir einen Blick auf die Situation.“

„Wozu das?“ unterbrach sie Georg. „Ich kenne sie so genau wie du und du so genau wie ich. Dies wäre nur verlorene Zeit.“

Claudia stampfte vor Ungeduld mit dem Fuß auf den Boden.

Digitized by Google

„Um's Himmels willen", rief sie endlich aus, „laß mich die Sachen führen und mich dir verständlich machen, wie es mir gut dünkt, wenn nicht, so will ich von Allem gar nichts wissen und wir wollen dann sehen, wie weit du kommen wirst."

Georg zog die Augenbrauen in die Höhe und zuckte mit den Achseln.

Die junge Frau fuhr fort:

„Du bist Edelmann, du bist ein großer Herr, du trägst einen der berühmtesten Namen des Reiches, du nennst dich Marquis de la Tour-Baudieu und es steht nur dein älterer Bruder zwischen dir und der Herzogskrone; du bist noch ein junger Mann, ziemlich geistreich, bei voller Gesundheit, ungeachtet einer sehr stürmisch durchlebten Jugend, du bist im Alter von kaum zwanzig Jahren durch deines Vaters Tod unumschränkter Herr deiner Handlungen geworden, mit dem Tage deiner Großjährigkeit ist dir eine Rente von einmal hunderttausend Livres zugefallen ...."

Mit jedem Worte, welches Claudia sprach, wuchs auch des Marquis Ungeduld, und als sie die Rentenfrage berührte, konnte er nicht mehr länger an sich halten.

„Ei, zum Teufel!" rief er aus, „hältst du mich zum Besten? Jede Geduld hat seine Grenzen. Glaubst du denn, ich wisse nicht, wer ich bin, und brauchte erst, daß du es mir vorsagst?"

„Nein, nein", antwortete Claudia ganz gelassen, „aber ich muß dir die Vergangenheit vor die Augen bringen, damit du sie besser mit der Gegenwart vergleichen könnest. Ich muß dir in's Gedächtniß zurückrufen, von wo du ausgegangen bist, um dir zu zeigen, wo du angelangt."

„So rede in Gottes Namen weiter, da es schon nicht möglich scheint, den Fluß deiner Rede zu hemmen; aber ich bitte dich, mache die Sache wenigstens so kurz wie möglich."

Ohne diese neue Unterbrechung zu beachten, fuhr Claudia fort:

„Was du mit dem Kapitale deiner einmal hunderttausend Livres — das beiläufig drei Millionen liegende Güter repräsentirt — gethan, weiß ganz Paris. Pferde, Weiber, Spiel und Wucherer haben es so schnell und so rein aufgezehrt, daß seit fünf Jahren nichts bleibt, als — Schulden."

„Wer zu viel sagt, sagt nichts", unterbrach sie Georg mit einem Gemische von Verlegenheit und Aerger, „das ist wieder einmal handgreifliche Uebertreibung."

„Eine Uebertreibung", wiederholte Claudia achselzuckend, „du weißt wohl nur zu gut, daß dem nicht so ist. Fünf Jahre habe ich schon die Schwäche, dich zu lieben und mein Geschick an das deinige zu ketten, und ich frage dich, wie haben wir gelebt?"

„Soll das eine Klage sein? — sie wäre sehr ungerecht. Seit du mich kennst, ist dir nichts abgegangen und geht dir auch nichts ab, selbst nicht jener Luxus, welchen du Allem vorziehst, und für welchen du Leib und Seele hingeben würdest." —

„Hast du je gehört, daß ich mich beklagt?"

„Aber in diesem Augenblick scheint es doch ..."

„So scheint es dir. Ich rede nur die Wahrheit. Unterlege meinen Worten keinen Sinn, der mir gar nicht beifällt. Jenen Luxus, von dem du sprichst und den du mir zum Vorwurf machst, durch welche Mittel hast du ihn befriedigt? Vorerst hast du die Großmuth deiner Mutter und deines Bruders in Anspruch nehmen müssen, du mußtest — nennen wir das Kind nur beim rechten Namen — du mußtest um einen Theil deiner Revenüen betteln, und jetzt, nachdem sie deiner müde sind, jetzt, nachdem sie dich aufgegeben, nachdem sie, um mich des rechten Ausdruckes zu bedienen, dich ihrer unwürdig halten, um welchen Preis mußt du jetzt den Schein von Reichthum bezahlen, mit dem du mich weniger aus Liebe als aus Eigenliebe umgibst und welcher unter glänzendem Flitter das nackte Elend verbirgt? Kennst du deinen Schuldenstand? Wenn du ihn nicht weißt, so werde ich ihn dir sagen. In diesem Augenblicke lastet auf dir eine Million schreiender Schulden! ..."

Der junge Mann fuhr in die Höhe, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte.

„Eine Million Schulden," rief er aus, „du bist wohl verrückt!"

„Die Summe macht dich staunen?"

„Nicht staunen, sondern ich erkläre sie als rein unmöglich."

„Und doch stehe ich für die Richtigkeit der Summe ein."

„Ich habe ja kaum drei- oder viermal hunderttausend Francs erhoben."

„Was beweißt das? — daß du gar arg bestohlen worden bist, weiter nichts."

„Bestohlen? Nun gut, das mag sein, aber bis zu einem solchen Betrag! Nein, nein, das kann nicht sein. Ich hätte also mehr als zweihundert Perzent Zinsen gezahlt?"

„Leider, ja. Zu solchen Perzenten hast du Gelder aufgenommen und doch möchte ich zweifeln, daß die Leute, die dir das Geld geliehen, ein gutes Geschäft dabei gemacht haben."

„Seinerzeit werde ich Alles bezahlen — Kapital und Interessen."

Claudia schüttelte ungläubig den Kopf.

„Du wirst zahlen! Und womit, wenn die Erbschaft deines Bruders uns entgeht?"

Georg antwortete nicht. Eine Pause erfolgte.

Claudia warf Holz auf's Feuer, schenkte sich wieder Punsch ein und nachdem sie ihr Glas geleert, sagte sie:

„Kurz und gut, du hast eine Million Schulden, und von dieser Million sind zweimal hunderttausend Francs in Wechseln, welche nur mehr ein paar Monate zu laufen haben und deren Nichteinzahlung dir nur zwei Auswege übrig ließe."

„Und diese wären?" fragte der junge Mann.

„Das Exil oder der Schuldenarrest."

„Bah! Ich werde sie prolongiren."

„Darauf zähle nicht."

„Und warum nicht?"

„Ich weiß aus bester Quelle, daß deine Gläubiger — da sie nun wissen, daß du weder von deiner Mutter noch von deinem Bruder etwas zu erwarten hast — dich ohne Barmherzigkeit verfolgen und dir nicht einen Tag Frist gönnen werden."

„Unglücksprophet!"

„Prophet sagst du? Ich nehme diesen Titel an, denn ich lese in der Zukunft und sage die Wahrheit vorher. Das ist aber noch nicht Alles."

„Was gibt es denn noch?"

„Etwas noch viel ärgeres. Fünf oder sechs jüdische Goldarbeiter, deren Forderungen bei hunderttausend Francs ausmachen, die jetzt fällig sind, wollen dich vor das Krimi-

Digitized by Google

nalgericht laden, wenn du deine Wechsel zum Proteste kommen läßt."

„Mich belangen!" rief Georg aus, „und mit welchem Rechte?"

„Sie belangen dich ganz einfach auf Grund dessen, daß du ihnen unter Vorspiegelung eines fingirten Vermögens und unter Hinweisung auf Hilfsmittel, die nicht mehr bestanden, Juwelen und andere Goldsachen herausgelockt habest. Sie geben noch an — was auch wahr ist — daß du diese Werthgegenstände unmittelbar nach deren Uebernahme um den halben reellen Werth verkauft, und behaupten, es konstatire dies das Verbrechen des Betruges. Ich fürchte sehr, daß die Zuchthauspolizei derselben Meinung sein werde."

„Der Marquis de la Tour-Baudieu vor der Zuchthauspolizei!" murmelte Georg, „das werden die Elenden nicht wagen."

„Du scheinst ganz zu vergessen, daß nichtbezahlte Gläubiger gar leicht jede Schüchternheit und jeden Respekt verlieren."

„Und du glaubst wirklich, daß sich Richter finden werden, welche einen großen Herrn auf die Anklage solcher Schufte hin verurtheilen dürften!"

„Ob sich deren finden! Um so eher, da die Klage gerade gegen einen großen Herrn gerichtet ist. Du kennst deine Zeit schlecht, mein lieber Georg. Vergesse doch nicht, daß wir einer Revolution entgegengehen und daß die Aristokratie nichts weniger als beliebt ist. Einen de la Tour-Baudieu als Betrüger verurtheilen zu können, wäre ja ein Hochgenuß für die Herren des Juste-Milieu, und wie würden die Oppositionsblätter diesen Gerichtsfall ausbeuten!"

Niedergedonnert durch diese schonungslose Auseinandersetzung der Situation, saß Georg da, den Kopf auf die Hände gestützt, mit dem Ausdrucke einer gänzlichen Entmuthigung.

(Fortsetzung folgt.)

Eine römische Tombola.

Von Ferdinand Kürnberger.

Bruchstück aus einem noch unter der Feder begriffenen Romane des Verfassers.

— — Halb Rom strömte nach der Villa Borghese. Dort nämlich wurde die Tombola abgehalten. Der Schauplatz dieser Schicksals-Komödie war ein ungeheurer ovaler Rasenplatz, eingefaßt von einer breiten Rennbahn, auf welcher zum Schlusse des Lotteriefestes Wettrennen zu erwarten standen. Die Rennbahn war gegen die Mitte des Rasenplatzes durch eine Taxushecke von halber Menschenlänge abgegrenzt. An der entgegengesetzten Seite zogen sich rings um dieses Rasenoval amphitheatralisch Steinterrassen als Sitz- und Stehplätze für die Zuschauer bis zu der Höhe eines zweistöckigen Hauses. Gegen die Nähe der Tombola verwandelten sich diese Freiplätze in geputzte Tribünen für Zuschauer von Rang oder bezahlende Fremde und die Tombola selbst erhob sich in der innern Mitte des Amphitheaters als ein mit Teppichen roth ausgeschlagenes Gerüste, auf welchem das Glücksrad, die Nummertafeln, der Waisenknabe und die Direktoren der Lotterie vom ganzen Volke gesehen wurden.

Als Balm mit Domenika und ihrer Mutter ankam, waren die Zuschauerreihen des Zirkus schon von einer ansehnlichen Volksmenge erfüllt. Männer und Frauen, Soldaten und Mönche, Fischer, Landleute, ehrsame Stadtbürger, Elegants und Bettler, alle Farbenstifte des römischen Mosaikgemäldes hatte der große Künstler Natur und Zufall bereits mit dem prächtigsten Effekt aneinandergereiht. Das Volk schien die Tombola als ein Sonntagsfest zu betrachten. Die Frauen namentlich prangten in ihrem glänzendsten Putze. Spangen und Gürtel, Kämme, Haarnadeln, Stirnbänder und Ohrgehänge, massiver Metallschmuck auf allen Säumen und Nähten schien wie ein Hagel auf die Schönen herabgeregnet; an allen Händen starrte ein Ueberfluß von Ringen. Man glaubte wirklich die Matronen der Männer zu sehen, welche eine Welt zu verprassen hatten. Kein einziges Schmuckstück war falsch. Wohin unser Nordländer seine Augen heftete, er fand all dies Gold, Silber und Edelgestein echt bis in die untersten Klassen hinab. Dabei imponirte es ihm, mit welcher Sorglosigkeit diese Schätze getragen wurden. Niemand hütete sich, nahm sich in Acht, kein Gedanke an Taschendiebe kam auf, Jeder schien in bester Gesellschaft zu sein und seinen Nachbar für einen König zu halten.

Ei siehe da, Signora Fulvia, der Himmel geb' euch einen guten Tag, und euch Donna Domenika! Herauf zu uns, wir haben Platz. Kommt Weiberchen, kommt. Ihr schneidet ein paar hübsche Bilder in die Luft, 's wär schad um den leeren Raum. Der Herr Forestiere ist willkommen.

Dies war der Zuruf eines beleibten Bürgers, welcher ein ehesamer Bäcker oder Wurstmacher sein konnte, und zu seiner Vorstadt-Galanterie ein selbstzufrieden-joviales Gesicht machte. Der Zuruf galt den Damen Balm's und ihm selbst. Mutter Fulvia folgte der Einladung. Sie hob ihre Seidenrobe ein wenig und schritt mit einem Anstand, welchen ihr Balm nicht zugetraut hätte, die Schaubühne hinan. Balm wurde von allen Seiten beäugelt, sein Liebchen vielfach begrüßt.

Seid nicht so ernsthaft, flüsterte ihm Frau Fulvia zu, macht Euch bekannt, Signor, macht Euch bekannt. Wir sind unter lauter Nachbarsleuten. Die ganze Strada d'Omsale steht da. Und mit einem guten Beispiel vorangehend, warf sie ihre muntern, lachenden Aeuglein unterhaltungssüchtig im Kreise herum.

Auch fand sie ihre Beute sofort. Seid gesegnet, Bruder Jammerthal, rief sie über ein paar hundert Köpfe einem Franziskaner zu. Wie geht's Euch? Rückt näher zu uns.

Warum heißt er Bruder Jammerthal? fragte sie Balm verwundert.

Ach, der närrische Bursche! Bei ihm ist's ganze Jahr Fasten. Sein Text ist immer das irdische Jammerthal. Hängt ihm eins an, Signor, trumpft ihn ab; Ihr seid ein Gelehrter, Ihr versteht's. Macht Euch an ihn.

Balm, der nicht hier gewesen wäre, wenn nicht aus Ironie, ließ sich das nicht zweimal sagen. Er wagte sein maidenspeech in der Zwanglosigkeit des südlichen Volkslebens und rief mit lauter Stimme hinüber: Bruder Jammerthal, ich höre Gutes von Euch, es freut mich, Eure Bekanntschaft zu machen. Wir müssen ein paar Flaschen Wein miteinander leeren. Ihr müßt ein Bruder Freudenthal werden.

Als ob leere Flaschen eine Freude wären! rief der Mönch in seinem Charakter zurück.

Digitized by Google

Ein Gelächter erscholl.

Balm fuhr fort: In diesem Falle wollen wie uns noch andere gute Dinge beilegen. Ich muß Euch durchaus bekehren. Was Jammerthal! Hätte der liebe Gott Austern und Mädchen erschaffen, wenn die Welt ein Jammerthal sein sollte.

Der Mönch antwortete: Das eben ist ja der Jammer, daß man Austern und Mädchen niemals genug hat.

Balm sah jetzt, was südlicher Volksjubel ist. Ein mark- und ohrzerreißendes Beifallsgeschrei raste wie wahnsinnig durch die Menge. Halbgewachsene Knaben warfen ihre Mützen in die Luft, Mädchen rissen Blumen von ihren Sträußern und bewarfen den witzigen Franziskaner, Bravo's und Evviva's überschrieen sich um die Wette. Und doch konnte Balm bemerken, daß die guten Einfälle unter diesem Volke durchaus nicht als effektmachende Seltenheit gefeiert wurden, denn augenblicklich war der Mönch wieder vergessen und Witz und Gelächter sprühten von anderen Seiten auf.

So vertrieb das Volk sich die Zeit bis zum Anfang der Tombola. Dieser feierliche Augenblick war endlich da. Ein handfester Kerl mit nackten Armen riß das Glücksrad im Schwunge herum, welches blitzend im Sonnenlichte die gespannten Augen der Tausende blendete. Ein paar Wirbeln, dann stand das Rad still. Fantastisch geputzt trat jetzt der Waisenknabe vor. Affektvolle Weiber schrien ihm zu, er möge gut ziehen. Madonna, gib ihm eine glückliche Hand! Engel Gottes segnet das unschuldige Kind! Und die Handlung beginnt.

Der Knabe zieht die erste Nummer, übergibt sie dem Aufseher, dieser den Directoren, diese dem Ausrufer. Ein schmetternder Trompetentusch macht das ewig schwatzende Volk schweigsam. Der Herold erhebt seine Stimme und ruft laut: Dieci! Zugleich erscheint die Zahl auf vier Nummertafeln, welche nach vier Seiten hin errichtet sind, und zuletzt, im kolossalsten Format, allein auf einer Doppelscheibe.

Alle Köpfe senken sich auf ihre Lotteriezetteln und jeder sucht eifrig die gezogene Zahl darauf. Wer sie findet, notirt sie mit einem Nadelstich. Jeder Zettel enthält fünfzehn Zahlen in drei Reihen. Der ganze Zettel, zuerst ausgefüllt, gewinnt den Haupttreffer, eine Reihe oder die beiden ersten, Nebentreffer. Jener beträgt fünfhundert Scudi, diese fünfzig und hundert.

Die drei Billete, welche Balm seinem Liebchen gekauft hat, sind zwischen ihm, der Mutter und Domenika vertheilt. Wirklich findet das Mädchen auf ihrem Billete die Zahl dieci. Alles gratulirt sogleich dem hübschen Kinde, der erste Schritt zum Haupttreffer ist geschehen. In ihrer Phantasie hat sie ihn schon gemacht. Man sieht's an ihrer kindischen Freude.

Was würdest du thun, wenn du die fünfhundert Scudi gewännest? fragte sie Balm.

Das Mädchen besann sich. Bei Gottes Barmherzigkeit, ich glaube, ich würde versuchen, den armen Beppo von der Galeere loszukaufen.

Bravo! Und ihn heirathen?

Du bist ein gutes Kind. Aber was fingst du mit mir an?

Wahrlich, ihr müßtet vorsichtig sein; der Mensch sticht zu wie eine Biene.

Unberechenbare Naturen! murmelte Balm. Er gab es auf, diese Liebe mit diesem Genre von Treue zu reimen.

Als fünf Nummern gezogen waren, wurde dem lachlustigen Volke ein schadenfrohes Intermezzo. Ein Bäuerlein im drolligsten Aufputze stieß einen Freudenschrei aus, kugelte sich von seinem Stehplatz herab und lief wie besessen der Tombola zu. Pfeifen und Zischen verfolgte den Mann, der zuerst seine Reihe ausgefüllt, d. h. den übrigen diese Chance entrissen hat. Aber welch Hochgenuß! Das Bäuerlein hat falsch notirt, die Wachen, denen er den Zettel weist, korrigiren den Irrthum und schicken ihn zurück. Höllisch war der Lärm, der jetzt losbrach. Unendliches Hohngelächter durchschmettert das ganze Amphitheater. Fort, Feldhamster! Verschwinde, Kuhschwanz! tönt es von allen Seiten; die Menge lacht, pocht, zischt und johlt wie ein Seesturm. Grausam geißelt die Spott- und Hohnjustiz den Majestätsfrevler, der es gewagt hat, einer Volksversammlung von fünfzigtausend Menschen das Prävenire des Glücks und der Hoffnung zu spielen. Das Bäuerlein entschlüpft behend ins Gedränge, aber er wird sich den Tag merken! Vielleicht erzählt er noch seinen Enkeln von dieser Minute.

Domenika zürnte: Es wäre auch des Teufels Gerechtigkeit gewesen, wenn ein Fremder uns Römern den ersten Gewinn weggeschnappt hätte.

Wie so ein Fremder? fragte Balm, denn der Landmann schien ihm doch in der nationalsten italienischen Buntheit gekleidet. Aber er hörte, diese Tracht sei — vier Stunden von Rom zu Hause... Und darum ein Fremder!

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Nach der „Abeille medicale" ist die Erde von 1288 Millionen Menschen bewohnt. Davon gehören 369,000,000 der kaukasischen, 252,000,000 der mongolischen, 190,000,000 der äthiopischen, 1 Million der amerikanischen und 200,000,000 der malayischen Race an. Sie sprechen 3604 Sprachen und bekennen sich zu 1000 verschiedenen Religionen. Es sterben im Jahre etwa 333,333,333, oder an einem Tage 91,954, in einer Stunde 3730, in einer Minute 60, in einer Sekunde, also während jedes Schlages des Herzens, 1. Diese Verminderung wird durch eine gleiche Anzahl von Geburten wieder ausgeglichen. Die durchschnittliche Lebensdauer beträgt 33 Jahre. Ein Viertel der Bevölkerung stirbt vor dem 7. und die Hälfte vor dem 17. Jahre. Es gibt 335 Millionen Christen, 5 Millionen Juden, 600 Millionen gehören den asiatischen Religionen an, 160 Millionen dem Muhammedanismus und 200 Millionen dem Heidenthum. Von den Christen bekennen sich 170 Millionen zur römischen, 76 zur griechischen und 80 Millionen zur protestantischen Kirche.

Wien. (Schuldeneintreibung mit Humor.) Ein Schneidermeister hatte an einen Praterwirth eine Forderung zu stellen, die er trotz wiederholter Mahnung nicht erlangen konnte. Des Wartens müde, schickte der Schneider kürzlich Abends seine sämmtlichen und andere Gesellen in das Gasthaus seines Gläubigers mit dem Auftrage, dort nach Herzenslust zu zechen, was auch wirklich geschah. Nebst einer Menge von Speisen wurden auch 80 Maß Bier vertilgt. Als die Zeche gemacht war, präsentirte der Altgeselle die saldirte Rechnung seines Meisters.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Jnb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 43. Sonntag den 31. Mai 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Claudia betrachtete ihn eine Weile stillschweigend, man sah es ihr an, daß sie sich ihres Werkes freute, ein schlaues Lächeln umspielte ihre Lippen.

Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Unmöglich, sich einer Illusion hingeben! Wir können nicht einmal mehr unsere elende Scheinexistenz fortführen. Wir haben weder Hilfsquellen noch Kredit. Die halbjährige Miethe meines kleinen Hotels in den Champs-Elysées sind wir noch schuldig, meinen Wagen, meine Pferde, die Löhne meiner Dienstleute sind noch nicht bezahlt. Um uns die einigen tausend Francs zu verschaffen, welche uns zu dem eben fehlgeschlagenen Unternehmen nothwendig gewesen wären, habe ich meine letzten Diamanten verpfändet und auch diese Diamanten sind wir schuldig geblieben. So weit sind wir! Was sagst du nun, Georg?"

Claudia schwieg. Der Marquis sah auf und fragte:

„Bist du zu Ende?"

Die junge Frau nickte bejahend zu.

„Nun gut. Ich habe dich jetzt reden lassen und dich ruhig angehört, nun bitte ich aber, mir die geheime Deutung, den Zweck deiner Worte wissen zu lassen. Ich will es, verstehst du wohl, ich verlange es."

„Meinen Zweck? Wer sagt dir, daß ich einen Zweck damit verbinde?"

„Ich kenne dich zu genau, um dessen nicht gewiß zu sein. Wenn du mir alle Gefahren unserer Lage mit so grellen Farben vor die Augen stellst, so geschieht das nicht einzig und allein, um mir zu beweisen, wie verzweifelt sie sei... Also spreche. Hast du mir den Abgrund gezeigt, so zeige mir auch die Rettung..."

„Die Rettung", entgegnete Claudia, „die kennst du so gut wie ich, sie ist die Erbschaft deines Bruders..."

„Und diese Erbschaft entgeht uns!.. Sobald das Kind zur Welt kommt, gibt es keine Macht der Erde, die Siegmund hindern würde, seine Esther zu heirathen, besonders wenn das Kind ein Knabe ist."

„Warum hast du also, wie ich dir erzählte, daß Doktor Leroyer ungeachtet der ihm angebotenen zehntausend Francs es auf das bestimmteste ausgeschlagen hat, mit uns Hand in Hand zu gehen, warum hast du ausgerufen: „„Wir müssen unsere Angelegenheit also selbst zu Ende führen und dieserwegen wird's auch nicht schlechter gethan sein!""

„Ei, ich habe mich vielleicht durch ein unüberlegtes Vertrauen hinreißen lassen, ich wollte dir gegenüber nicht entmuthigt erscheinen. Ich dachte mir, es wird doch nicht so schwer sein, diesen elenden Bastard verschwinden zu machen."

„Verschwinden machen?... Und wie?"

„Auf die einfachste Art von der Welt."

„Erkläre dich doch deutlicher."

„Mein Gott, man dringt in's Haus und bemächtigt sich seiner."

„Und dann, wenn es in unseren Händen sein wird?" fragte die junge Frau mit einem seltsamen Blick.

Mr. de la Tour-Vaudieu antwortete mit einem unheimlichen Lachen und einer gräßlichen Geberde.

„So, du würdest also das thun?"

„Ohne Anstand."

„Du würdest dich gleich nach der Entbindung in's Haus schleichen?"

„Warum nicht? Es ist ja nur von zwei oder drei Frauen bewohnt. Uebrigens hätte ich ja eine Maske vor dem Gesichte und wäre gut bewaffnet."

„Du würdest das Kind nehmen?"

„Freilich wohl."

„Und würdest es auf die Seite schaffen?"

„Ganz sicher und für immer."

„Armer Freund, du bist wohl verrückt?"

„Wie so?"

„Weil du, nicht zufrieden, es nur zu bald mit der Zuchthauspolizei zu thun zu haben, auch noch die Ehre der Assisen, und das erhebende Schauspiel des Schaffots ambitionirst."

Georg erblaßte.

„Wer sollte mich anzeigen?" rief er aus, „wer könnte mein Gesicht durch die Maske erkennen?"

„Du fragst, wer dich anzeigen könnte?"

„Ja."

„Der Verdacht."

„Ich verstehe dich nicht."

„Hast du niemals das juridische Axiom gehört, dessen Richtigkeit unbestreitbar ist: „Suchet nach dem, der aus dem Verbrechen den meisten Nutzen ziehen könnte." Nun frage ich, wer könnte unter den obwaltenden allgemein bekannten Umständen mehr Interesse nehmen an dem Verschwinden des unehelichen Kindes deines älteren

Digitized by Google

Bruders als eben du?... Die Justiz ist gar neugierig und wird sich alle Mühe geben, Licht in diese Angelegenheit zu bringen. Und glaubst du, der Doktor Leroyer werde, wenn er gefragt wird, ein Geheimniß machen aus dem nächtlichen Besuche? Glaubst du, daß ein geschickter Untersuchungsrichter nicht endlich erfahren wird, wer der unbärtige junge Mensch war, der dem alten Doktor zehntausend Francs angetragen? Glaubst du, daß dieser Richter nicht gar schnell die Identität dieses jungen Kavaliers und der Claudia Varni, der Freundin, Begleiterin und Mitschuldigen des Marquis Georg de la Tour-Vaudieu, konstatiren werde? Und ist einmal dieses Geheimniß entdeckt, dann sind wir sehr weit von den Millionen deines Bruders und sehr nahe am Schaffot! Mein Gott, ich mache mich nicht besser, als ich bin, ich lasse diese schrecklichen und zuweilen nothwendigen Gewaltthaten gelten, welche die Welt Verbrechen nennt — aber ich lasse sie nur unter der Bedingung zu, daß sie nicht unnütz sind."

„Du hast vollkommen Recht, liebe Claudia", antwortete Georg nach einer Pause, „aber, da du meine Idee verwirfst, und dir die Situation doch nicht so verzweifelt vorkommt, so hast du gewiß auch schon einen Plan ausgedacht."

„Allerdings habe ich das."

„So laß doch hören."

„Vorläufig kann ich dir ihn nicht in allen seinen Einzelheiten vorführen, denn die Umstände werden daran gewiß Vieles ändern — ich kann vorderhand nur von dem wahrscheinlichen Erfolge sprechen."

„Dieser Plan wäre also?"

„Das Kind wird verschwinden — aber erst später, ohne daß auf dich auch nur der Schatten eines Verdachtes wird fallen können...."

„Später sagst du?" unterbrach sie Georg. „Und wenn in der Zwischenzeit mein Bruder die Mutter seines Kindes heirathet, und ich glaube, er ist sehr dazu geneigt — dann ist Alles verloren...."

„Du weißt wohl so gut, wie ich", wendete Claudia dagegen ein, „daß, wenigstens so lange die alte Herzogin, die Mutter, lebt, Esther niemals Sigmunds Frau werden wird."

„Kann sein, aber meine Mutter ist alt und kann sehr bald sterben."

„In diesem Falle müßte Esther, um einem unausweichlichen Unglücke vorzubeugen, ihr auf dem Fuße in's Grab nachfolgen."

„Ah", sagte Georg, „jetzt verstehe ich."

„Wenn die ersten Hindernisse beseitigt sein werden", fuhr Claudia fort, „dann lasse ich eine Persönlichkeit auf dem Schauplatz erscheinen, von der ich mit dir schon einmal gesprochen habe, einen meiner alten Freunde, den Kapitän Corticelli, einen Italiener aus guter Familie, der in Folge mehrerer Duelle, welche alle für seine Gegner höchst unglücklich ausfielen, sich nach Frankreich flüchten mußte, und Dank diesem vortrefflichen Mitarbeiter werden die Titel und, was noch mehr ist, die Millionen deines Bruders dir bald in den Schooß fallen."

„Gott gebe es!" rief Georg aus.

„Sage lieber: der Teufel stehe uns bei! Das wäre der rechte Ausruf."

„Was werden wir aber vorderhand machen?"

„Die Ereignisse abwarten."

„Wo?"

„Hier im Orte. Vor Esther's Entbindung können wir Brunoy nicht verlassen; wir müssen von Allem, was dabei vorgeht, in genauester Kenntniß bleiben; besonders muß uns darum zu thun sein, zu wissen, was mit dem Kinde geschieht und wessen Händen es anvertraut wird."

„Also wir bleiben in diesem elenden Wirthshause?"

„O nein. Gleich morgen wirst du dich nach einer Villa umsehen und sie für ein paar Wochen miethen. Ist das geschehen, dann reist du nach Paris."

„Was soll ich denn dort thun?"

„Mir Frauenkleider besorgen. Sobald du zurückgekommen sein wirst, das heißt bei einbrechender Nacht, werde ich mich dann in dieser Villa häuslich niederlassen."

„Könntest du denn nicht noch einige Tage dich mit den Männerkleidern behelfen?"

„Ich könnte wohl, wenn ich mich verdammen wollte, keinen Fuß außer Haus zu setzen."

„Wozu diese Quarantaine?"

„Weil ich alle Chancen der Welt hätte, dem Doktor Leroyer zu begegnen, besonders in der Umgegend von Esther's Haus, und in meinem männlichen Kostüm würde er mich gleich erkennen, was ich um jeden Preis vermeiden will."

„Da hast du auch vollkommen Recht."

„Wie immer, mein lieber Georg. Da wir nun mit Allem im Reinen sind, so habe ich weiter nichts mehr zu sagen; laß mich jetzt allein, ich will zu Bette gehen, denn trotz meiner Prahlerei, unermüdlich zu sein, fühle ich heute doch das Bedürfniß nach Ruhe. Also, gute Nacht, Georg."

„Gute Nacht, Claudia."

Und die beiden Verschworenen drückten sich die Hände und schieden von einander.

(Fortsetzung folgt.)

Eine römische Tombola.

(Schluß.)

Aehnliche Szenen, wiewohl in geringerem Maße, kamen noch öfter vor, denn das leichtsinnige und aufgeregte Volk notirte sehr mangelhaft. In Palm's Umgebung dagegen nahm das Schwätzen, Lachen, Spaß- und Glossenreißen kein Ende. Jede Kleinigkeit, jedes Nichts allarmirte. Der Eine wird ausgelacht, denn er hat noch gar nichts notirt. Der Andere das Gegentheil. Zu der Ausfüllung einer Reihe fehlt ihm nur noch eine Ziffer, aber diese bleibt hartnäckig aus. Parteien bilden sich und wetten dafür und dagegen, ob sie herauskommen wird. Bei jeder neuen Ziehung nun geht's wie ein Erdbeben durch die Gruppe; Jeder macht in Furcht und Hoffnung dasselbe Spektakel. Jede Empfindung ist Wort, jedes Wort Gestikulation. Wieder Andere notiren Nummern genug, aber sie wollen sich nicht zu einer Reihe schließen. In diesem Falle ist Domenika. Freilich, sie braucht es auch nicht. Palm nämlich hat von den theureren Losen gekauft, welche nur auf den Hauptgewinn spielen. Auf Reihen und ihre Nebentreffer wird verzichtet, alle fünfzehn müssen errathen werden. Das arme Kind muß ihm helfen Studien machen. Er will sie in jenem Grade von Aufregung sehen, welcher der höchste ist, für ein junges Blut fast die Folter.

Digitized by Google

Aber er hat sich verrechnet. Sie kreischt auf vor Freude, wenn sie eine Nummer erhascht, das ist Alles. Bis zur Ziehung der nächsten unterhält sie sich wieder lachend und schwatzend mit ihrer Umgebung. Von der dämonischen Seelenangst des Spielteufels keine Spur. Sie schneidet den Leuten Gesichter, die aus Neckerei gegen sie wetten, sie trumpft links und rechts ab, wer sie bei Nieten zum Zorn reizen will, kurz, sie amüsirt sich. Es ist, als ob sie in der Welt nur das Vergnügen was anginge.

Auch merkte Balm längst nur mit halben Sinnen auf die Spielereien um ihn her. Seine Gedanken kreisten wie ein Raubvogel über der Szene. Die Tombola war ihm zu einem neuen und ganz anderen Abenteuer geworden. Es hatte sich Folgendes zugetragen:

In einiger Entfernung von sich war Balm seiner Hauswirthe ansichtig geworden. Artigkeitshalber ging er hin und wechselte ein paar Worte mit ihnen. Als er wieder zurückkam, sah er ein Frauenzimmer neben Domenika stehen und hörte sie die Worte sagen: wer ist dein kranker Liebhaber? Domenika stieß sie an, denn sie merkte, daß Balm so eben sich näherte. Jene trat zurück und Balm nahm seinen Platz wieder ein. Er und das Frauenzimmer maßen sich aus der Distanz. Seine Blicke waren sicher und fest, er hatte in wenigen Tagen sein ganzes Vertrauen gewonnen. Er war überzeugt, daß er Theilnahme einflößte. Vielleicht war er sogar interessant. Warum nicht? War doch sein Kranksein Seelenleiden gewesen, das mußte sich anders ausdrücken, als gemeiner leiblicher Jammer. Vielleicht hat ihn sein Nervenfieber idealisirt!

Wer ist dein kranker Liebhaber? Das klang freilich wie Spott, aber offenbar wie Spott der Eifersucht und des Neides. Nicht wie Spott auf den Kranken. Nach diesem erkundigte man sich. Man schmeichelte ihm. Das war der Ausdruck von Balm's Blicken auf die Donna. Was war der ihrige?

Balm hatte sie wohl schon zuvor bemerkt. Aber seine Blicke streiften sie nur, denn eigentlich schön war sie nicht.

Jetzt sah er sie in einem neuen Lichte. Der Reiz der Eitelkeit schärfte seine Sinne. Er studirte sie aufmerksam. Sie stand nicht beengt genug, daß er nicht Flanken ihrer ganzen Figur sehen konnte. Sie war bezaubernd gewachsen. Schlank wie eine Antilope. Man konnte nichts Netteres sehen. Ihr Teint war bleich, ihr Köpfchen ein spitzes Oval, ihre Züge hatten was Adlerartiges. Ihr Auge lag tief, fast hohl, der Stern klein und scharf wie eine Lanzette. Sie sah ihn leer und stier damit an, aber es war Kunst in dieser Gleichgiltigkeit. Um wie viel anziehender als der unverhohlene, sinnliche Feuerblick Anderer! Und je tiefer er diesen Feuerblick studirt, desto fascinirender wird er. Nicht Gluth ist dieser Blick, sondern Gier, nicht Kälte ist er, sondern Tod. Wie sie ihr Zünglein schleift an den schmalen trocknen Lippen! Welch ein Weib! Welche Blitze, welche Leidenschaften, welche Extreme schlummern in diesem Idolsfigürchen! Welch ein Nest von Teufelchen heißt es aufstören, mit diesem Weib den Liebeskampf ringen! Balm war ganz Einbildungskraft. Alle Wildheit des Angriffes regt sich in ihm. Seine Blicke sind fast Gewaltthaten. Er sah sich nach ihrer Begleitung um. Er brauchte nicht lange zu suchen. Ein junger, geputzter Mann guckte mit ihr in das gleiche Lotteriebillet, tändelte mit ihrer Hand, spielte mit den Ringen daran, korrigirte an ihrem Putz, an ihren Haarnadeln und Flechten, lachte und schwatzte mit ihr, kurz unterhielt sie.

Wer ist das Mädchen? konnte sich Balm nicht enthalten, Domenika zu fragen. Sie sieht so stark nach dir her, setzte er schnell hinzu, um den Verdacht zu pariren.

Dameraja, antwortete sie verdrießlich. — Deine verheirathete Schwester? — Ja. — Ich will mich hängen lassen, dachte Balm, wenn das Kinder eines Vaters sind. Man könnte nichts Ungleicheres sehen.

Sie hat einen schönen Mann, fuhr er fort. — Es ist ihr Cicisbeo, sagte Domenika unbefangen. — Ihr Cicisbeo! Ein störender Nebenumstand! Da gilt es also nicht eine Frau, sondern eine Liebhaberin zu erobern. Neidisch betrachtete Balm die Doublette.

Es war ein Minente, wie der Römer sagt, der Spanier würde Majo sagen. Im Deutschen hieße es Stutzer, aber nicht allzu richtig. Jene Wörter nämlich bedeuten zwei südliche Typen, welche als Stand und Race einen anerkannten Gattungsbegriff bilden, was das Zwitterding Stutzer nicht thut. Der Minente hält sich sogar für den Adel der römischen Jugend, für den echten Abkömmling der Fabier und Julier. Er ist ein junger hübscher Bursche von mittlerer Größe, schlank und muskelkräftig, von blasser oder braungelber Farbe, mit großen schwarzen Augen und glänzendem schwarzen Haar, das er um beide Ohren zierlich und sorgfältig in Locken dreht. Er geht in Kniehosen, Schuhen und weißen Strümpfen einher, kokettirt mit Knie, Schenkel und Wade, und nicht ohne Aufmunterung. Eine kurze Jacke bedeckt seine Brust, welche er stets offen trägt, um die feine weiße Wäsche und das buntseidne, in zierliche Knoten geschlungene Halstuch zu zeigen. Um die Hüften trägt er eine Schürze und darin versteckt ein Stilet, auf dem Kopf einen grauen niedrigen Hut von breiter Krämpe und stumpfer Kappe. Seine Heimat ist Trastevere, sein Tagwerk Liebe, Frauendienst, kurz das Cicisbeat.

Balm war entschlossen, sich zu behaupten. Der Bursche war schmuck, aber doch nicht mehr als seines Gleichen und man wird das monotone Modell der Schönheit bald gewöhnt in Rom. Balm repräsentirt das Fremde, das Neue und ist schon darum im Vortheil. Darauf pocht er. Er maß ihn furchtlos, ja mit Ueberlegenheit. Er ließ von ihm zu ihr und von ihr zu ihm fragende Blicke schweifen, welche sie aufforderten, ihn zu taxiren.

Kein Nerv ihres Auges zuckte. Sie sah ihn an wie ein Stein. — Balm ertrug es eine Weile, dann zuckte er die Achseln und sah mit Geringschätzung weg. Er fing an mit Domenika zu kokettiren.

Auf einmal aber schoß er mitten aus dieser Beschäftigung wieder einen Blick auf sie hin. Der Ueberfall war gelungen. Sie hatte ihn fortwährend angesehen, sinnend, studirend.

Ein Lächeln umspielte seine Lippen. Sie ärgerte sich, sie verbat sich's mit einem gereizten Blicke.

Balm trotzte ihr. Er sah sie an mit Stolz und Gelassenheit.

Sie wüthete. Sie steinigte ihn mit Blicken. Balm unterwarf sich nicht. Er stand in dem Aufruhr, wie Einer, der scharf geladen hat und aus Mitleid und Kraftgefühl nicht schießt. Als er die stolzesten seiner Blicke erschöpft, reichte er die Hand zur Versöhnung. Er blickte zärtlich. — Wie Sonnenlicht fuhr's über ihr Antlitz. Mehr davon! lächelte sie. Balm war artig und blickte mit dem süßesten

Digitized by Google

Schmelz eines blauen deutschen Auges. Wie fromm, wie innig klang das! Sie war erstaunt, entzückt, sie fiel darüber her wie Kinder über die Kirschen. Auf einmal hielt sie inne. Sie kokettirte mit einem verlegenen Lächeln zur Seite und sagte: Genug! du wirst auf die Länge gefährlich. Als sie ihn wieder ansah, war Alles wie zuvor. Sie blickte ihn an, als ob sein Körper ein leerer Raum wäre. Das Spiel wiederholte sich von Neuem. Andere Variationen, aber das Thema war dasselbe. Balm hatte eine Eroberung gemacht. Oder besser gesagt, er war erobert.

Tombola! kreischte auf einmal ein Freudenschrei auf. Wer so schrie, war niemand Anderer als — Domenika. Soeben war ihre fünfzehnte Nummer gezogen worden. Sie hatte den Haupttreffer gemacht.

Jede Phantasie ist zu schwach, die Szene sich vorzustellen, die jetzt erfolgte. Was für eine Schule des Lebens und der Charaktere ist doch die Oeffentlichkeit! Wie ganz anders, wenn in Deutschland die stille Rechenstube es ist, wo die Ziehungsliste eingesehen, der Glückstreffer ausbezahlt wird! Du hast gewonnen auf Kosten von Tausenden, aber wo sind sie? auf dem Papier. Hier stehen fünfzigtausend getäuschte Menschen leibhaftig vor dir. Und jeder Eine ist zehnfach in der Glut seines Temperamentes, in der Aufregung seiner Leidenschaft. Wie Domenika mit ihrer Mutter, mit ihrer Schwester, mit Balm und dem Minente sammt einem Schwarm von Nachbarn und Nachbarinnen sich jetzt aufmachte und durch ein Meer tumultuarischer Menschen den weiten Raum bis zur Tombola durchschritt — jedes deutsche Mädchen wäre in die Erde gesunken. Das Meer schrie, tobte, zischte und pfiff in den weitern Entfernungen, wo man die glückliche Gewinnerin nicht deutlich mehr sah, näher an ihr überflutete sie das Meer mit Glückwünschen und Galanterien. Ich wollte, sie hätte mich mitgenommen, rief der Eine; ich bin nur froh, daß es kein altes Weib ist, tröstete sich der Andere; wer ist der blonde Nebentreffer an ihrer Seite? fragte der Dritte; es war ein Lärm, eine Gestikulation, ein Gedränge, das einen Riesen erschüttert hätte. Balm selbst war verblüfft. Er führte weniger, als er geführt wurde. Aber seine Weiberchen schwammen wie Delphine in diesem Meer. Mutter Fulvia hatte Augen und Ohren für Tausende zugleich. Diesem Kapuziner versprach sie ein Faß Wein, jenem Franziskaner einen Zentner geweihte Kerzen, der Nachbarin links sagte sie eine Hose für ihren Buben zu und die Nachbarin rechts hieß sie zum Teufel gehen. Und Alles ging ihr gleich nett und kundig vom Munde, man meinte, es müßte so sein. Ihre Tochter inzwischen balancirte ebenso geistesgegenwärtig die Millionen von Artigkeiten, womit sie bedeckt wurde, und welche nie zweideutig aber fast immer so naiv waren, daß sie auf Liebes- und Heirathsanträge hinausliefen; wobei Mutter Fulvia manch Wörtlein dazwischen warf, denn ihre Tochter war jetzt reich und der Augenblick zu einer soliden Partie gar nicht zu verachten. Kurz, Balm erlebte auf diesem Wege zur Tombola ein ganzes Buch über die Kunst des Umgangs. Nur daß die Kunst hier Natur war!

Ein Nebentreffer war schon früher gemacht, und der andere wurde es bald nach dem Haupttreffer. Die Tombola war zu Ende.

Es ging jetzt das Wettrennen an, welches gleichsam als Nietenblatt für die Nichtgewinner ausgeführt wird. Domenika und ihr Anhang blieben. Nur war der Trubel um die Glückliche so groß, daß Balm von dem Schauspiele Vieles verlor. Und eine der Kunstreiterinnen schien ihm doch sehr interessant! Es war ein wildes, feuriges Mädchen voll Glut und Ungestüm. Melodisch-furienhaft klang ihr avanti! avanti! und als sie schon nahe am Ziele das Baret vom Köpfchen verlor — ungewiß ob aus Hast oder aus Koketterie — flog eine Fülle der schwärzesten Locken um sie her. Es war ein schöner Anblick! Aber schon stand Balm unter dem Pantoffel. Er sah sich von Damerata beobachtet und wagte nicht, sich an der Reiterin satt zu sehen.

In Staub und Geschrei rauschte auch das Wettrennen vorüber. Endlich wälzte sich die lustige Welle, deren Mittelpunkt Domenika wae, in die nächste Osterie zu einem Weingelage. Das mäßige Volk, das sich nicht anders betrank, als in seiner eigenen Verve, schien hier erst im Elemente seiner Liebenswürdigkeit. Balm verliebte sich fast in Domenika. Sie ging so herzlich aus sich heraus, war so munter, so zügellos ausgelassen, so drollig in ihrer muthwilligen, niemals gemeinen Naivetät, daß Balm in dieser Stunde fast die Unbesonnenheit begangen hätte, sich förmlich zu binden, hätte nicht Damerata seine Gedanken gekreuzt und der trunkenen Gegenwart einen ahnungsvollen, lockendverschlungenen Hintergrund verliehen.

Miscellen.

Wiesbaden, 26. Mai. Am ersten Pfingstfeiertag wurden in dem hiesigen Stadtwald zwei Leichen entdeckt. Die eingeleitete Untersuchung lieferte folgendes Resultat: Beide Leichen lagen mit den Füßen gegeneinander; ein Doppelterzerol befand sich in den Händen der einen. Beide Leichen waren ohne Köpfe (?), im Uebrigen unverletzt. In einer Hosentasche fand sich ein Zettel vor, des Inhalts: Glück und Hoffnung ist verschwunden, Doch ächte Freundschaft bleibt sich gleich, Ja selbst der Tod hat sie verbunden, Ein Kuß, ein Händedruck, und — es ist vorbei. Feldwebel Keller und Fourier Jäckle des k. würtembergischen 1. Jägerbataillons. „Welchen Entschluß hast Du gefaßt? Im Bejahungsfall wollen wir sogleich gehen!" Am 11. d. Mts. hatten Keller und Jäckle nach Hohen-Asperg geschrieben, daß sie in Frankfurt seien, von dort aber nach Wiesbaden reisen und sich alsbald das Leben nehmen würden, wovon bereits die hiesige Polizeibehörde Kenntniß hatte.

In **Rankweil** nächst Feldkirch hat am 16. d. M. der Blitz in die Kirche eingeschlagen, während der Pfarrer und etwa zwanzig Personen sich in derselben befanden. Glücklicherweise hat der Blitzstrahl Niemand getroffen. Desto größer waren die Verheerungen an der Kirche. Der Blitz hatte die Spitze des Thurmes getroffen, war an demselben heruntergefahren, hatte sich in mehrere Strahlen getheilt, die Mauern der Kirche an vielen Stellen durchbrochen und einen Altar derart zerstört, daß die Trümmer desselben durch die ganze Kirche zerstreut lagen. Mitten durch das Langhaus über die Köpfe der Anwesenden war das elektrische Feuer gefahren und hatte an zwei Paramentenkasten auf der entgegengesetzten Seite der Kirche die verschlossenen Thüren aufgerissen. Die schweren steinernen Stufen, welche den Aufgang zum Presbyterium bilden, waren aus ihren Fugen geworfen und auf die Kante gestellt; im Beichtstuhle, den der Pfarrer wenige Minuten vorher verlassen, lag ein großer Mauerstein. An dem Thurme neben dem Zifferblatte der Uhr ist ein klaftergroßes Stück Mauer ausgebrochen, der Zeiger steht still, der Hahn von der Spitze des Thurmes konnte bis zur Stunde nicht aufgefunden werden, der vergoldete Thurmknopf ist mitten entzwei gerissen, das hohe Dach des gothischen Thurmes von der Beschindelung gänzlich entblößt. Gezündet hatte der Blitz nur an dem zerstörten Altare; der aus dem Thurme herbeigeeilte Meßner löschte den beginnenden Brand mit Weihwasser aus dem Weihbrunnfasse.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 44. Mittwoch den 3. Juni 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Das Gespräch zwischen Georg und Claudia hat unsere Leser in die Verhältnisse zweier Personen eingeweiht, welche in dieser Erzählung eine Hauptrolle zu spielen bestimmt sind.

Wenige Seiten würden nun genügen, um das, was man in der Theatersprache die Exposition des Drama's nennen würde, zu ergänzen.

Der Herzog Siegmund de la Tour-Vaudieu, Pair von Frankreich, war nur um ein Jahr älter als sein Bruder und glich diesem weder im Physischen noch im Moralischen.

Siegmund war nicht weniger hübsch als Georg, er war es aber in einer andern Art.

Groß und schlank, mit einem zarten Teint, hatte der Herzog blondes Haar und sanfte blaue Augen.

Obgleich in seinen Adern kein Tropfen fremden Blutes rann, so war er doch der Typus eines Gentleman vom reinsten Wasser.

In seiner Kindheit und in der Zeit der ersten Jugend flößte sein Gesundheitszustand der Familie die ernstesten Besorgnisse ein, allein Dank der weisen Sorgfalt, mit welcher er umgeben war, Dank seinem geregelten Lebenswandel, der immer streng die Mitte hielt zwischen anstrengender Arbeit und aufreibendem Vergnügen, kam er über die gefährlichen Jahre glücklich hinaus und seine Gesundheit kräftigte sich derart, daß er es mit jedem seines Alters und seines Gleichen aufnehmen konnte.

Siegmunds Seele (man verzeihe uns diese Sprachfreiheit) hätte viel Aehnlichkeit mit seinem Körper.

Sanft und schmiegsam wie ein junges Mädchen, war er aber unbeugsam und unerschütterlich in Allem, was die Ehre betraf.

Wir wissen bereits, daß der junge Herzog ein sehr bedeutendes Vermögen besaß. Als der Erstgeborne kam er nach dem Testamente seines Vaters im Alter von kaum zwei und zwanzig Jahren in den Besitz einer Rente von zweimal hunderttausend Livres, welche er auch in einer Weise ausgab, wie es seinem Namen und seinem Titel gebührte.

Der gänzliche Ruin seines Bruders, mehr aber noch dessen ausschweifende Lebensweise verursachte ihm vielen Kummer. Durch mehrere Jahre hindurch unterstützte er ihn mit einem beträchtlichen Theil seiner Rente, endlich wurde aber des Marquis de la Tour-Vaudieu Lebenswandel ein so kompromittirender, ja sogar ein so ehrenrühriger, daß Siegmund sich bemüssigt sah, die Hand von einem Bruder abzuziehen, der die ihm von der Familie gewordene Unterstützung nur dazu benützte, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, sich neuen Kredit zu erschwindeln und neue Betrügereien in Scene zu setzen.

Wie Georg lebte, nachdem die Mutter und der Bruder ihn sich selbst überlassen hatten, mit welch' schwarzen Plänen er und seine Mitschuldige umgingen, wissen wir bereits.

Beeilen wir uns nun zu erklären, wie es kam, daß der Herzog Siegmund, dieser loyale, streng rechtliche Mann, Vater eines Kindes werden sollte, dessen Geburt so sehr geheim gehalten bleiben mußte.

Einige Monate vor Beginn unserer Erzählung trat die Herzogin de la Tour-Vaudieu in ihr siebenzigstes Lebensjahr. Schon seit lange her beschäftigte sie nur ein Wunsch, der von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde heftiger wurde und welcher in dem Maße sich bis zu einer fixen Idee steigerte, als im Gefolge des Alters sich auch verschiedene Gebrechen einstellten, welche einen baldigen Tod mit ziemlicher Gewißheit vorhersehen ließen, und dieser Wunsch war: ihren ältesten Sohn verheirathet und sich in ihren Enkeln fortleben zu sehen.

Schon zu wiederholten Malen hatte ihm die alte Frau die annehmbarsten Verbindungen vorgeschlagen, und immer schlug er sie unter irgend einem Vorwande aus. Nicht als ob er ein so erklärter Feind des Ehestandes gewesen wäre, allein er hatte hierüber seine eigenen Ansichten, von denen er unter keiner Bedingung abgehen wollte; ein Feind aller sonannten Konvenienz-Heirathen, wollte er nur diejenige zu seiner Frau machen, zu welcher ihn sein Herz unwiderstehlich hinziehen würde, mit einem Worte, er wollte seine Hand nur mit seinem Herzen hingeben.

Eines Tages, nach einer Abwesenheit von drei Wochen, welche er mit Jagden auf seinen Gütern in der Normandie zugebracht hatte, kehrte er wieder in sein väterliches Haus zurück, und eilte in die Arme seiner Mutter. Aber ach! welche Veränderung war in dieser kurzen Spanne Zeit mit

Digitized by Google

der alten Frau vorgegangen. Ihr allerdings schon früher abgemagertes Gesicht war jetzt ganz verfallen; ein beständiges Zittern in den Händen hatte sich eingestellt, sie konnte sich kaum mehr von ihrem großen Armstuhl erheben. Nur ihre Augen behielten noch den Glanz und den sanften Blick von ehedem.

„Mein Kind", sagte die Herzogin nach der ersten Umarmung und mit dem Ausdrucke eines melancholischen Lächelns auf den Lippen, „du findest mich wohl sehr verändert, nicht wahr?"

„Ach nein, liebe Mutter; ich finde Sie, wie ich Sie verlassen habe...."

„Wozu diese Lüge? — Glaubst du, ich könne oder wolle mich täuschen über meinen Zustand! Der Augenblick naht mit schnellen Schritten, wo ich diese Erde werde verlassen müssen — das Oel meiner Lebenslampe ist beinahe schon ausgebrannt. — Ich habe vielen Schmerz gelitten, aber auch viele Freude genossen...... Ich war glücklich durch deinen Vater und durch dich... Das ist viel... Ich habe lange genug gelebt.... Ich würde freudig mein Haupt zu Grabe legen, wenn mein letzter Wunsch noch erhört würde, wenn ich noch vor meinem Tode die segnende Hand auf das goldgelockte Köpfchen deines ersten Kindes legen könnte."

Siegmund schlug die Augen nieder und schwieg.

„Du liebst mich doch", fuhr die Mutter fort.

„Ob ich Sie liebe! Ich liebe Sie von ganzer Seele... Wie können Sie einen Augenblick daran zweifeln!"

„Nein, nein, mein guter Siegmund, daran zweifle ich auch nicht — und eben deßhalb frage ich mich zuweilen: wie kommt es doch, daß der beste der Söhne zaudert, wenn es sich darum handelt, den höchsten Wunsch einer sterbenden Mutter zu erfüllen."

„Nicht eine Minute würde ich anstehen, mein Leben zu lassen, um das Ihrige zu retten."

„Es handelt sich aber um mehr als um dein Leben.... es handelt sich um dein Glück... Nicht wahr, das wolltest du sagen?"

„Ja wohl, liebe Mutter!"

„Glaubst du denn, es sei unmöglich, in der Ehe glücklich zu sein?"

„Das wäre mir nur möglich, wenn ich liebte, — ich liebe aber noch nicht. — Sehen Sie! so ganz kalt am Fuße des Altars den Schwur der ewigen Treue und Liebe leisten, scheint mir eine Gotteslästerung. Eine sogenannte Konvenienz-Heirath eingehen, machte mich unglücklich. Verlangen Sie aber von mir ein solches Opfer, so sagen Sie es mir, ich fühle die Kraft in mir, es Ihnen zu bringen."

„Du, Siegmund, unglücklich sein. Ach! du weißt wohl, daß ich nur immer dein Glück wollte und es stets wollen werde. — Also sprechen wir nicht weiter davon... ich werde sterben, ohne daß sich mein schöner Traum verwirklicht haben wird..."

„Warum verzweifeln Sie daran? Bisher habe ich allerdings diejenige noch nicht gefunden, die mein Herz hätte fesseln können, — aber vielleicht ist der Augenblick, wo mein Glücksstern sie mir zuführen wird, näher, als wir beide glauben."

Madame de la Tour-Vaudieu reichte ihrem Sohne die Hand. Nach einer kleinen Pause sagte sie:

„Ich habe dich um etwas zu ersuchen."

„Reden Sie, liebe Mutter! Was Sie von mir begehren werden, soll geschehen."

„Es ist nicht unmöglich, nicht einmal schwer. Erlaubt es dir deine Müdigkeit, heute noch in die Oper zu gehen?"

„In die Oper!" wiederholte Siegmund ganz erstaunt.

„Ja, in die Oper."

„Von Herzen gern will ich dahin gehen — aber wie kommen Sie auf diese Idee? Was soll ich dort thun?"

„Du wirst dich nicht in eine Loge, sondern auf einen Orchestersitz setzen, und dein bestes Theaterperspektiv mit dir nehmen. Während der Zwischenakte wirst du dein Glas nach einer der beiden Logen im ersten Range, der nächsten an der Hofloge, richten...."

„Wissen Sie die Nummer der Loge?"

„Entweder 37 oder 38."

„Das ist wohl etwas unsicher. Nummer 37 ist zur Linken, Nummer 38 zur Rechten der Hofloge."

„Du wirst dich nicht irren können."

„Wie so?"

„Nur zwei Personen werden in der Loge sein, von welcher ich spreche, ein alter Herr und ein junges Mädchen. Wenn ich noch dazusetze, daß der alte Herr beiläufig sechzig Jahre alt ist, daß er schneeweißes langes Haar trägt und Offizier der Ehrenlegion ist und daß das junge Mädchen, welches ihm zur Seite sitzen wird, in Rosa gekleidet ist und ein Bouquet von weißen Rosen in der Hand halten wird, so glaube ich, wird es dir nicht schwer werden, diejenige zu erkennen, die ich meine..."

„Das möchte ich wohl auch glauben und wenn ich den alten Herrn und das junge Mädchen werde gesehen haben, was soll's weiter?"

„Nichts. Sehe das Mädchen aufmerksam an und höre, ob und was dir dein Herz sagt..."

„Sie ist also sehr hübsch?"

„Du sollst selbst urtheilen."

„Blond oder brünette?"

„Nur Geduld, mein Kind, überlasse es deinen Augen, deine Neugierde zu befriedigen."

„Darf ich nicht wenigstens den Namen dieser rosafarbenen Göttin wissen?" fragte Sigmund lächelnd.

„Für jetzt nicht."

„Und warum nicht?"

„Weil ich es noch nicht für nöthig finde."

„Aber wann werd' ich ihn erfahren?"

„Diesen Abend."

„Um welche Stunde?"

„Zwischen Mitternacht und ein Uhr. Nach der Oper wirst du noch zu mir kommen und dann sollst du ihren Namen erfahren."

Siegmund verließ das Zimmer seiner Mutter nicht weniger neugierig als bewegt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Maskenball in Petersburg.

J. T. Wir sind in Petersburg und der Czar aller Reußen ist noch Nikolaus I. Es ist ein strenger Winter; den Schildwachen ist bedeutet worden, daß sie, wenn sie einschlafen, mit der Knute aufgeweckt werden würden, nicht so sehr zur Strafe, als um ihnen das Leben zu retten, denn bei einer Kälte von sechzehn Grad ist Schlaf Tod. Diese sechzehn Grad Kälte unterbrechen jedoch nicht die Freuden

Digitized by Google

des Carnevals. Auch im Theater Bolskoi ist diese Nacht ein großer Maskenball. Wir haben unsere Eintrittskarte mit fünf Rubeln bezahlt, und in unsern Domino gehüllt, treten wir in den Tanzsaal, wo die Masken in buntem Gewoge sich drängen.

Eine große, maskirte Gestalt, in einen weiten Domino gehüllt, theilt majestätisch die dichte Masse der Mystificirenden und der Mystificirten. Wenn Du einen Freund auf dem Balle hast, so kannst Du Zehn gegen Eins wetten, daß er Dich am Ellbogen stoßen und mit halb vertraulichem, halb erschrecktem Tone Dir in's Ohr flüstern wird: „Pst! das ist der Czar! Se. Majestät unterhält sich, gehen wir bei Seite." Aber hinter dem Orchester begegnest Du einer zweiten Gestalt von der Größe der ersteren, in einen gleichen Domino gehüllt und mit derselben Majestät einhergehend. Im Foyer ist ein dritter Domino, den beiden Ersten ganz ähnlich, auf einem der rothsammtenen Divans ausgestreckt. Du gehst in den großen Erfrischungssalon und siehst, wie ein großer, schwarzer Domino Nr. 4 einen gelben Domino mit Maccaroni und Champagner bewirthet, und noch weiter sieht aus einer Loge ein großer, schwarzer Domino Nr. 5 schweigend dem freudigen Treiben des Balles zu.

Nun wissen diejenigen, welche in die Mysterien des Winterpalastes eingeweiht sind, daß der Kaiser Nikolaus stets die Erfahrung gemacht hat, daß er in seinem schwarzen Domino immer an seiner hohen Gestalt erkannt wurde. Er traf daher das Auskunftsmittel, daß er vier oder fünf seiner Adjutanten, die eigens nach ihrer hohen Statur ausgewählt wurden, den gleichen Domino anziehen ließ und ihnen die Instruktion gab, russisch oder französisch zu antworten, je nach der kaiserlichen Laune für diese oder jene, welche die Maskenfreiheit zu benützen gedachten, um sein Inkognito auszubeuten. Manchmal wendete sich der Czar auch an seine treuen Grenadiere, welche sogar eine Zeit lang den Adjutanten vorgezogen wurden, von welch letzteren Einige die Perfidie begangen hatten, sich zu buchstäblich für den Czar halten zu lassen, während die Gardesoldaten das Verbot, französisch zu sprechen, um so leichter befolgten, da sie nur ihre Muttersprache konnten.

Uebrigens gab es an jenem Abende in dem Ballsaale auch andere Riesen als die großen schwarzen Dominos. Die Kolosse sind zahlreich in Rußland, und Petersburg hatte sie an jenem Abende zu Dutzenden in das Theater Bolskoi geschickt. Da ist gleich Einer, der mehr als sechs Schuh hoch und wie der Gottseibeiuns gekleidet ist. Er trägt eine scheußliche Larve mit flammenden Augen und einem Paar fürchterlichen Hörnern. Seine Finger laufen in hakenartige Nägel aus und in der rechten Hand hält er einen mächtigen Dreizack. Er scheint allenthalben, wo er sich zeigt, Furcht einzuflößen, denn die Menge zerstiebt vor ihm mit dem Rufe: „Tschort Gospodin, Tschort" (der Herr Teufel).

Tschort Gospodin war an jenem Abend in sehr guter Laune und hatte bald eine gewisse Popularität unter den weiblichen Masken erlangt, von denen er ein halbes Dutzend galanter Weise zu einem Souper in dem großen Salon einlud. Bei diesem Souper begoß der Champagner die delikatesten Speisen. Gospodin Luzifer entkorkte mehr als eine Flasche, die er selbst leerte; die Damen versuchten es, ihn französisch sprechen zu lassen, aber Gospodin Luzifer sprach nichts als Russisch und dies mit einem ausgesprochenen deutschen Accente.

Alle Freuden haben ihr Ende und die Freuden eines russischen Maskenballes sind davon nicht ausgeschlossen. Alles drängte den Ausgängen zu, die Rufe nach den Droschken und Schlitten erschallten, Fackeln zogen hin und her und die Polizeiagenten hatten vollauf zu thun, um die sich herandrängenden Fuhrwerke in Ordnung zu halten. In diesem Augenblicke allgemeiner Verwirrung nahm Gospodin Luzifer, auf der Schwelle des Theaters stehend, seine gehörnte Maske ab, steckte sie in die Tasche seines Pelzes, in den er sich gehüllt hatte, setzte dann eine Militärkappe auf und trat ruhig und heiter auf die Straße.

„Zum Teufel, wo ist Azenti?" murmelte Herr Luzifer im reinsten Französisch. Nachdem er jedoch ungefähr zehn Minuten vergeblich auf seinen Azenti gewartet hatte, sah er sich genöthigt, einen gewöhnlichen Schlitten herbeizurufen. Der Kutscher, eine nicht sehr einnehmende Figur, mit rothem Barte, fragte ihn, wohin er geführt zu werden wünsche. Der Exteufel nannte den Platz, wo das Monument Alexander's I. steht. Der Ischwoschtschik (so heißen die Schlittenkutscher) setzt sich auf seinen Sitz und Gospodin Luzifer steigt in den Schlitten, der sofort auf dem gefrorenen Schnee dahingleitet.

Man muß nun wissen, daß zu jener Zeit in Petersburg häufig Mordthaten geschahen und daß dieselben größtentheils durch Ischwoschtschiks begangen wurden. Gerade eine Woche vorher war einer dieser Kutscher, welcher überführt war, einen Deutschen umgebracht zu haben, mit einer Knute zu Tode gepeitscht worden. Um einen heilsamen Schrecken einzuflößen, hatte die Polizei alle Ischwoschtschiks von Petersburg gezwungen, dieser Exekution beizuwohnen. Das Gerücht sagte, daß unter den Ischwoschtschiks geheime Mörderverbindungen ähnlich den indischen Thugs existirten.

Der Ischwoschtschick mit dem abstoßenden Aeußeren und dem röthlichen Barte mußte offenbar Einer dieser Mörder sein; denn anstatt den Gospodin Luzifer nach dem angedeuteten Platze zu führen, wo der Winterpalast lag, lenkte er sein Pferd nach dem Novemost oder der großen eisernen Brücke und von da nach dem großen Friedhof von Wasily-Ostrow.

Gospodin Luzifer ist aber zu seinem Glücke nicht eingeschlafen, trotz des Balles und trotz der narkotischen Wirkung einer so kalten Nacht. Aber er hat sich einer Träumerei überlassen, welche ihn die Richtung gar nicht bemerken läßt, die der Schlitten nimmt. Er träumt von den Minarets Stambuls und von dem Thale der süßen Wässer; dann sieht er sich in einer Stadt des südlichen Rußlands und liest auf einem Pfahle die Inschrift der großen Katharina: „Hier ist der Weg nach Konstantinopel!.....

Erwache, unvorsichtiger Träumer, denn du bist dem Tode näher, als der kranke Mann in Konstantinopel! Erwache, denn der Ischwoschtschik hält seinen Schlitten an und schwingt ein scharf geschliffenes Beil nach deinem Haupte! Erwache, es gilt das Schicksal eines Reiches!...

Und Gospodin Luzifer erwacht auch aus seinen Träumereien und sieht den drohenden Arm über seinem Haupte.

„Ich will deine Börse!" ruft ihm der Ischwoschtschik zu, als er sieht, daß er sein Opfer nicht im Schlaf umbringen kann.

Mit einer Geistesgegenwart, welche so zu sagen, der Ueberlegung vorauseilte, erhob sich Gospodin Luzifer auf dem Schlitten, nahm seine Larve mit den Hörnern vor das Gesicht und, indem er seinen Pelz zurückwarf, zeigte er sich in dem Kostüm der Hölle, das im Mondschein nicht minder fürchterlich aussah, als im Lichtschimmer des Ballsaales.

Digitized by Google

„Und ich will deine Seele!" antwortete er mit donnernder Stimme.

„Tschort! Tschort! der Teufel!" rief der Ischwoschtschik und fiel starr zu den Füßen seines Pferdes nieder.

Gospodin Luzifer stieg vom Schlitten ab und rief gebieterisch, indem er den Ischwoschtschik mit dem Fuße stieß: „Steh auf, Hund!"

Aber der Hund blieb auf diesen, sowie auf einen wiederholten Fußtritt unbeweglich. Der Gospodin bückt sich und legt ihm die Hand auf's Herz — er fühlt kein Klopfen. Der Hund war todt.

Der Elende hatte gewiß an eine übernatürliche Erscheinung geglaubt, er hatte den bösen Geist zu sehen geglaubt, der ihm eine Falle gelegt hatte und gekommen war, ihn für seine Missethaten zu bestrafen...

Gospodin Luzifer schien nicht so leicht in Verlegenheit gebracht zu werden. Ohne viel nachzudenken, warf er die Leiche des Ischwoschtschik auf den Schlitten, setzte sich auf den Sitz, nahm die Zügel des Pferdes in die Hand und fuhr geraden Weges nach der nächsten Polizeistation, indem er eine Arie aus „Robert der Teufel" vor sich hinpfiff.

Vor der Station angelangt, stieg er vom Schlitten und rief dem im Thore stehenden Agenten zu:

„Trage diese Leiche hinein und rufe mir augenblicklich den Polizeimajor."

Offenbar war er gewohnt zu befehlen und Gehorsam zu finden, denn der Agent kam seinem Wunsche nach und weckte sofort den Stationskommandanten.

Gospodin Luzifer, der sich ohne Umstände niedergesetzt hat, erzählte dem Letzteren, der mit ungläubiger Miene zuhörte, seine Geschichte.

„Schöne Sachen!" sagte hierauf der Beamte kopfschüttelnd, „und wie soll ich das Alles glauben. So viel ist vorderhand gewiß, daß ein Mord begangen worden ist. Wir werden Euch vor Allem die Handschellen anlegen lassen und Euch dann ordentlich in's Verhör nehmen. Komm' her, Michel", rief er einem seiner Leute zu, „nimm ihm seine Larve ab."

„Halt!" rief Gospodin Luzifer in majestätischem Tone: „Polizeimajor! Ihr seid ein Esel! Seht mich an!"

Und auf einen Augenblick lichtet er seine Larve und läßt den Major sein Gesicht sehen. Dieser zittert, als wäre er von Schwindel ergriffen und hätte ihn Gospodin Luzifer nicht am Arme erfaßt, so wäre er in die Kniee gesunken.

„Man secire den Körper des Todten!" rief der Gospodin; „dieser Mann kann blos an einer innerlichen Verletzung so plötzlich gestorben sein. Und jetzt schaffe man mir einen anderen Schlitten, ich will diesen nicht mehr. Schlitten und Pferd sollen zum Besten der Armen verkauft werden."

Man brachte den schönsten Schlitten des Majors herbei, an welchen dessen bestes Pferd gespannt wurde und Gospodin Luzifer fuhr davon.

Die Sektion an dem todten Ischwoschtschik ergab, daß der Elende seit lange an einer Herzkrankheit gelitten hatte, die schon so weit vorgeschritten war, daß die geringste plötzliche Aufregung hinreichte, um den Tod herbeizuführen. Ein besonderer Bericht über dieses Ereigniß wurde von dem Polizeimajor in den Winterpalast geschickt. Einige Wochen später erhielt dieser Beamte ein in einen goldenen Rahmen eingefaßtes Miniaturporträt, welches einen Offizier in Gardeuniform mit einem Sterne auf der Brust und dem rothen St. Andreasbande vorstellte. Die Züge waren dieselben, welche Gospodin Lucifer den Major nur auf einen kurzen Augenblick hatte sehen lassen. Unter dem Porträt war der Buchstabe N. und eine Krone eingravirt.

Miscellen.

Wir leben in der Zeit der Wunder. Ein solches ist der von dem Abbé Casselli neu erfundene Telegraphen-Apparat, den er Pantelegraph nennt und welchen die französische Regierung jetzt statt des Morse'schen einführt. Wunderbar sind die Leistungen dieses neuen Apparates. Eine in Paris geschriebene Depesche wird z. B. in Marseille, ohne Beihülfe eines Schreibers, durch den Apparat autographisch genau reproduzirt, ebenso jedes Bildniß, jede Skizze, jede Zeichnung. Jüngst ließ die Kaiserin ihr Porträt an einige Freundinnen in den Provinzen telegraphiren, und Abbé Castelli telegraphirte vor einiger Zeit das Bild einer vollblühenden Rose vom Pariser Observatorium nach dem Bureau der Telegraphenverwaltung. Die Rose war hochroth und die Blätter frischgrün, und die Reproduktion durch den Telegraphen entsprach auch in den Farben vollständig dem Originale. Rossini telegraphirte eine Melodie, die er zu Ehren des Erfinders improvisirt hatte, nach Marseille. Der Pantelegraph erfordert keinen so starken elektrischen Strom, wie der Morse'sche, und ist auch weniger beeinflußt durch die Einwirkungen der Atmosphäre. Wir theilen mit, was uns französische und englische Journale über den Pantelegraphen berichten (ohne Verantwortlichkeit).

•

(Der Seiltänzer Blondin.) Man kennt die Geschichte von dem Engländer, welcher von Stadt zu Stadt einem Seiltänzer folgte, um eines Tages Zeuge seines Sturzes und seines Todes zu sein, und dadurch aus der Apathie gerüttelt zu werden. Das ist eine alte Geschichte, neu ist folgende von dem Seiltänzer Blondin und einem Engländer. Blondin durchzieht jetzt Spanien auf dem gespannten Seile, von welchem er nur von Zeit zu Zeit aus purer Herablassung niedersteigt, um die kriechende Menschheit nicht allzu sehr zu demüthigen und um einen Augenblick wie gewöhnliche Sterbliche einherzuschreiten. Jetzt spaziert der Akrobat über Madrid. Ein Engländer aber hat sich an seine Fersen geheftet und läßt ihn nicht aus den Augen. Er wartet auf den Moment, wo der Seiltänzer vom Seile purzelt und sich den Hals bricht. Er wünscht dies aber nicht, um erschüttert zu werden. Der Tod Blondins ist für ihn nicht ein Zweck, sondern ein Mittel. Blondin hat nämlich eine schöne Frau; ist Blondin todt, so wäre diese Frau eine schöne Witwe, welche man heirathen könnte. Dieses ist der Wunsch des Insulaners.

•

(Zwei Pariser Wahlbonmots.) Thiers' Kandidatur hat den Pariser Witz in Fluß gebracht. Die neuesten Bonmots sind folgende: Ein Wähler ist unschlüssig, für wen er sich entscheiden soll, für Thiers oder für den Regierungskandidaten, den Chokoladefabrikanten Devinck. „Wie kann man nur zaudern — rieth ihm ein Freund — zwischen Thiers und Devinck? Der Name des ersteren ist eingegraben auf den Tafeln der Geschichte (tablettes de l'histoire), der Name des Herrn Devinck steht nur auf den Chokolade-Tafeln. Ein anderer Witzvogel schreibt Herrn Thiers folgendes Wort zu: Vous êtes un gouvernement d'action (actions) c'est bien, mais pourquoi alors demandez vous des obligations?

•

(Bäuerlicher Uebermuth.) Der Budweiser „Anzeiger" führt als Beispiel bäuerlichen Uebermuthes an, daß sich kürzlich an einem Sonntag ein Wirthschaftsbesitzer durch zwei seiner Mägde auf einem Milchwagen nach Hause führen ließ, obschon er eine hinreichende Anzahl Zugthiere in seinem Stall hat.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 45. Sonntag den 7. Juni 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Nach Tisch kleidete sich der junge Herzog an und ließ sich nach der Oper fahren.

„Sonderbar!“ sagte er zu sich selbst während des Fahrens. „Woher kommt doch diese unerklärliche Aufregung ohne vernünftigen Grund. Schon gar oft hat mich meine Mutter mit jungen Mädchen zusammengeführt, unter denen ich meine künftige Lebensgefährtin wählen sollte, und nie habe ich ein ähnliches Gefühl verspürt, wie eben heute. Wer ist denn dieses Mädchen, das diesen Abend über meine so lange erprobte Gleichgiltigkeit triumphiren soll? Sollten die Wünsche meiner Mutter wirklich in Erfüllung gehen? Sollte für mich wirklich die Stunde der Liebe geschlagen haben?“

Der Wagen hielt jetzt am Peristyl der Oper an, der Bediente öffnete den Schlag.

Siegmund ging an den Controleurs vorüber, die Treppe hinauf und trat in's Foyer, wo schon mehrere seiner Bekannten anwesend waren. Der sonst so liebenswürdige, leutselige junge Pair erwiderte diesmal zum großen Erstaunen seiner Freunde ihren Händedruck nur sehr oberflächlich und antwortete auf ihre Fragen nur ganz kurz, man sah es ihm an, daß ein anderer Gedanke ihn ausschließlich beschäftige. Ohne sich aufzuhalten, ging er in's Orchester hinab, wo er einen Sperrsitz für's Jahr abonnirt hatte, den er aber nur höchst selten benützte.

Man gab an diesem Abend die „Stumme von Portici“, damals noch sehr en vogue.

Er zog sein Theaterperspektive aus dem sammtenen Futteral, wischte die Gläser sorgfältig ab und dachte:

„Sie muß wohl sehr schön sein, weil meine Mutter so sicher auf meine Niederlage rechnet. Nun, wir wollen ja sehen.“

Jetzt drehte sich Siegmund um und richtete seinen Tubus nicht ohne einiges Herzklopfen gegen die bewußten Logen.

Umsonst seine Aufregung, umsonst sein Herzklopfen. Beide Logen waren leer.

„Da glaube man noch an Vorbedeutungen“, sprach er zu sich selbst; „ich, der ich mit kindlicher Einfalt glaubte, der erste Blick werde über mein Geschick entscheiden! Auf was traf mein erster Blick? Auf vergoldete Verzierungen, auf rothsammtene Vorhänge! Schön, reich, prächtig, aber das ist es nicht, was ich erwartete!“

Das Theater füllte sich allmälig. Das Orchester wartete nur auf das Zeichen seines Dirigenten. Die Ouvertüre fing an.

Siegmund warf noch einen Blick nach den zwei noch immer leeren Logen, dann setzte er sich auf seinen Sitz und sagte: „Vor Beginn des Entreactes wende ich mich nicht mehr um.“

Mit religiöser Gewissenhaftigkeit hielt er sein sich selbst gegebenes Wort.

Endlich fiel der Vorhang.

Nicht eine Sekunde länger wartete der junge Mann. Er stand auf, kehrte der Bühne den Rücken, und sah nach den beiden Logen.

Die eine der beiden Logen war noch immer leer, in der andern saß ein alter Herr und ein junges Mädchen.

Der Alte sah sehr ernst und streng aus, schneeweiße Haare umflossen sein ehrwürdiges Haupt; die Rosette der Ehrenlegion prangte an dem Knopfloche seines Rockes.

Das junge Mädchen trug ein Rosakleid. Auf der Brüstung der Loge lag ein Bouquet, größtentheils aus weißen Rosen bestehend.

Ein Zweifel schien beinahe unmöglich. Dieser Alte und dieses junge Mädchen mußten nothwendig die zwei Personen sein, von welchen die Herzogin mit ihrem Sohne gesprochen.

Siegmund richtete — wie wohl begreiflich — seine ganze Aufmerksamkeit auf das junge Mädchen.

Sie schien nicht älter als sechzehn bis siebzehn Jahre und auch die reichste Einbildungskraft eines Dichters würde sich eine liebenswürdigere Inkarnation der Shakesspeareschen Titania oder einer Frühlingsgöttin nicht haben träumen können.

Nichts glich der Liebenswürdigkeit ihrer beinahe kindlichen Züge, belebt durch den sanften Glanz zweier blauen Augen, überschattet von langen Seidenwimpern. Blondes reiches Haar umgab die frischen Wangen, umzogen mit dem Flaume der ersten Jugend, und fiel in üppiger Lockenfülle zu beiden Seiten bis an die Schultern herab. Eine kleine gestreckte, wahrhaft aristokratische Hand spielte mit einem Fächer aus weißen und rosafarbenen Federn.

In dem Maße, als der junge Herzog die Vollkommenheiten dieses zauberhaften Mädchens studirte, regte sich auch in ihm ein bisher noch nicht gekanntes Gefühl. Der eisige

Digitized by Google

Panzer, der seit so vielen Jahren sein Herz vor allen Verlockungen der Liebe geschützt hatte, schmolz allmälig an dem sanften Feuer der lieblichen Augen, wie der letzte Schnee an den ersten Strahlen der wiederkehrenden Frühlingssonne.

Siegmund war sich vollkommen besser bewußt, was in ihm vorging, und setzte dieser Unterjochung keinen Widerstand entgegen. Mit Freuden gab er seine geliebte Freiheit auf und beugte das Knie vor dieser Königin der Schönheit.

„Das Loos ist geworfen", sagte er zu sich selbst, „meine Mutter hatte Recht. Dieses Mädchen, dessen Namen ich nicht kenne, von dem sich aber mein Blick nicht trennen kann, ist die zukünftige Herzogin de la Tour-Baudieu, ist meine Frau."

Das Orchester begann die Introduktion des zweiten Aktes. Siegmund setzte sich nieder, aber während Liebe und Verschwörung über die Bühne gingen, stand das himmlische Antlitz der holden Blondine in wahrem Heiligenschein vor seinem geistigen Auge.

Der zweite Akt war zu Ende, der Vorhang fiel.

Von allen Zuhörern im ganzen Saale war Siegmund der erste, welcher der Bühne den Rücken wendete, der erste, welcher sein Opernglas nach dem Fond des Theaters richtete.

Als sein Auge diejenige suchte, welche er im Herzen schon seine Braut nannte, fiel sein Blick zufällig auf die andere Loge, welche während des ersten Aktes leer geblieben war.

Unwillkürlich fuhr Siegmund zusammen.

In dieser Loge saßen jetzt zwei Personen.

Ein junges Mädchen im rosafarbenen Kleid hielt in der rechten Hand ein prächtiges Bouquet, ebenfalls größtentheils aus weißen Rosen zusammengebunden, und neigte sich gegen einen alten, großen, hübschen Mann, der sie mit brüderlicher Zärtlichkeit betrachtete.

Der alte Herr, dessen Haare silberweiß waren, trug im Knopfloche seines Rockes auch die Rosette der Ehrenlegion.

Kurz, durch eine jener Wunderlichkeiten, in denen sich der Zufall zu gefallen scheint, war das Signalement, welches die Herzogin ihrem Sohne gegeben hatte, vollkommen passend auf beide alte Herren und auf beide junge Mädchen; nur hatte die später gekommene anstatt blonder Locken rabenschwarzes Haar, welches in dicken Zöpfen um ihre Stirn gewunden war.

Mit der Augenblicklichkeit eines elektrischen Funkens hatte Siegmund den Vergleich angestellt, seine Augen schweiften von der Brünette zu der Blondine, und er fragte sich mit nicht geringer Bestürzung:

„Welche von beiden?"

(Fortsetzung folgt.)

Komödie in der Komödie.

Eine Photographie aus dem Wiener Leben.

B—n. Es gibt Menschen, die es nicht begreifen können, daß viele ihrer Mitmenschen bei der fünfzigsten Reprise irgend einer Theatervorstellung ihre respektiven Plätze mit demselben Eifer und vergnügungsheitern Gesichtsausdruck einnehmen, welcher bei Gelegenheit der ersten Aufführung eines neuen Stückes ihre Mienen verklärte. Arme Kurzsichtige! — Ihnen verhilft ein nicht selten sehr körperliches Opernglas zu dem kümmerlichen Genuß von Nuancen, welche, allabendlich von unterschiedlichen Bühnenmitgliedern con amore ausgemalt, in der Gleichartigkeit ihrer Wiederholung jeden Reiz der Neuheit einbüßen, aber es geht ihnen jene „Brille des Geistes" ab, welche Phantasie und Weltkenntniß für das innere Auge bevorzugter Sterblicher geschliffen, welche ihrem Eigenthümer bei der oberflächlichsten Beobachtung eine Fülle interessanter Beobachtungen zuführt, welche oft Falten ebnet, Nebel zertheilt, Dunkelheit erleuchtet, zwischen den Zeilen des Geschriebenen und aus den Mienen der Sprechenden lesen lehrt, und schließlich im Theater die Ansicht und das Verständniß einer zweiten, der großen Masse der Gewöhnlichen unsichtbaren Komödie gewährt.

Wir schweigen von jenem vielfach genannten und gekannten elektro-magnetischen Apparat, durch welchen sich die Schauspielerin mit einigen Bevorzugten des männlichen Publikums telegraphisch in Verbindung setzt und dessen Alphabet zunächst in bestimmt gearteten Blicken und geheimnißvollen Fingerbewegungen besteht. Wir geben uns nicht der Versuchung hin, zu kombiniren, Vergleiche anzustellen, die Mienen der Adressaten zu studiren, um etwa den Inhalt der erwähnten Depeschen zu entziffern. Dieser Meinungs- und Empfindungsaustausch zwischen Bühne und äußerem Schauplatz wird ja von den glücklichen Günstlingen selbst mit jenem Scharfblicke, welcher der Liebe oder Eitelkeit, von vielen minder Glücklichen mit jenem, welcher der Eifersucht oder Medisance eigen ist, zur Genüge kontrollirt. Wenden wir unsere Blicke ab von den Brettern, welche die Welt blos bedeuten, und richten wir die Pfeile unserer Beobachtung auf die wirkliche.

Wir haben unseren Standpunkt im Hintergrund eines vortrefflich stuckirten Baignoirs, wie sie ein Theil der Wiener Vorstadtbühnen in glücklicher Nachahmung französischer Eleganz und weltstädtischen Komforts besitzt, und beherrschen von da aus unser Observationsterrain, den ganzen Zuschauerraum. Zwei Monate hindurch fanden wir uns allabendlich mit einer Gewissenhaftigkeit ein, welche uns in den Verdacht bringen könnte, als wäre nicht so sehr das Studium, das unser Feuilletonistenberuf bedingt, als die bezaubernde Eigenthümerin unserer Loge, hinter deren blendendweißen, reizend decolletirten Schultern wir von einer Verschanzung aus unser schwerbewaffnetes Auge umherschweifen lassen, die bewegende Ursache unserer wahrhaft heroischen Pflichtstrenge gewesen.

Was haben wir an diesen sechzig Theaterabenden nicht Alles gesehen, erfahren, errathen, verstanden! Wir beschränken uns bei dieser Gelegenheit nur auf die Erzählung einer von den vielen pikanten Komödien, die sich vor uns abspielten.

Das Orchester spielt fortissimo irgend eine Komposition eines im Style Richard Wagners mit Vorliebe komponirenden Kapellmeisters, der mehr Gage als Melodien besitzt, und die schmetternden Töne des Waldhorns scheinen uns eine Fanfare zum Empfang einer blendend schönen, junonisch stolz gewachsenen Dame zu sein, welche eben in ihre uns gegenüber liegende Loge tritt. Ein „Ah" der Ueberraschung und der Bewunderung tritt halb leise von den Lippen der jungen und alten Greise, welche die ersten Sitzreihen des Parquets einnehmen. Mit einer Genauigkeit, wie sie unser Beruf bedingt, wissen wir die Geschichte dieser Dame zu erzählen. Es ist die Gräfin ***, welche die in der vornehmen Welt wenn nicht unerhörte, doch mindestens befremdende Caprice hat, ihren Gemahl zu lieben. Und der

Graf, jener vollendete Kavalier, der im Salon auf Frauenherzen, die er erobert, und auf der Rennbahn auf seine Vollblutrosse, und in beiden Fällen glücklich wettet? Er achtet seine Gemahlin, aber würde es für eine lächerliche Zumuthung halten, sie zu lieben. Der bon ton erfordert, daß man Liebe nicht mit seinem Herzen, sondern mit seiner Tasche erkaufe.

Die Gräfin lehnt sich etwas pensiv in ihren Fauteuil zurück und scheint mit ihren feingeschnittenen Lilienfingern eine eben exekutirte Musikpiece mitzutaktiren. Da öffnet sich die Thüre ihrer Loge. Der Graf, ihr Gemahl, tritt ein und bleibt in augenscheinlicher Verlegenheit stehen, mit einer Miene, als hätte er eine andere Person hier erwartet. Die Gräfin wendet sich um und eine Purpurröthe überzieht ihr sonst aristokratisch bleiches, zartes Gesicht. Seit geraumer Zeit hatte man das junge Ehepaar nicht beisammen gesehen. Der Graf faßte sich als Mann von Welt bald und nahm an der Seite seiner Gemahlin Platz.

Eine anfangs von Seite des Grafen ziemlich wortkarg geführte Konversation scheint nach und nach lebhafter zu werden. Die Gräfin muß sehr liebenswürdig sprechen. Ihre Augen strahlen und ein Engelslächeln verklärt ihr Antlitz. Auch der Graf lächelt, er betrachtet seine Frau anfangs oft, später lange; jetzt küßt er ihr zärtlich die Hand, erhebt sich und reicht der Gräfin seinen Arm. Sie verlassen das Theat er.

In demselben Momente erhob sich in einer der Nachbarlogen eine brünette sehr kühn blickende Dame von energischen Bewegungen mit vielem Geräusch, und machte Anstalten sich zu entfernen. Wir blicken genauer hin und erinnern uns diese Dame im Phaeton des Grafen *** in früher Morgenstunde gesehen zu haben.

Zwei Tage später sahen wir den Grafen wieder an der Seite seiner reizenden Gemahlin in derselben Loge. Glück strahlte aus den Mienen Beider.

In den Salons und Boudoirs zirkulirte zur selben Zeit eine pikante Anekdote. Graf So und so (man nennt natürlich keine Namen) gibt seinem Kammerdiener den Auftrag eine Loge für eine Vorstellung des *Theaters zu miethen, und dieselbe einer Dame zu übergeben, deren Name und Adresse dem Kammerdiener genau bekannt sind. Die Gräfin So und so gibt demselben Kammerdiener einen ähnlich lautenden Auftrag für dasselbe Theater. Der Kammerdiener ist so ungeschickt oder so geschickt die Logenbillets zu verwechseln — und wer sieht es einer Nummer an, wen man in der betreffenden Loge findet?

Warschauer Briefe.

In der Russischen „St. Pet. Ztg." giebt ein Hr. N. Berg, den dieses Blatt als seinen ständigen Correspondenten nach Warschau geschickt, fortlaufende interessante Berichte über die Zustände in der Polnischen Hauptstadt. Nachstehend theilen wir einige Auszüge aus diesen Berichten nach dem „Dorp. Tagesbl." mit:

Am 16. April, schreibt B., kehrte ich nach einigem Aufenthalt in St. Petersburg wieder nach Warschau zurück. Die Waggons waren wenig besetzt; die meisten Reisenden zogen nach Deutschland. Bis Wilna fuhren wir ohne Convoi, von dort erhielten wir 20 Mann auf eine Plateforme postirt. Mehrere standen auch auf der Locomotive. Von Olkenischki an standen auf jeder Station zwei Reihen Soldaten mit einem Trommelschläger vor dem Vauxhall. Später erhielten wir noch Kosaken als Escorte. Beim Blick aus dem Fenster gewahrte man nur die einförmige Reihe der Schildwachen, welche bewaffnet die Bahn schützen, die weiten Feldflächen, hier und da von Pflügen durchfurcht, welche Kühe und Pferde gemeinschaftlich zogen. Arbeiter in weißen Kaftans und schwarzen Konfederatkas trieben dieselben zum Tagewerk. In der Ferne erhoben sich Hügelketten bereits von zartem Grün bedeckt; auf ihnen erhoben sich hohe hölzerne Kreuze, mit welchen überhaupt ganz Polen besät ist.

Je mehr wir uns Warschau näherten, desto ansehnlicher wurde unser Convoi. In der berühmten Station Lapa (dieselbe wurde bekanntlich von den Aufständischen nach blutigem Gefecht genommen und für eine Zeit lang dort eine Gewehrfabrik eingerichtet), erzählte man uns, daß in der vergangenen Woche aus dem Walde auf die Waggons geschossen und zwei Soldaten verwundet worden wären. Der Zug hielt nicht an, da der Maschinist auf einen ausdrücklichen Befehl seines Vorgesetzten dazu wartete. Im Ganzen sind solche Fälle äußerst selten vorgekommen. Ich weiß nur von zwei Malen.

Die Bedienung der Passagiere in den Stationen ist herzlich schlecht. A la guerre comme à la guerre. Nur noch in der Lombardei im Kriegsjahre 1859 und einmal unter Beduinen habe ich solche holzharte Weißbrode essen müssen, doch es ging, wenn auch ohne Servietten.

Gegen Abend langten wir in Warschau an. In der Debarcadère wurden die Pässe abgefordert und die Sachen durchgesehen und zwar diesmal etwas umständlicher als sonst. Doch muß ich den Polnischen Beamten zum Lobe nachsagen, daß sie dieser schwierigen und unangenehmen Pflicht mit der äußersten Höflichkeit sich entledigten.

Warschau gewährt dem Beobachter eine beständige optische Täuschung, alles lebt, bewegt sich; die Polizei ist an ihren Orten; Stille und Ruhe herrscht — wo findet sich denn jener Aufruhr, jene Gefahren? Und doch weiß Jeder, welch' unsichtbares Netz sich über Alles ausspannt. Ich wanderte an dem Abend noch zur Krakau'schen Vorstadt und zur neuen Welt. Alles unverändert. Die Magazine mit ihren Trauerwaaren; die Bilder Jan III., Poniatowsky's, Mickiewicz', des Todes der Königin Barbara Radziwillowna, Alles war eben so sichtbar wie früher. Nach 9 Uhr muß Jeder mit einer Laterne gehen, um 10 Uhr die Straße verlassen; doch scheint die Polizei des ewigen Berufens und Ermahnens besonders derjenigen, welche noch 5 Minuten nach 10 Uhr auf der Straße sind, müde geworden zu sein. Mir wenigstens passirte mehrmals, daß, als ein Officiant um 11 Uhr mir sagte: ich bitte, sich nach Hause zu begeben, er auf meine Antwort, nach meiner Uhr sei es noch nicht 10, nichts erwiderte.

Den 19. April. Ich fuhr gestern in einem Omnibus des „Hôtel Europe" zum „Sächsischen Hotel". Dort, in der Krakauer Vorstadt, liegt das ehemalige Malt'sche Haus. In demselben sitzen noch mehrere Kugeln von jener verhängnißvollen Salve, welche einen Schwall von Demonstrationen, Katzenmusiken und originellen Delegationen hervorrief. Als dort der Omnibus anhielt, um einen Passagier auszusetzen, verbot es ein Polizeiofficiant, weil die Straße zu eng sei. — Weshalb wird wohl dieses beengende ominöse Haus nicht abgerissen? — Das Central-Comite hat dem Volke verboten, Hand an dasselbe zu legen.

Digitized by Google

Gestern beabsichtigte ich auch einen Freund zu besuchen, der in der .... (für Nichtpolen unaussprechlichen) Straße wohnt. Ich klopfte an die Thür. Sie war fest verschlossen. Nach längerer Zeit fragte eine furchtsame Frauenstimme: Was wünscht Ihr? — Den Pan. — Er ist nicht zu Hause. — Die Pana. — Sie ist nicht zu Hause. — So nehmt meine Karte. — Ich darf nicht, wer seid ihr? — Nach längeren Erörterungen ließ man mich ein. Welch eine drückende Atmosphäre! Die Herrin des Hauses entschuldigte ihr Zögern, sie sei gestern zum Tode erschreckt worden. „Ein kaum erwachsener junger Mann stürzte gestern in's Haus und sagte ohne Umstände: Ich komme aus dem Walde (l'Lâs): Die Herrin wird freundlich sein! gebt etwas für die Armuth! — Ich schrie vor Schreck auf — glücklicherweise kam mein Mann gerade nach Hause. So leben wir unter Schrecken. Heute ward Jemand in unserer Straße aufgehängt — gestern Jemand in Leschno. Weßhalb? weiß Niemand. Es heißt nur: wahrscheinlich war er ein Spion."

Ueber den Tod Föllner's habe ich noch nachträglich einige Einzelheiten gehört. Seine Mörder waren betrunken gewesen; der eine hatte den Dolch so kräftig geführt, daß ein Blutstrahl seine weiße Szamorka befleckte. Das geschah um halb 5 Uhr Nachmittags; dennoch sah man um 7 Uhr Abends noch den Mörder in blutigen Kleidern ungehindert umhergehen, wobei er in den Schänken ganz laut von seiner That sprach. Als er darauf die Stadt verließ, gerieth seine Geliebte in Angst und erkundigte sich bei einem gewissen Manne, wo er wäre? Man möchte ihr das sagen, sonst ginge sie in die Citadelle und würde Manches erzählen. Jener Mann gab ihr einen entlegenen Ort an, dort könne sie zu einer bestimmten Stunde ihn sprechen. Leidenschaft verblendete die Unglückliche, diesem Rathe wirklich zu folgen. Man fand sie an dem bezeichneten Orte später ermordet (ohne Zweifel für ihre Drohung, zu denunciren) und ihr Gesicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt, mit einem falschen Passe, welcher in die Tasche ihres Kleides gesteckt worden war.

Den 16. April Nachts. Soeben komme ich aus dem Theater. Man gab den „Orpheus". In den Tänzen des 4. Aktes trat nach längerer Zeit Panna Dylewska auf. In den Zwischenakten unterhielt ich mich mit einem Polen, d. h. nachdem sein Kunstenthusiasmus sich etwas gelegt hatte, der ihn zu beständigem Herausrufen veranlaßte. Er war merkwürdig offenherzig. Als ich ihn fragte: Ist es wahr, daß am 3. Mai (21. April) eine Demonstration stattfinden wird, sagte er: Das ist wohl bis jetzt immer an diesem Tage gewesen, er ist der Jahrestag der polnischen Constitution (Rocznica); außerdem hat einst am 3. Mai die Gründung des Königthums stattgefunden. Ich bin überzeugt, daß auch dieses Jahr im botanischen Garten sich zur Feier eine Menge Volks versammeln wird. Auf meine Frage, wer das eigentlich Alles anordnete, sagte er: Wer? Natürlich Alles der Fürst. — Welcher Fürst? — Czartoryski, der älteste Sohn des verstorbenen Adam Czartoryski, den man König Adam I. (!) nannte. — Er ist eigentlich das geheime Centralkomite, welches man vergeblich in Warschau sucht. Das Centralkomite ist in Paris, in Warschau nur eine Abtheilung (?). — Nun, so sagt mir doch, fuhr ich fort, indem ich seine unglaubliche, mir noch jetzt nicht verständliche Aufrichtigkeit benutzte: wer ist denn der Stadthauptmann? — Stadthauptmann war der vor Kurzem erschlagene Borowsky. Wer es jetzt ist, weiß ich nicht. Zwei seiner Hauptagenten sind jetzt verschwunden, wahrscheinlich gefangen genommen. Aber sie sind schon ersetzt. Die Steuern werden namentlich von den Bauern dem Komite pünktlich eingezahlt. — Hier ging der Vorhang auf und unterbrach unser Gespräch. Später erzählte er mir noch, wie es drei Damen gelungen sei, mit 48 Revolvern, die sie in ihren Kleidern versteckt hatten, glücklich über die Grenze zu kommen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Ein wunderlicher Heiliger.) Nicht alle Prediger sind so unhöfliche Leute, wie Abraham a Santa Clara. In der Kirche zu D—g hielt kürzlich ein junger Geistlicher eine Predigt, in der er seine andächtigen Zuhörer zur Reue und Buße ermahnte. Gleich im Anfange seiner Rede fiel es auf, daß er mehrmals statt „ich glaube" oder „ich hoffe", den Albertischen Komplimentirausdruck „ich schmeichle mir" gebrauchte. Am Schluß seiner ziemlich kurzen Predigt sagte er wörtlich: „Ich schmeichle mir, daß alle Ketzer, und vielleicht auch einige meiner „andächtigen Zuhörer" den höllischen Strafen nicht entrinnen werden. Amen!" Wörtlich wahr.

(Stoff zu einem Romane.) Eine junge und schöne Zigeunerin, welche sich mit dem Manne ihres Herzens, einem nomadisirenden Sänger, verheirathen wollte, war vor einigen Wochen bei der Behörde von Saint-Malo erschienen, um einen Namen zu verlangen und die Zuständigkeit daselbst zu erhalten. Nach diesem reiste sie ab mit den herumziehenden Familien. Die Veröffentlichung der seltsamen Geschichte durch die „Union malouine et dinannaise" und nach dieser durch andere Journale hat nun zur Folge gehabt, daß ein italienischer General — Vistorine nennt ihn der „Phare de la Loire" — die Zigeunerin als sein Kind reklamirt, das ihm von einer Abenteurerin aus Rache geraubt worden sein soll. Der General, welcher bereits bei Jahren ist und sonst keine Kinder hat, läßt Nachforschungen anstellen, um die Spur der interessanten Reisenden aufzufinden.

Die Wochenschrift „Critic" enthält die echt englische Notiz, daß eine große Anzahl sogenannter Shakespeare-Verehrer sich mit dem Gedanken trägt, nächstes Jahr, wo der dreihundertjährige Geburtstag des großen Dichters gefeiert werden soll, dessen Grab in der Hauptkirche zu Stratford zu öffnen und seine Gebeine zu untersuchen, um den Schädel phrenologisch zu prüfen und aus dem Knochenbau einen Schluß auf seine Statur zu gewinnen. Andere Stimmen verdammen diesen Plan als ein Sakrilegium und weisen auf Shakespeare's bekannte (jedoch schwerlich von ihm selbst verfaßte) Grabschrift hin, welche den etwaigen Störer seiner Gebeine verflucht. („And curst be he that moves my bones".) Uebrigens würden auch nach 300 Jahren kaum erhebliche Ueberreste der Leiche zu finden sein.

Auf der Potsdamer Chaussee zu Berlin fing dieser Tage ein Scharfrichterknecht einen Hund ab, der ohne Maulkorb umherlief. Der Hund hatte aber einen treuen Freund in der Person eines Affen, der nebenan wohnte. Der Vierhänder Damon wollte seinen vierfüßigen Pythias nicht im Stich lassen, schlich sich hinter den gemeinschaftlichen Feind und biß ihn so grimmig ins Bein, daß der Mann im Schreck den Hund fahren ließ. Affe und Hund nahmen glücklich Reißaus.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 46. Mittwoch den 10. Juni 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

„Welche von beiden“, fragte sich Siegmund noch einmal.

Es schien unmöglich, diese Frage zu beantworten — unmöglich, dieses Problem zu lösen.

Und doch glaubte der junge Herzog die Lösung gefunden zu haben — und wie?

„Diese Mädchen sind beide schön“, sagte er sich, „und zwar von einer Schönheit, daß Einem die Wahl wirklich schwer wird, lassen wir also das Herz sprechen. Das meinige bleibt ruhig und kalt beim Anblick der Jungfrau mit den schwarzen Haaren; es zieht mich aber mit unwiderstehlicher Gewalt gegen das Engelskind mit den blonden Locken. Ein gewisses Etwas sagt mir, daß sie es ist, die ich lieben muß, die Gott für mich geschaffen. Dieser Stimme meines Herzens will ich folgen, des Mannes Liebe und des Sohnes Pflicht fallen hier zusammen. Dieses Mädchen mit den blauen Augen ist gewiß die mir von meiner Mutter zugedachte Braut! Kein Zweifel. Mein Geschick muß sich erfüllen!“

Der Abend verstrich für unsern Helden mit magischer Schnelligkeit.

Brauchen wir wohl erst zu sagen, daß er den Fall der Coulisse gar nicht abwartete, um seinen Sitz zu verlassen und sich in dem Vestibule auf den Anstand zu stellen.

Bald drängte sich die elegante Menge an ihm vorüber, und so sehr war er mit Gedanken an die Auserkorene beschäftigt, daß er seine bekannten Herren und Damen nicht einmal grüßte, er, dessen Liebenswürdigkeit und chevalereske Höflichkeit im ganzen Faubourg St. Germain so zu sagen sprichwörtlich geworden war.

Endlich erschien sein Ideal, die blonde Göttin am Arm ihres Vaters und Siegmund meinte, die Pforten des Himmels öffneten sich vor seinen Augen.

Sie war groß und schlank, der feenhafte Gang paßte ganz zu der eleganten Tournure. Ein Pelz von weißem Cachemir umhüllte ihre schönen Formen, das liebliche Gesichtchen guckte unter einem ebenfalls weißen Capuchon vor.

Ein Bedienter, in Schwarz gekleidet, drängte sich durch das Gewühl der andern Bedienten, trat dem alten Herrn und dem jungen Mädchen vor und öffnete den Schlag eines sehr hübschen Coupé's, das nur mit einem Pferde, aber von tadelloser Schönheit, bespannt war.

Vater und Tochter stiegen ein, der Bediente nahm seinen Platz neben dem Kutscher und fort ging's im scharfen Trabe in der Richtung des Boulevard des Italiens.

Eine Weile konnte sich der junge Mann gar nicht zurecht finden, es war ihm, als ob das Herz sich von ihm trennen und nach ungekannten Regionen entfliehen wollte. Endlich kam er wieder zum vollen Bewußtsein, ließ seinen Wagen rufen und fuhr nach Hause.

Es war schon Mitternacht vorüber, als der Wagen am Peristyl des Hotels anhielt.

Unverzüglich ließ er sich bei seiner Mutter anmelden.

Die alte Frau erwartete ihn schon mit wohlbegreiflicher Ungeduld. Sollte sie auf's Neue enttäuscht werden, oder sollten ihre Hoffnungen mit dem gewünschten Erfolge gekrönt sein? Diese zwei Fragen bestürmten sie unablässig.

Als daher Siegmund in's Zimmer trat, war ihre erste Frage:

„Nun?“

„Nun!“, wiederholte der junge Mann, indem er die abgemagerte Hand der alten Frau mit Inbrunst an seine Lippen drückte, „nun, liebe Mutter, gute Neuigkeit.“

„Gute Neuigkeit? Ist's möglich? Ist's wahr? Hältst du mich nicht mit einer vaguen Hoffnung hin?“

„Nein, nein, ich schwöre es Ihnen zu.“

„Also du hast Cäcilia gesehen?“

„Cäcilia heißt sie? Welch' schöner Name!“

„Du hast sie hübsch gefunden?“

„Hundertmal mehr als hübsch! Reizend, bezaubernd, anbetungswürdig!“

„Welch' ein Enthusiasmus“, rief die Herzogin aus.

„Nein, liebe Mutter! Das ist nicht Enthusiasmus, das ist Bewunderung, wahre, aufrichtige Bewunderung.“

„Und du glaubst, es werde der Tag kommen, wo du Cäcilien lieben könntest?“

„Der Tag werde kommen? Meine liebe Mutter, er ist schon gekommen. Meine Stunde hat geschlagen. Ich habe mein Herz verschenkt für jetzt und immerdar.“

„Du bist also bekehrt, bist kein Feind der Heirath mehr?“

„Wenn man wahrhaft liebt, muß die Ehe das Paradies auf Erden sein.“

Digitized by Google

„Also Cäcilia wird Herzogin de la Tour-Vaudieu?"

„Ja, so bald wie möglich. Sie oder keine!"

Die alte Frau erhob die Hände gegen ein Bild von Rubens, welches die Auferstehung Christi vorstellte.

„Mein Gott!" rief sie aus, und Thränen des Dankes und der Rührung flossen über ihre bleichen Wangen. „Mein Gott! ich danke dir; — du hast das Gebet einer Mutter erhört. Du hast meine letzte, meine theuerste Hoffnung mit Erfolg gekrönt. Gott sei gelobt und gebenedeit!"

Dann wendete sie sich gegen Siegmund.

„Komm in meine Arme, theures Kind. Jetzt habe ich genug gelebt, da ich vor meinem Tode noch so glücklich bin, dich eine Wahl treffen zu sehen, die mich in jeder Beziehung über deine Zukunft beruhigen kann."

Und sie drückte ihren Sohn mit wahrer Inbrunst an ihr Herz.

„Aber jetzt, liebe Mutter", sagte der junge Mann, „werden Sie mir auch den Namen meiner Cäcilia, den Namen Ihrer Tochter, den Namen meiner Frau sagen können."

„Ah!" erwiderte die Mutter, „dieser Name schließt sich würdig dem unsrigen an. Cäcilia entstammt einer der ältesten und besten Familien Frankreichs und ist die einzige Tochter des Marquis von Chastenay, eines entfernten Verwandten."

„Aus Burgund, nicht wahr? Wenn ich mich nicht irre, so hat ja ein Chastenay im Jahre 1540 eine Bertha de la Tour-Vaudieu zur Frau genommen?"

„Ganz richtig, lieber Siegmund. Der jetzige Marquis kommt höchst selten nach Paris; seitdem er als Divisionsgeneral aus der Armee getreten, bringt er Sommer und Winter auf seinen Gütern in Burgund zu. Vor ein paar Wochen kam der Marquis nach Paris eines bedeutenden Prozesses wegen. Er erinnerte sich an die Beziehungen, die in früherer Zeit zwischen unseren Familien stattgehabt, besuchte mich und führte mir seine Tochter auf. Du warst eben auf der Jagd in der Normandie. Als ich Cäcilien, dieses reizende, holde Kind sah, von deren Engelsgüte ich schon öfter gehört hatte, rief mir eine innere Stimme zu: dieses Mädchen ist wie geschaffen für meinen Siegmund, diese Verbindung wäre mir die erwünschteste, die passendste, wenngleich die Vermögensverhältnisse der Mademoiselle de Chastenay weit unter den deinigen stünden...."

„Oh, was kümmert mich Vermögen", rief Siegmund aus, „ich bin reich genug — zu reich!"

„Ich kann deine Ansicht nur billigen, liebes Kind", sagte die Mutter. „Obgleich aus einem fürstlichen Hause stammend, war ich doch arm, und mein Heirathsgut mehr als bescheiden im Vergleiche zu dem kolossalen Vermögen deines Vaters, und doch habe ich die sichere Ueberzeugung, daß der, welcher mich zu seiner Gattin auserkoren, während unseres dreißigjährigen Zusammenlebens, nicht einen einzigen Augenblick seine Wahl bereut hat. Mit dem Namen, den du führst, ist Reichthum wohl eine absolute Nothwendigkeit, aber Reichthum allein genügt nicht, um einen Mann von Kopf und Herz glücklich zu machen."

Siegmund küßte seiner Mutter die dargebotene Hand.

„Seit lange her", fuhr die Herzogin-Wittwe fort, „kenne ich deine Abneigung gegen die Ehe, ich mußte daher fürchten, daß auch Mademoiselle Chastenay dir nicht gefallen dürfte; und doch hegte ich die vague Hoffnung, daß das Herz meines Siegmund, wäre es auch hart wie der ewige Fels und kalt wie der ewige Schnee, sich doch erweichen werde bei dem Anblicke so vieler Anmuth und Lieblichkeit. Der Marquis und seine Tochter besuchten mich heute Vormittag. Cäcilie erzählte mir, daß ihr Vater sie heute in die Oper führen werde, durch sie erfuhr ich alle Details bezüglich ihrer Toilette, des Bouquets, der Loge. Du kamst einige Stunden früher von deinen Jagden zurück, als ich dich erwartete; ich bat dich, in die Oper zu gehen und das Mädchen mit dem Rosakleid und dem weißen Rosenbouquet genau anzuschauen. Was weiter geschah, weißt du."

„Ja, liebe Mutter, Ihre Ahnungen haben Sie nicht getäuscht. Sehen Sie, wie gut es ist, daß ich bis jetzt all' Ihren Bemühungen, mich zu verheirathen, so hartnäckig widerstanden. Wenn ich unterlegen wäre, so wäre ich nicht mehr frei und könnte auch Cäcilien nicht mehr heirathen."

„Was Gott thut, ist wohlgethan", sagte die Mutter.

„Unter Anderem", fuhr die alte Frau fort, „habe ich dir schon gesagt, daß Mr. de Chastenay und seine Tochter morgen bei uns speisen?"

„Wirklich? Ach, ich werde sie also ganz nahe sehen, mit ihr sprechen, den Klang ihrer Stimme vernehmen. Aber, liebe Mutter, weiß der Marquis von Ihrem Projekte?"

„Er hat davon keine Ahnung, ich glaube aber, er wird hierüber so erstaunt, wie erfreut sein."

„Ach Gott, ein schrecklicher Gedanke steigt in mir auf. Wie, wenn Cäcilia nicht mehr frei wäre?"

„Ein Kind von sechzehn Jahren, wo denkst du denn hin? Ich bin fest davon überzeugt, daß sie von einem Geliebten nicht einmal geträumt hat."

Etwas beruhigt durch diese Zusicherung verließ Siegmund seine Mutter und zog sich in seine Appartements zurück, wo er den Rest der Nacht damit zubrachte, von seinem blonden Engel zu schwärmen, und all' die schönen Phrasen zusammenzustellen, welche Liebende sich gewöhnlich am Vorabend der Zusammenkunft mit dem geliebten Gegenstande komponiren, um dann, wenn der gewünschte Moment gekommen, gewiß kein Wort davon über die Lippen zu bringen.

So ermüdet Siegmund auch war, so schlief er doch erst bei Anbruch des Tages ein; natürlich sah er sich im Traume zu den Füßen der Angebeteten, die seinen schwärmerischen Blick mit einem sanften Lächeln beantwortete.

So langsam für ihn auch die Stunden des neuen Tages dahinschlichen, so wurde es doch endlich Abend.

Siegmund machte eine äußerst gewählte Toilette und ging dann hinüber in den Salon, wo seine Mutter auch schon die Gäste erwartete.

„Der Marquis läßt lange auf sich warten", bemerkte Siegmund.

Und die alte Frau lächelte über diese Ungeduld.

Endlich schlug es sechs Uhr.

Ein Wagen hielt im Hofe.

Das Herz des jungen Mannes pochte hörbar.

Die Salonthür flog auf und der erste Kammerdiener meldete:

„Monsieur le Marquis de Chastenay! Mademoiselle de Chastenay!"

Unser Held stürzte den Gästen entgegen.

Aber plötzlich wich er zurück, stumm, zitternd, vernichtet.

Digitized by Google

Cäcilia v. Chastenay — seine Braut, das Ideal seiner Träume, war nicht das blonde Kind, dem sein Herz zugeflogen. Wie vom Blitz getroffen, erkannte er in Cäcilien das andere junge Mädchen mit den schwarzen Haaren.

Achtes Kapitel.

Die Herzogin war zu sehr mit dem Empfange des Marquis und seiner Tochter beschäftigt, als daß sie die augenblickliche Veränderung in ihres Sohnes Gesichtszügen hätte bemerken sollen.

Und hätte sie diese Veränderung auch bemerkt, so würde sie dieselbe wahrscheinlich der Freude und der Ueberraschung zugeschrieben haben.

Als nun endlich die Blicke der Mutter auf Siegmund fielen, hatte er sich schon wieder zurecht gefunden, nur eine ungewöhnliche Bläße zeigte von dem Sturme, der in seinem Innern wüthete.

Die Herzogin führte ihn den Gästen auf. Ungeachtet der peinlichen Stellung, in welcher sich der junge Herzog befand, bewährte sich in ihm doch der Mann von Welt und Takt, und es wäre selbst dem erfahrensten Menschenkenner schwer gefallen, seine Worte nicht mit seinen Gedanken in Einklang zu finden.

Siegmunds ganz absonderliche Artigkeit kam der Mutter allerdings etwas ceremoniös und erzwungen vor, da sie aber nicht ahnen konnte, was in unseres Helden Herz vorging, so achtete sie darauf nicht weiter.

Einige Minuten bevor das Diner angesagt wurde, näherte sich Siegmund seiner Mutter und flüsterte ihr ganz leise ins Ohr:

„Ich beschwöre Sie, liebe Mutter, sagen Sie dem Marquis nichts von dem Plane, den wir heute besprochen — kein Wort, welches uns für die Zukunft binden könnte."

Madame de la Tour-Vaudieu sah ihren Sohn erstaunt und fragend an.

Aber Siegmund mischte sich wieder in die Gesellschaft und jede weitere Erklärung war für den Augenblick unmöglich geworden.

Die Herzogin errieth wohl mehr aus der Art und Weise, wie Siegmund zu ihr sprach, als aus den Worten selbst, daß ein neues Hinderniß sich der Realisirung ihrer Wünsche und Hoffnungen entgegensetzte.

Die Stimmung während des Diners war eine sehr gedrückte.

Die Unsicherheit des jungen Herzogs, anstatt sich zu verlieren, nahm immer mehr überhand.

Der Marquis von Chastenay bemerkte wohl diese Verstimmung und suchte vergebens nach einer Ursache.

Die alte Herzogin, deren — Angst, möchte man sagen, sich von Minute zu Minute steigerte, erging sich in Konjekturen aller Art.

Mademoiselle de Chastenay, schweigsam und schüchtern, wie es einem so jungen Mädchen geziemt, aber im Grunde doch ein wenig kokett, und sich ihrer auffallenden Schönheit wohl bewußt, fühlte sich unwillkürlich verletzt durch die eisige Kälte des jungen Herrn vom Hause, der kaum ein Wort an sie richtete, ja sogar ihren Blicken auszuweichen schien.

Kurz, der alte Marquis war der einzige, welcher die Unterhaltung mit aller Mühe und so gut und schlecht wie möglich im Flusse erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Warschauer Briefe.

(Schluß.)

Wer hätte nicht von der Warschauer Citadelle gehört! Und doch wissen nur wenige, was sie ist, ein Haus, ein Thurm, oder eine Festung; wo liegt diese Festung, in der Stadt oder außerhalb derselben? Ich werde es so beschreiben, wie es sich den Blicken des gewöhnlichen Reisenden darstellt. Die bekannte Warschauer Straße Freta hinabgehend, gelangt man am Ende der Stadt zu einer weiten Wiese, rechts — in ziemlicher Ferne — fließt die Weichsel, Häuser und Villen lehnen sich hier an Wälder, die, den Horizont begrenzend, einen schönen Hintergrund bilden. Links, auf einer Fläche, liegen ebenfalls einige Gebäude, geradeaus zieht sich eine Pappel-Allee hin, die zu 2 Forts führt — roth angestrichenen Gebäuden, aus deren Schießschaerten die Mündungen von Kanonen blicken; diese Forts gehören jedoch nicht zur Citadelle. Ungefähr eine Werst weiter, außerhalb der Stadt, erblicken wir mehrere regelmäßig gebaute weiße Gebäude mit einer Kirche in der Mitte, die wieder ein Städtchen zu bilden scheinen, und herum läuft ein Rasenwall, Kanonen blicken drohend aus den Schießscharten, Wachen patrouilliren einförmigen Schrittes bei denselben — das ist die Warschauer Citadelle — das „Teufelsstädtchen" (diable miasto), wie der Pole es nennt. Die Fläche, welche sie von der Stadt trennt, ist gewöhnlich einsam und verlassen, nur hin und wieder zeigt sich auf ihr ein grauer Soldatenmantel oder fährt eine Equipage zur Citadelle. Polnische Damen kommen häufig zum Thore, ihren gefangenen Landsleuten Erfrischungen zu bringen; es muß den Arrestanten ein angenehmer Gedanke in ihrer Einsamkeit sein, daß diese in Trauer gekleideten Schönen ihrer gedenken und nur um ihretwillen die düstere Citadelle besuchen. Ich habe die Citadelle eine Festung genannt, und mit Recht; sie hat 5 Werst im Umfange, Wall und Gräben sind staunengebietend. Wenn wir das erste Thor passirt, kommen wir zu einer großen Pfahlbrücke, an deren Ausgang uns wieder ein festes Thor aufhält, durch welches wir zu einem weiten Platz gelangen, auf welchem in langen Reihen auf einen Raum von $1\frac{1}{2}$—2 Dessätinen Kugeln und Granaten in zierlichen Pyramiden aufgestellt sind, Feldgeschütze, Mörser, Munitionskasten stehen umher. Rechts liegt ein großes steinernes Gebäude, das augenblicklich zum Gefängniß für politische Verbrecher und Kriegsgefangene bestimmt ist. Man sieht hinter den Gitterfenstern die bunteste Menge. Sie ist in Bezug auf Speisung gleichgestellt, d. h. auf Soldatenkost gesetzt; daher werden denn hierher von Bekannten und Verwandten feinere Speisen gebracht; zum Gitterfenster darf Niemand treten, wer einen Gefangenen sprechen will, muß hinter dem Kugelplatz, ungefähr 40 Schritte von den Fenstern stehen bleiben, von hier aus wird die Unterhaltung geführt. Die Eßwaaren werden von einem Unteroffizier empfangen und besichtigt, da kommt es denn nicht selten vor, daß aus dem Brode Zettelchen

Digitized by Google

und Billets-doux hervorgezogen werden, die man entweder zerreißt oder dem Autor zurückgiebt. Diesem Gebäude gegenüber liegt ein ähnliches; gerade vor uns, auf einem grünen Platze, die Kirche; weiter hin ziehen sich Kasernen, mit Pappelreihen besetzte Plätze, verschiedene Gebäude, im Ganzen ungefähr 20 hin; auf einem derselben liest man großgedruckt auf einem Schilde „Tracteur“, und selbst das „Teufelsstättchen“ muß ein solches haben. Mitten auf einem größeren Platze steht ein schwarzer Obelisk, der die goldene Inschrift trägt: „Dem Kaiser Alexander I., dem Besieger und Wohlthäter Polens.“ In der Nähe liegt die Hauptwache, der Pulverkeller und der sogenannte 10. Pavillon, welcher politische Arrestanten birgt. Hinter dem Festungswall, auf der nicht zur Stadt hin liegenden Front, fließt die Weichsel; hier liegt ein drittes Fort, ähnlich den beiden vorher beschriebenen. Auf den stark armirten Wällen gehen Schildwachen auf und ab, sie dürfen von Niemandem betreten werden, im Augenblick nicht einmal von den Offizieren der Garnison.

Schon lange geht das Gerücht, welches nicht nur in Polen, sondern auch in Rußland allgemein bekannt ist, daß die Kanonen der Citadelle Warschau in 3 Stunden zusammenschießen können. Gewiß ist es, daß nach mehrstündiger Kanonade nur wenig von der Stadt nachbleiben würde. Die Citadelle dient daher nicht wenig dazu, die Ruhe in Warschau aufrecht zu erhalten, außerdem birgt sie, wie erwähnt, die politischen Gefangenen, welche in der volkreichen Stadt schwer sicher unterzubringen wären.

Den 26. April. Das Tagesgespräch in der Stadt bildet jetzt die Flucht eines bedeutenden Gefangenen Ostrowsky. Vor ungefähr zwei Monaten war er mit den Waffen in der Hand gefangen genommen und in den 10. Pavillon der Citadelle gesetzt. Hier bezauberte er seine Mitgefangenen durch sein liebenswürdiges höfliches Betragen; ein angenehmes Aeußere und eine muntere Redegabe gewannen ihm die Herzen Aller. Aus dem Pavillon wurde er des engen Raumes wegen auf die Hauptwache gebracht, wo seine Mutter und Schwester ihn besuchten; plötzlich ist er auf ganz unerklärliche Weise verschwunden, alle Nachsuchungen blieben erfolglos. Mutter und Schwester, die ihn wieder zu besuchen kamen, vernahmen mit Erstaunen sein Entweichen.

Die Kaiserin von Frankreich und ihr Sohn.

S. Vor Kurzem — wird aus Paris geschrieben — kursirte die Nachricht, Kaiserin Eugenie befinde sich wieder in gesegneten Umständen. An der Sache ist kein wahres Wort. Wie Personen, welche den Hofkreisen nahe stehen, versichern, gab eine auffallende Blässe und Traurigkeit der hohen Frau, welche allgemein bemerkt wurde, Anlaß zu dem erwähnten Gerüchte. Das Aussehen der Kaiserin hat sich nunmehr gebessert.

Die Traurigkeit Eugenien's, wie ihr körperliches Uebelbefinden hatten andere Gründe. Man erzählt sich hierüber Folgendes:

Gegen Ende Januar fuhr die Kaiserin in Begleitung ihres Sohnes spaziren. Der junge Prinz war sehr heiter und vergnügt und unterhielt seine Mutter auf's Angenehmste durch sein kindisches Gerede.

Eugenie unterrichtet ihren Sohn in der Gotteslehre selbst, sie erzieht ihr einziges Kind im Geiste der Kirche und impft seiner jungen Seele jene frommen Grundsätze ein, welche sie in ihrer Seele hegt und die sie in ihrem Mutterlande eingesogen. Die Kaiserin ist jedoch nicht frei von Aberglauben; das geringste Zeichen ist im Stande, sie aufs Tiefste zu verstimmen, ihre Laune zu trüben; mannigfache Ahnungen durchzucken dann ihre Seele und machen sie unglücklich. Ihr Sohn bleibt diesem Einflusse nicht fremd, und vergebens ist das Bemühen Napoleons, diese die Energie des werdenden Kriegers schwächenden Seelenzustände von ihm fern zu halten.

Als nun vor Wochen die kaiserliche Mutter mit ihrem Kinde in die Nähe des großen Pariser Kirchhofes kam, da ward ein Pferd, welches die Karosse zog, stutzig und wollte sich nicht von der Stelle bewegen. Die Kaiserin stieg auf Anrathen einer Dame ihres Gefolges aus dem Wagen. Kaum daß dieses geschehen war, erschreckte sie der Anblick einer Greisin von hoher, schlanker und ehrwürdiger Gestalt, welche an einen Baum gelehnt stand und das blitzende Augenpaar auf die hohe Frau und ihr Kind richtete. Für die Kaiserin war kein Zweifel, daß der Anblick dieses Weibes das Pferd erschreckt und ungehorsam gemacht hatte. Die Greisin stand, als die Kaiserin ihr näher kam, starr und unbeweglich, endlich brach sie in lautes, krampfhaftes Weinen und Schluchzen aus. Theilnahmsvoll ließ die Kaiserin sich nach der Ursache ihres Jammers erkundigen. Die Alte antwortete den Fragenden nicht, doch als die Kaiserin selbst die Frage wiederholte, sagte sie: Du bist eine engelsgute, fromme Frau; bete zu Gott, daß er die Gefahr von dir und deinem Kinde abwende, welche dir und ihm droht. Es ist eine Wahnsinnige, sagte die Begleiterin der Monarchin.

Die Alte schlug sich an die Brust und rief: Ich bin keine Wahnsinnige, meine Augen sind offen, ich sehe das Unglück. Wehe, wehe! Mit Mühe nur brachte man die Kaiserin von der Stelle, ihr Herz ahnte ein Unheil, sie zitterte. Als die Kaiserin sich einige Schritte von der Alten entfernt hatte, rief ihr diese nach: „Gott will, daß es anders sei; lasse Deinen einzigen Sohn nicht von Deiner Seite diese ganze Nacht, es droht ihm sonst Unheil.“ Vergebens suchte die Kaiserin sich die Grille der Alten aus dem Kopfe zu schlagen. Der Gedanke quälte sie in einem fort, es könne sich bewahrheiten, was die Alte im Geiste gesehen. Sie ließ ihren Sohn nicht von ihrer Seite und derselbe verblieb bei ihr die ganze Nacht und schlief in ihren Armen. Kaum erwacht, sollte sie durch eine Botschaft erschreckt werden. Der Plafond des Zimmers, in welchem der kaiserliche Prinz gewöhnlich schläft, stürzte während der Nacht ein, die Steintrümmer hatten das Bettchen arg beschädigt; der Prinz wäre unfehlbar verloren gewesen, wenn er die Nacht wie gewöhnlich in seinem Zimmer zugebracht hätte. Das Ereigniß machte auf die Kaiserin einen sehr tiefen Eindruck, sie verfiel in Traurigkeit und Schwermuth. Alle Bemühungen, die Wahrsagerin zu entdecken, blieben vergebens. Es bedurfte vieler Wochen, ehe der Eindruck, den dieses Erlebniß auf ihr abergläubisches Gemüth gemacht hatte, zurückgedrängt wurde.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

K. Hof- und Staatsbibliothek
N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 47. Sonntag den 14. Juni 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Nach Tisch wurde wieder in den Salon gegangen und nachdem dort ein Stündchen unter den abgedroschensten Alltagsphrasen mühselig dahingebracht worden war, nahm der Marquis, nicht sehr erbaut über den ihm gewordenen Empfang, Abschied von der Herzogin und dem jungen Herzog und verließ mit Cäcilien, welche auch ganz spöttisch ihr Näschen rümpfte, den Salon.

Siegmund begleitete sie an ihren Wagen und ging dann langsam und gebeugten Hauptes durch die Empfangszimmer; er dachte an die schreckliche Enttäuschung, welche seine arme Mutter werde erfahren müssen.

Er trat in den kleinen Salon, wo ihn die Mutter schon erwartete. Die Thüre schloß sich hinter ihm und die Herzogin sagte mit einiger Strenge in Ton und Geberde;

„Nun, Siegmund, willst du mir jetzt das Räthsel deines so höchst sonderbaren Benehmens lösen?"

„Augenblicklich, liebe Mutter."

„So sprich und bedenke, daß ich von dir eine Rechtfertigung erwarte, denn ich habe in den letzten wenigen Stunden mehr Qual ausgestanden, als du mir dein Leben lang gemacht."

„Ach, Mutter! Ich muß Ihnen einen neuen Schmerz bereiten. Und doch fühle ich mich nicht schuldig, habe mir nichts vorzuwerfen."

„Spreche, ich höre."

„Meine Heirath mit Mademoiselle de Chastenay war der Inbegriff deiner Wünsche, das weiß ich."

„Nun?"

„Mademoiselle de Chastenay wird niemals meine Frau werden."

„Niemals?"

„Nein, liebe Mutter — niemals."

Was ist denn vorgefallen? woher dieser plötzliche Entschluß, der so sehr im Widerspruche steht mit dem, den du mir vor ein paar Stunden mit solcher Wärme kundgegeben? Warum willst du das Fräulein v. Chastenay nicht zur Frau haben?"

„Weil — weil ich sie nicht liebe — weil ich eine andere liebe", antwortete Siegmund mit aller Entschlossenheit.

Die Herzogin sah ihren Sohn an, als ob sie ihn nicht recht verstanden hätte, als ob sie ihn für irrsinnig hielte.

„Du liebst sie nicht! — Du liebst eine andere!"

„Ja, liebe Mutter."

„Was sagtest du mir denn gestern Abends nach der Oper? was wiederholtest du mir denn heute noch unmittelbar vor dem Besuche des Marquis? Du täuschtest mich also! — und aus welchem Grunde?"

„Ich habe Sie nicht getäuscht", erwiderte Siegmund. „Gestern und heute sprach ich die Wahrheit, nur habe ich mich selbst getäuscht. So sehr sie auch staunen werden, muß ich doch sagen, daß Sie, liebe Mutter, die unschuldige Ursache dessen sind, was heute vorgegangen."

„Ich?" rief die Herzogin aus. „Wie so?"

„Hätten Sie mich gestern nicht in die Oper geschickt, vielleicht hätte ich Cäcilia v. Chastenay lieben können, vielleicht wäre sie meine Frau geworden."

„Ich habe dich gebeten, dich deutlich auszusprechen; was du mir aber sagst, steigert nur mein Staunen, ohne mir einen richtigen Anhaltspunkt zu geben."

„Sie werden gleich klar sehen."

Und Siegmund erzählte in aller Kürze sein Erlebniß in der Oper.

Madame de la Tour-Baudieu hörte ihn stillschweigend an. Ein leichtes Lächeln verscheuchte allmälig den Trübsinn auf ihrer Stirn.

„Nun, liebe Mutter", fragte Siegmund, nachdem er mit seinem Bekenntnisse zu Ende war, „Sie wissen jetzt Alles, urtheilen Sie selbst. Habe ich mir etwas vorzuwerfen? Bin ich schuldig? Ist meine Verstimmung einer solchen Enttäuschung gegenüber nicht natürlich und zu entschuldigen?"

Statt aller Antwort rief die alte Frau in freudiger Ueberraschung aus:

„Also sie ist schön, dieses junge Mädchen, dieses blonde Kind?"

„Sie ist so schön, daß mir die Worte fehlen, sie Ihnen zu beschreiben. Wenn Engel zur Erde herabstiegen, müßten sie sich in solche Gestalten kleiden", sagte Siegmund.

„Und du liebst sie?"

„Von ganzer Seele, hundertmal mehr als mein Leben."

„Und bist du gewiß, daß hier nicht eine flüchtige Neigung, eine einfache Kaprize zu Grunde liegt?"

„Ich bin zu ernster Natur, um mich Phantasien oder Kaprizen hinzugeben. Die Liebe, die wahre Liebe hat sich in mir geregt. Ich liebe und werde ewig lieben."

Digitized by Google

Nach einer kleinen Pause, während welcher die Herzogin mit sich zu Rathe ging, sagte sie:

„Gut, da es nun einmal so ist, warum sollte das Mädchen, welches dein Herz so mächtig umstrickt hält, nicht auch deine Frau werden? warum sollte ich sie nicht meine Tochter nennen?"

„Wie", rief Siegmund mit vor Freude und Entzücken zitternder Stimme aus, „wie, Sie wollten Ihre Zustimmung geben?"

„Ich will dich glücklich wissen. Ich verlange von der, die ich in unsere Familie aufnehmen will, nicht etwa einen Rang oder ein Vermögen, welche dem deinigen gleichkommen sollen; wenn sie nur einer ehrbaren Familie angehört, wenn ihre Erziehung, ihre Grundsätze und ihr Charakter untadelhaft sind. Vielleicht wird man in unserer Welt sagen, du habest eine unpassende Heirath gemacht. Was kümmert mich aber das, wenn nur diese Heirath dein Glück begründet."

Siegmund erfaßte beide Hände seiner Mutter und bedeckte sie mit zärtlichen Küssen.

„Ach, Mutter", rief er aus, „wie gut sind Sie doch, wie kann ich Ihnen je verdanken, was Sie für mich gethan?"

„Du weißt, daß ich, wo möglich, meinen Willen, meine Wünsche immer den deinigen untergeordnet habe. Es mag sein, daß die Verbindung, welche du mit solchem Entzücken angehen willst, keine glänzende ist, aber ich habe die Ueberzeugung, daß du mir niemals eine Schwiegertochter zuführen werdest, welche unseres Namens unwürdig wäre. Dafür bürgen mir die Achtung und die Verehrung, welche du stets deinen Ahnen und deiner Mutter bewiesen. Jetzt geh', mein Kind, und trachte, morgen den Namen der künftigen Herzogin de la Tour-Vaudieu zu erfahren."

Siegmund umarmte nochmals seine Mutter und verließ den Salon.

Wie wohl leicht zu errathen, brachte der junge Mann die Nacht in großer Aufregung zu. Allerdings hatte die Herzogin-Wittwe ihre Einwilligung gegeben zu einer Verbindung mit der Tochter eines Edelmanns, wenn dieser auch kein Vermögen besäße; aber wußte er, ob die angebetete Blondine auch wirklich einer adeligen Familie angehörte? Und davon war er fest überzeugt, daß seine Mutter niemals zu einer sogenannten Mesalliance die Hand bieten würde.

Dieser Zweifel, diese Ungewißheit verscheuchten jeden Schlaf aus seinen Augen.

Des anderen Morgens um neun Uhr war Siegmund schon im Administrationsbureau der großen Oper, um aus den Vormerkungen des vorigen Tages zu erfahren, wer in der „Stummen von Portici" die Loge Nr. 38 gemiethet hatte.

Nach längerem Warten wurde ihm endlich die Liste vorgelegt, und daraus entnahm er, daß dies eine Jahresloge war, welche der Frau Baronin v. Chanceaux, wohnhaft in der Rue du Montblanc Nr. 21 gehörte.

„Baronin Chanceaux! Zwar hat dieser Name keinen heraldischen Klang, aber er klingt doch ziemlich aristokratisch — das dürfte vielleicht genügen", dachte Siegmund, und stürzte sich in seinen Wagen, um nach der Rue du Mont-Blanc zu fahren.

Um die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft oder der Hausleute nicht auf sich zu ziehen, stieg er ein paar Häuser von Nr. 21 aus. In der Einfahrt angelangt, ging er in die Loge des Hausmeisters.

Die Logen der Hausmeister oder Portiers der guten Stadt Paris thaten sich im Jahre des Heils 1834 nicht sehr durch Comfort und Luxus hervor, wie dies heutzutage in den eleganten Stadttheilen der Fall ist. Die Fauteuils à la Voltaire und die Pianos von Palissander — auf denen das Fräulein Hausmeisterin, eine Elevin des Conservatoires, ihre musikalischen Studien macht — machten sich nur durch ihr Nichtdasein bemerkbar; aber der Hausmeister, wie er heute ist, war er schon damals, und er wird es immer sein — neugierig und habsüchtig — grob und knechtisch — geschwätzig und boshaft ....

Es gibt wohl einige wenige Ausnahmen, diese dienen aber nur dazu, um die Regel zu bestätigen.

„Was wollen Sie?" fragte der Hauscerberus von Nr. 21, höchst unwillig, bei seinem zweiten Frühstück gestört worden sein.

„Die Frau Baronin Chanceaux wohnt wohl in diesem Hause?"

„Im ersten Stock. Aber es ist noch zu früh. Die Frau Baronin empfängt Niemanden vor zwei Uhr."

„Ich habe auch gar nicht die Absicht, mich ihr vorzustellen ...."

„Also was wollen Sie?"

„Einige Auskunft."

Der Hausmeister maß den jungen Mann vom Kopf bis zum Fuße, und rief dann sehr unfreundlich aus:

„Auskunft! Ich gebe keine. Sind Sie etwa von der Polizei? Dann zeigen Sie Ihre Scharpe. Meine Miethsleute schulden Niemandem etwas, sind alle wohlbekannte angesehene Personen. Gehen Sie nur, hier ist kein Auskunftsbureau."

Der junge Herzog fand sich sehr versucht, die Elastizität seines Stockes an den Schultern dieses Flegels zu erproben, er hielt aber an sich, denn er erinnerte sich noch zu rechter Zeit, daß Cerberus — der Portier der Hölle — sich nur durch Honigkuchen zähmen ließ.

Er zog also ein Zwanzig-Francs-Stück aus der Tasche, legte es auf den Tisch und sagte:

„Wenn ich einen Dienst verlange, so bezahle ich ihn auch; da nehmen Sie und antworten Sie mir auf meine Fragen."

Eine Verwandlung in einem Zauberstücke könnte nicht rascher vor sich gehen, als sich die mürrischen Züge des Hausmeisters in wahrhaft freudestrahlende veränderten. Mit der einen Hand nahm er das stereotype schwarzsammtene Käppchen vom kahlen Kopfe, mit der andern ließ er das Goldstück in die Tiefen seiner Tasche verschwinden.

„Man sieht gleich, mit wem man es zu thun hat", sagte er mit einer tiefen Verbeugung. „Wollen Euer Gnaden nur fragen, ich werde möglichst genaue Auskunft geben."

„Die Auskünfte, die ich erwarte, sind ganz unschuldiger Natur. Madame Chanceaux ist wohl aus guter Familie?"

„Ah, das will ich meinen. Sie ist Baronin und empfängt die ganze schöne Welt von Paris."

„Ist sie reich?"

„Ueber einmal hunderttausend Livres jährliches Einkommen."

„Alt?"

„Beiläufig sechzig Jahre alt, aber sehr gut erhalten."

„Ohne Zweifel war der Baron Chanceaux Militär?"

Digitized by Google

„Ich habe mir sagen lassen, er habe zur Zeit des großen Napoleon in der Armee gedient, sei aber schon in den besten Jahren in Folge seiner Blessuren gestorben.“

„Wie“, rief Siegmund aus, „der Baron lebt nicht mehr?“

„Er starb im Jahre 1817 oder 1818.“

„Hinterließ er mehrere Kinder?“

„Nicht ein einziges.“

„Die Baronin hat also keine Tochter?“

„Hat keine und hat niemals eine gehabt — wenigstens habe ich niemals von einer reden gehört.“

Siegmund war über diese Auskunft nicht wenig betroffen, er faßte sich aber schnell und sagte:

„Wissen Sie nicht, ob die Frau Baronin eine Loge in der großen Oper hat?“

„Ja wohl weiß ich das. Erst vorgestern schickte sie das Logenbillet, da sie den Abend nicht in die Oper fahren wollte, einem ihrer Freunde. Ich selbst mußte es ihm hintragen, da der Bediente anderweitig beschäftigt war.“

„Und wie heißt dieser Freund der Baronin?“

„Es ist der Oberst Derieux.“

„Und wohnt?“

„In der Rue Saint-Louis Nr. 14, am Marais.“

„Dieser Oberst hat aber eine Tochter?“

„Ja wohl, ein Fräulein, so hübsch, daß, wenn sie mit ihrem Vater an meiner Loge vorüber geht, es mir immer vorkömmt, als ginge die Sonne erst auf.“

„Blond? nicht wahr.“

„So schön blond, wie man sich's nur vorstellen kann.“

„Also der Oberst und seine Tochter waren vorgestern in der Oper?“

„Ganz sicher — in der Loge Nr. 38, ich habe es auf dem Billete gelesen.“

„Da!“ sagte Siegmund, indem er dem belehrten Hausmeister noch ein Goldstück in die Hand drückte, „nehmt das auch noch.“

„Euer Gnaden, wissen jetzt Alles, was Sie zu wissen wünschten?“

„Alles.“

„Und sind zufrieden?“

„Vollkommen.“

„Ich habe gesagt, was ich wußte und wenn Euer Gnaden in Zukunft noch nähere Auskunft haben wollten, so haben Sie nur mit mir zu befehlen.“

Siegmund verließ die Loge, ohne auf all' das Geschwätz zu hören und ging an seinen Wagen.

„Wohin, Durchlaucht?“ fragte der Bediente, als er den Schlag zumachte.

„Rue Saint-Louis Nr. 14, am Marais“, befahl der junge Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fortschritte der Beleuchtung*).

I.

Luft, Licht und Wasser sind die unerläßlichsten Lebensbedingungen für jedes organische Wesen, und so vor Allem auch für den Menschen. Je volkreicher eine Stadt wird, je lebhafter sich der Verkehr in ihr entwickelt, desto dringender wird das Bedürfniß darnach, desto schwieriger wird es aber auch, dasselbe in genügender Weise zu befriedigen. Was dem Landbewohner in der Regel von selbst zu Theil wird, muß sich der Städter, nachdem er es sich durch seine zusammengebauten Häusermassen, seine, den Boden nach allen Seiten durchziehenden Kanäle verdorben, erst wieder durch künstliche Vorrichtungen verschaffen.

Glücklicherweise hält mit dem zwingenden Bedürfniß die Erfindungskraft und Energie des Menschen gleichen Schritt. Die durch den regen Verkehr und den Wetteifer der Tausende von zusammenlebenden Stadtbewohnern zu höherem Grade gesteigerte Thätigkeit in jeder Art des Erwerbes macht es möglich, die Mittel zu schaffen, mit denen die in Verbindung mit der Wissenschaft vorgeschrittene Technik jene Bedürfnisse auf das Umfassendste zu befriedigen weiß. Mit ihrer Hilfe gelingt es, sich theilweise loszumachen von den Schranken, die dem einfachen Leben des Landmannes durch den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten gezogen sind.

Welche wichtige Rolle in dieser Beziehung das Beleuchtungswesen spielt, brauchen wir nicht hervorzuheben. Auffallend ist nur, wie spät verhältnißmäßig erst demselben die Bedeutung beigelegt wurde, die wir ihm heute zu geben gewohnt sind.

Im ganzen Alterthum war von eigentlicher Stadtbeleuchtung gar keine Rede. Im Innern des Hauses gab die antike Lampe, eine mit Oel gefüllte Schale mit Fuß, über deren Rand ein Docht gelegt wurde, ein Licht, das gegenwärtig auch die bescheidensten Ansprüche nicht mehr befriedigen könnte. Im Mittelalter lernte man die Talg- und Wachskerzen kennen, die Oelbeleuchtung machte technisch kaum Fortschritte. Erst im 16. Jahrhundert zeigen sich Anfänge von Straßenbeleuchtung. Die Unsicherheit der Straßen veranlaßte zuerst in Paris Verordnungen, wonach die Hausbewohner verpflichtet wurden, Laternen vor die Fenster zu stellen. Später stellte man auf Stadtkosten Pechpfannen an den Enden und in der Mitte der Straßen auf; wie wenig aber diese Beleuchtung dem Bedürfniß entsprach, ist daraus zu entnehmen, daß erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts in Paris Gesellschaften auf Spekulation sich bildeten, um Spätlinge mit Fackeln heimleuchten zu lassen. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Beleuchtung mit Straßenlaternen in den größeren Städten Europa's eingeführt.

Einen wesentlichen Fortschritt machte das Beleuchtungswesen erst, als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die neuere Chemie die Vorgänge bei der Verbrennung richtig auffassen lehrte.

Argand führte im Jahre 1789 die Idee aus, über der Flamme der Lampe einen Kamin anzubringen zur Verstärkung des Luftzuges. Zuerst konstruirte er denselben von Eisenblech, später von Glas. Die Flamme wurde dadurch nicht nur glänzender, sondern auch unabhängiger von den Luftströmungen. Durch den röhrenförmigen Docht, in dessen Mitte er dem aufsteigenden Luftstrom Zutritt verschaffte, machte er es möglich, eine weit größere Menge von Licht, als man früher im Stande war, durch eine einzige Lampe zu entwickeln. Der von Argand angebrachte Glaskamin erhielt durch seinen Nachfolger eine weitere Verbesserung, indem er am unteren Theile eingeschnürt wurde, wodurch die aufsteigende Luft genöthigt ward, in das Innere der Flamme einzudringen. Als Carcel auch die sinnreiche Erfindung machte, den Fuß der Lampe als Oelreservoir zu benützen, und von dort die nöthige Menge Oel zur Flamme

*) Die Beleuchtung spielt in dem Leben der Kommune und der Familie eine so wichtige Rolle, daß der vorstehende Artikel, den wir aus der Feder eines Fachmannes, des Herrn Dr. Otto Gmelin erhalten, mit Interesse gelesen werden dürfte.

Digitized by Google

durch ein Pumpwerk emporzuheben, wodurch jeder schädliche Schatten und jede Schwankung im Oelniveau beseitigt werde, war die Konstruktion der Lampe auf dem Standpunkt angelangt, den sie noch heute einnimmt, mit Ausnahme davon, daß wir das schwere Pumpwerk der Carcellampe in unserem „Moderateur" durch eine einfache Feder ersetzt haben, die durch Druck auf einen Kolben das darunter befindliche Oel in die Höhe treibt.

In dieselbe Zeit mit diesen Fortschritten in der Konstruktion der Rüböllampen fallen die ersten Versuche, mit Gas zu beleuchten, die jedoch erst in unserem Jahrhundert zu praktischen Resultaten führten. — Eine Erfindung der neuesten Zeit ist die Anwendung der längst bekannten Erdöle, sowie der mit denselben gleichartigen flüssigen Destillationsprodukte von Kohlenschiefer, Braunkohle und Torf als Beleuchtungsmateriale. Es ist dies ein so wichtiger Fortschritt im Beleuchtungswesen, und vor Allem von so großer ökonomischer Bedeutung für den Einzelnen, wie für ganze Gemeinwesen, um zu rechtfertigen, wenn wir im Folgenden versuchen wollen, das Wesentliche zur Orientirung in dieser Frage zusammenzufassen. — Zum besseren Verständniß wird es nothwendig sein, über die Art der Entstehung des Lichtes bei unseren Beleuchtungsmaterialien einige Worte vorauszuschicken.

Jeder Körper ohne Ausnahme hat die Eigenschaft, wenn er über 500° C. erwärmt wird, Licht auszustrahlen. Dieses Vermögen kommt ihm in um so höherem Grade zu, je feuerfester er ist, d. h. je weniger seine Theilchen geneigt sind, in der Hitze sich zu verflüchtigen, oder was dasselbe ist, in Dampf oder Gas- (Luft-) Form überzugehen. Zu den feuerfestesten Körpern nun, die wir kennen, gehört die Kohle, und diese ist es auch, die bei allen unseren Beleuchtungsmitteln fast ohne Ausnahme als Träger des Lichtes dient. Dieselbe ist brennbar, d. h. sie verbindet sich, wenn sie erhitzt wird, unter Wärme- und Lichtentwicklung mit dem in der Luft enthaltenen Sauerstoff. Durch diese Verbindung entsteht ein luftförmiger Körper, die Kohlensäure, die als farb- und geruchlose Luftart der Beobachtung durch unsere Sinne entgeht, so daß also die Kohle durch die Verbrennung zu verschwinden scheint. — Ein zweites Element, das in keinem der Materialien, die wir zur Beleuchtung verwenden, fehlt, ist der Wasserstoff, der ebenfalls, wenn er erwärmt wird, sich mit dem Sauerstoff der Luft verbindet, d. i. verbrennt, und mit demselben Wasser bildet, das bei der großen Hitze, die durch die Verbrennung entsteht, dampfförmig bleibt, und deshalb ebenso wenig, wie die Kohlensäure bemerkbar wird.

Jedes dieser beiden Elemente, der Kohlenstoff und der Wasserstoff, brauchen bestimmte Mengen Sauerstoff, um sich in Kohlensäure und Wasser zu verwandeln. Unsere sämmtlichen Beleuchtungsmaterialien, mit Ausnahme der Mineralöle und des aus demselben genommenen Paraffins enthalten aber schon eine gewisse Menge Sauerstoff in ihrer Zusammensetzung selbst. Wäre so viel Sauerstoff in ihnen vorhanden, daß die Kohle genug hätte, um Kohlensäure, der Wasserstoff, um Wasser zu bilden, so könnte eine weitere Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft, also ein Verbrennen, nicht stattfinden. Damit wäre auch jede Wärme- und Kohlenentwicklung unmöglich. Je weniger Sauerstoff die Beleuchtungsmaterialien enthalten, desto geeigneter werden sie im Allgemeinen sein, um bei ihrer Verbrennung Licht zu verbreiten. Der Wasserstoff entzündet sich leichter, als die Kohle, braucht mehr Sauerstoff zur Verbrennung und entwickelt größere Hitze; aber er leuchtet als ein luftförmiger Körper sehr schwach, auch bei der höchsten Temperatur; die Kohle glänzt in um so hellerem, weißerem Lichte, je höher sie erhitzt wird.

Betrachten wir irgend eine Flamme, z. B. von Kerzenlicht, einmal näher, so können wir daran ohne Mühe drei wesentlich verschiedene Theile bemerken: einen innern dunklen Kern, eine denselben umgebende, helles Licht ausstrahlende Schichte, und außerhalb derselben eine schmale, mit blasser Färbung leuchtende Hülle. Halten wir ein feines Drahtnetz horizontal in die Mitte des Lichtes, so wird dadurch die Flamme so abgekühlt, daß sie über demselben nicht fortzubrennen vermag, und die drei Schichten des unteren brennenden Theiles erscheinen von oben gesehen besonders deutlich ringförmig begrenzt. Der innere dunkle Theil enthält die Substanzen der Kerze, die vom Docht aufgesaugt, durch die Hitze der Flamme sich verflüchtigen. Dieselben bestehen aus Verbindungen, die reich an Kohlenstoff und Wasserstoff sind. Würde der Sauerstoff gleichmäßig in hinlänglicher Menge mit diesen Stoffen gemischt, so würden dieselben mit schwach leuchtender Flamme verbrennen, da die durch die Verbindung entstehenden Körper, Kohlensäure und Wasser, luft- und dampfförmig sind, helles Licht aber nur dann entsteht, wenn ein fester Körper hoher Hitze ausgesetzt wird. Bei unserem Kerzenlicht dringt die die Flamme berührende Luft von außen an das Innere derselben ein; der Wasserstoff ist leichter entzündlich als der Kohlenstoff, dieser scheidet sich dort, wo noch nicht genügend Luft zu seiner Verbrennung vorhanden ist, aus seiner Verbindung mit dem Wasserstoff pulverförmig aus, und wird durch die Hitze, die der Wasserstoff beim Verbrennen entwickelt, weißglühend. Er würde als schwarzer Staub zu Boden fallen, wenn nicht durch das fortwährende Nachströmen von Luft auch er weiter außen am Rande der Flamme Sauerstoff genug fände, um zu verbrennen und hiemit für das Auge zu verschwinden.

Mit dieser Betrachtung haben wir nun die wesentlichsten Anhaltspunkte, um in jedem einzelnen Falle uns die Vorgänge bei der Beleuchtung zu erklären. Es ist ohne Weiteres klar, daß nur dort, wo Luft in der richtigen Menge gleichmäßig der Flamme zugeführt wird, diese ohne Unterbrechung und ohne zu rußen leuchten kann. Ferner ist dafür zu sorgen, daß der Brennstoff in genügender Menge zur Speisung der Flamme hinzutritt. Dies geschieht beim Leuchtgas durch den vom Gasometer der Fabrik auf dessen Inhalt ausgeübten Druck, bei den Kerzen und Lampen durch den Docht. Während aber dieser bei den ersteren mit dem Abbrennen derselben immer erneuert wird, hat bei den Lampen dasselbe Dochtende während der ganzen Brenndauer die Flamme zu speisen. Das Leuchtmaterial der letzteren muß deshalb möglichst rein sein, d. h. sich vom Dochte möglichst vollständig verflüchtigen, ohne einen Rückstand an demselben zu hinterlassen, der durch Verstopfung seiner Poren ihn des Vermögens berauben würde, das Oel der Flamme zuzuführen. Auch das bestraffinirte Rüböl kann dieser Anforderung nur unvollkommen entsprechen, während gut gereinigte Mineralöle sich beim Erhitzen vollständig in Dampf verwandeln, ohne Kohle am Docht abzusetzen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 48. Mittwoch den 17. Juni 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Während die Pferde in vollem Trabe die Boulevards entlang, nach dem einst aristokratischen, heutzutage aber ganz verfallenen Stadttheil — am Marais genannt — zueilten, wiegte sich der junge Pair in den süßesten Träumen.

Der Oberst Derieux — hatte der Portier gesagt.

Siegmund, irregeleitet durch den Klang dieses Namens, war der sichersten Meinung, dieser Oberst Derieux sei ein Abkömmling der berühmten Familie De Rieux, welche mit den Rohan, der Beaumont und Chateaubriand auf gleicher Stufe stand.

„Wie sehr wird meine Mutter erfreut sein", dachte der junge Mann, „wenn sie erfahren wird, daß die, welche ich liebe, nicht nur wegen ihrer Schönheit, sondern auch wegen ihres nach Jahrhunderten zählenden historischen Adels würdig ist, in die Familie der de la Tour-Vaudieu aufgenommen zu werden."

Der Wagen hielt vor dem bezeichneten Hause an, der Herzog stieg aus.

Dieses Haus mit Nr. 14 war eines jener weitläufigen Hotels, deren man in Paris kaum mehr wo anders, als am Marais oder in dem Faubourg Saint-Germain findet.

Ein monumentales Thor, über welchem ein nach aus der Zeit der Revolution von 1793 her verstümmeltes Wappen prangte, führte nach einem großen düsteren Hof, wo das Gras zwischen dem Pflaster hervorwucherte.

Hinter dem drei Stock hohen Hauptgebäude, welches in viele Wohnungen abgetheilt war, dehnte sich ein großer Garten aus.

In einer Ecke des Hofraumes befand sich die Loge des Portiers, ein kleiner, gutmüthig aussehender, alter Mann, welcher, auf einem niedrigen Stuhle sitzend, eben daran war, seiner schadhaft gewordenen Garderobe etwas nachzuhelfen.

Dieser würdige Alte empfing den jungen Mann mit einer Freundlichkeit, welche gar sehr gegen die mürrische Art seiner Kollegen in der Rue du Mont-Blanc abstach. Mit aller Bereitwilligkeit beantwortete er die an ihn gestellten Fragen.

Aber ach! die ertheilten Auskünfte brachten unsern Helden zur Verzweiflung; alle seine Luftschlösser stürzten mit einem Male über ihn zusammen.

Der Oberst Derieux — und nicht de Rieux — stammte aus einer Familie des Tiers-état und hatte unter Napoleon gedient. Beim Sturz dessen, den die Herzogin de la Tour-Vaudieu den „korsischen Wehrwolf", den „Usurpator" zu nennen pflegte, hatte er seinen Degen in Stücke zerbrochen. Bei allen bonapartistischen Verschwörungen nach dem Jahre 1814 war er betheiligt gewesen, und nur dem mächtigen Einflusse hochgestellter Freunde hatte er es zu verdanken, daß er seine Anhänglichkeit für den großen Kaiser nicht mit seinem Kopfe bezahlen mußte.

Zwischen der Tochter des Obersten und dem Sohne der Herzogin that sich eine unübersteigliche Kluft auf.

Indeß sollte Siegmund aber noch mehr erfahren.

Jean Derieux, der Vater des Obersten, war Advokat und tagte im Konvente als einer der wüthendsten, man möchte sagen, grausamsten Demokraten.

An einem für immer denkwürdigen Tag fügte auch er einen Stein in den blutigen Bau des Tempels der Freiheit, indem er für den Tod Ludwig XVI. stimmte.

Das blonde Mädchen war also die Enkelin eines Königsmörders!

Allerdings konnte man dem armen Kinde das Verbrechen seines Großvaters nicht zum Vorwurfe machen, aber auf seinem Namen haftete ein unauslöschlicher Fleck und auf seiner Stirn glaubte der Herzog ein Blutmal zu sehen.

Vernichtet, verzweifelt, jeder Hoffnung baar, kehrte Siegmund nach dem Faubourg Saint-Germain zurück.

Im Hotel angekommen, eilte er auf sein Zimmer, sperrte die Thüre hinter sich ab, warf sich auf sein Ruhebett und beide Hände vor die Augen haltend, brachte er ein paar Stunden damit zu, seine entschwundenen Hoffnungen zu beweinen, seinem gepreßten Herzen in Thränen Luft zu machen.

Mehr als einmal wurde an seine Thür geklopft — die Herzogin, welche erfahren hatte, daß er schon nach Hause gekommen, ließ ihn zu sich bitten.

Sei es, daß er in seinem Schmerz wirklich nichts gehört hatte, sei es, daß er nur nicht hören wollte, genug, die Boten mußten alle unverrichteter Sache wieder zurückgehen.

Digitized by Google

Endlich ging auch diese Krisis vorüber. Siegmund erhob das Haupt, sah gegen Himmel und rief aus:

„Gott wird mir den Muth und die Kraft verleihen, diese unheilbringende, diese unmöglich gewordene Liebe aus meiner Brust zu reißen. Nur Muth!“

In seinem Vorhaben bestärkt, ordnete Siegmund in aller Eile seine Toilette und ließ sich bei der Herzogin anmelden.

„Was ist denn geschehen?“ rief ihn diese an, ganz erschreckt über seine Blässe und den Ausdruck in seinen Gesichtszügen. „Was bringst du mir Neues?“

„Eine schlechte Neuigkeit, liebe Mutter“, antwortete Siegmund mit schmerzhaftem Lächeln.

„Nun, wieder eine Enttäuschung? Ist etwa dieses Mädchen deiner nicht würdig?“

„Ach nein, aber meine Verbindung mit ihr ist dessenungeachtet nicht weniger unmöglich ...“

„Und warum?“

„Fragen Sie mich nicht, ich bitte Sie, um Ihnen zu antworten, müßte ich in schmerzliche Einzelnheiten eingehen. Es genüge Ihnen, zu wissen, daß jede Hoffnung, meinen Namen derjenigen zu geben, der ich mein Herz geschenkt, verschwunden. Niemals will ich wieder von dieser Liebe sprechen, die niemals in mir hätte aufkeimen sollen.“

„Aber, armes Kind, du wirst darunter leiden“, sagte die Mutter.

„Allerdings wird der Kampf ein schwerer sein, aber was liegt daran, wenn nur der Triumph ein sicherer ist.“

Madame de la Tour-Vaudieu bestand nicht weiter darauf, das Geheimniß ihres Sohnes zu erfahren, auch quälte sie ihn nicht mit den gewöhnlichen Alletagstrostgründen, aber wehe that es ihr sehr, alle Hoffnung aufgeben zu müssen, noch vor ihrem Tode ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen.

Es verstrichen mehrere Tage.

Der junge Mann hielt Wort, er kämpfte mit aller Macht gegen seine Leidenschaft an. Das Resultat dieses Kampfes war aber wohl vorauszusehen. Er unterlag und mußte sich endlich eingestehen, daß jeder Widerstand fruchtlos sei, daß entweder lieben oder sterben müsse.

Wenn man aber liebt, will man auch leben, selbst im Falle einer hoffnungslosen Liebe.

Dem Schwimmer gleich, den seine Kräfte verlassen, und der sich der Strömung willenlos hingeben muß, überließ sich auch Siegmund der Allgewalt seines Schicksals.

Einmal auf dem Wege des Nachgebens, wurde er auch immer nachsichtiger gegen sich selbst. Er begnügte sich nicht mehr mit der geistigen Anschauung, er wollte das blonde Kind auch in Wirklichkeit sehen.

Viele Stunden verbrachte er in einem Miethwagen, die Vorhänge halb zugezogen, dem Thore des Hotels am Marais gegenüber.

Zuweilen fuhr das junge Mädchen mit seinem Vater nach dem Bois de Boulogne. Dort stiegen sie aus und promenirten in den schattigen Alleen. Siegmund folgte ihnen von weitem.

Zuweilen, aber seltener, verließ das Fräulein in Begleitung eines Kammermädchens das Hotel und ging nach dem Place Royale, wo es mit sichtlichem Vergnügen den Kindern zusah, wie sie sich im Spiele aller Art ergötzten.

Eines Morgens, während der junge Pair wieder auf der Lauer stand, erschien Mademoiselle Derieux in Gesellschaft einer starken Frau in zweifelhaftem Alter, deren gemeines Gesicht und nich's weniger als geschmackvolle Toilette unserem Helden höchst sonderbar vorkam.

„Unmöglich“, sagte er zu sich selbst, „kann diese Frau mit dem ordinären Aussehen die Mutter dieses lieblichen Kindes sein.“

Mademoiselle und ihre Begleiterin machten verschiedene Einkäufe und gingen dann wieder in das Hotel zurück.

Siegmund verlor sie nicht aus den Augen, und nachdem er sie zu Hause wußte, beauftragte er einen Kommissionär, der an der Straßenecke stand, nähere Erkundigungen über die dicke Frau einzuholen, die eben in's Hotel gegangen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fortschritte der Beleuchtung.

II.

Gehen wir nun näher auf die Beschreibung der Mineralöle und der hiefür verwendeten Lampen ein. Sämmtliche Mineralöle, sie mögen nun aus Oeffnungen im Erdboden geschöpft oder künstlich in Retorten erzeugt werden, werden als sogenannte Rohöle gewonnen, und müssen durch Behandlung mit Säuren und Laugen und wiederholte Rektifikation von den verunreinigenden Stoffen befreit werden, die nicht nur einen widerlichen Geruch verbreiten, sondern auch durch Verkohlung des Dochtes den Lichteffekt der Lampe nach kurzer Brennzeit herabmindern würden. Ein gut raffinirtes Mineralöl darf nur schwach gefärbt sein, durch Stehen an der Luft nicht nachdunkeln, keinen brenzlichen Geruch entwickeln, und beim Brennen der Docht nur äußerst wenig verkohlen. Man unterscheidet von Mineralölen zwei wesentlich verschiedene Gattungen, ein leichtes, leichtflüssiges und leichtflüchtiges, fast farbloses Oel, das Photogen, und ein schweres, dickflüssiges, weniger flüchtiges, gelbgefärbtes Oel, das Solaröl. Als Grenze beider Arten kann man das spezifische Gewicht 0.830 annehmen, wenn das des Wassers gleich 1.000 gesetzt wird.

Noch vor wenigen Jahren war fast ausschließlich das Photogen bekannt, das unter den verschiedensten Benennungen als Photogen, Hydrokarbür, Gasöl, Naphta, Petroleum im Handel vorkam. Die Leichtigkeit, mit der dasselbe sich bis zu bedeutender Höhe im Dochte aufzog, machte die Konstruktion der Lampen sehr bequem, indem man den Oelbehälter in den Fuß der Lampe verlegen konnte. Jedoch bald machten sich auch die schlechten Eigenschaften unangenehm bemerkbar. Vor Allem war es die Feuergefährlichkeit, die nicht mit Unrecht einen großen Theil der Konsumenten von dem Gebrauche dieses Oeles abhielt. Mit der großen Flüchtigkeit desselben ist ferner noch die Eigenschaft unvermeidlich verbunden, sich in dem Raume, in dem es gebrannt wird, dampfförmig zu verbreiten, mithin durch Geruch bemerklich zu machen.

Das Solaröl brennt nicht in den Lampen, wo das Oelreservoir tief unter dem Orte der Verbrennung liegt. Da man dasselbe auch nicht, wie das Rüböl im Moderateur, zur Flamme aufpumpen kann, indem es durch Ueberfließen über das Dochtrohr sich erhitzen und verflüchtigen würde, so muß das Oelreservoir dicht unter die Brennöffnung gelegt werden, wodurch ein starker und breiter Schatten

Digitized by Google

derselben nach unten geworfen wird. Derselbe läßt sich vermindern durch eine über die Flamme gestürzte Milchglaskugel, die die Strahlen auffängt und nach allen Richtungen hin zerstreut, oder fast ganz aufheben durch Anbringen eines Schirmes über der Flamme, der die Strahlen in der Weise zurückwirft, daß sie sich unterhalb des Oelreservoirs kreuzen. Das Solaröl hat auf der andern Seite vor dem Photogen den großen Vorzug, daß es nicht feuergefährlich ist, d. h. für sich, ohne Docht, durch Nähern eines brennenden Körpers nicht entzündet werden kann, und bei Reinhaltung der Lampe in dem Raume, wo letztere aufgestellt ist, keinen Geruch verbreitet. Diese entschiedenen Vorzüge hatten die Folge, daß man nun, während Anfangs nur das Photogen als für Lampenbeleuchtung brauchbar angesehen und das schwere Oel weggeschüttet wurde, bereits die schweren Oele mit Vorliebe verwendet, die in vielen Gegenden Amerikas, Englands und Deutschlands bereits die Moderateurs fast vollständig verdrängt haben.

Der Grund, warum sich die Mineralöle überall, wo man den Fortschritten der Industrie aufmerksam folgt, so rasch Eingang verschafft haben, ist ein doppelter, erstens die Schönheit des Lichtes und zweitens seine Billigkeit.

Wir haben früher gesehen, daß eine Flamme um so helleres weißeres Licht ausstrahlt, je höher die Temperatur derselben ist, und je mehr Kohlenstoff weißglühend wird. Diese beiden Bedingungen vereinigen sich in der Mineralölflamme auf das Günstigste, da alle Mineralöle nur aus Wasserstoff und Kohlenstoff bestehen. Wasserstoff ist genug vorhanden, um eine sehr hohe Hitze zu erzeugen, und Kohlenstoff scheidet sich in hinlänglich großer Menge aus, um eine sehr stark leuchtende Flammenhülle zu bilden. Er würde in einer gewöhnlichen Rüböllampe nicht hinlänglich Luft zugeführt erhalten, um vollständig zu verbrennen. Die Mineralöllampen sind deshalb alle so eingerichtet, daß eine weit größere Menge Luft sich mit der Flamme mischt, als es beim Rüböl oder Leuchtgas der Fall ist, weil beim Mangel an Sauerstoff im Leuchtmaterial selbst die Verbrennung, d. h. die Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft, weit vollständiger geschehen muß.

Diese vollständigere Mischung mit der Luft wird auf zwei verschiedene Arten zu erzielen gesucht. Bei den älteren Lampen befestigte man in der Mitte des Dochtrohres der Argand'schen Brenner über der Flamme ein Metallplättchen auf einem Drahtstifte, das die Flamme zwang, daran vorüber scharf auswärts zu brennen. Der von unten aufsteigende Luftstrom findet so leichter Gelegenheit, mit der in ihn hineinragenden Fläche der Flamme sich zu mischen, die Flamme wird kurz, glänzend weiß und rußfrei. Gegenwärtig sind diese sogenannten Flammentheiler wieder so ziemlich verschwunden. Sie haben das Unangenehme, durch die von ihnen zurückgestrahlte Wärme den Docht rasch zu verkohlen und dadurch die Flamme nach kurzer Brennzeit schwächer leuchtend zu machen. Auch können sie leicht aus der richtigen Lage gebracht werden, oder verloren gehen, wodurch dann die Lampe gänzlich unbrauchbar wird.

Gegenwärtig wird fast allgemein der oben angegebene Zweck dadurch zu erreichen gesucht, daß man den äußeren Luftstrom zwingt, in die Flamme seitwärts einzudringen. Dies geschieht entweder durch ein stark eingeschnürtes Glas, dessen Verengung wenige Linien über das Ende des Dochtrohres gestellt wird, oder wird die Verengung nicht durch das Glas, sondern durch eine über das Dochtende gestellte, oben ausgeschnittene Metallkapsel hergestellt. Letztere Einrichtung ist für Runddochte und Flachdochte gleich anwendbar, und hat den Vortheil, das Glas, das gerade oder ausgebaucht sein kann, gegen Zerspringen zu schützen. Es ist das die Form, die in Amerika und England ganz allgemein für die Petroleumlampen in Anwendung ist.

Diese Vorrichtungen haben zur Folge, daß gut raffinirte Mineralöle eine ruhige blendend weiße Flamme ohne Geruch und Ruß entwickeln, die in fast gleicher Intensität vom Anzünden bis zur vollständigen Verzehrung des Oelvorrathes anhält.

Von vielleicht noch größerer Bedeutung aber für die Zukunft dieser Beleuchtungsmaterialien ist ihre außerordentliche Billigkeit, in der sie in den meisten Fällen sogar dem Leuchtgas voranstehen. Was das Licht kostet, wird in der Technik in folgender Weise festgesetzt. Man nimmt die Kerze einer bestimmten Fabrik, die eine gewisse Menge Licht entwickelt, und vergleicht damit die zu untersuchende Lampe oder Gasflamme. Indem man entweder die durch einen Stift erzeugten Schatten oder die durch beide Lichtquellen beleuchteten Flächen nebeneinander ansieht, und das stärkere Licht so weit entfernt, bis beide Lichtquellen denselben Effekt haben, kann man mit Zuhilfenahme einer einfachen Rechnung mit ziemlicher Schärfe feststellen, wie viel Mal das eine Licht stärker ist, als das andere. Nun braucht man nur noch zu bestimmen, wie viel Material jede der beiden Lichtquellen während der Stunde Brennzeit verzehrt, so hat man alle Daten zur Vergleichung. Nennt man die Menge Licht, die eine solche sogenannte Normalkerze während einer Stunde Brennzeit entwickelt, eine Lichteinheit, so hat man einen Maßstab, um die verschiedensten Leuchtmaterialien zu vergleichen, indem man berechnet, was bei jedem derselben obige Lichtmenge oder Lichteinheit kostet. Es konsumirt nämlich per Brennstunde: Eine Kerze 0.019 Zollpfund, eine Rübölmoderateurlampe von 14''' Dochtbreite 0.090, eine Minerallampe von derselben Dochtbreite 0.070, eine Gasflamme für Straßenbeleuchtung 4.5 Kubikfuß. An Lichteinheiten entwickelt erstere 1.0, die zweite 9.0, die dritte 11.0 und die letzte 12.0, es kostet somit die Brennstunde 1.425 — 2.88 — 1.54 und 2.25 kr., und die Lichteinheit kostet für die betreffenden Brennstoffe der angegebenen Reihenfolge nach 1.425 — 0.32 — 0.14 und 0.19 kr. Hiebei sind als Preise angenommen für das Pfund Stearinkerzen 75 kr., für das Pfund Rüböl 32 kr., das Pfund Mineralöl 22 kr., 1000 Kubikfuß Gas 5 fl. Zu berücksichtigen ist noch, daß für Leuchtgas das allergünstigste Verhältniß angenommen wurde, was in der Praxis wegen Unvollkommenheit der Brenner und Ungleichmäßigkeit des Druckes nur selten erreicht wird. Halten wir uns an die gewöhnliche Annahme, daß eine Flamme von fünf Kubikfuß Konsum per Stunde ein Licht von 10 Kerzen entwickelt, so stellen sich die Kosten der Lichteinheit auf 0.25 Kreuzer oder fast das Doppelte von den Kosten des Mineralöls.

Die ökonomische Bedeutung dieses Beleuchtungsmittels besonders für große Gemeinwesen dürfte besonders dort gewürdigt werden, wo mit Rücksicht auf die Bauart der Städte die Anlage von Gasanstalten wegen der für die benöthigte Zahl der Flammen verhältnißmäßig großen Ausdehnung der Gasleitungen erschwert wird. Anfänglich machte für Beleuchtung im Freien die Empfindlichkeit der Mineralölflamme gegen heftigen Luftzug schwer zu überwindende Schwierig-

Digitized by Google

leiten. In neuerer Zeit ist es gelungen, durch gute Laternenkonstruktion diesem Uebelstande vollständig abzuhelfen, so daß die Flamme im heftigsten Winde ruhig mit unverminderter Helligkeit fortbrennt. Da die Flamme von einem Cylinderglase eingeschlossen ist, hat überdies die Anbringung von Reflektoren in der Laterne, die die ganze entwickelte Lichtmenge dorthin werfen, wo dieselbe gewünscht wird, keinerlei Schwierigkeiten. Bei der Jugend dieser Industrie ist es begreiflich, wenn sich in der Praxis noch mancherlei Anstände zeigen; doch wird mit dem rasch zunehmenden Konsum die Kenntniß der Oele und der Lampen bald allgemeiner werden, und damit auch die Gefahr verschwinden, daß die Unbekanntschaft der Konsumenten mit diesen Stoffen durch schwindelhafte Anpreisung schlechter Produkte ausgebeutet werde.

Warschauer Polizeigeschichten.

S. Der internationale Kongreß europäischer Polizeispione fand, wie aus Warschau mitgetheilt wird, im Monate März in Warschau statt. Der Zweck, den diese Doktoren der geheimen Wissenschaften verfolgten, war, über Einladung der russischen Regierung die Mittel zu berathen, wie das geheime Nationalkomite und seine Verzweigungen entdeckt werden könnten. Das freie Britannien stellte zu diesem Kongresse seinen Abgeordneten nicht minder, als das napoleonische Frankreich. Preußen, stets gefällig gegen Rußland, sandte ihrer Zwei. Welches Resultat diese Herren erzielten, ist vor der Hand unbekannt; daß sie nicht viel ausrichteten, beweist die unermüdete und ungestörte Thätigkeit der Nationalregierung. Nichtsdestoweniger bleibt dieser Polizeikongreß ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit. Unmittelbar, nachdem die Männer der Ordnung in Warschau eintrafen und eine Berathung gehalten hatten, löste sich die Versammlung in einzelne Komité's auf, von denen jedes selbständig, ohne mit dem andern in Berührung zu kommen, seine Nachforschungen betreiben sollte. Die strengste Verschwiegenheit wurde Allen zur Pflicht gemacht. Die Fäden dieser neugebildeten Komité's, deren Existenz natürlich der Bevölkerung unbekannt blieb, ruhten in den Händen der obersten russischen Leitung. Der französische General Monchard war der Erste, der triumphirte; er glaubte mit Sicherheit, die Verschwörung entdeckt zu haben. Alle Andeutungen, die er gab, machten sogar die Sache sehr wahrscheinlich. Die unerläßlichen Vorkehrungen wurden getroffen. Die Kirche, in welcher, wie man glaubte, die nächtlichen Versammlungen der Nationalregierung stattfinden, sollte von bewaffneter Macht überrumpelt und die Meuterer nebst allen ihren Papieren in Beschlag genommen werden. Großer Jubel herrschte im großfürstlichen Palaste, und der Sohn der „großen" Nation träumte schon vom Wladimir-Orden erster Klasse. Aber, o Schrecken! Beim Lichte besehen ergab sich, daß nicht das polnische Nationalkomite, sondern das englische „Komite der Sicherheit" von dem Franzosen entdeckt worden war. In der genannten Kirche hatte der englische Späher seine Leimruthen aufgestellt und der übel unterrichtete Franzose hatte die Engländer anstatt der daselbst vermutheten Polen ergriffen. Der Franzose war vor Aerger außer sich, dieser wurde noch mehr gesteigert, als er, dessen Existenz in Warschau angeblich Niemand ahnte, von dem geheimen Polizeichef des Nationalkomite's nachfolgendes Schreiben erhielt:

„Ich habe von Ihnen, Herr Kollega, persönlich erfahren, welche Wege Sie einzuschlagen gedenken, um die rechtmäßige, polnische Nationalregierung zu entdecken. Die Mittel, die Sie anwenden, führen weder Sie, noch Ihre andern Genossen zum Ziele. Bedürfen Sie eines Beweises dafür, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, so erbitten Sie sich morgen Früh beim Markgrafen Wielopolski eine Audienz; aus seinem Munde werden Sie Dinge erfahren, die Sie überraschen werden. Gez. der geheime Polizeichef des Nationalkomite's."

Mit diesem Schreiben in der Tasche erschien der Franzose beim Markgrafen. Wielopolski war sehr verstimmt. „Sie wollen abreisen", fragte er den Franzosen, „ohne hier etwas ausgerichtet zu haben?"

„Ich denke, nicht abzureisen."

„Es wurde mir soeben ein Schreiben des Nationalkomite's überbracht, in welchem mir mitgetheilt wird, Sie hätten einen Brief nach Paris geschrieben, in welchem Sie mich bei Ihrer Regierung bitter verleumdeten; Sie sprachen den Verdacht aus, daß ich meinen Herrn verrathe."

„Das ist eine Unwahrheit, eine Verleumdung", rief entrüstet der Franzose.

„Möglich", sagte Wielopolski, „warten wir, ob die weitern Enthüllungen eintreffen werden; denn mein Schreiben sagt ferner, daß heute um 10 Uhr Instruktionen dieses Inhaltes — der Marquis überreichte hierbei dem Franzosen ein beschriebenes Blatt — eintreffen werden."

Der Franzose staunte. Punkt 10 Uhr waren die Originalinstruktionen aus Paris in seinen Händen. Das Nationalkomite hatte dieselben also früher aus Paris erhalten, als der Franzose, welcher in Folge dessen alsogleich Warschau verließ.

Großfürst Konstantin empfängt täglich die ausländischen Zeitungen in einem an ihn adressirten versiegelten Packete, das nur er allein eröffnet, da er strenge darauf hält, daß ihm keine Nachricht von Bedeutung, wie so oft geschehen, unterschlagen werde. Die österreichischen Zeitungen erfreuen sich seiner besonderen Aufmerksamkeit. Eines Tages trifft das Packet ein, wird eröffnet und die Blätter werden einzeln bezeichnet. Alles wird in bester Ordnung gefunden. Die Zeitungen enthalten wenig Neues — doch, da entdeckt er die neueste Nummer des „Ruch" (des gedruckten Journals der Nationalregierung) vom selben Tage. Wie kam das Blatt in ein Packet, das vom Auslande wohl versiegelt, eingesendet wurde? Alle Nachforschungen blieben resultatlos.

„Wenn diese Wirthschaft noch länger so fortgeht", soll der Großfürst ausgerufen haben, „dann sind wir geschlagen und hätten wir auch zehn Armeen. Alle unsere Truppen nützen uns nichts, so lange uns nicht die Entdeckung dieser Nationalregierung gelingt."

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magnus.

Digitized by Google

k. Hof- und Staatsbibliothek München
1 N. Würzb. Ztg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 49. Sonntag den 21. Juni 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Nach ein paar Minuten kehrte der Abgesandte zurück und berichtete, daß diese Frau Madame Amadis heiße, daß sie Wittwe und sehr reich sei, daß sie sehr zurückgezogen lebe und den ersten Stock des Hotels bewohne, dessen zweiten Stock der Oberst Derieux innehabe.

Mr. de la Tour-Vaudieu hatte nun nur einen Gedanken, nämlich sich auf irgend eine Art dem Fräulein Derieux zu nähern. Aber wie das zu Stande bringen?

Unter welchem Vorwand konnte sich Siegmund beim Obersten Derieux vorstellen lassen?

Der Zufall, dieser Gelegenheitsmacher in den meisten Dramen, welche hiernieden abgespielt werden, legte sich auch hier in's Mittel.

Eines Abends war Siegmund in der Oper. Von seinem Sitze aus bemerkte er in einer Parterreloge eine sonderbare Gestalt, die er schon irgend einmal wo gesehen haben mußte. Diese Gestalt gehörte einer Frau an, klein und stark, geschminkt bis in's Lächerliche, angethan mit einem schreiend gelben Seidenkleid, mehr ausgeschnitten als überhaupt angezeigt war. In den Haaren, deren Blauschwarz jedem Chemiker als die beste Reklame hätte dienen können, wiegten sich rothe und weiße Federn. Eine schmale Goldkette mit einem großen Diamanten in der Mitte umfing ihre Stirn. Die Büste zierte ein kostbarer Schmuck von Topasen. Die Arme, vom Handgelenke an bis zum Ellbogen, waren in einen Panzer von Bracelets geschlagen.

Siegmund richtete sein Opernglas auf diese Loge und erkannte in dieser Gestalt die kleine dicke Frau, welche er vor ein paar Tagen in Begleitung der Mademoiselle Derieux aus dem Hotel der Rue Saint Louis hatte gehen gesehen, und welche sich Madame Amadis nannte.

Kaum war die Oper zu Ende und der Vorhang gefallen, so verließ Siegmund seinen Sitz und eilte nach der Vorhalle, wo Madame Amadis, eingehüllt in Wolken von Mousselin und nach allen Wohlgerüchen Indiens duftend, eben auch ihren Einzug hielt.

Ein reich galonnirter Bediente in einer höchst auffallenden Livree drängte sich durch die Menge.

„Nun, Domingo", rief ihm Madame Amadis mit lauter Stimme zu, „warum rufst du meinen Wagen nicht?"

„Gnädige Frau, der Johann konnte nicht anspannen, denn der Wagen...."

„Was ist's mit dem Wagen?" fiel ihm Madame Amadis in die Rede, „ich will nicht hoffen, daß an meinem Wagen etwas geschehen sei. — Ein ganz neuer Wagen, der mich viertausend Francs gekostet! Was ist geschehen?"

„Nichts von Bedeutung. Die Deichsel ist gebrochen."

„Dieser Johann ist ein Tölpel, ein Trunkenbold, den ich morgen aus dem Hause jagen werde. — Wie soll ich denn jetzt nach Hause kommen? Glaubst du, ich solle hier schlafen?"

„Ich will gleich nach einem Fiaker laufen."

Diese paar Worte übten eine wunderbare Wirkung auf die kleine Frau aus.

„Einen Fiaker!" rief sie in höchster Entrüstung aus. „Für wen hältst du mich, daß du dich unterstehst, einer Dame meines Standes einen solchen Vorschlag zu machen? Einen Fiaker!"

„Aber, gnädige Frau!"

„Kein Aber — nehme du dir einen Fiaker und hole meinen Wagen, gebrochen oder nicht."

Und die sonderbare Gestalt fächelte sich mit ihrem großen Fächer Luft zu, um die Aufregung niederzuschlagen, welche die bloße Zumuthung, sie solle in einem Fiaker nach Hause fahren, in ihr hervorbrachte.

Ohne sich darum zu kümmern, ob er in den Augen seiner Bekannten für ein Original oder für einen Narren gelte, näherte sich Siegmund der Madame Amadis und sagte mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit eines großen Herrn:

„Es ist sehr zu fürchten, Madame, daß Sie auf Ihren Wagen sehr lange werden warten müssen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen mein Coupé zur Verfügung stelle..."

Madame Amadis wendete sich mit jugendlicher Behendigkeit gegen ihn und erwiderte mit honigsüßem Lächeln auf ihren Lippen und verführerischen Blicken in ihren Augen:

„Wie, mein Herr, Sie wollten mir wirklich Ihren Wagen überlassen? Sie kennen mich ja gar nicht."

„Was thut das zur Sache. Jeder Mann von Welt würde dasselbe thun, wenn er sähe, daß eine Dame sich in Verlegenheit befindet. Darf ich um Ihren Arm bitten und Sie bis an den Wagen begleiten?"

Sie legte ihre breite Hand, deren kurze und dicke Finger mit jedem Augenblick die feinen Handschuhe zu zersprengen drohten, in seinen Arm und sagte mit süßer Stimme:

Digitized by Google

„Es ist unmöglich, einen Antrag abzuweisen, der mit solcher Liebenswürdigkeit gestellt wird."

Siegmund gab seinem Bedienten ein Zeichen; dieser sprang vor, öffnete den Schlag und hob Madame Amadis in den Wagen.

„Wollen Sie mir gütigst sagen", fragte der junge Mann, „wohin Sie der Wagen fahren soll?"

„Rue Saint-Louis Nummer 14, am Marais", antwortete die Dame.

Siegmund rief dem Kutscher die Adresse zu, dann verneigte er sich und sagte:

„Jetzt, meine Gnädigste, habe ich die Ehre, mich Ihnen bestens zu empfehlen."

„Wie", rief Madame Amadis aus, „Sie wollen nicht mit in den Wagen kommen?"

„Wenn Sie erlauben."

„Das wollte ich meinen! Mit dem allergrößtem Vergnügen."

Siegmund stieg ein und der Wagen fuhr im scharfen Trabe die Boulevards entlang.

Während der Fahrt bot Siegmund alle seine Liebenswürdigkeit auf, um auf seine Nachbarin den möglichst besten Eindruck hervorzubringen, was ihm auch über alle Erwartung gelang. Denn als der Wagen im Hotel in der Rue Saint-Louis anhielt, war die kleine dicke Frau schon im höchsten Entzücken über ihren geistreichen, allerliebsten Kavalier.

Siegmund stieg der erste aus und reichte seiner Dame die Hand, um ihr aus dem Wagen zu helfen.

Nun wollte er sich empfehlen, sie ließ aber seine Hand nicht los und sagte:

„Mein Herr, werden Sie meine Indiskretion entschuldigen, wenn ich es wage, eine Frage an Sie zu stellen?"

„Ich werde mich glücklich schätzen, Ihrem Wunsche nachzukommen."

„Nun, ich brenne vor Begierde, den Namen desjenigen zu erfahren, der mit wahrhaft chevalereskem Manier sich mir gegenüber benommen. Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe, zu sprechen?"

„Madame, ich erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen als den Herzog de la Tour-Baudieu", antwortete Siegmund in aller Bescheidenheit.

Madame Amadis war vor freudigem Staunen einer Ohnmacht nahe. Eine herzogliche Equipage hatte sie nach Hause geführt. „Ah, kann denn kein Glück vollkommen sein", dachte sie, „muß jetzt gerade gar Niemand auf der Straße sein, um Zeuge meines Triumphes zu sein!"

„Durchlaucht! welche Ehre . . ." stammelte sie.

Siegmund fiel ihr aber in die Rede und sagte:

„Meine Gnädigste, es war mir eine Ehre und ein Vergnügen, mich Ihnen gefällig beweisen zu können. Dürfte ich mir wohl die Erlaubniß erbitten, Ihnen ehestens meine Aufwartung zu machen?"

„Wie können Sie doch nur fragen! Euer Durchlaucht werden mir immer auf's Herzlichste willkommen sein."

Mit einer Verbeugung und mit den Worten: „Ich werde nicht säumen, von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen", erwiderte der junge Mann diese „Gunstbezeigung".

Madame Amadis rief ihm noch ein „sans adieu!" zu.

Der Wagen mit dem herzoglichen Wappen war schon um die Ecke der Straße verschwunden und Madame Amadis stand noch immer am Thore.

Endlich ging sie in's Haus und erzählte zuerst dem Hausmeister, dann all' ihren Leuten, daß der Herzog de la Tour-Baudieu sie selbst in seinem eigenen Wagen, mit seinen eigenen Pferden, durch seinen eigenen Kutscher nach Hause gefahren habe.

Vor freudiger Aufregung konnte sie die ganze Nacht über kein Auge schließen, und als sie des Morgens einschlummerte, schwebte noch immer der herzogliche Wagen mit Roß und Mann vor ihrer Seele.

Zehntes Kapitel.

Madame Amadis spielt in unserem Drama eine nicht ganz unbedeutende Rolle, es wird daher nothwendig sein, unsere Leser etwas näher in die Vergangenheit dieser Dame einzuweihen.

Im Jahre 1785 geboren, Tochter eines anonymen Vaters und einer Wäscherin vom Place Maubert, hatte Flora Cephise Rosalba Petois im Augenblicke, als unsere Erzählung beginnt, ihr fünfzigstes Jahr erreicht.

Als Kind war die kleine Flora so hübsch, daß die Munizipalität des Quartier Maubert sie durch Stimmeneinheit für die Rollen der Grazien und Amouretten bei allen Volksfesten auserkor, welche die Republik zur Verherrlichung ihrer Errungenschaften veranstaltete.

Die Triumphe, welche das Kind bei solchen Gelegenheiten feierte, brachten ihr einen Ekel gegen das mütterliche Gewerbe bei.

Sie wollte ihre Jugend durchaus nicht am Waschtroge verbringen, und wenige Tage, nachdem Flora ihr fünfzehntes Jahr erreicht hatte, war sie eines schönen Morgens plötzlich verschwunden.

Das Verschwinden eines hübschen Mädchens machte in der Umgegend des Place Maubert gar kein Aufsehen, selbst die Mutter ging darüber ganz leicht hinweg.

„Die Kleine ist nicht dumm, sie wird schon ihr Glück machen", sagte sie. „Die Welt ist groß. Glückliche Reise!"

Wir wollen die schöne Flora nicht weiter verfolgen auf all' ihren Kreuz- und Querzügen durch ihre vielbewegte Jugend.

Im Jahre 1810, also im Alter von fünfundzwanzig Jahren, finden wir sie wieder, weniger frisch, als mit fünfzehn Jahren, aber hübscher, und die erklärte Favoritin eines jener Lieferanten, welche in dieser Kriegsepoche durch Nichtliefern sich so kolossale Vermögen zusammengestohlen hatten. Von einem seiner Mitschuldigen denunzirt, mußte er den größten Theil des Diebstahles wieder zurückersetzen, allein von den sechs Millionen, die er besaß, blieb ihm doch noch eine runde Million.

Gezwungen, dem fabelhaften Luxus zu entsagen, und da er den Gedanken nicht fassen konnte, von dem Weibe abzulassen, welches er anbetete, entschloß er sich, es durch eheliche Bande an sich zu fesseln.

Flora willigte ein und heirathete den Lieferanten. Zu ihrer Ehre sei es gesagt, daß sie ihn glücklicher machte, als er es verdiente, und daß sie ihn bei weitem weniger betrog, als es ihre früheren Gewohnheiten erwarten ließen.

Im Jahre 1825 — nach vierzehn Jahren einer exemplarischen Ehe — ward Flora Wittwe ohne Kinder mit einer Rente von fünfzigtausend Livres.

Sie dachte nicht mehr an eine zweite Heirath und richtete sich ihren Haushalt mit allem Comfort ein.

Digitized by Google

Ihr verstorbener Mann hatte zwei Namen: Amadis Taryaillot.

Die Wittwe fand den zweiten lächerlich, legte ihn daher ab und nannte sich ganz einfach Madame Amadis.

Nach dem Trauerjahre führte sie wieder ihr Leben von ehedem, besuchte die Oper, sah oft Leute bei sich, lebte mit einem Worte auf sehr anständigem Fuße. Die Vorliebe für Romane hatte sie auch in ihre Wittwenschaft hinübergezogen.

Seit vier Jahren wohnte sie in einem Hotel der Rue Saint-Louis.

Der Oberst Derieux, welcher ein Jahr nach ihr in dasselbe Hotel gezogen war, wußte von der Schattenseite ihrer Vergangenheit gar nichts und vertraute ihr, nichts Böses ahnend und da er in ihr eine zwar etwas grüne, aber im Grunde sehr ehrenwerthe Frau zu erkennen glaubte, ohne alles Bedenken seine Tochter an.

Sich Madame Amadis, welche das Fräulein Derieux kannte, nähern, war für Siegmund eine Lebensfrage geworden.

Schon am andern Tage gegen drei Uhr erschien der junge Pair von Frankreich im Hotel der Rue Saint-Louis.

In Voraussicht dieses Besuches hatte Madame Amadis dem Kutscher und dem Bedienten schon den gemessensten Befehl gegeben, die große Livree anzuziehen, und sich unter keinem Vorwande aus dem Vorzimmer zu entfernen.

Sie selbst hatte sich in den höchsten Staat geworfen und sich allen Schmuck hinaufgehangen, der nur auf ihrer Person Platz hatte. Nachläßig auf einen Divan hingegossen, studirte sie, einem großen Ankleidespiegel gegenüber, die reizendsten Attituden ein, und übte sich in den kokettesten Minauderien, welche der Spiegel in aller Resignation wieder zurückgab. Kurz, sie bestrebte sich, dem Gaste würdig zu erscheinen, den sie mit Ungeduld erwartete.

Des jungen Mannes Besuch dauerte ziemlich lange...

Nachdem er Madame Amadis eine gute Weile von ihrem seligen Manne, von ihrer frühzeitigen Wittwenschaft und von sich selbst hatte reden lassen, führte er mit aller Geschicklichkeit das Gespräch auf dasjenige, was ihn allein interessirte: auf den Oberst Derieux und seine Tochter.

Da erfuhr er nun, daß Mademoiselle Derieux Esther heiße, daß sie sechzehn Jahre und einige Monate alt und äußerst gut und liebenswürdig sei, daß sie ein sehr trauriges Leben an der Seite ihres Vaters, eines sehr ehrenhaften, aber doch sehr schroffen alten Mannes, verbringe, u. dgl. m.

„Sie begreifen wohl", fuhr Madame Amadis fort, „daß das keine Existenz ist für ein armes Kind von sechzehn Jahren. In ihrem Alter und engelschön wie sie ist! Wenn Sie sie je sehen sollten, werden Sie bezaubert sein. In ihrem Alter liebt man wieder die Jugend, immer unter alten brummigen Leuten sein, wird Einem auch in der Länge zu viel. Mich dauert die arme Esther; ich gebe mir auch alle Mühe, sie zu zerstreuen und aufzuheitern. Des Nachmittags kommt sie öfter zu mir, auch manchmal des Abends, wenn der Oberst ausgeht, oder mit seinen alten Haudegen eine Pfeife raucht. Es ist ein wahres Glück für die Kleine, daß ihr Vater sich in dieses Haus gezogen, denn ohne mich müßte sich ja die Aermste zu Tode langweilen."

„Wie Sie doch so gut sind!" rief Siegmund aus, denn er sah in Madame Amadis den Schutzengel der Mademoiselle Derieux; „welch ein unvergleichliches Herz...."

Die dicke Frau nahm dieses Lob als wohlverdient hin und sagte mit einer gewissen Selbstgefälligkeit:

„Ich bin nun einmal so, ich kann nicht sehen, daß Jemand leidet, das Mitleid ist stärker als ich; so war ich aber von jeher, bin's, und werde es bis an's Ende meiner Tage bleiben, obgleich ich im Leben schon gar bittere Erfahrungen gemacht."

Bei diesen Worten entrang sich ein tiefer Seufzer ihrer gepreßten Brust und ein schwärmerischer Blick fiel auf den jungen Mann.

Mehrere Besuche in ganz kurzen Zwischenräumen folgten diesem ersten.

Aber ein eigener Unstern waltete über dem Geschicke unseres Helden. Niemals konnte er die Heißersehnte bei Madame Amadis sehen.

Eines Tages, als er wieder seinen Besuch bei der reichen Wittwe bis in's Endlose ausgesponnen hatte, immer in der Hoffnung, seine Ausdauer werde mit Erfolg gekrönt werden, und sich eben anschickte, von ihr Abschied zu nehmen, schien Madame Amadis, welche die ganze Zeit über sehr zerstreut, einsilbig und in sichtlicher Verlegenheit war, plötzlich einen Entschluß gefaßt zu haben. Mit süßem Lächeln und flötender Stimme flüsterte sie dem jungen Manne zu:

„Mein lieber Herzog...."

Die Wittwe des Lieferanten besaß eine jener Naturen, welche aus Gemeinheit und Mangel an Takt nur zu bald ultrafamiliär werden.

Siegmund, welcher sich schon von seinem Sitze erhoben hatte, setzte sich wieder nieder.

„Kann ich etwas für Sie thun, meine Gnädigste, wodurch ich Ihnen beweisen könnte, wie glücklich ich wäre, mich Ihnen gefällig zu bezeigen?" fragte er.

„Sie können viel, sehr viel thun, wenn Sie wollen..."

„Ich werde wollen, zweifeln Sie nicht daran. Um was handelt es sich also?"

„Um eine Gunst."

„Von mir?"

„Ja, von Ihnen."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den wahren Werth eines Menschen.

London, 24. Mai. Jener Irländer, der in einem O'Connell'schen Meeting begeistert ausrief: „Ein Mensch ist so gut als der andere, ja noch viel besser!" — machte es sich sehr leicht mit der Schätzung des menschlichen Werthes. Burns, der ein bescheidener Ackerknecht und ein großer Dichter war, erleichterte sich die Sache noch mehr, indem er sagte und sang: „Der Mensch ist Mensch!" Die hervorragendsten Dichter und Denker aller Zeiten und Nationen sind von einer gleichen Schätzung der menschlichen Natur ausgegangen; es war immer das ewig Menschliche und nicht das Vergängliche und Zufällige der gesellschaftlichen Stellung und Mode, dem sie ihre besten Inspirationen verdankten. Diese theoretische Schätzung des Menschenwerthes ist gut genug für Philosophen, Dichter und Volksredner; aber im praktischen Leben gibt es keinen absoluten, sondern nur einen relativen Werth, der durch das Verhältniß der Nachfrage zum Angebot bestimmt wird. John Bull, als Vertreter einer Nation von Shopkeepers, erkennt in der Praxis folgerichtig nur einen Maßstab an, den des Goldes und hat

Digitized by Google

denselben auch sprachlich kilometrisirt. A man is worth 100,000 L. — heißt zunächst nur, daß er 100,000 L. besitzt, zeigt jedoch zugleich an, daß in der Volksanschauung der persönliche Werth vom persönlichen Besitze abhängig ist. Das Prinzip der englischen Schätzung ist demnach breit, einfach und verständlich genug; aber es komplizirt sich in der Anwendung und führt zu endlosen Klassifikationen, die ihrerseits wieder das gesellschaftliche Leben in streng geschlossenen Cliquen zerspalten. Der Gentleman, der 10,000 L. jährlicher Revenuen werth ist, würde Kaste zu verlieren glauben, wenn er mit dem Gentleman, dessen Menschenwerth sich auf 5000 L. per Jahr reduzirt, gesellschaftlichen Umgang pflegte, und dieser blickt mit ungeheuchelter Verachtung auf den One-horse-Gentleman herab, der mit 3000 L. per Jahr seine unselige Existenz zu fristen hat. Jede Hauptclique hat wieder ihre mehr oder weniger scharf begrenzten Unterabtheilungen. Die Zahl der von diesem Prinzip geschaffenen Gesellschaftsklassen wächst, je tiefer wir die soziale Stufenleiter herabsteigen. Ein Paar hundert Pfund mehr oder weniger genügen schon, um im kleinen Mittelstande Menschen, die auf derselben Bildungsstufe stehen, dieselben Interessen verfolgen und dieselben Lebensanschauungen besitzen, von einander zu trennen; und der Arbeiter, der 2 L. per Woche verdient, würde ebenso wenig daran denken, mit seinem Standesgenossen, der nur $1\frac{1}{2}$ L. per Woche werth ist, Umgang zu pflegen, als es Lord Dooble mit seinen Standesgefühlen vereinigen könnte, bei Me. Poodle in der Weißwaaren- und Strumpflinie zum Mittagsessen vorzufahren.

So sehen wir also, daß selbst der demokratische Geldmaßstab zu den aristokratischsten Komplikationen Veranlassung gibt. Um Ordnung in diesen Wirrwarr zu bringen, und die Prozedur zur Abschätzung des Menschenwerthes zu vereinfachen, suchte Sir James Fergusson die Menschheit auf ein zwar prosaisches, aber leicht übersehbares Niveau herabzudrücken. Der Versuch wurde in einer Bill gemacht, die sich neulich vor dem Parlament befand, aber bei den, mit ihrer Abschätzung unzufriedenen Gesetzgebern keine Gnade fand. Sir J. Fergusson ist Eisenbahndirektor und basirt daher sehr natürlich seine Bill auf folgende logische Operationen: Alle Menschen sind Eisenbahnreisende — Eisenbahnreisende zerfallen in erste, zweite und dritte Klasse — ergo müssen sie darnach abgeschätzt werden. Nach Schätzung des Direktors in seiner verlorenen Bill „zur Regulirung der Entschädigung für Accidente“ beläuft sich das Maximum für ein Menschenleben erster Klasse auf 400 L., zweiter Klasse auf 300 L. und dritter Klasse auf 200 L. Alles Große und Schöne, was unsere Dichter, Philosophen und Religionslehrer dem Menschengeiste nachgesagt haben, hat keinen Einfluß auf das Gemüth eines Eisenbahndirektors. Sir James unternimmt es, uns auf unseren wahren Standpunkt herabzudrücken und unseren Werth zu bestimmen, nämlich 400 Livre als Maximum! Staatsminister und Weinreisende, Primadonnen und Straßensängerinnen, Banquiers und Buchhalter, Hofpoeten und Penny-a-liners, Lords und Flunkeys, Bischofe und Kandidaten können ohne Unterschied von einer Eisenbahngesellschaft todtgefahren werden à 400 L. per Stück. Der Mensch ist Mensch! Vor Gott und den Augen eines Eisenbahndirektors sind alle Menschen gleich. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, würde die niedrige Abschätzung unseres Werthes wenigstens ein erhabenes Princip in sich schließen und dem menschlichen Hochmuthe und selbstsüchtigen Kastengeiste heilsame Schranken setzen. Betrachten wir jedoch diese charakteristische Bill etwas näher, so wird uns auch dieser Trost nicht gelassen. Die Bill bestimmte ferner, daß jeder Reisende das Recht habe, von einer Eisenbahngesellschaft zu verlangen, daß sie sein Leben bis zu 3000 L. versichere. Hierdurch wird die ganze Gleichheit wieder zerstört und dem unchristlichen Hochmuth Thür und Thor geöffnet. Mit welchen Gefühlen stolzer Ueberlegenheit muß sich das Herz eines Passagiers füllen, der, wenn er im Bewußtsein, eben zu 3000 L. geschätzt worden zu sein, auf seinen Mitreisenden, dessen Leichnam nur die lumpige Summe von 400 L. repräsentirt, herabblickt.

Die Sache hat jedoch eine sehr ernsthafte Seite, denn die Bill wurde nur mit kleiner Majorität verworfen, sie wird wieder eingebracht werden und kann unter Umständen durchgehen. Nach dem bis jetzt geltenden Gesetz hängt die Schätzung des per Eisenbahn Umgebrachten von seiner öffentlichen Nützlichkeit, seiner Stellung, seinem Einkommen ab; und die Jury hat das Recht eine Entschädigungssumme von 15,000 L. für ein einziges Menschenleben festzusetzen. Leider ist dieses geldliche Risiko, welches die Eisenbahnverwaltungen laufen, fast die einzige Sicherheitsgarantie für das Publikum. Die Garantie ist schwach genug, aber ohne sie würde mit dem Menschenleben wahrscheinlich noch viel rücksichtsloser umgesprungen werden, als es ohnedies schon geschieht. Die Einwendungen gegen das bestehende Gesetz sind scheinbar sehr gerecht. Warum sollte eine Eisenbahngesellschaft zu außerordentlichen Ausgaben genöthigt werden, wenn sie zufällig einen großen Mann umbringt? Das Risiko, die Vorsichtsmaßregeln und Anordnungen müssen dieselben sein, gleichviel ob der Zug mit Peers oder Handarbeitern mit Professoren oder Faustkämpfern beladen ist. Alle Menschen sind gleich, wenigstens im Tode. Leider bleibt Sir James Fergusson seinem eigenen Prinzipe nicht getreu, sondern basirt seine Menschenschätzung auf dieselbe willkürliche Unterscheidung, indem er den Werth der umgebrachten Person nach der Klasse, in der sie zufällig fährt, bestimmt haben will. Wenn das Prinzip der bisherigen Gesetzgebung aufgegeben werden soll, so bleibt nichts übrig, als die absolute Gleichheitslehre. Aber was würde bei einem solchen prinzipiellen Fortschritt herauskommen? Die Eisenbahnverwaltungen würden wahrscheinlich ermächtigt werden, uns todt zu fahren, Stück für Stück zu 5 L. Ein Spottpreis für ein Menschenleben 5 L.! — wenn man bedenkt, daß ein mittelmäßiger Tenorist blos mit seiner Gurgel 5000 L. in vier Monaten verdienen kann.

Miscelle.

Paris. Die Kaiserin hat in Betreff der Hoffeste von Fontainebleau eine Ordonnanz erlassen, worin verordnet wird, daß bei den Damenkleidungen jedes einzelne Stück von gleicher Farbe sein muß; eine Dame, die ein gelbes Kleid trägt, muß mithin auch gelbe Stiefel, Handschuhe, Mantel, Bänder und Parasol haben. Alle Damen von gleicher Kleidung bilden besondere Gruppen und kein Anzug darf zweimal getragen werden. — Warum wurde nun die Pompadour verhöhnt und an der Dübarry die Extravaganzen noch später gerächt?

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 50. Mittwoch den 24. Juni 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Siegmund lächelte und sagte:

„Und wissen Sie nicht, daß sie Ihnen schon im vorhinein gewährt ist?"

„Wirklich?"

„Auf mein Wort."

„So hören Sie denn. Nächsten Sonnabend gebe ich einigen Freunden eine Art Rout. Oh, es wird recht hübsch werden. Nun, lieber Freund, möchte ich Sie gebeten haben, dies kleine Fest mit Ihrer Gegenwart zu verherrlichen. Sie willigen ein, nicht wahr?"

„Ob ich einwillige! Ich nehme die Einladung mit dem größten Vergnügen an."

„Und Sie kommen in guter Zeit?"

„Wenn Sie es wünschen, will ich der erste unter allen Geladenen sein."

„Und Sie bleiben lange?"

„Wenn Sie befehlen, werde ich der letzte sein, der Ihren Salon verläßt."

„Ah, Sie machen mich überglücklich! Dann werde ich mir noch die Erlaubniß ausbitten, Ihnen nächsten Sonnabend meine kleine Esther vorzustellen. Sie ist sehr wohlerzogen, sehr unterrichtet, denn sonst würde ich mich nicht unterstehen ..."

„Ich werde mich glücklich schätzen", fiel ihr Siegmund in die Rede, „einem Fräulein vorgestellt zu werden, welches Sie mit Ihrer Freundschaft beehren."

„Sie werden schon sehen, daß ich Ihnen von meiner kleinen Freundin nicht zu viel vorerzählt habe. Sie wird Ihnen auch gefallen, davon bin ich fest überzeugt. Tanzen Sie zuweilen?"

„Sehr selten, aber in Ihrem Hause will ich eine Ausnahme machen", antwortete Siegmund.

„Seien Sie unbesorgt, ich werde Ihre Herablassung nicht mißbrauchen. Ich nehme Sie nur für einen Contretanz mit meiner kleinen Freundin Esther und — vielleicht für einen Walzer mit mir in Anspruch. Oh, staunen Sie nicht, ich bin leicht wie eine Feder; Sie werden schon sehen!"

Was blieb dem jungen liebestrunkenen Manne übrig, als sich in das Unabänderliche zu fügen.

Die Unterredung, welche wir eben mit angehört, fand am Donnerstag statt, es waren daher nur mehr zwei Tage bis zur großen Rout der Madame Amadis.

Diese zwei Tage widmete die Wittwe des Lieferanten einzig und allein den Vorbereitungen zu jenem Feste, an welchem sie ihren zahlreichen Gästen ihren angesehenen, intimen neuen Freund vorführen würde. Nichts wurde gespart, mit vollen Händen wurde das Geld hinausgeworfen, um alle Wunder des Luxus und des schlechten Geschmackes zusammenzutragen.

Am besagten Sonnabend um zehn Uhr wimmelten die „Salons" der Madame Amadis von Gästen. Diese Versammlung von beiläufig zweihundert Personen war aus den allerheterogensten Elementen der Gesellschaft zusammengewürfelt. Die Frau vom Hause kannte kaum den vierten Theil ihrer Gäste, und dieser vierte Theil hatte freie Hand, mitzubringen, wen er für gut fand.

Der sehnlichst Herbeigewünschte war um zehn Uhr noch nicht erschienen.

Mit fieberhafter Ungeduld, den Blick unverwendt auf die Thür geheftet, erwartete Madame Amadis den Mann, der ihre Soirée verherrlichen sollte.

Die Quadrillen waren schon angetreten, das Orchester fing an zu spielen.

Einige ältere und alte Herren, unter welchen sich auch Oberst Derieux befand, hatten sich in einem Nebenzimmer zu den Spieltischen gesetzt.

Esther, weiß gekleidet, mit weißen Rosen in den Haaren, tanzte mit der Begeisterung ihrer siebzehn Jahre.

Jetzt trat Siegmund in das Vorzimmer. Das Orchester fing eben die zweite Figur der klassischen Quadrille an.

„Melden Sie mich nicht an," sagte der Herzog, welcher kein Aufsehen erregen wollte, zum Bedienten.

Dieser hatte aber die strengste Weisung von seiner Herrin erhalten, und ohne sich weiter um die Wünsche des hohen Herrn zu kümmern, riß er die Portieren auf und gab seiner Frau einen Wink.

Madame Amadis wendete sich gegen das Orchester und auf ein schon früher verabredetes Zeichen verstummten urplötzlich Piano, Violine, Klarinette, Trombon und der chinesische Hut.

Grabesstille folgte der lärmenden Musik und der Bediente schrie mit wahrer Stentorstimme in den Salon hinein:

Digitized by Google

„Seine Durchlaucht der Herzog de la Tour-Vaudieu, Pair von Frankreich."

Madame Amadis sprang von ihrem Sitze auf und stürzte dem Ankömmling entgegen. Bevor sich's noch der junge Mann versah, hing sie sich an seinen Arm und sagte so laut, daß es Alle ja gewiß hören konnten:

„Ach, lieber Herzog, wie sehr entzückt bin ich über Ihr Kommen. Erst jetzt beginnt für mich das Fest."

„Ich beschwöre Sie, liebe gnädige Frau," lispelte ihr der Herzog zu, nicht wenig ärgerlich über den effektvollen Empfang, den ihm die Frau vom Hause bereitet hatte, „ich beschwöre Sie, unterbrechen Sie nicht länger den Ball. Ich wäre untröstlich, wenn ich auch nur einen Augenblick das Vergnügen Ihrer Gäste stören sollte."

„Wenn Sie befehlen, mein lieber Herzog," entgegnete Madame Amadis und sie schrie von einem Ende des Salons bis zum anderen dem Orchester zu:

„Meine Herren, spielen Sie nur weiter. Fangen Sie die Figur wieder an. Seine Durchlaucht sind so gütig, es zu erlauben."

Die Musikanten gehorchten ohne Verzug und die unterbrochene Quadrillefigur wurde von den Tanzenden wieder aufgenommen. Mittlerweile stolzirte Madame Amadis am Arme ihres „lieben Herzogs", den sie um keinen Preis der Welt losgelassen hätte, durch die Salons.

Im Augenblicke, als der Bediente den Herzog de la Tour-Vaudieu anmeldete, drehte sich Jemand im ersten Salon rasch und mit sichtbaren Zeichen des Staunens um.

Dieser Jemand war eine junge Frau von etwa vierundzwanzig Jahren, sehr hübsch, mit großen, dunklen, feurigen Augen. Sie trug ein blaßgelbes Crepekleid, welches den warmen Teint ihres Gesichtes noch mehr hob, Achseln und die Büste von wunderbarem Ebenmaß und Schönheit waren etwas stark blosgelegt. Ein Kollier von Korallen und gleiche Bracelets zierten ihren Schwanenhals und ihre feinen Handgelenke. In der rechten Hand hatte sie ein großes Bouquet aus Moosrosen, welches sie schnell vor's Gesicht hielt, als der Herzog in den Salon trat. Aber beinahe gleichzeitig ließ sie die Hand wieder sinken und sagte zu sich selbst:

„Welch' Unsinn! Ich vergaß, daß er mich ja gar nicht kennt."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Stellung der Frauen zur Industrie.

(Aus einem Vortrage von Professor H. Schwarz in Breslau.)

Wenn wir die Stellung der Frauen zu der produzirenden Arbeit der Nation in Betracht ziehen, so begegnen wir meistens Anschauungen, die sich wohl am prägnantesten in den Worten zusammenfassen ließen: „die Frau gehört in's Haus, der Mann an die Arbeit." Als Domaine der Frauen betrachtet man die Haushaltung, das Kochen und Backen, das Reinhalten des Hauses und der Wäsche, das Nähen und Ausbessern der Kleidungsstücke, endlich die Kindererziehung.

Verfolgt man geschichtlich, welche Entwicklung der Arbeitskreis der Hausfrauen genommen hat, so sieht man denselben mit steigender Kultur sich immer mehr verengen, indem zahlreiche Zweige der Hausbedürfnisse durch Arbeitstheilung und Großbetrieb der Industrie anheim gefallen sind, d. h. billiger und besser gekauft, als selbst hergestellt werden. Wir brauchen gar nicht soweit in der Geschichte, etwa bis zur webenden Penelope oder zu den Teppich- und tapetenstickenden Ritterdamen zurückzugehen, wir brauchen nur die Erinnerungen unserer Jugend zurückzurufen, wo unsere Mütter Seife kochten und Talglichter zogen, Kartoffelstärke, Möhren- und Rübensyrup bereiteten, Fleisch einsalzten und Würste räucherten, ja Bier und Essig brauten. Erst ist der Webstuhl, dann auch Spindel und Spinnrad aus dem Hause verschwunden, eben weil die Maschine besser und billiger arbeitet. Die Vorzüge des Handgesponnenen und des selbstgemachten Hausleinens sind schon lange eine Mythe. Es ist zwar ein ketzerischer Gedanke, jedoch wage ich es auszusprechen, daß diese Arbeitstheilung auch noch weiter gehen wird. Auch das Waschen der Wäsche wird allmälig der Industrie anheimfallen, die es mit Hilfe der Maschinen billiger und besser bewirken wird, und zwar zum großen Komfort der Männer, denen der Waschtag bisher immer ein heimliches Grauen erregte. Selbst das Küchendepartement dürfte in späterer Zeit nicht unberührt bleiben. In mäßig begüterten Familien bekommt man jetzt wohl alle Tage ein Stück Fleisch, aber selten ein so gutes Stück, als man im Gasthause erhält, weil hier für zahlreiche Personen ein großes Stück auf einmal gekocht wird, das natürlich seinen Wohlgeschmack besser erhält. Wie man also sieht, gleitet allmälig die Hauswirthschaft aus den Händen der Frauen.

Der Fabrikindustrie läuft die Hausindustrie parallel, und gerade in dieser findet die geschickte weibliche Hand reichliche und segensreiche Verwendung. Alles, was zum Schmuck des Körpers und Lebens gehört, findet in dem natürlichen angeborenen Geschmack der Frauen seine Vollendung. Findet jedoch in den niederen Klassen die im Hause nicht genügend beschäftigte Frauenhand bereite Verwendung, so tritt bei den sogenannten gebildeten Ständen leider ein ganz anderer Fall ein. Es existiren in unserem bureaukratisch regierten Staate eine Menge angesehener bürgerlicher Familien, die, so lange der Vater und Ernährer lebt und durch seine Besoldung die Kosten des Hauswesens, sowie der Erziehung der Kinder deckt, mit mäßigem Komfort existiren, sofort aber zusammenbrechen, sobald der Tod den Ernährer raubt. In dieser Beziehung ist oftmals die Familie eines Handwerkers viel besser daran, indem dann die Wittwe das Geschäft fortsetzt, oder ein herangewachsener Sohn in dasselbe eintritt. Wie ganz anders bei einer solchen Beamtenfamilie. Die Erziehung und Ausbildung der Söhne zum Staatsdienst hat das kleine angesammelte Kapital verschlungen, ohne denselben vor der Hand eine irgendwie auskömmliche Stellung zu verschaffen, so daß auf Hilfe von dorther kaum zu hoffen ist. Die Töchter, obwohl sorgfältig erzogen, in Musik, Handarbeiten, auch vielleicht in den Haushaltungsgeschäften unterrichtet, finden für ihre Kenntnisse und Talente keine lohnende Verwendung. Es bleiben ihnen, falls sie nicht bei begüterten Verwandten ein oft durch Demüthigungen erkauftes Unterkommen finden, keine anderen Wege zur selbstständigen Existenz, als das Gouvernantenthum und die weiblichen Handarbeiten.

Der Theil der Frauen, der nicht Gelegenheit gehabt, sich eine höhere Bildung zu erwerben, ist mit seiner Existenz auf die weiblichen Handarbeiten hingewiesen. Wie groß

Digitized by Google

die Ueberfüllung dieses Arbeitszweiges ist, bedarf kaum einer näheren Auseinandersetzung. Dadurch, daß sich eine Masse auf Selbsterwerb hingewiesener weiblicher Existenzen ausschließlich dem Nähen von Weißzeug zugewendet, war der Preis der Arbeit in diesem Artikel so gefallen, daß in der That ein gräßliches Elend vorlag. Die Abhilfe konnte nur darin bestehen, daß man einerseits die Arbeit erleichterte, daß man andererseits die im Ueberflusse vorhandenen stagnirenden Arbeitskräfte auf andere, fruchtbringendere Gebiete ableite. Es ist ein alter Irrthum, daß die Einführung von Maschinen dem Arbeiter nachtheilig sei, ein Irrthum, der, obwohl hundertmal durch die Erfahrung widerlegt, immer wieder auftaucht. Auch in diesem Falle findet ein oberflächliches Urtheil es mitbegreiflich, wie man das Loos der Nätherinnen durch Einführung der Nähmaschinen, der eisernen Schneider, hat verbessern können. Und doch ist dies in der That der Fall. Eine Handnätherin, die für ein Hemde zu nähen z. B. 2½ Sgr. erhielt, konnte kaum eins per Tag fertig bringen; sie erhält jetzt für dasselbe Hemde mit der Maschine genäht vielleicht nur 18 Pfennige, sie macht aber 4 Stück täglich fertig und erhält daher einen Lohn, der ihren früheren um 140% übersteigt. Wird in irgend einem Artikel eine Arbeitsverbesserung eingeführt, so sinkt zwar der Preis desselben, indessen nicht in dem Maße, als die Ersparung an Arbeitskraft beträgt. Der billigere Preis bewirkt einen stärkeren Konsum, eine Ausdehnung des Marktes nach außen.

Noch wichtiger indessen, als die Einführung besserer Arbeitsmethoden zeigte sich die Aufsuchung neuer Arbeitszweige. Bei näherer Betrachtung bieten sich deren eine nicht geringe Anzahl. So ist es z. B. wohl nicht zu leugnen, daß der Telegraphendienst ganz für den Betrieb durch weibliche Hände geschaffen ist. Die ganze Arbeit besteht im Wesentlichen darin, eine Taste bald in langsamerem, bald in schnellerem Tempo niederzudrücken. Man wird wohl gestehen, daß dazu die Kraft und Intelligenz der Frauen vollständig ausreicht. Bei meinem letzten Aufenthalte in England hatte ich unter anderem Interessanten auch Gelegenheit, das Centralbureau der International-Telegraphen-Kompagnie, in der City, hinter der Bank gelegen, kennen zu lernen. Dieses großartige Unternehmen, das allein circa 10,000 englische Meilen Telegraphenleitungen besitzt, steht mit den meisten Städten Englands und des Kontinents in unmittelbarer telegraphischer Verbindung. Es besitzt allein in der City und den angrenzenden Stadttheilen fünf Bureaus, die zur Aufnahme der Depeschen bestimmt, dieselben durch luftleer gemachte Röhren nach dem Hauptbureau übermitteln, von wo aus sie dann nach allen Weltgegenden telegraphisch versendet werden. Wir waren nach dem oberen Stockwerk gestiegen, als mein Führer mir sagte: „Jetzt kommen wir nach dem Damensaal." — Es erwartete mich ein ungemein interessanter Anblick, wohl an 50 junge Mädchen, jedes mit einem Telegraphenapparat vor sich, waren in einem hellen, geräumigen, wohl gelüfteten Zimmer versammelt. Die einen waren eifrig mit dem Entziffern eben einlaufender Depeschen, die anderen mit dem Telegraphiren der neu aufgegebenen beschäftigt. Nur wenige, deren Linie gerade pausirte, füllten mit leichten weiblichen Handarbeiten die kärglich zugemessene müssige Zeit aus. Sie erschienen einfach aber sauber gekleidet und von gesundem blühendem Aussehen. Vor allem fiel mir die herrschende große Stille auf, gewissermaßen, als ob die Beschäftigung mit der Telegraphie, die schon den Schreibenden zum Lakonismus zwingt, auch auf Sparsamkeit im Gebrauche der Zunge hingewirkt hätte. Auf Befragen erfuhr ich von meinem Führer, daß diese Verwendung weiblicher Telegraphistinnen erst eine Einrichtung der neueren Zeit sei, die sich indessen vortrefflich bewährt habe, wenn sich auch, besonders beim Empfange ausländischer Depeschen, im Anfange einige Schwierigkeiten herausgestellt hätten. Mehrere der jungen Mädchen, die ich frug, wie ihnen ihre Beschäftigung gefalle, zeigten sich vollkommen zufrieden damit.

Die große Branche der Buchbinder- und Portefeuillearbeiten bietet ebenfalls für Frauen ein passendes Arbeitsfeld. Die Photographie ist schon so übersetzt, daß man sie kaum noch als Erwerbszweig empfehlen kann. Sie dürfte indessen noch einer großen Ausdehnung fähig sein, wenn ihre Erzeugnisse sich zu hinreichend billigen Preisen und in Massen anfertigen lassen. Optische und physikalische Apparate werden in Frankreich schon lange durch Frauenarbeit gefertigt. Als ich im Jahre 1848 nach Paris ging, wies mich Hofrath W. in G. an die berühmte Firma Collardeau, um dort exakte physikalische Apparate, Thermometer, getheilte Glasröhren ꝛc. zu beziehen. Er trug mir Grüße an Demoiselle Bikterine, die erste Thermometermacherin, auf. In der That fand ich in den Ateliers von Collardeau fast nur weibliche Hände beschäftigt, und verdankten seine weltberühmten Apparate gerade der Geschicklichkeit der Frauenhände ihre exakte Ausführung.

So könnte ich noch eine ganze Reihe von Beschäftigungen nennen, die sich für Frauen mehr als für Männer eignen, die aber jetzt den Männern allein überlassen sind, weil man ein thörichtes Vorurtheil nicht zu verletzen wagt. Ich will indessen nur noch auf eine einzige Branche hinweisen, zu der sich die Frauen ganz vorzüglich eignen. Das ist die Buchführung in kaufmännischen Geschäften. In Frankreich hat sich diese Benützung der Frauenthätigkeit schon seit längerer Zeit eingebürgert. Die Handwerker und Krämer der guten Stadt Paris überlassen die Buchführung und Korrespondenz fast ausschließlich ihren Frauen und Töchtern, die darin eine seltene Geschicklichkeit entwickeln, und ersparen dadurch werthvolle Zeit, oder einen theuer zu bezahlenden, unzuverlässigen Kommis. Wenn dabei auch vorkommen mag, daß die Familie aus dem Speisehause ißt und die Wäsche außer dem Hause besorgt wird, so gewinnt doch das Geschäft wesentlich dadurch, daß eine genaue Kontrolle desselben geübt wird, an der es bei unseren Handwerkern nur zu häufig fehlt. Beiläufig gesagt, eine Frau, die das Buch führt, wird über kurz oder lang auch das Szepter im Hause führen.

Pariser Briefe.

(Die Rache eines beleidigten Künstlers. — Zwei Thierbändiger. — Eine zukünftige Broschüre und ein gewesener König.)

13. Juni.

⁂ Unser ganzes politisches und soziales Leben kennzeichnet sich gegenwärtig in Anekdoten und Bonmots und auch diese müssen erst über die Grenze geschmuggelt werden, um dann als importirte Waare die Aufmerksamkeit unserer Censurbehörden zu täuschen. Hier eine dieser Geschichtchen, der sie wohl bald in irgend einem entfernten Landstriche als Original begegnen. X. ist ein Virtuose, nicht weniger wegen

Digitized by Google

seines hervorragenden Talentes, als wegen seines originellen Humors gesucht. Ohne ihn kein anständiges Konzert, ohne ihn keine unterhaltende Soirée. Eine Fürstin, deren Name ich verschweige, welche von den Exzentrizitäten und den wirklichen Verdiensten X—'s gehört hatte, gab sich Mühe, denselben zu einem vertraulichen Feste, das sie auf ihrem Schlosse in Z. gab, zu gewinnen. Unser Künstler ließ sich lange bitten. Er hatte genug des Ruhmes und war sehr wählerisch in den Einladungen. Endlich aber gab er nach und begab sich mit seinem Instrumente auf das Schloß. Der Empfang war der schmeichelhafteste für die Eigenliebe eines Künstlers. Man behandelte ihn wie einen Prinzen und setzte sein Talent in Kontribution. Er spielte, plauderte und unterhielt während des ganzen Tages die Gäste der Fürstin aufs vortrefflichste. Als er Abends zurückkehrte, begleitete ihn eine Schaar enthusiastischer Bewunderer, die ihn auf goldene Träume vorbereiteten. Am anderen Morgen erscheint der Intendant der Fürstin mit deren offiziellem Danke und übergibt ihm, unter dem bescheidenen Titel eines Andenkens, jene unvermeidliche Busennadel, die abwechselnd mit den Tabaksdosen das Geschenk der Salons bildet. X. war zu taktvoll, um das Etui vor dem Ueberbringer zu öffnen, und gab demselben seine respektvollsten Grüße an die Fürstin auf. Endlich war der Moment da, wo man das Geschenk näher in Augenschein nehmen konnte — — welche entsetzliche Ueberraschung! Es war eine Nadel, deren sich ein Neger am Hofe des Königs Soulouque geschämt haben würde, eine Nadel von uralter Façon, geringem Golde und mit Brillanten, die durch ihre Abwesenheit glänzten.

X. war nicht der Mann, der so etwas ungerächt hingehen ließ. Zwei Tage später setzte er sich an den Tisch und schrieb folgendes Billet an die Fürstin: „Madame! Ich bin von tiefster Dankbarkeit durchdrungen für das zarte Angedenken, womit Sie die Gewogenheit hatten, mein schwaches Talent zu belohnen. Warum müssen doch die Ungewißheit und die Erbärmlichkeiten des Lebens mich zwingen, mich von einem so kostbaren Geschenke zu trennen! Sie müssen wissen, Madame, daß unsereins nur zu häufig die Unannehmlichkeiten des Lebens durch alle Mitteln zu verbessern suchen muß, die ihm eben in den Weg kommen. Ich bin gerade in einer solchen Klemme, wo die eiserne Nothwendigkeit über die zartesten Rücksichten siegt. Um meinen Wirth zu befriedigen, war ich diesen Morgen gezwungen, Ihr werthvolles Geschenk in das Leihhaus zu tragen. Ich konnte mich nicht ohne das aufrichtigste Bedauern von einem so reizenden Gegenstande trennen. Doch der Gedanke, daß dieser Schmuck vielleicht ein Familienkleinod ist, das Sie nicht einem unerbittlichen Schicksale werden verfallen sehen wollen, ließ mich nicht ruhen und ich beeile mich daher, Ihnen anruhend den Versatzzettel zu senden, um, falls mir ein plötzlicher Abschied von dieser schönen Erde bevorstehen sollte, eine Reliquie retten zu können, die ohne Zweifel Ihrem Familienschatze entnommen ist. Mit der Versicherung, daß ich mich nie der Dankbarkeit entschlagen werde, die ich Ihrem ausgezeichneten Betragen schulde, verharre ich Ihr ergebenster Diener X." —

Dem Briefe war ein Versatzzettel beigefügt, lautend auf — neun Francs. Man weiß nicht, ob die Fürstin ihre Nadel ausgelöst hat; da sie aber den Schein nicht zurücksandte, so steht zu vermuthen, daß sie von der Großmuth des Künstlers Gebrauch machte und sich wieder in den Besitz ihres Kleinods setzte. Sie wird dann wieder ein neues Geschenk haben, das sie dem ersten besten Künstler von Ruf zusendet, der sich auf ihrem Schlosse hören läßt.

Der Krieg zwischen den beiden Thierbändigern Hermann und Crockett, die sich gegenseitig die fürchterlichsten Wetten anbieten, ist noch immer nicht zu Ende und dürfte auch überhaupt zu keinem Resultat führen. Wenn die geringste ernsthafte Gefahr dabei sein sollte, daß einer der beiden Renommisten sich in den Bären- oder Löwenkäfig des Andern begibt, so können Sie überzeugt sein, daß die Polizei das tolle Kunststückchen gewiß nicht zugibt. Hermann und Crockett wissen das so gut, wie jeder andere vernünftige Mensch, aber sie befinden sich bei dem Federkriege sehr wohl und denken gar nicht daran, einen fremden Eisbären zu umarmen oder den Kopf in den Rachen eines unbekannten Löwen zu stecken. Auch mit wackeren Reklamen wissen sie die Neugierde der Pariser zu reizen. Bald war Hermann in Gefahr, von einem seiner Löwen aufgefressen zu werden und nur die wunderbarste Unerschrockenheit rettete den jungen Alciden; bald soll Crockett den Bären im Jardin des Plantes einen Besuch abgestattet und diese ihn sehr artig bis zur Pforte begleitet haben. Aber auch der Stern der beiden Thierbändiger wird untergehen und schon jetzt verdunkelt ihn Tolmak.

Wer Tolmak ist? Einige deutsche Blätter haben seiner schon erwähnt; Tolmak ist der Virtuos des Bindfadens. Er hat eine neue Befreiungsindustrie erfunden; es gibt keinen Strick in der Welt, stark genug, ihn zu binden, keinen Knoten, geschnürt genug, ihn zu fesseln. Tolmak setzt sich auf einen Stuhl und läßt sich mit starken Stricken Hände, Arme, Füße, Brust, kurz, den ganzen Leib eng umschnüren, so daß eine Bewegung platterdings unmöglich scheint; endlich wirft man ein Tuch über ihn. Keine Minute vergeht; das Tuch wird wieder weggenommen und Tolmak steht da, mit gekreuzten Armen, so frei wie irgend ein Zuschauer; die Bande liegen am Boden. Es ist unerklärlich, aber es ist so. Die Aspiranten der Zuchtpolizei und der Geschwornengerichte können bei Tolmak lernen, für den Handschellen nur reine Lächerlichkeit sind.

Eine Broschüre macht in diesem Augenblicke viel von sich reden, die erst erscheinen soll. Man schreibt dieselbe George Sand zu und ihr Inhalt soll sich gegen das Vorurtheil richten, welches Frauen von der französischen Akademie ausschließt. So viel ich von gut unterrichteter Seite vernommen, wird eine solche Broschüre allerdings erscheinen und wird sich ihr Verfasser auch mit G. S. zeichnen; trotzdem ist es nicht Frau Sand, die sich darunter verbirgt, was natürlich nicht hindert, daß die Broschüre ebenso elegant als überzeugend geschrieben ist.

Einiges Aufsehen erregt hier Se. Maj. Aurelius Antonius I., abgesetzter König von Araukanien und Patagonien. Zufällig kam mir von demselben ein Manuskript in die Hände, welches seine eben so sonderbaren als anziehenden Abenteuer enthält. Vielleicht erscheinen dieselben demnächst im Druck, weshalb ich Sie darauf aufmerksam mache.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

K. bay. und Staatsbibliothek
N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 51. Sonntag den 28. Juni 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Dann sprach sie weiter zu sich:

„Aber was macht der Herzog de la Tour-Vaudieu bei der arroganten Bürgersfrau, in Mitte dieser höchst lächerlichen Gesellschaft? Nach dem, was mir sein Bruder Georg von ihm erzählt hatte, hätte ich ihn überall eher gesucht als hier. Vielleicht hängt sein Hiersein mit unseren Interessen zusammen. Dem sei aber, wie ihm wolle, unsere Lage ist eine solche, daß wir dem Zufalle nichts überlassen dürfen, und selbst das Unmögliche fürchten müssen. Glücklicherweise bin ich da, . . . ich werde ihn schon bewachen."

Unsere Leser werden wohl schon in dieser jungen Frau die gefährliche Maitresse und Mitschuldige von Siegmunds jüngerem Bruder Georg, die intelguante Claudia Varni erkannt haben.

Wie kam aber eine Frau von Claudia's Ruf in den Salon der Madame Amadis, welche ungeachtet ihres etwas verdächtigen Vorlebens, ihrer kleinen Esther doch nicht den Schimpf angethan haben würde, sie in ein und denselben Salon zu bitten mit einer so notorischen Sünderin.

Claudia Varni zählte zu jenen Gästen, welche per Prolura eingeladen, daher von der Frau vom Hause gar nicht gekannt waren.

Ein junger Schriftsteller ward von Madame Amadis beauftragt, Tänzer und Tänzerinnen zu rekrutiren, und erhielt eine gewisse Anzahl Einladungskarten in bianco, deren eine er der hübschen Claudia antrug.

„Madame Amadis!" sagte diese. „Am Marais! Wer ist denn diese Madame Amadis?"

„Die reiche Wittwe eines ehemaligen Lieferanten Namens Parpaillot."

„Aber, lieber Freund, was soll ich dort machen. Glauben Sie, ich könne mir gefallen in Gesellschaft all' dieser Zieraffen und lächerlichen Figuren, die aus allen Faubourg's bei dieser Lieferantenwittwe zusammenkommen werden?"

„Das ist es ja eben, was dieses Fest höchst amüsant machen wird. Diese herausgeputzten Bürger und Bürgersfrauen mit ihren nachgeäfften guten Manieren sind ja ergötzlicher als alle Schauspieler der Welt zusammengenommen. Wir lassen Sie an uns vorüberdefiliren, wie die Karrikaturen in einem Bilderbuch."

„Sie mögen nicht ganz Unrecht haben."

„Sehr Recht habe ich. Also, werden Sie kommen?"

„Wir wollen sehen. Lassen Sie mir die Einladungskarte. Wenn ich nicht Gebrauch davon machen will, schicke ich sie Ihnen zurück."

Und Claudia ging mit sich zu Rath und entschloß sich, beim Feste in der Rue Saint-Louis zu erscheinen.

Nachdem wir nun Claudia's Ansicht über Madame Amadis und ihren Salon kennen, ist ihr Staunen, den Herzog de la Tour-Vaudieu dort zu treffen, wohl sehr begreiflich.

„Was macht er also hier", fragte sich Claudia noch einmal. „Ein besonderer Magnet zieht ihn in dieses Haus. Diesen Magnet muß ich kennen — und werde ihn kennen lernen."

Von dieser Minute an verlor Claudia den Herzog nicht mehr aus dem Auge.

Ohne uns vorläufig wieder um die junge Frau zu bekümmern, verfolgen wir den Faden unserer Erzählung.

So unbedeutend — dem Anscheine nach — die Vorfallenheiten gewesen sein mögen, welche sich bei dem Feste ergaben, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß, wenn Claudia Varni nicht unter den Geladenen gewesen wäre, das Drama, welches in Brunoy angefangen, auf dem Pont de Neuilly seinen Höhepunkt und auf dem Place de Grève sein trauriges Ende erreicht hatte, vielleicht doch eine andere Wendung genommen haben dürfte. Allein der Zufall hatte es anders beschlossen.

Kehren wir nun zu Madame Amadis zurück.

Sobald die Quadrille zu Ende war, führte sie den Herzog in ein Nebenzimmer, wo sich Mademoiselle Derieux niedergelassen hatte, um auszuruhen.

Sie trat an Sie heran und sagte:

„Liebes Kind, hier stelle ich Ihnen meinen theuren Freund, den Herzog de la Tour vor."

Und dann zu Siegmund gewendet, fuhr sie fort:

„Mein lieber Herzog, meine kleine Freundin, Mademoiselle Esther Derieux, die Tochter des berühmten Obersten Derieux, mit welcher ich Sie schon früher auf eine Quadrille engagirt habe."

„Ich werde das Fräulein nur ersuchen, das Versprechen, welches mir in seinem Namen gemacht worden, auch zu erfüllen."

Digitized by Google

Mademoiselle Derieux antwortete durch eine leichte Verbeugung.

„Abgemacht", sagte die Wittwe des Lieferanten. „Aber wenn ich nicht irre, fängt unser Walzer an. Also, lieber Herzog!"

Und mit einer Schnelligkeit, die man der kurzen dicken Frau gar nicht zugemuthet hätte, zog Madame Amadis ihren „lieben Herzog" in den Wirbel des eben beginnenden Walzers.

Wie unserem jungen Manne zu Muthe gewesen sein mag, als er sah, daß Aller Augen auf ihn und auf seine Tänzerin gerichtet waren, als er hören mußte, wie sich Jung und Alt darüber lustig machte, kann man sich wohl denken.

Während die Frau vom Haus sich mit steigender Lebhaftigkeit die verführerischsten Attituden zum Besten gab und sich wand und krümmte und ihre Taille drehte und die gewagtesten Pas ausführte, rann der heiße Schweiß über Stirn und Wange und verwandelte die künstlerische Malerei in ein unentwirrbares Farbengemengsel.

Das Schwarz der Augenbrauen mischte sich mit dem Karmin der Wangen, das Roth der Lippen beschrieb einen Halbkreis um den Mund herum.

Hier ist die Feder ohnmächtig. Nur der Pinsel in einer geübten Hand könnte ein Bild entwerfen von diesem Gesichte, das mehr dem einer tätowirten Matrone aus Oceanien, als dem Gesichte einer Pariserin glich.

Madame Amadis, die von diesem Greuel keine Ahnung hatte, ließ nicht ab von ihren graziösen Evolutionen. Siegmund, den Kopf zur Erde geneigt, ergab sich mit aller Resignation diesem Martyrthum.

Endlich war mit Gottes Hilfe auch die Schlußkadenz des Orchesters verklungen. Die dicke Frau war aber noch immer nicht am Ende ihrer Kräfte, und ihr erstes Wort, das sie nach diesem Höllentanz an Siegmund richtete, war:

„Sie mögen mir glauben oder nicht, aber ich schwöre Ihnen, ich fühle mich noch so frisch und leicht, wie am Anfange — ich wäre im Stande, die ganze Nacht so fortzuwüthen; ich bin wie von Kautschuk und Stahl! Es ist wunderbar, nicht wahr?"

Mr. de la Tour-Baudieu hatte wohl keine Lust, die Ausdauer seiner Tänzerin auf eine neue Probe zu stellen.

Er führte sie auf ihren Platz zurück und verlor sich so schnell er konnte unter die wogende Menschenmenge.

Mit der Ungeduld einer ersten Liebe erwartete Siegmund das Präludium der Quadrille, um sich, ohne aufzufallen, der Mademoiselle Derieux nähern zu können. Der erwünschte Augenblick kam heran und er trat mit Esther in die Kolonne.

Während der ersten Figuren kamen weder er noch sie über die Alltagsphrasen hinaus; auch Fräulein Derieux schien sehr befangen.

Das Orchester stimmte endlich die Musik zur letzten Figur an.

„Ach", rief Esther mit kindlicher Lebhaftigkeit aus, „ein Motiv aus der Stummen von Portici."

„Eine Oper, welche Sie sehr lieben?" fragte Siegmund.

„Oh sehr! Ueberhaupt bin ich eine große Freundin der Musik, und ich kenne kein größeres Vergnügen als die Oper."

„Und doch genießen Sie dieses Vergnügen nur sehr selten", bemerkte Siegmund, „denn es ist schon länger als ein Monat, daß Sie mit Ihrem Vater nicht in der Oper waren."

„Wie wissen Sie das", fragte das Mädchen ganz erstaunt.

Jetzt kam die Reihe, die Figur mitzutanzen, an die beiden jungen Leute, das Gespräch wurde also unterbrochen. Kaum war die Figur zu Ende und die Quadrille trat ab, so bot Siegmund seiner Tänzerin den Arm, um sie in das Nebenzimmer zurückzuführen und fuhr fort:

„Oh, ich weiß noch ganz andere Dinge!"

„So, und die wären?"

„Als Sie das letzte Mal in der großen Oper waren, gab man die Stumme."

„Wahrhaftig!"

„Und Sie waren mit Ihrem Vater in der Parterreloge Nr. 38."

„Ganz richtig."

„Diese Loge ist eine abonnirte Loge der Frau Baronin Chanceaux."

„Sie kennen also die Baronin?"

„Ganz und gar nicht, ich hatte nicht die Ehre, ihr je vorgestellt zu werden; ich kenne Sie nur von der Oper her."

„Aber dann . . . ."

Esther hielt plötzlich inne.

„Ich will Ihnen noch mehr sagen", fuhr Siegmund fort. „An diesem Abend trugen Sie ein rosafarbenes Kleid, weiße Rosen in Ihren schönen blonden Haaren und in der Hand hielten Sie ein großes Bouquet auch von weißen Rosen. Ist's nicht so, mein Fräulein?"

„Vollkommen! Aber wie kam es, daß Sie mich sahen und bemerkten?" fragte Esther mit jungfräulicher Unschuld, ohne allen Beigeschmack von Koketterie, „und daß Sie sich heute, nach einem Monat, meiner erinnern?"

Siegmund war trotz seiner Weltroutine über diese naive Frage doch etwas betroffen. Ein glücklicher Einfall kam ihm in diesem peinlichen Augenblick zu Hilfe.

„Vor zehn Jahren", begann er, „bereiste ich als Künstler zu Fuß Italien, und richtete mein Augenmerk nicht so sehr auf die bereits allbekannten Kunstschätze, sondern ging darauf aus, geheime Schätze zu entdecken. In der Kapelle eines unbedeutenden Klosters in einem ganz abgelegenen Marktflecken, Fusinella genannt, fand ich ein Gemälde, auf welchem wohl selten die Blicke eines Künstlers geruht haben dürften. Es stellte die Jungfrau Maria dar, als sie kaum mehr als sechzehn Sommer gezählt haben mochte. Vor diesem Madonnenbilde fiel ich auf die Knie nieder. Der himmlische Ausdruck dieses lieblichen Gesichtchens prägte sich in unauslöschlichen Zügen meinem Herzen ein. Heute, sowie vor zehn Jahren brauche ich nur die Augen zu schließen, um es im Glanze seiner vollen Herrlichkeit zu sehen, oder vielmehr, ich brauche nur Sie anzusehen, mein Fräulein, denn Sie sind das lebende Bild dieser Jungfrau von Fusinella. Fragen Sie mich daher nicht, wie es kam, daß ich Sie vor einem Monat bemerkte, da es schon zehn Jahre sind, daß ich Sie kenne, Dank dem göttlichen Meister, der Sie schon seinerzeit errathen hatte."

Esther schlug den Blick zu Boden, eine leichte Röthe überzog ihre Stirn.

Es folgte eine Pause.

Digitized by Google

Mademoiselle Derieux, welcher dieses Schweigen peinlich war, war die erste, welche es brach.

„Die Quadrille ist zu Ende…" flüsterte sie, ohne vor Verlegenheit zu wissen, was sie sagte.

„Darf ich hoffen, mein Fräulein", fragte Siegmund, „noch einmal das Vergnügen zu haben, mit Ihnen zu tanzen?"

„Mit großem Vergnügen."

„Sind Sie schon für die nächste Quadrille versagt?"

„Nein."

„Wollen Sie mir sie zusagen?"

Mademoiselle Derieux bejahte durch eine leichte Verbeugung.

Während dieses Gesprächs waren sie in den Nebensalon gekommen. Zwei Stühle waren noch unbesetzt. Siegmund ließ Esther auf einem derselben Platz nehmen, er selbst setzte sich neben sie, und führte das Gespräch weiter zum großen Verdruß der Madame Amadis, welche schon darauf gerechnet hatte, am Arme ihres „herzoglichen Freundes" in den Salons herumzustolziren.

Claudia Parni, welche sich, ohne daß es aufgefallen wäre, hinter die jungen Leute postirt hatte, verlor nicht ein Wort von dem Gespräche und verließ das Hotel der Rue Saint-Louis mit der vollsten Ueberzeugung, daß der Herzog de la Tour-Baudieu eine heftige Leidenschaft für Mademoiselle Derieux gefaßt habe, und daß das Mädchen diese Leidenschaft jetzt schon theile, in welcher Voraussetzung sie ein für den nächsten Abend verabredetes Rendezvous noch bestärkte.

Eilftes Kapitel.

Am Abende nach dem Balle hatte auch wirklich die erste Zusammenkunft der beiden jungen Leute bei Madame Amadis statt.

Diesem ersten Rendezvous folgten tägliche Begegnungen, und bevor noch eine Woche herum war, vergötterte der Herzog seine Esther, und das Mädchen zeigte sich nicht gefühllos für die Leidenschaft seines hohen Verehrers.

Eine vernünftige Person wäre zurückgeschreckt vor der Verantwortlichkeit, eine Liebe zu begünstigen, welche, allem Anscheine nach, von den unseligsten Folgen begleitet sein mußte, denn nichts schien unwahrscheinlicher, als eine Verbindung zwischen dem Herzog de la Tour-Baudieu, Pair von Frankreich, dem Erben eines unermeßlichen Vermögens, und der Tochter eines bonapartistischen Offiziers, der Enkelin eines Königsmörders.

Aber ach! Madame Amadis war keine vernünftige Person. Daher kam es denn auch, daß diese Frau, anstatt den Herzog auf die möglichen Folgen einer solchen Liaison aufmerksam zu machen, anstatt dem Mädchen über die Gefahr, die es bedrohte, die Augen zu öffnen, Alles daran setzte, dieses Verhältniß zu begünstigen und das arme unschuldige Kind im Taumel der ersten Liebe blindlings seinem Verderben entgegenrennen zu lassen.

Nicht nur, daß die Wittwe den beiden Liebenden ihr Haus ganz zur Verfügung stellte, so ließ sie dieselben auch aus mißverstandener Diskretion unter irgend einem Vorwande sehr oft stundenlang allein.

Was ein solches Sichselbstüberlassensein bei den beiden jungen Leuten für Folgen nach sich ziehen konnte, ist wohl nicht schwer zu errathen.

Eines Abends trat Esther in Begleitung des Herzogs ganz bleich und zitternd, die Augen in Thränen schwimmend, aus dem Boudoir der Madame Amadis.

Auf dem Gesichte des jungen Mannes war der Ausdruck des Triumphes und der Gewissensbisse zu lesen.

Es schlug eben eilf Uhr.

Madame Amadis war in die Oper gefahren, die Kammerfrau erhielt die Erlaubniß, auszugehen. Esther und Siegmund brachten den ganzen Abend allein zu.

Im Augenblick, als Esther aus dem Vorzimmer trat, um nach dem zweiten Stock zu gehen, überfiel sie ein heftiges Zittern. Mit beiden Händen bedeckte sie ihr Gesicht und brach in ein nervöses Weinen aus.

Der Herzog schloß sie zärtlich in seine Arme, nahm ihr die Hände vom Gesicht, sah ihr in's nasse Auge und fragte im zärtlichsten Tone:

„Esther, meine Esther! mein liebes Kind, was fehlt Ihnen? Warum diese Verzweiflung, warum diese Thränen? Um's Himmelswillen, antworten Sie mir doch!"

„Ich Unglückliche", stammelte das Mädchen, „ich bin verloren, ich weiß, ich fühle es, daß ich verloren bin!"

„Aber, mein liebes Kind", suchte Siegmund sie zu trösten, „Sie sind nicht verloren, daß Sie weder an meiner Liebe noch an meiner Ehrenhaftigkeit zweifeln können."

„Ich fürchte mich", fuhr Mademoiselle Derieux fort, „ich fürchte mich, ich getraue mich nicht, meinem Vater unter die Augen zu treten, ich kann nicht, ich habe dazu nicht den Muth."

„Esther, um Gotteswillen, was fürchten Sie?"

„Wie kann ich jetzt vor meinen Vater hintreten! Wie kann ich ihm meine Stirn zum Abendkusse reichen! Er wird auf meiner Stirn den Schandfleck sehen, er wird wissen wollen, er wird mich fragen. Was soll ich ihm antworten? Lügen? Darf eine Tochter ihren Vater belügen? Ich hätte gut mich ihm zu Füßen zu werfen, seine Hand würde mich zurückstoßen, sein Fluch mich erdrücken. Verflucht von meinem Vater! Siegmund, Siegmund! Sie haben mich unglücklich gemacht. Siegmund, werden Sie mich retten?"

„Ob ich dich retten werde, liebes Kind?" antwortete der Herzog mit aller Innigkeit.

„Sie wollen mich retten? — ist das wirklich wahr?"

„Ja, gewiß!"

„Aber wie?"

„Du wirst meine Frau!"

„Sie schwören es mir zu?"

„Ich schwöre!"

„Bei Ihrer Ehre!"

„Auf meine Ehre und bei meiner Liebe. — Kannst du jetzt, nach einem solchen Schwur, noch an mir zweifeln?"

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Memoiren eines Russen.

—n. Wohl keine Kirche hat so zahlreiche Sekten aufzuweisen, als die orthodoxe russische. Die Staroverzen, die Anhänger der alten Gebräuche und des Patriarchats, wie sie vor Peter dem Großen bestanden, die Roskolniki, liturgische Ketzer, die Bespopowcy, die „Popenlosen" 2c. sind im Reiche weit verbreitet; eine der zahlreichsten Sekten, zugleich aber, weil der Natur und ihren Gesetzen widersprechend eine

Digitized by Google

der schändlichsten ist die der Skopey's (Verschnittenen). Die dieser Sekte angehörenden Männer haben die Verpflichtung, sobald sie in ihrer Ehe nur Einen Nachkommen erzielt haben, sich — zu entmannen, und sie kommen dieser Verpflichtung mit allem Eifer des Fanatikers nach. Die Sekte zählt mitunter sehr wohlhabende Kaufleute zu ihren Angehörigen und ist in ihrer Proselytenmacherei außerordentlich eifrig. Jeder, der zu ihnen übertritt, kann, wenn er sich nicht mit einer einmaligen bedeutenden Summe abfinden läßt, auf eine lebenslängliche Versorgung zählen. Aber auch keine Sekte wurde und wird von der orthodoxen Kirche so sehr verfolgt, wie die der Skopey's. Kaiser Nikolaus hatte einen Preis von 1000 Rubeln für den ausgesetzt, der den Zusammenkunftsort dieser Sekte anzeigen, und einen zweiten Preis von 2000 Rubeln für den, der ihren „Operateur" entdecken würde. In Petersburg vermuthete man allgemein in der Person dieses „Operateurs" einen Hofarzt, den wirklichen Staatsrath Dr. Bujalsky, der seinen großen Reichthum — er besaß unter anderem fünf der schönsten Häuser in Petersburg — eben diesen Operationen zu verdanken hätte.

Nun geschah es, daß ein Gendarmerieobrist, Namens Penkratief, welcher eine zahlreiche Familie hatte und sein ganzes Geld im Hazardspiele verloren hatte, auf den Gedanken gerieth, durch Entdeckung des Operateurs und des Zusammenkunftsortes seine erschöpfte Kassa aufzufrischen. Er begab sich also eines Tages in Civilkleidung zu einem Kaufmann, in welchem er einen „Skopey" vermuthete, knüpfte mit ihm ein Gespräch an, und kam nach und nach auf die Skopey's zu sprechen, indem er seine Bewunderung für diese „gottesfürchtige" Sekte ausdrückte; dabei gab er dem Kaufmanne zu verstehen, daß er gerne bereit sei, zu dieser Sekte überzutreten, nicht etwa aus Interesse, sondern aus reiner Gottesfurcht. Er wiederholte seinen Besuch und sein Verlangen durch mehrere nach einander folgende Tage, bis endlich der Kaufmann ihm eines Tages sagte: „Wenn Sie durchaus aufgenommen zu werden wünschen, so kommen Sie in einigen Tagen zu mir, ich kenne einen frommen Mann aus der Sekte, ich werde mit ihm sprechen, und vielleicht wird er sich mit Ihnen verständigen." Der Obrist antwortete voll Dank und Freude, und verabschiedete sich in der Gewißheit, daß er seinen Zweck erreicht habe. Er begab sich sofort zum geheimen Polizeiminister, der zugleich auch Chef der Gendarmerie ist, theilte ihm seine Absicht mit und bat um die Erlaubniß, über 100 Gendarmen disponiren zu dürfen, um seiner Sache sicher zu sein.

Nach zwei Tagen ging der Gendarmerie-Obrist wieder zu dem Kaufmann und dieser beschied ihn auf den folgenden Morgen, mit der Bemerkung, daß der bestimmte Mann ihn abholen und mit ihm nach Peterhof, (der Sommerresidenz des Kaisers) fahren werde.

Der Obrist hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als den ihm zur Verfügung gestellten 100 Gendarmen den Befehl zu geben, sich am nächsten Morgen auf der Straße nach Peterhof bis zum kaiserlichen Sommerschlosse einzeln in entfernten Posten aufzustellen, und sobald er ihnen einen Wink aus seinem Wagen geben werde, zu folgen und dann denselben zu umringen. Zur bestimmten Stunde begab er sich zu dem Kaufmann, der aber ganz gleichgiltig schien und den angeblichen Proselyten kaum eines Blickes würdigte. Nachdem auf solche Weise kaum eine halbe Stunde verstrichen war, fragte der Obrist, wie es mit dem Manne stehe, und der Kaufmann erwiederte, daß er den Betreffenden nicht näher kenne, daß dieser aber versprochen habe zu kommen und wahrscheinlich Wort halten werde.

In der That erschien nach wenigen Minuten ein vornehm gekleideter Mann und erkundigte sich bei dem Kaufmanne nach dem Proselyten.

Der Kaufmann zeigte auf den Wartenden, man begrüßte sich, und der elegante Herr lud den Obristen ein, mit ihm zu gehen. Auf der Straße angelangt, sprach der Erstere: „Mein Herr! wir haben nach Peterhof zu fahren, da ich aber heute noch nicht Zeit hatte zu frühstücken, so erlauben Sie, daß wir in die erste beste Restauration eintreten, um etwas zu genießen." Der Gendarmerie-Obrist war hiezu gerne bereit und sie begaben sich in eine Restauration, wo sie frühstückten und das Mahl reichlich mit gutem Wein begossen. Dann traten sie wieder auf die Straße, wo sie ein Wagen erwartete; sie stiegen ein, und kaum, daß sie es sich bequem gemacht hatten, schlief der Obrist ein.

Ob sie weit gefahren oder wohin sie gefahren waren, ist ein Geheimniß geblieben. Das Ende war, daß der Obrist um 12 Uhr Nachts aus seinem Schlaf erwachte, sich schwach und müde fühlte, und als er um sich blickte, nur fremde Gesichter sah. Er fragte, wo er sich befinde und erhielt die Antwort: „Im Spital!" Der inspizirende Arzt kam herbei und theilte ihm mit, daß er des Abends zwischen 9 und 10 Uhr von zwei Männern hergebracht wurde, welche ihn in Ohnmacht liegend auf der Straße gefunden hatten, und daß sofort alle Mittel angewendet wurden, ihn ins Leben zurückzurufen. Der Arzt untersuchte den Patienten und erklärte ihm, daß er von heute an zu der Sekte der „Skopey's" gehöre!

Der vorwitzige Gendarmerie-Obrist wußte nicht, daß einer der Chefs der geheimen Polizei, an den er sich gewendet hatte, von der Sekte der „Skopey's" jährlich einen ansehnlichen Tribut für seine Unthätigkeit bezog!

Grabschrift

für

Luise, Gräfin Spaur, geb. Freiin von Dalberg.

Kannst, Wandrer, du an diesem Grab die Frage,
Ob Bildung Blüth' ist, nimmermehr verneinen,
So laß nicht ab den Schmerz dir auszuweinen
Am Garten, der hier blüht im Sarkophage.

Die Greisin, die beschloß die Lebenstage,
Vergaß des Wohlthuns einmal an dem einen,
Da heut in aller Früh sie wollt' erscheinen
Vor Gott, dem Herrn, der weiß von keiner Klage:

„Ich gab ins Haupt Dir gerne die Gedanken:
Du dachtest mild von Allen, die da sterblich;
Ich goß ins Augenpaar zwei Thränenbörnlein,

Daraus Betrübte sich Erquickung tranken,
Und was ins Herz ich Dir gesä't vererblich,
Für Arme buckst Du Brod aus jedem Körnlein."

Würzburg, am 26. Juni 1863.

Ph. Holl.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 52. Mittwoch den 1. Juli **1863.**

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

„Nein, ich zweifle nicht an Ihnen", sagte das junge Mädchen etwas beruhigt und ein schmerzliches Lächeln brach durch ihre Thränen; „ich habe niemals an Ihrer Liebe, an Ihrer Ehre gezweifelt, aber haben Sie Nachsicht mit mir, in diesem Augenblick bin ich beinahe wahnsinnig. — Meine Gedanken verwirren sich — ich weiß kaum, was ich spreche. Wenn ich Sie durch eine Klage beleidigt, so verzeihen Sie mir. Nicht für mich fürchte ich — aber für meinen Vater! Ach mein guter Vater, er ist so gut, aber auch so streng, so unbeugsam im Punkte der Ehre — er würde vor Schande sterben — ich weiß es — ich fühle es. — Noch einmal, Siegmund, verzeihen Sie mir — ich liebe Sie und setze mein volles Vertrauen in Sie."

„Was ich auch niemals mißbrauchen werde", fiel ihr Siegmund in die Rede, „ich wäre ein Elender, ein Schuft, unwürdig meines Namens, unwürdig meiner Abkunft. Noch einmal wiederhole ich es, Esther! Du wirst meine Frau vor Gott und der Welt, du wirst die Herzogin de la Tour-Vaudieu!"

„Mein theurer Freund! Nach was ich mich sehne, ist nicht dieser große Name, dieser blendende Titel, es ist nur das Recht, von Ihnen Angesichts der ganzen Welt geliebt zu werden, Sie lieben zu dürfen, ohne darüber erröthen zu müssen...."

„Du bist ein Engel", rief Siegmund aus.

Es wurden noch einige zärtliche Worte gewechselt, und da Madame Amadis jeden Moment aus der Oper zurückkommen konnte und Esther um jeden Preis ihr ausweichen wollte, so trennten sich die beiden Liebenden und Mademoiselle Derieux ging nach ihres Vaters Zimmer.

Der Oberst, sehr in Anspruch genommen durch die Angelegenheiten eines geheimen politischen Klubs, dessen Präses er war, war glücklicherweise noch nicht nach Hause gekommen.

Esther ging also auf ihr Zimmer, warf sich vor einem Kruzifix auf die Knie und dankte Gott für diese unerwartete Gunst.

Siegmund ging langsamen Schrittes seinem Hotel zu. Zweifel und Angst bemächtigten sich seines Gemüthes. Seine Lage war auch wirklich eine sehr schwierige.

Siegmund, wieder Herr seiner selbst geworden, und nicht unter dem momentanen Einfluß einer ersten Leidenschaft, begriff zum ersten Male, daß er einen Weg eingeschlagen, wo Glück und Ehre auf dem Spiele standen. Ueberdies war er nicht einer jener Menschen, die sich mit ihrem Gewissen so leicht abfinden.

„Ich habe mehr als gefehlt", sagte er zu sich selbst, „ich habe ein Verbrechen begangen, indem ich die vertrauende Zärtlichkeit, die rührende Unschuld eines jungen keuschen Mädchens mißbrauchte. Und das ist nicht Alles. Ich habe versprochen, ich habe geschworen, dieses Verbrechen wieder zu sühnen. Aber liegt diese Sühne auch in meiner Macht?"

Und wirklich, war auch nur die Möglichkeit zu denken, daß die Herzogin-Wittwe in eine Verbindung ihres Sohnes mit der Enkelin eines Mitgliedes der Nationalversammlung willigen werde?"

Aber Esther ihrer Schande, ihrer Entehrung überlassen, wäre eine Schmach, eine Niederträchtigkeit gewesen — daran dachte auch Siegmund gar nicht.

Sein sehnlichster Wunsch war, Mademoiselle Derieux seine Frau nennen zu können. Er beschloß, am nächsten Tage mit seiner Mutter zu sprechen.

Siegmund war kein Feigling und doch kam der nächste Tag und er sprach mit seiner Mutter nicht.

„Die Ungewißheit läßt mir noch einige Hoffnung", dachte er, „wenn aber meine Mutter Alles wissen wird, was dann?"

Er wußte wohl, daß die alte Frau niemals ihre Zustimmung geben werde.

Als er daher am Abende mit Esther zusammentraf, stammelte er, anstatt bestimmter Versprechen, einige ausweichende Phrasen her, die beiläufig sagen wollten:

„Ich bin nicht der unumschränkte Herr der Situation. Meine Gesinnungen sind immer dieselben, die Zeit wird die Hindernisse ebnen. Vertraue mir und — warte.."

Das junge Mädchen ließ den Kopf sinken. Todtenblässe überzog ihr liebes Gesichtchen, sie klagte aber nicht, sie machte ihm keine Vorwürfe und sagte nur:

„Ich werde warten..."

Drei Monate verstrichen.

Was die beiden Liebenden während dieser Zeit litten, läßt sich nicht in Worte kleiden. Siegmund getraute sich nicht, seine trügerischen Versprechungen zu wiederholen. Esther wagte es nicht, zu fragen.

Digitized by Google

Eines Abends kam Siegmund, wie alle Tage, zum Rendezvous und erschrack über die Veränderung, welche seit vierundzwanzig Stunden an seiner geliebten Esther vorgegangen war.

Die Gesichtsfarbe war nicht blaß, sondern bleifarben, und die gerötheten Augen zeigten von frischen Thränen. Auch im Blicke lag nicht die gewohnte Sanftmuth, die gewohnte Ergebung. Ihre Entschlossenheit, ihr ganzes Benehmen deuteten auf einen festgefaßten Entschluß hin.

Auf den ersten Blick erkannte der Herzog diese Symptome, und es beschlich ihn eine innere Unruhe, ein instinktmäßiger Schreck.

„Esther, mein Kind! was ist Ihnen denn?" fragte er, indem er sie bei der glühend heißen Hand nahm.

„Was mir ist?" entgegnete Madmoiselle Derieux mit schmerzlichem Lächeln, „Sie werden es nur zu zeitlich erfahren. . . ."

„Haben Sie mir also eine schlechte Nachricht mitzutheilen?"

„Ja, bei Gott, die Nachricht schließt viel Unglück in sich."

„Unglück! und für wen?"

„Für Sie und für mich."

„Esther! Ich beschwöre Sie, erklären Sie sich deutlicher — erschrecken Sie mich nicht."

„Ja, ich will mich erklären — vorher muß ich Sie aber um Etwas fragen."

„Ich bin bereit, Ihnen zu antworten."

„Sie erinnern sich wohl noch jenes Tages, an welchem mein Schutzengel von mir gewichen. Sie erinnern sich noch der verhängnißvollen Stunde, von welcher an ich nicht mehr zu Gott beten kann, ohne zu erröthen! . . ."

„Esther! Wie sollte ich je vergessen können, was mich an mein höchstes Glück, was mich an ein unseliges — Verbrechen erinnert."

„Sie erinnern sich noch an meinen ersten Schrei der Verzweiflung; halb wahnsinnig und zitternd sagte ich Ihnen: Siegmund! Sie haben mich unglücklich gemacht. — Siegmund! werden Sie mich auch retten? — Erinnern Sie sich noch dessen, was Sie mir geantwortet?"

„Ich sagte: Du wirst meine Frau!"

„Und Sie haben es mir zugeschworen?"

„Bei meiner Ehre und bei meiner Liebe!"

„Ein doppelt heiliger Schwur, und doch waren Tags darauf Ihre Worte nicht dieselben. Tags darauf war jede Zuversicht aus Ihrer Rede geschwunden, und Sie ließen es nur bei jenen drei Worten bewenden, welche man jedem verführten Mädchen hinwirft, jene drei Worte, welche beinahe immer einem nahen Bruche vorhergehen, jene drei Worte, welche mir das Herz brechen: Wir müssen zuwarten. Ist es nicht so, Siegmund?"

„Leider ist es nur zu wahr."

„Und was habe ich Ihnen darauf geantwortet?"

„Sie sagten: Ich werde warten!"

„Habe ich bisher Wort gehalten? . . . Habe ich den Schmerz und die Schande in meinem Innersten verschlossen? . . . Habe ich nicht geschwiegen, aus Furcht, Sie zu beleidigen, ist eine Klage, ist ein Vorwurf über meine Lippen gekommen?"

„Ich weiß, daß Sie das sanfteste, das ergebenste Geschöpf auf Gottes weiter Welt sind," rief Siegmund mit Begeisterung aus, „aber was bestimmt Sie, mir heute diese heiligen Versprechungen, die ich auch, so wahr mir Gott gnädig sein soll, halten werde, ins Gedächtniß zu rufen?"

„Weil ich nun nicht mehr länger warten kann! Weil die Schande derjenigen, welche Ihre Frau werden soll, nicht mehr länger vor der Welt ein Geheimniß bleiben kann. Weil ich Ihren Namen nicht mehr für mich allein, sondern auch für unser Kind in Anspruch nehmen muß."

Wäre in diesem Augenblick ein Blitzstrahl zu Siegmunds Füßen niedergefahren, er hätte keinen erschütternderen, keinen schrecklicheren Eindruck auf den jungen Mann hervorbringen können, als diese Enthüllung Esthers.

„Unser Kind," wiederholte er mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Ja," stammelte das junge Mädchen, indem sie ihr Gesicht in beide Hände verbarg, „unser Kind, das Sie um seinen Vater bittet." Welcher Mann von Ehre hätte einem solchen Aufrufe sein Ohr verschließen mögen?

Nach ein paar Sekunden hatte sich Siegmund schon wieder von seinem Schreck erholt.

„Esther, meine Esther!" rief er aus und drückte das Mädchen mit Inbrunst an sein Herz. „Du hast nicht vergebens auf mich gerechnet, das schwöre ich! Du bist das Weib meiner Wahl, das einzige, das ich je geliebt, das ich je lieben werde. Ich bin Dein für jetzt und alle Zeiten. Mein Name wird Dir gehören, wie Dir mein Herz jetzt schon gehört."

„Ist das wirklich so? Ist es möglich?"

„Ja, mein Kind, es ist möglich, es ist wirklich."

„Aber wann? Ach, Siegmund, verzeihen Sie mir meine Ungeduld. Sie begreifen wohl, es ist nicht für mich, daß ich solche Eile habe."

„Ich weiß wohl, liebe Esther, daß jede Minute, die ich verabsäumen würde, mich in meinen Augen noch strafbarer machen würde. Wir haben in den letzten drei Monaten viel gelitten; dieses Leiden darf nicht länger währen. Noch heute werde ich mit meiner Mutter sprechen; morgen halte ich bei Ihrem Vater um Sie an."

„Ihre Mutter . . ." wiederholte Esther, „ich weiß nicht warum, aber . . ."

„Fürchten Sie nichts."

„Wenn sie aber nicht einwilligt . . ."

Diese Besorgniß theilte Siegmund wohl auch, allein er ließ es sich nicht anmerken und sagte:

„Verscheuchen Sie diese Furcht, liebe Esther! — Meine Mutter ist eine seltene Frau, und liebt mich über Alles. — Um nichts in der Welt möchte sie mich unglücklich wissen.... Wenn es nöthig sein sollte, will ich mich ihr zu Füßen werfen.... Sie wird nachgeben, glauben Sie mir! — Und dann, welche Mutter sollte sich nicht glücklich schätzen, Sie ihre Tochter nennen zu können? Meine Mutter wird das einsehen. Sie wird Ihnen die Arme entgegenstrecken, wird Ihnen ihr Herz öffnen. — Zweifeln Sie nicht daran!"

„Ach, Siegmund, wollte Gott, Sie sprächen wahr! Ich habe schon so viel geweint, so viel gelitten, so viel gebetet!"

„Kann Gott taub bleiben gegen die Stimme eines Engels? Also nur Muth! Morgen, mein vielgeliebtes, mein theures Weib, bringe ich dir einen Namen, der dir als Frau und Mutter gebührt. Auf Wiedersehn theure Esther!"

Er drückte einen heißen Kuß auf des Mädchens Stirn und auf ihre lieben Hände und schied aus dem

Digitized by Google

Boudoir, in welchem die eben beschriebene Scene vorgefallen war.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst am Kleinen.

S. Das Große macht gewöhnlich mehr Lärm in der Welt als das Kleine, und mit Recht, obwohl es auch genug kleine Spektakelmacher gibt. Wie weit es die Menschen im Großen und im Großthun bringen können, ist darum auch allbekannt. Jeder hat schon von der Peterskirche in Rom, von den ungeheuern Pyramiden in Egypten, von dem Koloß auf Rhodus, einem der sieben Wunderwerke der Welt gehört. Dieser Koloß hatte die Form eines Mannes, des Gottes Apollo oder Phöbus, oder des Sonnengottes und wurde von dem Bildhauer Kares aus 3000 Talenten Erz, das sind 900,000 Pfund, in 12 Jahren verfertigt. Er war 70 Ellen hoch und hatte Finger von Mannsgröße. Der Koloß diente als Leuchtthurm am Eingange des Hafens und hatte so lange Beine, daß die Schiffe unter ihm durchfahren konnten. Nach 56 Jahren ward die Insel Rhodus der Geschichte des Kolosses überdrüssig, sie schüttelte sich, bekam das Erdbeben, und der lange Bursche verlor das Gleichgewicht und fiel auf die Nase, wobei er in viele Stücke zerbrach. Aber auch die neue Welt hat ihre Kolosse, und wir erinnern nur an die „Bavaria", welche 156,000 Pfd. wiegt, durch eine Treppe im Innern erstiegen werden kann und in ihrem Kopfe, in welchem sich Ruhbänke befinden, Raum für 20 Menschen hat. Um so Großes auszuführen, gehört aber, nebst Geschicklichkeit und Geduld, auch Geld, denn die Zeiten sind vorüber, wo die Menschen um Peitschenhiebe arbeiten. Geld haben aber nicht alle Leute in Ueberfluß, und so bleibt ihnen denn Geschicklichkeit und Geduld allein übrig. Damit kann man aber auch was ausrichten, besonders in der Kunst am Kleinen, aber die Welt ist auch groß und reich genug, um auch Menschen zu beherbergen und zu versorgen, welche sich künstlerischen Kleinigkeitsliebhabereien hingeben. Und davon wollen wir unseren Lesern Einiges erzählen.

1. Auf der Pariser Industrieausstellung zeigte ein Engländer eine gewöhnliche englische Nadel. Man suchte auch nicht mehr dahinter. Nach genauer Untersuchung aber zeigte es sich, daß sechs solcher Nadeln in einander steckten, immer eine in der andern.

2. Da war auch eine Dampfmaschine aufgestellt, die man mit einem Fingerhute zudecken konnte, deren Kessel einen Tropfen Wasser faßte, die vollkommen konstruirt war und etwa 5 Minuten alle Manöver einer großen Dampfmaschine durchmachte.

3. In Paris befindet sich eine goldene Kette, welche 360 Glieder hat und dabei so leicht ist, daß ein Floh damit Reißaus nehmen kann.

4. In Augsburg ist eine Dose, aus der man blos riechen kann, aber nicht aus ihr schnupfen; denn sie besteht aus einem Pfefferkorn. Und in dieser Pfefferkorndose befinden sich nicht weniger als 1200 elfenbeinerne Döschen.

5. In Dresden befindet sich neben einem Riesendintenfaß, das sich rühmen darf, so viele Dinte zu fassen, daß alle deutschen und auswärtigen Diplomaten es nicht in zehn Jahren ausschreiben könnten, was doch gewiß viel heißen will, ein Kirschkern, auf welchem 180 Menschengesichter eingeschnitten sind, 180 Nasen, 180 Munde, 360 Augen, 360 Ohren und nur ein hohler Kirschkern für alle zum Kopfe.

6. Daß Einer ein Dutzend silberner Löffelchen gemacht hat, welche in eine Baumnuß gingen, will gegen die Augsburger Pfefferdose nichts heißen, das ist grobe Arbeit; aber auf einen Riemen Papier, wie ein Mönch that, das ganze neue Testament schreiben, welcher Riemen in eine Baumnuß ging, das will was heißen.

7. Man hat Wunder geglaubt, was der Mönch gethan habe mit seinem kleinen neuen Testament. Da hat vor Kurzem Peters in London einen Storchenschnabel, nicht wie ihn die Störche zum Fröschefangen brauchen, sondern eine Gravirmaschine erfunden, und gravirte in einem Kreis von $1/_{50}$ Zoll Durchmesser das ganze Vaterunser. Ein Quadratzoll würde 2500 solcher Kreise enthalten, und die heilige Schrift mit etwa 3,566,000 Buchstaben ginge auf einen Quadratfuß.

Und dennoch ist das Alles nichts gegen das, was die Natur auch im Kleinen vermag, ja selbst eine Kreuzspinne. Kann der Mensch auch Platinadraht machen, wovon 140 Fäden nöthig sind, um die Dicke eines einfachen Seidenfadens zu erreichen, so besteht der Hängefaden einer Kreuzspinne aus 6770 andern dünnen Fäden. Ehrenberg in Berlin hat Muscheln gefunden, die vollkommen ausgebildet, und welche nicht dicker sind, als eine feine englische Nähnadel. Das Wachsthum der Pflanzen beruht auf der Vermehrung der Zellen. Dies geschieht auch durch Theilung derselben und zwar so, daß aus einer zwei werden und so fort. Auf diese Weise kann binnen 24 Stunden eine Zelle die Mutter von 1 Million andern werden, und binnen vier Tagen von 140 Millionen.

Im Zeremoniensaale der Hofburg.

Wien im Juni.

v. F. Der Zeremoniensaal der Hofburg wird nur bei außerordentlichen Gelegenheiten geöffnet. Wenn die Botschafter ihre Kreditive überreichen, wenn außerordentliche Gesandtschaften eintreffen oder in historisch wichtigen Momenten Deputirte an den Stufen des Thrones erscheinen, dann öffnen sich die Flügelthüren des Saales und das sorgsam erwogene, aus vergilbten Pergamenten aufgefrischte Zeremoniell bringt Leben in die sonst vereinsamten Prunkgemächer.

Zu den historisch wichtigen Momenten ist in der neuesten Zeit in dem konstitutionellen Oesterreich auch die Eröffnung und der Schluß des Reichsrathes getreten, und obgleich die vergilbten Pergamente nichts über derlei absonderliche Fälle melden, so hat sich der Zeremonienmeister diesbezüglich doch zu helfen gewußt; galt es doch, die Deputationen aller Völker des großen Kaiserstaates feierlich zu empfangen! — Aller Völker? — — Als ich am letzten Donnerstage in „anständiger Kleidung", wie die Eintrittskarten besagten (von den Damen verlangten dieselben Karten „ohne Hüte" zu erscheinen; das feierliche Zeremoniell betrachtet also, und nicht mit Unrecht, die riesigen Hüte der neuesten Mode keineswegs für „anständige Kleidung", welche Ansicht Theaterdirektionen dringendst zu empfehlen wäre), die Botschafterstiege betrat, war die erste Persönlichkeit, die mir begegnete, ein Vollblut-Ungar, natürlich in nationaler Tracht. Gutes Omen, dachte ich, wenn ein altes Weib

Digitized by Google

am frühen Morgen Unglück bedeutet, so muß logischer Weise ein Ungar am Tage der Eröffnung des Reichsrathes in der Nähe des Zeremoniensaales nur Glück zu bedeuten haben. „Barátom“, rief ich dem Magyaren zu, „kommt's Ihr auch zu uns bei so festlicher Gelegenheit — das ist gescheidt, wenn nur Viele von Euch nachkommen möchten.“ — „Ihr irrt Euch“, rief der Ungar verschmitzt lächelnd, „komm' ich nur, um zu sehen die Leute, die nicht da sind.“ — —

Wenn auch die zweite Session des Reichsrathes von Sr. Majestät nicht persönlich eröffnet wurde, so hatte der Hof doch sein ganzes feierliches Gepränge zur Schau gestellt. In den Gängen standen die Trabanten und Leibgendarmen, an den Thüren der ersten Gemächer wurde man von Lakeien und Thürhütern empfangen, etwas weiter traf man auf die glänzenden goldgestickten Uniformen der Arcieren-Leibgarde, die mit gezogenem Schwerte regungslos dastanden; durch prachtvolle Säle, deren Gobelin-Tapeten man nur flüchtig bewundern konnte, trat man in das Vorgemach des Zeremoniensaales, in dem schon einige Abgeordnete, um den Obersthofmeister des Kaisers versammelt, des eilften Glockenschlages harrten, und bald darauf in den Zeremoniensaal selbst.

Es ist ein kleiner Silberschatz in diesem Saale aufgehäuft. Das arme, „bankerotte“ Oesterreich hat doch noch aus alten Zeiten manche kostbare Reliquie, manches Erbstück aufbewahrt, und Se. Exzellenz der Gesandte der zweiten deutschen Großmacht konnte sich vielleicht auch bei dieser, wie bei vielen anderen Gelegenheiten überzeugen, daß wir noch immer nicht auf dem letzten Loche pfeifen.

Auf hohen, marmornen Säulen steht der Bau, zwei riesige Flügelthüren führen in den Saal, dessen Wände mit feingeschliffenen Spiegelgläsern verkleidet sind. Gegenüber der Eingangsthüre, auf einer mit kostbarem Teppich belegten Estrade steht der goldene Thron unter einem kolossalen Baldachin aus rothem Sammt mit Gold durchwirkt, an der Rückwand prangt der kaiserliche Adler. Rechts und links vom Eingange sind Tribünen für das Publikum improvisirt, das doch bei dem feierlichen Akte nicht fehlen darf. Zu beiden Seiten des Thrones, wie zu beiden Seiten des Einganges stehen vier riesige Kandelaber aus massivem Silber; auf einem umfangreichen Sockel erhebt sich eine schlanke Säule, die spitz zuläuft und zwanzig silberne Arme ausstreckt. Von der Decke hängen acht Glaslüster mit silbernen Armen herab — beim Scheine der Kerzen, die in den Spiegelwänden tausendfach reflektiren, muß der Zeremoniensaal einen feenhaften Anblick gewähren. Links vom Throne befindet sich die Loge der Diplomaten; sie ist diesmal frühzeitig und dicht besetzt.

Den Reigen des diplomatischen Korps eröffnet der Gesandte der armen Unionisten, deren Schicksal in diesen Tagen am Rappahannock entschieden wird. Ein hyperkritischer Zeremonienmeister müßte den Vertreter Nordamerika's offenbar mit scheelen Blicken betrachten, denn der transatlantische Diplomat sieht genial wie ein Demokrat oder demokratisch wie ein Genie aus. Kein Stern, kein Orden, nicht einmal ein Ordensbändchen ist an ihm zu erblicken; weder Frack noch Gilet, am allerwenigsten aber die Chemisette haben jene glatte geschniegelte Form, die allein, wie Herr Singer am Graben uns bestätigen wird, den Diplomaten kennzeichnet, und vollends die Haare des Diplomaten scheinen seit lange dem Eisen entfremdet zu sein, mit welchem Monsieur Jules, der durch seine antipatti'schen Bestrebungen bekannt gewordene Gehilfe des Herrn Hyppolit, so meisterhaft umzugehen versteht. — Daß England und Amerika nicht auf dem besten Fuße stehen, braucht man nicht erst aus den Parlamentsverhandlungen und der „Times“ zu erfahren, das kann man hier im Zeremoniensaale der Hofburg viel besser mit eigenen Augen sehen. Lord Bloomfield, der Nachbar des amerikanischen Vertreters, dreht Bruder Jonathan fortwährend jene Seite der menschlichen Gestalt zu, mit der in der Regel der diplomatische Verkehr nicht besorgt wird. Bruder Jonathan scheint sich übrigens um die Reversseite seines Nachbars gar nicht zu kümmern, ihn scheinen die Physiognomien der Volksvertreter lebhafter zu interessiren, die zeitweilig beim Oeffnen der Flügelthüren sichtbar werden, er hat daher auch keinen Sinn und kein Ohr für die laute Konversation, in die sich sein Nachbar mit dem Vertreter der ewigen Neutralität, mit dem mehr als stattlich aussehenden Gesandten Belgiens, eingelassen. Graf O'Sullivan ist mit dem Großkreuz und Ordensband erschienen, zu welch' letzterem er bekanntlich um ein paar Ellen mehr braucht, als andere von der Natur nicht so vortrefflich ausgestattete diplomatische Menschenkinder. — „Welche Macht vertritt wohl jener Herr mit dem aufgedunsenen Gesichte und dem grünen Bande?“ frug mich mein Nachbar, dessen Neugier überhaupt schwer zu befriedigen war. „Er weiß es wohl selbst nicht“, lautete meine Antwort und mein Nachbar sah mich verblüfft an, als wollte er prüfen, ob ich ihn wirklich zu foppen versuchte. „Es ist Se. Exc. der griechische Gesandte“, setzte ich erläuternd hinzu. Was macht wohl Freiherr v. Sina in der Diplomatenloge? Baron Winspeare vertritt einen vertriebenen Monarchen, der in Rom von allen Mächten König von Neapel titulirt wird; der Gesandte des souveränen Johanniter-Ordens repräsentirt eine Macht, die einstens bestand und noch jetzt ihre Komthure und Ritter hat — wen aber vertritt der Freiherr v. Sina? Den König Otto in München, die souveräne Nationalversammlung in Athen, oder den minorennen König der Zukunft in Kopenhagen? Vielleicht bemüht sich einer der sieben Weisen Griechenlands, diesen verwickelten Kasus aufzulösen.

In der unmittelbaren Nähe von Griechenland ist Rußland; das ist im Leben so, wie in der Diplomatenloge; Herr v. Balabine scheint sehr nachdenkend und ernst gestimmt zu sein; vielleicht sinnt er in diesem Augenblicke über eine jener vielbewunderten Depeschen aus Warschau, die dem Abendblatt der „Wiener Ztg.“ zu besonderer Glorie geholfen haben, und in denen die „zersprengten Banden“ stets von Neuem auf's Haupt geschlagen werden, „um sich nachträglich trotz furchtbarer Bedrängung wieder zu sammeln“. — Im Hintergrunde der Diplomatenloge kichert, lacht und plaudert man so lebhaft, daß einzelne Worte und Ausrufe deutlich in der nächsten Loge gehört werden. Die Attaché's, die Zukunftsdiplomaten, amüsiren sich hier; sie sprechen wohl von einzelnen Sätzen der Thronrede, oder von Puebla, vom Blaubuche oder gar von der Bundes-Exekution in Holstein? — aber nein, ist das nicht ein bekannter Klang, der an unser Ohr schlägt, — der Name Meyer; — von welchem Meyer sprechen wohl die Attaché's? Etwa jener Meyer, der — — nein, „Cancan“, ruft der Eine — sie sprechen von Fräulein Gallmeyer. — — —

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 53. Sonntag den 5. Juli **1863.**

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Aus Ursachen, welche sich leicht begreifen lassen, bediente sich der Herzog de la Tour-Vaudieu niemals seines eigenen Wagens, wenn er nach der Rue Saint-Louis fuhr.

Er ging also auf den Boulevard, stieg in ein Kabriolet und ließ sich nach seinem Hotel Rue Saint-Dominique fahren.

Am Thore des Hotels angelangt, stieg Siegmund aus, und ohne erst auf sein Zimmer zu gehen, ließ er unverweilt bei seiner Mutter anfragen, ob sie ihn empfangen wolle.

Natürlich fiel die Antwort bejahend aus.

Ohne Hoffnung, aber wie ein beherzter Verurtheilter, der nach der Richtstätte geht, ging er festen Schrittes durch die Reihe Zimmer, welche bis in den Salon führten, wo die Herzogin zu sitzen pflegte.

Nahe am Kamin in einem weiten Armstuhl saß oder lag vielmehr die alte Frau.

Den Augenblick, als Siegmund eintrat, entfernte sich die Gesellschaftsdame.

„Sei mir herzlich willkommen, liebes Kind“, redete die Mutter den jungen Mann an, „sag' mir doch, wie es kommt, daß ich dich zu einer so ungewohnten Stunde bei mir sehe.“

„Liebe Mutter“, erwiderte Siegmund, „ich habe mit Ihnen viel zu sprechen.“

„Viel zu sprechen? desto besser, dann wird dein Besuch auch ein langer sein.“

„Ich bin gekommen, um ernste Dinge mit Ihnen zu verhandeln, und ich appellire schon im vorhinein auf Ihre Nachsicht und Ihre Liebe …“

„Meine Liebe? — Du weißt wohl, daß sie unbegrenzt ist. — Was meine Nachsicht betrifft, so glaube ich wohl kaum, daß du deren bedürfen werdest, es wäre dies das erste Mal in deinem Leben. Es ist also etwas sehr Wichtiges, das du mir mitzutheilen hast?“

„Ja, liebe Mutter! es handelt sich um eine — Heirath“, flüsterte Siegmund sichtbar bewegt.

„Eine Heirath! — habe ich recht verstanden?“

Siegmund nickte bejahend zu.

„Für dich?“

„Ja! ich komme, Sie zu bitten, das Mädchen meiner Wahl als Ihre Tochter anzuerkennen.“

„Träume ich oder wache ich!“ rief die Herzogin aus. „Wie, du läßt mich eine böse Nachricht fürchten, und verkündest mir eine, welche mich überglücklich macht. Du verlangst, ich solle deine Auserwählte als Tochter anerkennen! Ich bin ja überzeugt, daß deine Wahl nur auf ein Mädchen gefallen sein kann, welches deiner und unser würdig ist. — Ach, mein Gott! ich bin ja über die Maßen glücklich.“

„Liebe Mutter“, stammelte Siegmund, „freuen Sie sich nicht zu früh …“

Diese Worte und besonders die Art und Weise, wie sie gesprochen wurden, jagten der guten alten Frau einen tödtlichen Schreck ein. Sie sah ihrem Sohne scharf in's Gesicht, sah wie er bleichen Angesichts, beinahe zitternd vor ihr stand.

„Mein Gott!“ rief sie aus, „was bedeutet das? Meine Freude ist dahin! — Mein Herz zieht sich krampfhaft zusammen! — ich fürchte mich! Siegmund! Siegmund! beruhige mich!“

Und als der junge Mann noch immer wie vernichtet dastand, hielt ihm die Mutter beide Hände entgegen und fuhr fort:

„Liebes Kind! Laß mich nicht länger mehr in dieser Ungewißheit, sage mir, was ich doch endlich wissen muß. — Wer ist das Mädchen, welches du liebst, die ich als Tochter in meine Arme schließen soll … wer ist sie?“

„Es ist das blonde Kind, welches ein verhängnißvoller Irrthum mich für jene halten ließ, welche Sie mir bestimmten, jene, die ich für Mademoiselle Chastenay hielt …“

„Also du liebst dieses Kind seit vier Monaten?“

„Und doch sagtest du mir, diese Liebe wolltest du nicht nähren, diese Verbindung sei unmöglich …“

„Ich habe allerdings so gesagt. Ich habe dagegen angekämpft, allein meine Kraft und mein Wille sind in diesem Kampfe erlegen.“

„Vor vier Monaten bat ich dich, mir das unübersteigliche Hinderniß wissen zu lassen, welches sich deiner Heirath entgegenstemmt, du hast mich beschworen, nicht länger in dich zu dringen. Ich habe nicht in dich gedrungen. Aber heute muß ich Alles wissen — Alles bis in die kleinsten Details.“

Digitized by Google

„Das will ich auch. Diejenige, welche ich liebe, heißt Mademoiselle Derieux, ihr Vater war Oberst, ihr Großvater Advokat im Parlamente."

Die Herzogin, die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in die Hand gestützt, schien sich mit ihrem Gedächtnisse zu berathen.

Siegmund sah seine Mutter mit angstvollem Blicke an.

Plötzlich machte die Herzogin eine rasche Bewegung. Ihre Stirn legte sich in Falten, ein wilder Blick schoß aus ihren Augen.

„Jean Derieux", sagte sie vor sich hin, „dieser Name ist mir nicht unbekannt. Ich müßte mich sehr irren, wenn dieser Jean Derieux nicht mit Robespierre in der Nationalversammlung getagt hätte."

„Ihr Gedächtniß führt Sie nicht irre."

„Dieser Jean Derieux war ein eingefleischter Jakobiner."

„Das ist nur zu wahr."

„Dieser Jean Derieux hat sich an dem gräßlichsten Verbrechen des vorigen Jahrhunderts betheiligt, an dem Mord Ludwig des Sechzehnten."

Siegmund wurde leichenblaß, er war keines Wortes mächtig.

„Also", fuhr die Herzogin nach einer Weile fort, „also diejenige, von welcher du mir sprichst, ist die Enkelin eines der Königsmörder."

„Ach!" seufzte Siegmund; dann fügte er mit zitternder Stimme bei:

„Aber ein Kind von kaum siebenzehn Jahren, kann man es verantwortlich machen für das Verbrechen seines Großvaters?"

Anstatt zu antworten, streckte die Herzogin die Hand aus, und nahm den Schirm von der Lampe, damit das volle Licht auf ihres Sohnes fahles Antlitz fallen konnte.

Ein paar Sekunden sah sie ihn bedeutungsvoll an.

„Siegmund", sagte sie endlich, indem sie auf die Ahnenbilder zeigte, welche im Saale hingen, „du siehst dies, nicht wahr?"

„Ja, meine Mutter."

„Du weißt, welches Wappen die Herzogskrone schmückt?"

„Das Wappen unserer Familie."

„Kennst du auch die Geschichte unserer Vorfahren?"

„Ich glaube ja."

„Du irrst dich mein Sohn.... Du kennst die Geschichte nicht, und wenn du sie auch einstens gekannt hast, so hast du sie bereits vergessen. Mir kommt es zu, dir in's Gedächtniß zurückzurufen, aus welchem Blute du abstammst, und wer die Männer der Treue und der Ergebung waren, deren Namen du zu tragen die Ehre hast..."

Kalter Schweiß bedeckte die Stirn des jungen Mannes, es war ihm, als ob der eisige Hauch seiner Ahnen ihm durch die Haare zöge.

Madame de la Tour Baudieu fuhr fort:

„Mein Sohn, unsere Familie ist groß geworden in der Nähe des Throns. So edel wie die Könige selbst, waren die Ahnherren die Freunde der Könige. Erhebe die Augen, wenn du den Muth hast, zu denen, welche hier über dich zu Gerichte stehen. Wenn sie schweigen, wenn du es nicht wagst, sie zu fragen, so werde ich für sie sprechen. Das Blut, welches deine Ahnen für ihre Könige vergossen haben, könnte einen Fluß bilden und wenn sich dieser Fluß in den Ocean ergösse, würde er dessen Wellen blutroth färben. Was kannst du darauf antworten?"

„Ich wußte wohl, wie groß, wie stark mein Geschlecht ist, ich hatte es nie vergessen."

„Du hast es nicht vergessen, sagst du?.... und doch konntest du den Gedanken fassen an eine verhaßte Ehe, an eine schimpfliche Verbindung?..."

„Ach, Mutter, wenn Sie Mademoiselle Derieux kennten, Sie würden nicht so sprechen."

„Siegmund", rief die Mutter mit verhaltenem Zorne aus, „wie kommt es, daß, nachdem du mich bis an's Ende angehört, ein solcher Name wieder über deine Lippen kommt."

„Er kommt über meine Lippen, weil er in meinem Herzen sitzt."

„Du wirst ihn daraus verbannen."

„Ich habe es schon versucht, aber vergebens. Die Wurzeln haben schon so tief geschlagen, daß man mir die Liebe nur mit meinem Herzen würde herausreißen können."

„Beginne den Kampf von Neuem und verdopple die Kraft. Ein Mann kann Alles, was er will."

„Selbst Gott könnte es nicht!"

„Mein Kind, wenn ich dich aber bäte, auf beiden Knien bäte — ich, deine Mutter?"

„Verlangen Sie mein Leben und ich gebe es Ihnen mit Freuden hin; aber verlangen Sie nicht das Opfer meiner Liebe..."

Noch einmal sah die Herzogin ihrem Sohne scharf in's Gesicht. Der junge Mann schlug die Augen zu Boden.

„Siegmund, du sprichst von deiner Liebe! Aber diese Liebe ist entehrend... ist schimpflich."

„Entehrend!" stammelte Siegmund und wurde bleich bis in die Lippen.

„Entehrend und schimpflich, ja und hundertmal ja — denn endlich, was hast du vor?"

„Mademoiselle Derieux zu heirathen..."

„Wie, du wolltest deinen Namen der Enkelin eines Mörders Ludwig XVI. geben, das Blut seiner Mörder mit dem Blute seiner Vertheidiger mischen! In der heißen Umarmung der Liebe die Stimme der Rache und des Hasses ersticken, eines Hasses, der jeden unseres Geschlechtes erfüllen muß gegen die verfluchte Race der Henker unseres Königs-Märtyrers. Ist es wirklich so, ist es möglich, daß du einen solchen Gedanken hegen konntest?"

„So ist es, liebe Mutter. Wir leben in einer Zeit, wo jeder Haß, jede Rache verstummen muß. Ist es gerecht, daß die Schuld der Eltern die Kinder erdrücken soll? Politische Verbrechen entehren heutzutage nicht mehr. Mademoiselle Derieux ist unschuldig an der Vergangenheit und — ich liebe sie."

„Ah!" rief die Herzogin aus, mit einem Feuer, das man ihrem Alter gar nicht hätte zumuthen sollen. „Schweig, schweig! Bist du wirklich mein Sohn? Habe ich dich an meinem Busen genährt? Ich muß beinahe daran zweifeln, denn ein wahrer Tour-Baudieu könnte nicht so sprechen... Dein Name ist auch der meine — auch wider deinen Willen muß ich ihn unbefleckt erhalten. Im Namen meiner mütterlichen Autorität, im Namen des heiligen Rechtes, das mir eingeräumt ist, verbiete ich Euch, Herzog de la Tour Baudieu, noch länger an das schmähliche Projekt zu denken; ich befehle Euch, die Ausgeburten Eures krankhaften Geistes zu vergessen; ich schwöre endlich, vor Gott und vor Euren

Digitized by Google

Ihnen, daß — wenn Ihr meinen Befehlen nicht Gehorsam leistet, ich Euch — verfluche. Auch nach meinem Tode will ich dem Grabe entsteigen, um Euch noch einmal zu fluchen!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Zeremoniensaale der Hofburg.

(Schluß.)

In diesem Augenblicke schlägt die Glocke eilf, die Militärmusik am äußeren Burgplatze spielt die Volkshymne, durch die Fenster des Saales sieht man draußen das aufgestellte Infanterie-Bataillon die Gewehrgriffe ausführen, eine Salve wird gegeben, die Flügelthüren öffnen sich, ein „Ah" geht durch die Versammlung, die Abgeordneten treten in den Saal.

Einige Stabträger eröffnen den Zug, dann erscheinen langsam einherschreitend die Mitglieder des Abgeordnetenhauses. Präsident Hasner, der leise auftretende Philosoph mit dem feingeschnittenen Gesichte, schreitet voran, ihm folgen die neuernannten Vicepräsidenten und diesen in bunter Aufeinanderfolge die 144 Abgeordneten, die der Eröffnungstag bereits im Weichbilde der Residenz versammelt hatte. Man sieht heuer auch unter den Abgeordneten bedeutend mehr Uniformen, als vor zwei Jahren. Damals hielt man das einfache schwarze Kleid für das passendste der Volksvertreter, die Uniform verbreitete dazumal einen reaktionären Parfum, man vermied sie; heuer ist man von dieser Ansicht abgekommen, die Mode wechselt nicht nur mit den Kleidern, sondern auch mit den Parfums. — Freiherr von Poche erscheint diesmal in der Uniform des Statthalters von Mähren, Graf Gleispach trägt die grüne, goldgestickte Uniform des Geheimrathes, der rothe Bart sticht allerliebst zu der goldenen Uniform; auch Freiherr v. Riese trägt die Kämmerer-Uniform, die Militärs des Abgeordnetenhauses (Graf Kinsky, Freiherr v. Mandell, Freiherr v. Eiselsberg) erschienen in ihrer Uniform. Aufsehen erregte der greise Abt des Prämonstratenser-Stiftes in Prag, Abt Zeidler, der in weißem Habit und weißem, wallendem Talare erschien; seine Kleidung bildete zu den grellrothen und violetten Talaren der Bischöfe einen milden Kontrast. Die polnischen Edelleute erschienen in vollem National-Kostüm, den reichgeschmückten Degen an der Seite. Manches Frauenauge ruhte wohlgefällig auf der edlen Gestalt des Grafen Potocki, der sich beim Klange der Militärmusik und den Salven des Infanterie-Bataillons wohl momentan an die Ufer der Weichsel versetzt glaubte, und, wenn er die sympathischen Blicke bemerkte, die ihm von allen Seiten zuflogen, wohl des Grafen Rechberg vergaß und leise flüsterte: „Noch ist Polen nicht verloren."

Die ruthenischen Bauern fehlen leider in der heutigen Versammlung; weder Pan Kowbasiak mit seinen zur Planirung neugepflasterter Straßen so vortrefflich geeigneten Riesenstiefeln ist da, noch Freund Karpiniec, den die Beleidungen der Zivilisation so wundersam verwandelt hatten. Die armen Bauern, sie wurden im Drange der Geschäfte einfach vergessen. Bischof Litwinowicz sucht heute vergebens noch seinen Getreuen, die in diesem Augenblicke vielleicht den Pflug lenken oder für die Vermehrung des vaterländischen Düngers Sorge tragen. — Das hohe Staatsministerium glaubte bei der zweiten Eröffnung des Reichsrathes dem Zwecke vollkommen Genüge gethan zu haben, wenn es die Eröffnung in der „Wiener Zeitung" und sämmtlichen Kronlands-Zeitungen publizirte. Es ging diesmal von der frühern Uebung ab, jeden einzelnen Abgeordneten durch die politische Behörde von der Eröffnung verständigen zu lassen. Kann man aber von Herrn Kowbasiak fordern, daß er sich in diätenloser Zeit auf die „Wiener Zeitung" abonnire, die in der Bukowina nicht weniger als 24 Gulden kostet? Und wenn er wirklich dem Staate dies Opfer brächte, hat der Staat auch dafür gesorgt, daß Freund Kowbasiak lesen, daß er sogar deutsch lesen könne? — — — Auch der Ordner des Hauses, Freund Broiche ist da, geschmückt mit dem Ritterkreuze des Franz Josephs-Ordens; wie beneidet er wohl die Beamten des Oberstkämmereramtes, die hier das zu thun haben, was im Abgeordnetenhause seines Amtes ist. — Von Herrn Broiche's Landsleuten, den biederen Czechen, ist Niemand im Zeremoniensaale anwesend, als Bischof Jirsik und Herr Dworzak. Wir hätten über das Ausbleiben von Pan Rieger manches zu bemerken, aber es fehlt uns offenbar die Zeit dazu; denn eben treten die „Herren" in den Saal, geführt von dem „ersten Edelmann des Reiches". Unter den Herren gibt es nur einen einzigen Frack, den des Freiherrn von Rothschild, und der ist besäet mit Orden. Der reichste Mann der Welt hatte bekanntlich vor einiger Zeit das Unglück gehabt, daß ihm seine Orden gestohlen wurden; er scheint das Nöthige veranlaßt zu haben, um sich neue zu schaffen. Freiherr von Rothschild tritt mit dem Grafen Anton Auersperg (Anastasius Grün) in den Saal, die jüngste Exzellenz mit dem „letzten Ritter". — Man sieht alle Arten von Uniformen unter den „Herren", Beamten-Uniformen, militärische, die der Kämmerer, sogar ein Paar ständische rothe Fracks!

Kaum, daß der Reichsrath versammelt ist und die Abgeordneten links, die Herren rechts sich aufgestellt haben, treten die höchsten Würdenträger ein: der Zeremonienmeister, der Oberst-Hofmarschall, der Oberst-Hofmeister, unmittelbar darauf die Erzherzoge, und zuletzt der benannte Stellvertreter Sr. Majestät, der Erzherzog Karl Ludwig. Der Erzherzog, der Generals-Uniform und die Kette des goldenen Vließes trägt, besteigt die Estrade und läßt sich darauf nieder, bedeckt sein Haupt mit dem Generalshut und verliest mit lauter, kräftiger Stimme die Thronrede. — Links vom Throne haben sich die Minister, Graf Rechberg der erste, Dr. Hein der letzte, postirt; rechts vom Throne sitzen die Erzherzoge, hinter ihnen ihre Adjutanten. Die Mitglieder beider Häuser schließen einen Halbzirkel vor dem Throne; eine feierliche Stille tritt ein, und athemlos lauscht Alles den Worten, die vom Throne herab an die Vertreter des Reiches gerichtet werden. Nur Einer im Saale lauscht nicht, er weiß eben so gut wie der kaiserliche Stellvertreter, was in der Thronrede steht, denn er besitzt eine Abschrift derselben. Der Eine ist Professor Conn, der Vorstand des Stenographen-Bureaus. Hinter den Abgeordneten in einer Entfernung von zehn Schritten stehen die Lakaien und Hofleute und zwischen denselben und den Abgeordneten steht Professor Conn, in der einen Hand die Thronrede, in der anderen den gespitzten Bleistift haltend, sorgsam jedes Zeichen des Beifalls notirend. Wer ist der Herr? frug ich einen Hofbedienten. Das ist der Schreiber vom Abgeordnetenhaus, ward mir zur Antwort. — „Der Schnellschreiber", hat der Bediente offenbar sagen wollen. — Professor Conn lächelt übrigens wohlgefällig, wenn die Abgeordneten Vivat rufen, und in das dreifache Hoch stimmt auch er ein — aus Begeisterung.

Digitized by Google

Siebzehn Minuten — erzählt uns der Berichterstatter eines hiesigen Blattes, den man mit einer Sekundenuhr eigens in die Versammlung schickte — siebzehn Minuten dauerte die Verlesung der Thronrede, dann verließen die Erzherzoge unter lebhaften Hochs den Saal; das Bataillon feuerte wiederum seine Salven ab, die „Herren“ und die Abgeordneten mischten sich rasch durcheinander und tauschten einige Bemerkungen über die „noch zu bringenden Opfer“, „über die glückliche finanzielle Lage“, über den lakonischen auswärtigen Passus der Thronrede aus. — Graf Rechberg entfernt sich rasch und ohne an irgend wen das Wort zu richten; wahrscheinlich hörte er schon jetzt die Interpellationen, die den Inhalt seiner nicht identischen Note bedrohen. Schmerling schritt ruhig und freundlich grüßend durch die Reihen, Herr von Hein tauschte viele Händedrücke aus, er braucht offenbar Freunde. — Siegesbewußt trat Herr von Plener auf; die eine Hand in der Tasche haltend, schien er wohl das Klimpern des Silbergeldes andeuten zu wollen. Graf Forgach seufzte tief und athmete schwer: „Vollgiltig, wenn auch nicht vollzählig“, hatte der „erste Edelmann“ gesagt — was werden die an der Theiß und in Buda-Pest wohl dazu sagen? — —

Zehn Minuten nach dem letzten Hoch war der Zeremoniensaal wieder einsam und leer; die Bedienten beeilten sich, den Saal von den improvisirten Tribünen zu befreien.

Nähmaschine und Luftlokomotive.

Paris, 24. Juni.

Die Nähmaschine hat bereits eine Umwälzung in mehreren Industriezweigen und in der sozialen Lage eines Theiles des weiblichen Proletariats bewirkt. Sie hat abermals bewiesen, daß gerade die Mechanik mit jeder allgemein zugänglichen Erfindung insbesondere auch den Menschen verbessert und veredelt. Nehmen wir zwei Beispiele. Die zahllosen Weißnätherinnen in Paris haben mit der Nähmaschine außerordentlich gewonnen. Die kleine Unternehmerin (sous-entrepreneuse genannt), welche sonst mit 3—12 Arbeiterinnen für Rechnung eines Kaufmannes mühselig und traurig ihr Brod verdiente, verdient jetzt nochmal so viel, indem sie mit einer Maschine und weniger Arbeiterinnen nochmal so viel und mit weniger Erschöpfung der Kräfte arbeitet. Die Nähmaschine beschäftiget die Mädchen, die früher mit der Nadel bei Tag und Nacht weniger verdienten, und die sehr feinen Nadelarbeiten, welchen die Maschine nicht gewachsen ist und welche jetzt viel häufiger vorkommen, können gegenwärtig besser honorirt werden.

In der Stadt Beauvais, nicht weit von Paris, wird fabrikmäßig und auf Rechnung von Pariser Fabrikanten eine beträchtliche Menge der Schusterartikel für Paris und die Ausfuhr verfertiget. Seitdem in Beauvais die Nähmaschine arbeitet, hebt sich der Verdienst der dabei nicht minder zahlreich beschäftigten Schuster und Mädchen. Die Maschine kann nicht auf die Sohlen angewendet werden. Die Schuster, die auf ihrer Stube diese Arbeit besorgen und sonst 25 Sous täglich verdienten, verdienen jetzt 2 Francs und waren niemals so glücklich.

Die Lokomotiv-Maschine des Herrn Lenoir wird eine noch größere und noch glücklichere Umwälzung bewirken. Als vor drei Jahren verlautete, ein verhältnißmäßig armer Teufel Namens Lenoir habe eine Maschine ohne Dampf und Kohlen, eigentlich eine Luftlokomotive, erfunden, zuckten viele Gelehrte und große Industrielle die Achseln. Die Erfindung hat jedoch ihren Weg gemacht und heute tritt sie als eine soziale Revolution in die Praxis des gemeinen Lebens. Die Druckerei des „Moniteur“ arbeitet mit der Maschine Lenoir und im Grand Hotel befördert sie Reisende, Gepäck, Speisen u. s. w. nach allen Stockwerken.

Die Maschine Lenoir hat weder Dampf noch Kessel, noch Feuerherd, noch Rauchfang. Man kann sie überall aufstellen, in der Dachstube wie im Keller, und man kann sie so klein machen, als man will, z. B. so klein, daß sie nicht mehr Kraft hat, als der Druck des Fußes auf ein Orgelpedal oder auf eine Drechslerbank. Die Ausdehnung der vom gewöhnlichen Leuchtgase erwärmten Luft bewegt das Piston. Luft gibt es überall und Gas ist heutzutage überall und mit Leichtigkeit zu haben. Luft, etwas Gas, eine kleine elektrische Säule, eine Maschine, die nicht viel schwerer und nicht viel größer als eine Nähmaschine ist — da haben Sie die ganze Lokomotive Lenoir. Die Pariser Gasgesellschaft hat die Erfindung angekauft. Sie liefert die Maschinen von jeder Größe und das erforderliche Heizgas gegen Ratenzahlungen.

Die Wichtigkeit der Erfindung besteht darin, daß sie es dem Arbeiter ermöglicht, sich in vielen Industriezweigen mit einem kleinen Kapitale einen Motor anzuschaffen, mithin die Fabrik zu verlassen und auf seiner Stube für eigene Rechnung und auf Bestellung zu arbeiten, da die Maschine Lenoir überdies nicht mehr Raum als ein gewöhnliches Möbel einnimmt, weder Rauch, noch Lärm, noch Gefährlichkeiten verursacht und keine Vorrichtung erfordert.

Jene Arbeiter (ouvriers en chambres genannt) bilden den Mittelstand zwischen dem Fabriksproletariate und dem eigentlichen oder großen Fabrikanten. Der Fabrikbetrieb mit Dampf konnte bis jetzt nur in großen Werkstätten bestehen. Die Maschine Lenoir ermöglicht es jedem Arbeiter, mit einer Lokomotive auf seiner Stube oder Dachstube, wie z. B. ein Schmuckarbeiter, ein Portefeuillist u. dgl., zu arbeiten.

Die Zahl jener interessantesten Arbeiter, welche mit Fleiß, Intelligenz und kleinen Ersparnissen sich selbstständig machen, um sich z. B. auf einer Dachstube zu etabliren und zur Erwerbung einer Maschinenwerkstätte im Großen fortzuschreiten, wird daher rasch und sehr stark sich vermehren.

Wir kommen damit der besten Organisation der Arbeit bedeutend näher. Die beste und sittlichste Lösung der sozialen Frage, welche uns das industrielle Proletariat darbietet, ist darin zu suchen, daß die Frau und das Mädchen zu Hause, in ihrer Haushaltung, bei ihren Kindern, bei ihren Eltern arbeiten können. Die Nähmaschine und die Maschine Lenoir bahnen diesen ungeheuren Fortschritt sehr glücklich an. Wer nicht die unberechenbare Wohlthat begreift, wenn in derselben kleinen Haushaltung Vater, Mutter, Söhne und Töchter fabriksmäßig neben einander arbeiten und zusammenleben können, der begreift eben nicht die große Emanzipations-Frage in unserer Zeit der Prostitution und der Ausbeutung, und wer sich dafür nicht zu begeistern vermag, der hat eben auch kein Herz im Leibe. Nur so gelangen wir zur Freiheit durch die Arbeit!

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

1.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 54. Mittwoch den 8. Juli 1863

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Von der Leidenschaft überwältigt, hatte sich die Herzogin halb erhoben, fiel aber wieder, erschöpft von der heftigen Aufregung, zurück in ihren Lehnstuhl.

Ohne ein Wort zu erwidern, verneigte sich Siegmund vor der Herzogin und ging der Thüre zu.

Als er eben die Klinke ergreifen wollte, rief ihm die Mutter mit halb erstickter Stimme nach:

„Siegmund, mein Sohn!"

Der junge Mann kehrte um.

Die Mutter reichte ihm die Hand, welche er ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte.

„Was befehlen Sie", fragte er.

„Ich will nicht, daß du in Zorn und Bitterkeit von mir scheidest", sagte die alte Frau.

„Nicht Bitterkeit, nicht Zorn ist es, nur Verzweiflung."

„Man tröstet sich über jedes Leid, mein Kind."

„Man stirbt auch daran... Vielleicht ziehen Sie eben meinen Tod einer Verbindung vor, welche Sie so entschieden zurückweisen."

„O ja, tausendmal ja. Ich sähe dich lieber todt als entehrt. Und welche Entehrung gliche wohl der, den Namen deiner Väter der Tochter eines Königsmörders geben wollen?"

Zum zweiten Male schickte sich Siegmund an, den Saal zu verlassen.

Die Herzogin richtete sich in ihrem Stuhle auf.

„Mein Sohn", sagte sie, „wirst du das Opfer bringen, wirst du mir gehorchen?"

„Sie selbst, liebe Mutter, haben mich die Lüge verabscheuen gelehrt. Sie wollen die Wahrheit wissen? So schwer es mir fällt, so grausam es scheinen mag, ich will sie Ihnen sagen: Ich werde nicht gehorchen!..."

Madame de la Tour-Vaudieu, diese Frau, welche seit langer Zeit ohne fremde Hilfe ihren Lehnstuhl nicht verlassen konnte, fand mit einem Male die geschwundene Kraft wieder; wie ein Gespenst, welches sich aus dem Grabe erhebt, erhob sich die Herzogin von ihrem Sitze, ging auf Siegmund los, und drohend die Hand gegen ihn ausstreckend, rief sie aus:

„Fort von hier, du widerspänstiges, entartetes Kind, fort und sei..."

Die Herzogin hatte nicht Zeit, die Phrase zu vollenden, denn Siegmund erfaßte ihre Hand, fiel vor ihr auf die Knie nieder und schrie:

„Mutter, Mutter, um des Himmels willen, fluchen Sie mir nicht!"

„Wirst du mir gehorchen, wenn ich dir verzeihe?"

„Haben Sie Erbarmen mit mir. Verlangen Sie nicht eine Unmöglichkeit."

„Gott selbst verflucht die entarteten Kinder, welche das Herz einer sterbenden Mutter brechen. Du willst, daß ich Erbarmen mit dir habe. Ich sage: habe du Erbarmen mit mir, mit uns beiden. Entsage!"

Siegmund senkte das Haupt zur Erde...

„Hören Sie mich an, liebe Mutter", sagte er nach einer Weile, „vielleicht; wenn Sie wissen werden, was ich Ihnen noch nicht gesagt, werden Sie begreifen, daß die Ehre, die Sie in mir mit solcher Wärme wachrufen wollen, es mir verbietet, ihrem Befehle nachzukommen."

„So sprich."

Siegmund nahm die Herzogin am Arm und führte sie zu ihrem Armstuhl zurück.

Die alte Frau war so erschöpft, daß sie halb ohnmächtig in die Kissen zurückfiel; Siegmund kniete sich neben sie nieder, befeuchtete ihre Schläfe mit kaltem Wasser und gab ihr stärkende Salze zu riechen.

Die Herzogin erholte sich bald.

Nach einer Weile fragte Siegmund:

„Mutter, können Sie mich jetzt anhören?"

Madame de la Tour-Vaudieu nickte bejahend zu.

„Ich schwöre bei dem Andenken meines Vaters", begann Siegmund, „bei Allem, was mir je theuer war, theuer ist und theuer sein wird, daß — sollte ich darüber auch sterben — ich das Opfer bringen würde, welches Sie von mir verlangen; ich würde entsagen, wenn auch nicht meiner Liebe, doch einer Heirath, welche Sie verabscheuen; allein ich darf es nicht..."

Siegmund hielt inne und wartete auf eine Frage. Da aber die Mutter keine Silbe darauf erwiderte, fuhr er fort:

„Ich darf nicht — die Ehre gebietet mir, eine schändliche Handlung, die ich begangen, eine Niederträchtigkeit — die einzige, die ich mir in meinem Leben zu Schulden kommen ließ, — wieder gut zu machen."

„Eine Niederträchtigkeit! — Du mein Sohn!"

„Ja, Mutter!"

Digitized by Google

„Und die ist?"

„Eine Verführung!..."

„Eine Verführung!" wiederholte die Herzogin; „also dieses junge Mädchen..."

„Ist das Opfer ihrer Arglosigkeit, das Opfer ihres blinden Vertrauens in mich geworden — ich schulde der Mutter meines Kindes einen Namen..."

„Ein Bastard!" rief die alte Frau entrüstet aus.

„Ich will nicht, daß mein Kind ein Bastard sei — es soll, es wird es auch nicht sein", entgegnete der junge Mann.

Fieberhafte Röthe überzog das sonst bleiche Gesicht der Herzogin, und mit einem ironischen Lächeln sagte sie:

„Ein Bastard! — Ich war wohl verrückt, mich einen Augenblick zu ängstigen, eine Sache ernstlich zu nehmen, die kaum der Rede werth ist!..."

„Was wollen Sie damit sagen, liebe Mutter", fragte Siegmund ganz erstaunt.

„Ich will sagen, daß ich die Enkelin eines Königsmörders vielleicht zu fürchten Ursache gehabt hätte; aber ein verworfenes Geschöpf! Ich will wohl mit dir zugeben, daß die Enkelin eines Jean Derieux nicht zur Rechenschaft gezogen werden mag wegen des Verbrechens ihres Großvaters, aber für ihre eigene Schande ist sie doch verantwortlich. — Wie groß auch immer die Leidenschaft sein mag, welche dich verblendet, deine Augen werden sich doch noch im letzten Momente öffnen, und du wirst nicht ein entehrtes Geschöpf zur Herzogin de la Tour-Vaudieu machen wollen."

„Mutter! Um Himmels willen, beschimpfen Sie diesen Engel nicht!"

„Ein Engel, welcher seine Flügel im Kothe nachschleppt!..."

„Alle Schmach fällt auf mich und nicht auf Mademoiselle Derieux; sie ist eben in die Falle gerathen aus Ursache ihrer Unschuld."

„Armer Verblendeter", sagte die Herzogin im Tone der Ironie. „Du glaubst also wirklich an die Unschuld eines Mädchens, welches Mutter geworden?"

„Ich glaube daran, sowie ich an meine eigene Ehre glaube."

„Du glaubst an ihre Liebe zu dir?"

„Wie ich an Ihrer Liebe zu mir glaube."

„Du hast also nicht errathen, daß es diese gefährliche Sirene nur auf deinen Namen, auf deinen Titel und auf dein Vermögen abgesehen hat? Du hast nicht begriffen, welche Rolle man dir in dieser Intrigue zutheilt, dir, dem hohen Herrn, der ohne Zweifel als Deckmantel dienen sollte, um die Folgen eines andern Fehltrittes zu verbergen."

„Mutter", unterbrach Siegmund die Herzogin, „ich vergesse nicht, werde nie vergessen, daß ich Ihr Sohn bin und daß ich als solcher mich vor Ihnen zu beugen habe; aber ich beschwöre Sie, machen Sie dieser Qual ein Ende. Ihr Herz würde sicherlich diese Verleumdungen Lügen strafen, wenn Sie das unschuldige Kind kennten. Mein Entschluß ist gefaßt, er ist unerschütterlich. Ich habe lange das Alter hinter mir, wo der Mann Herr seiner Handlungen ist, Mademoiselle Derieux wird meine Frau..."

„Deiner Mutter zum Trotz, Siegmund!"

„Ich muß wohl, da Sie mir die Einwilligung versagen, welche ich mir von Ihnen erwirken wollte, um die ich Sie beschworen."

Eine lange Pause erfolgte.

Madame de la Tour-Vaudieu war die erste, welche das Schweigen brach.

„Gott hat mir zwei Söhne geschenkt", sagte sie mit besonderer Betonung, „und doch soll ich allein in der Welt stehen, denn von heute an verleugne ich diese zwei entarteten Kinder. Du bist hier in diesem Hotel zu Hause, es gehört dir. Ich werde es nicht mit derjenigen theilen, die du deiner Mutter, die du deiner Ehre vorziehst. Morgen verlasse ich das Haus und werde die letzten Tage meiner verzweiflungsvollen Existenz in einem Kloster zubringen."

„Mutter, theure Mutter, seien Sie doch nicht so unbarmherzig, lassen Sie sich doch rühren..."

Die Herzogin legte ihm durch eine gebieterische Geberde Schweigen auf und fuhr fort, indem sie mit dem Zeigefinger auf eine Uhr deutete:

„Es ist bereits Mitternacht. Ich gebe dir zwölf Stunden Bedenkzeit. Bist du morgen Mittag nicht zu mir gekommen und hast du mir nicht gesagt: Mutter, es geschehe, wie Sie wollen, so verlasse ich das Hotel und habe keinen Sohn mehr. Du kennst nun meinen Entschluß. Jetzt will ich allein sein... verlasse mich."

Siegmund verneigte sich vor seiner, die den Blick von ihm abwendete, und verließ den Saal.

Dreizehntes Kapitel.

Es schlug eben Mitternacht, als Siegmund aus dem Saale in das Vorzimmer trat. Er nahm mechanisch seinen Hut und ging aus dem Hause, ohne noch zu wissen, wohin er seine Schritte lenken sollte.

Schwere Wolken hingen am Himmel, ein kalter feiner Regen durchnäßte seine Kleider, ein eisiger Wind warf ihm die Tropfen in's Gesicht. Er merkte von all' dem nichts, auf's Gerathewohl vor sich hingehend, kam er durch die Rue du Bac auf den Quai Voltaire, ging auf die Pont Royal, lehnte sich über das Brückengeländer und sah zu, wie die Wellen der durch frühere Regen angeschwollenen Seine mit wildem Getose an die Pfeiler anschlugen.

Jetzt wurde es plötzlich licht in seinem kranken Gehirn. Der Gedanke des Selbstmordes schlich an ihn heran.

„Ein paar Augenblicke", sagte er zu sich selbst, „und aller Kummer hat ein Ende. Was hält mich ab? Was hindert mich? Wozu leben, um zu leiden, wenn der Tod so leicht und nahe ist?"

Dieser Gedanke fuhr ihm aber nur wie der Blitz durch den Kopf.

„Ach!" fuhr er in seinem Monolog fort, „darf ich meinem Leben gewaltsam ein Ende machen! Ohne mich ist Esther verloren! Ich muß für sie leben, ich muß mich meinem Kinde erhalten."

Und er setzte seine Irrfahrt fort.

Gegen vier Uhr des Morgens kehrte er in einem Zustande, der sich wohl leicht begreifen läßt, in sein Hotel zurück. Ohne den Kammerdiener aufzuwecken, ging er auf sein Zimmer, setzte sich an den Kamin, und blieb die ganze Nacht, die Ellbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht in die Hände gelegt, vor dem Feuer sitzen.

Um neun Uhr Früh schickte er nach einem Miethwagen und ließ sich nach der Rue Saint-Louis führen.

Madame Amadis schlief noch.

Siegmund wurde bei ihr angemeldet, und die Wittwe, entzückt über diesen ungewöhnlich zeitlichen Besuch, warf sich

num schnell in ein reizendes Negligé, um ihren liebenswürdigen „Freund“ ja nicht lange warten zu lassen.

„Großer Gott, lieber Herzog“, rief sie aus, als sie seiner ansichtig wurde, „wie blaß und verstört sehen Sie aus! Was gibt es denn? Sind Sie krank? Darf ich Ihnen eine Tasse Thee anbieten?“

„Vielen Dank, meine Gnädigste, ich bin nur gekommen, um Sie um eine Gefälligkeit zu ersuchen.“

„Eine Gefälligkeit? Verlangen Sie zehn, zwanzig, dreißig; ich stehe Ihnen mit vielem Vergnügen zu Diensten, Sie machen mich glücklich, wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann.“

„Ich muß Mademoiselle Esther sprechen.“

„Alsogleich?“

„Wenn möglich je eher, desto lieber.“

„Die Kleine verläßt wohl so früh am Morgen niemals ihren Vater, aber ich werde ihr durch meine Kammerfrau sagen lassen, ich sei unpäßlich, ich leide an einer Migraine, da wird sie gleich herunten sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Rußlands soziale Gegenwart.

A. Buddeus Rußlands soziale Gegenwart und der Aufstand in Polen. Leipzig, Brockhaus 1863.

—z. „Die Zeit ist gekommen, wo politische Fragen unzertrennbar sind von den sozialen, wo man die Lösung für jene in diesem Gebiete suchen muß.“ Mit diesen Worten führt Buddeus sein Werk ein; wer die Wahrheit derselben zugibt — wir glauben, daß kein Verständiger sich ihr verschließen kann — wird erfreut sein, durch das vorliegende Schriftchen auch die brennendste der Tagesfragen in Verbindung gebracht zu sehen mit jenen tief auf dem Grunde des Bestehenden ruhenden Ursachen und Bedingungen, die das Loos der Gesellschaft und des Staates bestimmen und gar oft entscheiden.

Unsäglich viel wurde über den gegenwärtigen und die früheren Aufstände in Polen geschrieben, unendlich viele mehr oder minder pathetische Reden über das tragische Loos des heldenmüthigen Volkes sind an unser Ohr gellungen, Gedichte und Lieder, die das Schicksal eines begabten Slavenstammes beklagen, haben die Herzen Europa's gerührt. So oft von Polen gesprochen wird, flammt der schönste und uneigennützigste Enthusiasmus auf, und das Uebermaß der Begeisterung hat die Enthusiasmirten wohl auch zu Sinnlosigkeiten geführt.

Wer von Polen spricht, muß auch von Rußland reden. Das geschah und geschieht denn auch in Hülle und Fülle. Von Rußlands Zuständen, Ab- und Aussichten wurde mehr als einmal mit liebenswürdiger Naivität, aber leider ohne Kenntniß derselben gesprochen. Man schilderte Rußland gar oft möglichst schwarz und nichtswürdig, doch ohne die Schilderung durch den Unterbau von reichem Detail glaubwürdig zu machen, in den beliebten Phrasen von „Moskowiterreich“, vom „ehernen Koloß“, vom gelobten Lande der Knute und des Mushik u. s. f. Blicken wir auf die verläßlichen Angaben des vorliegenden Werkchens, so sehen wir aber, daß eben nichts Rußlands Zustände schwärzer erscheinen läßt, als die volle Wahrheit, die sich aus der sorgsamen speziellen Durchforschung aller Lebensgebiete zusammensetzt. Das vorliegende Buch des bekannten Schriftstellers über Rußland strebt darnach, eine klare Darstellung der sozialen Zustände und Gestaltungen Rußlands zu geben und wird wohl Presse wie Publikum zur tieferen Erfassung der polnisch-russischen Frage anregen.

Eine vorurtheilsfreie Betrachtung Rußlands muß sich den Satz des russischen Freiheitsmannes Herzen einprägen: Rußland gehört nicht zu Europa, es ist etwas für sich. Darum die Verhältnisse in seinem Innern, die uns Europäern beinahe unbegreiflich sind. Rußland ist noch zu keiner Nothwendigkeit des Weltlebens geworden, da es keine selbstständige Kultur zu schaffen vermochte. Um Rußland als Macht in das europäische Leben einzuführen, hat das Czarenthum die Nation äußerlich europäisirt, innerlich entnationalisirt, den Staat bureaukratisirt. Es bewirkte dadurch einen tiefeingreifenden Gegensatz zwischen dem russisch-nationalen Elemente und den aufgedrungenen europäischen Formen, der sich in grimmigem Hasse gegen die Einwanderer meist deutscher Zunge und die an Gewissenlosigkeit und schamloser Erpressung nur den türkischen Behörden vergleichbare Beamtenkaste äußert. Die Nationalen halten an Moskau fest, während Petersburg Sitz der Europäisirten ist. Bisher glaubte man in Europa meist, daß nur die Petersburger Partei auf der Seite des Kulturfortschrittes stehe, übersah aber dabei, daß auch die nationale moskowitische Agitation mit den Waffen der abendländischen Civilisation gegen das aufgezwängte Fremdwesen und zwar zum Zwecke einer aus dem ureigenen Wesen der Nation selbst hervorgehenden Kulturentwickelung kämpfe. Eine und wohl die mächtigste dieser Waffen ist die schwungvolle Presse der Nationalen, die, der Nationaleitelkeit schmeichelnd, in der Wahl der Mittel nicht verlegen, von bedeutendem Einflusse auf die Volksbildung ist. Doch trägt auch sie den Charakterzug der russischen Civilisation — „die Ausfaulung vor der Reife“ — an sich. Wir Abendländer aber mögen uns vor den Tendenzen hüten, zu welchen diese Presse Europa gegenüber sich bekennt. Abstraktes Freiheitsverlangen, humanen Kosmopolitismus kennt die moskowitische Journalistik nicht, ihr leitender Gedanke ist der nach Konzentration aller Volkskräfte, die Ostseeländer und die Türkei zu erobern und alle slavischen Elemente unter dem Banner des Czarenreiches zu sammeln. In diesem Stücke trifft wenigstens die Richtung Peters des Großen mit den Nationalen zusammen. Aber noch mehr: nicht auf das Reich aller Reußen beschränkt sich das Bestreben der moskowitischen Richtung: eine — soziale Reform durchzuführen, nein, ganz Europa soll mit einer auf russische Weise zugeschnittenen sozialen Reform (wer vermag sich etwas Bestimmtes dabei zu denken?) beglückt werden. Das „abgelebte“ und „entnervte“ Europa soll durch die Jugendfrische und Thatkraft der russischen Nation regenerirt (!) werden. Wehe unserem Volke, wenn der bisher nur in den Spalten jener uns so wohlwollenden Blätter existirende Hunnenzug zur Wahrheit würde!

So viel über die zwei mächtigsten Parteien Rußlands und ihr Verhältniß zur äußeren Politik; wenden wir uns zur Betrachtung des Inneren.

Das Fundament jedes Staates, der in Europa wichtigste Stand, das Bürgerthum, ist in Rußland ohne Einfluß. Auf eine Bevölkerung von 74 Millionen Menschen, auf 5 Mill. Städtebewohner kommen etwa — 400,000 eigentliche Bürger! — Bis jetzt hat es auch nicht den Anschein, als ob sich ein selbstständiger Bürgerstand entwickeln werde. Scheint ja überhaupt der Slavismus für das Bürgerthum keine Zeugungskraft zu haben. Die mächtigsten Faktoren

Digitized by Google

zu einer solchen Entwickelung fehlen in Rußland, wohl wurde das Geschäftsleben durch Alexander II. Reformen von Einschränkungen befreit, aber eben die plötzliche Aufhebung der Schranken, die Zerrüttung der Verhältnisse nach dem Krimkriege, die Rechtsunsicherheit und durch die Bauernemanzipation drohende Entwerthung des Grundbesitzes und der — Leibeigenen, erfüllte bald das ganze Geschäftsleben mit dem grauenhaftesten Schwindel. Wie bei heruntergekommenen Völkern, z. B. bei den Neugriechen, zeigt sich auch bei den Russen eine unbezwingliche Neigung zum Schacker, zur Krämerei, die auch dem Großhandel den Charakter aufdrückt. Dazu kömmt noch, daß das asiatische Nomadenthum, das dem russischen Volke anhaftet und das daraus hervorgehende Hin- und Herwandern, kein Heimathsgefühl aufkommen läßt, daß der oftmalige Wechsel des Geschäftszweiges, der Mangel an Ausdauer, sowie die fehlende Konkurrenz (es herrscht die größte Noth an Arbeitskräften) die russische Arbeit in den Ruf des Unsoliden und Schlenderhaften gebracht hat.

Der aus den verschiedensten Ständen entstandene Adel verfolgt verschiedene Standesinteressen. Sein Einfluß ist nicht so groß, als man ihn darstellt, unter drei Millionen Adeligen gibt es nur ungefähr 104.000 Grundbesitzer.

Die Bauernemanzipation, deren Wesen und Bedeutung von Buddeus im zweiten Abschnitte eingehend geschildert ist, hat den Adel empfindlich berührt. Die Folgen des Emanzipationsgesetzes erweisen sich aber für den Ackerbau keineswegs als günstig, im Gegentheile ist neben der Zerstörung der altrussischen Gemeinde eine Verminderung der eigentlichen Agrikulturthätigkeit der Landleute eingetreten. Unter acht Millionen Bauern sind seit Veröffentlichung des Emanzipationsmanifestes nur drei Millionen beim Ackerbau geblieben, während sich fünf Millionen als vagabundirendes Arbeitervolk herumtreiben. Welch' große Unsicherheit des Lebens und Eigenthums durch das herumziehende Volk hervorgebracht wird, haben die neuesten Berichte aus dem südlichen Rußland gezeigt. Die Folge solcher Erscheinungen ist die, daß Rußland aufhört, seinen natürlichen Beruf zu erfüllen und mit dem Ackerbau, sowie mit der Herstellung von Rohprodukten eine höhere materielle Entwickelung organischer vorzubereiten.

Für Europa liegt aber eine große Gefahr in der Entwickelung der sozialen Frage Rußlands. Uebersteht Rußland als centralistischer Staat die Krisis und tritt uns als sozial geordnet gegenüber, so wird ihm der Besitz der Ostsee und des schwarzen Meeres zur Lebensbedingung. Wird aber aus der rohen Reformbewegung, in welcher freche Wünsche, brutale Leidenschaften, der gemeinste Egoismus und unberechenbare Thaten chaotisch durcheinander wogen, die Revolution, — dann ist es für Europa an der Zeit, sich an des großen Friedrichs Wort zu erinnern: Toujours en vedette! Furchtbar würde eine russische Revolution auf das Abendland einwirken, „denn am schrecklichsten wüthet ein Volk, welches Ordnung und Zucht des Gesetzes niemals gekannt hat, sondern nur den Zwang, sich der rohen Gewalt zu beugen, und nunmehr diese Gewalt schrankenlos in seine eigenen Hände gegeben sieht." Ein russischer Schriftsteller selbst sagt: „Rußland sieht seinen Ruhm darin, das Schreckbild der Völker zu sein." — Dies mögen wir Europäer allezeit bedenken!

Sind so durch die Angaben des mit russischen Verhältnissen und russischer Literatur wohl vertrauten Schriftstellers die Befürchtungen, die Europa und vor Allem die Grenzländer vor Rußlands Plänen haben, nicht gehoben, sondern vielmehr gesteigert, so erwächst daraus die Pflicht für diese Grenzländer und das civilisirte Europa, stets auf der Hut zu sein, stets unter Waffen zu stehen gegen mögliche Mongolenstürme.

Zur Beruhigung mag es aber gereichen, auf Englands und Frankreichs Verhalten 1855 zurückzublicken; noch sicheren Trost gewährt uns jedoch die Erkenntniß, daß Oesterreichs Regierung (seit Langem) und Preußens Volk gleich scharf die drohende Wetterwolke im Osten erspähten. Sie werden ihren Beruf erkennen, Europa's Vormauer gegen asiatische Unterjochungsgelüste zu sein.

Das Kind von Frankreich.

Der kleine Prinz, erzählt ein Schreiben aus Paris, zählt gegenwärtig sieben Jahre, er ist für sein Alter keineswegs groß und auch kein sog. hübscher Junge, aber er ist gesund, seine Züge sehr interessant und sein Benehmen ist ungemein artig und gefällig. Als dieser Tage sein Geburtstag war, besuchte er mit dem Kaiser und der Kaiserin das Theater und nach der Vorstellung spazierte er im Parterre unter seinen kleinen Kriegskameraden umher und vertheilte Gerstenzucker unter sie, wobei ihm seine zwei kleinen Adjutanten in voller Uniform folgten. Er ist ungemein freundlich und zärtlich und erweist denen, mit welchen er umgeben darf, gerne kleine Aufmerksamkeiten, indem er ihnen Bouquets schickt, die er selbst gepflückt hat, oder selbstverfaßte Briefchen zu ihren Geburts- oder Namensfesten mit großer Pünktlichkeit sendet. Seine Gouvernante seit frühester Kindheit ist eine Engländerin, welche ursprünglich schon von der Königin empfohlen worden war und früher im Hause der Herzogin von Argyll gedient hatte. Jene, welche glauben, daß die ultramontanen Tendenzen der Kaiserin sehr mächtig und in Staatsangelegenheiten von großem Einflusse sind, dürfte es überraschen, wenn sie hören, daß diese Gouvernante — Miß Shaw — eine strenge Protestantin ist, welche ihre Kirche mit Einwilligung der Kaiserin eifrig besucht und ihren Zögling so beeinflussen darf, daß er die Sonntage ganz nach englischer Sitte zubringt. Der kleine Junge hat schon einigemale erklärt, daß er nicht erlauben würde, daß die Leute an Sonntagen arbeiten, wie es in Frankreich der Fall ist. Seit seinem siebenten Geburtstag wurde ihm ein Hofmeister beigegeben, ein noch junger Mann, Herr Mounier, welcher blos wegen seiner guten moralischen Eigenschaften gewählt wurde. Aber der kleine Prinz bringt dennoch den größeren Theil seiner Zeit bei seiner Gouvernante zu, für die er eine ungemeine Anhänglichkeit besitzt und welche eine unumschränkte Autorität über ihn ausüben darf. Als einmal eine Hofdame ihn zu einem kleinen Ungehorsam gegen die Gouvernante verleitet hatte, wurde die Wiederholung eines solchen Vorfalles einfach dadurch unmöglich gemacht, daß die Dame nicht mehr eingeladen wurde. Die Liebe des Kaisers zu seinem Kinde scheint unbegrenzt zu sein und der kleine Junge scheint auch nie glücklicher zu sein, als wenn er zwischen den Knien seines Vaters stehen darf und dieser ihm allerlei Dinge mittheilt, die geeignet sind, die Phantasie des Knaben zu erfreuen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 55. Sonntag den 12. Juli 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Madame Amadis zog die Klingel und ertheilte der eintretenden Kammerfrau ihre Befehle.

„Die arme Esther wird sich sehr freuen, Sie zu sehen. Ich will Euch schon allein lassen, denn Ihr werdet Euch wohl gar Wichtiges zu sagen haben. Mittlerweile will ich an meine Morgentoilette gehen. Apropos, werden Sie mir nach dieser Unterredung die Ehre erweisen, mit mir zu frühstücken?"

„Ich möchte wohl gerne, aber heute geht es nicht."

„Auch nicht, wenn Esther von der Partie ist?"

„Auch dann nicht; dringende Geschäfte erwarten mich im Faubourg Saint-Germain."

Jetzt wurde leise an die Thüre geklopft.

„Herein", rief Madame Amadis.

Das Stubenmädchen trat ein und sagte:

„Mademoiselle Derieux."

„Nur herein, nur herein, liebes Kind. Wenn Ihr meiner bedürft, laßt mich rufen."

Mit diesen Worten war die gefällige Hausfrau verschwunden und Esther trat ein.

Das junge Mädchen warf einen forschenden Blick auf Siegmund, ihr Herz preßte sich krampfhaft zusammen, denn sie las wohl aus den Gesichtszügen ihres Geliebten, daß sie nichts Erfreuliches erfahren werde.

Sie ging gerade auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte mit fester Stimme:

„Sprechen Sie, lieber Freund, verhehlen Sie mir nichts. Was immer geschehen mag, ich bin auf Alles gefaßt . . . ."

„Meine theure, vielgeliebte Esther", antwortete Siegmund und versuchte es, zu lächeln, „ich bringe Ihnen keine schlechte Nachricht. Sie werden meine Frau vor Gott und der Welt . . ."

„Wirklich?" rief das Mädchen aus, halb fürchtend, halb hoffend.

„Wirklich . . . ich beschwöre es."

„Also hat Ihre Mutter eingewilligt?"

„Lassen wir die Mutter aus dem Spiele", entgegnete er sichtbar verlegen, „ihre Einwilligung ist nicht nothwendig.... Das Gesetz verlangt diese Einwilligung nicht, um daß unsere eheliche Verbindung geschlossen werde . . ."

Esther sah Siegmund erstaunt und erschreckt an.

„Ich fürchte, Sie verstanden zu haben . . . erklären Sie sich deutlicher. Sind Sie wirklich gesonnen, mir Ihren Namen zu geben gegen den Willen derjenigen, welche Sie lieben und schätzen sollen, mehr als Alles auf der Welt?"

„Mein Name gehört Ihnen, liebe Esther, kein Wille, kein Befehl kann sich zwischen uns stellen", erwiderte der Herzog.

„Die Herzogin de la Tour-Baudieu widersetzt sich unserer Verbindung, nicht wahr?"

Siegmund schwieg. Esther fuhr fort:

„Ich beschwöre Sie, lieber Freund, verhehlen Sie mir nichts — ich bin auf Alles gefaßt. Was ist zwischen Ihnen und Ihrer Mutter vorgefallen."

Ein längeres Schweigen war nicht mehr möglich und Siegmund erzählte nun mit möglichstem Schwung sein Gespräch mit der Herzogin-Mutter.

„Aber noch einmal muß ich bemerken", schloß Siegmund sein Geständniß, „was kümmert das uns? Meine Mutter läßt sich von Vorurtheilen beherrschen, die ich ehre, die ich aber niemals theilen kann. Ich werde so unbeugsam sein, wie sie. Das Gesetz macht mich frei, und ich werde dieses Recht benützen, um meinen Fehltritt wieder gut zu machen, und mein Glück zu befestigen."

„Ihr Glück!" entgegnete Esther und schüttelte den Kopf. „Gibt es ein Glück für einen Sohn, welcher dem Willen seiner Mutter trotzt? Ich will nicht die Mitschuld tragen an Ihrer Widersetzlichkeit. Und glauben Sie denn, ich besitze nicht auch einen Stolz? Glauben Sie, ich könne mich so weit erniedrigen, mich in eine Familie einzudrängen, die mich von sich stößt? Sie haben mir Ihre Liebe geschenkt, ich will mir Ihre Achtung nicht verscherzen. Gehorchen Sie also Ihrer Mutter. Die Heirath, die ich gestern sehnlichst wünschte, weise ich heute von mir. . ."

„Esther! meine Esther!" rief Siegmund aus, „keinen voreiligen Entschluß. Kämpfen Sie Ihren Stolz nieder, und hören Sie auf die Stimme Ihres Herzens. Denken Sie an mich, der Sie mehr liebt, als sein Leben — denken Sie an das Kind, das Sie unter dem Herzen tragen."

„Das Schicksal des Kindes liegt in Ihrer Hand. Es wird die Zeit kommen, die es Ihnen ermöglichen wird, ihm Ihren Namen zu geben. Aber niemals, niemals — das schwöre ich Ihnen, werde ich die Tochter einer Frau werden, welche mir den Schimpf des Verbrechens, das politische

Digitized by Google

Glaubensbekenntniß meines Großvaters in's Gesicht schleudert! ...."

Der Herzog hatte gut bitten und beschwören; Mademoiselle Derieux blieb unbeugsam und Siegmund begriff wohl, daß er umsonst gegen den festen Willen dieses starken Geistes ankämpfen würde.

„Ihr Wille geschehe", rief endlich Siegmund aus: „ich gebe nach, weil ich muß, aber Ihre Schuld ist es, wenn mir die letzten Tage meiner Mutter langsam verstreichen werden."

* * *

Eine Stunde darnach war der Herzog wieder in seinem Hotel in der Rue Saint-Dominique und ließ sich bei seiner Mutter ansagen.

Diese erwartete ihn auf ein Ruhebett hingestreckt, unbeweglich, wie aus Marmor gehauen. Das ganze Leben schien in ihren Augen konzentrirt.

Im Momente, als Siegmund eintrat, warf sie einen forschenden Blick auf ihn.

„Mutter!" redete sie der junge Herzog an, „ich bin besiegt ... ich will Ihrem Wunsche willfahren!"

Ein Zug des Triumphes belebte das Antlitz der alten Frau.

„Ich habe meinen Sohn wiedergefunden", rief sie freudig aus, „dem Himmel sei gedankt! Jetzt kann ich ruhig sterben!"

Vierzehntes Kapitel.

Von diesem Tage an war das Hotel der Rue Saint-Louis der Schauplatz eines jener Dramen, welche sich nur zu oft im Kreise der ehrbarsten Familien abspielen.

Es handelte sich für Mademoiselle Derieux darum, ihren Zustand vor dem Obersten zu verbergen.

Jede Lüge, jede Falschheit widerten das junge Mädchen an. Leider blieb ihr unter den obwaltenden Umständen nichts anderes übrig, als dazu ihre Zuflucht zu nehmen.

Wäre Esther bei ihrem Fehltritt allein betheiligt gewesen, so hätte sie, eine Feindin jeder Verstellung ihrem Vater gegenüber, es höchst wahrscheinlich über sich gewonnen, sich dem Obersten zu Füßen zu werfen, und ihm zu sagen:

„Vater! ich bin schuldig .... strafen Sie mich, aber dann verzeihen Sie mir."

Aber um ein solches Geständniß abzulegen, hätte sie Siegmund preisgeben müssen, und sie wußte gar wohl, was sie von der Rachsucht ihres Vaters für den Geliebten zu fürchten hatte.

Dem alten Soldaten sagen: „ich bin entehrt und der Herzog de la Tour-Baudieu ist mein Verführer", hätte ohne allen Zweifel einen jener Ehrenhändel hervorgerufen, in welchem entweder der Schuldige oder der Rächer, vielleicht auch beide auf dem Platze geblieben wären.

Der alte Oberst mußte also um jeden Preis getäuscht werden.

Zum Glücke war das nicht sehr schwer, da er sehr viel außer dem Hause lebte, wie alle jene, welche sich ausschließlich mit Politik befassen. Und selbst wenn er nach Hause kam, so hatte er so viel zu überdenken und mit sich selbst zu berathen, daß er nur selten sichtbar war.

Noch muß bemerkt werden, daß der Oberst das unumschränkteste Vertrauen in seine Tochter setzte.

Madame Amadis, nothwendigerweise in Kenntniß gesetzt von den traurigen Folgen eines unbedachten Augenblickes, war anfangs sehr betroffen und untröstlich. Dieser erste Eindruck dauerte aber nur kurze Zeit, und nach reiflicher Ueberlegung kam die Wittwe zu dem Schlusse, daß das, was ihr anfänglich als eine bedauerliche Katastrophe erschien, am Ende noch einen glücklichen Ausgang finden könne.

„Streng genommen", so raisonnirte Madame Amadis, „was ist denn daran gar so Entsetzliches! Es wird ein kleiner Cherubim zur Welt gebracht — wo liegt denn da das schauerliche Unglück? Dadurch wird ja eben das Band zwischen den beiden Liebenden noch fester geknüpft. Der Herzog betet seine kleine Esther an. Er ist nicht der Mann, der sie verlassen wird. Er wird sie so bald wie möglich heirathen, dann wäre ja Alles in bester Ordnung. Nur der Oberst macht die Sache etwas schwierig. Wenn er von dem Ganzen Wind bekäme! Aber der Exheld aus der großen Armee wird wohl noch zu überlisten sein."

Und wirklich machte sich die Wittwe des Lieferanten mit unermüdlichem Eifer zur Helfershelferin der beiden jungen Leute.

Vorerst affektirte Madame Amadis eine Krankheit, wobei ihr ganzes Nervensystem in's Mitleid gezogen war und gab vor, sie fühle nur Linderung ihrer Leiden in der Pflege, welche ihr die kleine Nachbarin angedeihen ließ. So kam es denn, daß Esther mehr als je um die Wittwe war und daher ihren Vater nur immer sehr flüchtig und noch seltener als bisher sah.

Sie spielte ihre Rolle mit solcher Meisterschaft und Ausdauer, daß der alte Oberst, von den Leiden der kranken Frau gerührt, sogar darein willigte, daß Esther im Zimmer der Wittwe schlafen durfte, wenn die Erscheinungen des Tages einen nervösen Anfall bei Nacht befürchten ließen.

So kam der Monat November heran und mit ihm der verhängnißvolle Augenblick immer näher.

Esther war physisch und moralisch sehr angegriffen, der Oberst betrübte sich wohl über die Blässe seiner Tochter, aber von der eigentlichen Ursache ihres üblen Aussehens und ihrer Hinfälligkeit hatte er nicht die entfernteste Ahnung.

So standen die Sachen, als eines Morgens Madame Amadis den Obersten Derieux zu sich bitten ließ.

Der Oberst folgte ungesäumt diesem Rufe.

„Lieber Nachbar", redete ihn die Wittwe mit kläglicher, schwacher Stimme an, „ich habe Sie um einen großen Dienst zu bitten."

„Wenn es von mir abhängt, Ihrem Wunsche zu willfahren", erwiderte der Oberst, „so werde ich mich höchst glücklich schätzen ..."

„Nur nicht zu voreilig, lieber Oberst", fiel ihm Madame Amadis in die Rede, „verpflichten Sie sich zu nichts, bevor Sie nicht wissen, um was es sich handelt .... der Dienst, um den ich Sie ansprechen will, ist ein so großer, daß ich es kaum wage, Sie darum anzugehen".

„Je wichtiger der Dienst, desto größer das Vergnügen für mich, Ihnen dienen zu können."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wien — die wohlfeilste Hauptstadt Europa's.

Im Sommer des Jahres 1859 — erzählt ein englischer Reisender in der neuesten Nummer von „Chambers' Journal" — hielt ich mich eine kurze Zeit in Dresden auf, um die prächtige Gemäldesammlung wieder zu besuchen und dann eine Fußreise in die sächsische Schweiz zu machen. An einem überaus heißen Nachmittage entdeckte ich auf der Brühl'schen Terrasse, nachdem ich einige Cigarren geraucht, die schöne Aussicht träumerisch betrachtet und das helle blaue Wasser der Elbe in der Stille mit den trüben Wellen, die unter der Londoner Brücke hinströmen, verglichen hatte, daß Hitze und Staub mich sehr durstig gemacht hatten. So schlenderte ich denn langsam nach einem nahen Gasthause, um mich mit einem Glase des berühmten Waldschlößchenbiers zu erquicken, das nach seinem Ursprungsorte, einer Brauerei dicht oberhalb Dresdens, so genannt wird.

Als ich eintrat, sah ich an einem Tische ein halbes Dutzend kräftiger und rothwangiger Männer sitzen, die über das Bier und besonders über die italienische Frage redeten. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich war im vollen Gange und bildete den gewöhnlichen Stoff der Unterhaltung. Ich setzte mich zu diesen Herren und betheiligte mich an ihrem Gespräch, das sich eben auf Oesterreich im Allgemeinen und bald auf Wien im Besonderen richtete. Ueber diese Stadt schien nur eine Meinung zu herrschen, denn die ganze Gesellschaft erklärte sie einstimmig für den theuersten Ort auf dem weiten Erdenrunde. Das hörte ein kurzer, plumper und gutmüthig aussehender Gast, der vor einigen Minuten eingetreten war und in der Nähe an einem Tische Platz genommen hatte. Rasch blickte er von seinem Bierglase auf und sagte: „Ich bitte um Verzeihung, meine Herren, nach meiner Ansicht gibt es gerade jetzt wenige Orte, wo man so wohlfeil leben kann wie in Wien, doch muß man es allerdings danach machen. Ich war vor Kurzem etwa einen ganzen Monat dort und kann Ihnen sagen, daß ich sehr gut gelebt und doch Alles in Allem nicht mehr als zwanzig Thaler ausgegeben habe. Wien ist die wohlfeilste Hauptstadt Europa's."

„Unmöglich!" riefen wir Alle zu gleicher Zeit.

„Gut denn," antwortete er, nahm sein halbleeres Glas und setzte sich mit an unsern Tisch, „ich will Ihnen beweisen, daß man wirklich so wohlfeil leben kann, indem ich Ihnen erzähle, wie ich es angefangen habe und wie Sie es auch machen müssen, wenn Sie Wien besuchen wollen. Ist das Ihre Absicht, so empfehle ich Ihnen, so wenig Gepäck wie möglich mitzunehmen. Ein einziger Anzug, der aber von recht starkem Stoff sein muß, genügt vollständig. Nur versehen Sie sich mit verschiedenen Hüten oder noch besser mit Mützen, da es leicht möglich wäre, daß diese Artikel der männlichen Kleidung verloren gingen oder Schaden nähmen. Ich kam zu Wien in der Dämmerung an und ging vom Bahnhofe geradenwegs in das weiße Roß, das mir empfohlen worden war und wo man mir im zweiten Stock zwei Zimmer anwies."

„Mein Verehrtester," unterbrach ihn Einer aus der Gesellschaft, „entschuldigen Sie, aber ich kenne den Gasthof genau, von dem Sie sprechen, und weiß daher mit Bestimmtheit, daß Ihre beiden Zimmer allein in einem Monat mehr als zwanzig Thaler gekostet haben müssen."

„Wissen Sie, mein Herr," antwortete der Erzähler, „es wird lange dauern, bis ich meine Geschichte zu Ende bringe, wenn ich so unterbrochen werde. Sind Sie geduldig und hören Sie blos wenige Minuten ruhig zu, so werden Sie bald erfahren, daß Gasthofszimmer in Wien nicht so gar theuer sind, wenn man nur die ernstliche Absicht hat, wohlfeil zu leben. Ich ging also, wie ich sagte, ins weiße Roß, speiste ganz vorzüglich zu Abend, rauchte eine Cigarre, begab mich frühzeitig zur Ruhe und schlief köstlich, ja so köstlich, daß es fast zehn Uhr Morgens war, als ich in den Speisesaal hinunterstieg, wo ich bald mit einem Frühstück beschäftigt war, eben so ausgezeichnet wie das Abendessen, dem ich am Tage zuvor mit großem Genuß zugesprochen hatte. Nach dem Frühstück zündete ich mir eine Cigarre an, schlenderte langsam in den Straßen umher und erquickte mich dann und wann mit einem Glase Bier, das übrigens nicht so gut war wie dieses Waldschlößchen hier; die Versicherung, meine Herren, kann ich Ihnen geben. Kellner, noch ein Töpfchen Bier!"

Er schwieg, bis das Bier gebracht wurde, that einen langen Zug und fuhr fort: „Auf diese Weise verbrachte ich die Zeit bis etwa 5 Uhr und richtete dann meine Schritte zu einem Gasthofe, wo ich zu Mittag zu essen beschlossen hatte, weil ich von der Vorzüglichkeit seines Wirthstisches und der Reinheit seiner Weine das Rühmlichste gehört hatte. Das Mittagessen übertraf meine Erwartungen bei Weitem; es war eigentlich ein kostspieliges Festmahl, dauerte zwei Stunden und brachte alle Leckerbissen der Jahreszeit. Nach aufgehobener Tafel verließen die meisten Gäste den Saal und es blieben blos sechs bis sieben zurück, die den vielen Gängen mit zu großem Eifer gefolgt zu sein schienen, um zu einer Körperbewegung geneigt sein zu können, und deshalb Kaffee bestellten, der an einem der kleineren Tische aufgetragen werden sollte. Ich bemerkte das und gründete darauf sofort einen Operationsplan. Ich legte die Rechnung, die mir eben von einem Aufwärter übergeben worden war, ruhig neben mein Gedeck nieder, bestellte ebenfalls Kaffee und sagte dem Kellner, daß er ihn an denselben Tisch bringen sollte, wo die übrige Gesellschaft Platz genommen habe. Sobald mein Kaffee kam, setzte ich mich zu den andern Kaffeetrinkern an den Tisch und fand sie, wie ich erwartet hatte, in ein Gespräch über den Krieg in Italien vertieft. Meine Gesellschafter waren lauter Oesterreicher und es konnte daher nicht fehlen, daß sie den Kaiser der Franzosen für ein Ungeheuer von Bosheit, für die richtige Verkörperung der Ungerechtigkeit erklärten. Ich meinestheils faßte die Frage von der entgegengesetzten Seite auf und vertheidigte die französische Politik, worüber sie allmälig ganz erbittert wurden. Bald kannte ihre Wuth keine Grenzen mehr, denn nachdem ich dem französischen Kaiser fünf Minuten lang Lobreden gehalten hatte, steigerte ich mich zu der Erklärung, daß Ludwig Napoleon edler, geistvoller und mit einem höhern Rechtsgefühl begabt sei, als irgend jemand Anderer auf der Welt. Jetzt waren Alle vor Zorn außer sich, faßten mich beim Kragen, schleppten mich zur Thüre und warfen mich schließlich mitten auf die Straße hinaus, wo ich natürlich keinen Augenblick verlor, mich aus der Nähe einer so gefährlichen Oertlichkeit zu entfernen. Wer meine Rechnung bezahlt hat, weiß ich wahrhaftig nicht zu sagen; ich bin es nicht gewesen, wie ich zu meinem Bedauern gestehen muß. Doch Sie wissen, meine Herren, daß Selbsterhaltung die erste aller Pflichten ist, und Sie werden mir zugeben, daß ich das Haus

Digitized by Google

nicht wieder betreten durfte, weil ich mich sonst neuen Mißhandlungen ausgesetzt haben würde.

Zu Abend aß ich in einem andern Gasthofe auf dieselbe luxuriöse und unkostspielige Weise, so daß mir Wien gar nicht als der theure Ort vorkam, für den es allgemein gilt. Mein Mittag- und Abendessen kosteten mich nie einen Kreuzer, da die Unterhaltung, bei der ich den Hauptredner zu spielen Sorge trug, unabänderlich den Krieg in Italien zum Gegenstand hatte, ich stets auf der französischen Seite war und regelmäßig mit der Erklärung schloß, daß Ludwig Napoleon edler, geistvoller und mit einem höheren Rechtsgefühl begabt sei, als irgend jemand Anderer auf der Welt, worauf ich einmal wie alle Male gepackt und auf die Straße geworfen wurde, ohne daß man mir Zeit ließ, meine Rechnung zu bezahlen.

Meine Herren, sehen Sie hier diese schön geschnitzte Cigarrenpfeife von Meerschaum. Wissen Sie, daß sie fünfzehn Gulden werth ist, und daß ich nicht einen Kreuzer für sie bezahlt habe? Es ist wörtlich wahr. Eines Tages, als ich durch die Straßen schlenderte, lenkte sich meine Aufmerksamkeit auf einen Kaufladen, in dem eine große Anzahl Pfeifenköpfe und Cigarrenspitzen von Meerschaum, alle wunderschön gearbeitet, zum Verkauf ausgestellt waren. Nachdem ich sie eine kurze Zeit durch das Fenster betrachtet hatte, blickte ich auch durch die Thür in den Laden und sah zu meinem großen Mißvergnügen, daß eine junge Dame hinter dem Ladentische saß, um die eintretenden Kunden zu bedienen. Dies paßte natürlich nicht in meinen Plan und ich ging verstimmt weiter, als mir glücklicher Weise einfiel, daß ich in einem entlegeneren Theile der Stadt einen andern Laden bemerkt hatte, wo ebenfalls wunderschöne Meerschaumköpfe und Spitzen zum Verkauf ausgestellt waren und wo ein Mann von riesigem Wuchs und finsterem Gesicht hinter dem Ladentische saß. Zu diesem Laden ging ich und sah durch's Fenster; ja, da war er wieder, rauchte eine mächtige Cigarre, las in einer Zeitung and machte dabei ein Gesicht, dem man es anmerkte, daß die in dem Blatte stehenden Neuigkeiten ihn nicht sonderlich erbauten. Ich trat in den Laden und bat ihn, mir einige Cigarrenspitzen von Meerschaum zu zeigen. Er legte seine Zeitung hin, holte sehr verdrossen eine Anzahl zur Auswahl herbei und murmelte dabei immerfort etwas vor sich hin, wovon ich blos die Worte verstand: „Diese niederträchtigen Franzosen!" Ich wählte diese Cigarrenspitze hier, steckte meine Cigarre hinein, rauchte weiter und griff wie mechanisch nach der Zeitung. Kaum hatte ich einen Blick auf die Zeilen geworfen, so fuhr ich heftig in die Höhe und rief: „Siehe da, die Oesterreicher haben schon wieder eine Niederlage erlitten. Was Ihre Generale nur für Unglück haben."

„Unglück? Donnerwetter, ja", sagte er, „dieser Kaiser der Franzosen hat alles Glück auf seiner Seite."

„Bitte recht sehr, mein lieber Mann", antwortete ich, „dieser Kaiser der Franzosen ist ein Monarch von höchst ungewöhnlichem Talent."

Die Sache war nun im schönsten Gange. Ich machte meine gewöhnlichen Phasen durch und es geschah, was ich erwartete. Als ich wie immer mit der Erklärung schloß, daß Ludwig Napoleon edler, geistvoller und mit einem höhern Rechtsgefühl begabt sei, als irgend jemand Anderer auf der Welt, warf er seine Cigarre weg, sprang über den Ladentisch, faßte mich bei der Kehle, schüttelte mich, wie ein Dachshund eine Ratte schüttelt, und warf mich auf die Straße, wo ich wie gewöhnlich meinen Weg rasch fortsetzte, damit er keine Zeit habe, kalt zu werden und sich vielleicht zu erinnern, daß ich meine Cigarrenspitze zu bezahlen vergessen habe.

Auf diese Weise trieb ich es länger als vierzehn Tage, aß Mittags und Abends umsonst und machte gelegentlich auf Kosten von Leuten, die ich nicht kannte, kleine Einkäufe, als endlich eines Abends nach Tisch, als eben die gewöhnliche Szene den gewöhnlichen Schluß erhalten hatte und ich gewaltsam an die Luft gesetzt worden war, zwei Männer, die ich im Gasthof gesehen zu haben mich erinnerte, mich beim Kragen nahmen, mir erklärten, daß sie Diener der kaiserlich königlichen Polizei seien, und mich auf das nächste Polizeiamt führten. Dort verbrachte ich auf einer hölzernen Pritsche in Gesellschaft von drei Taschendieben und von zwei Leuten, die wegen Trunkenheit und Liederlichkeit hierher gekommen waren, eine höchst ungemuthliche Nacht. Am nächsten Morgen wurde ich vor einen Beamten geführt, der mich eine Stunde lang verhörte und in ein Gefängniß schickte, wo ich zehn Tage in strenger Haft blieb und dann von zwei Gendarmen über die Grenze gebracht wurde, allerdings in einem Wagen dritter Klasse, aber doch auf Kosten der österreichischen Regierung, die, wie ich glaube, auch meine Rechnung im weißen Roß bezahlte, denn ich fand keine Gelegenheit dazu. Sobald ich aus den Händen der Gendarmen war, reiste ich geraden Wegs nach Hause und kam hier blos mit zwanzig Thalern weniger in der Tasche an, als ich vor einem Monat abgereist war.

Hoffentlich, meine Herren, sind Sie jetzt überzeugt, daß Wien nicht der ruinirend theuere Platz ist, für den es allgemein gilt. Sie wissen jetzt auch, weshalb ich Ihnen empfohlen habe, kein Gepäck mitzunehmen, und sich mit verschiedenen Hüten oder Mützen zu versehen, da diese leicht zu Schaden kommen könnten, wenn Sie die Gewohnheit annähmen, sich aus den Häusern werfen zu lassen."

Wir lachten herzlich über die Methode des kurzen untersetzten Mannes, wohlfeil zu leben. Ich kehrte mit dem frohen Bewußtsein in meinen Gasthof zurück, heute etwas gelernt zu haben, und nahm außerdem die Ueberzeugung mit, daß Wien, wenn man die Sache nur wissenschaftlich anzugreifen versteht, die wohlfeilste Hauptstadt Europa's ist.

Miscelle.

Der „Bayer. Kurier" erzählt von dem Minister des Innern, Herrn v. Neumayr folgende Anekdote: Bei dem Festmahl, welches vor wenigen Tagen die Mitglieder der Gesellschaft „Alt-England" auf der Menterschwaige vereinte, war auch Hr. v. N. zugegen. Ein zufällig anwesender Fremder (Gerichtsarzt Dr. H. aus Traunstein), der gastlich herbeigezogen worden war, dankte der Gesellschaft für diese Ehre in Form eines Trinkspruches und erwähnte gelegentlich, daß er zwar seinen Urlaub schon um einen Tag überschritten habe, daß er aber in so liebenswürdiger Gesellschaft, selbst auf die Gefahr hin, von dem Minister „eine Nase" zu bekommen, seinen Urlaub noch um einen Tag überschreiten möchte. Wenige Minuten darauf stellte ihm einer der Herren mit einer höflichen Empfehlung ein Stück Papier zu, worauf mit Blei eine ungeheure Nase gezeichnet war mit der eigenhändigen Unterschrift: „v. Neumayr, Minister des Innern."

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 56. Mittwoch den 15. Juli 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

„Wie Sie wissen, bin ich seit einiger Zeit furchtbar leidend, meine Nerven sind so krankhaft angegriffen, daß ich — ich gebe Ihnen mein Wort darauf — die Last des Lebens nicht länger ertragen möchte, noch könnte, wenn mir der gütige Himmel nicht einen wahren Engel in der Person Ihrer lieben guten Esther zur Seite gestellt hätte, die ich wie mein eigenes Kind liebe. Es wird eine Zeit kommen und vielleicht recht bald kommen, die mich von der Welt abrufen wird, und dann wird man sehen, ob ich Esther wie meine Tochter geliebt!"

„Liebe Madame Amadis! Ich beschwöre Sie, reden Sie nicht von solchen Dingen."

„Ja, ja, Sie haben Recht, reden wir nicht davon — lassen wir die Thatsachen für uns sprechen. Also, um auf mein Ansuchen zurückzukommen. Stellen Sie sich vor, ich erhalte Nachricht, daß sich ein alter Verwandter in seiner letzten Stunde an mich erinnert, und mir in seinem Testamente eine Erbschaft von fünfzigtausend Thalern zugedacht hat."

„Da kann ich Ihnen nur gratuliren, es sei denn, daß der Verstorbene Ihrem Herzen sehr nahe stand."

„Ach nein! Ich habe diesen Verwandten kaum gekannt, aber . . ."

„Es scheint ja beinahe, als ob Sie diese Erbschaft betrübte!"

„Mich betrübt, daß die Bankbillete nicht allein zu mir kommen können. Da schreibt mir eben der Notar, welcher mit der Ausführung des Testaments beauftragt ist, daß meine Anwesenheit in Orleans absolut nothwendig sei..."

„Nu, nu! Orleans ist ja nicht so weit von Paris", bemerkte der Oberst.

„Ja wohl, die Reise würde mich nicht schrecken, wenn ich wäre, wie ich vor ein paar Monaten war."

„Ich versichere, Sie sehen wirklich nicht schlecht aus."

„Und doch ist meine Gesundheit ganz untergraben. Ein Anfall folgt dem anderen; mit einem Worte, ich fühle, daß ich allein mich nicht auf die Reise wagen darf..."

„Sie haben ja Ihre Kammerfrau."

„Ach, lieber Nachbar, ich bitte Sie, reden Sie mir doch nicht von diesen Söldlingen."

„Wollen Sie etwa, daß ich Sie begleiten soll. Obgleich dringende Geschäfte meine Gegenwart hier in Paris beanspruchen, so stelle ich mich doch zu Ihrer Verfügung."

„Lieber Freund!" rief Madame Amadis aus und konnte sich über diesen naiven Antrag des Lachens nicht erwehren; „ich danke Ihnen vielmal für Ihren Antrag, aber wozu sollen Sie mir dienen? Kann ein Mann eine Frau pflegen? Nein, nein, mit Ihnen wäre mir nicht gedient."

„Also mit wem denn?"

„Sie errathen es nicht? Mein kleines Fräulein ist's meine liebe Esther. Gottlob: endlich ist mir eine Last vom Herzen genommen."

Der Oberst zog die Stirn in Falten.

„Wie, lieber Oberst, Sie schlagen mir meine Bitte ab?"

„Esther hat sich nie von mir getrennt."

„Weil sich keine Gelegenheit dazu bot. Wie dann, wenn Esther heirathen würde — dann müßte sie ja doch Sie verlassen und ihrem Manne folgen...."

„Ja wohl, aber dann geht sie mit ihrem Manne."

„Heißt das", entgegnete die Wittwe mit der Miene der beleidigten Würde, „heißt das, daß Sie in mich kein Vertrauen setzen?"

„Gott behüte!"

„So beweisen Sie mir Ihr Vertrauen — wenn nicht, so sagen Sie es nur rund heraus."

„Meine gnädige Frau! Ich setze das unbedingteste Vertrauen in Sie, und beweise es schon dadurch, daß Esther den bei weitem größten Theil ihrer Zeit bei Ihnen zubringt."

„So lassen Sie sie auch mit mir gehen."

„Meine Esther ist Ihnen also unumgänglich nothwendig?"

„So nothwendig wie die Luft, die ich athme, wie das Brod, das ich esse, wie der Wein, den ich trinke. Was kümmern mich ohne sie diese fünfzigtausend Thaler, wenn ich sie nur haben kann, wenn ich mich von Esther trennen muß!"

„Wie lange gedenken Sie in Orleans zu bleiben?"

„Drei bis vier Tage."

„Und wann wollen Sie abreisen?"

„Ich denke, die nächste Woche."

„Haben Sie hierüber schon mit Esther gesprochen?"

„Nicht ein Wort. Glauben Sie, ich werde dem Mädchen eine Idee in den Kopf setzen, ohne früher mit dem

Digitized by Google

Vater Rücksprache gepflogen zu haben? Oh nein! Das ist nicht meine Art!"

Der Oberst dachte lange nach, endlich sagte er:

„Liebe gnädige Frau, es ist mir unmöglich, Ihnen einen Dienst abzuschlagen, dem Sie eine so große Bedeutung beilegen, und der für meine Tochter so schmeichelhaft ist."

„Also Sie willigen ein?"

„Ich muß wohl..."

„Ach, Oberst, Sie sind ein prächtiger Mann.... Sie sind mein Lebensretter! Seien Sie versichert, Ihre Tochter ist bei mir so gut aufgehoben, wie bei Ihnen", rief Madame Amadis mit Begeisterung aus und schüttelte dem Obersten die Hände.

Die Wittwe hatte erreicht, was sie wollte, sie hielt den Obersten nun auch nicht mehr länger auf und dieser verabschiedete sich kurz darauf.

„War es anders möglich, als nachzugeben?" fragte sich der alte Herr, als er nach seiner Wohnung ging. „Nein! — und doch mache ich mir Vorwürfe, daß ich mich habe überreden lassen. Meiner Esther droht doch keine Gefahr an der Seite einer Frau, welche sie wie ihr eigenes Kind liebt, und doch schnürt sich mein Herz zusammen bei dem Gedanken an diese Trennung. — Alberne Besorgniß, ungegründete Angst! Fort mit diesen thörichten Befürchtungen!"

Mr. Derieux gab sich alle Mühe, das bange Vorgefühl zu unterdrücken, es wollte ihm aber nicht gelingen.

Der Himmel schickt dem Herzen der Väter geheime Warnungen. — Man sollte sie hören und daran glauben.

* * *

Im Jahre 1835 bestanden die Eisenbahnen noch nicht und Brunoy war damals weiter von Paris entfernt als heutzutage Fontainebleau.

Wenige Tage nach der Unterredung mit dem Obersten begab sich Madame Amadis nach Brunoy, um dort die Folgen von Esther's Fehltritt in tiefstes Geheimniß zu begraben.

Sie stieg im „weißen Roß" ab und fragte nach möblirten Häusern.

Der Gastwirth wies sie an Madame Rougeau-Plumeau, und diese führte sie nach der Villa im sogenannten Hirschenpark.

Madame Amadis fand diese Villa ganz für ihre Zwecke passend, bezahlte gleich im vorhinein die Miethe von fünfhundert Francs und fuhr wieder nach Paris zurück.

Tags darauf stellten sich schon bei Esther gewisse untrügliche Symptome ein und Madame Amadis kündigte dem Obersten ihre ungesäumte Abreise nach Orleans an. Aber anstatt dahin, ging die Fahrt mit Esther und einem Kammermädchen, das natürlich in das Geheimniß eingeweiht werden mußte, nach Brunoy, woselbst sie bei einbrechender Nacht anlangten.

Obgleich an Körper und Seele gebrochen und von heftigen Schmerzen ergriffen, hatte Esther doch noch die Kraft die paar Zeilen zu schreiben, auf welche sich der Leser wohl noch erinnern wird:

„Doktor Leroyer wird gebeten, sich ohne eine Minute Verzug nach dem Hause der Wittwe Rougeau-Plumeau zu begeben. Er wird mit Ungeduld erwartet — es steht ein Leben auf dem Spiele."

Der Kutscher übergab dieses Billet dem Hausknechte im „weißen Roß" mit dem Auftrage, es unverzüglich an seine Adresse zu befördern.

Dieser entledigte sich gewissenhaft seines Auftrages und das Billet kam in die Hände der alten Susanna und durch sie in die Hände des Doktors.

Das Uebrige wissen wir bereits.

Fünfzehntes Kapitel.

Nach dem in den vorigen Abschnitten Erzählten erklärt sich wohl die Anwesenheit des Marquis George de la Tour-Baudieu und seiner Geliebten, Claudia Varni, in Brunoy von selbst. Sie waren dahin gekommen, um ihren gräßlichen Plan in Scene zu setzen.

Die Heirath Siegmunds und die Geburt eines Kindes war für den Marquis nicht nur gleichbedeutend mit Elend, sondern hatte auch unausweichliche Enterbung zur Folge.

Die beiden Theilnehmer an dem beabsichtigten Verbrechen waren daher den Fortschritten der gegenseitigen Liebe zwischen Siegmund und Esther mit Argusaugen gefolgt.

Dank einiger im rechten Momente gespendeter Goldstücke setzte einer der Bedienten im Hause der Madame Amadis zu Paris Claudia in Kenntniß von den Besuchen des Herzogs im Hotel der Rue Saint-Louis und von seinen Zusammenkünften mit Esther.

Das war der eben so scharfsichtigen als verworfenen Sünderin genug, um alles Andere zu errathen.

Es handelte sich jetzt darum, die drohende Gefahr um jeden Preis zu beschwören, das Kind durfte entweder gar nicht geboren werden, oder wenigstens nicht am Leben bleiben.

Der unerwartete Widerstand, auf den sie beim Doktor Leroyer stieß, hatte sie wohl in ihren Plänen etwas beirrt; Claudia war aber nicht so leicht zu entmuthigen und hatte bald einen andern Plan fertig, unfehlbarer als der erste.

Auf Georgs Frage, was sie nun weiter zu thun gedenke, nachdem der Doktor sie so entschieden zurückgewiesen, hatte ihm Claudia — wie wir schon wissen — geantwortet:

„Ich kann dich in die Einzelheiten noch nicht einweihen, ich kann dir vorläufig nur sagen, daß das Kind verschwinden wird, aber erst später, ohne daß uns eine Anschuldigung treffen, ohne daß selbst der Schatten eines Verdachtes auf uns wird fallen können..."

Georg mußte sich mit dieser Antwort begnügen und zuwarten.

Unsere Leser mögen uns nun ein zweites Mal nach Brunoy in das Hotel „zum weißen Roß" folgen, und zwar nach dem Zimmer Nummer 2, welches Claudia Varni bewohnte.

Es war sieben Uhr Morgens. Der erste Schimmer eines trüben Tages drang durch die Fenster und fiel auf das blasse, aber schöne Gesicht einer schlafenden Frau.

Die Thüre, welche Nr. 1 von Nr. 2 schied, ging langsam auf und Georg erschien auf der Schwelle.

Die frühzeitigen unvertilgbaren Spuren eines ausschweifenden Lebens hatten sich seit dem vorhergegangenen Abend noch mehr in den Gesichtszügen des Marquis de la Tour-Baudieu ausgeprägt. Die Wangen waren fahl, die Augen trübe und unstät. — Ohne Zweifel hatte Georg während einer fieberhaften Schlaflosigkeit einen tiefen Blick geworfen in den gähnenden Abgrund, dessen unabsehbare

Digitized by Google

schwindelnde Tiefe ihm Claudia erst durch ihre letzten Eröffnungen vor die ahnende Seele geführt hatte.

Ein paar Augenblicke blieb er auf der Schwelle stehen, den Blick auf die junge Frau geheftet. Es war schwer zu erkennen, ob dieser Blick Haß oder Liebe ausdrückte.

Wir wollen das Erstere glauben. Welches andere Gefühl konnte der Marquis auch für diese Frau hegen, deren erdrückende Ueberlegenheit er nur mit Ungeduld ertrug, und an welche er doch durch die unauflöslichen Bande der Mitschuld an einem Verbrechen gefesselt war.

Wie dem auch immer sei. Georg entschloß sich, den Schlaf der Sünderin zu unterbrechen; er ging einige Schritte gegen das Bett und rief die Schlafende beim Namen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Gasthöfe.

„Wo wollen wir über Nacht bleiben?" fragt sich oder seine Gefährten der Mensch der heutigen Welt, wenn er sich aus dem Hausthiere in einen Zugvogel verwandelt, ohne Bild, eine Reise unternommen hat. Er kann so fragen; er hat beim Wo des Nachtquartiers einen Willen, weil er eine Wahl desselben hat, wenigstens in den Ländern, welche schon in Bereitschaft für die Touristen sind. In den wenigen, die es noch nicht sind, fragt man allerdings noch immer mit einer sehr verschiedenen Modulation des Fragetones: „Wo werden wir über Nacht bleiben?" und mit dieser Frage sind wir zurückversetzt in den Urzustand, wo fast am Abend eines jeden Tages die Möglichkeit vorhanden war, man könne unter freiem Himmel, allenfalls unter dem Dach des „Grünwaldes", oder wenn es hoch kam, in einer angenehm grausigen Grotte übernachten müssen.

Natürlich konnte das nur geschehen, wenn im Umkreis einer Meile beim Nachtwerden kein Feuer zu erspähen war. Denn wo nur immer von menschlicher Hand angezündet und unterhalten ein Feuer lodern mochte, ob in einer Hütte, in einem Palast, oder unter einem Zelte, da war auch für den Reisenden die Herberge bereit. Er war nicht länger Fremdling, er war daheim, er war Gast. Die Heiligkeit des Gastrechts war anerkannt, seine Verletzung galt als eines der schwersten Vergehen, seine Schönheit begeisterte so gut die Sänger Griechenlands, wie die Dichter des Orients. Ja, die Tradition dieser so tiefpoetischen Loyalität hat sich selbst in dem industriellen Materialismus unserer Gegenwart noch erhalten. „Es ist unser Gast," denken oder fühlen wir, wenn wir unter unserm eigenen Dache, selbst nur in der zeitweiligen eigenen Wohnung von irgend Jemand beleidigt werden, und wie dulden die Beleidigung und lassen den Zorn in uns erst dann ausbrechen, wenn die Thüre sich hinter dem Beleidiger geschlossen hat.

Indessen kann die Gastfreundschaft stets nur so lange ausgeübt werden, wie die Fremden vereinzelt ankommen. Gäste in Masse sind gleich den Wanderameisen; sie fressen das Haus leer, durch welches sie ziehen. Sobald daher der Verkehr zwischen den Ländern größer wurde, sobald der Handel anfing der Wissensdurst nur in gewissen bestimmten geistigen Quellen lebendiges Wasser zu finden vermeinte, das religiöse Bedürfniß sich nur an diesem oder jenem heiligen Orte gestillt zu fühlen wähnte, seit mit einem Worte Kaufleute, Studenten und Pilgrime reisten, gab man nothgedrungen die „alten Einrichtungen der offenen Thür und der offenen Hand auf". Schon die Griechen und Römer hatten Tavernen, als deren Nachkommenschaft sich noch heutigen Tages in Italien die lieben kahlen, dunklen, rebenumlaubten, weindurchdufteten malerischen Osterien vorstellen, die wir Alle kennen und, sind wir Dichter oder Künstler, lieber den Restaurants, ja, selbst den Trattorien vorziehen, obgleich diese rechte Geschwisterkinder mit ihnen sind. In ihren antiken Vorfahren, den Tavernen, ging es nicht viel schlechter zu. Vornehme Reisende besuchten sie nicht, oder doch nur mit einem ambulanten Hauswesen, so daß sie eben nichts weiter nöthig hatten als den Schutz eines Daches. Der arme Wanderer konnte gleichfalls seinen Unterhalt mitbringen, that er das nicht, so war der Wirth bereit und auch im Stande, sowohl ihn wie sein Reitthier zu nähren.

Die „Herbergen" des Mittelalters waren nicht viel komfortabler als die Tavernen. Sie konzentrirten in sich die sämmtlichen Eigenschaften der damaligen Städte: sie waren dunkel, dumpf, feucht, schmutzig. Aber wenn der Wirth die Rechnung nicht gar zu hoch ansetzte und der Wein gut gewesen war, so beklagten sich die Reisenden über nichts, was da fehlte. Auf Reisen fehlte damals eben so ziemlich Alles, was die Behaglichkeit ausmacht; indessen man reiste ja auch noch nicht zum Vergnügen. Diese Art, die Zeit umzubringen, datirt erst etwa seit drei Jahrhunderten.

Eine Eigenschaft hatten diese Herbergen meist, die allerdings nur für uns Nachgeborene, folglich nur von retrospektivem Werth ist; die einer malerischen Architektur. Hier und da, z. B. in den weniger besuchten Städten der Schweiz, in Vlämisch-Belgien, in Böhmen, trifft der Reisende, welchen spezielle Zwecke auf Nebenstraßen führen, noch gewisse alte Gasthöfe, die freilich erst zweihundert Jahre zählen, und aber doch, selbst wenn sie zu Hotels umgebaut und umgemodelt sind, durch etwas mittelalterlich Herbergenhaftes anheimeln. Am nächsten verwandt den Herbergen ist noch jetzt Alles, was Krug oder Schenke, Kretscham oder Cabaret heißt.

Das Mittelalter hatte auch die Herbergen der Wohlthätigkeit. Nicht gerechnet die Klöster, in denen sowohl weltliche Reisende, als auch fromme Pilger Aufnahme fanden, gab es ganz eigene Häuser, welche frommen Stiftungen ihre Erbauung verdankten und sich dem armen Wanderer, besonders dem, dessen Zweck ein religiöser war, unentgeltlich öffneten. In den Niederlanden hießen sie wörtlich: „Gasthäuser", ein Name, der jetzt auf die Hospitäler übergegangen ist.

Der Orient hatte und hat noch jetzt ebenfalls seine Wohlthätigkeitsherbergen: die Karavanserais oder Hans sind nichts Anderes. Man glaubte mit ihrer Errichtung ein gottesfürchtiges Werk zu thun; Fürsten und reiche Männer beeiferten sich daher um die Wette, dergleichen Bauten aufzuführen. Ihr Styl war der bekannte orientalische, den die Araber auch nach Spanien brachten: viereckiger innerer Hof, Galerien ringsumher, Zimmer, welche auf die Galerien mündeten, an den Wänden der gemauerte Divan, im Uebrigen nichts, aber dafür die vollkommene Freiheit, sich, wie man wollte, in den Zimmern einzurichten, deren Schlüssel man von dem Handschi, dem Thürhüter der Karavanserai, erhalten hatte. Im Hofe sangen, rauchten und kochten die Treiber und Führer der Kamele, die Diener der Herren, es war das Wanderleben der Wüste zwischen vier festen Mauern

und hinter mächtigen Thoren, welche, bei Nacht sorgfältig geschlossen, jeden Ueberfall der Karawanen verhinderten. Aehnliche Veranstaltungen, um auch unpersönlich den Reisenden den Schutz eines Daches zu gewähren, finden sich mannigfach modifizirt auch in anderen Ländern; wir erinnern hier nur beispielsweise an die Nothhäuser am Splügen, in welche man sich vor den Lawinen flüchten kann, und an die Izkuschkas, die kleinen Häuschen, welche vom Ural bis nach Weliki-Ustjug in weiten Zwischenräumen aufgeführt sind und von armen alten Leuten für die Rechnung der Gutsherren bewirthschaftet werden. In den größeren bekommt man Heu und Hafer für die Pferde, in allen aber Brod, getrocknete Fische, Sauerkraut, Kwas und bisweilen Branntwein.

Die Karavanserais spielen sowohl in den Märchen als wie in den Reisen nach dem Orient eine ebenso poetische und charakteristische Rolle, wie in den spanischen und sich in Spanien bewegenden Novellen und Romanen die Posadas mit ihrem nackten Ziegelboden, ihrer Streu für Alles, ihren Zwiebeln, ihrer Chokolade und ihrem harten Brod, ihrem Puchero und ihrer Olla Potrida. Am engsten aber mit der ganzen Literatur verwachsen ist the inn in England. Wollte man mit Worten spielen, so könnte man sagen: es sei dem früheren John Bull, dem, der noch nicht Tourist, sondern nur simpler Reisender war, welcher seine Touren am liebsten auf einem wohlgenährten und sichergehenden Rosse machte, in an inn so recht innig wohl geworden. Worüber wird ein englischer „Essayist" oder „Novellist" noch heute am leichtesten sentimental? Bei der Erinnerung an die alten country-hostelries, alias inns, „mit ihrer nach Lavendel duftenden Bettwäsche, ihren Gärten voll Rosen, ihrem mit Geisblatt umrankten Vorbau, ihren Gitterfenstern mit Diamantscheiben, ihren reinen Dielen und ihrem Mobiliar von altem Eichenholz."

Als die Eilwagen anfingen durch Old-Britain zu rasseln, wurde der Inn-Komfort mehr und mehr problematisch; als die Eisenbahnen ihr Schienennetz über die Insel der Bulls ausspannten, wurden die Inns zu Traditionen. Die Hotels sind unkomfortable, das gesteht Herr Bull selbst ein, oder wenigstens fühlt er es. Kommt er spät und ermüdet mit seiner bessern Hälfte in dem „Omnium-Arms" an, so wird er in ein großes dunkles „Sitzzimmer" im Erdgeschoß geführt, und Jem, der Aufwärter, sagt feierlich: „Des Schlafzimmer, Mam, ist Nr. 45, yes, mam," das will sagen zwei Treppen höher und am Ende des längsten aller Korridors. Das ist aber unkomfortable und Mr. Bull findet es so, aber dafür ist zum Glück der Kontinent da, in dessen Hotels Salon und Schlafzimmer nicht getrennt sind, sondern hübsch zusammenhängen. Da fühlen nun Mr. und Mrs. Bull sich ganz ebenso behaglich, wie ihr Großvater sich in his dear own old inn befand. Es ist hier gegangen, wie es oft gegangen ist: der Schüler hat den Meister übertroffen, wenn nämlich der Britte mit der Behauptung Recht hat, daß er es gewesen, welcher dem Kontinent den Begriff eines wahren und wirklichen Hotels beigebracht.

Jetzt wimmelt es auf dem Kontinent förmlich von Hotels — auf dem Montblanc ist noch keines; aber diesem Mangel wird gewiß binnen Kurzem abgeholfen sein. Man wird bald mit der größten Mühe nicht mehr dahin gelangen können, romantisch schlecht zu logiren, es sei denn, daß man mit dem Ränzel auf dem Rücken ganz expreß auf Pfaden, die noch nie der Stiefel eines Touristen betreten, zu Orten hinaufsteigt, wo noch nie das Haupt eines Touristen geruht. Da kann man vielleicht noch des sagenhaften Glückes genießen, auf Stroh zu schlafen und nichts zum Abend zu bekommen. Doch nein, dieses letzteren Vergnügens kann man in Frankreich jeden Tag theilhaftig werden, wenn man nämlich zu einer Stunde ankommt, wo das Hotel bereits zur Ruhe gegangen ist. Unmöglich, dann auch nur eine bescheidene Tasse Thee zu erhalten. Eine Caraffe frischen Wassers ist schon ein Humanitätsbeweis von Seiten des Garçon. Vielleicht verlangen deshalb die Franzosen, wenn sie in Deutschland mit einem Nachtzuge ankommen, mit solcher Heftigkeit unabänderlich „un biftek".

Amerika hat, wie für Alles, auch für die Hotels eine neue Form erfunden. Man kann dort wie überall als Eintagsgast ein- und ausfliegen, aber man kann nicht überall, wie in diesen Archen der Gesellschaft, geboren, getraut und begraben werden. Das ist dort etwas ganz Einfaches, keineswegs Auffälliges.

Warum soll ein junges neuverheirathetes Paar sich die Mühe machen und erst house-keeping beginnen? Es zieht in ein Hotel, Nr. 488, es hat Alles, Gas, sowie heißes und kaltes Wasser nach Belieben zur Hand auf dem Zimmer, bei Mahlzeiten einen reichlich besetzten Tisch und immer gute Unterhaltung, außerdem Salons, Trink-, Lese-, Rauch- und Billardzimmer, und endlich keine Sorgen, keine Mühe. Die Kinder werden Nr. 488 geboren, die Tochter wird Nr. 488 verlobt, der Vater oder die Mutter stirbt Nr. 488 — warum nicht? — es ist eben amerikanisch und dürfte bald auch europäisch werden, wenigstens gewähren die kontinentalen Pensionen und die englischen boarding-houses, wenngleich nur im Miniaturverhältniß, bereits ein ähnliches Leben, und an Monstre-Hotels fehlt es auch nicht länger. In diesen gibt es für den Reisenden, welcher sehr auf seine Individualität hält, nur etwas zu überwinden, nämlich das Bezeichnetwerden durch eine bloße Nummer; indessen kann Einem diese Herabwürdigung des lieben Ich auch in jedem kleinen Albergo begegnen, und dann muß man sich die Sache ordentlich überlegen und sich damit trösten, daß man doch in jedem Falle „zählt".

Sinnspruch:

Das ist die ächte Bescheidenheit
Die immer trägt dasselbe Kleid;
Die, so bei Großen als bei Kleinen,
Nie mehr als was sie ist, will scheinen,
Die, kennend ihren eignen Werth,
Mit Freuden jeden größern ehrt,
Und fern von Scheelsucht und von Neid,
Zu lernen, täglich ist bereit. --
Mit dieser ächten Bescheidenheit
Kommt auch im Leben jeder weit!

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Würzb. Ztg. München

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 57. Sonntag den 19. Juli 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Diese richtete sich erschreckt empor, und indem sie sich mit einer Hand die üppige Lockenfülle aus dem Gesichte strich, rief sie aus:

„Wer ist da? — Was will man? — Was gibt es?“

„Ei, zum Teufel; wer soll's denn anders sein, als ich“, antwortete Georg. „Wer anders als dein bester Freund könnte in so früher Morgenstunde an deinem Bette stehen?“

„Ja wohl, du hast Recht“, erwiderte Claudia mit spöttischer Miene, — „ich dachte nicht daran. Aber sag' mir, steht etwa das Haus in Flammen?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Also warum hast du mich in meinem Schlafe gestört, und so zur Unzeit . . .“

„Zur Unzeit?“

„Ja.“

„Wie so?“

„Weil ich eben einen schönen Traum geträumt habe, einen Traum voll der besten Vorbedeutung.“

„Glaubst du denn an Träume, Claudia?“

„Freilich wohl! Träume haben mich noch niemals betrogen.“

„Also laß doch hören.“

„Später.“

„Warum nicht gleich?“

„Weil ich vor allem Andern wissen will, was dich zu einer so ungelegenen Stunde in mein Zimmer geführt hat . . .“

„Erinnerst du dich nicht mehr, daß du mich gestern Abends mit zwei wichtigen Missionen betraut hast?“

„Meine Ideen sind noch nicht ganz wach. Komme ihnen also zu Hilfe.“

„Zuerst hast du mir aufgetragen, ein kleines Haus zu miethen, und dann nach Paris zu fahren, um die Frauenkleider zu holen . . . .“

„Nun, hast du ein kleines Haus gefunden?“

„Noch nicht, da ich es erst aufsuchen will.“

„Dann hättest du mich füglich erst nach deiner Rückkehr aufwecken sollen.“

„Die Nacht bringt Rath und ich wollte mich früher versichern, daß du in deinen Projekten nichts geändert habest.“

„Nichts. Thue also, wie wir verabredet.“

„Muß ich dann auch nach Paris fahren?“ fragte Georg.

„Mehr als je“, antwortete Claudia.

„Zu Pferd?“

„Freilich wohl, da dir kein anderes Transportmittel zu Gebote steht.“

„Ich bin aber so müde, daß ich mich kaum auf den Beinen halten kann.“

„Unsinn, mein lieber Georg. Ein Mann darf wohl müde sein, aber gestehen soll er es nicht. Jetzt mache, daß du fort kommst, damit du wieder früher zurück sein kannst.“

„Gut, aber meine Liebe, du vergißt auf etwas.“

„Und das wäre?“

„Mir deinen Traum zu erzählen.“

„Ach ja. So höre nun. Stelle dir vor, ich käme in eine Kirche . . .“

„Man sieht wohl, daß das ein Traum war“, unterbrach sie Georg, „und was thatest du in dieser Kirche?“

„Ich betete . . .“

„Zu Gott oder zum Teufel? Du glaubst weder an den einen noch an den andern.“

„Wenn du mir immer in die Rede fällst, werde ich nie zu Ende kommen. Genug, ich betete.“

„Und um was?“

„Um schnelle Verwirklichung unserer Hoffnungen in Betreff der Erbschaft deines Bruders.“

„Gute Idee.“

„Kaum hatte ich mein Gebet vollendet, so ertönten alle Glocken . . .“

„Zum Zeichen des Festes?“

„Nein, zum Zeichen der Trauer. Es war das Grabgeläute, und doch, anstatt mich zu ängstigen und zu betrüben, erfüllten diese unheimlichen Klänge meine Seele mit unbeschreiblicher Freude. Plötzlich, ohne daß irgend ein Arbeiter in der Kirche erschienen wäre, sah ich die Wände der Kirche mit schwarzem Tuche behangen, worauf Thränen von Silber gestreut waren, und über diesen erglänzte an hundert Orten das Wappen der la Tour-Gaudieu. Ich erinnere mich, als kleines Mädchen einem Todtenamte beigewohnt zu haben. Diese Gesänge übten damals einen gewaltigen Eindruck auf mein Gemüth und ich vergaß diese düsteren Klänge nie. Aehnliche Gesänge ertönten mit einem Male um mich herum. Gleichzeitig traten eine Menge Priester und Chorknaben in die Kirche und drängten sich um vier Särge . . .“

„Vier Särge?“ wiederholte Georg.

„Ja, vier.“

„Wer war denn gestorben?“

„Alle, welche zwischen uns und unserem Glücke stehen. Deine Mutter, dein Bruder, die unschuldige Esther und der kleine Bastard, der binnen Kurzem zur Welt kommen wird.“

„Wollte Gott, der Traum würde wahr“, sagte Georg zu sich selbst.

„Bisher“, fuhr Claudia fort, „haltest du dich nur durch deine Abwesenheit bemerkbar gemacht, jetzt erschienst auch du ...“

„Doch lebend, will ich hoffen?“

„Ja wohl, lebend, und freudestrahlend unter deinem Trauermantel.“

„Und welche Rolle war mir in dieser traurigen Ceremonie angewiesen?“

„Eine phantastische. Du durchschrittest die Menge, eine Hacke in der Hand, um dich den Särgen zu nähern, auf welche du mit aller Kraft einhiebst. Ich höre noch, wie die Hacke niederfiel und wie die Sargwände in Splitter davon flogen. Der erste Sarg, welcher durchgehauen wurde, war der deines Bruders. Ich war schon gefaßt, eine Leiche zu sehen, ein unwillkürlicher Schauder durchrieselte meine Glieder. Stelle dir aber mein Staunen vor, als aus der Oeffnung des Sarges ein Strom von Gold floß. Vier solche Ströme gossen sich auf die Marmorplatten aus, mit denen die Kirche gepflastert war. Ohne Aufhören floß das Gold. Die Goldfluth reichte schon bis an meine Knöchel, stieg schon bis zur Höhe meiner Knie, dann bis an meine Hüften. Noch wenige Augenblicke mehr und mein ganzer Körper war in Gold getaucht. Mit unsäglichem Verlangen harrte ich dieses Momentes. Da kommst du und weckst mich auf. Du mußt doch selbst gestehen, daß das recht zur Unzeit war.“

„Im Gegentheile“, antwortete Georg.

„Wie so?“

„Das ist ganz einfach. Wenn ich nicht wie ein wahrer Neufundländer Hund im rechten Momente erschienen wäre, würdest du Gefahr gelaufen sein, in deinem Goldbade zu ertrinken.“

„Ah“, rief Claudia aus, „wäre es mir gegönnt, so zu sterben, ich schwöre dir, daß ich den Verlust des Lebens nicht bedauern würde.“

Dann fuhr sie fort:

„Du siehst wohl, daß ich Recht hatte, meinen Traum ermuthigend zu nennen. Unser Unternehmen wird gelingen, ich habe alle Hoffnung. Jetzt weißt du, was du wissen wolltest; es hält dich nichts mehr zurück. Geh' jetzt und miethe die Villa. Ich werde aufstehen und mich ankleiden. Laß mich nicht zu lange auf dich warten.“

Georg ging.

Claudia sprang aus dem Bett und machte ihre männliche Toilette.

Georgs Abwesenheit dauerte zwei Stunden.

Als er nach dieser Zeit in das Zimmer Nummer zwei im „weißen Roß“ trat, fand er Claudia am Kamine sitzend, bei einer Flasche Bordeaux die Ueberreste eines kalten Poularde verzehrend.

„Du siehst hier“, redete sie den Eintretenden an, indem sie auf den Tisch zeigte, „das Beste, was die Speisekammer dieser „Posada“, die wir mit unserer Gegenwart beehren, zu bieten vermag. Wenn dir diese frugale Mahlzeit einladend erscheint, so setze dich und halte mit.“

„Ich danke dir, meine Liebe, so früh habe ich niemals Hunger.“

„Das heißt mit andern Worten, du ziehst es vor, in Paris ganz gemüthlich zu frühstücken. Ich begreife das und kann es nur billigen.“

„Du fragst ja gar nicht, ob ich mich meiner Mission in entsprechender Weise entledigt habe?“

„Da du wieder zurück bist, ist es wohl klar, daß du eine passende Villa gefunden hast.“

„Ich habe sie auch gefunden und besser, als wir hoffen durften.“

„Hübsch?“

„Abscheulich.“

„Bequem?“

„Kaum bewohnbar.“

„Gut möblirt?“

„So wenig und schlecht, wie möglich.“

„Ah, du scherzest wohl?“

„Ganz und gar nicht.“

„Also hast du mich zum Besten gehalten, als du mir eben sagtest, du habest etwas gefunden, besser als wir hoffen durften.“

„Ich habe die reine Wahrheit gesagt.“

„So bitte ich mir jetzt den Schlüssel zu diesem Räthsel aus.“

„Nun, das Häuschen, von dem die Rede ist, hat allerdings unzählige Unzukömmlichkeiten, aber — die Lage wiegt Alles auf.“

„Wirklich? du machst mich neugierig.“

„Du kennst doch die Villa, welche Madame Amadis für meine Schwägerin in spe gemiethet hat?“

„Ja wohl.“

„Du weißt, daß hinter dieser Villa sich ein großer Garten — der Hirschpark genannt — hinzieht.“

„Das wußte ich nicht — aber was weiter?“

„Du wirst gleich hören. Diese Baracke, welche wir für einige Tage beziehen werden, ist gerade hinter diesem Garten gelegen, sie dominirt ihn und ist nur durch eine sechs Schuh hohe Mauer davon getrennt. Begreifst du jetzt?“

„Ich fange an.“

„Und findest du nicht, daß die Lage eine vortreffliche ist.“

„Wenigstens kann sie es werden. Aber wenn dir an meiner Genehmigung so viel gelegen ist, so sollst du sie haben ...“

„Das ist Alles, was ich verlange. Aber jetzt werde ich mich auf den Weg nach Paris machen.“

„Hast du schon befohlen, daß man dir dein Pferd sattle?“

„Noch nicht. Ich habe allen Grund zu glauben, daß ich werde fahren können. Sieh' doch nach dem Hofe.“

(Fortsetzung folgt.)

Enthüllungen aus dem englischen Gefängniß-Leben.

I.

— b. London, im Juni. Man hat seit längerer Zeit schon aus der „Naturgeschichte der Diebe“ ein förmliches

Digitized by Google

Studium gemacht. So oft ein Held dieser Verbrecherzunft auftaucht, werden Leben, Sitten und Redensarten der Diebe so ausführlich beschrieben, die Diebskünste und Tücken und Schliche so genau und so breit erzählt, bis endlich die ehrlichen Leute den Gegenstand satt kriegen und an den bereits erlangten Kenntnissen darüber mehr als genug zu haben vermeinen. Das Interesse daran schwindet vollends, sobald den Verbrecher sein Schicksal ereilt und er die Schwelle des Gefängnisses überschreitet, wo es — so glaubt man — mit allen seinen Geniestreichen ein Ende hat, wo er weder Schaden stiften, noch einen Unterhaltungsstoff mehr abgeben kann. — Letzteres ist jedoch eine irrige Ansicht, welche zu befestigen die Beamten und die Aktenmänner sich freilich nicht beeilen, die wir uns aber zu berichtigen erlauben wollen, — und zwar und zumeist auf Grundlage von Informationen, welche wir von Gefangenen selber erhalten haben.

Das Bemerkenswertheste, was sich vom heutigen Gefängnißleben sagen läßt, ist unstreitig, daß es für den geübten Verbrecher nichts Erschreckendes mehr hat. Er hat's schon herausgefunden und weiß nur zu wohl, daß es in die Reihe jener Widerwärtigkeiten gehört, welchen Menschen, die mit Witz und Ausdauer begabt sind, den schärfsten Stachel zu benehmen verstehen. Er aber besitzt bereits eben diese, zur Milderung der Bitterkeit des Gefängnisses erforderlichen Eigenschaften im hohen Grade, sie haben ihn ja zum Meister in der Kunst der Beutelschneiderei und des Einbruches gemacht, und im Kerker wird er schon genug Muße haben, um Anschläge zu ersinnen und auszuführen, welche ihm seine Haft so komfortabel als möglich machen sollen. Dazu kommt, daß er bereits im Voraus mit den Einrichtungen aller Kerker des Landes von Innen und Außen vertraut ist, daß ihm sogar die unter den Kerkerinsassen geläufigen Spottnamen der respektiven Verwalter und Aufseher bekannt sind. Denn wie unter den Handelsreisenden die Hotels, so bilden unter den Strolchen die Vorzüge der verschiedenen Gefängnisse einen stehenden Stoff der Konversation. — Aber alle diese Informationen über Gefängnisse hätten für den Verbrecher gerade so wenig Werth, wie für den Reisenden seine Hotelkenntniß, wenn er kein Geld besitzt. Geld im Gefängnisse? fragen wir ehrsamen, einfältigen Leute hier draußen. Was kann es dem Verbrecher in seiner Zelle mehr nützen, als dem Gestorbenen im Grabe? Nun, der Dieb weiß es anders und besser, und sobald er von den Gerichtsschranken weg in den Kerker geführt wird, ist sein erster Gedanke, sich Geld zu verschaffen. Wenn es nur irgend möglich, bringt er es schon mit sich in's Gefängniß. Zwar wird er beim Eintritte strenge durchsucht, aber er hat es zu wohl verwahrt und die Mittel, die er hierbei anwendet, sind zuweilen so schmerzhaft, ja so wahrhaft verzweifelt, daß man schon daraus ermessen kann, welchen Werth er auf diesen Besitz legt. Nicht selten hat er seine paar Pfundnoten verschluckt, und der Wächter, der solch einen neuen Ankömmling bald von Unwohlsein befallen, und doch gegen ärztlichen Beistand sich sträubend findet, weiß alsbald, woran er ist. Der Wächter hat sicherlich dergleichen Unpäßlichkeiten schon oft beobachtet und erfahren, daß ihm, wenn er keinen Lärm schlägt, sein Schweigen rechtartig gelohnt wird — sobald der Anfall vorüber ist.

Ja diese Wächter und Instruktoren haben nicht geringen Antheil an der Lockerung der Gefängnißdisziplin. Da der Wächter täglich Gelegenheit zu vertraulichem Verkehr mit den Gefangenen hat, so ist es ihm ein Leichtes, falls ihn nach Vermehrung seines Einkommens mittelst kleiner Geschenke gelüstet, dies Gelüste ohne viele Schwierigkeit zu befriedigen. Zweifelsohne gibt es viele Wächter, die solche Bestechung nicht verlangen, ja als Körperschaft mögen die Wächter sogar für eine Menschenklasse voll Treue und Gewissenhaftigkeit gelten. Unleugbar aber ist die Zahl der Ausnahmen auch keine geringe, — und die Verbrecher kennen ihre Leute.

In den Kerkern heißen solche gefügige Wächter „passende Dietriche.“ Der „Dietrich“ nimmt von des Gefangenen Freunden Geld in Empfang, verwendet es für denselben (natürlich mit gehörigem Abzug) zum Einkauf von Speisen, Getränken und Tabak. Ein einträgliches Geschäft bieten auch die „crossstiffs“, das sind die Brieschen, die der Gefangene schreibt, oder erhält, und die der „passende Dietrich“ aus- und einzuschmuggeln übernimmt. Es läßt sich leicht denken, wie eine Korrespondenz, wenn sie noch vor der Urtheilssprechung gepflogen wird, dem Schuldigen manchen Vortheil bringen, der Justiz aber viele Verlegenheiten bereiten mag. „Oftmals — so erzählte mir ein Dieb — unterrichten wir unser Schätzchen, wie sie zu Werke gehen müsse, um uns los zu machen, ob sie etwa „rückwärts arbeiten“, das heißt die gestohlenen Sachen zurückstellen, ob sie einen Ausgleich versuchen sollte oder nicht. Mancher geriebene Junge ist auf diese Weise schon losgekommen. Die Gefälligkeiten des „Dietrich“ — erzählte mir derselbe ferner — müssen wir theuer genug bezahlen. Das Hinaussenden eines Brieschens steht im Preise von 5 bis 10 Schilling, je nach dem Inhalte des Brieschens und nach unserer Zahlungsfähigkeit. Ist es aber ein Brieschen an einen Freund um Geld, und soll der „Dietrich“ das Geld überbringen, da muß tüchtig geblecht werden. Von fünf Pfunden nimmt er 25 Schilling, oft auch ein Drittheil. Aber das ist noch nicht Alles; beim kleinsten Einkauf, der er uns für's Uebrige besorgt, erhebt er seinen Zoll. Die Unze Tabak zu drei Pence rechnet er mit einem Schilling bis zu einer halben Krone an, und eine Pinte Rhum kommt uns auf drei Schillinge zu stehen. — Natürlich müssen sich die Wächter bei diesem ihrem Spiele den Vorgesetzten gegenüber in Acht nehmen; uns braucht dies aber nicht zu kümmern. Gegen uns bleiben sie gleich gefällig; ein „passender Dietrich“ und ein alter Praktikus von meiner Sorte, die verstehen und vertragen sich hübsch und bequem. Aber Andere müssen's büßen. Denn, sehen Sie, so'n Wächter gilt gar nichts, wenn er nicht „thätig“ ist; die Verwalter lieben recht rührige Wächter und können von diesen nur durch die Schaustellung eines großen Eifers bei guter Laune erhalten werden. Indem der „Dietrich“ in seinen Berichten uns nun schont, da er seine zahlenden Freunde oft sogar wegen ihrer Arbeitsamkeit und ihres guten Verhaltens belobt, muß er doch über Jemand klagen, und diese anderen Bursche zahlen die Zeche. Die werden angezeigt, leben in beständiger Unruhe, kriegen dann die härteste Arbeit und eine schlimme Note in den Kauf. So gleicht der Wächter die Rechnung aus. Die schlimmsten Diebe aber — darauf verlassen Sie sich — werden im Kerker am besten behandelt.“

Kabalen und Händel zwischen Wächtern, Instruktoren und Gefangenen gibt's immer in Menge. „Einander aushelfen“ und „Einem was abzahlen“, das sind die ewigen Angelegenheiten und Erholungen dieser Genossenschaften. Hat sich ein Beamter den Dieben mißliebig gemacht, so konspiriren sie, um „ihm Eins aufzuhelfen“, und oft gelingt's

ihnen, denselben wegzusprengen. Kein Streich dünkt ihnen zu gefährlich, keine Lüge zu greff, wenn's gilt, solch einen Beleidiger zu verderben oder mindestens zu demüthigen.

Einer der Gefängnißinstruktoren pflegte gerne verächtlich über die sogenannte „Schlauheit" der Diebe zu sprechen, er wunderte sich in einem fort, wie denn ein Mensch mit offenen Augen aus der Tasche bestohlen werden könne. Auf einmal fand er sich bestohlen und theilte seinen Kummer einem durchtriebenen alten Spitzbuben mit, in dessen Zelle er eben beschäftigt war. „Ich bin da in einer hübschen Klemme; bin gestern Nacht um zwei Kronen bestohlen worden und weiß nicht wie! Hätte diese Woche zwei Ferkel in's Haus kaufen sollen, und bringe ich sie nicht, was für Spektakel wird da mein Weib mir machen!" — „Sie bestohlen? Unglaublich! Ah, Sie sind zu gescheidt! Sie sind gewiß in schlechter Gesellschaft gewesen, kein Wunder, daß Sie nicht gerne ohne Ferkel nach Hause kommen." — „Durchaus nicht! Ich war wohl, um ein Glas Ale zu nehmen, in eine Schenke getreten, worin noch zwei oder drei Personen sich befanden. Aber ich habe mich nicht einmal niedergesetzt und entfernte mich sogleich, nachdem ich mein Bier getrunken. Und was das Schlimmste, mein Weib ist so eifersüchtig! Die läßt mir keine Ruhe mehr!" — „Ei, ei! Sie sprechen ganz wie ein Schuldbewußter! Doch mir ziemt's nicht, Ihnen wegen Ihres Verhaltens eine Strafpredigt zu halten. Ich will Ihnen lieber aus der Klemme helfen und Ihnen einiges Geld leihen." — „Ihr wollt?" — „Sachte, keinen Lärm! Sie wissen's ja, hoff' ich, daß wir hier im Kerker etwas Geld zu haben pflegen. Da, nehmen Sie zwei Pfund und gehen Sie schnurstracks nach Hause. Oder besser, ich leihe Ihnen auch eine Börse, um das Geld darin zu verwahren." — Und siehe, der Dieb lieferte dem Instruktor dessen eigenes Geld und dessen eigene Börse aus, und fügte eine kräftige Ermahnung bei, sich doch künftig auf die eigene Schlauheit etwas weniger einzubilden. Ueberaus erfreut und tief gedemüthigt gab der Instruktor das Versprechen, und versicherte zugleich, daß er seinem freundlichen Pflegling bei nächster Gelegenheit einen Schmaus, bestehend aus Eiern, Rhum und Pudding, verschaffen wolle. Bald darauf war der Gefangene entwischt, nachdem er noch folgendes Briefchen an den Verwalter in der Zelle zurückgelassen hatte: „Mein werther Herr! Heben Sie den Ventilator aus, so werden Sie einige Eierschalen und eine leere Flasche finden. Ich bedauere, daß mein heftiger Durst mir nicht erlaubt hat, Ihnen zum Dank für alle Güte etwas Rhum zurück zu lassen. Ihr aufrichtiger

entflohener Vogel."

Ebenso erwünscht wie Rhum und Tabak ist dem eingekerkerten Dieb ein bischen Geplauder. Auch das steht ihm der „Dietrich" nach und hilft sogar den Gentlemen des Gefängnisses, ihre Nachrichten untereinander auszutauschen. Die Diebe besitzen aber außerdem noch so manche sinnreiche Methode zur gegenseitigen Mittheilung, welche ihnen den Beistand der Wächter auch entbehrlich macht; die Methoden sind so sinnreich, daß für den damit Vertrauten das „Schweigesystem" ein leeres Possenspiel wird. Wenn sie behufs der Leibesbewegung in den gemeinschaftlichen Höfen zusammenkommen, ist es ihnen natürlich verboten, auch nur eine Silbe laut werden zu lassen; sie wissen aber hier in einer Weise miteinander zu sprechen, welche der Aufsicht aller Gefangenenwächter in Europa Trotz bietet. Mit halb offenem Munde, ohne daß an Lippe und unterer Kinnlade eine Bewegung sichtbar ist, vermag er an den nah stehenden Gefährten das Wort zu richten, ohne eine Entdeckung fürchten zu müssen. Hat Letzterer den leisen dumpfen Laut nicht recht verstanden, so zeigt er dies an, indem er den Finger ins Ohr legt und es schüttelt, als empfände er ein Jucken. Das Stummenalphabet und die Geberdensprache sind überhaupt im Kerker auf's Vollständigste ausgebildet. Der Gefangene buchstabirt irgend einen Namen an den Fingern, legt den Kopf auf die Hand und stampft mit dem Fuß auf den Boden, das will sagen: Der und Der ist todt und begraben. Er reibt, nachdem er ebenso den Namen buchstabirt, am Fuß und der Genosse weiß dann, daß irgend ein gemeinschaftlicher Freund deportirt worden. Die entsprechende Anzahl von Fingern ans Ohr gelegt, meldet die Verurtheilung auf so und so viel Jahre. Ein Husten, um die Aufmerksamkeit des Kameraden zu erregen und dann eine Handbewegung wie beim Schreiben, benachrichtigt vom Empfang eines Briefes, die Miene des Lesens aus der flachen Hand vom Empfang einer Zeitung. Hat der Gefangene einen Besuch erhalten, legt er einen Finger aufs Auge; besitzt er Tabak, so reibt er die Nase; ist er auf schmale Kost gesetzt, so legt er die Hand auf die Magengegend. Wenn er beide Hände flach an die Brust drückt, so wünscht er seines Freundes Beileid, weil seine Damen erwischt worden. Den bevorstehenden Besuch des Verwalters oder das Erscheinen vor den Richtern meldet er, indem er den Zeigefinger emporhält und dann aufs Auge legt oder den Knopf seiner Kappe berührt.

Diese und ähnliche Zeichen wurden mir durch einen Dieb erklärt, welcher dies zu thun gar kein Bedenken trug. Ich machte einem Wächter die Mittheilung, damit er sich von der Richtigkeit überzeuge, und in weniger als vierzehn Tagen hatte er im Gefängnißhofe alle diese Zeichen beobachtet. Weiset aber jedem Gefangenen einen abgesonderten Hof zu seiner Bewegung an, auch dann wird ihr Verkehr nicht unterbrochen werden. Gut geeignet zur Konversation ist auch die Kapelle; durch ein eigenthümliches Husten und Schneuzen theilen sich die mit den Zeichen Vertrauten ihre Nachrichten mit, und vollends Gesang ist der bequemste Deckmantel ihrer Unterhaltung; je länger er dauert, desto willkommener ist er ihnen. „Warum sind Sie hier?" „Auf wie lange?" Diese und ähnliche Fragen und Antworten werden den erbaulichen Liedertexten substituirt und mit so feierlicher andächtiger Miene gesungen, daß gewiß kein Argwohn aufkommen kann. Man schaffe aber auch alles Singen in den Kapellen ab, man beschränke sämmtliche Gefangenen auf ihre Zellen: sie werden schon Mittel finden, ihre Unterhaltungen fortzusetzen. Sie sprechen mit einander, z. B. durch die Zellen-Ventilatoren, welche nebstdem auch wegen des immerwährenden Luftzuges in denselben beim Tabakrauchen gute Dienste leisten. Die Raucher wissen nämlich so geschickt Mund und Nase in die Röhre zu placiren, daß sicherlich kein verdächtiger Duft später verräth, welch verbotenen Genuß sie sich erlaubt halten.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 58. Mittwoch den 22. Juli 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.
(Fortsetzung.)

Claudia stand auf und trat an's Fenster.

„Was siehst du?" fragte Georg.

„Karren unter dem Schupfen, weiter nichts."

„Schau doch besser . . . unter dem Fenster . . ."

„Ah, ein gelber Fiaker."

„Derselbe, dem wir gestern in einiger Entfernung folgten, in welchem Madame Amadis die schöne Esther hierher nach Brunoy brachte."

„Und auf diesen Fiaker setzest du deine Hoffnung?"

„Ja wohl."

„Aber vielleicht muß er hier bleiben, bis Esther wieder zurück nach Paris wird fahren können."

„Möglich, aber das Gegentheil ist es auch. Ich werde gleich wissen, wie ich daran bin."

Und Georg griff nach dem Glockenzug und läutete.

Nach einer Minute ging die Thüre auf, und Denis, der Aufwärter im Hotel, trat ein.

„Da unten steht ein Fiaker", redete ihn Georg an.

„Zu dienen."

„Was macht der Kutscher?"

„Er frühstückt."

„Könnt Ihr mir sagen, ob er wieder zurück nach Paris fährt?"

„Kann nicht dienen."

„Sagt ihm, er soll herauf kommen, ich habe mit ihm zu reden."

Denis ging, und nach ein paar Minuten hörte man schon schwere Tritte die Treppe heraufkommen und an der Thüre von Nr. 2 stille halten.

Unmittelbar darauf wurde stark angeklopft und auf das „Herein" des Marquis erschien ein großer, starker, wohlgenährter Mann, mit dem klassischen dreikragigen Mantel angethan, und in großen, mit Stroh ausgefütterten Holzschuhen.

„Ihr seid es wohl", redete Georg den Eintretenden an, „der gestern Abend zwei Damen hierher gebracht?"

„Zu dienen. Eine dicke alte und eine schlanke junge."

„Haben Euch diese Damen befohlen, in Brunoy zu warten?"

„Nein! Sie haben mich ausbezahlt — ich kann jetzt wieder nach Hause fahren."

„Wollt und getraut Ihr Euch, mich in zwei Stunden nach Paris zu bringen?"

„Noch in einer viertel Stunde weniger, vielleicht sogar in ein und einer halben. — Keine Peitsche! Lafayette und la Charte suchen ihres Gleichen — aus dem Stalle geht's wohl ein wenig holperig, aber wenn sie einmal warm geworden, dann . . ."

„Schon gut", unterbrach ihn der Marquis, „liefert mir den Beweis, daß Eure Pferde all' das Lob verdienen. — Fünfzehn Francs für Euch, wenn Ihr mich in ein dreiviertel Stunden — zwanzig Francs, wenn Ihr mich in anderthalb Stunden nach Paris bringt."

„Abgemacht!" rief der Kutscher, „so wahr ich Pierre Loviot heiße, sind wir in anderthalb Stunden in Paris."

Der Fiaker Nr. 18 machte eine Schwenkung nach der Thür und bald hörte man das Geklapper seiner Holzschuhe auf der Treppe.

Bevor noch fünf Minuten verstrichen waren, standen schon Lafayette und la Charte angespannt am Wagen und Pierre Loviot fuhr am Gasthausthore vor.

„Auf Wiedersehen heute Abends", sagte Georg zu Claudia, als er das Zimmer verließ.

„Leb' wohl!"

Der Marquis stieg in den Wagen. Pierre Loviot machte den Schlag zu, schwang sich auf den Kutschbock und die numerirte Equipage setzte sich in Bewegung, aber mit sehr zweifelhafter Schnelligkeit.

Freilich hatten Lafayette und la Charte noch nicht Zeit gehabt, warm zu werden.

Sechzehntes Kapitel.

Vom Kirchthurme in Brunoy ertönte die achte Abendstunde.

Es war schon lange finster geworden, der Himmel war aber rein und der blasse Schimmer der Sterne ließ die nächste Umgebung ziemlich deutlich erkennen.

Ein Kabriolet kam auf der Straße, welche von Paris nach Brunoy führt, im scharfen Trabe einhergefahren.

Im Augenblicke, als es an den ersten Häusern anlangte, rief eine Stimme aus einem kleinen Wäldchen hervor:

„Georg, bist du es?"

Das Kabriolet hielt an und ein Mann stieg heraus.

Digitized by Google

Dieser Mann war der Marquis de la Tour-Baudieu.

Die junge Frau trat aus dem Gebüsche hervor, nahm Georg bei der Hand und führte ihn ein paar Schritte abseits, damit der Kutscher von dem Gespräche nichts hören konnte.

„Wenn mich je etwas überraschte", sagte Georg, „so ist es, dich hier zu finden."

„Schon seit zwei Stunden erwarte ich dich hier."

„Nicht möglich! Und aus welcher Ursache?"

„Um zu verhindern, daß du beim „weißen Roß" absteigest."

„Ah, und weshalb soll ich dort nicht vorfahren?"

„Ganz einfach, um eine Begegnung mit deinem Bruder zu vermeiden."

„Der Herzog hier!" stammelte Georg ganz erstaunt.

„Ja wohl, mein Freund, er ist hier."

„Bist du dessen gewiß?"

„Ich habe ihn ja von meinem Fenster aus im Hofe vom Pferde steigen gesehen. Ich habe gehört, wie er den einfältigen Denis um den Weg nach der Villa gefragt hat, welche Madame Amadis gemiethet."

„Um wie viel Uhr ist er angekommen?"

„Um vier Uhr."

„Ohne Zweifel hat er sich augenblicklich aufgemacht, um seine Geliebte zu sehen?"

„Ohne eine Minute zu verlieren."

„Welche Liebe!"

„Ach", sagte Claudia mit einer Betonung, um welche sie eine große Schauspielerin beneidet haben würde, „ach, Georg, so hast du mich nie geliebt."

Der Marquis zuckte mit den Achseln und antwortete:

„Ich habe dich auf meine und du hast mich auf deine Art geliebt. Du wirst doch niemals geglaubt haben, ich werde dich heirathen?"

Die junge Frau erwiderte zwar nichts mit lauter Stimme, aber zu sich selbst sagte sie:

„Werde nur Herzog de la Tour-Baudieu und Millionär und Pair von Frankreich, mein lieber Georg, und wir werden schon sehen, ob du mich nicht nolens volens zu deiner legitimen Gemahlin machen wirst..."

Georg fuhr fort:

„Doch lassen wir das, jetzt handelt es sich weder um Liebe, noch um Eifersucht, noch um eine Verbindung, die Hauptsache ist, darauf bedacht zu sein, daß ich meinem Bruder nicht in den Weg komme, denn es würde mir doch schwer fallen, meine Anwesenheit in Brunoy in genügender Weise zu erklären und zu rechtfertigen. Was ist nun zu thun?"

„Ganz einfach; ich steige mit dir in's Kabriolet und wir fahren nach der Hütte, welche wir beziehen wollen. Ich kehre dann wieder allein in's Gasthaus zurück, begleiche die Rechnung, nehme mein Felleisen, in welches ich die unentbehrlichsten Sachen eingepackt habe, und trage dem Hausknecht auf, unsere Pferde bestens zu versorgen. Aber, Teufel! Da fällt mir etwas ein, wenn der Herzog in den Stall gegangen wäre! — da hat er ja deine Pferde gesehen und erkannt."

„Nein, nein! Fürchte nicht. Ich und mein Bruder hatten schon lange alle Beziehungen zu einander abgebrochen, als ich den Cromwell und die Judith kaufte."

„Gottlob! Also fort. Hast du mir meine Kleider gebracht?"

„Ja, sind in einen Karton gepackt, auch hat mir das Kammermädchen einen Hut und einen Shawl für dich mitgegeben."

„Gut."

„Ich für meinen Theil habe für gehörige Provision gesorgt."

„Was für eine Provision?"

„Ein gehöriges Quantum Eßwaaren: Straßburger Pasteten, Westphäler Schinken, Zungen, eingemachte Früchte, Champagner, Bordeaux und dergleichen mehr. Der Wagenkoffer ist ganz voll von derlei Leckerbissen."

„Bravo, mein lieber Georg! Das hast du gut gemacht, denn aufrichtig gestanden, ich habe es kaum über mich bringen können, das heutige Diner hinunterzuwürgen. Aber jetzt fort."

(Fortsetzung folgt.)

Enthüllungen aus dem englischen Gefängniß-Leben.

II.

Von allen in den Gefängnissen üblichen Arten mit einander zu verkehren die sinnreichste ist unstreitig: die Telegraphie. Da sieht man oft den Gefangenen in seiner Zelle pochen, bald leiser, bald stärker. Man denkt, es sei dies die gedankenlose Beschäftigung der müssigen Hand, oder die Begleitung zur Melodie, die er bis zum Ueberdrusse sich vorsummt, und selbst der Aufseher nimmt keine Notiz mehr davon. In Wahrheit aber ist dies nicht mehr und weniger als eine telegraphische Korrespondenz. Die Eisenhacken, in welchen die Bettstätten hängen, gehen nämlich durch die Zwischenwände der Zellen und das Eisen leitet den Schall so gut, als wären die Zellen durch keine Mauer geschieden, und daß das leiseste Pochen am Hacken in der Einen Zelle sehr deutlich in der anderen gehört wird. Ist nun noch ein Signalkodex für Alphabet und Anderes, wie zum Andeuten, daß man ruft, daß man verstanden oder nicht u. dgl., festgestellt, so ist das Mittel zu einer, wenn auch nicht sehr fließenden, doch ziemlich leichten Konversation fertig. Da jeder Buchstabe gewöhnlich durch so viele Schläge, als die wievielte Stelle er im A. B. C. einnimmt, angedeutet wird, so kann, wie gesagt, diese Korrespondenz Anfangs nur langsam geführt werden. Aber im Gefängniß hat man ja nicht viel Zeit zu tödten, und hat sich der Gefangene nur ein wenig eingeübt, so erlangt er eine erstaunliche Fertigkeit und Schnelligkeit, wie ich mich selber überzeugte, der ich die Leute bei der Arbeit gesehen und gehört habe. Bei dieser Korrespondenz ist es nicht einmal nöthig, daß die Zellen der beiden Gefangenen an einander stoßen: Letztere mögen fünf Zellen weit von einander wohnen, sie können ihre Konversation dennoch eben so gut mit einander führen. So erzählte mir eines Tages ein Wächter, daß ihm, zu seiner höchsten Verwunderung, ein Gefangener genau erzählt habe, was zwischen ihm, dem Wächter, und einem anderen Sträfling, dessen Zelle fünf Wände weit gelegen war, vorgegangen. Daß die beiden Gefangenen sich in der Zwischenzeit weder gesehen noch gesprochen hatten, wußte der Aufseher zuverlässig; er konnte die Sache nicht begreifen, bis ich ihm die Erklärung gab, von deren Richtigkeit er sich bald durch Versuche überzeugte, die er gemeinschaftlich mit einem anderen

Digitized by Google

Aufseher in zwei von einander eben so weit entfernten leeren Zellen anstellte.

Diebe haben eine angeborene Scheu vor Arbeit, und um sich im Gefängniß auch der leichtesten zu entziehen, pflegen sie nicht blos Krankheit zu fingiren, sondern sie streben oft ernstlich, krank zu werden. Um die Annehmlichkeit des Nichtsthuns im Spital so wie die bequemere Wohnung und bessere Kost in dieser Anstalt zu genießen, setzt sich Mancher so hartnäckig einer Erkältung aus, bis er sie davon trägt. Kann er den Zweck durch Verstellung erreichen, um so besser. Zu den beliebtesten Einfällen gehört: das Blutspucken und ein stechender Brustschmerz. Sehr gerne werden auch tüchtige Dosen Seife geschluckt, um die Anzeichen von allerlei übrigens ganz gefahrlosen Krankheiten produziren zu können. Auf den Gefangenenstationen, wie z. B. Bermuda, werden die Krankengeschichten rottenweise abgemacht.

Diesem wird ein Rückenreißen zugewiesen, jener findet einen rasenden Kopfschmerz mit Schwindel und Ohrensausen für sich ganz passend; ein Dritter möchte heftiges Bruststechen wählen, wogegen aber Andere protestiren, weil er schon zu oft darüber geklagt; andere Vorschläge mit Rücksicht auf die Konstitutionen kommen auf's Tapet und endlich ist Jeder mit seiner Krankheit bedacht. Dann fängt das Laufen zum Doktor an, der wohl oft der Sache auf den Grund sieht, doch aber die Betrüger nicht immer an ihre Arbeit zurückschickt; denn „um des lieben Friedens willen" müssen auch die Aerzte den Verbrechern, mit welchen sie verkehren, dann und wann etwas nachsehen. —

Man glaubt gewöhnlich, daß kein Gefangener entwischen könne ohne Beistand oder Nachsicht eines der Beamten. So durchaus gilt dies jedoch nicht. Wohl die meisten, aber doch nicht alle Fluchtversuche haben, wenn sie gelingen, es der Gefälligkeit oder der Habgier der Aufseher zu verdanken. Die bei öffentlichen Arbeiten beschäftigt sind, können natürlich ihre Flucht leichter als aus einem Kerker bewerkstelligen, aber der Preis ist immer hoch genug. Zwanzig, fünfzig bis hundert Pfund werden von so einem Ausreißer bezahlt, damit er in einer seinem Vorhaben günstigen Weise placirt werde. Ein grauer Sünder, mit dem ich davon einmal sprach, sagte mir in muthwilligem Tone: „Wenn die Gesetzmacher so Manches wissen, so wissen die Gesetzfeinde dafür Anderes." — Die „zufälligen" Tödtungen bei den öffentlichen Arbeiten verdienen nicht immer diese unschuldige Bezeichnung; gar häufig ist „vorbedachter Mord" im Spiele. Haß und Groll gegeneinander entsteht bald unter einem Trupp Gefangener, und wehe dem Unglücklichen, der ihn auf sich gezogen. Seine Feinde wollen sich an seinem Tode oder an seiner Todesgefahr zum mindesten weiden. Wer weiß, ob sie nicht oben den Stein gelockert, der ihn da drunten zerschmettert? Genug, der Stein hat sich losgerissen oder das Takelwerk ist herabgerollt und das nicht gewarnte Opfer von der Last getödtet worden.

Das Treiben am Bord der Gefangenenschiffe kann ich am besten nach der Schilderung zeichnen, die mir ein vielerfahrener langjähriger Dieb einmal davon gemacht: „Einige der größten Schurken, die der Erdboden trägt", so erzählt er, findet man am Bord eines Gefangenenschiffes: schon ihre unflätigen und lästerlichen Gespräche anzuhören, ist schaudererregend. Hie und da gibt es einige unter ihnen, denen es mit dem Streben, sich zu bessern, Ernst ist, die etwas religiösen Sinn aus irgend einem „Mustergefängnisse" mitgebracht haben. Diese erhalten von den Spitzbuben, mit denen sie da zusammengepfercht sind, den Spitznamen „Seppel", und werden von ihnen wüthend verfolgt. Wehe einem „Seppel", wenn er beim Beten ertappt wird. Man dächte, daß er doch irgendwo Schutz finden werde, wenn er ihn sucht, — durchaus nicht. Im Zwischendeck befindet sich kein Beamter; die Schildwache darf ihren Platz nicht verlassen, um sich unter den verfolgenden Haufen zu mischen, und würde es auch sonst nicht gerne thun, weil ihr selber der Spektakel zu viel Freude macht. — Eine wahre Gottesgabe für die Gefangenen ist so irgend ein kurz angebundener Gefährte. Sie lassen ihn nicht aus dem Wüthen herauskommen, und je mehr er rast und flucht, desto mehr Spaß haben die Anderen. — Man spricht zuweilen von Ehre unter den Dieben und glaubt auch zum Theil daran: auf dem Gefangenen-Schiff ist nichts davon zu sehen. Sie berauben und plündern einander ohne Erbarmen, kein Gegenstand ist ihnen zu heiß oder zu schwer; das ist auch häufig die Quelle so manchen Aufruhrs am Bord. — Auf dem Schiffe werden zuweilen alte Zwiste ausgekämpft. Trifft Jemand einen Genossen am Bord, gegen den er sich im Gefängnisse, woher sie gekommen, etwas hat zu Schulden kommen lassen, den er z. B. verrathen u. dgl., so ist sein Leben wenig mehr werth. Bald ist ein Schwarm von Feinden gegen ihn geworden, die ihm sein Essen stehlen, ihn knebeln und unbarmherzig schlagen. Alle diese Streiche werden im Dunkeln ausgeführt. Beklagt sich der arme Junge, etwa beim Doktor, darüber, dann fährt er um so schlimmer; er muß dann als Störenfried doppelt leiden, bis er's endlich am besten findet, seine Qualen geduldig hinzunehmen; was freilich nicht so leicht angeht, wenn's zum „Brühen" kommt. Das ist das beliebteste Mittel, um so ein schwarzes Schaf zu martern. Da kommt Einer die Leiter herab mit einer Kufe siedenden Wassers oder Thee's in den Händen, und so wie er den Feind, auf den er einen Zahn hat, nahe genug sieht, stolpert er zufällig, purzelt herab — und der Mann, auf den er gezielt, ist von der heißen Flüssigkeit abgebrüht. Zuweilen mag er selber auch nicht mit heiler Haut davon kommen; aber er setzt sich gerne der Gefahr aus, wenn er nur Aussicht hat, am Feinde Revanche zu nehmen.

Von Spielen sind alle Arten im Brauch auf den Gefangenenschiffen: Karten, Würfel, Domino u. s. w. Wer etwa lesen wollte, dem gönnen die wüsten Gesellen gewiß keine Ruhe dazu, wie denn auch der Bibelvorleser das immerwährende Stichblatt ihres Spottes ist. Tabak, Pfeifen und Grog erhalten sie um theueres Geld von den Matrosen. — In den auswärtigen Gefangenenstationen ist die gleiche Korruption heimisch. Der Spitzbube von Profession müht sich hier wie anderwärts ab, den Strafen zu entgehen und verbrecherische Praktiken auszusinnen. Ihre Strafen dienen ihnen zur Kurzweil, wie z. B. das Peitschen. Wird nämlich so ein armer Sünder ausgepeitscht, so ergreifen die andern rasch die Gelegenheit, sich eine Emotion zu machen und stellen Wetten an, ob er schreien werde oder nicht. Läßt er die leiseste Klage hören, so ist das Geld verloren und gewonnen, und der Unglückliche tief in der Achtung seiner Genossen gesunken. Jede Aeußerung des Schmerzes wird für so schimpflich gehalten, daß der Arme, der sich rehabilitiren will, sich bald neuerdings einer Peitschenstrafe verdient macht, um zu zeigen, wie auch er's ohne zu schreien aushalten könne. Der die Peitsche handhabt, weiß schon, daß dies ein ehrenrettender Akt sein soll, und führt sie um so

Digitized by Google

kräftiger, als er entschlossen ist, den Märtyrer zum „Heulen“ zu bringen. Blut fließt, Fleisch hängt in Stücken herab, die Zähne knitschen an einander, jede Muskel zittert vor Schmerz, aber der Ehrenkandidat möchte lieber sterben, ehe er einen Ton des Jammerns hören ließe, unter dessen Last er bald erstickt. Ist das „Ehrengericht“ zur Zufriedenheit beendet, so wird eine Sammlung für den Helden veranstaltet, welche der Peitscher selber zuweilen zu eröffnen so gnädig ist. Das heißt bei ihnen „ein hübscher Spaß.“

Ein anderes beliebtes Amusement bildet der „Marsch auf Ferse und Zehen“. Der Weg, den die Gefangenen bis zu ihrem Arbeitsplatze zu machen haben, beträgt 1—2 (engl.) Meilen. Sobald sie nun ein Paar Schritte weit auf die Straße gekommen sind, läßt ein „alter Putsche“, ihr anerkannter Führer, den Ruf hören: „Nun Jungen, Ferse und Zehen!“ und „Ferse und Zehen“ lärmt beiläufig der ganze Trupp, und das Spiel beginnt. Es wird Halt gemacht, die Sträflinge formiren eine Linie und jeder Mann stellt die Ferse des rechten Fußes an die Zehen des Linken. Jetzt wird „Marsch, Jungen!“ kommandirt, worauf jeder die linke Ferse an die rechte Zehe stellt und so fort, daß richtig in einer vollen Stunde eine halbe Meile zurückgelegt wird. Oefter schon sind in Bermuda schwere Peitschenstrafen auf solchen „Fersen- und Zehenmärsche“ gefolgt; aber es ist darum doch eine Lieblingsunterhaltung geblieben. — Lärmen wegen der Speiserationen ist begreiflicher Weise nichts Seltenes. Der alte Jerry, der an Gefangenenrationen so lange schon gewöhnt ist, daß er mit der Hand allein die Portionen so genau abwägt, wie die beste Wäge, findet, daß er heute um eine halbe Unze verkürzt worden. Er spreizt sich und haranguirt seine Kameraden etwa in folgender Weise: „Gentlemen, dieses mein Mittagsmahl hier hat nicht sein volles Gewicht; es ist nicht das erste Mal, daß ich zu kurz gekommen. Nun will ich zwar unsere Vorgesetzten durchaus nicht beunruhigen (eine Stimme: „Sie sind nicht unsere Vorgesetzten — sie sind unsere Diener, von der Regierung bezahlt, um für uns zu sorgen“), aber es ist doch eine Pflichtvergessenheit, daß ich mich genöthigt sehen werde, die Angelegenheit vor das Haus der Gemeinen zu bringen. (Hört! hört!) Die Nation bezahlt unsere Verköstigung und es wäre Undank von unserer Seite, wenn wir nicht ein aufmerksames Auge darauf hätten. (Beifall, „Alt-England für immer.“) Indessen ist nun einmal meine Portion nicht vollwichtig und werde ich zu den Beamten gehen, um deren werthe Aufmerksamkeit darauf zu lenken.“ — Unter dem Rufe „Unnütz“ begibt sich der alte Schelm zu einem Beamten und kehrt bald mit dem erhaltenen Schadenersatz zurück. „Seht Ihr, Gentlemen“ — so haranguirt er weiter — „es ist mir gelungen, unsere Diener zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Ihr aber, Ihr laßt Alles hingehen, die Ehre Alt-Englands ist bei Euch nicht in guten Händen. Dennoch bringe ich — selber nur in Wasser — Euer Aller Gesundheit aus. Möge es uns in keinem Gefängniß an einem „passenden Dietrich, außerhalb desselben an nichts Nöthigem fehlen!“ Worauf Beifallsjubel folgt und das „Nimmer sollen Briten Sklaven sein“ angestimmt wird. Man darf übrigens nicht glauben, daß die Gefangenen ihre Mußezeit nur der Unterhaltung widmen. Sie lieben die Beschäftigung ebenso sehr wie das Vergnügen, und verlieren nicht leicht eine Gelegenheit, „was Gutes zu schaffen.“ So erzählte mir ein zurückgekehrter Sträfling, daß einer seiner Spießgesellen auf einer gewissen auswärtigen Gefangenenstation es dahin gebracht hat, eine Presse zur Anfertigung falscher Halbkronenstücke aufzustellen, und daß der unternehmende Besitzer dieser Maschine so manches Geldstück nicht blos angefertigt, sondern auch verausgabt habe. Daß solches ohne Einverständniß mit Beamten geschehen konnte, ist freilich schwer anzunehmen.

Indem ich hier schließe, überlasse ich es dem Leser, seine Reflexionen über alles Erzählte zu machen und seine Schlüsse daraus zu ziehen. — Die in Einzelhaft gehaltenen Verbrecher sollten ohne Zweifel zu Bußegedanken dadurch angehalten werden; aber in neunundneunzig und hundert Fällen nehmen ihre Gedanken eine ganz entgegengesetzte Richtung. „Die Gedanken des Gefangenen“ — so lautet ein Selbstbekenntniß — „sind immer nur mit seiner Verbrecherlaufbahn beschäftigt, wie weit er es auf derselben gebracht und wie weit er es noch bringen könnte. Er durchläuft sein vergangenes Leben im Geiste, untersucht seine Schwächen und Mängel, und beschließt, ein anderes Mal klüger zu Werke zu gehen. Was das Kollegium dem Studenten, das ist das Gefängniß dem Diebe. Die Gefängnißtage sind seine Studirzeit. Die meisten neuen Kniffe sind in Gefängnissen erfunden und ausgedacht worden. Nachts träumt er nur von Verhören, gelungenen Unternehmungen und von Flucht über die Kerkermauer. Stundenlang liegt er auf seinem Bette, sinnend und träumend von dem, was er thun will, wenn er in's Freie kommt. Liest er, so geschieht's blos um die Zeit todt zu schlagen; immer kommen seine Gedanken zurück auf seine begangenen Schnitzer und auf seine Projekte für die Zukunft.“

Die Schwestern.

Es lugte der Mond fürwitzig einst
In ein stilles Kämmerlein,
Drinn schlummerten auf weichem Pfühl
Zwei holde Mägdelein.

Die Eine hielt an den Busen fest
Eine welke Rose gedrückt;
Mit einem goldnen Ringlein war
Die Hand der Jüngern geschmückt.

Da fuhr die Aeltre vom Schlafe auf,
Wie vom schweren Traume entsetzt;
Ihre Lippe bebte, ihr Auge war
Von heißen Thränen benetzt.

Lang schaute sie mit stierem Blick
Der Schwester ins Angesicht,
Und zerpflückte die Rose an ihrer Brust,
Und wußte es selber nicht.

Da flüstert die Schwester im Traume leis:
„Dein bin ich, o Wilhelm, bin Dein!“
Sie lächelte so selig, und der Ring an der Hand
Erglänzte im Mondenschein.

Lang saß die Schwester stumm und bleich
Dem schlummernden Liebling zur Seit',
Da endlich mildert ein Thränenstrom
Ihr bitteres Herzeleid.

Leis naht sie dem Fenster und schleudert hinab
Die zerblätterte Ros' auf den Grund.
Dann kehrt sie zurück und küßte gar heiß
Der Schwester holdlächelnden Mund.

Philipp Kühles.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 59. Sonntag den 26. Juli 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Georg und Claudia stiegen in das Kabriolet und im scharfen Trabe fuhren sie durch Brunoy und hielten erst bei einem sehr ärmlich aussehenden Hause, von welchem der Marquis den Schlüssel in der Tasche hatte.

Die beiden Mitschuldigen stiegen aus, der Kutscher wurde reichlich bezahlt. Georg öffnete die Hausthüre, zündete eine Wachskerze an, die er eben auch aus der Stadt mitgebracht hatte und Claudia konnte nun zur Besichtigung ihres Aufenthaltes schreiten.

Die Hütte — einen andern Namen konnte man füglich dieser Behausung nicht geben — bestand aus einem Zimmer und der Küche im Erdgeschosse und aus zwei kleinen Zimmern im ersten Stocke. Die Einrichtung war von mehr als primitiver Einfachheit. Tische, Betten und Stühle aus weichem Holze und in sehr spärlicher Menge.

Claudia ging über die Treppe, welche von der Küche nach dem Oberstock führte, stellte das Licht auf den Tisch und trat an's Fenster.

Wie schon gesagt, war das Häuschen gerade hinter dem Garten gelegen, welcher zur Villa Rougeau-Plumeau gehörte, und man konnte von den Fenstern den ganzen Park überschauen. Da nun auch die Bäume beinahe all' ihrer Blätter beraubt waren, so sah man ganz deutlich die Rückseite der Villa.

Im Augenblick, als Claudia an's Fenster trat, waren zwei Fenster gegenüber beleuchtet, und da nur eine sehr unbedeutende Entfernung die beiden Häuser trennte, so konnte man recht gut sehen, wie Personen ab und zu gingen.

„Du hattest ganz Recht, lieber Georg", sagte Claudia, „die Lage ist unbezahlbar. Wie Schade, daß wir nicht wenigstens einen guten Operngucker zur Hand haben — es wäre dann möglich gewesen, Alles zu erspähen, was da drüben vorgeht."

„Darauf habe ich schon gedacht", erwiderte der Marquis.

„Wie, du hättest ein Perspektiv mitgebracht?"

„Da, nimm!" sagte Georg und zog aus der Tasche ein riesiges Opernglas.

„Ah!" rief Claudia aus, indem sie hastig nach dem Glase griff. „Jetzt nur fort mit dem Lichte, damit man da drüben nicht Verdacht schöpfe."

Nachdem das geschehen war, richtete Claudia das Perspektiv gegen die erleuchteten Fenster.

„Nun, meine Liebe", fragte Georg nach einer Weile, „siehst du etwas?"

„Ah! würde ich so lange hinüberschauen, wenn ich nichts sähe.

„Etwas Interessantes?"

„Noch nicht, aber es wird schon werden."

„Was geschieht denn?"

„Die dicke Amadis sitzt am Kaminfeuer und ziert sich, wie gewöhnlich."

„Ist mein Bruder drüben?"

„Ja wohl mit diesem Schafkopf von einem Doktor, der uns so leicht hätte helfen können, und der in seiner dummen Ehrlichkeit unseren großmüthigen Antrag zurückgewiesen. So ein armer Teufel, den man in fünf Minuten mehr gewinnen lassen will, als er sich in zwei Jahren verdienen kann — und er geht auf unseren Vorschlag nicht ein — der Dummkopf! Und wie diese Weigerung unsere ganzen Pläne verrückt hat! Aber es ist noch nicht aller Tage Abend. Der Zufall kann uns wohl einmal diesen alten Narren in den Weg werfen; dann soll er aber theuer bezahlen, was ich ihm auf die Rechnung geschrieben."

„Was macht denn mein Bruder?"

„Er geht mit langen Schritten im Zimmer auf und nieder. Jetzt stellt er sich vor den Doktor hin und spricht sehr lebhaft mit ihm — er nimmt ihn bei der Hand. Ohne Zweifel trägt er ihm auf, alle Sorge zu tragen, wenn der gefährliche Moment eintreten würde."

„Und die Kleine?"

„Esther Derieux? Die sehe ich nicht."

„Mein Bruder, der Doktor und Madame Amadis sind doch gewiß in Esther's Zimmer?"

„Allerdings, aber sie wird im Bette sein und die Vorhänge hindern mich, darauf hinzusehen. Ah, jetzt geht etwas Besonderes vor."

„Was denn?"

„Dein Bruder schein sehr bewegt. Die dicke Amadis verläßt eiligst ihren Armstuhl — der Doktor tritt an's Bett. Ich müßte mich sehr irren, oder der gefürchtete Augenblick ist gekommen."

Digitized by Google

Siebzehntes Kapitel.

Claudia hatte sich nicht getäuscht.

Lassen wir den Marquis de la Tour-Baudieu und seine Mitschuldige die schändliche Rolle des Spionirens fortspielen und kehren wir zurück nach der Villa Rougeau-Plumeau.

Vorerst wollen wir aber in aller Kürze noch Einiges nachholen, was sich während des Tages ereignet.

Für uns fängt dieser Tag um zwei Uhr des Morgens an, im Augenblicke, als Claudia, als Mann verkleidet, vor der Pistole des Doktors Leroyer, der auf ihren verruchten Vorschlag nicht einging, den Rückzug antrat.

Der Doktor sperrte hinter der jungen Frau die Gartenthüre ab und eilte auf sein Zimmer.

Im Speisesaal fand er die Haushälterin. Wie zu vermuthen war, bestürmte sie ihn mit Fragen und Vorwürfen aller Art, aber diesmal, und zwar zum ersten Male, verweigerte er zu Susanna's größtem Aerger und Verdruß auf das Entschiedenste jede weitere Erörterung.

Er ging auf sein Zimmer, schob den Riegel der Thür vor, legte sich zu Bett, löschte die Lampe ab und versuchte zu schlafen.

Vergebliche Mühe! Schon fing der neue Tag an zu grauen und Mr. Leroyer war noch so munter, wie zur Zeit, als er zu Bette gegangen war.

Kaum schlug es auf der Pendeluhr des Schlafzimmers sieben Uhr, als der Doktor schon aufstand, sich ankleidete und zum Fortgehen bereit war.

Susanne, welche eben im Erdgeschosse mit Aufräumen und Säubern beschäftigt war, konnte sich eines Schreies nicht enthalten, als sie ihren Herrn in so früher Morgenstunde schon reisefertig sah.

„Ist's möglich!" rief sie aus. „Wie, erst um zwei Uhr zu Bett gegangen und jetzt schon wieder auf den Beinen! In Ihrem Alter! Wollen Sie sich denn mit aller Gewalt aus der Welt schaffen?"

„Ich muß fort."

„Fort — und wohin?"

„Dorthin, wo ich erwartet werde."

„Es hat ja heute Früh noch Niemand nach Ihnen geschickt."

„Jetzt hab' ich's aber wirklich satt", entgegnete der Doktor. „Sei so gut und gib mir meinen Hut und Stock."

„Aber —"

„Kein aber! Wenn du nicht willst, werde ich selbst darnach gehen."

„Da haben Sie, da haben Sie! Aber hart bleibt es für eine Magd, die ihrem Herrn so ergeben ist —"

„Diesen Herrn nicht ganz unter'n Pantoffel zu bringen", ergänzte der Doktor. „Sei jetzt so gut und höre mit deinem Gejammer auf."

„Werden Sie zum Frühstück zurück sein?"

„Ich weiß nicht."

„Aber doch gewiß zum Mittagessen?"

„Auch das kann ich nicht sagen."

Bei diesen Worten setzte der Doktor den Hut auf, nahm seinen Stock und ging zum Hause hinaus.

Mehrere Sekunden konnte Susanna gar nicht zu sich kommen. Sie war beinahe versucht, zu glauben, ihr Herr sei plötzlich ein wenig verrückt geworden, denn durch die vollen vierzig Jahre, die sie mit ihm verlebt hatte, war er auch nicht ein einziges Mal — selbst nicht annäherungsweise — so selbstständig gegen sie aufgetreten.

„Was soll das Alles bedeuten?" fragte sie sich selbst. „Er hat Geheimnisse vor mir? So wahr ich Susanna heiße, das kann nicht so fortdauern, das muß ein Ende haben. Wenn er glaubt, mir allen Gehorsam künden zu können, da irrt er sich. Unter solchen Verhältnissen bleibe ich nicht länger mehr im Hause. Das ist mein letztes Wort."

Während Susanna derlei hochverrätherische Pläne schmiedete, ging Doktor Leroyer der Villa im Hirschpark zu, aber nicht ohne von Zeit zu Zeit nach rechts und links zu schauen, um sich zu versichern, daß der Fremde von der letzten Nacht ihm nicht wieder auflauere.

Ohne Unfall kam er am Orte seiner Bestimmung an. Er wurde von Madame Amadis mit offenen Armen empfangen.

Mademoiselle Derieux hatte ungeachtet aller Stürme und Befürchtungen eine ziemlich gute Nacht gehabt.

Alle Symptome deuteten darauf hin, daß der wichtige Moment erst in einigen Stunden eintreten dürfte.

Bei so bewandten Umständen war es nicht nothwendig, daß der Doktor hätte bleiben sollen. Er traf einige Anordnungen, versprach im Laufe des Nachmittags zu kommen, und war zur großen Freude der alten Susanna noch lange vor der Frühstücksstunde wieder zu Hause. Ein Theil des Tages verstrich ganz ruhig. Gegen drei Uhr wurde am Thore der Villa stark angeklopft. Madame Amadis und das Kammermädchen waren in Esther's Zimmer.

„Das kann der Doktor nicht sein", bemerkte die Wittwe. „Geh' doch, Justine, und sehe, wer es ist."

Das Kammermädchen gehorchte.

Man hörte das Thor aufgehen und wieder zumachen.

„Ah, hören Sie nicht?" sagte Esther mit bewegter Stimme.

„Ich höre, daß Justine das Thor aufmacht, es wird denn doch der Doktor sein."

„Oh nein, nein", entgegnete das junge Mädchen, „das ist nicht der Doktor."

„Wer denn?"

„Sehen Sie nicht, wie mein Herz schlägt, sehen Sie nicht, wie jeder Nerv in mir erzittert. Das ist er! Das muß er sein."

„Wer?"

„Siegmund, mein Siegmund, ich bin gewiß, daß er es ist."

Esther hatte noch nicht ausgeredet und schon öffnete sich die Thür und der Herzog de la Tour-Baudieu stürzte auf seine Geliebte los, die ihm die Arme entgegenbreitete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sekten der russischen Kirche.

I.

R—r. Wir im zivilisirten Europa sind es gewohnt, wenn von kirchlichen Spaltungen die Rede ist, entweder an die ersten christlichen Jahrhunderte zu denken, wo die verschiedene Auslegung der Mysterien des Glaubens die Christen entzweite, oder an die Reformen der neueren Zeit, welche ältere, dem Bewußtsein der Gegenwart fremdgewordene Sätze und Formen abzustreifen versuchten. Jene ersten Dis-

Digitized by Google

feremien entstanden aus einer spitzfindigen Wissenschaft, welche das Unergründliche im Glauben meinte ergründen zu müssen, und man hat längst bemerkt, daß der Orient, wo die Griechen den unruhigen Disputirgeist aus den Philosophenschulen in das Christenthum hinüber nahmen, eine viel größere Zahl von Ketzereien gebar, als der christliche Occident, der mit dem höheren Wissen auch der Gefahren desselben entbehrte. Dagegen bietet Rußland das seltene, und vielleicht einzige Beispiel einer Ketzerei aus Unwissenheit dar, und seinen Sekten liegt eben so wenig eine überfeinerte Theologie zu Grunde, als ein Kampf der Kritik gegen die Fesseln des Autoritätsglaubens. Woher das russische Schisma gekommen, wohin es geführt, wollen wir mit kurzen Zügen zu schildern versuchen.

Die russische Kirche, von Konstantinopel aus gegründet, entnahm ihre theologischen Kenntnisse dem griechischen Christenthum. Aber diese Quelle, durch den Jahrhunderte langen Verfall des oströmischen Reiches schon getrübt, hörte gänzlich zu fließen auf, als die Türken Konstantinopel erstürmten. Rußland brach den religiösen Zusammenhang mit der griechischen Kirche ab und gab sich einen eigenen Patriarchen. Sich selbst überlassen, verfiel die russische Kirche bald in Irrthümer, theils aus Mißverständniß der Texte der h. Schrift, theils weil in die Abschriften Fehler eingeschlichen waren, welche man aus abergläubischer Verehrung des Buchstabens nicht zu verbessern wagte. Das Uebel breitete sich immer mehr aus und der Czar Wasil Iwanowitsch IV. fand endlich für nöthig, den gelehrten Mönch Maximus vom Berge Athos im Jahre 1506 zur Reinigung der Kirche von den eingerissenen Irrthümern nach Rußland zu berufen. Der Reformator zog sich durch die Sittenstrenge, auf welche er drang, sowie durch die Bekämpfung der liebgewordenen Irrthümer den Haß der Geistlichkeit und der großen Masse zu, und wurde endlich auch von dem Czaren preisgegeben, dem er die Trennung von seiner ungeliebten Gemahlin nicht erlauben wollte. So scheiterte die Reform in Rußland an derselben Ursache, welche beinahe gleichzeitig ihre Einführung unter Heinrich VIII. in England zur Folge hatte, an den Ehegelüsten des Herrschers.

Von diesem Mißlingen der Reform an ist die Befestigung des russischen Schisma zu rechnen. Denn der Klerus, dessen Irrthümer der griechische Mönch angegriffen hatte, begnügte sich nicht damit, seine Verbesserung abzuweisen; Maximus wurde von dem geistlichen Gerichte wegen Ketzerei und Verfälschung der Meßbücher verurtheilt und in ein Kloster gesperrt, wo er nach dreißigjähriger Gefangenschaft starb. Damit war der Sieg des Schisma für längere Zeit entschieden; in dem weiten Reiche, das damals noch keine einzige Schule besaß, wurde die Herrschaft der Unwissenheit besiegelt.

Aber die Irrlehren sollten noch eine feierlichere Sanktion erlangen. Iwan der Schreckliche berief 1551 ein Konzil nach Moskau, und dieses legte seine Entscheidungen in einem Buche nieder, welches von seiner Eintheilung in hundert Kapitel Stoglaw (d. i. hundert Kapitel) heißt. Ob nun dieses Werk blos die theologischen Entscheidungen des Konziliums überliefert hat, oder ob man es auch selbst wieder fälschte um es mit den herrschenden Meinungen in Einklang zu bringen, wie manche Schriftsteller glauben, es enthält neun Punkte, in welchen sich die damalige russische Kirche von der griechischen Lehre unterschied, nämlich:

1. Die Griechen riefen dreimal Halleluja, die Russen nur zweimal, denn die Mutter Gottes hatte den h. Euphrosinus belehrt, daß das zweimalige Halleluja die doppelte Natur Jesu bezeichne.

2. Die Russen machten den Umzug um die Kirche von Ost nach West, die Griechen in entgegengesetzter Richtung.

3. Die Russen schlugen das Kreuz nur mit dem Zeige- und Mittelfinger, denn der gekrümmte Zeigefinger bedeutet die menschliche, der gestreckte Mittelfinger die göttliche Natur Christi, die drei ruhenden Finger aber bezeichnen die heilige Dreifaltigkeit.

4. Das Verbot des Bartscheerens. Der Stoglaw sagt: „Das Scheermesser komme nicht an euer Haupt. Wenn ihr dieses Gebot übertretet, werdet ihr von Gott gehaßt werden, der euch nach seinem Ebenbilde schuf." Da Gott Vater auf den religiösen Bildern immer als bärtiger Mann vorgestellt ist, erklärt sich diese Begründung. Bekanntlich trägt der gemeine Russe noch heute seinen vollen Bart.

5. Im Evangelium heißt es von dem Sohne Gottes: dessen Reich ohne Ende sein wird. In den russischen Meßbüchern lauten die Worte: dessen Reich ohne Ende ist.

6. Zum Abendmahl gebrauchten die Russen 7 gesäuerte Brode statt des Einen der griechischen Kirche.

7. Die Russen sprechen den Namen Jesus — Issus aus.

8. Sie beteten: Jesus Christus, Gottes Sohn, anstatt „Jesus Christus unser Gott", wie die Griechen.

9. Sie nahmen nur das achtspitzige Kreuz an, und verwarfen das vier- oder sechsspitzige als eine Erfindung der „lateinischen Ketzer".

Alle diese durch die unrichtigen Meßbücher begründeten und im Stoglaw bestätigten Meinungen und Bräuche blieben in allgemeiner Geltung, bis hundert Jahre nach dem Konzilium des Stoglaw ein neuer Reformator aufstand. Nikon, Patriarch von Moskau seit 1652, unternahm es, die russische Kirche von Irrthümern zu reinigen, so wie er auch den Klerus durch Verbesserung der ausgearteten Sitten zu heben suchte; er führte den Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache bei den Geistlichen ein, wodurch allein die Vergleichung der russischen Meßbücher mit den theologischen Quellen und die Berichtigung der eingedrungenen Irrlehren möglich wurde. Nachdem er zu Konstantinopel und in den Klöstern des Berges Athos sich selbst über die ursprüngliche Lehre der griechischen Kirche gründliche Kenntniß erworben, setzte er auf einem Moskauer Konzil 1654 die Verurtheilung der alten Meßbücher durch. Es fehlte aber Nikon eben so wenig als irgend einem Reformator an Feinden, und diese erhielten endlich die Oberhand; der Czar, welcher anfangs den Patriarchen unterstützt hatte, ließ ihn fallen, und er mußte sich in ein Kloster zurückziehen. Seine Feinde zogen als Sendboten durch ganz Rußland, erhoben gegen ihn wie einstens gegen Maximus den Vorwurf der Textfälschung und stachelten das Volk gegen den „jüdischen und römischen Ketzer Nikon" auf. Aber wenn der Mann auch unterlag, sein Werk konnte nicht mehr umgestürzt werden. Zwei neue Konzilien von 1666 und 1667 bestätigten die Entscheidungen des Moskauischen von 1654 und das letzte faßte am 13. Mai 1667 den förmlichen Verdammungsbeschluß: „Jeden Widersacher stoßen wir kraft der uns vom h. Geiste verliehenen Machtvollkommenheit, wenn es ein Priester ist, aus dem Priesteramte und der Gnade aus und übergeben ihn der Verdammniß; ist es ein Laie, so entfernen und trennen wir ihn vom Vater, vom Sohne und vom

Digitized by Google

h. Geiste und übergehen ihn der Verdammniß." Hiemit war die Rückkehr Rußlands zur orthodoxen griechischen Kirche vollendet, die Anhänger der Meßbücher wurden offiziell als Schismatiker (Raskolniki) behandelt.

Leider folgten dem Siege der Rechtgläubigkeit Gewaltthaten gegen die Partei, welche bis dahin die herrschende und rechtgläubige gewesen war. Die bedrückten Raskolniken empörten sich und hielten im Kloster Ssolowetz auf einer Insel des Eismeeres eine neunjährige Belagerung gegen den Czaren Fedor II. aus. Als endlich die Veste eingenommen wurde, ließ der Eroberer vierhundert schismatische Mönche hinrichten; die Hauptanführer der Ketzer, die man in anderen Gegenden des Reiches gefangen nahm, wurden lebendig verbrannt. Nach dem Tode des Czaren Fedor entstand, da von seinen Nachfolgern der Eine, Iwan, blödsinnig, der Andere, Peter, minderjährig war, ein furchtbarer Aufstand, der, obschon politischer Natur, doch auch die religiösen Streitigkeiten wieder anfachte. Moskau wurde acht Tage lang der Plünderung preisgegeben. Von der meuterischen Miliz der Strelitzen, welche die Empörung anfingen, waren Viele dem Schisma zugethan, und überhaupt glaubten die Schismatiker in der allgemeinen Verwirrung eine günstige Gelegenheit zu finden, um wieder emporzukommen. Während die Regentin Sophie die Raskolniken mit Versprechungen hinzuhalten suchte, zogen sie in wilden Haufen in eine der Hauptkirchen Moskau's und hielten den Gottesdienst feierlich nach altem Brauche ab. Endlich gelang es der Regentin, die Strelitzen durch Geld und Trunk zu gewinnen, sie fielen über die Raskolniken her und nahmen ihre Anführer gefangen, die bald dem schrecklichen Strafgerichte russischer Justiz unterlagen. Seitdem haben die Raskolniken es nicht wieder zu einer öffentlichen politischen Bedeutung gebracht. Aber das Schisma ist trotz der Strenge, mit welcher es verfolgt wurde, noch heutigen Tages im Dunkeln mächtig. Bei Pugatschew's Aufstand unter Katharina II. lieferten die Raskolniken das stärkste Kontingent und erst im Jahre 1861 konnte ein Betrüger, der sich für einen echten Nachkommen Peter III. ausgab, in Kasan 10,000 Raskolniken um sich versammeln. Die Bewegung, welche die russische Regierung wie gewöhnlich der Kenntniß von Europa zu entziehen suchte, wurde unterdrückt und der Kronprätendent mit 70 seiner Leute erschossen.

Die russische Politik erkennt im Reiche zwar den Bestand mehrerer Konfessionen an, jedoch nur Eine orthodoxe, d. h. russische Religion. Darum mögen zwar Protestanten, Katholiken, Juden, Mohamedaner, einer freien Religionsübung genießen, aber niemals die Schismatiker der Landeskirche. Sind nun diese gleich, wo sie sich ruhig verhalten, heutzutage selten mehr einer grausamen Behandlung ausgesetzt, so bilden sie dagegen den willkommensten Gegenstand für die Raubsucht der russischen Beamten. Um eine Untersuchung wegen Ketzerei zu eröffnen, dazu genügt der kleinste Vorwand: eine Balgerei, ein plötzlicher Todesfall im Orte, ein Verhafteter, der irgendwo aus dem Gefängniß entsprungen ist, kurz Alles, worüber man eine „Erhebung" einleiten kann. Wie eine solche Amtshandlung geführt wird, wollen wir mit den eigenen Worten eines russischen Schriftstellers erzählen:

In dem Dorfe angekommen, welches er zu brandschatzen gedenkt, läßt der Beamte eine Anzahl von Dissidenten zusammenrufen, und verhört sie über den Vorfall, dessen Umstände erhoben werden sollen. Ob sie etwas davon wissen oder nicht, gleichviel, er betrachtet sie als Zeugen und schreitet zur Beeidigung. Man läßt den Pfarrer kommen, um ihnen den Eid nach den Formen der orthodoxen Kirche abzunehmen. Natürlich weigern sich die Zeugen zu schwören. Der Beamte macht ein ernstes Gesicht: was das heißen solle? er wolle nicht hoffen, daß sie lauter Ungläubige seien? Er fragt den Geistlichen, der den Beamten versichert (und das ganz der Wahrheit gemäß), daß alle diese Personen in den Pfarrbüchern als orthodoxe Christen erscheinen. Nun geräth der Vertreter der weltlichen Gewalt in den heftigsten Zorn. „Also das sind neuerlich Abgefallene; es scheint, daß man hier Proselyten macht. Die Unglücklichen glauben wohl sich mit dem allgemeinen Gesetzbuch, Band XIV., §. 92, decken zu können, welcher doch keine Anwendung auf sie hat und vergessen den eigens für sie geschriebenen §. 97. Aber nach §. 48 bin ich in einem solchen Falle kompetent, und ich habe geheime Befehle, welche mich zur äußersten Strenge verpflichten. Ich will ihnen zeigen . . . ." Auf Das fangen die Vorsteher der ketzerischen Gemeinde mit den religionseifrigen Beamten zu unterhandeln an; man wird eins, und bezahlt den Beamten, der mit einem Mal äußerst freundlich geworden ist. Er verläßt das Dorf, ein gnädiges Lächeln auf den Lippen, vergißt aber nicht bei dem Abschiede zu sagen, in einem oder zwei Jahren werde er wieder kommen und hoffe, bis dahin würden sie Alle in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zurückgekehrt sein. Die armen Gebrandschatzten verbeugen sich bis zur Erde und seufzen tief, denn sie wissen, was das zu bedeuten hat. Wirklich kehrt der Beamte nach einem oder zwei Jahren zurück, so bald er glaubt, daß die Leute sich wieder erholt haben können, und fängt dasselbe Verfahren wieder von vorne an. Nur die Einleitung wird etwas verändert, es heißt nämlich jetzt: „Wie, ihr beharrt noch hartnäckig in euerer Ketzerei?" Das Ende aber ist dasselbe, der Vertheidiger des Glaubens nimmt so viel Geld mit, als er den Sektirern auspressen kann.

Dieses Verfahren ist so bekannt, daß man oft russische Beamte über ihre Kollegen sagen hört: „Wie glücklich ist doch N. N., so viele Ketzer in seinem Bezirk zu haben." Selbst für Geistliche, die es mit ihren Pflichten nicht allzustreng nehmen, ist es vortheilhaft, wenn sie mehr Ketzer als Rechtgläubige in ihrer Pfarrei haben, denn jene bezahlen die Pfarrer für die Nichtausübung seiner geistlichen Funktionen weit besser als die Gläubigen für ihre Ausübung. Bekanntlich geht in Rußland die Bestechung sehr hoch hinauf. Man bemühte sich einmal unter Nikolaus, eine Druckerei der Raskolniken zu entdecken, welche Rußland trotz der strengsten Aufsicht, mit ketzerischen Traktätlein überschwemmte. Alle Nachforschungen waren vergebens, umsonst durchstöberte die Polizei alle Druckereien im Reiche. Man glaubte schon, die geheime Druckerei müsse irgendwo in den sibirischen Wäldern verborgen sein, Andere riethen, daß sie im Ausland arbeite. Endlich entdeckte man die Pressen, sie arbeiteten mitten in Petersburg in einem kaiserlichen Gebäude, welches der Czar aus den Fenstern seines Palastes sehen konnte.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 60. Mittwoch den 29. Juli 1863.

Des Volkes feurige Liebe

oder

die Illumination Kissingens bei Anwesenheit Seiner Majestät des Königs Max.

Als ob die lichten Himmels Sterne
Getreten auf die Erde sei'n,
So scheint's, und Volk, von Nah und Ferne,
Durchwogt der Lampen Zauberreih'n.

Das ist ein Blitzen, ist ein Strahlen,
Als wie in „Tausend einer Nacht";
Und keine Maler möchten malen
Feuriger Liebe Feuermacht.

Und zwischen diese Flammenzeichen
Der König selbst herniedersteigt
Und vor den Armen, vor den Reichen
Sich huldvoll vor dem Volke neigt.

„Heil Dir im Siegerkranze" tönen
Die Herzen grüßend um ihn laut,
Hier unter seinen treuen Söhnen
Der König sich als Vater schaut.

Ja wohl ein Sieger, nicht in Schlachten,
Und schöner, als mit Lorbeerkranz
Was treu die treuen Herzen dachten,
Spricht feueriger Liebe Glanz.

Hell licht und lodernd brennt die Liebe
Und windet ihren Heil'genschein
Aus seligsten und reinsten Triebe
Um's Haupt des ganzen Volksverein.

Wenn Roma's Volk der Kaiser Aare
Von Festgerüsten fliegen sah'n,
Daß sich vergötternd offenbare
Apotheosen Zauberwahn,

So eint ganz anders Christenherzen
Das schöne Volk- und Fürsten-Band;
In feuriger Liebe Kerzen
Strahlt Lieb' zu Fürst und Vaterland.

Heil König Max, der Bayern Haupte,
Der Wittelsbacher edlem Sproß!
Feuriger Liebe Kranz umlaubte
Sein Herz, das freudig ihn genoß.

Der Liebe ungezwung'ne Gabe
Die Blume, die dem König sprießt
Die wahren Weihrauchduftes Labe
In's liederfrohe Herz ihm gießt.

F. A.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

„Siegmund", rief Mademoiselle Derieux aus, „mein theurer Freund, du bist es, wie glücklich bin ich. Jetzt fürchte ich nichts, jetzt fordere ich selbst den Tod in die Schranken. Du wirst deine Esther nicht eher verlassen, als bis die verhängnißvolle Stunde vorüber sein wird, nicht wahr? Du wirst bei mir sein, ganz nahe bei mir, aus deinen Blicken werde ich jenen Muth, jene Kraft schöpfen, deren ich so sehr bedürfen werde."

„Ja, mein Kind, ja, meine theure Esther, ich will nicht von deiner Seite weichen, so lange noch das Mindeste für dich zu fürchten wäre."

„Jetzt bin ich ruhig, jetzt bin ich glücklich, jetzt fürchte ich nichts mehr."

Die beiden jungen Leute sagten sich noch gar Vieles und würden sich noch mehr gesagt haben, wenn es nicht Madame Amadis für angezeigt gehalten hätte, sich in das Gespräch der Liebenden zu mischen.

„Mein lieber Herzog", sagte sie, „fürchten wir gar nichts. Sie können mir glauben, ich verstehe mich darauf, obgleich ich niemals eine solche Gefahr bestanden habe, denn mein Mann hätte ja mein Vater sein können. Es wird Alles ruhig vorübergehen, selbst der Doktor Leroyer ist dieser Meinung...."

Die Schleuße von Madame Amadis' Beredtsamkeit war einmal aufgezogen und der Fluß der Rede schien unaufhaltsam.

Digitized by Google

Zum Glücke für Siegmund und für Esther unterbrach ein wiederholtes Pochen an der Hausthüre den Redefluß der geschwätzigen Wittwe. Ein paar Sekunden später trat der Doktor in's Zimmer.

Es stellte sich heraus, daß er auch der Ansicht der Madame Amadis sei und an keine Gefahr glaube.

Ach, man glaubt so gerne, was man wünscht!

Glücklich über des Doktors Ausspruch, näherte sich Siegmund dem Bette.

„Sehen Sie, wie sie sanft schläft", sagte Mr. Leroyer ganz leise zum Herzog, „und doch ist der Augenblick schon sehr nahe. Aber wie gesagt, ich habe die beste Hoffnung."

Esther's Schlaf dauerte aber nicht lange. Nach einer halben Stunde erwachte sie und rief mit kaum hörbarer Stimme:

„Siegmund!"

„Ich bin bei dir, liebes Kind! Fehlt dir etwas?"

„Noch nicht, aber ich fühle, daß ich bald werde leiden müssen. — Gib mir deine Hand, mein lieber Siegmund!"

Der junge Mann kniete sich am Bette nieder und küßte Esther's brennend heiße Hand.

Der Doktor nahm die andere Hand der Kranken und prüfte den Puls.

„Nur Muth, mein Kind!" sagte er mit wahrhaft väterlicher Theilnahme, „es wird bald Alles wieder gut sein."

Tiefes Schweigen folgte diesem kurzen Gespräche. Madame Amadis schlief ganz sanft in ihrem Armstuhl, bis der Schlag der Pendeluhr, welcher die zehnte Stunde verkündete, sie plötzlich wach rief.

Sie fuhr zusammen.

„Gibt es etwas Neues?" fragte sie. „Wie geht es der Kleinen?"

Der Doktor stand in einiger Entfernung vom Bette und war so sehr in seinen Gedanken mit Esther beschäftigt, daß er gar nicht hörte, was die Wittwe fragte.

Mademoiselle Derieux machte jetzt eine heftige Bewegung und fing an zu ächzen.

Der Herzog näherte sich dem Doktor, erfaßt seine Hand und sah ihn mit vielsagendem Blicke an.

Der Doktor verstand ihn ganz wohl und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Seien Sie nur ruhig, was ein Mensch mit der Hilfe Gottes thun kann, werde ich thun."

Esther stieß jetzt einen furchtbaren Schrei aus.

Siegmund wurde leichenblaß und wankte.

Madame Amadis sprang von ihrem Armstuhl auf.

Der Doktor ging an's Bett heran.

In diesem Augenblick war es, als Claudia Varni im Hause jenseits der Mauer des Hirschparkes, das Perspektiv gegen das Fenster des Zimmers gerichtet, in welchem die eben beschriebene Scene vorging, zum Marquis de la Tour-Baudieu sagte: „Ich müßte mich sehr irren, oder der gefürchtete Augenblick ist gekommen."

• • •

Uebergehen wir mit Stillschweigen, was zu beschreiben uns unmöglich ist.

Nach Verlauf einer Stunde mischte sich in den Schmerzensruf der Mademoiselle Derieux ein klägliches Gewimmer.

Gleichzeitig hielt der Doktor ein schwächliches Geschöpf in die Höhe und hielt es Siegmund hin.

„Ein Sohn!" sagte er zum Herzog. „Das Kind ist zwar sehr schwächlich, aber ich glaube Ihnen die Versicherung geben zu können, daß ich es am Leben erhalten werde."

Siegmund hielt seinen Mund zu des Doktors Ohr.

„Und die Mutter?" fragte er. „Da das Eine vorüber ist, ist wohl auch die Gefahr vorüber, nicht wahr? Sie sind wohl überzeugt, daß für die Mutter nichts mehr zu fürchten ist?"

„Für den Augenblick kann ich für nichts einstehen."

„Warum dieses Zögern? Diese Ungewißheit bringt mich um."

„Ich begreife das ganz wohl, ich begreife aber auch, daß nur die Gewißheit Sie zufrieden stellen kann; alltägliche Worte der Ermuthigung und der Hoffnung würden Ihnen nicht genügen. Also Geduld! Erst in einer Viertelstunde wird es mir möglich sein, Ihnen zu antworten."

Ungeachtet der namenlosen Erschöpfung, in die Esther verfallen war, und welche beinahe einer Ohnmacht glich, drang doch das Geschrei des Kindes an ihr Ohr oder vielmehr an ihr Herz.

Als ob ein elektrischer Strom ihr durch die Glieder gefahren wäre, erhob sich die junge Mutter mit aller Anstrengung im Bette, streckte die Hände gegen Siegmund und den Doktor aus und rief:

„Mein Kind! — Gebt mir mein Kind!"

„Esther, liebe Esther", sagte Siegmund, indem er das kleine Geschöpf in ihre Arme legte, „da hast du unser Kind. Ein Band mehr, das uns auf ewig vereinigt. — Unser Kind wird den Namen tragen, den auch du bald tragen wirst — es wird edel, es wird reich sein, es wird glücklich sein, das schwöre ich."

Der Doktor fürchtete sehr, daß diese Aufregung der Mutter schaden könne. Er machte also diesen Herzensergießungen damit ein Ende, daß er dem Herzog einen Wink gab und zu Esther sagte:

„Sie haben viel gelitten, liebes Kind! Gottlob es ist jetzt Alles vorüber! Aber nun ist die äußerste Ruhe nöthig. — Geben Sie mir den kleinen Weltbürger, auch er braucht Ruhe."

Mademoiselle Derieux gehorchte widerstandslos. Sie übergab das Kind dem Doktor und legte sich zurück in die Kissen.

Nach einer Weile schloß sie die Augen, eine fieberhafte Röthe überzog ihr Gesicht und leises Stöhnen entfuhr ihren Lippen.

Siegmund wendete sich gegen den Doktor und wollte etwas fragen.

Dieser aber gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß der Moment noch nicht gekommen sei, um seine Fragen beantworten zu können.

Der Doktor setzte sich an's Bett, zog seine Taschenuhr heraus, prüfte den Puls und befühlte abwechselnd bald die Stirn, bald die Schläfe der Kranken.

Der Fall mußte ihm sehr bedenklich erscheinen, denn er setzte seine Prüfung lange fort, und man sah es ihm am Gesichte an, daß er mit dem Resultate seiner Beobachtungen ganz und gar nicht zufrieden war.

Endlich erhob sich Mr. Leroyer von seinem Sitze.

„Nun", fragte ihn Siegmund ganz leise, „können Sie mir jetzt antworten?"

Der Doktor winkte bejahend zu.

„Also reden Sie um's Himmels willen!"

Digitized by Google

Der Doktor ging an den Kamin, zündete ein Licht an, ergriff den Leuchter und sagte:

„Kommen Sie, mein Herr!"

„Wohin?" fragte der Herzog ganz erstaunt.

„In das Nebenzimmer."

„Können Sie nicht hier sprechen?"

„Unmöglich."

„Und warum?"

„Sie werden es gleich begreifen, wenn Sie mich werden gehört haben."

Siegmund erschrack. Ein banges Vorgefühl ließ ihn das Schrecklichste ahnen.

Er folgte dem Doktor. Nachdem dieser die Thüre hinter sich zugemacht, sagte er mit bewegter Stimme, denn das Herz dieses edlen Mannes blutete bei dem Gedanken an das, was er dem armen jungen Manne mitzutheilen hatte:

„Mein Herr — waffnen Sie sich mit Muth, ich bitte Sie — Ihre Niedergeschlagenheit macht mir bange..."

(Fortsetzung folgt.)

Die Sekten der russischen Kirche.

II.

R—r. Die Verfolgung hat die Sektirer nicht vermindert, sondern vielmehr ihre Ausbreitung gefördert. Man schlägt ihre Zahl im ganzen Reiche auf 9 Millionen an. In Moskau, wo sie 1712 nur zwei Bethäuser hatten, besitzen sie deren jetzt über hundert. Mehr noch als durch die Zahl, bilden sie durch ihr Vermögen einen wichtigen Bestandtheil der russischen Bevölkerung. Sparsam, thätig und zu Hilfeleistung untereinander bereit, was die gewöhnlichen Tugenden verfolgter Sekten sind, bringen es Viele unter ihnen zum Wohlstand; einige gehören zu den reichsten Kapitalisten Rußlands. Wie es ihnen auch jenseits gehen mag, in dieser Welt sind sie an Gütern mehr gesegnet als die Rechtgläubigen.

In der offiziellen Sprache werden die Sekten sämmtlich unter dem Namen Raskol, das Schisma, begriffen, wogegen sie auch der russischen Staatskirche den Namen der orthodoxen verweigern und die Anhänger derselben „Nikonianer" nennen. Sich selbst bezeichnen die Sektirer als „Altgläubige", starowerzi, und zerfallen wieder in zwei Hauptabtheilungen, die hierarchischen Sekten (popowczincy), welche von Geistlichen gestiftet wurden und einen besonderen Priesterstand haben, und die antihierarchischen (bezpopowcincy), die ihren Gottesdienst ohne Priester abhalten. Die Sekten mit Geistlichen verlangen von Allen, welche zu ihrem Bekenntnisse übertreten, die Abschwörung der Nikonischen „Ketzerei", und salben die bereits in der orthodoxen Kirche geweihten Priester noch einmal, doch halten sie die erste Weihe nicht für ungiltig, und erkennen vielmehr die Wirksamkeit der Händeauflegung an. Ihr religiöser Standpunkt ist so ziemlich jener der alten Meßbücher und des „Buches der hundert Kapitel". Gegen die Regierung sind sie nicht gerade feindselig, sie schließen den Kaiser in das Kirchengebet ein und scheuen sich nicht, zu den weltlichen Gerichten und Behörden ihre Zuflucht zu nehmen, was die Sekten ohne Geistliche sorgsam vermeiden.

Diese letzteren theilen sich in 37 Bekenntnisse, welche noch ihre Unterabtheilungen haben sollen. Einige derselben sind durch das Eigenthümliche ihrer Lehre merkwürdig. Die Theodosier dürfen von den Bekennern anderer Religionen zubereitete oder verkaufte Lebensmittel nicht genießen, bis sie dieselben gehörig gereinigt haben. Die Reinigung geschieht, indem sie hundertmal das Zeichen des Kreuzes darüber machen, und so die Gnade Gottes auf die Speisen herabrufen. Damit die Gnade kein Hinderniß finde, bleibt die Speise unbedeckt, und wo es nöthig ist, beim Backen oder Braten das Gefäß zu verschließen, müssen wenigstens Oeffnungen im Deckel sein. Die Kapitonen, nach einem Mönch Kapiten benannt, halten den Selbstmord für die verdienstlichste Handlung eines Gläubigen, eine Meinung, welche übrigens von mehreren anderen Sekten getheilt wird, so von den Buspopowcy in Sibirien. Diese suchen besonders den Tod durch das Feuer und eines Tages kamen ihrer 1700 auf ein Mal durch die „unbefleckte Feuertaufe" um, die sie sich von ihrem Anführer ertheilen ließen. Sie glauben, daß der Antichrist bereits erschienen sei und die orthodoxe Kirche beherrsche, daher sie jeder Berührung mit den Geistlichen derselben ausweichen.

Die Wanderer wissen über den Antichrist noch bessern Bescheid: er ist in dem jedesmal regierenden Czaren eingefleischt und die russischen Beamten sind seine Söhne. Wer seine Seele retten will, muß allen Verkehr mit diesen Kindern des Antichrists vermeiden. Sie fliehen daher die bewohnten Orte und irren in den Wäldern und Heiden herum. Eine Abart dieser Sekte hofft auf ihren Zügen Christum zu begegnen, welcher wieder auf Erden erschienen sei und ebenfalls in Wäldern und Wüsten herumirre. Die Wanderer würden übrigens nicht lange sich erhalten können, fänden sie nicht in einer anderen Sekte Unterstützung, die sich dem seßhaften Leben nicht entzieht. Das sind die Wirthe, deren Beruf vorzüglich darin besteht, die Wanderer auf ihren Reisen aufzunehmen und vor den Verfolgungen der Polizei zu schützen. Sie leben daher mit der übrigen Bevölkerung vermischt in den Ortschaften. Da aber diese Konzession ihrer Heiligkeit Abbruch thut, so pflegen sie im Alter selbst den höheren Grad der Wanderer anzunehmen; haben sie das versäumt, so lassen sie sich beim Herannahen des Todes in's Freie tragen, um wenigstens als Wanderer zu sterben. Die Adamiten sehen den Antichrist in Rußlands Schutzpatron, dem heiligen Georg. Sie weisen daher auch das Geld zurück, welches mit dem Bilde dieses Heiligen geprägt ist. Hochstraßen betrachten sie als eine Erfindung des Teufels, daher sie wo möglich daneben gehen. Ueber die Eisenbahnen scheinen sie ihr Dogma noch nicht festgestellt zu haben. Die Gähner versammeln sich am Charfreitag und warten alle mit offenem Munde, bis ihnen ein Engel die geweihte Hostie auf die Zunge legt.

Die Malakany (Milchesser) enthalten sich des Fleisches und der geistigen Getränke, und leben vorzüglich von Milch. Die Skakuny (Springer) zeigen viel Aehnlichkeit mit den nordamerikanischen Shakers. Ihre Versammlungen werden mit Gebeten und Gesängen eröffnet, dann ergreift der Geist die Versammelten, sie fangen zu tanzen und zu springen an und fahren in immer heftigeren Bewegungen fort, bis sie ganz erschöpft hinsinken. Nach dem Glauben der Geißler (Chlysty) ist Gott im 17. Jahrhundert in der Person eines gewissen Daniel Philippowitsch erschienen; von einer hundertjährigen Frau hatte derselbe einen Sohn, der Jesus Christus war, unter den Menschen aber Iwan Timofejewitsch

Digitized by Google

hieß. Der neue Messias wurde in Moskau lebendig geschunden und nach seinem Tode begeaben, aber wie seine Anhänger glauben, ist er vom Tode wieder auferstanden und in den Himmel gefahten. Daniel Philippowitsch lebte lange Zeit in dem Dorfe Staroy bei Kostroma, daher das Wasser eines dort befindlichen Beunnens von der Sekte zur Kommunion gebeaucht wird. Die Geißler hüten sich ihee Lehre schriftlich aufzuzeichnen and halten den Eenuß von Wein und Tabak für sündlich. Ihre Offenbarung wied nicht etwa, wie man meinen sollte, nur von dem ungebildeten Volke geglaubt. Amtliche Nachrichten weisen nach, daß zwei Frauen aus der gebildeten Gesellschaft in Petersburg selbst bis zum Jahre 1849 Versammlungen von Geißlern hielten, an welchen zahlreiche Gläubige theilnahmen, daeunter Gaedeoffiziere und Hoseäthe. Die Kindermörder glauben durch die Tödtung von Kindern dem Himmel von Sünden reine Seelen zuführen zu sollen, eine Verirrung, welche auch im westlichen Europa manches Verbrechen veranlaßte, ohne doch zum Glück je das Dogma einer religiösen Sekte zu werden. Die Erdrossler glauben, daß man nur duech einen gewaltsamen Tod in den Himmel einziehen könne, sie tödten daher die schwee Keanken, um ihnen diesen Voetheil zu veeschaffen. Die Slopcy (Veeschnittenen) weeden durch ihren Namen hinlänglich bezeichnet. Die Mitglieder dieser Sekte sorgen übrigens für die Forterbung iheer Lehre dadurch, daß sie arme Kinder adoptieen, oder die Operation eist dann vollziehen, wenn sie in die Ehe geteeten sind und ein Kind erhalten haben. Die Skopcy wurden gegen Ende des vorigen Jahrhundeets duech zwei Bauern, Seliwanow und Szylow, gestiftet. Seliwanow gab sich, gleich mehreeen anderen Prätendenten jener Zeit, für den bereits im Jahre 1762 ermoedeten Kaiser Peter III. aus, zugleich aber für eine Inkarnation Gottes; Szylow diente ihm als Voeläufer, als Johannes der Täufer. Der falsche Johannes nahm frühzeitig ein trauriges Ende; er erhielt die Knute und staeb als Staatsgefangener auf der Festung Schlüsselburg. Wechselvoller war der Lebenslauf des neuen Messias Seliwanow. Auch er wuede mit der Knute besteaft und nach Sibirien verbannt; von dem Exil zurückgekehrt, mußte er in das Narrenhaus wandern. Seinen Anhängern gelang es ihn durch große Geldopfer zu befreien, und er lebte dann mehreee Jahre in Peteesburg, von der Sekte reichlich unterstützt; die Veeehrung seiner Gläubigen ging so weit, daß sie seine abgeschnittenen Nägel als Reliquien bewahrten und sein Waschwasser teanken. Zuletzt wieder im Kloster Susdal gefangen gesetzt, staeb er 1832. Aber nur für die Peofanen ist er todt, die Gläubigen wissen, daß er unsterblich in Sibirien lebt. Von da wird er einst in großer Pracht und Herrlichkeit nach Moskau ziehen und die große Glocke des Kreml läuten, dann werden alle Nationen sich ihm unterwerfen und das tausendjährige Reich beginnt. Die Skopcy finden sich auch in der Walachei.

Eine viel ältere Religionspartei als die Skopcy, die Philipponen (gewöhnlich Lippowaner genannt) sollen die Entmannung nur von ihren Geistlichen verlangen, um sich der strengen Einhaltung des Cölibates zu versichern. Diese Sekte ist zahlreich außer den Grenzen Rußlands verbreitet, indem viele Anhänger derselben sich der Verfolgung durch die Flucht nach der Bukowina und nach Ostpreußen entzogen. Sie wueden von der österreichischen und von der preußischen Regierung gut aufgenommen, und leben ruhig in dem neuen Vaterlande. Duech die beibehaltene russische Sprache und Tracht unterscheiden sie sich von der übrigen Bevölkerung, unter der sie übrigens bei ihrer ausgezeichneten Redlichkeit wohl gelitten sind. Sie beschäftigen sich meistens mit Handel odee Obstkultur und sind, da ihnen ihee religiösen Grundsätze den Kriegsdienst und die Begleitung öffentlicher Aemter verbieten, von dee Militärpflicht feei. In ihren Wohnungen sieht man den Theekessel, unter welchem den ganzen Tag das Feuer nicht ausgeht; die Philipponen übertreffen in der Liebe zu diesem Getränke noch weit die übrigen Russen, da es eine ihrer religiösen Vorschriften ist, sich des Branntweins zu enthalten. Verbrecher waeen ehemals so selten unter ihnen, daß wenn wirklich ein solcher Auswüefling voekam, die eigene Familie den Schuldigen dem Gerichte auszuliefern pflegte. Indessen ist die Strenge der Sitten, wie so oft bei religiösen Sekten, unter der Duldung des Auslandes erschlafft, man findet manchmal Verbrecher unter diesen Schismatikern, mit deren Verhaftung sich die Obrigkeit schon selbst bemühen muß, manche sind wenigstens, was den Beanntwein betrifft, in den Schooß der russischen Staatskieche zurückgekehet, und vor einigen Jaheen hat sogar ein mir bekannter reichee Philippone seinen Knaben, zum geößten Aergerniß seiner Glaubensgenossen, in das Gymnasium eintreten lassen mit der eingestandenen Absicht, dem Staate dereinst einen Landesgeeichtsrath oder Kreiskommissär zu liefern. So wied die Welt immer gottloser, meinten die Alten unter der Partei.

Der Bischof dieser Sekte residiet in der Bukowina in Biela Kernica und genießt eine große Verehrung, da er auch für andere hierarchische Sekten die Weihe ihrer Priester vollzieht.

Mehrere von den russischen Sekten nehmen, wie wir schon andeuteten, eine neue Menschwerdung Jesu an, von allen Peesonen aber, welche sie dazu aussuchen, ist wohl keine sonderbarer, als — Kaiser Napoleon I. In der That, der Mann, welcher in Frankreich blos Kaiser, in Italien König, in Deutschland Peotektor des Rheinbundes, in der Schweiz Vermittler hieß, wird von russischen Ketzern als Gott verehrt, und hat eine Stufe erreicht, die selbst im Alterthum Alexander vergebens zu erklimmen sich bemühte. Die „napoleonische Gemeinschaft", wie sie sich nennt, glaubt natürlich an das Leben des Kaisers; er hält sich in der Nähe von Irkuzk verborgen, aber wenn seine Zeit gekommen ist, wird er mit einer gewaltigen Armee erscheinen, seine Anhänger groß machen und die ganze Welt erobern. Der sichtbare Gegenstand ihrer Verehrung ist die Büste des Kaisers, besonders aber ein älteeer französischer Kupferstich, der unter dem Namen „Napoleons Apotheose" bekannt ist. Auf diesem Blatte zieht der Kaiser in den Himmel ein und wird von allen seinen Geteeuen begrüßt, welche ihm im Tode vorausgingen. Es umgeben ihn da Personen in verschiedener Kleidung, Militärs aller Waffen, Gerichtsbeamte in langen Röcken, Neger, Murat in seinem theatralischen Aufzug, der Mameluck Rustan, der sich vor ihm niederwirft, und das halten die Sektirer für eine Anbetung aller Völker der Erde.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Magner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 61. Sonntag den 2. August 1863.

Unsere Sehnsucht.

(Den Manen einer früh verblichenen Mutter!)

„Ach, nimmer möcht' ich scheidend geh'n,
„Zum letzten Händedruck nicht eilen!" —
So sprachst Du noch im Todesweh'n —
„Mein Alles Du, o laß mich weilen!"
Umsonst, Dich rief die höh're Pflicht,
Erlöst entschwebte Deine Seele.
Demüthig schau'n wir auf zum Licht,
Daß es das Dunkel uns erhelle.
Verkläeter Geist, o steig' hernieder
Und löse unsrer Zweifel Qual!

Sieh, Alles, Alles mahnt an Dich,
Beim Tagesgrau'n, beim ersten Blinken
Der Mondesgrüße abendlich,
Die uns auf's Lager niederwinken.
Dir lallend ruft's aus Kindes Mund,
Das bittend beide Händchen hebet,
Nach Dir sehnt Alles sich im Rund, —
Du schweigst, du hörst nicht Den, der lebet.
Verklärter Geist, o steig' hernieder
Und hebe dieser Oede Schmerz!

„Kommt Mama nicht vom Friedhof her?" —
Der Aelt're fragt, — der Jüng're klaget
Fast tröstend: „Mama — keine mehr!" —
Daß eine Thrän' die and're jaget;
Und nächtig, wann in Schlafes Arm
Die Sorgen streiten mit den Träumen,
Sucht weinend still das Kind voll Harm
Die Mutter in den trauten Räumen.
Verklärter Geist, o steig' hernieder,
Kehr' ein in den verwaisten Kreis!

Wie bald erlischt der Liebe Glut!
Wie rasch erbleicht des Glückes Sonne!
Du warst so lieb, so traut, so gut,
D'rum gingst Du ein zur Himmelswonne.
Was hier im Zweifel sich verbarg,
Einst über Sternen wird's gefunden;
Die Hoffnung sprengt den düstern Sarg,
Der Glaube heilt selbst Todeswunden.
Verklärter Geist, wir seh'n uns wieder,
Wo keiner Trennung Stunde schlägt.

Die Hinterbliebenen
(M. F. Ch—tz.)

Würzburg, im Juli 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

„Muth!" wiederholte der Herzog. „an Muth soll es mir nicht gebrechen. Ich bin ein Mann. Das Unglück kann mich zermalmen, aber nicht beugen."

„Sie wollen die volle Wahrheit wissen?"

„Ja, die vollste Wahrheit. Ich ziehe die schrecklichste Gewißheit der aufreibenden Ungewißheit vor."

„Nun, der Zustand der jungen Frau flößt mir die ernstesten Besorgnisse ein, Besorgnisse, welche leider nur zu sehr begründet sind."

„Also," entgegnete Siegmund, seine Angst niederkämpfend, „es ist Gefahr vorhanden?"

„Die größte Gefahr."

„Und was befürchten Sie, was bestimmt Sie, die Gefahr für so ausgesprochen zu erklären?"

„Ich habe die Gewißheit, daß noch vor Verlauf einer Stunde eine heftige Gehirnentzündung sich eingestellt haben wird."

Siegmund hielt sich mit beiden Händen den Kopf, als fürchte er, daß er ihm zerspringen möge.

„Eine Gehirnentzündung!" rief er aus, „aber in dem Zustande der Erschöpfung und der Schwäche, in welchem sich die Aermste befindet, ist ja das der sichere Tod!"

Der Doktor antwortete durch ein beredtes Schweigen.

„Also", fuhr der Herzog fort, „es ist wirklich! es ist möglich! sie könnte sterben, sterben in der Blüthe ihrer Jahre! Ach entsetzlich! Und umsonst flehe ich den Himmel an, er möge sie leben lassen und mein Leben für das ihrige hinnehmen. Gott wird mich nicht erhören, er wird taub bleiben gegen mein Gebet!"

Einen Augenblick hielt er inne. Der Schmerz erstickte seine Stimme. Dann rief er aus:

„Hören Sie mich an, Doktor. Ich bin reich, unendlich reich. Nun gut, retten Sie mir sie, retten Sie meine Esther und die Hälfte meines Vermögens gehöre Ihnen! Wenn es sein muß, gebe ich Ihnen mein ganzes Vermögen! Wollen Sie? sagen Sie, wollen Sie?"

Der alte Arzt erröthete unwillkürlich über diesen Antrag.

Digitized by Google

„Mein Herr", antwortete er mit aller Würde, „Ihre Verzweiflung gebietet mir Nachsicht und ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen, was Sie eben gesagt."

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie beleidigt habe, es geschah ohne Absicht. Sie sehen, in welchem Zustande ich mich befinde. Sie sehen, wie unglücklich ich bin, ich möchte wahnsinnig werden. Lieber Doktor, reichen Sie mir die Hand zum Zeichen, daß Sie mir nicht mehr zürnen."

„Hier", sagte der Doktor und ergriff die dargebotene rechte Hand.

„Nun, ist gar keine Hoffnung vorhanden, Esther zu retten, ist sie unwiderruflich dem Tode verfallen?"

„Das habe ich nicht gesagt", erwiderte Mr. Leroyer. In einem Körper von achtzehn Jahren bietet die Natur die unglaublichsten Rettungsmittel. So lange das Herz noch schlägt, läßt sich noch Alles hoffen. In meiner langjährigen ärztlichen Praxis habe ich mehr als einmal Genesungen gesehen, die so wunderbar waren, daß man sie füglich Wiederauferstehungen hätte nennen können. Mit einem Worte, so wahr es ist, daß ich wenig Hoffnung habe, eben so wahr ist es auch, daß ich nicht verzweifle."

„Doktor, Sie sprechen von Wundern, welche die Natur wirkt. Sie sprechen aber nicht von der Wissenschaft, die doch auch ihren Antheil an diesen Wundern haben mag . . . . Wollen Sie nicht irgend ein heroisches Mittel versuchen, um diesem schrecklichen Uebel, das Sie von Stunde zu Stunde erwarten, vorzubeugen?"

„Ach", entgegnete Mr. Leroyer, „ich bin nur ein armer Landdoktor, bei dem die Erfahrung zuweilen das Wissen ersetzen muß. Es gäbe wohl gewisse Mittel, welche vielleicht retten könnten, aber ich schrecke vor deren Wirkung zurück. Ich fürchte, daß sie in dem vorliegendem Falle eine solche Reaktion hervorrufen dürften, welche das Uebel momentan noch steigern würde."

„Was ist also zu thun?"

„Einige Stunden würden genügen, um ein paar der berühmtesten Aerzte von Paris an's Bett der Kranken zu bringen. Was zu thun ich mir nicht getraue, werden diese vielleicht wagen . . ."

„Sie haben Recht, lieber Doktor. Noch in dieser Nacht sollen die ersten Aerzte von Paris hier sein — wenn ein Wunder geschehen soll, um Esther zu retten, sollen sie es wirken."

„Haben Sie ein gutes Pferd zur Verfügung?"

„Ja. In weniger als anderthalb Stunden bin ich in Paris."

„Desto besser; ich fragte nur, weil, im Falle Sie keines gehabt hätten, ich Ihnen meinen Klepper angetragen hätte, der auch ein tüchtiger Renner ist . . ."

„Tausend Dank, lieber Doktor. Aber jetzt fort!"

Siegmund stand schon an der Thüre, als er sich umwendete und sagte:

„Doktor können Sie mir zuschwören, daß ich Esther bei meiner Zurückkunft noch am Leben finden werde?"

„Das kann ich Ihnen mit gutem Gewissen zuschwören", entgegnete Mr. Leroyer; „die Krankheit wird ihren Verlauf nehmen, und ob sie zur Heilung oder zu einer Katastrophe führt, wird sie jedenfalls wenigstens einen Tag dauern."

„Noch etwas. Haben Sie mir nicht gesagt, daß die Gehirnentzündung in ein paar Stunden zum Ausbruche kommen könne?"

„Allerdings."

„Ist dieses Fieber immer mit Delirium verbunden?"

„Ja, immer."

„Nach Verlauf dieser paar Stunden wird also Esther nicht mehr im Besitze ihres vollen Vernunftgebrauches sein?"

„So ist es."

„Und wenn die Anstrengungen der Wissenschaft an dem Uebel scheitern, wenn das arme Kind erliegen muß, wird der Tod es von der Welt nehmen, ohne daß es sich dessen bewußt ist?"

„Das ist mehr als wahrscheinlich, beinahe gewiß."

„Dann werde ich erst in ein oder zwei Stunden nach Paris gehen."

„Warum diesen unnützen Aufschub, der sogar gefährlich werden kann?"

„Um mir Zeit zu gönnen, meiner heiligen Verpflichtung nachzukommen."

Mr. Leroyer fragte zwar nicht, aber man sah es ihm an, daß er gespannt war zu erfahren, was die Ursache dieses Aufschubes wohl sein möge.

Siegmund ließ ihn nicht lange warten.

„Doktor", fuhr der junge Mann fort, „ich habe eine Frage an Sie zu stellen, und Sie um einen Dienst zu bitten."

„Ich bin bereit, die Frage zu beantworten, den Dienst zu erweisen. . . ."

„Kennen Sie den Pfarrer von Brunoy?"

„Ja."

„Genau?"

„Seit mehr als zwanzig Jahren versieht er die Seelsorge im Orte und auch so lange stehen wir in freundschaftlicher und dienstlicher Beziehung zu einander. Wir sind beinahe im gleichen Alter und sehen uns sehr oft."

„Sie achten und schätzen ihn also?"

„Ich halte ihn für einen der würdigsten Priester, für einen der besten Menschen."

„Ich bin glücklich über Ihre Mittheilung. Nun zu dem Dienste, um welchen ich Sie ansprechen will."

„Ich höre!"

„Haben Sie die Güte, zu diesem würdigen Geistlichen zu gehen und ihn hierher zu bringen."

Der Doktor schien sehr überrascht.

„Sie staunen wohl?" fragte Siegmund.

„Ich staune, und es betrübt mich."

„Wie so?"

„Weil ich besorge, daß die Folgen eines solchen Schrittes höchst nachtheilig auf meine Kranke einwirken dürften."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich bin kein gottloser Mensch. Ein Greis, der an Gott zweifelt, ist meiner Meinung nach entweder ein Elender oder ein Narr. Ich beuge mich vor den Gebräuchen der Kirche und begreife ganz wohl, daß in Mitte des Todeskampfes die Gegenwart eines Priesters, der gekommen ist, um zu vergeben und zu segnen, die arme Seele, welche dem Körper entfliehen soll, stärkt und tröstet. Aber als Arzt darf ich niemals zugeben, daß man den Körper tödte, um die Seele zu retten. Und ich erkläre hiermit, daß in dem Zustande, in welchem sich unsere arme Kranke befindet, eine solche Aufregung ihr den Todesstoß versetzen würde. Sie weiß recht wohl, daß der Priester nicht würde gerufen worden sein, wenn die Gefahr nicht eine augenscheinliche wäre. . . Sie würde sich für verloren halten, es würde ihr an der nöthigen Kraft gebrechen, gegen den Tod anzukämpfen, und die letzte Hoffnung, sie zu retten, wäre dahin! So denke ich — aber wenn meine Bemerkungen Sie nicht eines Besseren belehren

Digitized by Google

können, wenn Sie auf Ihrem Vorhaben bestehen — so will ich wohl thun, was Sie von mir verlangen."

„Ich bestehe darauf, und Sie werden mir gleich beistimmen. Die Gegenwart eines Priesters soll nicht jenen Zweck haben, den Sie voraussetzen. Es handelt sich hier eigentlich nicht um eine Beicht oder um eine Absolution, sondern — um eine Heirath", sagte Siegmund.

„Eine Heirath!" wiederholte der Doktor.

„Ja, lieber Doktor! Sie werden wohl wissen, daß in gewissen, glücklicherweise sehr seltenen Fällen, das Gesetz eine Heirath in extremis autorisirt, oder vielmehr tolerirt?"

„Das weiß ich wohl!"

„Nun, ich befinde mich in einem dieser vom Gesetze vorhergesehenen Fälle. Ich will meinen Namen dem Engel geben, dem mein Herz und mein Leben schon gehört, ich will das Kind legitimiren, ich will mit einem Worte meine Pflicht erfüllen. Sie sind ein zu ehrenhafter Mann, um mir nicht in Allem beizustimmen."

„Ich billige Ihr Benehmen in jeder Beziehung. Einen Fehler gut machen ist verdienstlicher, als ihn gar nicht begehen. Ich will jetzt gleich zum Abbé Simon gehen; in einer kleinen halben Stunde sind wir wieder da. Ich werde einer der Zeugen sein, der Meßner und der Schullehrer sollen die beiden andern Zeugen abgeben."

„Gehen Sie also, lieber Doktor."

„Nur noch eine Frage. Der Abbé Simon wird mich gewiß fragen, wer denn eigentlich in einer so wichtigen Angelegenheit seine Amtsleistung in Anspruch nimmt, und da wäre es mir peinlich, gestehen zu müssen, daß mir der Name der betreffenden Person gänzlich unbekannt ist."

„Das begreife ich ganz wohl", entgegnete der junge Mann, „ich werde Sie auch gleich aus dieser Verlegenheit ziehen .... Wenn der Abbé Simon Sie bezüglich meiner Person fragen wird, so sagen Sie ihm, ich sei der Herzog Siegmund de la Tour-Baudieu, Pair von Frankreich."

Der Doktor sah nach dieser Eröffnung unseren Helden mit einer Art von scheuer Verwunderung an, welche zu jeder anderen Zeit, bei jeder andern Gelegenheit höchst komisch hätte erscheinen müssen.

Zum ersten Male in seinem Leben einem so hohen Herrn gegenüber, war der gute Mann völlig geblendet.

„Durchlauchtigster Herr", stammelte er, „ich gehe zum Abbé Simon."

Nach einer tiefen Verbeugung verließ er das Zimmer und eilte, so schnell ihn seine kleinen Beine tragen konnten, nach dem Pfarrhofe.

Schon war der Doktor ein paar Minuten fort und Siegmund stand noch immer an derselben Stelle: er wischte sich ein paar Thränen ab, die über seine blassen Wangen rollten.

Endlich bewältigte er seinen Schmerz, faßte sich ein Herz und ging dann in das Zimmer der Kranken zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sekten der russischen Kirche.

III.

R—r. Ursprung und Verlauf der Ketzerei in Rußland sind Erscheinungen, denen das westliche Europa nichts Aehnliches entgegenzustellen hat. Sobald im moskowitischen Reiche die schwächliche Pflanze kirchlicher Wissenschaft nicht mehr von Griechenland, dem sie entstammte, gepflegt wurde, artete sie aus, die äußeren Formen und Bräuche überwucherten den inneren Gehalt des Glaubens und es konnten Spaltungen entstehen wegen der Verdopplung des Halleluja oder um die Frage, mit wie viel Fingern man das Kreuz schlagen solle. Es ist bemerkenswerth, daß der Fall Konstantinopels, der für die Verbreitung der Bildung in Europa so förderlich war, die nächste Ursache der Verwilderung der russischen Kirche geworden ist. Die Trümmer der griechischen Bildung bereicherten den Westen, Rußland aber verlor den Zusammenhang mit der Mutterkirche, woher es allein Belehrung empfangen konnte.

Darum bilden auch die russischen Sekten eine Art von Gegensatz zu den reformatorischen Bestrebungen in der lateinischen Kirche. Diese beruhen auf einer mehr oder weniger weit gehenden Kritik des als Glauben Ueberlieferten, auf einer freieren Ansicht, welche den Forderungen des Zeitgeistes neben der Autorität Raum schaffen will. Bei dem gänzlichen Mangel an Wissenschaft der russischen Schismatiker ist begreiflicher Weise von keiner Kritik die Rede, aber sie verhalten sich auch sonst abweichend und feindlich gegen die Bildung. Die Adamiten sehen die gebahnten Straßen für ein Sündenwerk an; andere Sekten verdammen den Gebrauch von Tabak, den Genuß des Thee's, den künstlichen Gesang, die Malerei zu weltlichen Zwecken, die Sektion der Leichen rc. Alles was in Rußland im fünfzehnten Jahrhundert unbekannt war, ist ihnen ein Gräuel, jeder Fortschritt erscheint ihnen als ein Werk des Teufels. Die Schismatiker sind die Leute der „guten alten Zeit" in Rußland und sie haben allerdings das volle Recht, sich die Altgläubigen (starowerzi) zu nennen. Ihre Lehre, wenn wir die hirrarchischen Sekten betrachten, war durch beinahe zwei Jahrhunderte die herrschende im Lande, und wurde erst durch die Reformen Nikon's in die Stellung einer verfolgten Kirche herabgedrückt, sie sind die „legitimen" Gläubigen und können die Anhänger der orthodoxen Kirche nur als Neuerer und Usurpatoren betrachten. Uebrigens hängen die staatlichen Veränderungen in Rußland mit den kirchlichen aufs Engste zusammen. Die Dynastie der Romanow, welche zuerst Fremde hereinruft und Rußland zu einem europäischen Staate machen will, nimmt auch die kirchliche Reform zuerst mit Ernst in die Hand und unter Peter dem Großen ist beides entschieden, die Rückkehr Rußlands zur griechischen Kirche und sein Eintritt in das europäische Staatensystem.

Merkwürdiger Weise spielt Peter III. bei mehreren der ketzerischen Sekten eine große Rolle als kirchlich-weltlicher Befreier und Erlöser. Der geheimnißvolle Tod dieses Kaisers nach kurzer Regierung muß damals auf die Massen einen ungeheuren Eindruck gemacht haben, und wenn schon gebildete russische Flüchtlinge unserer Zeit (wie Hertzen und Dolgorukoff) ihn für den letzten Romanow erklären und in den späteren Herrschern Rußlands nur die Nachkommen der Katharina von Anhalt-Zerbst sehen wollten, so mögen die Zweifel an der Legitimität der Dynastie, durch phantastische Zusätze ausgeschmückt, in den Gemüthern des niederen Volkes sich noch mehr festgewurzelt haben. Jedenfalls war Peter III., der rechtmäßige Herrscher, welcher durch eine Hofintrigue Krone und Leben verlor, ein passendes Symbol der altgläubigen Kirche, die einst herrschend, später das Opfer der russischen Hof- und Staatskirche geworden ist. Ueberhaupt ist in dem Schisma ein starker Zug des Widerwillens gegen die russische Staatsordnung. Daß asketische Sekten sich den weltlichen Geschäften so viel als möglich entziehen, daß sie den Kriegsdienst und die Verwaltung

öffentlicher Aemter als sündhaft betrachten, kommt eben in der Geschichte nicht selten vor: aber Religionsparteien, die den Souverän für den Antichrist und seine Beamten für böse Geister erklären, sucht man wohl außer Rußland vergebens. Und doch ist diese Verirrung nichts als die Kehrseite des wirklichen russischen Staatslebens. Die Vergötterung, welche der Czar und Selbstherrscher aller Reußen praktisch im Reiche genießt, findet ihr Gegenstück in seiner Identifizirung mit dem Antichrist, und die Herrschaft der russischen Beamten, welche in sonderbaren, dem gemeinen Mann unfaßbaren Vorschriften und Formen, nach Willkür mit dem Vermögen und der Freiheit der Unterthanen schalten, und deren Zorn sich nur durch Geschenke abwenden läßt, kann dem Volke leicht als das Treiben mächtiger aber böser Geister erscheinen. Die Ketzerei zeigt wie ein Hohlspiegel das getreue aber verkehrte Bild Rußlands und um die Aehnlichkeit zu vollenden, ist Sibirien für die Ketzer das Land der Verheißung, woher sie ihren Erlöser erwarten.

Einen eigenthümlichen Zug der russischen Sektirer macht die unmittelbare Verknüpfung ihrer Glaubenslehren mit Rußland und mit der Gegenwart aus. Palästina und die heiligen Geschichten, welche dieses Land weihten, treten ganz in den Hintergrund gegen das was auf russischem Boden und unter dem russischen Volke sich begeben hat. Hier in diesem Moskau wurde der Messias Iwan Timofejewitsch lebendig geschunden; bei Kostroma kann man auch noch den Brunnen sehen, aus dem Daniel Philippowitsch schöpfte; in der Festung Schlüsselburg zeigt euch die Wache das Grab Szytow's, des Johannes in dem neuen Evangelium der Skopcy, und noch täglich weihen die Gläubigen das Brod ein, indem sie es durch die Oeffnung in seinem Grabsteine ziehen. Petersburg, von dem größten Reformator Rußlands hingestellt als Monument seines dreifachen Sieges über die Schweden, über die Natur und über den widerstrebenden Nationalgeist der Russen selbst, diese Stadt von gestern, wo die Regierung alle Verhältnisse polizeilich ausgemessen und nach der Schnur gerichtet hat, wie die Straßen, die Stadt, wo der Reichthum des Ostens nur zusammenzufließen scheint, um alle Verfeinerungen der europäischen Kultur zu verschaffen, ist ein geheiligter Boden für russische Ketzer. Zwischen einer Komödie von Sardou, von der französischen Gesellschaft gespielt, und den Klängen einer Verdi'schen Oper kannst du das Haus besehen, wo Seliwanow gefangen saß. Legenden sprießen hervor aus dem granitenen Straßenpflaster von St. Petersburg. Aber nicht blos der Oertlichkeit, auch der Zeit nach sind die Wundergeschichten der russischen Sektirer in ergreifende Nähe gerückt. Ihre Propheten, ihre Märtyrer, ihre Messiase waren Russen, echte Kinder des Landes, sie haben in den letzten zwei Jahrhunderten gelebt, und manche ragen in die jetzige Generation herein. Alle diese Helden ihres Glaubens haben gelebt, wie jetzt die gemeinen Russen leben, sie haben den langen Rock des Muschick's getragen und sich von Schtschi und Kwaß genährt, sie haben für den gnädigen Herrn den Acker bauen müssen, sie haben den Beamten des Czaren den Rock geküßt und sind von ihnen geplündert worden. Während die Ereignisse, auf welche das abendländische Christenthum sich gründet, achtzehnhundert Jahre hinter uns liegen, und wir uns eine heilige Geschichte nicht anders vorstellen als auf dem Hintergrunde der syrischen Wüsten, auf den sonnengedörrten Felsen Palästina's, mit Juden und römischen Kriegsknechten als Zuschauern, tritt hier das Wunder in die Gegenwart hinein. Es war kein Pilatus, kein römischer Statthalter, welcher den neuen Propheten verhörte, sondern ein russischer Tschinownik, so wie er dort hinter seinem Bureautisch sitzt, und vielleicht wird man noch heute den Kosaken am Leben finden, der dem Seliwanow die Knute gab. Daraus erklärt sich die Innigkeit des religiösen Gefühles bei den russischen Sektirern, der wilde Fanatismus, der viele unter ihnen beseelt. Was wir nur als außerordentliche Ueberlieferung alter Zeiten, durch das trübende Medium der Jahrhunderte und der fremdartigen Lebensverhältnisse eines anderen Volkes und eines anderen Welttheiles wahrnehmen, das sieht der russische Ketzer unmittelbar, in dem vollen Lichte der Gegenwart und in der Nähe des alltäglichen Lebens.

Manche Beobachter Rußlands haben in der staatsfeindlichen Gesinnung der Schismatiker eine Gefahr für das Reich gesehen, und man hat geäußert, daß ein Angriff des Auslandes in ihnen einen mächtigen Bundesgenossen finden könnte. Diese Befürchtungen, oder wenn man will, Hoffnungen, erscheinen bei tieferer Erwägung ungegründet. Allerdings würde das Czarenreich an den Rand des Abgrundes gebracht, wenn ein Krieg gegen den Westen mit einer Erhebung des Raskol zusammenträfe. Aber es müßte eben nur ein zufälliges Zusammentreffen sein, an eine Verbindung der Ideen ist nicht zu denken. Wir haben gesehen, daß die russische Ketzerei das alte Rußland im strengsten Sinne repräsentirt, jenes Rußland, welches noch weit hartnäckiger als die Regierung sich dem Fortschritte und den Ideen des Westens verschließt, ja welchem die Regierung wegen ihrer Hinneigung zu europäischer Bildung für abgefallen, und von lateinischer Ketzerei angesteckt gilt. Die Anhänger solcher Meinungen könnten am wenigsten einen Angriff des zivilisirten Europa auf das heilige Rußland mit Beifall oder auch nur mit Gleichgiltigkeit aufnehmen.

Alle diese Sektirer leben in der Erwartung einer phantastischen Zukunft, den Thatsachen des wirklichen Lebens bleiben sie fremd und sehen gleichgiltig den Weltereignissen zu, welche uns bewegen. Nur durch ein unmittelbares Einschreiten des Himmels, nicht durch weltliche Waffen glauben sie ihrer Feinde Herr zu werden. Sie kehren sich nach Osten und blicken auf den Himmel, ob Peter III. noch nicht auf seinem Flammenthrone erschienen ist, sie sehen in die Ferne, ob sie Napoleon an der Spitze unzähliger Schaaren von Irkuzk anrückend gewahren können und fragen sich unter einander, ob Keiner in den sibirischen Wildnissen Jesum auf der Wanderschaft getroffen hat. Der Kaiser von China allenfalls hätte einige Hoffnung, die Sektirer um sich zu schaaren, wenn er an der Spitze eines zahlreichen Heers von Osten kommend sich für Peter III. ausgeben würde. Aber der Anführer einer Armee vom Westen her dürfte ja auf keinen guten Empfang zählen, und würde vielleicht seinen Namen der schon ziemlich langen Liste der Antichristen beifügen. Man hat schon die Wirkung des polnischen Aufstandes auf die Schismatiker beobachten können. Als die ersten Besorgnisse vor einem Kriege mit den Westmächten auftauchten, boten die Altgläubigen dem Staate große Summen als Kriegsbeitrag an, und die Grausamkeiten in Litthauen wurden durch Raskolniken eröffnet, welche von der Regierung gegen die „lateinischen Ketzer“, die Polen, aufgehetzt wurden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 62. Mittwoch den 5. August 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Mademoiselle Derieux schlief noch immer, aber ihr Schlaf war nichts weniger als erquickend. Nervöses Zittern durchzuckte ihren Körper, die Hände streckte sie nach vorwärts, als ob sie etwas von sich abwehren wollte, Seufzer und Gestöhne entrang sich ihrer Brust, eine Purpurröthe überzog ihr Gesicht und bestätigte nur zu sehr des Doktors traurige Befürchtungen.

Madame Amadis saß am Kamine und wiegte in ihren Armen das kleine schwache Kind.

„Nun", fragte sie Siegmund, „was hat der Doktor gesagt?"

„Nichts Tröstliches."

„Ist es möglich! Sieht er wirklich so schwarz?"

„Leider ja."

„Mein Gott und mein Herr! Ich kann es gar nicht glauben. Was befürchtet er denn?"

„Eine Gehirnentzündung."

„Das wäre, in der Lage, in welcher sich die junge Mutter befindet, höchst gefährlich. Aber was ist jetzt zu thun? Sie als Mann müssen einen Entschluß fassen."

„Ich gehe nach Paris und bringe die ersten Aerzte von Paris hierher."

„Das ist eine gute Idee, aber es ist keine Zeit zu verlieren; reisen sie unverzüglich . . . ."

„Ich kann nicht früher, als bis der große Akt in's Werk gesetzt sein wird."

„Was für ein Akt?"

„Meine Vermählung mit Esther . . ."

„Ah, also werden Sie doch meine kleine Esther heirathen! Das ist schön, das ist edel! Ich bin so erfreut darüber, daß ich Sie für diese Nachricht umarmen möchte. Jetzt geht Alles gut. Der Gedanke, daß sie Ihre Frau ist, wird hinreichen, um sie wieder gesund zu machen. Sagen Sie mir doch, wer wird denn die Trauung vollziehen?"

„Der Pfarrer von Brunoy."

„Wird er bald kommen?"

„In kürzester Zeit; Doktor Leroyer ist schon nach ihm gegangen."

„Bei dieser Gelegenheit wird der Kleine wohl auch gleich getauft werden?" bemerkte Madame Amadis.

„Freilich wohl."

„Mein lieber Herzog, wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen guten Rath zu geben?"

„O gewiß."

„Lassen Sie den Geistlichen nicht eher dieses Zimmer betreten, als bis Esther von Allem unterrichtet ist, denn wenn sie die Augen aufschlüge und einen Priester an ihrem Bette stehen sähe, würde und müßte sie glauben, es sehe sehr bedenklich mit ihr aus, das würde sie erschrecken und könnte die nachtheiligsten Folgen haben, während im Gegentheile, wenn sie schon wüßte, um was es sich handle, sie ganz ruhig sich ihrem Glücke hingeben könnte. Was glauben Sie?"

„Sie haben vollkommen Recht, ich werde auch gleich Ihrem Rathe folgen."

Und Siegmund trat an's Bett, beugte sich über die Kranke, erfaßte behutsam ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

Diese sanfte Berührung erweckte Mademoiselle Derieux aus ihrem fieberhaften Schlummer, sie öffnete die Augen und lächelte.

„Mein liebes Kind", redete sie jetzt Siegmund an, „ich bin nicht einer von jenen, welche glauben, daß übergroße Freude eben so gefährlich rückwirken könne, wie übergroßer Schmerz."

„Du bringst mir also gute Kunde, lieber Siegmund", flüsterte die Kranke.

„Die Nachricht, die ich dir zu bringen habe, ist in der That die beste von allen, und ich will dich darauf in aller Ruhe vorbereiten."

„Rede immerhin; so groß auch meine Freude darüber sein wird, ich verspreche dir, ruhig zu bleiben."

„Nun, so wisse denn, meine liebe Esther, daß wie durch ein Wunder die Ansichten meiner Mutter in Bezug auf uns sich plötzlich geändert haben, und daß sie mir diesen Morgen im Augenblick, als ich zu dir reiten wollte, ihre Einwilligung zu unserer Vermählung bekannt gegeben."

Diese Nothlüge that die gewünschte Wirkung. Esther glaubte daran.

„Wie!" rief sie aus, „die Herzogin willigt in unsere Verbindung?"

„Ja", betheuerte Siegmund, „sie wünscht sie sogar, und ist bereit, dich in ihre Arme zu schließen."

Digitized by Google

„Dem Himmel sei gedankt! Ich will sie aber auch so lieben, daß sie am Ende gezwungen sein wird, auch mich zu lieben. Nun bleibt mir kein Wunsch mehr übrig, da ich dir allein angehören, da unser Kind deinen Namen tragen darf. Ach, welch ein Glück!"

„Und du wünschest gar nicht zu wissen, wann der Priester unsern Bund segnen wird?" fragte Siegmund.

„Bald, recht bald, nicht wahr?" erwiderte Esther.

„Früher als du vielleicht für möglich hältst. Rathe einmal."

„Vielleicht am Tage nach unserer Zurückkunft nach Paris."

„Das wäre zu spät. So lange will ich mein Glück nicht hinausschieben."

„Also werden wir noch hier in Brunoy heirathen?"

„Freilich wohl."

„In der Pfarrkirche?"

„Nein, du kannst ja unter einigen Tagen das Zimmer nicht verlassen."

„Wird aber der Pfarrer uns im Zimmer trauen wollen?"

„Sei unbesorgt, er wird schon."

„Bist du dessen gewiß?"

„Ja wohl."

„Aber wann?"

„Ich habe dir schon gesagt: rathe."

„In drei Tagen."

„Früher."

„Morgen."

„Noch früher."

Mademoiselle Derieux warf einen ungläubigen Blick auf Siegmund.

„Noch früher als morgen?" fragte sie.

„Ja."

„Also noch diese Nacht, das ist ja nicht möglich, das kann ich ja gar nicht glauben."

„Glaube es mir. In wenigen Augenblicken wird der Pfarrer hier und die Herzogin de la Tour-Vaudieu sein."

Esther hatte noch nicht Worte gefunden, um ihre Freude auszudrücken, als die Thür aufging und Doktor Leroyer, begleitet vom Abbé Simon, eintrat.

Gleichzeitig ließen sich auch mehrere Stimmen von außen vernehmen. Die in aller Eile zusammengebrachten Zeugen waren im anstoßenden Zimmer.

Der Abbé Simon war schon ein betagter Mann. Silberweißes Haar umfloß sein ehrwürdiges Haupt, aus seinen blauen Augen leuchtete unendliche Sanftmuth, eine himmlische Güte.

„Durchlauchtigster Herr!" redete der Doktor den Herzog an, „ich habe die Ehre, Ihnen meinen Freund, den Abbé Simon, Pfarrer hier im Orte, vorzustellen. Ich habe ihn von Allem unterrichtet, und er stellt sich in Berücksichtigung der Dringlichkeit der Umstände zu Ihrer Verfügung."

„Hochwürdigster Herr!" sagte Siegmund zum Abbé gewendet, „ich danke Ihnen verbindlichst für Ihre Bereitwilligkeit."

„Ich habe also zwei Funktionen zu vollziehen", erwiderte der Abbé, „vorerst das Kind durch den heiligen Akt der Taufe in die christliche Gemeinde einzuführen, und dann eine Heirath einzusegnen, welche begangenes Unrecht wieder gut machen soll. — Ich werde meines Amtes handeln. Zuerst das Kind, dann die Mutter."

Die Taufe des armen Geschöpfes, dem das Schicksal eine so verhängnißvolle Bestimmung zugedacht, war in wenig Augenblicken vorüber. Doktor Leroyer war der Pathe, Madame Amadis die Pathin.

Wie schon bekannt, hieß Madame Amadis, die Wittwe des Lieferanten und Tochter der Wäscherin vom Place Maubert, Flora-Zephyse-Rosalba; — der Doktor Peter-Sylvain-Nepomucen. Von all' diesen mehr oder weniger phantastischen Namen war nur ein einziger Vorname des Doktors annehmbar, und es bekam der Sohn des Pair von Frankreich, der zukünftige Herzog de la Tour-Vaudieu in der Taufe die Namen Peter-Siegmund-Maximilian.

Nach dem Akte der Taufe ging der Abbé an's Bett der jungen Mutter.

Esther wollte sich ungeachtet ihrer Schwäche im Bette aufsetzen, der ehrwürdige Priester sagte aber mit wahrhaft väterlicher Milde:

„Bleiben Sie ruhig, mein Kind. Ich komme im Namen Gottes als Bote des Friedens, der Vergebung und der Hoffnung. Sie werden in wenigen Augenblicken die Frau eines Mannes sein, der Sie liebt und den Sie wieder lieben. Rein von jeder Sünde sollen Sie das Sakrament der Ehe empfangen. Der ehelichen Einsegnung muß daher das Bekenntniß derselben, die heilige Beichte vorangehen..."

„Hochwürdiger Herr", entgegnete Esther, „ich bin bereit."

Die Beicht dauerte nur sehr kurze Zeit.

Nachdem Esther mit ihrem Geständnisse zu Ende war, sagte sie:

„Vater, verzeihe mir, denn ich habe gesündigt, verzeihe mir, denn ich bereue . . ."

„Es sei dir verziehen, mein Kind", antwortete der Priester und machte über sie das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dann wendete sich der Abbé gegen Siegmund mit den Worten:

„Lassen Eure Durchlaucht die Zeugen eintreten, ich will jetzt den Akt der Trauung vornehmen."

Der Doktor öffnete die Thüre und rief in's anstoßende Zimmer:

„Meine Herren! Der Herr Pfarrer erwartet Sie."

Die drei Bürger von Brunoy traten ein.

Nun übergab Siegmund dem Abbé ein Blatt Papier, auf welchem seine und seiner zukünftigen Frau Vor- und Zunamen verzeichnet waren.

Hierauf sagte der Abbé, zu den Zeugen gewendet:

„Ich habe die Herren hierher beschieden, um sie zu bitten, als Zeugen zu fungiren bei der Heirath des Herzogs Siegmund Heinrich Maximilian de la Tour-Vaudieu, Pair von Frankreich, mit Mademoiselle Esther Eleonora Henriette Derieux, und bei der Legitimation des Kindes, das eben das Licht der Welt erblickte. Mr. Leroyer und Mr. Jean Durand sind die Zeugen des Herzogs de la Tour-Vaudieu; Mr. Denis Regnier und Mr. Mathurin Careó Zeugen der Mademoiselle Esther Derieux.

(Fortsetzung folgt.)

Schlußproduktion des k. Musikinstituts
zu Würzburg, am 23. Juli 1863:
Die Schöpfung, Oratorium von Jos. Haydn.

Ein alter, löblicher Brauch bringt es an den meisten Lehranstalten mit sich, am Schlusse einer Unterrichtsperiode

Digitized by Google

durch einen mehr oder weniger öffentlichen Akt Proben abzulegen von dem, was da während des Jahres geschehen, wie gearbeitet und was dadurch erzielt worden ist. Diesem löblichen Herkommen zufolge ist es denn auch dem musikliebenden Theile unserer Bevölkerung möglich, alljährlich außer den klassischen Musikwerken, die während des Jahres in den öffentlichen Proben des obengenannten Instituts zu hören, am Jahresschlusse Ein Oratorium von einem klassischen Meister in vollständiger Weise zu genießen. Wenn dergleichen Aufführungen Vielen, die nicht in der Lage sind, großen Musikfesten, z. B. den Rheinischen, beizuwohnen, einen Ersatz für diese bieten, so sind sie anderseits auch eine Rechenschaftsablage an die Oeffentlichkeit, den Aeltern der Schüler eine Probe von der Art des Unterrichts und den Fortschritten ihrer Angehörigen sowie für letztere selbst eine Ermunterung zu eifrigem Vorwärtsschreiten. Kann auch bei einer solchen Gesammtaufführung nicht der Standpunkt jedes Einzelnen beurtheilt werden, so gibt doch schon die Gattung und etwaige Schwierigkeit des vorzuführenden Werkes, die Leistung der Solisten, die Art ihrer Tonbildung, ihres Ausdruckes, ihrer Gewandtheit und ihres Vortrages, überhaupt ihre Methode, — ferner die Präzision, Sicherheit, Kraft und Charakteristik der Chöre, sowie die, das Ganze stützende, tragende und hebende Instrumental-Begleitung, deren Verschmelzung mit den Gesangspartien zu einem abgerundeten, regelrechten Ganzen, die Ausführung einzelner Instrumentalsolis ꝛc. dem Kenner übergenug Anhaltspunkte zu einem eingehenden, gründlichen Urtheile, während der Laie sich angenehm erregt, gehoben und, wenn gleich nicht mit deutlichem Bewußtsein der Gründe, gleichsam mit fortgerissen fühlt.

Was nun in all diesen Beziehungen die hier in Rede stehende Produktion betrifft, so hat dieselbe eine gründliche, auch die Nebenumstände berücksichtigende Kritik nicht zu scheuen. Es wäre sehr überflüssig, über die Vortrefflichkeit und Genialität von Joseph Haydn's zwar schon alter, und doch ewig neuer und junger Schöpfung ein Wort zu verlieren. Athmet doch das Ganze eine Natürlichkeit, Kraft und Charakteristik, zugleich belebt von einer solchen jugendlichen Frische, als wäre „die Schöpfung“ erst vor wenigen Jahren „geschaffen“ worden, — aber freilich nicht mit der genialen Regellosigkeit, die sich unsere neueren Meister häufig erlaubt haben, sondern Alles wohl bemessen nach den tiefbegründeten strengen Regeln der älteren klassischen Schule. Und wie das Werk in dem Flusse der gotterfüllten, frommen Begeisterung geschaffen, so wurde es auch exekutirt. Es würde zu weit führen, wollten wir hier Alles Einzelne namhaft machen, um unsern im Allgemeinen gefällten Ausspruch zu bekräftigen. Es sei nur gestattet, bezüglich der Chöre auf den „über den Wassern schwebenden Geist Gottes“, auf das „und es ward Licht“, auf den Fall der Engel, auf die großartigen Schlußchöre jeden Theiles, auf den Preisgesang im dritten Theile „dich beten Erd und Himmel an“ ꝛc. ꝛc. — bezüglich der Solisten auf deren Gewandtheit in allen Nüancen der Tonbildung, auf die deutliche, verständige Sprache in den Recitativen, sowie auf den charaktervollen Vortrag ihrer Arien — und beim Orchester auf den so korrekten und empfindungsvollen Vortrag des Chaos, die Einleitungs- und Zwischensätze der so manchfaltigen Recitative, Arien und Chöre, sowie überhaupt auf die zweckmäßige und maßvolle Begleitung u. s. w. hinzuweisen, um unser Urtheil zu begründen, daß die Produktion des heurigen Werkes eine recht gelungene und ganz geeignet war, den längstbegründeten Ruhm der Anstalt zu bewahren und zu befestigen, wobei wir zugleich der verehrten Direktion sowie allen Mitwirkenden für den dadurch bereiteten Genuß unsern besten Dank aussprechen wollen.

Musik ist die Sprache der Gefühle des Menschenherzens und nach den übereinstimmenden Aussprüchen der Weisen aller Zeiten eines der mächtigsten Mittel zur Kultur des menschlichen Herzens, dessen Regungen und Empfindungen bestimmend und veredelnd. Was Wunder, wenn nun die eben besprochene Produktion zugleich als eine sehr passende Gelegenheit angesehen und benützt wurde, um einem der erhebendsten Gefühle, der Wohlthätigkeit gegen verunglückte Mitmenschen, Raum zu geben und es thatsächlich auszuüben? War es da nicht billig, daß die das ganze Jahr als Musikfreunde das Institut Besuchende zum Besten der Bedauernswerthen sich zu einem kleinen Opfer herbei ließen? — einem kleinen Opfer sagen wir, wenn man die vielen Genüsse im Laufe des Jahres und hier die Trefflichkeit des Werkes sowie den Aufwand an Mitteln und Mühen dagegen hält! — Und da müssen wir denn mit Bedauern konstatiren, daß das Resultat den gehegten, auch mäßigen Erwartungen keineswegs entsprochen hat; denn was sind einige Hundert Gulden bei solcher Gelegenheit und einem so großartigen Elende gegenüber, wie das in Zellingen? Da hätte der fromme Haydn, der bei dem Anlasse, wo in Wien eines seiner Oratorien zur Unterstützung der Armen gegeben wurde, vor Freudenthränen sich nicht genügend auszusprechen im Stande war, ernst seine Stirne runzeln müssen! — Haben wird also nur dann Kunst- und Musikfreunde, wenn es umsonst geht?

Doch kehren wir von dieser wenig erquicklichen Excursion zu unserem eigentlichen Thema zurück, um der verehrten Direktion des Institutes noch einige Wünsche auszusprechen. Der erste dieser ist, dieselbe möchte jährlich einige Concerte gegen Entrée arrangiren, was bei ihren Mitteln nicht schwer fallen kann, um dadurch die Befriedigung folgender Bedürfnisse, die, wie man hört, bei dem knappen Etat der Anstalt kaum anders zu realisiren wären, zu ermöglichen, nämlich: 1) die Einrichtung der Gasbeleuchtung, da es für die Mangelhaftigkeit der bisherigen Beleuchtung fast keinen bezeichnenden Ausdruck gibt; 2) Anschaffung guter, vorzüglicher Instrumente, insbesondere eines tüchtigen Concertflügels, guter Blechinstrumente ꝛc. ꝛc.; 3) Bildung eines Fonds zur Unterstützung kranker oder dienstuntauglicher Lehrer der Anstalt, — eine Sache, der schon früher in einem hiesigen Blatte von einer wohlwollenden Feder das Wort geredet wurde und womit schon vor mehr als 20 Jahren hätte begonnen werden können und sollen! — Denn es ist im Allgemeinen gewiß richtig, daß — mit Ausnahme der in der Regel auch nur dürftigen Altersversorgungen der Künstler an Hoforchestern — kaum für die letzten Lebenstage einer Menschenklasse so wenig gesorgt ist, als für diejenigen, welche häufig ihre ganze Lebenszeit über entweder gegen geringe Bezahlung lehrend oder als praktische Musiker ihre Mitmenschen unterhaltend und erheiternd ihre Kräfte aufgewendet haben, wie die Musiker, — und die auch meistens zur Erlangung der in ihrem Berufe nöthigen Fertigkeit und Gewandtheit einen Fleiß, eine Zeit und Mühe aufwenden müssen, die mancher glücklich Gestellte kaum an sein Fach wendet.

(Epheuranken.)

Digitized by Google

Italienische Operngesellschaft.

Die hier verweilende italienische Operngesellschaft unter der Direktion der Madame Cerclier hat den ihr vorausgegangenen günstigen Ruf in den bis jetzt gegebenen Vorstellungen im Allgemeinen gerechtfertiget, weßhalb wir es für unsere Pflicht erachten, derselben in unserem Blatte besonders zu gedenken.

Die Gesellschaft besteht nur aus einer Sängerin, Fräulein Léona und zwei Sängern, den Herren Altavilla und Borghesi, ihre Leistungen sind aber unter Leitung des Herrn Kapellmeisters Figelli fast durchweg gut mitunter sogar vortrefflich, so daß man kaum daran erinnert wird, daß man es nur mit dem Kerne einer Oper zu thun hat, der von dem herkömmlichen Gepränge an Dekorationen und sonstigen Bühnenmitteln, von dem für die Oper sonst unentbehrlichen Chor und größeren Ensembles gänzlich losgeschält ist. Wenn bei einer solchen Zusammensetzung der Effekt nicht wesentlich beeinträchtigt werden soll, so muß jedes Mitglied tüchtig sein, da ein so einfaches Arrangement jede Blöße um so greller preisgeben würde. Demungeachtet haben die Zuhörer den Saal befriedigt verlassen und das ist jedenfalls ein Zeugniß für die Tüchtigkeit der einzelnen Kräfte.

Allseitige ungetheilte Anerkennung hat sich Frln. Léona durch ihre in der That bewunderungswürdigen Leistungen erworben; im Besitze einer ausgiebigen, vollen und kräftigen Stimme ist sie Meisterin des dramatischen Gesanges und gibt uns ohne Uebertreibung in Vortrag und Mimik durch das Feuer und die Gewalt ihrer Stimme sowie durch richtige Betonung des Affektes und der Leidenschaft das echte Bild einer italienischen Primadonna; ihre Koloraturen fließen rein und geläufig von der Kehle und bekunden eine gute Schule, was man, nebenbei bemerkt, bei der italienischen Oper gerade nicht sehr häufig findet. Was die Herren Altavilla und Borghesi anlangt, so müssen wir denselben das Zeugniß geben, daß sie mit ihrer in den mittleren Registern namentlich noch sehr volltönenden kräftigen Stimme die erste Sängerin wesentlich unterstützen und in angemessener Weise zum Gelingen des Ganzen das Ihrige beitragen; doch läßt sich nicht verkennen, daß beide Sänger durch die Zeit bereits so Manches an der Frische und Elastizität der Stimme eingebüßt haben und besonders im Recitativ nicht immer zur vollen Geltung kommen konnten; ihre Hauptforce sind die getragenen vollen Noten, wo sie wirklich ungewöhnlichen Effekt zu erzielen wissen.

Was das Spiel betrifft, welches, wenn auch in zweiter Linie, doch immerhin in Betracht gezogen werden muß, so haben wir wenigstens an Hrn. Borghesi jene Gewandtheit und Feinheit vermißt, welche bei jedem öffentlichen Auftreten absolut erforderlich ist. Schließlich können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sowohl Frln. Léona als die genannten Herren sich vielfach in willkührlichen Zierrathen und Koloraturen im Gesang gefielen, was nach unserem Ermessen immerhin ein Fehler bleibt, wenngleich dergleichen Willkührlichkeiten in der italienischen Oper eingebürgert sind und wohl kaum ein italienischer Sänger sich davon freihalten wird.

Wenn wir hiemit neben den Lichtseiten auch Schattenseiten angedeutet haben, so glauben wir das einer wahrheitsgetreuen Besprechung der Sache von unserem Standpunkte aus schuldig zu sein, können übrigens unsere Leser nur versichern, daß der ersteren weit mehr als der letzteren sind und daß ein Besuch der Vorstellungen der Gesellschaft der Frau Cerclier nicht nur für den Sachverständigen, sondern für jeden Freund der Oper von besonderem Interesse gewesen.

Das Schifflein.

Ein Schifflein gleitet hinab den Strom;
Kein Sternlein glänzet am Himmelsdom;
Es brausen die Winde, es rauschet die Fluth,
Ein liebendes Paar in dem Schifflein ruht.

Der Jüngling umklammert die liebliche Maid,
Die zittert vor Bangen und Seligkeit:
Welch' glühende Küsse auf Wange und Mund!
Welch' seliges Minnen in nächtlicher Stund'!

„Dich hab' ich allein auf der weiten Welt,
„Du Engel hier unter dem Sternenzelt;
„Und weil ich dich lieb', so unendlich lieb',
„Der Elternfluch uns von dannen trieb!"

„Was weinst Du? Es winkt ja der Brautaltar:
„Bald sind wir vereinigt auf immerdar.
„Es rauschen die Wogen den Brautgesang:
„Ist Dir vor dem Bette da unten so bang?"

„Ich halte umschlungen den herrlichsten Leib;
„Es segnet mein Kuß dich zum ehlichen Weib!
„Zu sterben an Deiner hochglühenden Brust:
„O wonnige Brautnacht, o selige Lust!"

Das Schifflein gleitet hinab den Strom;
Die Sternlein glänzen am Himmelsdom;
Es flüstern die Lüfte, es rauschet die Fluth:
„Im Schooße der Wogen wie ruht man so gut!"

Philipp Kühles.

Literarische Notiz.

Den deutschen Land- und Forstwirthen, sowie überhaupt allen Freunden und Beförderern der Agrikultur und Forstwirthschaft zur Wissenschaft, daß über die 23. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Würzburg vom 13.—19. September 1862 der sehr umfassende amtliche Bericht in Kommission von A. Stuber's Buchhandlung dahier erschienen ist.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wagner.

Digitized by Google

1 N. Würzb. Ztg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 63. Sonntag den 9. August 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.
(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Verlassen wir die Villa der Wittwe Rougeau-Plumeau und kehren wir zurück nach dem ersten Stock des kleinen Hauses, wo wir Claudia Varni und den Marquis de la Tour-Vaudieu gelassen haben.

Wir finden sie noch am Fenster, die Blicke unverwandt gegen das erleuchtete Zimmer gewendet, wo sich jenes Drama abspielte, dessen Lösung ein so mächtiges Interesse für die beiden Mitschuldigen hatte.

Im Augenblick, als der entscheidende Moment in Esthers Zustand hereinbrach, nahm Georg das Opernglas aus Claudia's Händen.

Die Bettvorhänge verbargen die junge Frau zwar seinen Blicken, aber aus den verstörten Zügen seines Bruders konnte er leicht errathen, was da drüben vorging.

Endlich war die Krisis überstanden, und der Doktor trat vom Bette weg in's volle Licht und hielt in seinen Armen das neugeborene Kind.

Bei diesem Anblick stampfte Georg mit dem Fuße auf die Erde und konnte sich eines Ausbruches der Wuth nicht erwehren.

„Was gibt es denn?“ fragte Claudia.

„Sieh' selbst“, antwortete der Marquis, und hielt ihr das Glas hin.

Claudia nahm das Glas.

„Ah!“ rief sie aus, „da ist es also, das verfluchte Kind, das niemals hätte geboren werden sollen.“

„Ja, da ist es“, wiederholte der Marquis. „Da ist der Bastard, der mich zu Grunde richtet.“

„Der uns zu Grunde richtet, könntest du sagen“, unterbrach ihn Claudia.

„Ei! meine Liebe, die Bande, welche uns vereinigen, sind so enge, daß du und ich nur Eins ausmachen. — Ist es etwa die Hälfte meines Elendes, welche du so gierig beanspruchst?“

„Ich will das Elend so gut wie das Glück mit dir theilen.“

„So sehr liebst du mich?“ fragte Georg im Tone der bittersten Ironie.

„Zum Teufel!“ entgegnete Claudia, „ich glaube gar, du zweifelst daran!“

„Nun gut, du hast jetzt die beste Gelegenheit, mir diese standhafte, uneigennützige Liebe zu beweisen, denn die Geburt dieses Kindes gibt all' meinen Hoffnungen den Todesstoß.“

„Du bist also ganz entmuthigt.“

„Vollkommen.“

„Das zweite Mal seit vier und zwanzig Stunden! — Ich glaubte doch, dir in vergangener Nacht ein wenig Energie und Vertrauen eingeflößt zu haben.“

„Ach! ich weiß, daß du dich immer auf deinen erfinderischen Geist, auf Intriguen und auf List verläßt, diesmal werden sie dich aber im Stich lassen.“

„Das glaubst du?“

„Ja, dessen bin ich überzeugt. — Aber halt! da kommt mir eine Idee angeflogen.“

„Eine Idee? Dir?“

„Ich will über die Mauer steigen, die uns von dem Glücke trennt . . .“

„Und dann?“

„Ich schleiche mich dann an's Haus heran und zünde es an allen vier Ecken an.“

Claudia zuckte mit den Achseln und sah den Marquis mitleidig an, dann sagte sie:

„Wirklich schön ausgedacht! Mit Zündhölzchen ein steinernes Gebäude anzünden wollen. — Bewunderungswürdige Naivität, zu glauben, daß sich vier Personen, Siegmund, der Doktor, Madame Amadis und die Kammerjungfer, von Esther und dem Kinde will ich gar nicht reden, so ohne ein Wort zu sagen, ohne nach Hilfe zu rufen, sich werden braten lassen, abgesehen davon, daß dein Brand, wenn er wirklich zum Ausbruch käme, mit einem Krug Wasser zu löschen wäre. — Lieber Georg, reden wir vernünftig, ich bitte dich, lasse ab von deiner genialen Idee; ich habe dir schon zu wiederholten Malen gesagt: zähle auf mich, und ich wiederhole es noch einmal — das genüge dir und damit Punktum!“

Georg schüttelte den Kopf und schwieg.

„Laß doch sehen, was im feindlichen Lager weiter vorgeht“, nahm Claudia zuerst das Gespräch wieder auf. „Ah, der Doktor macht keine sehr auferbauliche Miene, und für einen Mann, der im Zenith seines Glückes steht, sieht dein Bruder sehr finster aus.“

„Du hast Recht“, antwortete Georg, nachdem er auch hinüber geschaut hatte. „Sollten unsere Aktien doch nicht

Digitized by Google

so schlecht stehen, als es den Anschein hatte? Sonderbar, der Doktor nimmt ein Licht vom Kamin und geht mit meinem Bruder aus dem Zimmer."

„Vielleicht hat er ihm etwas zu sagen, was Esther nicht hören soll."

„Vielleicht traurige Aspekten."

„Möglich."

Jetzt nahm Claudia das Glas wieder zur Hand.

Nach beiläufig einer Viertelstunde fragte Georg wieder:

„Nun, siehst du nichts?"

„Noch nicht... Doch ja, die Thür geht auf und dein Bruder tritt in's Zimmer."

„Allein?"

„Ja."

„Wo, zum Teufel, hat er denn den alten Doktor gelassen? Aber was geht das uns an."

„O nein; das Wegbleiben des Arztes ist für uns von großer Bedeutung; wenn der Arzt sich entfernt, ist die Kranke nicht in Gefahr."

„Was macht denn mein Bruder?"

„Er spricht mit Madame Amadis. Jetzt geht er an's Bett. Ich kann zwar sein Gesicht nicht sehen, aber aus seinen Bewegungen entnehme ich, daß er sehr lebhaft spricht."

Jetzt erfolgte wieder eine lange Pause, noch länger als die vorhergegangene.

„Was soll das bedeuten?" sagte Claudia plötzlich im höchsten Staunen.

„Was? was gibt es denn?" fragte der Marquis.

„Der Doktor kommt zurück und Jemand mit ihm."

„Wer denn?"

„Rathe einmal. Aber nein, das würdest du niemals errathen, ich sage es dir lieber gleich: — ein Geistlicher."

„Ein Geistlicher? Du bist wohl verrückt."

„Sieh' selbst."

Georg nahm das Perspektiv.

„Du hast Recht, wahrhaftig es ist ein Priester. Was will doch dieser schwarze Mann in einem Hause, wo ein Bastard zur Welt kam?"

„Esther ist vielleicht in Gefahr", bemerkte Claudia, „in diesem Falle erklärt sich die Anwesenheit des Geistlichen wohl von selbst."

„Diese Vermuthung stimmt aber nicht mit dem Ausdrucke der Freude, der sich früher in den Gesichtszügen der Madame Amadis abspiegelte."

„Da hast du wieder Recht."

„Dem sei, wie ihm wolle, wir werden ja sehen; nur noch eine kleine Geduld, das Räthsel muß sich lösen."

„Ich glaube das Räthsel schon errathen zu haben", sagte Claudia, „der Priester ist gekommen, um das Kind zu taufen. . . ."

„Sollte mein Bruder wirklich so unverschämt sein, diesen elenden Bastard auf seinen Namen taufen zu lassen!" rief Georg wuthentbrannt aus.

„Das ist mehr als wahrscheinlich, das ist gewiß. Allein dieserwegen brauchst du dich nicht zu ängstigen. Wenn das Kind nicht mehr existiren wird, ist wenig daran gelegen, ob es anerkannt war oder nicht. Sieh' doch, der Geistliche geht an's Bett . . . ich glaube gar, er hört Esther Beicht. Ja, wahrhaftig."

„Laß mich sehen", sagte Georg. „Bei meiner armen Seele es ist so; das ist rührend, das ist erbaulich."

Und er brach in ein erzwungenes Lachen aus, das aber bald einer sehr ernsten Miene Platz machte.

Der Doktor hatte eben die Zeugen in's Zimmer gerufen.

„Wer sind doch diese drei Männer?"

„Drei Männer?" wiederholte Claudia.

„Ja, drei festlich gekleidete Bauern. Was wollen die? Verstehst du das?"

„Nein, ich gestehe, das kommt mir sehr sonderbar vor."

Plötzlich brach der Marquis in eine förmliche Tobsucht aus, er knirschte mit den Zähnen und schrie:

„Ah, du begreifst nicht? aber ich begreife es. Der Doktor und die drei Männer sind die Zeugen, Siegmund heirathet Esther und der Priester segnet die Ehe ein."

Ein Fluch entfuhr den Lippen Claudia's, sie riß dem Marquis das Glas aus der Hand, und sah hinüber.

Aber beinahe im selben Augenblick ließ sie die Arme sinken und sagte ganz entmuthigt:

„Wahrhaftig."

„Also ist diese elende Kreatur doch die Frau meines Bruders, sie ist die Herzogin de la Tour-Baudieu, der Bastard der künftige Herzog."

„Und das ist unwiderruflich, ist durch nichts ungeschehen zu machen."

Die beiden Mitschuldigen sahen sich einander ganz verblüfft an.

Claudia faßte sich zuerst.

„Aber", sagte sie, „eine derlei Heirath, eine rein kirchliche, ohne vorhergegangene gesetzliche Verkündigung, ist ja nur möglich und zuläßig, wenn einer der beiden künftigen Gatten in unmittelbarer Todesgefahr schwebt . . ."

„Ganz richtig", sagte Georg, „es sind dies die sogenannten Heirathen in extremis."

„Esther wäre also wirklich sterbend."

„Das braucht gerade hier nicht der Fall zu sein."

„Wie so?"

„Um den Akt der Trauung vollführen zu dürfen, muß der Geistliche ein ärztliches Zeugniß in Händen haben, durch das die Gefahr auf Verzug konstatirt wird. Nun dürfte sich aber der Doktor Leroyer gegen meinen Bruder gefälliger gezeigt haben, als gegen mich, und die gewünschte Erklärung abgegeben haben."

„Das ist wohl möglich."

„Es ist sogar gewiß, und Esther mag am Leben bleiben oder nicht, so ist das Kind doch als legitim zu betrachten. Wenn auch Esther sterben sollte, so wird sich Siegmund doch niemals von dem Kinde trennen, und ist das Kind einmal im Hotel de la Tour-Baudieu, wie ist ihm beizukommen, ohne Gefahr zu laufen, sich zu kompromittiren?"

Claudia antwortete nicht.

Sie hatte das Perspektiv genommen und setzte ihre Beobachtungen fort.

Eine Weile wurde nicht ein Wort zwischen den Beiden gewechselt. Mit einem Male drehte sich Claudia um, nahm ihren Hut — denn wie bekannt, war sie noch immer als Mann verkleidet — und stürzte der Thür zu.

„Wohin, wohin?" fragte Georg, „was geht denn vor?"

„Ich habe nicht Zeit, dir zu antworten. Bleibe hier und erwarte mich."

Mit diesen Worten eilte Claudia aus dem Zimmer und über die Treppe hinab, so schnell es ihr die Finsterniß erlaubte.

Digitized by Google

Auf's Höchste erstaunt und nachdem Georg umsonst seinen Scharfsinn auf die Folter gespannt hatte, um die Ursache dieser plötzlichen Eile zu errathen, nahm er wieder das Glas zur Hand und sah nach Esthers Zimmer.

Der Doktor setzte sich an's Bett der jungen Mutter. Siegmund war nicht zu sehen.

* * *

Was Georg nicht ergründen konnte, wollen wir unsern Lesern erzählen.

Claudia hatte gesehen, wie Siegmund Esther und sein Kind geküßt, wie er dem Doktor die Hand gedrückt, dann seinen Hut genommen und den Mantel über sich geworfen hatte.

Wo konnte er hingehen?

Das mußte Claudia wissen.

Sie stürzte also fort im Augenblick, als Siegmund die Zimmerthür hinter sich zumachte und lief gegen das „Weiße Roß", wohin aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Herzog sich begeben wollte.

Ihre Vermuthung war ganz richtig.

Wie sie gegen den mit Bäumen besetzten Platz kam, sah sie schon den Herzog dem Gasthause zueilen. Er trat ein.

Claudia verbarg sich hinter einem Baum und wartete.

Nach etwa fünf Minuten warf Denis die beiden Thorflügel auf und Siegmund sprengte aus dem Thore und schlug die Richtung nach Paris ein.

Kein Zweifel, der Herzog ritt nach Paris, seine Abwesenheit mußte also nothwendigerweise einige Stunden dauern.

Claudia benützte den Moment, wo Denis noch halb schlaftrunken sich im Hofe etwas zu thun machte, um sich ungesehen in's Haus zu schleichen.

Als sie noch in Nummer 2 gewohnt, und viele Stunden aus Langeweile am Fenster zugebracht, hatte sie in dem Schoppen eine blaue Blouse und eine alte Kappe bemerkt. Nach diesen Gegenständen regte sich in ihr eine gewaltige Sehnsucht. Wir werden gleich sehen, weshalb.

Sie ging in den Schoppen, tappte im Finstern an den Wänden herum, und fand endlich die ersehnten Sachen. So geräuschlos wie sie gekommen, schlich sie mit ihrer Beute beladen wieder zum Thore hinaus, welches, da der Tag nicht mehr fern war, Denis nur zugelehnt hatte, und schlug den Weg nach der Villa der Wittwe Rougeau-Plumeau ein.

In einer kleiner Entfernung von der Villa blieb sie stehen, warf die Blouse über ihre Kleider und setzte die Kappe auf.

Nachdem diese Verkleidung geschehen war, ging sie an das Thor der Villa und läutete an.

Nicht lange, so ließ sich die Stimme Justinens, des Kammermädchens, vernehmen.

„Wer ist da?" fragte sie. „Wer läutet denn zu einer so frühen Stunde?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Basilika von St. Paul vor den Mauern Rom's.

N. Die alte und berühmte Kirche St. Paul an der Tiber bei Rom wurde am 17. Juli des Jahres 1823 in Folge einer Unvorsichtigkeit auf dem Dache arbeitender Werkleute ein Raub der Flammen. Vierzig Jahre, eine für unsere schnelllebende Epoche unverhältnißmäßig lange Zeit, sind seitdem verflossen, und auch heute ist diese Basilika noch nicht völlig wieder hergestellt, aber die Restauration ist dem Ende sehr nahe. Dies mag zum Beweise dienen, wie groß die Räumlichkeit der Kirche sei, und mit welcher Fülle von Ornamenten und Nebenwerken jeder Art sie ausgestattet wird. Schon der Papst Leo XII., der Nachfolger von Pius VII., in dessen Todesjahre St. Paul abbrannte, hatte die Wiederherstellung beschlossen. Er hatte durch eine Encyklika die gesammte katholische Christenheit aufgefordert, zum Umbau von St. Paul Geldbeiträge zu senden, wie einst Leo X. Aehnliches zu Gunsten des Baues von St. Peter that. Aus allen Ländern der Welt kamen Beiträge, und nicht von Katholiken allein. Aus verschiedenen Ländern wurde das Baumaterial hergeholt. So sind zum Beispiel die Balken des Daches aus dem Holz von Föhren gezimmert, die einst auf den schneebedeckten Bergen Norwegens prangten. Der kostbare Malachit auf den Fußgestellen der vier Tabernakelsäulen kam von Sibirien als ein Geschenk des Czaren. Die prachtvollen Monolithe von gelbem Alabaster, welche an der noch unvollendeten Hauptthüre des Einganges aufgestellt sind, schickte zum Geschenk der berühmte Mehemed Ali aus den Steinbrüchen Egyptens, gleichsam, als wolle er eine uralte Schuld seiner afrikanischen Glaubensbrüder und Vorfahren abtragen, welche vor 1000 Jahren die alte Basilika von St. Paul ausgeplündert und verwüstet hatten. Die schönen Granitsäulen endlich, von weißlicher Farbe und schwarz durchpunktet, welche den inneren Raum in fünf Schiffe gliedern, stammen vom Berg Simplon her. So stellt St. Paul durch Zusammenströmen von Mitteln und von Materialien gewissermassen den Weltzusammenhang dar, welchen Rom auch heute noch nicht verloren hat, und wahrscheinlich nie verlieren wird.

Es kommen Reisende her, besuchen und bestaunen St. Paul und verwundern sich schließlich, entweder, daß noch in unserer Gegenwart praktischer Bedürfnisse eine Kirche mit so immensem Aufwand errichtet, oder doch, daß diese Basilika wieder hergestellt wird, welche in einer verlassenen Einöde vor den Thoren Roms steht, und von keiner Gemeinde besucht zu werden scheint. Rom hat allerdings Kirchen genug und über das Bedürfniß hinaus; aber die Wiederherstellung jener Basilika war eine, nicht allein durch die geheiligte Tradition, sondern durch das kirchliche System Roms gebotene Nothwendigkeit. Wer ferner die Maßstäbe jener beschränkten und kargen Mittelmäßigkeit mit sich bringt, mit welcher draußen öffentliche Werke ausgerüstet werden, muß freilich erstaunen, auf diese luxuriöse Verschwendung in dem verarmten Rom zu stoßen. Es ist aber schön, daß noch irgendwo in der Welt aus dem Füllhorn geschüttet und verschwendet wird. Verschwendung überhaupt in einem großen Sinne ist eine große und fast göttliche Eigenschaft; sie wird immer seltener, weil das Leben die Kräfte und die Vermögen in immer kleinere Theile zertheilt. In alten Zeiten bauten Könige ihre Schlösser und Paläste durch das frohnende Volk und die ihm abgepreßten Millionen; im Mittelalter bauten gläubige Völker Jahrhunderte hindurch ihre noch nicht vollendeten Dome; heute sind es Aktiengesellschaften, welche die größten Arbeiten der Gegenwart ausführen, staunenswürdige Werke eines bleibenden praktischen

Digitized by Google

Nutzens, oder Bauten eines augenblicklichen Luxus, und so flüchtig und wandelbar, wie dieser selbst und seine Mode.

Es ist daher immer befremdend, daß ein so großes Unternehmen, wie der Neubau von St. Paul, heute und ohne jene Mittel der Assoziation geleistet werden konnte. Denn unzweifelhaft gibt es in unserer Zeit nirgends ein öffentliches Bauwerk, welches ihm an Größe, Macht und Schönheit und an idealem Charakter überhaupt gleich zu stellen ist. Vielleicht wird diese wiederhergestellte Basilika von St. Paul die letzte grandiose Unternehmung im Geiste vergangener Epochen sein, und vielleicht wird mit diesem Bau die Geschichte der großen Kirchenarchitektur überhaupt beschlossen werden. Denn die Zeit, aus welcher der dogmatische und religiöse, oder doch der kirchliche Geist immer mehr und mehr entweicht, hat kein lebendiges Gefühl mehr dafür behalten. Sie hat nur eine, früher in solcher Höhe nie gekannte wissenschaftliche Pietät gegen die Monumente der Geschichte, welche daher in allen Ländern der kultivirten Erde erforscht und erhalten werden.

Selbst Rom, wo aller traditionelle Geist in Einrichtungen und Anschauungen sich am längsten und mit einer fast wundersamen Zähigkeit erhalten hat, besitzt heute nicht mehr das Gefühl der altkirchlichen Architektur. Alle Restaurationen von Kirchen, welche die neueste Zeit unternahm, lehren dies und es lehrt dies auch St. Paul. Der Grund davon ist ein innerlicher und sozialer, obwohl es im Allgemeinen wahr ist, daß unter allen bildenden Künsten in der Gegenwart die Architektur überall den tiefsten Grad des Verfalls erreicht hat. St. Paul ist äußerlich ein völlig verunglückter Bau, welcher eher einer Kaserne als einer Basilika ähnlich sieht. Der Glockenthurm aus schönem Travertin hat so wenig von dem Thurm einer Kirche an sich, daß man in der Ferne darauf schwören möchte, er sei ein Hafenkanal. Alle Welt ist in der That mit Recht über den Baumeister, Lucsa Poletti, entrüstet, welcher einen solchen Plan ausführte oder entwarf.

Das Innere muß für das Aeußere schadlos halten, aber hier ist durch die Abweichung von den alten Verhältnissen manches Uebel entstanden und durch Zusätze modernster Art die Harmonie des Ganzen zerstört. Der Eindruck im Allgemeinen hat nichts weder religiös noch kirchlich Stimmendes. Aller historische Charakter, alles wahrhaft Monumentale, welches in alten Domen so mächtig wirkt, ist daraus verschwunden, und hat einer ganz und gar inhaltsleeren und geistlosen Eleganz Platz gemacht. Der herrlichste von Marmor und anderem Stein strahlende Raum gleicht einem immensen Salon für durchaus heiter-weltliche Versammlungen und Zwecke. Der Fußboden ist der Größe des Lokals und dem Charakter der Säulen angemessen mit schwarz und weißem Marmor getäfelt, in großem und einfachem Muster, ohne Ziererei und Ueberladung, und er ist geradezu das Schönste, was man in der Art sehen mag. Die Plafonds sind Meisterwerke heutiger Technik; das Ideal aller Eleganz in goldenem Ornamentschmuck ist darin erreicht worden. Aber der Charakter dieser Decken ist ohne Würde und Ernst. Dazu kommen moderne Fresken modernster Maler, als Zierstücke der obersten Wände des Mittelschiffes. In die heitere Welt der Anschauungen der Gegenwart, wie sie dieser glänzende Schmuck überall darstellt, sieht die graue und uralte Vergangenheit mürrisch aus den Musiven herein, welche der Brand von 1823 nicht ganz zerstörte, und die man geschickt restaurirt hat. Ich meine die Mosaiken des Triumphbogens aus der Zeit des römischen Kaisers Honorius, und die Musive der Tribüne aus der Zeit des römischen Papstes Honorius III. vom dreizehnten Jahrhundert. Dieser Widerspruch der Epochen ist wahrhaft schneidend, und kann weder groß, noch seltsam genung gedacht werden.

In der alten Basilika von St. Paul waren, wie im alten St. Peter, die Medaillons der Päpste von Linus und Clemens aufwärts in langer Reihenfolge an den Wandfriesen der Kirchenschiffe musivisch dargestellt. Man hat sie in St. Paul erneuert, was sehr zu loben ist. Die Porträts der römischen Bischöfe aus den alten Jahrhunderten bis auf die Zeit Giotto's, von dessen Hand das erste authentische Porträt eines Papstes sich noch erhalten hat, kann man nicht herstellen, weil sie nicht vorhanden sind. Die Tradition hat meist dafür Typen festgestellt, an die man sich hielt. In den Zeiten eines naiven und unkritischen Glaubens reichte die Tradition aus, wie noch im 16. Jahrhundert, wo die fabelhafte Päpstin Johanna als solche in der Reihe der Papstbilder im Dom zu Siena figurirte; heute jedoch durfte man an die Kunst, welche damit beauftragt war, jene Papst-Gesichter in St. Paul darzustellen, die Forderung richten, daß sie nicht zu gröblich gegen die Geschichte verstirß. Ich will nur Einiges bemerken. Es figurirt noch Donus II. dort, ein Wesen, das sich in die Annalen der Kirche eingeschlichen hat, ohne je existirt zu haben. Die neueste historische Forschung hat die Nichtexistenz dieses Papstes dargethan. Gregorius V., der erste deutsche Papst überhaupt, ist als Greis mit grauem Bart dargestellt; aber dieser Freund Otto's III. starb mit 27 oder 28 Jahren, und seine Grabschrift rühmt noch heute in den Grotten des Vatikan, daß er schön war von Antlitz und von Augen. Alt ist vorgestellt auch Johann XII.; aber dieser Papst kam 18jährig auf den Thron, und starb 8 Jahre darauf. Falsch ist Johann XVII.; damals trugen die Päpste keine Kavalierbärte. Auch Benedikt X. ist so irrig dargestellt. Es ist zu loben, daß Benedikt IX. eine jugendliche Gestalt trägt; aber zu tadeln, daß Leo IX. alt und grau erscheint. Dieser berühmte deutsche Papst war schön und blond, und erreichte nur 50 Jahre. Cestui Lion estoit moult bel et estoit roux et estoit de stature seignoriable; so die alte Normannenchronik seiner Zeit. Doch genug, und schon zu viel dieser Bemerkungen.

Man sehe lieber den prachtvollen Raum dieser fünf Schiffe von St. Paul. Dieser Säulenwald aus schönem Granit, verbunden mit dem Marmorgetäfel des Bodens, ist wohl ein Unikum in der Welt, und hat durch kein Mißgeschick, noch durch irgend welchen Unverstand in seiner Totalwirkung gestört werden können. Mit Entzücken wandelt man in ihm auf und ab. Alles ist leicht, luftig und klar; nichts drückt und belastet hier, wie im Innern des St. Peter. Kurz, es ist, trotz aller kalten Pracht und Glätte, die heutige St. Paul-Kirche bei Rom doch das Höchste, was unsere Zeit in solcher Architektur noch hervorzubringen fähig war.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Vandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 64. Mittwoch den 12. August 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

„Liebe Frau!“ entgegnete Claudia, indem sie ihre Stimme verstellte und die Redeweise der Bauern annahm, „ist der Doktor Leroyer nicht bei Ihnen im Hause?“

„Was wollt Ihr vom Doktor?“

„Er soll gleich nach Hause kommen, seine alte Haushälterin ist sehr krank geworden, die Nachbarsleute sagen, es habe sie der Schlag getroffen . . . .“

„Schon gut! Ich werd's dem Doktor gleich sagen.“

„Dank schön, liebe Frau!“

Man hörte Justinen wieder die Treppe hinaufsteigen.

Claudia rieb sich die Hände. Alles ging gut; das Kammermädchen hatte das Thor gar nicht geöffnet, konnte also auch das Gesicht des nächtlichen Besuchers nicht gesehen haben.

Hinter einer Mauerecke versteckt, wartete sie den weiteren Verlauf ab.

Nicht lange so drehte sich das Thor der Villa in seinen Angeln und der Doktor erschien auf der Schwelle. Er sprach noch einige Worte zu Justinen, welche ihm herabgeleuchtet hatte, und schlug in aller Eile den Weg nach seiner Wohnung ein.

Claudia ließ ihn gehen und lenkte ihre Schritte nach der Hütte, wo Georg mit Ungeduld ihrer harrte.

„Was soll denn diese Maskerade bedeuten“, fragte er, als er seine Geliebte, beleuchtet von dem spärlichen Kaminfeuer, in der zerrissenen Blouse und der alten Kappe eintreten sah.

„Das will bedeuten, lieber Georg, daß die Stunde gekommen ist, von der Gewalt zu verlangen, was man durch Geduld und List nicht erreichen kann. . . .“

„Erkläre dich deutlicher. . . .“

„Die Zeit drängt. Wir haben es in dem Augenblick nur mit Frauen zu thun. Also frisch an's Werk!“ sagte Claudia.

„Was soll denn geschehen?“ fragte Georg.

„Ziehe diese Blouse an und setze diese Kappe auf.“

Georg that, wie ihm geheißen wurde.

„Gut, jetzt nimm etwas Ruß aus dem Kamin und schwärze Dein Gesicht.“

Das war auch geschehen, zwar nicht ohne einiges Weigern von Seite Georgs, aber doch.

„Vortrefflich! Du bist nicht mehr zu erkennen und siehst einem Straßenräuber vom reinsten Wasser ähnlich, wie ein Ei dem anderen. Jetzt komm!“

„Wohin denn?“

„Steig' über die Gartenmauer.“

„Das habe ich ja eben zuvor vorgeschlagen, und Du hast mich einen Narren gescholten.“

„Das ist allerdings so, aber was vor einer Stunde eine Narrheit war, ist jetzt ganz vernünftig. Aber es ist nun nicht an der Zeit, zu diskutiren, sondern zu handeln. Denn, wie gesagt — die Zeit drängt. Also komm! Mache schnell!“

„Aber erkläre mir doch wenigstens . . .“

„Deine Rolle? Die ist ganz einfach. Du sollst ein Dieb sein, nichts weiter als ein Dieb. Es handelt sich nur der dicken Madame Amadis ihre Bracelets, ihre Ketten, ihre Kameen, ihren Schmuck abzunehmen, ohne ihr irgend ein Leid zuzufügen. In dem Zustande, in welchem sich Esther befindet, wird der Schreck, den ihr Dein Erscheinen verursachen soll, sie weit eher und sicherer tödten, als ein Messerstich.“

„Und das Kind?“

„Es wird ihm ein Unfall begegnen, Du verstehst mich, ein Unfall, weiter nichts. Du löschest die Lampe aus, Du stürzest die Wiege um, und nichts wird Dich verhindern, über all' das ein schweres Möbel rollen zu lassen . . . Der Zufall, das Mißgeschick wird Alles gethan haben. Verstehst Du wohl? Die Diebe sind gar so ungeschickte, tölpelhafte Leute, aber sie haben kein Interesse, das Kind Deines Bruders aus dem Wege zu schaffen . . .“

„Du hast Recht, Claudia, immer Recht. Komm.“

Die beiden Mitschuldigen stiegen die Treppe hinab.

Sie schritten über die enge Gasse und Georg war bald auf der Mauer, welche den sogenannten Hirschpark umgab.

Von da reichte er Claudien die Hand, um auch ihr die Ersteigung zu ermöglichen, und bald befanden sich beide im Garten der Villa der Wittwe Rougeau-Plumeau.

An der Mauer, gerade an der Stelle, wo sie erklommen wurde, stand eine Leiter angelehnt, deren sich der Gärtner zum Beschneiden der Bäume bediente.

„Du siehst, daß der Teufel mit uns gemeine Sache macht,“ sagte Claudia lachend. „Kaum brauchen wir etwas,

Digitized by Google

so schickt er es uns auch schon zu. Er ist von einer unglaublichen Zuvorkommenheit gegen uns."

Sie nahmen die Leiter und legten sie an das Haus an.

„Vergesse nicht, was ich Dir auf die Seele gebunden habe," sagte Claudia zu Georg. „Verliere ja den Kopf nicht, und drehe nicht etwa dem Kinde den Hals um, das könnte doch auf unsere Spur leiten. Du bist ein Dieb, bist einzig und allein gekommen, um zu stehlen. Du stiehlst und suchst wieder das Weite. Das ist so einfach wie „guten Tag oder gute Nacht". Deine Schuld ist es nicht, wenn Du in der Finsterniß die Wiege umwirfst. Du kannst auch nichts dafür, daß die kleinen Kinder nicht Köpfe von Eisen haben und sich unglücklicherweise todtschlagen, wenn sie aus der Wiege fallen."

„Schon gut! ich weiß schon, was ich zu thun habe," erwiederte der Marquis, „sei unbesorgt. . ."

Und er kletterte die Leiter hinauf. Bald war er auf der obersten Sprosse.

Claudia sah wie er vor dem erleuchteten Fenster stand.

Ein starker Stoß mit der Achsel, der eine Fensterflügel brach ein, und Georg sprang in's Zimmer.

Im Augenblick, als der Marquis Georg de la Tour-Vaudieu, als Straßenräuber verkleidet, das Gesicht mit Ruß schwarz gefärbt, in Esther's Zimmer stand, wachte Madame Amadis, welche eben am Kamine eingeschlafen war, durch den Lärm erschreckt, auf, und rieb sich die Augen; sie konnte an eine Wirklichkeit gar nicht glauben, dachte, sie sei der Spielball eines schrecklichen Traumes.

Die junge Herzogin (geben wir Esther diesen Titel, der ihr nun gebührt) setzte sich im Bette halb auf, das Blut in den Adern wollte ihr vor Schreck gerinnen.

Sie öffnete die Lippen, um zu schreien, aber vergebens — der Mund blieb stumm.

Georg, treu den Verhaltungsregeln, welche ihm Claudia eingeschärft, verlor nicht eine Minute.

Wie es die Rolle des Räubers verlangte, stürzte er gegen den Kamin, warf die Lampe um, erfaßte Madame Amadis an der Kehle, und beraubte sie — so schnell es ihm das zweifelhafte Licht des Kaminfeuers erlaubte — all' ihres Schmuckes. In wenigen Augenblicken war Georg im Besitze der Uhr, der Halskette, der Bracelete, Kameen u. dgl. mehr. Bei diesem ersten Ueberfall stieß er auf keinen Widerstand, denn Madame Amadis hatte sich von ihrem Schreck und Staunen gar noch nicht erholt, und hielt sich für rettungslos verloren.

Nun handelte es sich bei dem Räuber-Marquis darum, den eigentlichen Zweck seiner gewagten Unternehmung zu erfüllen.

Die Wiege, in welcher das Kind lag, stand am Bette der jungen Mutter.

Kühn gemacht durch den ersten glücklichen Erfolg, und seines vollkommenen Sieges gewiß, sprang Georg gegen diese Wiege.

Er wollte eben die Wiege umstürzen und den kleinen Wurm, dessen Leben an einem so dünnen Faden hing, unter seinen Füßen zertreten, da sprang Esther, noch vor einem Moment früher so schwach und hinfällig, einer Löwin gleich, die ihr Junges gegen einen feindlichen Angriff vertheidigt, aus ihrem Schmerzensbette, warf sich zwischen die Wiege und den Mörder, und schützte mit ihrem Körper das arme schwache Kind.

„Elender!" rief sie ihm entgegen, „nur über meine Leiche . . ."

Der Marquis war auf einen solchen Widerstand nicht vorbereitet. Allein ein Hinderniß, welcher Art es immer auch sein mochte, konnte ihn nicht aufhalten — er war schon zu weit gegangen, um sein höllisches Werk nicht an's Ende zu bringen.

Ein teuflisches Lächeln spielte um seine Lippen.

„Sie hat es so gewollt", dachte er, „die Mutter und der Bastard verschwinden mit einem Male; vielleicht ist es besser, wenn es so kommt . . . ."

Er hob den Arm, die geballte Faust schlug aber in die Luft.

Durch den Instinkt geleitet, hatte sich Esther gebückt und war so dem mörderischen Schlage entgangen; wie eine Feder schnellte sie aber dann in die Höhe und stürzte auf den Marquis los. Mit einer riesigen Kraft, welche der allgütige Gott der Mutter verleiht, wenn das Leben ihres Kindes gefährdet ist, packte sie ihn an der Kehle und drohte ihn zu erwürgen.

Umsonst war jeder Versuch des Marquis, sich den Händen der jungen Frau zu entwinden. Die Finger Esthers — diese zarten, weißen Finger, preßten die Kehle des Räubers immer mehr zusammen.

Der Marquis konnte kaum mehr athmen, es schwindelte ihm schon vor den Augen, Furcht und Angst stürmten auf ihn ein, und er war seiner Sinne kaum mehr mächtig.

Seine Lage wurde von Minute zu Minute gefährlicher.

Madame Amadis hatte sich von ihrer ersten Bestürzung erholt, und beschämt über ihre Unthätigkeit einer gemeinsamen Gefahr gegenüber, erinnerte sie sich noch zur rechten Zeit, daß sie auch eine starke Frau, in der physischen Bedeutung des Wortes, sei.

Sie erfaßte nun einen Leuchter, welcher auf dem Kamingesimse stand, und bediente sich dessen als einer Angriffs- und Vertheidigungswaffe. Sie griff Georg von rückwärts an und schlug unbarmherzig auf seinen Kopf los, zu gleicher Zeit schrie sie aber auch mit der ganzen Kraft ihrer Stimme:

„Hilfe! Hilfe! Diebe! Räuber! Mörder!"

Der Marquis röchelte nur mehr. Tausende von Funken flimmerten vor seinen Augen. Die Ohren sausten ihm.

„Ich bin verloren", sagte er zu sich selbst, „es ist um mich geschehen."

Esther ließ nicht los, und Madame Amadis schlug und schrie immer stärker.

Vollkommen überwältigt, hatte der Marquis nicht einmal mehr die Kraft, sich zur Gegenwehr zu stellen.

In diesem Augenblicke veränderte sich die Scene.

An der Hausglocke wurde furchtbar angerissen.

Gleichzeitig erschien ein blasses Gesicht, Claudia's Gesicht, im Niveau des Fensters.

Ein einziger Blick in's Zimmer und auf die drei Personen und sie wußte, was darin vorgefallen war.

Sie streckte den Arm gegen diese Gruppe aus.

Ein Finger lag am Drücker einer kleinen Pistole.

„Das Loos ist geworfen", sagte sie, „Alles gegen Alles."

Ein Blitz durchfuhr die Nacht.

Ein Schuß widerhallte.

Esther stieß einen schwachen Schrei aus. Ihre Hände ließen die Beute fahren, sie stürzte rücklings über und zog die Wiege in ihrem Falle mit.

Digitized by Google

Der unerwartete Pistolenschuß versetzte Madame Amadis wieder in ihre frühere Furcht zurück, sie war der festen Ueberzeugung, es nicht mit einem allein stehenden Missethäter, sondern mit einer ganzen Bande von Räubern und Mördern zu thun zu haben.

Der Leuchter entfiel ihrer Hand und sie wich zurück. Von der Stiege her hörte man schnelle Tritte. Einen Augenblick — und die Thüre konnte sich öffnen.

Halb erdrosselt, und taumelnd wie ein Betrunkener, wußte Georg sich gar nicht Rechenschaft zu geben von all' dem, was um ihn herum vorging.

Er stand da, wie vom Zauber gebannt.

(Fortsetzung folgt.)

„Die Schöpfung",
Oratorium von Joseph Haydn.

Dieses Oratorium ist im vorigen Monate dahier zur Aufführung gekommen und es wird von Interesse sein, einige Notizen über das Entstehen und erste Einführen dieses unsterblichen Werkes in die Welt zu vernehmen, welche wir einem Schriftchen des — in Frankfurt wohnenden Altmeisters der Musik, Schnyder von Wartensee, eines Zeitgenossen Beethovens, entnommen haben, und das 1861 aus Veranlassung der Aufführung der „Schöpfung" bei Einweihung des neuen Musiksaales in Frankfurt a/M. erschienen ist.

Er schreibt unter Anderem: „Kein Oratorium von den vielen und vortrefflichen, die wir von Händel u. s. w. besitzen, ist so allgemein verbreitet, so beliebt und so oft aufgeführt worden, als die „Schöpfung", und noch jetzt ist die Wieder-Aufführung desselben immer ein willkommenes Fest für die Mitwirkenden und für die Zuhörer.

Der reine, fromme, kindliche und doch erhabene Geist, der darin herrscht, ist es, der Alle anzieht.

Seit Händel's Tode hatte in England ein aus Milton's verlornem Paradiese zusammengetragenes großes Singgedicht „die Schöpfung" geruht, weil man glaubte, es sei nur von dem Sänger des Messias ein dieses Textes würdiges harmonisches Gewand zu erwarten gewesen. Unterdessen erschien Haydn zu London, und brachte durch seine großen und kraftvollen Werke Händel's Riesenkräfte wieder in Erinnerung. Man schöpfte wieder Hoffnung, dies Gedicht auch durch Haydn würdig bearbeitet zu sehen, suchte es hervor und übergab es ihm zur Komposition. Da er aber eben im Begriffe war, abzureisen, so behielt er sich vor, nach genauer Untersuchung des Gedichts von Wien aus seinen Entschluß zu melden. In Wien zeigte er es dem in der Musik sowohl, als in den Wissenschaften gleich großen Frhrn. van Swieten, der, nachdem er es für eine willkommene Gelegenheit erkannt hatte, vermittelst welcher Haydn den ganzen Umfang seiner tiefen Kenntnisse zeigen könnte, selbiges nicht nur sogleich in's Deutsche übersetzte, sondern auch Manches für den musikalischen Ausdruck zweckmäßiger darin einrichtete.

Im April 1798 hatte Haydn die Composition dieses Gedichtes vollendet, und man war eine Zeitlang ungewiß, welcher Nation dieses große, erhabene und vollendete Werk der neuern Kunst am ersten zu Theil werden würde, als sich eine Gesellschaft von 10 Gliedern des ersten Wiener Adels in's Mittel schlug, Haydn die Partitur für 700 Dukaten abkaufte, alle Unkosten der Aufführung über sich nahm und die „Schöpfung" am 19. März 1799 durch 180 Sänger und Instrumentalisten zum ersten Male aufführen ließ. Die Einnahme, welche sich dabei auf 4088 fl. 30 kr. belief, eine Summe, dergleichen noch nie bei einer Aufführung eingekommen war, überließen sie Haydn ganz. Auch war die Wirkung seines Werkes auf die Zuhörer über alle Beschreibung. — Eine zweite solenne Aufführung dieses Kunstwerks in Wien erfolgte im Dezember dieses Jahres zum Besten des Instituts für Tonkünstler-Wittwen, wobei, nach öffentlichen Nachrichten, es dem Institut die unerhörte Summe von 5000 fl. eintrachte. —

Die merkwürdigste und glänzendste Aufführung, die zunächst darauf folgte, war wohl die in Paris am 14. Dez. 1800 durch 750 Tonkünstler. Der auffallendste Beweis des Beifalls, den die „Schöpfung" bei den dasigen eigentlichen Sachverständigen gefunden hatte, war: daß gleich nach der Aufführung die sämmtlich dabei gewesenen Tonkünstler auf ihre Kosten Haydn zu Ehren eine goldne Medaille, 47 Dukaten an Werth, mit Haydn's Bildniß und einer mit Sternen gekrönten Lyra, nebst einer Umschrift, welche die Veranlassung enthält, prägen ließen. Diese wurde ihm mit einem Briefe, der mit den Namen aller Theilnehmer unterzeichnet war, nach Wien überschickt. Es hieß u.A. darin: „Mais l'imposante conception de l'oratorio surpasse, s'il est possible, tout ce que le savant compositeur avoit offert jusqu'ici à l'Europe étonnée. En imitant dans cet ouvrage les feux de la lumière, Haydn a paru se peindre lui-même, et nous prouver à tous que son nom brilleroit aussi longtems que l'astre, dont il semble avoir emprunté les rayons etc." — Haydn's Antwort war deutsch, und man wird sie wohl gern vollständig lesen. Sie lautet folgendermaßen und ist eine schöne Photographie eines liebenswürdigen Innern: „Wien. 10. August 1801. Meine Herren! Es kommt besonders großen Künstlern zu, Ruhm zu ertheilen, und wer darf auf dieses schöne Anrecht mehr Anspruch machen, als Sie; — Sie, welche die gründlichste und einsichtsvollste Theorie mit der geschicktesten und vollkommensten Exekution verbinden, einen Schleyer über die Mängel der Werke der Komponisten werfen, und oft Schönheiten in denselben entdecken, welche sie selbst nicht vermuthet hatten. Auf solche Art haben Sie sich durch Verschönerung der „Schöpfung" das Recht erworben, an dem Beifall Theil zu nehmen, welchen diese Komposition erhalten hat. Diese Gerechtigkeit, die ich Ihnen widerfahren lassen muß, läßt Ihnen auch das Publikum widerfahren. Die Hochachtung desselben für Ihre Talente ist so groß, daß Ihr Beifall den seinigen bestimmt, und daß Ihr Beifall für Diejenigen, die ihn erhalten, gewissermaßen ein antizipirter Ruhm der Nachwelt ist. Ich habe oft gezweifelt, daß mich mein Name überleben würde; allein Ihre Güte flößt mir Vertrauen ein und das Denkmal, womit Sie mich beehrt haben, berechtigt mich vielleicht zu glauben, daß ich nicht ganz sterben werde. Ja, meine Herren, Sie haben an einem Tage die Arbeiten von 60 Jahren belohnt; Sie haben meine grauen Haare gekrönt und den Rand meines Grabes mit Blumen bestreut. Mein Herz kann nicht alles ausdrücken, was es empfindet, und ich kann Ihnen meine tiefe Dankbarkeit und Ergebenheit nicht beschreiben. Sie werden selbige würdigen; Sie, meine Herren, welche die Künste aus Enthusiasmus und nicht aus Eigennutz kultiviren, und Glücksgüter für nichts, aber Ruhm über alles halten. Ich bin 2c.

Joseph Haydn."

Digitized by Google

Aehnliche Anerkennungen und Auszeichnungen kamen ihm von allen Seiten zu, so daß man auf dies Kunstwerk die darin enthaltenen Worte anwenden kann:

„In aller Welt —
Jedem Ohre klingend,
Keiner Zunge fremd.“

Im Jahre 1808 wurde auf dem Universitätssaale zu Wien, zum zwanzigsten und letzten freien Liebhaberkonzerte, seine „Schöpfung“ aufgeführt. Und schon warteten bis 1500 Personen sehnlich auf den Anfang, als Haydn selbst, der seit Jahren schon seine einsame Wohnung nicht mehr verlassen hatte, in den Saal getragen wurde, begleitet von dem Rektor Magnificus und einem der Vorsteher des Konzertes, Herrn Grafen Franz v. Herschan, von den HH. Salieri, Beethoven und andern berühmten Komponisten, welche ihn am Portale empfangen hatten. Einige der angesehensten Damen Wiens nahmen den würdigen Meister in ihre Mitte und hielten es nicht unter ihrer Würde, dem schwächlichen Greise, um ihn vor einer Erkältung zu bewahren, die kostbarsten Shawls um die Füsse zu winden. Ihm wurden von zwei allgemein berühmten, vorzüglichen Dilettantinnen, der Baronesse v. Spielmann und dem Frln. v. Kurzböck, im Namen der Kunstfreunde ein italienisches Sonett von Carpani, und ein deutsches Gedicht von Collin überreicht; ein allgemeines Frohlocken erschallte bei diesem Anlasse, und die Rührung des Greises über diese ungeheuchelte, freie Achtung und Liebe theilte sich der ganzen Gesellschaft in einem so hohen Grade mit, daß man in dem ihn umgebenden Kreise nur Thränen der innigsten Empfindung rollen sah. Haydn begab sich nach dem ersten Akte, unter den lautesten Ausdrücken von Achtung, wieder weg, nachdem er diesen Tag als einen der süßesten Momente seines Lebens gepriesen und dem Orchester und der Versammlung seinen Dank nur leise hatte stammeln können. — Bei seiner Heiterkeit, seiner gutmüthigen Schalkheit und seinem Humor war er doch, wie bekannt, äußerst religiös gesinnt. „Wenn es mit dem Komponiren nicht so recht fort will“, sagte er, „so gehe ich, den Rosenkranz in der Hand, im Zimmer auf und ab, bete einige Ave, und dann kommen mir die Ideen wieder.“ Von seiner „Schöpfung“ sagte er: „Erst als ich zur Hälfte meiner Komposition vorgerückt war, merkte ich, daß sie gerathen wäre; ich war auch nie so fromm, als während der Zeit, da ich an der „Schöpfung“ arbeitete; täglich fiel ich auf meine Knie nieder und bat Gott, daß er mir Kraft zur glücklichen Ausführung dieses Werkes verleihen möchte.“

Seine wohlverdienten Ruhetage in seinem hohen Alter, die er sich durch eine bescheidene Wohlhabenheit, das Ergebniß von Sparsamkeit und unermüdetem Fleiß, behaglich gemacht hatte, wurden durch die Schrecknisse des Krieges abgekürzt. Er starb in seinem Hause zu Wien am 31. Mai 1809 Morgens gegen 1 Uhr, nachdem er 77 Jahr und 2 Monate in rühmlichster Thätigkeit verlebt hatte. Als nächste Veranlassung seines Todes, bei seiner Schwäche, werden vier Kartätschenschüsse angegeben, welche, indem man ihm den 10. Mai des Morgens so eben aus dem Bette half, um ihn anzukleiden, die Fenster und Thüren seines Hauses heftig erschütterten. Mit voller Stimme rief er seinen Leuten zu: „Kinder, fürchtet euch nicht; wo Haydn ist, kann euch kein Unglück treffen!“ Der Geist war aber stärker als der Körper; denn kaum hatte er das kraftvolle Wort ausgesprochen, als ihn ein Zittern am ganzen Leibe befiel.

Von dieser Stunde an nahm die physische Schwäche zu, doch spielte Haydn täglich sein Kaiserlied, und noch am 26. Mai dreimal hintereinander, mit einem Ausdruck, über den er sich selbst wunderte. Am Abend desselben Tages überfielen ihn Kopfschmerzen und Frost; man brachte ihn früh zu Bett, und rief die Aerzte. Ihre Hülfe war fruchtlos; der Kranke verfiel in einen Zustand gänzlicher Entkräftung und schmerzloser Betäubung, wobei er aber doch noch wenige Minuten vor seinem Ende Zeichen von Bewußtsein und Empfindung gab. Er war von zwanzig Kindern, die sein Vater Matthias, ein Wagner von Profession, in zwei Ehen erzeugt hatte, das älteste.

Sonette.*)

Auf hohem Berge schlief vom Flammenkreise
Umwallt, den Götterzaubers Macht besprochen,
Von Odhins Schlafdorn in das Haupt gestochen
Brunhyld, die Schildesjungfrau stark und weise.

Jung Sigurd kam vorüber auf der Reise;
Gewohnt, auf seine Heldenkraft zu pochen,
Hat er den Feuergürtel kühn durchbrochen,
Das schöne Weib errungen sich zum Preise.

Germania! Walkyre alter Zeiten,
Du schläfst so tief wie jene unter Schilden, —
Will Keiner denn Erlösung Dir bereiten?

Wird, Deinen Schlaf zu brechen und die wilden
Gelodер innern Haders zu durchreiten,
Die Zukunft erst den rechten Helden bilden?

•

In des Kyffhäusers hohlen Felsenspalten
Sitzt Kaiser Barbarossa tief in Träumen
Und bei dem Herrscher schlummern in den Räumen
Zum Kampf gerüstet trotzige Gestalten.

Den Marmortisch umwächst der Bart des Alten,
Und wird er ihn zum dritten Mal umsäumen,
Dann bricht der Zauber – in den Helden schäumen
Verjüngten Lebens mächtige Gewalten.

Die schöne Sage ist gar leicht zu deuten:
Verzaubert bist Du, deutsches Volk, zu schlafen;
Zu Grabe möchten Dir die Feinde läuten!

Die Zeit sei aus, wo sie Dich schlummernd trafen;
Dem Rothbart gleich erwache mit erneuten
Gestärkten Kräften, schwer sie zu bestrafen!

•

Wohl wißt Ihr von des Walserfeldes Baume,
Der dreimal umgehauen, dreimal frische
Und duft'ge Birnen gab des Bischofs Tische
Der alten Römerstadt am Hügelsaume.

Vertrocknet steht er jetzt auf ödem Raume;
Doch lebt die Kraft in seiner Wurzeln Nische,
Daß er des Lenzes Kindern sich vermische
Zum vierten Mal, erwacht aus langem Traume.

Mein Volk, Du bist der Baum, den Deine Sage
Mit zarten Zweigen epheugleich umschlungen,
Versengt und kahl von manchem Wetterschlage.

Doch ist das Uebel nicht ins Mark gedrungen
Und nahe hofft der Sänger schöne Tage,
Wo Du mit reichen Blüthen prangst und jungen.

*) Aus dem Sonettenkranz: „Sturmvögel“ von Karl v. Thaler.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Landorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 65. Sonntag den 16. August 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

„So komm doch“, flüsterte ihm Claudia beim Fenster herein.

Er schien nicht zu hören.

„Komm, komm!“ wiederholte sie ein wenig lauter, und kaum mehr mächtig, ihren Unwillen zu bezwingen.

Georg rührte sich nicht von der Stelle.

Claudia faßte einen schnellen Entschluß, sie stieg durch's Fenster ein, lief auf Georg zu, packte ihn am Arm und zog ihn mit sich.

„Unglückseliger“, flüsterte sie ihm in's Ohr, „willst du uns beide verderben?“

Der Marquis gehorchte maschinenmäßig.

Claudia stieß ihn gegen die Leiter und er stieg oder glitt vielmehr wie eine schwere Last längs der Sprossen auf den Boden.

Claudia eilte ihm nach.

Es war die höchste Zeit.

Im Augenblick, als dieser weibliche Dämon verschwand, ging die Thür auf, und der Doktor Leroyer stürzte — eine brennende Kerze in der Hand haltend — in's Zimmer.

Was für eine traurige, schreckenhafte Scene entfaltete sich vor seinen Blicken.

Esther, halb nackt, lag auf dem Fußboden, ihr blasses, entstelltes Gesicht schien schon die Spuren des Todes an sich zu tragen. Durch ihre blonden Locken floß das Blut aus einer Wunde; ein paar Blutstropfen der Mutter waren auf das Kind gespritzt, das kein Lebenszeichen von sich gab.

„Unglückliches Weib“, rief der Doktor aus, „feiglings ermordet. Ach Gott, warum bin ich zu spät gekommen.“

Madame Amadis kauerte in einem Winkel des Zimmers und jammerte ganz erbärmlich.

Der Doktor kniete sich neben Esther und legte die Hand auf ihr Herz.

„Sie lebt noch“, sagte er zu sich selbst, „dem Himmel sei gedankt.“

Nun untersuchte er die Kopfwunde.

Die Kugel war an der Hirnschale abgeprallt und hatte die Schädeldecke gestreift. Hierdurch entstand eine heftige Erschütterung und ein bedeutender Blutverlust, da aber die Hirnschale selbst nicht beschädigt war, so war auch die Wunde keine absolut tödtliche.

Die vorhergesehene Furcht vor einer Gehirnentzündung steigerte sich aber durch diesen traurigen Zwischenfall zu einer unabsehbaren Gefahr; jedoch war nicht alle Hoffnung verloren.

Nach dieser flüchtigen Untersuchung hob Mr. Leroyer die arme Frau auf, und brachte sie mit Hilfe des Kammermädchens — denn Madame Amadis war in Folge des Schreckens zu Allem unfähig geworden — in's Bett.

Der Kopf wurde mit frischem Wasser gewaschen und sodann ein fester Verband angelegt, um das Blut zu stillen.

Nachdem das geschehen war, ging der Doktor an's gebrochene Fenster und sah nach dem Garten.

Draußen war alles still, die Leiter war verschwunden.

Zwanzigstes Kapitel.

Vor Allem müssen wir jetzt darauf zurückkommen, wie es denn kam, daß der Doktor Leroyer, den wir — nach der lügenhaften Mittheilung, welche ihm Justine im Auftrage der als Mann verkleideten Claudia gemacht hatte — auf dem Wege nach seinem Hause verlassen hatten, so unerwartet in's Zimmer treten konnte.

Wie gesagt, eilte der würdige alte Mann, so schnell es sein Alter und seine kurzen Beine erlaubten, seiner Wohnung zu.

Auf seinem Gesichte malte sich tiefer Schmerz, denn ungeachtet jenes Egoismus, welcher Greisen überhaupt zur zweiten Natur wird und wovon auch unser Doktor einen guten Theil besaß, fühlte er doch eine wahre Anhänglichkeit an seine treue Dienerin, deren aufopfernde Ergebenheit für ihn und deren viele lobenswerthen Eigenschaften wir zur Genüge kennen.

Der Gedanke, daß er Susannen sterbend oder vielleicht gar schon todt finden werde, beflügelte seine Schritte.

Schon hatte er beiläufig die Hälfte des Weges von der Villa nach seinem Hause zurückgelegt, als er beim Einbiegen in eine Gasse auf drei Personen stieß, zwei Bauern aus Brunoy und eine Bäuerin.

Einer der Männer trug eine Laterne und gerade dieser hatte den Anprall des Doktors auszuhalten.

„Zum Teufel!“ rief der Bauer aus, „was ist denn das für ein dummer Kerl, der so in mich hineinrennt, wie ein toller Hund?“

Digitized by Google

Der Doktor antwortete nicht und wollte wieder weiter gehen, aber der Mann mit der Laterne erkannte ihn, zog schnell seine Mütze ab, und indem er ihm ehrerbietig grüßend, den Weg vertrat, sagte er in seiner Mundart und ganz verlegen:

„Verzeihen Sie, Herr Doktor; wenn ich hätte denken können, daß Sie es sind, hätte ich mir lieber die Zunge abgebissen, als Sie einen dummen Kerl genannt. Nichts für ungut! Wie geht's. Sie haben sich doch nicht weh gethan, wie Sie mich angestoßen haben?"

„Danke schön, danke schön!" entgegnete Leroyer, „ich habe mir nichts gethan. Laßt mich nun weiter gehen."

Der Bauer wich aber nicht von der Stelle und fuhr fort:

„Aber wohin denn in solcher Eile, in einer so späten Stunde?"

„Nach Hause! Jede Minute Verzug kann von unberechenbaren Folgen sein."

„Wie so? Ihr Haus brennt nicht, wir gingen eben daran vorüber, Alles war darin mäuschenstill."

„Von einem Feuer ist nicht die Rede, aber von Susannen."

„Mamsell Susanna!" rief der Bauer aus, „die ist ja frisch und gesund."

„Sterbend ist sie", unterbrach ihn der Doktor.

„Sterbend! und woran denn?" fragte der Bauer ganz erstaunt.

„An einem Schlaganfall."

„Und seit wann?"

„Seit kaum einer Stunde, man hat mich eben geholt. Also um's Himmels willen laßt mich weiter gehen."

Ein lautes Gelächter war die einzige Antwort des Bauers.

„Das ist wieder einmal ein guter Spaß!" sagte er dann. „Susanna befindet sich so wohl wie Sie und ich. Lieber Herr Doktor, da hat man Ihnen einmal wieder einen hübschen Bären aufgebunden . . ."

„Wie? was? wovon sprecht Ihr denn?" fragte Mr. Leroyer ganz verblüfft.

„Von wem ich spreche? — von der Susanna. Sie ist eben im Hause bei Jean Grivet, woher wir kommen, und befindet sich vollkommen wohl."

„So ist es wirklich", betheuerte der zweite Bauer und die junge Bäuerin.

Diese neue Bestätigung benahm dem guten alten Herrn jeden Zweifel an der Aussage des ersten Bauers. Er mußte sich gestehen, daß er der Spielball einer Mystifikation gewesen war.

Aber zu welchem Zwecke?

Da nun sein Nachhausegehen keinen Zweck gehabt hätte, hingegen seine Gegenwart bei der jungen Herzogin gebieterisch nothwendig war, so kehrte er wieder um, begleitet von den zwei Bauern und der jungen Bäuerin, welche sich aber bald von ihm trennten und in einer Seitengasse verschwanden.

In dem Maße, als er sich der Villa näherte, erfaßte ihn ein sonderbares Gefühl der Angst.

„Es ist klar wie die Sonne", sagte er zu sich selbst, „daß man mich entfernen wollte. Der Geistliche und die Zeugen sind zuerst fortgegangen. Der Herzog ging dann nach Paris — während meiner Abwesenheit waren die drei Frauen allein — der Augenblick wäre ganz prächtig gewählt für ein Verbrechen."

„Ja — ein Verbrechen", wiederholte er, denn es fiel ihm jetzt der schändliche Vorschlag des jungen Menschen ein, der in verflossener Nacht bei ihm gewesen.

Instinktmäßig beschleunigte er jetzt seine Schritte.

Bald langte er auf dem kleinen Platz vor der Villa an.

Keines der Fenster, welche auf diesen Platz gingen, war erleuchtet. Alles schien ruhig und doch war es dem Doktor so, als ob er einen sonderbaren Lärm vernähme.

Er horchte, und nach ein paar Sekunden aufmerksamen Zuhörens gewann er die Gewißheit, daß er sich nicht getäuscht, daß aus dem Innern des Gebäudes der Ruf einer Frauenstimme ertönte.

Es war dies die Stimme der Madame Amadis, welche nach Hilfe schrie, während Esther den Marquis de la Tour-Vaudieu an der Kehle festhielt.

Mit der Behendigkeit eines jungen Menschen, mit dem Muthe eines Helden lief Dr. Leroyer über den Vorplatz, die Stufen der Freitreppe hinauf und riß mit aller Gewalt an der Glocke.

Das geschah in dem Augenblick, als Claudia's bleiches Angesicht auf der Fensterbrüstung erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines russischen Bojaren.

I.

Um zu zeigen, was für unglaubliche, abenteuerlich merkwürdige Privattyrannen noch vor ein paar Decennien in Rußland gehaust, also gewissermaßen noch in unsere Gegenwart hineingeragt haben, theilt ein Herr W. v. K. in der „Russischen Revue" den Lebenslauf eines vornehmen Russen nach authentischen Privatquellen mit. Man hat es also in dieser Romantik nicht mit Erfindung, sondern mit einem wahrheitsgetreuen Zeitspiegel zu thun. Wir fassen aus jenem ausführlichen Bilde hier ein kleines durch Wiedergabe der interessantesten Hauptzüge zusammen.

Alexei Petrowitsch, wie jener barbarische Kulturrusse genannt wird, war der Sohn eines bemittelten Gutsbesitzers im Gouvernement Poltawa. Ueber die Erziehung, welche er in seiner Kindheit genossen, weiß Niemand etwas Genaues. Die Resultate dieser Erziehung zeigen uns später deutlich genug, welcher Art sie gewesen sein muß.

Wir erblicken ihn zum ersten Male im Jahre 1775, etwa 30 Jahre alt, in St. Petersburg als Hauptmann in einem Garderegiment der Kaiserin Katharina.

Alexei Petrowitsch war groß von Wuchs und vom Himmel mit einer eisernen Konstitution beschenkt. Ein aus einer etwas spätern Periode seines Lebens erhaltenes Bildniß zeugt zugleich von ungewöhnlicher männlicher Schönheit. Große braune Augen, von dunklen Augenbrauen kühn überwölbt, schauten trotz des eigentlich mehr strengen Zuschnitts des ganzen Gesichts mit einer gewissen lachenden Dreistigkeit in die Welt hinaus. Die feine gebogene Nase näherte sich dem griechischen Typus, wie auch die in's Gelbliche spielende Farbe der Haut eine Beimischung südlichen Bluts verrieth. Im Jahre 1775 galt Petrowitsch in St. Petersburg für einen der schönsten Männer und war gesucht in der Gesellschaft. Auch an einem gewissen Grad von dem, was man damals Bildung nannte, scheint es ihm nicht gefehlt zu ha-

Digitized by Google

ben, — wenigstens lag der Instinkt in ihm, denn eine nicht unansehnliche Sammlung guter Bilder und seltener Münzen aus seinem Nachlaß ist noch heute in den Händen seiner Erben. Er war heftig bis zum Jähzorn, heißt es von ihm in einem Briefe, aber gutmüthig in hohem Grade; man konnte ihm nicht gram sein, wenn er auch bisweilen mit Wort und That dreinschlug, denn mit Wort und That wußte er auch wieder zu helfen, wo sich ihm eine Gelegenheit darbot.

Der erste Zeitpunkt seines Lebens, über welchen wir in's Einzelne gehende Notizen besitzen, ist der seiner Vermählung.

Unter der großen Zahl der Häuser, die dem liebenswürdigen Alexei offen standen, war auch das der Familie K. Der Name thut hier nichts zur Sache, und ich füge dem geheimnißvollen Buchstaben nur die Erläuterung hinzu, daß er von dem Kaiser Alexander I. mit einer Grafenkrone geschmückt wurde, und daß die Familie noch heute zu den angesehensten Rußlands gehört. Häufiger als sonstwo in den Salons der Großen war Alexei in dem Palast des Großwürdenträgers K. zu finden; die Tochter des Hauses, Agrippina, zog ihn mächtig an. Ohne blendende Schönheit war das junge Mädchen von ganz eigenthümlichem Liebreiz, man fühlt sich unwillkürlich von Wehmuth beschlichen bei dem Anblick ihres Bildes, so Schmerz und Kummer ahnend schaut das große blaue Auge daraus hervor. Weder Puder noch Stumpfnäschen sind im Stande, diesen Eindruck zu verscheuchen, und die nach der Mode der Zeit unter der Brust beginnende Taille mit den senkrechten, unsern heutigen Schönheitsbegriffen widersprechenden Linien, die an beiden Seiten hinablaufen, entlocken kein Lächeln in dem Conterfei der lieblichen melancholischen Agrippina.

Als der feurige Alexei an einem Vormittage dreist mit seinem Heirathsantrage vor den Vater seiner Auserwählten trat, wurde er als Freier trocken abgewiesen. Wie lange er nach dieser Demüthigung getobt haben mag, ist uns unbekannt, aber die Begebenheiten nahmen bald den Gang, den er ihnen geben wollte. Den ersten Akt bildeten sehr reichliche Prügel, die er seiner Dienerschaft eigenhändig administrirte; darauf folgte eine Vertheilung ebenso reichlicher Geschenke, von den freundlichsten, herzlichsten Worten begleitet, so daß die Geprügelten ihre Beulen und blauen Flecken vergaßen und gleich wieder bereit waren, seinen Befehlen blind zu gehorchen. Unser Held muß bei solchen Gelegenheiten eine beneidenswerthe Eloquenz an den Tag gelegt haben, denn das Hausgesinde hing bis in das späteste Alter des Herrn mit einer Liebe an ihm, die durch den einfachen Wechsel von Mißhandlungen und Trinkgeldern nicht leicht zu erklären wäre.

Nachdem also der Sturm sich gelegt, den jedes momentane Mißlingen eines Vorsatzes hervorrief, versammelte Alexei seine zahlreichen Diener und erzählte ihnen in freundschaftlichen Ausdrücken, warum er ihnen so übel mitgespielt und welche wichtige Rolle er ihnen jetzt zugedacht. Ein Operationsplan wurde gemeinschaftlich ausgearbeitet und schon am Abend desselben Tages die Ausführung eingeleitet.

Aleschka, der erste Kammerdiener, ein Muster der Vorzimmer-Eleganz, war schon seit Monaten der erklärte Anbeter der ersten Kammerjungfer im K.'schen Hause. Diesem wurde ein Brief an Fräulein Agrippina anvertraut. Das merkwürdige Dokument hat sich bis auf den heutigen Tag im Familien-Archiv erhalten und liefert den Beweis, daß die parfümirten, rosenrothen Billets noch nicht in der Mode waren; es ist ein ziemlich großes Blatt in Quart, auf dem in langen, steifen, aber sehr deutlichen Buchstaben Folgendes in russischer Sprache zu lesen ist: „Liebe Freundin Agrippina Pawlowna, ich habe heute früh um Deine Hand gebeten, und Dein Vater hat mich zur Thüre hinausgewiesen. Wenn Du mich liebst, so komm Donnerstag Abends um 11 Uhr an das Hausthor, das zur Wladimirstraße führt; ich bringe Dich nach Pakrowo, und wir lassen uns trauen. Dein Freund Alexei Petrowitsch, Garde-Hauptmann."

Ohne auf das geringste Hinderniß zu stoßen, fanden sich die beiden Liebenden auf der Straße, als noch der letzte Schlag der scheidenden eilften Stunde durch die Luft hallte. Es war eine dunkle, schneidend kalte Novembernacht; aber der Schnee kam mit seinem Weiß der höchst spärlichen Straßenbeleuchtung der damaligen Zeit zu Hilfe, und die Fliehenden erreichten in wenigen Minuten den Schlitten, der an der nächsten Ecke ihrer harrte. Als sie den Schlagbaum hinter sich hatten, wurde der Riemen gelöst, der in der Stadt der Glocke an dem Gespann die Zunge fesselte, und mit der Eile des Sturmes jagten die Pferde auf der endlosen Ebene dahin. In dem Dorfe Pakrowo waren alle Vorbereitungen schon getroffen; der Geistliche wartete in der matt erleuchteten Dorfkirche — zwei Zeugen, deren Namen die Geschichte nicht aufgezeichnet, standen bereit, und nach einer halben Stunde war Agrippina Alexei's Frau. Keine polizeilichen Nachforschungen störten die Freuden der jungen Ehe, obgleich die Spur der Entflohenen gewiß leicht zu entdecken gewesen wäre, und Alexei und Agrippina schlugen nach Ablauf der Urlaubszeit Alexei's den Rückweg in die kaiserliche Residenz ein, mit der festen Ueberzeugung, die väterliche Nachsicht würde dem nicht mehr zu ändernden Faktum gegenüber Gnade für Recht ergehen lassen. Die Enttäuschung erfolgte bald. Der alte K. war nur mit Mühe zu besänftigen gewesen, als er die Entführung seiner Tochter erfuhr, die er im ersten Augenblick hatte auf allen Landstraßen verfolgen lassen wollen; nur um seinen Namen zu schonen, waren alle Gewaltschritte unterblieben. Als aber Agrippina an die Thüre ihres Vaters klopfte, wurde sie streng zurückgewiesen, und statt der erwarteten Verzeihung ward ihr die Nachricht, sie sei gerichtlich enterbt.

Wie sehr die junge Frau ihren Mann lieben mußte, bewies schon der leichtsinnige Schritt, zu dem sie sich entschlossen; sie suchte also in der Liebe Trost für die väterliche Strenge. Alexei seinerseits war nicht der Mann, sich die Enterbung seiner Frau zu Herzen zu nehmen, er machte sich gar nichts daraus. Die Neuvermählten blieben in Petersburg. Ob die Ehe in den ersten Jahren eine leidlich glückliche war, ist unbekannt — wir wollen es hoffen.

Achtzehn bis neunzehn Jahre übergehen wir mit Stillschweigen in unserer Skizze. Agrippina erzählte nie etwas aus dieser Periode und überließ es ihren wenigen Freunden, ihre Thränen und Seufzer zu deuten.

Alexei Petrowitsch war unterdeß Brigadier geworden und mit den russischen Truppen nach Polen marschirt. An einem historisch denkwürdigen Tage finden wir ihn wieder.

Heiß war der Kampf bei Maciejowice am 10. Oktober 1794, der letzte dieses Krieges. Kosciuszko hatte tollkühn mit 6000 Polen 16,000 Russen unter General Fersen angegriffen und war gefangen. Ermattet lagerten die Sieger theils in der Umgegend, theils in dem Dorfe

Digitized by Google

selbst (einer Besitzung des Grafen Zamoyski). Die Schlacht hatte fast bis Sonnenuntergang gewüthet; ein trüber Herbstabend folgte mit unheimlicher Stille dem geräuschvollen Tage.

Aus den Fenstern eines verhältnißmäßig nicht unansehnlichen Hauses in der Gegend der Dorfkirche, es war vielleicht die verlassene Wohnung des Geistlichen, strahlte noch um Mitternacht eine grelle Beleuchtung. In diesem Raume ging es bunt und lebendig her an jenem Abend. Etwa zwanzig russische Offiziere hatten sich versammelt und spielten Pharao an drei zusammengerückten Tischen. Schon waren bedeutende Summen aus einer Hand in die andere übergegangen, als gegen Mitternacht der Rittmeister Barkowski seine letzten zweihundert Dukaten vor sich ausschüttete und die Kameraden zum Pointiren aufforderte. Aus dem Leben dieses Barkowski hat sich wohl schwerlich etwas Anderes erhalten als dieser eine Moment, aber er bleibt dennoch ein lebendiges Zeichen der Zeit; was mußte damals geduldet und erlaubt sein, wenn die folgende historisch wahre Szene möglich war!

Barkowski hielt seine Bank mit entschiedenem Unglück, und das Häuflein Gold wurde mit jedem Augenblick kleiner. Da ertönte draußen Hufschlag eines Pferdes; ein Reiter schwang sich vor der Thür des Hauses aus dem Sattel, und Alexei Petrowitsch trat in das Gemach. „Va banque!“ rief er, als er kaum die Schwelle überlreten — „va banque, auf die Dame!“ Der Bankier schlug die Karten klatschend auf den Tisch, bis die Dame links fiel und ihm den Rest seiner Baarschaft raubte.

Barkowski's Seele gerieth in jenen einem jeden Spieler von Profession bekannten Zustand, wo nach dem Verlust der ganzen Habe nicht der Untergang aller seiner Hoffnungen allein in den Vordergrund tritt — die Wuth, nichts zu haben, um weiter zu spielen, peinigt ihn noch mehr und weckt den ersten Ausdruck der Verzweiflung. Niemand sprach ein Wort, während Alexei seinen übrigens sehr unbedeutenden Gewinn in die Tasche steckte und Barkowski mit stierem Blick und blaß wie eine Leiche die ihm in der Hand gebliebenen Karten krampfhaft zusammenpreßte.

Alexei stand dem unglücklichen Spieler einen Augenblick schweigend gegenüber; dann sagte er: „Barkowski, ich habe viel Geld in meinem Gürtel, fahre fort, es ist noch manches Dein, was Goldes werth ist!“

Barkowski sah sich unwillkürlich um, als suchte er nach irgend einem Gegenstande, der die verlorenen Dukaten wieder in seinen Besitz bringen könnte; aber der bedeutend abgenutzte Reitermantel, der hinter ihm neben seinem Säbel am Boden lag, war Alles, was er besaß; sogar der Gaul, der ihn während der kaum verklungenen Schlacht getragen, war nicht mehr sein.

Alexei verstand den Blick des Verzweifelnden. „Deine Frau!“ rief er nach einer Pause.

Barkowski war in der That vermält; auf einer Reise, die er kurz vor dem Feldzuge gemacht, hatte er in Frankreich die Tochter eines Gärtners kennen gelernt und geheirathet. Die junge Französin, Adele Grenier, war ihrem Gatten nicht nur nach Rußland, sondern bei dem Ausbruch des Krieges auch nach Polen gefolgt. Mit festem Vertrauen auf die Unbesiegbarkeit der russischen Waffen hatte sie in einem elenden, mit Matten gedeckten Fuhrwerk alle die langen Märsche mitgemacht und war auch am 10. Oktober dem Schlachtfelde so nahe gewesen, daß sie bald nach eingebrochener Dunkelheit Maciejowice erreichen konnte.

„Adele Grenier war ein schönes Weib“, sagen noch heute die alten Leute, die sie, wenn auch nicht in ihrer Jugend, so doch wenigstens in einer Zeit gekannt haben, wo sie noch nicht ganz verblichen war. Das ist aber auch Alles, was sich über ihr Aeußeres sagen läßt; kein Maler hat die Züge dieser schönen Französin verewigt. Nur ihrer großen schwarzen Augen, die der Tod erst vor einigen Jahren geschlossen, erinnern sich noch Viele.

„Deine Frau!“ wiederholte Alexei Petrowitsch.

Barkowski besann sich, aber nicht lange. Das Weib, das er aus leidenschaftlicher Liebe geheirathet, das ihm vor wenigen Monaten einen im Innern Rußlands zurückgelassenen Sohn geboren, war ihm weniger werth, als die Gelegenheit, wieder zu erlangen, was ihm die Laune des Spiels genommen, und es begann unter lärmender Theilnahme der Kameraden ein Handeln um den Preis des einzusetzenden Kleinods. Barkowski wollte in der ersten Hitze keine Karte anrühren, bevor sein Gegner nicht 20,000 Rubel auf den Tisch gelegt, aber er ließ allmälig ab von seiner Forderung, und die Spieler bestimmten endlich die Summe von 12,000 Rubeln. Eine einzige Karte soll entscheiden.

Alexei warf eine Dame auf den Tisch. Barkowski mischte langsam sein Spiel und zog noch langsamer eine Karte nach der andern ab — die Dame fiel links — seine Frau war verloren!

Deutsches Turnerlied.

Bei Leipzig unter Donner der Kanonen
Ist wiederum nach dunkler Grabesnacht,
Getauft vom Schweiß und Blut der Nationen,
Das deutsche Volk vom Todesschlaf erwacht.
:,: Um's Leben rang dort mit Napoleon, :,:
:,: Die auferstandne deutsche Nation! :,:

Die Erde mußte bis zum Grund erzittern
Bei der Geschütze höllischer Musik;
Es mußt' der Garden eherner Keil zersplittern,
Er prallt an deutscher Heldenbrust zurück.
:,: Zurück wirft Bataillon auf Bataillon :,:
:,: Im Vorwärtsmarsch die deutsche Nation. :,:

Was klagt ihr Geister in den dunklen Lüften,
Daß ihr für uns umsonst gefallen seid?
Wir knieen hier an euren Todesgrüften
Und schwören einen dreimal heil'gen Eid.
:,: Es schwöre mit uns jeder deutsche Sohn :,:
:,: Treu bis zum Tod der deutschen Nation! :,:

Wir wollen hoch die deutsche Fahne tragen
Und fest sie halten mit der Eisenhand;
Es sollen in uns heiß die Herzen schlagen
Für's Vaterland, für's theure Vaterland.
:,: Der Jubelruf schwell' an zum Donnerton, :,:
:,: Es lebe hoch die deutsche Nation! :,:

Julius Mosen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: N. Sandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 66. Mittwoch den 19. August 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Halbtodt vor Schreck ging Justine die Treppe hinunter, und der festen Meinung, das Haus von Räubern umzingelt zu sehen, fragte sie mit zitternder Stimme:

„Wer ist's? Was wollt ihr?"

Der Doktor gab sich zu erkennen.

Justine stieß einen Schrei der Freude aus und öffnete. Mr. Leroyer stürzte die Treppe hinauf.

Ein Schuß ging los.

Ohne daran zu denken, daß er einem wahrscheinlichen Tode entgegengehe, daß die Räuber auch ihn nicht verschonen würden, übersprang er die paar letzten Stufen, flog durch das erste Zimmer und riß die Thüre, welche nach Esthers Zimmer führte, mit allem Ungestüme auf.

Was sich seinen erstaunten Blicken zeigte, wissen wir bereits.

Was war mittlerweile aus Georg de la Tour-Vaudieu und Claudia Varni geworden?

Kaum hatten die beiden Mitschuldigen die Erde berührt, als Claudia mit leiser, aber gebieterischer Stimme dem Marquis befahl, ihr die Leiter umwerfen zu helfen, was auch augenblicklich und ohne viel Lärm geschah.

„Jetzt komm", sagte sie, indem sie Georg beim Arme packte und ihn, der aller physischen und moralischen Kraft bar schien, mit sich fortschleppte.

„Was willst du mit mir beginnen?" fragte dieser.

„Dich fortführen — mit dir fliehen! . . ."

„Fliehen!" wiederholte Georg, wozu? — was immer wir auch unternehmen, sind wir verloren."

Claudia zuckte mit den Achseln und blickte den Marquis verächtlich an.

Einen Augenblick tauchte in ihr der Gedanke auf, ihn seinem Schicksale zu überlassen. Aber ihn verlassen, schien, sich selbst in's Verderben stürzen, denn sie kannte den Marquis, sie wußte im vorhinein, daß, wäre er einmal in den Händen der Gerechtigkeit, er auch damit anfangen würde, seine Mitschuldige zu verrathen.

Sie mußte ihn also aus Egoismus retten; aber um das zu bewerkstelligen, mußte sie ihn erst überzeugen, sie mußte über seinen passiven Widerstand triumphiren, welchen er allen Bemühungen entgegensetzen zu wollen schien.

Ohne Zweifel litt Georg noch in Folge eines zu langen Drosselns an einem momentanen Stumpfsinne. Das war es eben, was die Aufgabe Claudia's so schwierig machte. Es galt jetzt schnell zu handeln, denn von einem Augenblicke zum anderen konnte man in den Garten kommen.

Claudia erhob sich auf die Fußspitzen, indem sie sich mit beiden Händen auf Georgs Achseln stützte und sagte ihm mit einer Betonung, welche keine Widerrede zuließ, leise in's Ohr:

„Komm, ich will es! Hörst du, Georg, ich will es!"

Der Marquis antwortete nicht, er rührte sich nicht, es schien, als hörte er sie gar nicht.

Claudia stampfte mit den Füßen vor Wuth.

„Nun", sagte sie zu sich selbst, „da es nun einmal sein muß, so greifen wir zu den äußersten Mitteln — wenn er dann noch widersteht, dann desto schlimmer für ihn. In dieser Welt ist sich jeder der nächste."

Entschlossen, zu diesen äußersten Mitteln zu schreiten, zog sie aus der Tasche eine kleine Pistole, ähnlich jener, welche sie gegen Esther abgefeuert.

Sie erhob das Mordgewehr und setzte die Mündung an Georgs Schläfe.

„Folge mir!" flüsterte sie ihm zähneknirschend zu, „folge mir ohne Verzug, wenn nicht, so erschieße ich dich, so wahr ich Claudia heiße."

Mr. de la Tour-Vaudieu erbebte unter der Berührung des kalten Eisens. Die Drohworte Claudia's lösten den Zauber, der seine Sinne umfangen hielt. Er wehrte die Mündung des Pistolenlaufes von sich ab und sagte:

„Ich folge dir ja schon.... erschieße mich nur nicht."

„Claudia steckte die Pistole wieder in die Tasche, nahm den Marquis bei der Hand und zog ihn gegen jene Stelle der Gartenmauer, welche der Villa gegenüberlag.

Die Ersteigung war eine ganz leichte, da die Treillage, an welcher sich die Weinstöcke und die Aprikosen- und Pfirsichbäume hinaufzogen, schon an und für sich eine Art Leiter bildeten.

Claudia war die erste auf der Mauer und reichte dem Marquis die Hand, um ihm bei Ersteigung derselben behilflich zu sein.

Einen Augenblick später und beide waren über der Mauer und in ihrer Behausung, deren Thüre sie hinter sich absperrten. Claudia machte Licht und zündete eine Kerze an und warf einen forschenden Blick auf Georg.

Digitized by Google

Dieser war entsetzlich anzusehen.

Unter der Decke von Ruß, welche sein Gesicht überzog, konnte man ganz gut die Todtenblässe erkennen, welche seine Wangen bedeckte. Seine Augen hatten einen verstörten Ausdruck. Am Halse waren violette Eindrücke zu sehen, welche allenfalls mit jenen Striemen zu vergleichen gewesen wären, welche der Strick an dem Halse eines Gehenkten zurückläßt.

„Ah! — mein lieber Marquis", — dachte sie, — „dieses Collier wirst du wohl, so lange du lebst, mit dir herumtragen müssen. Ich fürchte sehr — es werde dir einmal sehr unangenehm sein."

Georg griff mit der Hand nach seinem Halse.

„Fühlst du einen Schmerz?" fragte Claudia.

„Ja, mir ist, als ob mich Jemand würgte."

„Das wird sich schon wieder verlieren."

„Die Ohren klingen mir . . . . ich sehe doppelt . . . mein ganzer Körper ist wie zerschlagen."

Claudia wendete sich gegen den Tisch, auf welchem unter mehreren Flaschen Bordeaux und Champagner auch eine Bouteille Madeira stand.

Claudia entkorkte die Bouteille, füllte ein Glas an und reichte es dem Marquis, der es auf einen Zug leerte.

Kurz darauf verschwanden die Symptome der Hinfälligkeit und die Todtenblässe seiner Wangen wich einer leichten Röthe.

„Fühlst du dich jetzt wohler?" fragte Claudia.

„Ja, viel wohler, ich fange wieder an, aufzuleben."

Ein zweites Glas brachte Mr. de la Tour-Vaudieu wieder ganz zu sich, er erhob sich von seinem Stuhle und sagte:

„Ah, auf Ehre, der Madeira ist nicht nur ein göttliches Getränk, er ist auch ein Wundermittel ersten Ranges. Jetzt bin ich wieder vollkommen hergestellt, jetzt bin ich wieder ich selbst; vor einer Viertelstunde war ich — aufrichtig gestanden — nicht viel werth."

„Glaubst du etwa, mir damit etwas Neues zu sagen?" entgegnete Claudia mit ironischem Lächeln.

„Mir scheint", fuhr der Marquis fort, „im Garten der Villa, gleich nach unserer unglückseligen Expedition, wolltest du mir ja eine Kugel durch den Kopf jagen."

„Mir will es auch so dünken", erwiderte die Gefragte.

„Und du hättest es wirklich gethan?"

„Ohne Anstand."

„Wie, du hättest mich erschossen?"

„Ja wohl."

„Das wäre ja entsetzlich gewesen!"

„Aber nothwendig."

„Wie so?"

„Um dich vor dem Schaffot zu retten. Du weigertest dich hartnäckig, mir zu folgen. Besser, der Justiz einen Leichnam hinzugeben, als den Marquis de la Tour-Vaudieu dem Henker auszuliefern. Um jeden Preis mußtest du gerettet oder todt sein — und siehe da, es ist mir gelungen, dich gerettet vor mir zu sehen."

„Gerettet", wiederholte Georg ganz kleinlaut, indem er sich wieder in seinen Stuhl zurückwarf, „gerettet — und bist du dessen auch gewiß?"

„Ja."

„Und doch hat man mich gesehen."

„Wer hat dich gesehen? ein paar Frauen, deren eine bereits todt sein mag, und welche, angenommen, daß sie noch lebt, dich nicht erkannt haben konnte, da du verkleidet warst und ich dein Gesicht ganz unkenntlich gemacht hatte. Dann vergesse nicht, daß der Schmuck der Madame Amadis auf dem Fußboden des Zimmers zerstreut wird gefunden worden sein, was zu Genüge beweist, daß die Eindringlinge keinen andern Zweck hatten, als zu stehlen . . ."

„Ganz richtig, aber man wird die Diebe suchen . . . ."

„Was liegt uns daran, wenn man sie nicht findet?"

„Man wird dieses Haus durchsuchen . . ."

„Ja, morgen vielleicht, aber in zehn Minuten sind wir nicht mehr da . . ."

„Wo werden wir denn sein?"

„Im „weißen Roß" in unsern respektiven Zimmern."

Georg fuhr zusammen.

„Unglückselige", rief er aus, „willst du uns verderben?"

„Wie verderben?"

„Eine halbe Stunde nach dem, was vorgefallen ist, in's Gasthaus zurückkommen, das heißt ja uns selbst angeben . . ."

Wie so oft, zuckte Claudia auch diesmal mitleidsvoll mit den Achseln.

„Ich sage dir ein für allemal, beunruhige dich nicht. Was dich so sehr erschreckt, wird uns ein unbestreitbares Alibi abgeben."

„Das verstehe ich nicht."

„Ah, du brauchst es auch nicht zu verstehen", entgegnete Claudia. „Ich habe einen Plan."

„Wenn du einen Plan hast, desto besser. Aber um's Himmels willen, führen wir ihn in's Werk, verlieren wir keinen Augenblick."

Claudia lachte ihm unwillkürlich in's Gesicht.

„Mäßige deinen Eifer", sagte sie, „bevor wir diese Hütte verlassen, müssen wir noch andere Vorsichtsmaßregeln treffen."

„Welche?"

„Vorerst müssen wir die Blouse und die Kappe verbrennen. . ."

„Da sind sie, aber nur schnell!"

Claudia warf auf die Gluth im Kamin einiges Reisig, welches der frühere Inwohner zurückgelassen hatte, und bald loderte die Flamme in die Höhe. Blouse und Kappe wurden hineingeworfen.

„Jetzt", fuhr sie fort, „wasche dein Gesicht, aber mit aller Sorgfalt. Ein kleiner Rußfleck würde genügen, uns zu verrathen."

„Wir haben aber keinen Tropfen Wasser im Zimmer."

„Nimm den Champagnerwein."

„Prächtige Idee!"

Der Marquis öffnete eine Bouteille und badete Gesicht und Hände in dem schäumenden Wein. Nachdem die Waschung vorüber und sein Gesicht die ursprüngliche Weiße wieder erlangt hatte, fragte er:

„Und jetzt?"

„Zerbrechen wir alle anderen Flaschen und vergraben wir im Keller alle Leckerbissen, die wir nicht mehr brauchen, und deren Auffinden in diesem Hause leicht den Verdacht von der falschen Fährte ablenken könnte. . ."

Das war auch mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit geschehen.

„Das Opernglas und das Karton, welches meine Kleider enthält, sind oben geblieben," sagte Claudia, „ich werde sie herunterholen, und dann fort."

„Ich gehe mit Dir," rief Georg.

Digitized by Google

„Oho! Das sieht ja beinahe aus, als ob Du Dich fürchtetest, allein zu bleiben."

„O nein," erwiderte der Marquis nicht ohne einige Verlegenheit, „ich möchte nur noch einen Blick hinüber in die Villa werfen."

„So komm!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines russischen Bojaren.

II.

Ob die Sache zu Szenen zwischen Mann und Weib Anlaß gegeben, wissen wir nicht, und kennen nur das überraschende Resultat: Adele ging wirklich in den Besitz des Gewinners über! — Die damaligen Zustände, besonders im Kreise zügellos roher Offiziere, mögen freilich schlimm genug gewesen sein: wir können aber nicht annehmen, daß es der jungen Frau durchaus unmöglich gewesen wäre, Schutz gegen die Eigenmächtigkeit ihres Gatten und Alexei's zu finden, wenn sie ihn gesucht hätte. Wir müssen vielmehr glauben, daß Alexei Petrowitsch, obgleich damals schon gegen fünfzig Jahre alt, der Französin nicht unbedeutend angenehmer erschienen, als der Mann, der sie ihrer Heimath entführt. Ueber den kitzlichen Punkt des kirchlichen Segens mochte sie als Kind der französischen Revolution ebenfalls sehr liberale Ideen hegen; genug, das Spiel hatte entschieden, Alexei behielt sein Geld und den gewonnenen 12,000 Rubel werthen Schatz. Barkowski tritt ab von der Szene; es ist nie wieder etwas von ihm zu hören gewesen.

Schon am folgenden Tage wurde Adele unter dem Schutze zahlreicher Diener auf ein im Gouvernement Poltawa gelegenes Gut geschickt. Alexei versprach zu folgen, sobald er sich von seinen Dienstverhältnissen würde losgemacht haben.

Was wir bis jetzt von dem Helden dieser Skizze gelesen, bietet uns noch wenig von dem Typus, den ich zu charakterisiren beabsichtige. Erst jetzt tritt Alexei als wahrer Bojare der damaligen Zeit auf. Der Landsitz Brolna, an der großen Straße, die von Poltawa nach Kiew führt, ist der Schauplatz, den wir betreten.

Hart an der Landstraße liegt das Wohnhaus, ein langes hölzernes Gebäude mit niedrigen Fenstern und niedrigen Zimmern. Diese sind ohne allen Plan aneinander gereiht und die Anfahrt mit den ausgetretenen Stufen befindet sich an einer Ecke. Das Ganze machte einen höchst unbehaglichen Eindruck, und die Möbel, von denen sich noch manche vorfinden, waren durchaus nicht geeignet, den Gedanken an Komfort aufkommen zu lassen. Lange, mit Kuhhaaren spärlich gepolsterte Bänke standen an den Wänden.

Mit mehr Sorgfalt als die übrigen war das Schlafgemach eingerichtet. Hier fanden sich einzelne Gegenstände vor, die der verfeinerte Luxus des Westens zum Bedürfniß gemacht, und ein dicker Teppich bedeckte den Fußboden. Zwei Gefährtinnen mußten stets Alexei Gesellschaft leisten, er spielte jeden Abend Schach mit ihnen und prügelte sie, wenn er gewann, um das Verständniß des sinnreichen Spiels so schnell als möglich zu entwickeln.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährte der Hof an der Rückseite des Hauses. An zwei Seiten eines großen Rasenplatzes standen in geringer Entfernung von einander eine Menge kleiner Häuschen, jedes durch einen schmalen Gang in zwei Hälften getheilt, jede Hälfte von zwei weiblichen Wesen bewohnt. Die geselligen Gewohnheiten des Hausherrn erklären hinlänglich, warum er seine weibliche Umgebung so zahlreich als möglich machte. Die Begabung für das Schachspiel ist nicht jedem Geiste in gleichem Maße eigen. Das Rekrutiren für den Kreis blühender Gestalten war nicht schwer. Alexei Petrowitsch hatte freie Wahl unter den Weibern und Töchtern der Leibeigenen auf seinen Gütern, und Väter und Mütter mußten schweigend dulden, was sie nicht hindern konnten!

Die dritte Seite des Hofes, an dem wir die kleinen Häuschen gesehen, nahm ein Gebäude ein, das die Frauenwelt in Brolna täglich mit den Verwünschungen der Verzweiflung überhäufte. Heute steht eine Kirche an der Stelle, noch vor dreißig Jahren war es ein Theater. Nur ein weiblicher Fuß durfte die Bühne betreten. Liebhaber und edle Väter durften nur von Frauenzimmern dargestellt werden; bis auf den Lampenputzer hinab war keine männliche Seele bei dem Kunstinstitut. Das Ballet spielte freilich die Hauptrolle im Repertoire, aber auch Dramen und Trauerspiele wurden aufgeführt. Wenn man bedenkt, daß es Töchter der umliegenden Dörfer waren, die zu Tänzerinnen und Schauspielerinnen herangebildet werden mußten, daß keine zu lesen verstand, daß also die Rollen nur durch unaufhörliches Vorlesen und mit der Peitsche in der Hand dem rebellischen Gedächtniß einzuverleiben waren, so ergibt eine jede Vorstellung eine solche Masse von Mißhandlungen, daß man nicht begreifen kann, wie die armen Wesen noch im Stande waren, Liebe und Zärtlichkeit, sei es in Worten oder Battements, auf den Brettern nachzuäffen. Wie groß die Furcht vor dem Gebieter gewesen sein muß, beweist unter Anderm das Faktum, daß das letzte vor ein paar Jahren zufällig entdeckte Mitglied der Schauspielertruppe, Jungfer Sachartschenka, die ihrem eigenen Ausdrucke nach als Kind die Amours gespielt, vor dem Porträt ihres seit mehr als fünfundzwanzig Jahren todten Herrn mit dem Ausruf „Alexei Petrowitsch!" in tiefe Ohnmacht sank.

Nicht nur auf der Bühne durfte kein Mann erscheinen, auch in den herrschaftlichen Gemächern wurde nur weibliche Bedienung geduldet. Während die weniger begabten und mit der großherrlichen Gunst bedachten Frauen in ihrer ursprünglichen Bauerntracht, in Sarafan und Kakoschnik, einhergingen, bildeten die vom Himmel mit einem besonders glücklichen Aeußern begabten das eigentliche Hofgesinde und wurden zu diesem Ende in die glänzende Tracht der Diener Ludwig's XIV. gesteckt. Man denke sich die russischen Bauernweiber mit gepudertem Haar als Kammerdiener, Läufer und Pagen! Es ist kaum zu glauben, daß in einer uns so naheliegenden Zeit so etwas möglich gewesen, und doch erzähle ich die buchstäbliche Wahrheit. Die Zahl der Dienenden soll oft auf hundert gestiegen sein.

Schon während seiner Dienstzeit in der Residenz hatte Alexei Petrowitsch jährlich einige Monate auf diesem Landsitze zugebracht. Daß Agrippina das Treiben daselbst mit ihrer Würde unvereinbar fand, ist nicht zu verwundern; merkwürdiger erscheint uns, daß sie ihren rücksichtslosen Gatten erst vor dem Beginn des Marsches verließ und sich in Poltawa einmiethete.

Wie der unglücklichen Adele Grenier-Barkowski zu Muthe sein mußte, als sie nach Brolna kam, können wir uns leicht vorstellen. Alexei mochte sie unwiderstehlich an-

Digitized by Google

gezogen haben durch sein offenes, liebenswürdiges Wesen und die eiserne Energie, welche in jeder seiner Bewegungen lag; hier wurde es ihr sehr schwer gemacht, den Mann zu achten, den sie liebte; nicht das allein, was sie vor Augen sah, war enttäuschend, es kamen allmälig noch andere Dinge hinzu, welche ihr den Aufenthalt im Hause verleiden mußten.

Wenn Alexei während des Krieges sich am Tage tapfer herumgeschlagen, so benützte er die Nacht zu weiten Streifzügen in Begleitung einiger Getreuen und betrachtete als gute Prise, was er auf entlegenen Schlössern und Landsitzen erbeuten konnte. Die kostbare Sammlung von Goldmünzen und die guten Bilder, welche er hinterlassen, sind die Frucht dieser vortheilhaften Spekulationen. Wie viel er an Geld auf solche Weise heimgebracht, ist natürlich unbekannt; er sprach nie von seinen Geschäften, und verbrannte sogar in späteren Jahren bisweilen kleinere und größere Päckchen von Kassenbillets, um seinen muthmaßlichen Erben die Vorausberechnung des Nachlasses zu erschweren, wie er behauptete.

Seine Leibeigenen betrachtete er natürlich als ein Eigenthum, mit welchem er rücksichtslos schalten und walten konnte. So lange die Sonne am Himmel stand, mußten sie für ihn arbeiten mit Weib und Kind. „Der Tag ist mein, die Nacht ist euer", sagte der Herr, und die Weisung war verstanden worden. Brolna ist ein Hügelland; bergauf, bergab zieht sich die Landstraße durch dichte Wälder, und wie heute schleppten sich auch damals lange Züge waarenbeladener Karren zwischen Poltawa und Kiew. Aber wenn sie heute gefahrlos ihren Weg verfolgen, so war es damals anders. Die Nacht gehörte nach des Herrn Ausspruch den Bauern von Brolna, und wehe dem Handelsmann oder Reisenden, welcher sich bei einbrechender Dunkelheit auf ihrem Revier erjagen ließ! Uebertrieben ist vielleicht, daß Alexei sich von jedem seiner Unterthanen für eine mondhelle Nacht einen, für eine rabenschwarze zwei Rubel zahlen ließ; that er es aber nicht, so ist schon das Gerücht davon bezeichnend genug und beweist jedenfalls, daß einer oder der andere seiner Zeitgenossen diese Einnahmequelle nicht verschmähte.

Von offenkundigen Räubern also war die junge Französin umgeben, und selten verging eine Woche, ohne ihr die grauenerregenden Einzelheiten eines Mordes zuzutragen. Doch brauchte ihre Phantasie sich nicht in den Wald hinaus zu wagen, um zurückzuschrecken. Auch in ihrer Nähe ging manches Empörende vor.

Wie Alexei seine Damenwelt abwechselnd liebte und prügelte, habe ich schon angedeutet. Mit den Männern wurden die Strafen ernster genommen: wenn die Folterwerkzeuge der Peitsche und Knute nicht mehr helfen wollten, so wurde der Delinquent auf ein eisernes Pferd mit scharfem Rücken gesetzt, da blieb er, mit Gewichten an beiden Beinen, sitzen bis zur völligen Ohnmacht, und erwachte in Ketten. Das Heulen und Winseln ertönte dann bis weit in das Dorf hinaus, und man ließ den Menschen heulen zur Warnung für die Uebrigen. Das eiserne Pferd existirt noch in Brolna als Andenken an den strengen Gebieter; anatomische Korrektheit hat der Künstler bei Verfertigung desselben nicht im Auge gehabt, aber ein solider Gaul ist es, bei dessen Anblick man Gott dankt, daß die Zeiten anders geworden in Rußland.

In einem solchen Treiben schwanden die Jahre in Brolna, und das Alter schien keine Macht zu haben über Alexei. Und sonderbarer Weise erhielt sich auch seine Umgebung in Kraft und Gesundheit trotz der angreifenden Lebensart. Daß die Leute im Dorf bei dem Anblick des nicht zu erschütternden Knochenbaues ihres alten Herrn von einem Bündniß mit dem Bösen munkelten, ist bei solchen Umständen nicht auffallend; aber auch seine nächste Umgebung war nicht frei von diesem Glauben. Wie wäre sonst zu erklären gewesen, warum Alexei Petrowitsch jährlich vom 1. bis 31. Mai nicht nur selbst an jedem Morgen auf nüchternen Magen eine Eidechse verschluckte, sondern auch das ganze Hauswesen zwang, dasselbe zu thun? Einer kleinen grünen Eidechse, deren zoologische Bezeichnung ich nicht näher anzugeben weiß, wurden die Beine, der Kopf und der Schwanz abgehauen und ohne alle sonstige Zubereitung verschluckten die Bewohner von Brolna den Körper auf einem Stückchen Brod. — Es wäre nicht uninteressant, die möglichen Erfolge einer solchen Frühlingskur ärztlich beleuchtet zu sehen; seiner eigenen Inspiration folgte Alexei bei dem ekelhaften Frühstück gewiß nicht, und das Faktum führt vielleicht zu der Entdeckung, daß der Genuß der Eidechse dem Menschen noch im hohen Alter die Möglichkeit erhält — Schach zu spielen.

Adele widerstand eine lange Reihe von Jahren dem enttäuschenden Einfluß des täglichen Umgangs mit Alexei. Erst als ihre Reize völlig verblüht waren und sie sich unwiderbringlich verdrängt sah, zog sie sich in ein kleines, einsam im Parke gelegenes Häuschen zurück, wo sie mit ihren beiden Töchtern und ihrem Vater lebte, der bald nach ihrer Ankunft in Brolna Gärtner auf dem Gute geworden war.

1832 wurde Alexei fünf und achtzig Jahre alt.

Eine Bäuerin aus dem Dorfe Brolna, Marina, ein Weib von wunderbarer Schönheit, war in der letzten Zeit die Hauptperson im Hause geworden.

Als sie am 11. Februar erwachte, fand sie Alexei in glühender Fieberhitze.

„Alexei", sagte Marina zögernd, „deine Krankheit ist böse. Denke an den lieben Gott."

„Geh' zum Teufel!" war die Antwort.

„Denke an den lieben Gott und unsern Heiland", fuhr sie fort. „Ich werde den Geistlichen mit den Sakramenten holen lassen."

Der Kranke richtete sich hoch auf und stierte sie an. Die in ihm kochende Wuth ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Wirst du wieder gesund, so hat deine Seele ihren Vortheil davon; stirbst du aber, so rettet dich das Abendmahl vom ewigen Tode!" sprach Marina leise weiter.

Alexei sprang aus dem Bett, noch immer keines Lautes fähig. Wie im Wahnsinn griff er nach einem eisenbeschlagenen Knüttel, der in einer Ecke stand, und holte mächtig aus, um seine Pflegerin zu Boden zu schmettern. Doch in demselben Augenblick machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende.

Es bedarf wohl keiner weiteren Betrachtungen über den Mann, aus dessen Leben ich einzelne Scenen flüchtig zu zeichnen versucht. Aehnliche Beispiele hat es viele gegeben, vielleicht mit anderen Gewohnheiten, einer anderen Lebensweise, aber mit denselben Anschauungen in Betreff des Eigenthumsrechtes des Menschen auf den Menschen. Und Alexei war noch nicht einer von den Schlimmsten.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: N. Vanborf.

Digitized by Google

Würzb. Ztg. Mnemosyne

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 67. Sonntag den 23. August 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Die beiden Mitschuldigen gingen nach dem kleinen Zimmer im ersten Stock, welches ihnen als Observatorium gedient hatte; das Licht ließen sie aber im Erdgeschosse, denn der mindeste Lichtschein hätte sie verrathen können.

Das Fenster in Esthers Zimmer war erleuchtet wie früher.

Claudia tappte im Finsteen nach dem Glase, nahm es zur Hand und richtete es nach dem Schauplatze der greulichen Szene, welche wir eben beschrieben.

„Nun,“ fragte Georg, „was geschieht da drüben?“

„Alles scheint ruhig. Wenn ich nicht genau das eingedrückte Fenster und die Unordnung im Zimmer sehen würde, müßte ich glauben, wir haben Beide geträumt.“

„Lebt Esther oder ist sie todt?“

„Das kann ich nicht sagen, die Bettvorhänge verbergen sie mir vollkommen.“

„Und das Kind?“

„Ist nicht mehr da.“

„Der Doktor?“

„Sitzt ganz traurig neben dem Bette.“

„Und die dicke Amadis?“

„Verschwunden ... Kurz, nichts Interessantes, nichts Neues. Es hält uns hier nichts mehr zurück, also nimm mein Karton und suchen wir das Weite. Wir müssen im Gasthause sein, bevor Dein Bruder zueückkommt. Ohne Zweifel wird er auf den Flügeln des Windes wieder zurückeilen.“

„Also fort“, wiederholte der Marquis.

Beide gingen die Treppe heeunter.

Noch einmal vergewisseeten sie sich, daß jede Spur ihrer flüchtigen Gegenwart in diesem Hause verwischt war. Mit aller Sorgfalt schlossen sie die Hausthür hinter sich ab, sahen sich nach allen Seiten um, horchten, ob sich nicht etwas hören ließ, und nachdem sie ihrer Sache sicher zu sein glaubten, schlugen sie den Weg ein nach dem Gasthause zum „weißen Roß.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

So klein auch die Entfernung zwischen der Hütte und dem „weißen Roß“ war, so vergingen doch zehn Minuten, bevor Georg und Claudia an das Thoe des Gasthauses kamen, so vorsichtig bewerkstelligten sie ihren Rückzug.

Dort angelangt, blieb der Marquis stehen.

„Wie werden wie aber jetzt hineinkommen?“ feagte er mit leiser Stimme.

„Ganz einfach — duech's Hausthoe“, antwortete Claudia.

„Wer aber wird uns öffnen“, fuhr Georg fort. „Wenn wir anläuten oder anklopfen, wecken wir das ganze Haus auf, und wenn du nicht einen Nachschlüssel bei die hast, woran ich sehr zweifle, so sehe ich nicht ein, wie wie uns aus dieser Verlegenheit ziehen werden. . .“

Anstatt aller Antwoet ging Claudia an das Thor heran, und ein Flügel des Thores öffnete sich sogleich unter dem Drucke ihrer Hand.

Man wird sich wohl erinnern, daß Claudia sich in den Hof geschlichen hatte, um die Blouse und die Kappe aus dem Schoppen zu holen, und daß sie, nachdem Siegmund fortgeritten war, und der Hausknecht das Thor hinter ihm von innen zugeriegelt hatte, den Moment, als dieser wieder nach dem Hofe zurückging, benützte, um den Riegel aufzuschieben, und dann wieder entwischte. Der Thorflügel blieb also nur zugelehnt.

„Du siehst . . .“, flüsterte sie dem Marquis in's Ohr.

„Ich wußte nicht . . . ich glaubte . .“

„Nichts glauben. Wenn du nichts weißt, so zweifle wenigstens nicht an mir und meiner Findigkeit.“

Während dieses kurzen Gespräches waren sie in den Hof geteeten, nachdem sie früher das Thor wieder von innen verriegelt hatten.

Nachdem das geschehen war, öffneten sie mit aller Vorsicht die Thüre des Gastzimmers. Abwechselnd veesah entweder Denis oder eine Magd den Nachtdienst, und schlief in diesem Zimmer in einem großen Armstuhl.

Die Reihe für diese Nacht war an Denis. Er schlief so fest, als ob er in einem Bette läge und schnarchte, daß man ihn schon vor der Thür hören konnte.

Georg und Claudia gingen an ihm vorüber, ohne seine Ruhe zu stören.

Eine kleine Lampe verbreitete ein schwaches Licht.

Beim Schein dieser Lampe nahm der Marquis eine Kerze vom Kamine und die Schlüssel zu Nr. 1 und 2.

Gefolgt von Claudia, ging er mit aller Vorsicht die Treppe hinauf, um ja kein Geräusch zu machen, und so standen, unbemerkt und ungehöet, die beiden Mitschuldigen an der Thüre Nr. 2, öffneten und traten ein.

Erschöpft von den Anstrengungen dieser schauerlichen Nacht, warf sich Claudia auf ein Ruhebett, während Georg Licht machte.

Digitized by Google

„Nun, mein theurer Freund", fragte sie, „begreifst du nun, daß, was auch immer geschehen mag, verstehe mich wohl, was auch immer geschehen mag (und sie legte auf diese fünf Worte eine besondere Betonung), wir nichts zu fürchten haben."

„Ich begreife es halb und halb."

„Halb und halb, das ist nicht genug, du mußt es ganz begreifen, denn sonst muß ich von einem Augenblick zum anderen fürchten, dich wieder in deine früheren Bedenken und Befürchtungen zurückfallen zu sehen . . . Höre mich also an."

„So rede, ich bin ganz Ohr."

„Ich muß vor Allem bemerken, daß mein Raisonnement ganz unangreifbar ist, und daß die Justiz selbst sich daran die Zähne ausbeißen würde, wenn sie es sich einfallen ließe, dagegen zu Felde ziehen zu wollen. Du wirst gleich hören... Im Augenblicke, als dein Bruder die Villa verließ, war Alles ganz ruhig in Esthers Zimmer."

„Ganz richtig."

„Der Herzog hat seine Maitresse und seinen Bastard verlassen und kam direkt hierher in's Gasthaus."

„Das wußte ich nicht."

„Nun gut, jetzt sage ich's dir. Er kam hierher, um von hier weg nach Paris zu reiten. Unmittelbar nach seiner Abreise verriegelte Denis das Hausthor, den einzigen Ausgang, dann ging er zurück und schlief wieder ein."

„Was soll daraus folgen?" fragte Georg.

„Das . . . die Thüre ist jetzt wieder verriegelt, wie sie es war, — daher konnte sie von außen nicht geöffnet werden — sie blieb also immer zu. — Alle Leute, die sich in diesem Augenblicke im Gasthause befinden, waren schon da, als der Herzog fortritt; — wir befinden uns im Hause; — also konnten wir nicht eins der Fenster der Villa ersteigen — unser Alibi ist daher bewiesen, und Niemand kann uns verantwortlich machen für das, was eben geschehen. — Was hälst du von diesen Folgerungen?"

„Sie scheinen mir ganz stichhaltig, unbezweifelbar ..."

„Sie sind logisch — das Wort sagt Alles."

„In Betreff des Alibi fällt mir etwas ein."

„Was?"

„Wäre es nicht angezeigt, den Hausknecht wissen zu machen, daß wir zu Hause sind . . ."

„Ohne Zweifel — daran habe ich auch schon gedacht — aber der rechte Augenblick ist noch nicht gekommen."

„Was machen wir aber weiter?"

„Warten. — Geh' auf dein Zimmer und lege dich zu Bett . . ."

„Ich mich niederlegen!" rief Georg aus, — „wohin denkst du?"

„Das ist unerläßlich — ich werde dasselbe thun."

„Aber warum?"

„Auf daß unsere Betten authentisch und notorisch Zeugenschaft ablegen, daß wir darin geschlafen haben."

„Jetzt verstehe ich", und Georg öffnete die Thür, welche die beiden Zimmer trennte, und in einigen Minuten rief er schon heraus:

„Ich liege! . . ."

„Schon gut, jetzt schlafe, wenn du willst oder wenn du kannst — ich werde dich schon aufwecken, wenn es Zeit sein wird."

Ein paar Stunden verstrichen. Lautlose Stille herrschte in und außer dem Hause.

Plötzlich setzte sich Claudia, welche, wie wohl begreiflich, nicht eine Anmahnung vom Schlaf verspürte, im Bette auf und horchte. Es war ihr, als hörte sie ein dumpfes Rollen wie das Echo eines fernen Donners.

Sie bog sich vor und verdoppelte ihre Aufmerksamkeit. Bald gewann sie die Gewißheit, daß sie sich nicht getäuscht habe.

Das dumpfe Gerolle näherte sich von Sekunde zu Sekunde, und nicht lange, so konnte sie sich genaue Rechenschaft von dem geben, was sie hörte.

Die Hufe mehrerer Pferde ließen sich auf dem harten Pflaster vernehmen, das Rollen eines Wagens wurde deutlich, Schellengeläute erklang durch die Stille der Nacht, Peitschengeknall trieb die Thiere zum schnelleren Laufe an. Ein Wagen kam herangerollt.

„Was soll das bedeuten?" fragte sich Claudia. „Ich fange an, selbst nicht mehr zu begreifen."

Sie warf nun schnell den schwarzsammtenen Schlafrock um und eilte an's Fenster.

Da hielt eben der Wagen am Thore des „weißen Roß".

Wie aus einem Kessel siedenden Wassers stiegen Dampfwolken auf über die mit weißem Schaum bedeckten Pferde, das Licht der Wagenlaternen erschien wie ein rother Stern in dichten Nebel gehüllt.

Der Postillion schrie und heftige Schläge wurden gegen das Thor geführt.

Denis schlief so fest, daß ihn der Knall einer Kanone kaum aufgeweckt haben würde; er wachte nicht auf und schnarchte stärker denn je.

„Ah", dachte Claudia, „das Schicksal will mir wohl; der Augenblick ist gekommen, um unsere Anwesenheit im Hause zu erweisen — benützen wir ihn."

Sie erfaßte das noch brennende Licht und verließ ihr Zimmer. Mit unglaublicher Schnelligkeit war sie über die Treppe hinunter, stürmte in das Gastzimmer, stürzte auf den Schläfer los und rüttelte ihn mit aller Kraft am Arme.

Denis sprang in die Höhe, stierte vor sich hin und erkannte endlich den Fremden von Nr. 1; wie bekannt hatte er Claudia nur immer als Mann verkleidet gesehen.

„Ah", rief er aus, „das ist doch zu arg, mich so zu erschrecken! Woher kommen Sie denn so spät?"

„Woher soll ich denn kommen; aus meinem Bette", antwortete Claudia, „und ich komme, um Euch zu wecken. Seid Ihr denn betrunken oder taub? Wie könnt Ihr denn den Höllenlärm nicht hören, den man seit fünf Minuten am Hausthore macht? Zum Teufel! so steht doch auf — rührt Euch doch!"

Als ob es erst nöthig gewesen wäre, Claudia's Aussage zu bestätigen, wurde das Getöse am Thore immer heftiger. Das Hausthor ächzte unter den verdoppelten Schlägen, und die kräftigsten Flüche des Postillons mischten sich in diesen Lärm.

„Das ist ja gerade, als ob alle Teufel losgelassen wären", schrie Denis. „So wartet doch nur einen Augenblick — ich komme ja schon."

Und er verließ eiligst das Gastzimmer und schob brummend den Thorriegel zurück.

Claudia flog über die Treppe hinauf und war schon am Fenster, als der Wagen mit zwei von weißem Schaum überdeckten Pferden in den Hof fuhr.

„Wer wird wohl aussteigen?", fragte sich Claudia, „etwa der Herzog?"

Digitized by Google

Ihre Neugierde sollte aber nicht sogleich befriedigt werden.

Es stieg Niemand aus.

Der Wagen war leer und der Postillon spannte ganz gemächlich die Pferde aus und führte sie nach dem Stalle.

Siegmund und die beiden Aerzte, welche ihn begleiteten, waren, als der Wagen am Gasthofe still hielt, ausgestiegen, und nach der Villa gegangen.

Wir wollen ihnen dahin voraneilen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Nachdem sich der Doktor Leroyer von seinem ersten Schreck etwas erholt hatte, ging sein erster Gedanke dahin, dem Zusammenhange nachzuspüren, der zwischen dem sonderbaren verbrecherischen Antrag, welchen ihm Tags zuvor jener Unbekannte in seiner Wohnung gemacht hatte zu dem Zwecke, seine Mitschuld zu erkaufen, und dem Mordversuche, der eben stattgefunden hatte, bestehen könnte.

Es schien ihm anfänglich, daß diese beiden Verbrecher die Glieder einer und derselben Kette seien, daß der Bestecher und der Mörder eine und dieselbe Person sei.

Aber bald wurde er in dieser Annahme schwankend.

Madame Amaris erwachte endlich auch aus ihrer Betäubung und der absoluten Stummheit folgte eine fieberhafte Redseligkeit.

Des Doktors Fragen beantwortete sie bis in die kleinsten Einzelheiten. Sie erzählte, wie der Bandit in schmutzigen Fetzen gekleidet war und das Gesicht geschwärzt hatte. Sie zeigte, wie der Elende sich auf sie gestürzt und ihr allen Schmuck vom Leibe gerissen habe. Sie beschrieb den Kampf, in welchem die beiden Frauen, deren eine beinahe sterbend war, den Räuber sicherlich bezwungen haben würden, wenn nicht der Pistolenschuß so gut gezielt auf die unglückliche Esther wäre abgefeuert worden.

All' dieses und die auf dem Boden zerstreut herumliegenden Schmucksachen machten den Doktor mit Zuversicht glauben, daß es sich hier nur um einen frechen Diebstahl gehandelt habe, und daß nur die äußerste Noth den Helfershelfer veranlaßt habe, die Pistole gegen die junge Frau abzufeuern.

Der junge Mensch vom vorigen Abend, dessen Schönheit und Anmuth dem Doktor noch vor der Seele schwebte, hatte augenscheinlich nichts zu thun mit dem nächtlichen Diebe, den die Wittwe des Lieferanten so häßlich malte.

Der Eine bot zehntausend Francs für ein Verbrechen an, der Andere verübte ein Verbrechen einiger Goldsachen wegen.

Beide waren elende Wichte, aber zwischen beiden lag doch eine weite Kluft.

Am Bette Esthers sitzend, welche noch immer regungslos dalag und die man für todt hätte halten können, wenn nicht ein leises Athmen ihre Brust unmerklich bewegt hätte, überließ sich der Doktor seinen Betrachtungen und Vermuthungen.

Einem Zustande gegenüber, wie jener war, in welchem sich die junge Frau befand, mußte er sich seine Ohnmacht gestehen. Jeder Versuch schien ihm gefährlich, und mit steigender Ungeduld erwartete er die Rückkunft Siegmunds, welcher ein paar der berühmtesten Aerzte aus Paris mitbringen sollte.

Zum dritten Male in dieser Nacht ertönte die Thorglocke der Villa Rougeau-Plumeau.

Am Thore des Gasthauses zum „weißen Roß" angelangt, stieg der Herzog aus dem Wagen und eilte, so schnell er konnte, begleitet von zwei berühmten Pariser Aerzten, der Villa zu.

„Nun", fragte er Justinen, als diese das Thor öffnete, „doch keine schlechten Nachrichten? Nichts Schlimmes, nichts Beunruhigendes?"

Anstatt zu antworten, brach das Kammermädchen in lautes Schluchzen aus.

„Mein Gott!" rief Siegmund aus, dem dieses Schweigen und diese Thränen das Herz zuschnürten, „kommen wir schon zu spät? Sie ist todt!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, stürzte er wie wahnsinnig die Treppe hinauf und auf Esthers Schlafzimmer los.

Der Doktor erwartete ihn auf der Schwelle.

„Todt oder lebend?" rief er dem Doktor zu.

„Noch lebend . . .", antwortete Mr. Leroyer.

„Aber verloren, ohne Rettung verloren!"

„Das weiß nur Gott. Wenn er will, so werden sie die retten, welche Sie begleiten . . ."

„Gott wird, er muß es zugeben, wenn ich noch an seine Barmherzigkeit glauben soll."

Und er trat in's Zimmer ein.

Aber mit dem Ausdruck des Entsetzens in Miene und Geberde prallte er zurück.

Mit einem Blick hatte er die Scene der Verwüstung und des Todes, das zerbrochene Fenster, den blutbefleckten Boden übersehen und Esther, wie sie dalag, bleich, die Augen geschlossen, die Hände gefaltet, das Haupt auf dem blutigen Kissen.

Bei diesem schauerlichen Anblicke durchfuhr Todeskälte des Herzogs Glieder, die Sinne wollten ihm schwinden, mit aller Gewalt erfaßte er den Doktor beim Arm, neigte sich an sein Ohr und flüsterte ihm zu:

„Doktor! Das ist doch nur ein böser Traum, ein Alpdrücken — nicht wahr, lieber Doktor! — Um Himmels willen, wecken Sie mich auf! . . ."

„Nur Muth — nur Muth! Leider ist Alles nur zu wahr. Indessen, ich wiederhole es noch einmal, noch ist Rettung möglich. Die junge Frau lebt und dem Kinde ist kein Leid geschehen. . . ."

Mit diesen Worten suchte der alte Doktor den Schmerz des Herzogs zu besänftigen, aber der Verzweiflung preisgegeben, kniete Siegmund neben das Bett hin, nahm Esthers Hand und führte sie an seine Lippen, nicht ohne Furcht, sie steif und kalt zu finden.

Er beruhigte sich aber etwas, als er an dieser Hand die lauwarme Feuchte des Lebens verspürte. Dann stand er auf und wollte die Stirne der jungen Frau küssen; da sah er erst die tiefe Kopfwunde, sah wie das frische Blut durch die reichen Locken durchsickerte.

Beim Anblicke dieser Wunde, dieses Blutes wollte er seinen Augen gar nicht trauen.

„Doktor!" rief er aus, „ist es wirklich? — ist das möglich? Sehen Sie doch."

„Leider wirklich — leider möglich!" sagte der Doktor.

„Was ist denn geschehen?"

„Ein Verbrechen."

„Ein Verbrechen! Wer hat aber dieses Verbrechen begangen? In welcher Absicht ist es verübt worden?"

Digitized by Google

„Banditen, herbeigelockt durch die Hoffnung reicher Beute, haben mit Diebstahl begonnen und mit Mord aufgehört."

„Also Esthers Wunde?"

„Ist die Folge eines Pistolenschusses. . ."

Ein wilder Schrei entfuhr Siegmunds Brust.

„Sie hören, meine Herren!" sagte er zu den beiden Aerzten gewendet, welche stille Zuschauer dieses Drama's waren. „Sie hören! Ihre Aufgabe wäre eine leichte gewesen. Es war nicht genug, die Krankheit zu bekämpfen, sie müssen auch gegen den Mord streiten. Die Hand der Menschen hat das arme Kind noch treffen müssen, auf dem die Hand Gottes schon so schwer gelegen war. Aber nichts ist noch verloren, da Sie hier sind. Eben verlangte ich von Ihnen nur ein Wunder, jetzt gibt es zwei zu wirken — aber Sie werden sie wirken. Sie werden diese Sterbende retten. Sie werden sie retten, mir retten, der ich von Ihnen ihr Leben auf den Knien erflehe!"

Die beiden Aerzte traten an's Bett. Einen langen, forschenden Blick hefteten sie auf die Kranke, einen Blick, für welchen der menschliche Organismus kaum ein Geheimniß hatte.

Sie untersuchten die Kopfwunde und fragten den Doktor Leroyer über Alles aus, was seit der Entbindung mit Esther vorgegangen war.

Nach eingeholtem Berichte wechselten sie unter einander einige Worte, dann ging der ältere der beiden Aerzte auf Siegmund zu, welcher, am Ende seines Muthes und seiner Kraft, in einen Armstuhl gesunken war.

Als Siegmund sah, daß der Doktor vor ihm stand, erhob er langsam den Kopf. Er sprach kein Wort, aber der Ausdruck seines Blickes kam der klarsten, der beredtesten Frage gleich.

(Fortsetzung folgt.)

Zum ewigen Carneval.

„Mich umwohnet mit glänzendem Aug' das Volk der Phäaken,
Immer ist's Sonntag; es dreht immer am Heerd sich der Spieß."

Was Schiller von der Donau sagt, gilt seit einiger Zeit von allen Flüssen und Bächen Deutschlands. Wenn irgend ein toller Kauz auf den Einfall käme, ein volles Jahr hindurch tagtäglich ein deutsches Fest mitzumachen, so wäre dieß, trotz der noch bestehenden Eisenbahnlücken, gar wohl ausführbar.

Zählt man zu den altherkömmlichen, wirklichen Volks-, Kirchen- und Schulfesten, Kirchweihen, Vogelschießen u. dgl., noch die neuerfundenen Sängerfeste, Turnfeste, Schützenfeste und Landwirthschaftsfeste, die Jahresfeiern, zehn-, fünfundzwanzig-, fünfzig- und hundertjährigen Jubiläen aller Art, ferner die Monumentsenthüllungen, Grundsteinlegungen, Ausstellungseröffnungen, Preisvertheilungen und endlich die jetzt mit Feierlichkeiten verbundenen Versammlungen der Aerzte, Naturforscher, Schneider, Land- und Forstwirthe, Apotheker, Brauer, Studiengenossen, Gerber, Stenographen, Schulmeister, Juristen u. s. w. u. s. w., so kommen sicherlich auf jeden Tag im Jahre ein paar Festivitäten, und soll's auch ein Schaltjahr sein!

Zu verwundern ist nur, wie noch kein Bankerott an Festreden, Festgedichten und Toasten ausgebrochen ist!

Das Ausland schaut ganz verwundert auf diesen ewigen Carneval, und sogar die, in der internationalen Conversation so musterhaft tactvollen, Franzosen können es nicht lassen, neckend nach der Bedeutung all dieser Feste zu fragen, als deren Resultat sie nichts herauszubringen vermögen, als daß am Schlusse eines jeden eine Berathung stattfindet: wo? wann? und wie? das nächste abgehalten werden soll!

Und dieser Taranteltanz geht vor sich, während an unserem politischen Horizont finstere Wetterwolken niederhängen und schon der ferne Donner rollt, der des Sturmes Ausbruch verkündet!

Wir wissen freilich, daß dies alles auf die Förderung der deutschen Einheit abgesehen ist; und daß wir aus widerhaarigen Kerlen bestehen, die bei den Haaren herbeigeschleppt werden müssen, um sich einander gerührt um den Hals zu fallen; es ist aber doch noch nicht ausgemacht: ob diese, mit Verlaub! etwas kindische Manier auch den erwünschten Erfolg hat, ob wir damit für die bitteren Kämpfe gerüstet werden, die uns bevorstehen, und ob wir dadurch bei unseren Herren Nachbarn den Respect erwerben, der uns so nöthig wäre!

Friedr. Vischer in Zürich hat vor kurzem den deutschen Schwätzern in La Chaux de Fonds in der Allgemeinen Zeitung so hübsch den Text gelesen; er soll hiemit gebeten sein, damit gefälligst fortzufahren!

Diesem leidigen Geschwätze zu Liebe ist eigentlich die ganze Comödie angefangen.

Nicht Schießen, Turnen, Singen ꝛc. ꝛc. ist die Hauptsache bei den Festivitäten gleichen Namens; sondern eine Bühne braucht man für demagogische Kunststücke; eine schöne Gelegenheit, ein geneigtes Publicum zusammen zu locken, vor welchem man seine republicanischen und gothaischen Schnurpfeifereien produciren kann!

Uebrigens muß man sich über alles das nicht ungebührlich ärgern! Die öffentliche Meinung corrigirt sich gewöhnlich von selbst, und bedarf höchstens hie und da eines vernünftigen Stichworts.

Die Regierungen thun sehr wohl daran, lieber bei solchen Festen Fahnen auszuhängen, noch einen Fuß länger, als alles Volk, anstatt sich brummelig zu geberden! Man kann hier nur die Manier der Gewürzkrämer empfehlen, die ihre Lehrjungen, behufs künftigen Eckels, mit Mandeln und Rosinen überfüttern.

Zur Zeit des Kossuthschwindels fragte ich einen Engländer: ob bei ihnen gegen eine solche Agitation gar keine Maßregel bestünde? Er antwortete: „Wir haben Selfgovernment, und wir überlassen es solchen Leuten, ihren Ruin selbst zu besorgen", und richtig hat sich der Mann seitdem zu todt' parlirt! Fiat applicatio. Die lustige Fiedel wird wohl bald verstummen vor der Kriegstrompete. Es werden wohl die Ereignisse nicht auf sich warten lassen, die uns auf den Tanzplatz führen, wo — die Constabler auf der Schanze aufspielen!

Gott gebe! daß wir dann mit einem Siegesfeste den fröhlichen Anfang an's fröhliche Ende knüpfen! (B. Z.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: N. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 68. Mittwoch den 26. August 1863.

Theodor Körner.

Zum 26. August 1863.

Nicht rührst Du, Sänger, heut die Leier,
Und führst, o Held, das Schwert im Streit;
Es kommt zu Dir Dein Volk in Feier,
Und Friedensblumen streut die Zeit.
Dein Volk, das blutig lag darnieder,
Von frevler Tyrannei gehetzt,
Noch bringt's Dir unter Jubel wieder
Den Kranz der Freiheit unverletzt.

Und Jubel war auf deutschem Grunde!
O Tag, wenn frei ein Volk ersteht,
Wem schmerzte da die Todeswunde,
Wenn er im Zug der Freiheit geht;
Wenn stolz in aller Städt' Geläute
Die lieben Farben wieder weh'n,
Und Greise, Mütter, Väter, Bräute
Entgegen freudeweinend geh'n!

Die aber tapfer sind gefallen,
Die leuchten droben vor dem Herrn!
So leuchtest Du, ein Held vor Allen,
O Körner auch, Du deutscher Stern!
Und klingen wird dein Lied des Muthes,
So lang' noch eine deutsche Hand,
So lang' ein Tropfen deutschen Blutes
Noch kämpft um einer Spanne Land!

Zu Wöbbelin bei einer Eiche,
Voran der wildverweg'nen Jagd,
Da führtest sterbend Du die Streiche
Noch einmal gen Tyrannenmacht.
Zu Wöbbelin auf grünem Grunde
Erlagst Du, bis die Seele schied,
Da nahm Dir vom erblaßten Munde
Ein Engel noch das letzte Lied!

Wohl mögen heut' vor Deinem Staube
Die Kameraden sinnend steh'n,
Wohl mag's in Deiner Eichenlaube
Wie Stimmen alter Zeiten weh'n; —
Wir aber feiern Deine Lieder,
Die fernen Brüder des Gebiets,
Und haben Dich lebendig wieder
Auf jedem Blatte deines Lieds!

Philipp Scherl.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

„Herzog", redete ihn der Arzt an, „Sie sind ein Mann, Ihnen geziemt es, den Muth Anderer aufrecht zu erhalten. Sie wollen die Wahrheit wissen, ist es nicht so? Die reine ungeschminkte Wahrheit. . ."

Siegmund bejahte es durch eine Kopfbewegung.

Der Arzt fuhr fort:

„Eben jetzt haben Sie selbst von Wundern gesprochen... Gott allein wirkt deren, wenn er will . . . Wir sind der festen Meinung, daß er heute keines wirken will. Die Lage ist eine verzweifelte und wir halten es für unsere Pflicht, Sie nicht mit leeren Hoffnungen hinzuhalten. Noch zwölf Stunden, und die Aermste dürfte ausgelitten haben. . ."

Der Arzt schwieg. Siegmund schien ein paar Minuten lang gar nicht gehört, nicht verstanden zu haben. Es schien, als ob sich ein dichter Schleier über sein Verständniß gebreitet hätte, sein Blick war stier, in seinen Gesichtszügen drückte sich weder Ueberraschung noch Schmerz aus.

Diese Unempfindlichkeit in einer so schauerlichen Lage erschreckte den Arzt, welcher darin den Anfang des Wahnsinns erkennen wollte.

„Mein Herr", redete ihn der Arzt wieder an, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, „soeben habe ich Ihnen unsere Befürchtungen mitgetheilt, allein unser Ausspruch ist nicht unfehlbar. Die Natur setzt zuweilen geheime magische Kräfte in Bewegung und rettet jene, welche von der Wissenschaft aufgegeben sind. Vielleicht dürfen Sie doch noch hoffen, selbst gegen alle Wahrscheinlichkeit."

Der Herzog de la Tour-Vaudieu drückte die dargebotene Hand des Arztes und schüttelte mit dem Kopfe, während ein schmerzliches Lächeln, herzzerreißender als Thränen und Seufzer, um seine Lippen spielte.

„Nein, Doktor", entgegnete Siegmund, „ich hoffe nichts mehr. Ich weiß nur zu gut, daß ein Todesurtheil aus Ihrem Munde ein unwiderrufliches ist. . . Aus Menschlichkeitsgefühl, aus Mitleid wollen Sie einen Hoffnungsstrahl in die Nacht meiner Seele werfen. . . Wozu? — Als Sie die drei verhängnißvollen Worte aussprachen: noch zwölf Stunden, da hatte ich das Gefühl, als ob in mir etwas bräche, als ob ich sterben sollte. — Dieses Gefühl erfüllte mich mit

Digitized by Google

wahrer Freude. . . Leider war es nicht so! — Aber was liegt daran? — Anstatt meiner theuren Esther voranzugehen, werde ich folgen — und ich schwöre es Ihnen, ich werde ihr bald nachfolgen. . ."

„Durchlaucht!" sagte in diesem Augenblicke eine feste, beinahe strenge Stimme, „dazu haben Sie kein Recht!"

Siegmund sah mit Staunen den an, welcher eben gesprochen.

Es war der Doktor Leroyer.

„Wie", fragte der Herzog, „ich hätte nicht das Recht zu sterben. . ."

„Nein, und hundertmal nein!"

„Und warum?"

Der alte Doktor zeigte auf die Wiege, wo das Kind lag.

„Weil", antwortete er, „Sie einen Sohn haben, für den Sie leben müssen."

Lassen wir den Rest dieser ereignißvollen Nacht verstreichen und kehren wir am Morgen des nächsten Tages, also beiläufig zwölf Stunden nach der traurigen Mittheilung der Pariser Aerzte, wieder nach Esthers Zimmer zurück.

Weder die beiden fremden Aerzte, noch Doktor Leroyer, noch Siegmund, noch Madame Amadis hatten sich auch nur einen Augenblick von dem Krankenbette entfernt, welches von einer Minute zur andern ein Sterbebett werden konnte.

Ohne sich den geringsten Zwang anzuthun, ließ der Herzog seinen Thränen freien Lauf und schickte inbrünstige Gebete zum Himmel.

Die beiden Aerzte aus Paris theilten sich mit leiser Stimme von Zeit zu Zeit Beobachtungen mit, welche sie über den Verlauf der Krankheit machten.

Mr. Leroyer, auf's Höchste erschöpft, kämpfte mit aller Macht gegen den Schlaf an, der ihn trotz alles Widerstandes überfiel.

Madame Amadis — zu ihrer Ehre sei es gesagt — spendete dem neugebornen Kinde die zärtlichste, unermüdlichste Sorgfalt.

Seit dem Augenblick, als Esther durch den Pistolenschuß tödtlich getroffen zu Boden stürzte, war sie nicht mehr zur Besinnung gekommen. In ihrer Bläße und Unbeweglichkeit glich sie jenen marmornen Statuen, welche die Pietät unserer Vorfahren auf die Grabsteine ihrer lieben Dahingegangenen setzte.

Wenn die Voraussicht der Wissenschaft sich bewähren sollte, durfte das arme Kind aus dieser Lethargie nur in jenen tiefen Schlaf hinübergehen, aus dem es kein Erwachen mehr gibt, — den man den Tod nennt.

Die von den Aerzten gegebene Frist ging zu Ende, die zwölf Stunden waren beinahe herum; da machte sie plötzlich eine leichte Bewegung, die Augendeckel öffneten sich allmälig, ihre Hände bewegten sich nach rechts und nach links, als ob sie etwas suchen wollten.

Die beiden Aerzte neigten sich gegen einander.

„Die Aermste wird nun bald ausgelitten haben" — lispelte der Eine.

Eine beistimmende Kopfbewegung war die Antwort des Anderen.

Sie täuschten sich Beide.

Im Anfalle einer jener sonderbaren Launen, welche nicht selten vorkommen, schickte sich die Natur an, den Orakelspruch der Wissenschaft in aller Form Lügen zu strafen. Die junge Frau erhob sich im Bette, ein sanftes Lächeln umspielte ihre Lippen, und ihre Blicke hafteten abwechselnd und mit einem Ausdrucke, der wüste und freudig zugleich war, auf jeden der sie Umstehenden.

„Wie doch diese Musik bezaubernd ist", sagte sie mit schwacher Stimme, „wie lieblich, wie ergreifend. Kennt Ihr diese Arie nicht? Sie ist doch so leicht zu behalten. Erinnert Euch doch . . . die Oper: die Stumme; wißt Ihr denn nicht, daß man die Stumme gab, als Siegmund mich zum ersten Male sah?"

Und die Kranke fing an, die Schlummer-Arie vor sich hin zu singen.

„Esther!" rief Siegmund mit einer leicht zu begreifenden Angst aus, „Esther, um's Himmels willen sehe mich doch an — antworte mir — gib mir deine Hand."

„Nicht für diese Quadrille und auch nicht für die nächste, mein Herr. Ich bin schon engagirt — engagirt für den ganzen Abend."

Und ganz leise, als ob sie zu sich selbst spräche, fuhr sie fort:

„Engagirt mit dem Herzog de la Tour-Vaudieu, von dem mir die gute Madame Amadis so oft und so viel Schönes sagte."

In höchster Verzweiflung ging Siegmund an die Wiege, nahm das Kind heraus, hielt es der Mutter hin und sagte mit flehentlicher Stimme:

„Esther, ich beschwöre dich, küsse dein Kind!"

In den Augen der jungen Frau war auch der letzte Funke einer mütterlichen Zärtlichkeit erloschen; nichts hallte in ihrer Seele nach, sie streckte die Arme nicht aus nach dem Neugebornen und sagte nur:

„Ach, was kann ich für das arme Kind thun, das keine Mutter mehr hat? Es beklagen . . . ihm beistehen . . . oh ja; aber lieben? — nein. Ich werde nur ein Kind lieben können, das Fleisch von meinem Fleische, und Seele von meiner Seele sein wird. Ach, ein solches liebte ich mehr, als mein Leben. . . . Für die anderen habe ich wohl Mitleid, Erbarmen, aber — keine Liebe . . ."

„Doktor," sagte Siegmund zu dem einen der beiden Aerzte, welche mit einer beunruhigenden Stetigkeit Esthers Gesichtszüge studirten, „Doktor! Sie sehen, sie erkennt weder mich noch ihr Kind. Das ist Fieber, nicht wahr? Das ist Delirium?"

Der Arzt nahm die Kranke bei der Hand und fühlte den Puls.

Nach kurzer Beobachtung schüttelte er den Kopf.

„Kein Fieber," sagte er dann, „der Puls ist ruhig, die Haut geschmeidig. Dieses Irrereden, welches Sie so sehr erschreckt, ist nicht Delirium . . ."

„Was denn?" fragte Siegmund in tödtlicher Angst.

„Das ist — Wahnsinn," antwortete der Arzt mit leiser Stimme.

„Wahnsinn," wiederholte Siegmund und fuhr zusammen, als sei er vom Blitze getroffen. „Wahnsinn! Ach, mein Gott, mein Gott! hast Du denn kein Erbarmen für sie, für mich," und stille Thränen erstickten seine Stimme.

„Durchlaucht," nahm der Arzt wieder das Wort, „ich begreife Ihren Schmerz, es gibt wohl keinen gerechteren. Bemerken muß ich aber, daß es aus der verzweifelten Lage, in welcher sich diese unglückliche junge Frau befand, nur zwei Wege gab: Tod oder Wahnsinn. . . Ich muß gestehen, daß ich den ersteren für gewiß hielt und den letzteren durchaus nicht voraussah. . . Alles wohl erwogen, scheint mir mein Irrthum ein glücklicher gewesen zu sein und ich glaube,

Digitized by Google

daß Sie selbst alle Ursache haben dürften, sich Glück zu wünschen, daß es so gekommen. So paradox das wohl klingen mag, so liegt darin doch etwas Wahres. . . Anstatt einer Leiche bleibt uns eine Lebende, und bedenken Sie wohl, man heilt zuweilen eine Wahnsinnige, aber keine Macht der Erde kann eine Todte zum Leben erwecken."

„Doktor!" rief Siegmund, welcher sich plötzlich den freudigsten Hoffnungen hingab, aus, „Doktor! Sie haben das Wort „Heilung" ausgesprochen, also halten Sie eine Heilung für möglich? ... Doktor, nicht wahr, Sie werden Esther heilen? Sie versprechen es mir, sie zu heilen?"

„Ich beschwöre Sie," erwiederte der Doktor mit aller Lebhaftigkeit, „mißverstehen Sie den Sinn meiner Worte nicht . . ."

„Habe ich nicht recht gehört? Habe ich unrecht verstanden?"

„Ich habe von Hoffnung und nicht von Gewißheit gesprochen . . Viele Tage, Wochen, vielleicht auch Monate werden verstreichen, bevor es mir erlaubt sein wird, Ihnen sagen zu können, ob diese Hoffnung begründet oder ob das Uebel unheilbar ist. . . ."

Der Strahl der Hoffnung erlosch in Siegmunds Auge und entmuthigt ließ er den Kopf auf die Brust sinken.

Esther sprach immerfort mit sich selbst und ganz ohne Zusammenhang.

Eine Stunde später waren die beiden berühmten Aerzte im Hofe des Gasthofes zum „weißen Roß" wieder in den Wagen gestiegen und schon auf der Rückfahrt nach Paris.

Georg und Claudia sahen, versteckt hinter den Fenstervorhängen des Zimmers Nr. 1, die beiden Herren fortfahren.

„Wie es anstellen, um zu erfahren, was während dieser Nacht in der Villa vorgefallen?" fragte der Marquis seine Mitschuldige.

„Fragen — ist unmöglich," entgegnete diese. „Eine Frage wäre genügend, um uns bloszustellen, aber es ist höchst wahrscheinlich, daß uns das Gerücht bald von Allem in Kenntniß setzen wird, was dort vorgefallen. — Die Aerzte, welche Dein Bruder hierhergebracht, sind wieder nach Paris zurückgefahren — also ist ihre Gegenwart hier nicht mehr nothwendig. — Daraus ist zu schließen, daß Esther entweder todt oder außer Gefahr ist. — Ist sie todt, so muß der Leichenzug hier vorüber — ist sie aber gerettet, so ist es klar, daß Dein Bruder sie so bald wie nur immer möglich nach Paris zurückführen wird — das müssen wir natürlich auch erfahren. — Also Geduld und Vorsicht! — Zeigen wir uns nicht und warten wir ab. — Der Augenblick des Handelns ist vorüber; — das böse Geschick hat uns diesmal nicht erlaubt, ihn zu erfassen, wie es hätte geschehen sollen — aber er wird wiederkommen, und ohne Zweifel werden wir dann glücklicher sein . . ."

„Also," sagte Georg, „wir bleiben in diesem Gasthause?"

„Wir werden uns wohl hüten es zu verlassen. — Wo finden wir denn ein geeigneteres Observatorium?"

„Es sei," erwiederte der Marquis mit Achselzucken. „Aber wenn diese gräßliche Existenz noch lange so fortdauert, und wenn je die Millionen meines Bruders in unsere Hände kommen, so muß man doch zugeben, daß wir sie schwer und sauer verdient haben. . . ."

Jetzt zuckte Claudia mit den Achseln, sagte aber nichts.

Am selben Vormittag gelangte Siegmund zu einem großen Entschluß.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellung im Kunstverein dahier.

S. Im Laufe des Jahres werden uns so manche Bestrebungen und Leistungen der Gegenwart im Gebiete der bildenden Kunst durch das Institut der Kunstvereine zur Anschauung gebracht.

Bei dieser und vielen andern vorhergegangenen Ausstellungen blieb uns der Haupteindruck immer derselbe. Wir gewahrten durchweg die realistische Zeit, die innige Verknüpfung mit deren Verhältnissen, und diese haben sich auch in den verschiedenen Richtungen der Kunst bemerkbar und geltend gemacht; wir meinen damit den reichen, farbenfreudigen, harmonischen, heiteren — zugleich aber auch den alltäglichen, leichten, gewöhnlichen Sinn.

Von diesem allgemeinen Zug der Zeit sind folgegemäß unsere Künstler mehr oder weniger ergriffen, und wir können vor Allem bestätigen, daß sich im Sinne für Farbe, Harmonie und Kraft, kurz, daß im Ringen nach technischer Meisterschaft, nach malerischer Durchbildung und Vollendung ein Schritt gethan ward, der mit andern Errungenschaften im Wissen, in Erfindungen ꝛc. der Neuzeit die Waage zu halten im Stande sein wird.

Die Sache des Genius aber, Gedanke und Komposition treten mehr und mehr in den Hintergrund, Sorgfalt in der Wahl der Stoffe, idealer Gehalt, logischer Gedankenbau werden häufig vernachlässigt, ja müssen oft dem brillanten Farbenschmucke weichen.

Aber gerade in dem allseitigen Streben, in der Meisterschaft der Komposition, in schön durchdachten, anmuthigen Gruppirungen, im Verwerthen und Realisiren idealer Gedanken, dann in der völligen Durchbildung im Modelliren und Colorit zeigten die größten Meister, Raphael, Michel Angelo, Leonardo da Vinci ꝛc., daß sie die Kunst allseitig beherrschten, daß Gedanke, Auffassung und Durchführung ihrer Werke auf dem Gipfelpunkt gleicher Höhe stehen. — Diese Harmonie ist das Merkmal und Siegel der Vollendung.

Haben wir in der ersten Epoche der Kunstentwicklung der Neuzeit das erste und grundlegende Element — Schönheit und Wahrheit des Gedankens und der Formbildung in Zeichnung und strengen Conturen — errungen, und zeigt uns ein jüngeres Geschlecht seine Gemälde nicht mehr blos als illuminirte Zeichnungen, sondern als durchgeführte Modelirung und harmonisches Colorit, so möchten wir jedem Künstler die zu beherzigende Mahnung zugesprochen wissen, — die Errungenschaften der ersten Periode nicht unter-, das Streben der Jetztzeit nicht überschätzen zu wollen, sondern beiden Bestrebungen gleichmäßig Rechnung zu tragen, damit Geist und Herz, Auge und Gemüth im harmonischen Wechselbunde beschäftigt, getragen und angenehm erregt werde.

Wir freuen uns des großen Fortschrittes malerischer Technik, obgleich wir es ebenso sehr bedauern müßten, wenn der ideale Gehalt und die Größe der Auffassung und Darstellung der allerdings lobenswerthen Technik zum Opfer fallen würde.

Nicht minder wäre es erwünscht, wenn das Streben nach allseitiger Totalität bei jedem neuen Kunsterzeugnisse

Digitized by Google

nicht zu verkennen wäre, wenn überall der wahre Zweck der Kunst gewürdiget und angestrebt würde, damit wir immer näher der richtigen Kunstanschauung entgegen gingen, daß das Verständniß der ältern wie der neuern Kunstwerke der Stolz und das Gemeingut der Nation genannt werden könnte. —

Gehen wir nun zur Detailanschauung der Ausstellung selbst über. Hier treten uns besonders vier Architekturstücke anziehend entgegen: Das Kreuzthor in Ingolstadt von Hrn. Kreitmayer in München ist meisterlich behandelt. Vor Allem Ruhe, richtige Perspektive, naturwahrer Schatten, Verständniß des Colorits sind seine Vorzüge. Das zweite Bild: Der Dom zu Konstanz von Hrn. Neher in München ist ebenfalls tüchtig, richtig behandelt. Dabei ist neben der tadellosen Perspektive und richtigen Schattenkonstruktion, eine treffliche Beleuchtung des Vordergrundes zu bemerken, die den dunklen Bronnen prägnant hervortreten läßt, und das Leben durch die Menge der herausströmenden Andächtigen besonders hervorhebt. Das dritte Bildchen, ein treffliches Kabinetstückchen: Die Klosterpforte von Hrn. Knab v. h. erreicht ganz vorzüglich seinen Effekt in dem meisterlichen Colorit, im magischen Reflex, den das wohlbemessene Licht inmitten massigen Schattens der innern Wand entgegen wirft, während durch klösterliche Ruhe und stille Zurückgezogenheit des sich an die Pforte anlehnenden, im beschaulichen Sinnen über religiöse Wahrheiten versunkenen Mönches dem Ganzen eine mittelalterliche, fromme Stimmung verliehen wird.

Das vierte, erst in dieser Woche zur Ausstellung gebrachte Architekturstück von Hrn. Petzl in München führt uns in die noch nicht restaurirte Frauenkirche in München und läßt uns im Vordergrunde das Denkmal Ludwig des Bayern sehen.

Ohngeachtet des unpassenden barocken architektonischen Theils über dem Grabmale (welches zwar jetzt entfernt ist) macht der Anblick des Innern dieses gothischen Domes einen großen, bewältigend tiefen Eindruck. „Was ist heilig?“ fragte Göthe einmal in einem Distichon, und antwortete: „Das ist's, was viele Seelen zusammenbindet.“ — Ja heilig ist die Stätte, wo sowohl in lautloser Stille, als auch beim mächtigen Brausen volltönender Accorde die Menschen, die Christen ihren Schöpfer und Vater verehren, ihm die Freuden und die Wunden der bewegten Herzen offenbarn. Das ist das geheimnißvolle der christlichen Dome, daß sie Herz und Gemüth e r g r e i f e n.

Der Künstler hat nicht allein alles das trefflich wiedergegeben, was das Vorbild zu machen ihm auferlegte, er hat noch mehr, er hat auch die Seelenstimmung, die Empfindung des Herzens mächtig zu verwerthen gefunden. So führt er uns in den stillen, leeren Dom, läßt uns die schönen Gliederungen und Verbindungen der Umwölbung in berechneter Entfernung hervortreten, zeigt uns in der richtigen anmuthigen Vertheilung des Lichts und Schattens und des Helldunkels eine zauberische Kraft und Herrlichkeit, die durch volle Beleuchtung des grellen Sonnenscheins, durch die bemalten und beschmutzten Fenster zu einem magischen, geheimnißvollen Farbenmeer anschwellen, und schließlich dann den Chor als Hintergrund in verschwommner Gestaltung erblicken lassen. Der ruhige Beschauer des Denkmals seitwärts ergänzt ganz richtig das architektonische Verständniß und trägt noch mehr zur Erhöhung des Effektes bei. So malen, heißen wir mit Verstand und Geist malen.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Toast.

Beim Galladiner, welches der königl. Statthalter Graf Moriz Palffy zu Pest aus Anlaß des Geburtsfestes des Kaisers Franz Joseph gab, brachte er, wie „Sürgöny“ berichtet, auf Se. Majestät folgenden Toast aus: „In einem Lande können sich die Gefühle der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit gegen den Herrscher mit mehr Berechtigung äußern, wie in unserem Vaterlande. Diesen Gefühlen will ich einen aus dem Herzen kommenden Ausdruck geben an dem heutigen Tage, an welchem die Feier des Jahrestages der allerhöchsten Geburt Sr. Majestät dazu besondere Gelegenheit darbietet. — Fromme Religiosität, in den Gefahren der Schlacht gestählter Muth, ausdauernde Geduld im Mißgeschick, eine über die Eingebungen der Leidenschaftlichkeit erhabene Seele, keine Mühe scheuende Herrscherthätigkeit und Sorgfalt, der Kranz der Familientugenden, welcher den guten Sohn, den musterhaften Gatten und liebevollen Vater schmückt, erhabene Ruhe in Widerwärtigkeiten, rasches Entschließen in wichtigen Augenblicken, edle Sympathieen für unsere Nation, selbst nachdem sein gößtes Vertrauen mit argen Täuschungen erwidert wurde, in Ideen von großer Tragweite begeisterte Initiative, welche das Andenken seiner Herrschaft auf den Erztafeln der Geschichte mit unvergänglichen Zügen verewigen wird, schließlich eine opferwillige Wohlthätigkeit, in Erwiderung deren er gepriesen wurde wie kein Monarch, — diese glänzenden Eigenschaften zeigen das wahrheitsgetreue Bild seiner fünfzehnjährigen Regierung und motiviren auf das Würdigste die Gefühle der Verehrung voller Liebe und der anhänglichsten Treue, welche mich jederzeit begeistern, wenn ich das Glück habe, unseren erhabenen Herrn in wichtigen Augenblicken zu sehen.

Ein ungetreuer Sohn des Vaterlandes ist Derjenige, der diese selbstverleugnende und heilsame Thätigkeit nicht mit den heißesten Gefühlen des verehrungsvollsten Dankes begleitet. In uns Allen, die wir hier gegenwärtig sind, bildet dieses Gefühl die unauslöschliche Flamme unseres Herzens, und dasselbe wird uns auch zu entsprechenden Thaten begeistern. Indem wir das von Sr. Majestät uns vorgesteckte Ziel standhaft vor Augen halten werden, wird uns keine Rücksicht auf der Bahn aufhalten, welche zu diesem Ziele führt, damit die staatsrechtlichen Fragen endgiltig geregelt werden, und das Band der brüderlichen Eintracht, welches Ungarn und die Monarchie Jahrhunderte hindurch in Freud und Leid, in guten und bösen Geschicken verknüpfte, und dessen wohlthätige Folgen wir in diesem Jahre des Nothstandes am meisten fühlen werden — verewigt werde.

Zum Zeichen dieser treu bewahrten Gefühle erhebe ich nach alter Sitte diesen Becher auf den ritterlichsten Mann der Monarchie, zum dauernden Wohlsein und Ruhm des besten ungarischen Patrioten, Sr. k. k. apostolischen Majestät, unseres erhabenen Herrn Franz Josef I.“

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: N. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 69. Sonntag den 30. August 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Siegmund mußte sich gestehen, daß es ihm das Gefühl von Ehre nicht erlaube, noch länger dem Obersten Derieux aus all' dem ein Geheimniß zu machen, was im Laufe der letzten Tage sich zugetragen, und daß unter so ernsten Verhältnissen der Platz des alten Vaters an dem Bette seiner Tochter sei, von welcher nun jeder Makel genommen und die jetzt Herzogin de la Tour-Vaudieu geworden war.

Ohne die Madame Amadis von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen (die Wittwe des Lieferanten, welche selbstverständlich bei dem bloßen Gedanken, dem Obersten Derieux gegenüber zu stehen, an allen Gliedern erbebte, würde ihn natürlich von dieser Idee abzubringen gesucht haben), so ließ er sich vom Bürgermeister und vom Pfarrer in Brunoy eine beglaubigte Abschrift des Aktes der vollzogenen Ehe geben und ging dann nach dem „weißen Roß".

Georg und Claudia sahen ihn in den Hof treten und hörten, wie er nach Denis rief.

In der verflossenen Nacht hatte der Herzog sein Pferd in Paris zurückgelassen und war mit den beiden Aerzten zu Wagen nach Brunoy gekommen.

Denis lief herbei.

„Lieber Freund", sagte der Herzog, „vermiethet Ihr Pferde und Wagen?"

„Ja wohl", antwortete der Hausknecht. „Sobald im Sommer die vornehmen und reichen Leute in die Gegend kommen, kauft der Herr ein paar Pferde, um sie zu Spazierfahrten zu verleihen, aber im Winter die Pferde im Stalle zu behalten, die immer fressen, aber nichts verdienen, das wäre ein schlechtes Geschäft."

„Könnt Ihr mir nicht wenigstens im Dorfe ein Pferd und ein Kabriolet auftreiben?"

Denis kratzte sich hinter den Ohren und sagte dann: „Der Nachbar Jakob hat wohl eine kleine Fuchsstute und ein ganz altes Wägelchen ... aber ..."

„Nun was aber?" fragte Siegmund, als er sah, daß Denis nicht weiter reden wollte.

„Werden Euer Gnaden weit fahren?"

„Nach Paris."

„Ah, da wird der Nachbar Jakob nicht unter zehn Franks fahren."

„Da habt Ihr fünf Franks für Euch und zwanzig für den Nachbar, aber er muß alsogleich anspannen, ich habe Eile."

Freudigst überrascht über ein so unerwartetes Trinkgeld, nahm sich Denis gar nicht die Zeit, stehenden Fußes zu antworten, er lief schnurstracks gegen das Thor zu und schrie zurück:

„Gleich, gleich sollen Sie bedient sein. In fünf Minuten steht der Wagen vor dem Hause."

Noch vor Ablauf der festgesetzten Zeit fuhr das Kabriolet, vom Nachbar Jakob selbst geführt, vor. Der Herzog sprang hinein und die kleine Fuchsstute trabte lustig der Pariser Straße zu.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Kaum hatte sich das Fuhrwerk in Bewegung gesetzt, als Claudia das Fenster öffnete und nach Denis rief.

„Was wünschen Euer Gnaden?" fragte dieser.

„Sattelt augenblicklich eines von unseren Pferden."

„Welches, das große oder das kleine?"

„Das große."

„Schon gut; in drei Minuten soll es den Sattel auf dem Rücken und das Gebiß im Maule haben", antwortete Denis und war im nächsten Augenblicke, beflügelt durch die fünf Francs des Herzogs, schon verschwunden.

„Aber sage mir doch, liebes Kind", fragte Georg, nachdem Claudia das Fenster wieder geschlossen hatte, „was soll denn dies bedeuten?"

„Ich dächte, die Sache sei ganz klar und bedürfe gar keiner weiteren Erklärung . . ."

„Wer soll denn fortreiten?"

„Wer denn, als du!"

„Wohin?"

„Nach Paris."

„Bist du denn toll?"

„Ich glaube nicht."

„Aber nach Paris ist ja soeben mein Bruder gefahren."

„Nun?"

„Wenn ich ihm vorreite, wird er mich ja sehen . . ."

„Freilich wohl."

„Und wenn er mich sieht, wird er mich erkennen, was wir doch um jeden Preis vermeiden müssen."

Digitized by Google

„Das ist auch meine Ansicht."

„Dann begreife ich gar nicht . . ."

„Wie!" sagte Claudia ganz ungeduldig, „du begreifst nicht, daß es sich nicht darum handelt, dem Herzog vorzureiten, sondern ihm zu folgen! — Du hältst dich immer auf eine so große Entfernung von ihm, daß er dich unmöglich erkennen kann, aber doch so, daß du ihn niemals aus den Augen verlierst."

„Und wozu?"

„Um zu wissen, wohin er geht und was er thun wird."

„Was kümmert das aber uns? — Mir scheint, daß nur Alles, was hier vorgeht, von besonderem Interesse für uns sei."

„Das scheint dir schlecht. Muß ich dir erst erklären, daß, wenn z. B. dein Bruder, der Herzog, sich entschlösse, seine Heirath in extremis deiner Mutter zu gestehen und Frau und Kind in's Hotel brächte, daß dann, so zu sagen, Alles für uns verloren sei . . ."

„Leider hast du nur zu sehr Recht."

„Das ist nur eine Voraussetzung, eine Möglichkeit. Ich hasse aber alle Ungewißheit und dieserwegen schicke ich dich nach Paris."

„Und wenn mein Bruder sich anschicken wird, nach Brunoy zurückzukommen, soll ich ihm wieder nachfolgen oder ihm voraneilen?"

„Bist du der Schnelligkeit deines Pferdes gewiß?"

„Vollkommen. Cromwell ist ein Renner erster Klasse."

„Wenn dem so ist, so komme der erste."

„Abgemacht."

In diesem Augenblicke kam Denis mit dem Pferde, welches er kaum zu halten im Stande war, so voll Ungeduld war das Thier nach zweitägiger Rast geworden, in den Hof.

„Alles in Ordnung", rief er zu dem Fenster hinauf.

Der Marquis nahm Handschuhe, Hut und Reitgerte.

„Glückliche Reise und gute Verrichtung", rief ihm Claudia zu.

„Schönen Dank."

Und Georg eilte die Treppe hinab und ging an Cromwell heran, der seinen Herrn recht gut kannte, und, plötzlich ruhig geworden, den Kopf nach der Seite drehte, als erwarte er eine Liebkosung.

Der Marquis klopfte ihm ein paar Mal auf den schlanken Hals, ergriff Zügel und Mähne und schwang sich in den Sattel.

Noch ein Zeichen des Grußes mit der Reitgerte an Claudia, und er ritt in kurzem Galopp zum Thore hinaus.

Kaum ein paar hundert Schritte außerhalb des Dorfes gewahrte er schon in einiger Entfernung die Fuchsstute ganz wacker zwischen den Gabeln des Kabriolets forttraben.

Er mäßigte sogleich den Gang seines Pferdes und zwang das feurige Thier, bald im Schritt, bald im kleinen Trabe zu folgen.

Der Herzog überließ sich den trübsten Gedanken, gewiß nicht ahnend, daß ihm ein Spion auf dem Fuße folge und daß dieser Spion sein eigener Bruder sei.

Haben wir es nöthig, zu sagen, welcher Natur des Herzogs Gedanken waren?

Siegmund ging in seiner Erinnerung zurück bis zu jenem Abend, an welchem zum ersten Male in seinem Leben sein Herz heftig und bedeutungsvoll zu schlagen anfing, an welchem die eisige Rinde, die es bis zu jenem Augenblicke umschloß, unter den sanften und doch glühenden Blicken Esthers zu schmelzen begann.

Und wohin hatte ihn diese verhängnißvolle Liebe geführt?

Zu einer schmachvollen Verführung, kaum gesühnt durch eine verspätete Verbindung, bei welcher der Priester die Hand eines Lebenden in die Hand einer Sterbenden legte.

Und selbst diese Heirath, geboten durch die heiligste aller Pflichten, sollte aller Wahrscheinlichkeit nach einen doppelten Widerspruch erfahren.

Siegmund dachte an Esthers Vater, indem er sich den Eindruck vergegenwärtigte, den es auf den alten Mann machen mußte, wenn er nun Alles erfahren werde, was mit seinem Kinde vorgegangen.

„O armer Vater", jammerte Siegmund, „du, der du die unbedeutendste Handlung deines Kindes zu wissen geglaubt hattest . . . dieses junge Mädchen, welches du noch vor wenig Tagen als ein Kind betrachtetest, wirst du jetzt verheirathet, als Mutter, sterbend und wahnsinnig finden! . . ."

Siegmund hielt sich beide Hände vor's Gesicht und rief in seinem Jammer aus:

„Mein Gott! Ich werde wohl nie den Muth haben, dem unglücklichen Vater all' das Uebel zu gestehen, das ich seiner Tochter zugefügt!"

Und dicke Thränen rollten über seine Wangen.

Mittlerweile hatte das Kabriolet Villeneuve-Saint-Georges und Charenton passirt und fuhr in das Weichbild von Paris ein. In Mitte des Place de la Bastille angelangt, wo sich die monumentale Säule erhebt, welche der Nachwelt die Namen der im Monate Juli 1830 Gefallenen überliefern soll, ließ Siegmund das Fuhrwerk halten, gab dem Kutscher ein Zwanzig-Francs-Stück, und winkte einem eben vorüberfahrenden Kabriolet.

„Rue Saint-Louis Nr. 14!" rief er dem Kutscher zu.

Dem Hotel, welches wir bereits kennen, und in dem Madame Amadis und der Oberst Derieux wohnten, gegenüber stieg der Herzog aus dem Wagen.

Ein sonderbarer, trauriger Anblick bot sich ihm dar.

Das hohe und breite Thor war mit einem schwarzen Tuche überhangen, worauf silberne Sterne gestickt waren.

Ober dem Thore war in einem schwarzen Schilde der Buchstabe D zu lesen.

Im Hofe selbst stand auf einem Katafalk, von brennenden Kerzen umgeben, ein Sarg, auf welchem militärische Insignien lagen, und an dem Sarg knieten mehrere Geistliche.

Siegmund war bei diesem Anblick bis in's Innerste erschüttert.

Er nahte sich dem Katafalke und fragte einen der Priester, welcher etwas abseits stand.

„Wer ist denn in diesem Hause gestorben?"

„Ein Mann, dessen Name einstens viel Lärm in der Welt gemacht hat", antwortete der Geistliche — „der Oberst Jean Derieux."

„Der Oberst Derieux!" wiederholte Siegmund.

(Fortsetzung folgt.)

Eine gefallene Größe.

(Aus dem pfälzischen Kurier)

Chancellorsville, der Schauplatz eines neulichen Kampfes im amerikanischen Bürgerkriege, wird als ein kleines

Digitized by Google

virginisches Dorf beschrieben, bestehend aus einem Hause und einem Kreuzwege. Wenn dies ein Dorf genannt werden kann, so verdient Skunksville sicherlich den Namen einer Stadt, denn es kann sich einer Anzahl von fünfundzwanzig Blockhäusern rühmen. Allerdings sind es unregelmäßige, zerstreut liegende Gebäude; da indeß ein Meetinghaus und ein Krämerladen darunter zu finden war, sowie eine Schlosserwerkstatt, ferner eine Mehlhandlung, die zugleich als Postbureau diente und hinter sich einen schilfigen Teich hatte, in dem die Frösche allabendlich Concert hielten, so glaubten sich die Einwohner berechtigt, die Ansiedelung als eine Hinterwäldlerstadt ersten Ranges anzusehen.

Vielleicht die bedeutendste Persönlichkeit des Ortes, wenigstens in seiner eigenen Meinung, war Virgil Cicero Slocum, ein kleiner, fetter, rosiger, gutmüthiger Mann, der die Jagd und gute Kost liebte, und die Damen der „Stadt" stets vortrefflich zu unterhalten wußte. Slocum's Vater war, zur Zeit, als er noch im Staate Georgia wohnte, zu einem Mitgliede des gesetzgebenden Körpers erwählt worden, und einmal hatte Virgil Cicero seinen Vater in die fashionable Hauptstadt jenes Staates, Augusta, begleitet, als die versammelte Weisheit dort Sitzung hielt. Nach der großen Krisis von 1837, als die Schwindelbanken wie Seifenblasen platzten, und Jeder, der etwas zu verlieren hatte, es verlor, dachte Slocum senior es weise, nach Texas, dem damaligen Zufluchtsort der Verarmten, auszureißen, ehe der Sheriff an seine Neger und sonstiges transportables Besitzthum Hand anlegte. Dieses Manöver gelang ihm so wohl, daß zur Zeit, wo diese Geschichte beginnt, er einer der wohlhabendsten Männer in der Niederlassung Skunksville war.

Man braucht sich nicht zu wundern, daß bei allen sich auf die Sitten gebildeter Gesellschaft beziehenden Dingen Virgil Cicero von den fellbekleideten Jägern und Hinterwäldlern als ein Orakel angesehen wurde. In dem stolzen Bewußtsein, weiter als seine Mitbürger gereist und sogar in der Hauptstadt eines Staates gewesen zu sein, blickte er auf seine Nachbarn wie auf ungeschliffene Barbaren herab, und scheute sich nicht, offen zu erklären, daß es ein wahres Glück für die Bewohner des Ortes sei, in ihm einen Tonangeber für Sitten und Manieren zu besitzen. Natürlich galt bei den jungen Damen sein Wort als Gesetz, wenn es sich um ihren Anzug handelte; und es war hinreichend, ihn sagen zu hören, „daß Niemand in Augusta daran denken würde, ein solches Ding anzuziehen," um ein Kleidungsstück zu verwerfen, wie passend es sich auch für die Hinterwaldregion erwiesen haben mochte.

Er hatte einige alte zerrissene Wochenzeitungen mit Modekupfern von Augusta mitgebracht, welche er seinen schönen Freundinnen zu leihen pflegte. Sie schnitten sich darnach Muster für Kragen, Manschetten und sonstigen kleinen Frauenzimmerputz, befragten ihn jedoch immer zuvor, welches das Schönste sei und was am Meisten getragen worden, als er „in Augusta" gewesen.

Alles nahm eine Zeitlang in dieser Weise seinen ruhigen Gang. Niemand ließ es sich träumen, Virgil Cicero den Rang des obersten Leiters der Modewelt zu Skunksville streitig zu machen; und es war gerade so wenig wahrscheinlich, daß er je von seinem Thron gestürzt werden würde, als daß Louis Philippe sich je als Mr. Smith würde nach England flüchten müssen.

An einem schönen Frühlingsmorgen wurde die Einwohnerschaft durch die Nachricht von der Ankunft einer Familie aus New-York, Namens Jenkins, die sich in der Nähe niederlassen wollte, in große Aufregung versetzt. Diese Aufregung wurde noch durch den Umstand vergrößert, daß der Treiber des Ochsengespanns, mit dem die Effekten der Familie transportirt worden waren, erzählte, „sie seien so verteufelt umständlich mit einer großen hölzernen Kiste gewesen, die nicht geschüttelt und gestoßen werden durfte, da es ein *Piano* war."

Es war wirklich im höchsten Grade verdrießlich, daß gerade zu dieser Zeit Virgil Cicero für acht oder zehn Tage auf einer Jagdpartie abwesend sein mußte, und deshalb seine Allwissenheit nicht sogleich zu Rathe gezogen werden konnte, um zu entscheiden, was ein „Piano" sei.

Die Meinungen waren verschieden; Einige dachten, es müsse eine unbekannte Art von Thier sein, Andere vermutheten darunter eine neue arbeitsparende Maschine. In allen Kreisen, in denen die große Frage erörtert wurde, kam Cicero Virgil ziemlich schlecht davon, da alle übereinkamen, daß es ihm ganz ähnlich sähe, fort zu sein, wenn man ihn am nöthigsten brauchte, während er doch, wenn man ihn nicht brauchte, seine Nase überall vorstreckte. Da es indeß ganz ungewiß war, wann der junge Slocum zurückkehren würde und die Neugierde unter der weiblichen Einwohnerschaft einen unerträglich hohen Grad erreicht hatte, so wurde beschlossen, in Abtheilungen bei den Neuangekommenen Besuch zu machen, und ohne gerade durch directe Fragen, welche Unwissenheit bloßstellen würden, zu forschen, auf Umwegen zu ergründen, was es mit dem „Piano" eigentlich sei. Sehr weise bemerkten ein paar ältere Damen, „daß, wenn die Creatur lebendig sei, man sie doch würde hören müssen."

Die fremde Familie empfing die besuchenden Damen freundlich, that jedoch des Piano's keine Erwähnung. Die, welche dagewesen, theilten ihre Beobachtungen Denen, die noch nicht dagewesen, mit, man berieth sich über schlaue Fragen, welche gestellt werden sollten, das Geheimniß aufzuklären; kurz — man war so sehr von dem großen einen Gegenstand eingenommen, daß Niemand daran dachte, den Kleidervorrath der New-Yorker zu kritisiren, der doch unter anderen Verhältnissen auf Monate hinaus Stoff zu Unterhaltung und Muthmaßungen geboten haben würde. Unter den letzten Besuchern befand sich eine alte Dame, der die Verzweiflung den Muth eingab, die Hoffnung zu äußern, „daß das Piano sich wohl befinde." Man dankte ihr für die gütige Nachfrage und erwiderte, daß es wohl ein wenig geschüttelt worden, aber mit Rücksicht des Zustandes der Landstraßen, doch leidlich gut angekommen sei.

Damit war man dem ersehnten Zwecke um keinen Schritt näher gerückt, und nichts blieb übrig, als mit größtmöglichster Geduld die Rückkehr des säumigen Stadtorakels, Mr. Slocum junior, zu erwarten.

Kaum sah man Virgil Cicero aus dem Walde, in dem er gejagt, hervortreten, als man sich sogleich seiner bemächtigte und, ohne ihm Zeit zu gönnen, seine Toilette nur im Geringsten in Ordnung zu bringen, ihn mit der Frage bestürmte: „ob er wisse, was ein Piano sei."

Ein griechischer Professor, wenn plötzlich aufgefordert, zu sagen, ob er die Artikel ὁ ἡ τό kenne; ein Jäger, wenn befragt, ob man beim Laden einer Büchse das Pulver oder die Kugel zuerst hineinthue, oder ein gedienter Sergeant, ob man beim Exercieren die Füße aus- oder einwärts stellen müsse, hätten nicht erstaunter oder entrüsteter dreinblicken

Digitized by Google

können, als Virgil Cicero bei Vorlegung der Frage, die seit einer Woche den Ansiedlern den Schlaf geraubt hatte.

„Wie sollte ich das nicht wissen," lautete seine Antwort. „Es ist ein musikalisches Instrument und es giebt deren so viele in Augusta, als Spatzen auf den Dächern."

Unglücklicherweise hatte indeß unser Held während seines kurzen Aufenthaltes in der Hauptstadt nur von Piano's sprechen gehört, nie aber ein solches gesehen. Dagegen erinnerte er sich, daß ein Italiener in den Straßen jener Stadt, wie man es nun fast überall trifft, Musik gemacht, indem er eine Orgel drehte; und sogleich hatte er es als eine ausgemachte Sache angenommen, daß dies ein Piano gewesen.

Am folgenden Tage putzte er sich auf's Schönste heraus, um den Jenkins seinerseits einen Besuch zu machen; es hatte ihm auch schon ein Bekannter die Mittheilung zugesteckt, daß die älteste Miß Jenkins achtzehn Jahre alt und ein allerliebstes Mädchen sei. Er hegte die tiefste Ueberzeugung, mit seinen großstädtischen Manieren den besten Effect hervorzubringen; und nachdem er sich herabgelassen, seinen Busenfreund und getreuen Jünger, Sempronius Scipio Spriggs, zu seiner Begleitung aufzufordern, machte er sich mit diesem auf den Weg.

Die Familie war, wie sie bei ihrer Ankunft fanden, nicht zu Hause; es war jedoch eine zu gute Gelegenheit, sich nach dem Piano umzusehen, um sie unbenutzt zu lassen. In dem Parlour war nichts Außergewöhnliches sichtbar, ausgenommen ein großes, glänzend polirtes, büffetähnliches Stück Möbel an der Seitenwand. Aber dem Auge Cicero Virgil's bot sich kein Gegenstand dar, der so aussah, wie das Instrument mit dem Handgriff, an dem der Italiener in den Straßen Augusta's so unermüdlich gedreht hatte.

Als sie sich jedoch entfernen wollte, entdeckte Sempronius am Ende der Galerie, welche um das Haus herumlief, auf einem niedrigen Gestell eine Art viereckigen Kasten mit einem Griff, der aus der Mitte der einen Seite herausstand. Er richtete die Aufmerksamkeit seines Freundes darauf, und dieser erklärte sogleich, daß das nichts Anderes sei, als das Piano, und daß er sofort Musik aus ihm herausdrehen wolle.

So wie er den Griff handhabte, ließ sich ein Geräusch, aber keine Musik, sondern nur ein leichtes Klappern hören, und der vorsichtige Sempronius meinte, es wäre besser, wenn Cicero das Ding in Ruhe ließe, da es vielleicht durch das Schütteln auf der Reise in Unordnung gerathen sei und leicht verdorben werden könne.

Zwei oder drei Wochen vergingen darauf in der einförmigen Stille, die einer abgelegenen Ansiedelung eigen ist; nach Ablauf derselben begann es ruchbar zu werden, daß die Jenkins eine Gesellschaft zu geben beabsichtigten, und Miß Selina Amanda Cleopatra Jenkins sich auf dem Piano würde hören lassen.

Die Einladungen wurden herumgeschickt und Niemandem fiel es diesmal ein, abzusagen, da Jedes sicher war, jetzt endlich seine Neugierde befriedigt zu sehen. Allerdings wußte man bereits durch Sempronius Scipio Spriggs, daß das fragliche Instrument ein viereckiger Kasten sei, aus dem man durch Umdrehen eines Handgriffs Musik herausbrächte; allein da besagter Sempronius die Musik nicht selbst gehört, sondern nur ein Geklapper vernommen hatte, so blieb von der Sache noch viel zu kennen übrig. Dabei bezweifelte jedoch Niemand die Wahrhaftigkeit der Angaben des vielgereisten Cicero Virgil, daß man mit dem Kasten die schönste Musik machen könne. Wenn er, der in Augusta gewesen, die Sache nicht verstände, wer sollte denn??

Endlich kam der Gesellschaftsabend, und als Kaffee, Buchweizenkuchen, heiße, in Butter schwimmende Waffeln, Kornbrod, Melassensyrup, getrocknete Pfirsiche, Honig, und wie die Delicatessen jener Gegenden alle heißen mögen, gehörig gewürdigt worden waren, bat man Miß Selina, eine Melodie auf dem Piano zum Besten zu geben.

Miß Selina lächelte und schritt durch das Zimmer auf das glänzend polirte Büffet, wofür Virgil Cicero es angesehen, zu. Sie öffnete eine Art Halbdeckel und begann, um die Neugierde der Versammlung zu befriedigen, die schwarzen und weißen Tasten abwechselnd niederzudrücken. Als sie das erste Stück geendet, wagte Sempronius die junge Dame zu fragen, was denn das für ein Kasten sei, der am Ende der äußeren Gallerie stünde, und wie Mr. Slocum ihn versichert hatte, den Pianos gleich sei, die er in Augusta gesehen. Miß Jenkins lächelte abermals und erwiderte, „es sei nur ein neues Patent-Butterfaß, das sie aus Jersey mitgebracht."

Noch ehe die Erklärung ganz beendet, war Virgil Cicero Slocum verschwunden. Er konnte die spöttischen Blicke derer nicht ertragen, welche so lange seine gläubigen Jünger gewesen; er war von der Höhe seines Stolzes herabgestürzt, und nicht länger war sein Ausspruch unfehlbar bei seinen Mitbürgern. Wenn je im Laufe der Zeit es ihm einfallen wollte, einen entscheidenden Ausspruch zu thun, mußte er sich daran erinnern lassen, daß er einst gesagt hatte, „Piano's wären in Augusta so häufig, als Spatzen auf den Dächern," und dennoch hatte er ein Piano nicht von einem — Butterfaß zu unterscheiden vermocht!!

Unwiderruflich gehörte er fortan zu den „gefallenen Größen."

Miscelle.

Man schreibt aus Frankfurt, 24. August: Heute nahm hier auf dem großen Exerzirplatze das von dem nassauisch-frankfurtischen Pferdezucht-Vereine veranstaltete große Wettrennen seinen Anfang. Das Schauspiel hatte fast die ganze Bevölkerung unserer Stadt auf die weite Ebene an der Galluswarte gelockt, und auch aus den Umgegenden waren ungeheure Menschenmassen herbeigeströmt. Das Fest, bei dem mehrere deutsche Fürsten zugegen waren, ging ohne Unfall in glänzendster und gelungenster Weise von Statten. In der Reunion, welche nach dem Wettrennen stattfand, würde die Gründung eines „Rheinischen Rennvereins" bewerkstelligt. Unter den hohen Personen, welche das Protektorat dieses bereits zahlreiche Mitglieder zählenden Vereines übernommen haben, befinden sich der Kaiser von Oesterreich, der König von Bayern, der Kurfürst von Hessen, der Großherzog von Hessen, der Großherzog von Weimar und der Herzog von Nassau.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inser.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 70. Mittwoch den 2. September 1863.

Vergelt's Gott!

Novelle
von
W. H. Riehl.

I.

Seit vielen Jahren lagerte der „krumme Hans“ im Südportale des Augsburger Domes und bettelte. Er hatte keinen Familiennamen und wußte auch nichts von seinen Eltern; denn ein Bettler kann der Ahnen entbehren, er steht auf sich allein und alle mildthätigen Leute sind seine Vettern und Basen. Wie alt er war, wußte Hans eben so wenig; doch konnte er sein Alter ungefähr schätzen. Als kleiner Bube hatte er nämlich mitzugeschaut, wie Ulrich Schwarz, der Augsburger Bürgermeister, im sammtenen Rathsmantel gehenkt wurde; Hans saß damals rittlings auf einer Mauer, in dem Augenblicke aber, als der Bürgermeister von der Leiter fiel, verlor auch er das Gleichgewicht und fiel herab, brach das Bein und war und hieß nun nach übel vollendeter Kur der krumme Hans. Das krumme Bein verschaffte ihm dann später den Freibrief der Bettelei und die prächtige Stelle im Domportal. Nun hatte man 1478 geschrieben, als der böse Bürgermeister an den Galgen kam, also schätzte der krumme Hans, daß er selber so um 1470 geboren sei.

Tag für Tag und Jahr um Jahr hielt er seinen Platz warm und hatte endlich den Stein hinten in der linken Ecke des Portales ganz glatt gesessen; das alte Jahrhundert war versunken und das neue heraufgestiegen, Kaiser Friedrich war gestorben und Kaiser Maximilian, böse und gute Zeiten waren vorübergegangen: der krumme Hans blieb so fest auf seinem Steine, als gehöre er mit zu den Standbildern, welche ringsum das Portal schmückten. Er war allmählig alt geworden und erschien doch immer der Gleiche, ein Mann des Jammers in Mienen und Geberden, innerlich aber seelenvergnügt über seinen Beruf, den er für den allergemüthlichsten hielt, und über seinen Stein, welcher ohne Zweifel der würdigste und einträglichste Bettelplatz in der ganzen Reichsstadt war.

Nun geschah es, daß der Bettler in seinen alten Tagen einen Schatz fand, den mancher Reiche vergebens sucht, nämlich einen Menschen, welchen er lieb haben konnte, als wäre er sein leibliches Kind, einen jungen Freund und Bettelgenossen, gleich seelenvergnügt im gemeinsamen Berufe wie er selber, einen Freund, in welchem ihm die Jugend zum zweiten Male wieder blühte. Dieser Freund hieß Veit Roluf.

Als ihn der krumme Hans kennen lernte, war Veit etwa sechzehn Jahre alt, und Hans witterte augenblicklich des Jünglings reiches Talent zum Betteln. Denn obgleich der arbeitsscheue Bursche noch so jung war, wußte er doch schon die ganze Stadt zu täuschen, daß sie glaubte, er habe einen lahmen Arm und eine entsetzlich verstümmelte rechte Hand. Mit bewundernswerther Kunst hielt er den Arm allezeit steif und zog die Schulter schief hinauf, als gehe ihm die Lähmung bis zum Halse. Die kranke Hand aber war dicht mit schmutzigen Tüchern umwickelt, und begehrte Jemand den Schaden zu sehen, so schälte Veit mit so herzzerreißendem Stöhnen einen blutigen Lumpen nach dem anderen los, daß Jener gewiß schon genug hatte, bevor nur die Hälfte dieser Hüllen gefallen war. Selbst den Bettelvogt hatte Veit Roluf hinter's Licht geführt und ihm das Blechzeichen abgelistet, durch welches er sich nun als ein wegen schwerer Gebrechen obrigkeitlich geduldeter Bettler ausweisen konnte.

Alle wahre Freundschaft wurzelt in der Ergänzung zweier verschieden gearteter und dennoch verwandter Naturen. So war es auch bei den beiden Bettelleuten. Hans war krumm und Veit war lahm, also Jeglicher ein Krüppel. Aber das krumme Bein des Alten war Natur, der lahme Arm des Jungen Kunst. Darum glaubte Hans, daß er in diesem Stück bevorzugt sei, seines Gebrechens sicherer, und daß also auch sein Beruf auf einer gediegeneren Grundlage ruhe. Denn arbeitskräftigen Bettlern legte der Gassenknecht zeitweilig das Handwerk. Dagegen besaß Veit einen anderen beneidenswerthen Vorzug: er war ein Augsburger Stadtkind; die eingeborenen Bettler aber duldete man dauernd, während die Fremden so als um's andere Jahr aus der Stadt geschafft wurden. Da der krumme Hans selbst nicht wußte, wo er zur Welt gekommen, so würde ihn dieses Loos schon längst getroffen haben, wenn er sich nicht in einem historisch so wichtigen Moment und Angesichts der ganzen Stadt zum Krüppel gefallen hätte. Als ein lebendiges Wahrzeichen des denkwürdigen Tages ließ man ihn in Frieden, und Hans behauptete zuletzt, er sei zwar kein Eingeborener, aber auch kein Fremder, sondern ein Adoptivkind der Reichsstadt Augsburg. Dies also war der zwiefache Unterschied bei zwiefacher Gleichheit, welcher die beiden Bettler zu neidlos sich ergänzender Freundschaft führte: Hans war ein natürlicher und Veit ein künstlicher Krüppel, Veit dagegen ein natürlicher und Hans ein künstlicher Augsburger.

Digitized by Google

Der alte Hans wußte aber seine Zärtlichkeit an dem jungen Veit nicht inniger auszulassen, als indem er ihn auf's strengste in die Schule nahm: er wollte ihn zu einem Bettelvirtuosen ohne Gleichen machen; so viel Geist und Gaben, wie sie Veit Roluf besaß, sollten der Vaterstadt nicht verloren gehen oder in Stümperei und Liebhaberarbeit verpuffen. Denn Hans konnte sich den vollkommensten Menschen nur in der Gestalt des vollkommensten Bettlers denken, und im ewigen Leben begehrte er kein besseres Theil, als daß er neben St. Peter an der Himmelsthüre sitzen und in Ewigkeit die einziehenden Seelen anbetteln dürfe, ganz so wie hienieden die Kirchgänger am Südportale des Augsburger Domes.

Neidlos enthüllte darum Hans dem jungen Veit alle Geheimnisse der höheren Bettelkunst, die er sich ausgesonnen und während seiner langen Praxis bewährt gefunden. Keinem andern Menschen würde er sie verrathen haben, allein die Liebe öffnete ihm den Mund. Vor allen Dingen aber suchte er, dem Freunde den ächten Zunftstolz einzuflößen und ihn vor Zersplitterung seines Talentes in den niederen Zweigen der Bettelei zu behüten.

„Du darfst kein fahrender Bettler werden, mein Sohn," so sprach er wohl, „kein Fechtbruder, der in Häusern und Gassen, ja wohl gar auf den Heerstraßen umherzieht: das ist gemeine Landstreicherart, die schickt sich nicht für unsereins. In jedem Beruf ist der seßhafteste Mann der ehrenfesteste, und ich sitze schon fünfundzwanzig Jahre auf diesem selben Stein. Aber ein sitzender Bettler und ein sitzender Bettler ist auch wiederum zweierlei: es kommt darauf an, wo er sitzt. Das sind geringe Leute, die an den Stadtthoren und Straßenecken lagern; der Platz an der Kirche macht erst den rechten Mann. Der Schinder und Schäfer heißt ein Doctor, weil er Kranke curirt, und mehr thut selbst des Kaisers Leibarzt nicht; so groß aber der Sprung vom studirten Doctor zum Doctor Schinder, so breit ist auch die Kluft zwischen dem seßhaften Kirchenbettler und dem sitzenden Gassenbettler. Der geistliche Stand ist der erste, und der Kirchenbettler gehört doch wohl mit zur Geistlichkeit, er ist nahezu so gut wie ein Bettelmönch, nur daß er's ohne Gelübde treibt und auf eigene Faust. Hat der Dompfarrer drinnen in der Kirche von den guten Werken gepredigt, so kann die Gemeinde beim Herausgehen an meiner ausgestreckten Hand erweisen, ob sie auch Thäter des Wortes zählt, und spreche ich nach jedem Heller, der zu mir herabfällt, „„Vergelt's Gott tausendmal für die armen Seelen im Fegfeuer!"" so ist das auch eine Predigt, kurz zwar, aber verständlich für Jedermann."

Und also bewies Hans ganz klar, daß er zum höchsten Bettleradel gehöre. Allein damit war es noch nicht genug. Seines Erachtens behauptete er wiederum innerhalb dieses Adels den höchsten Posten im römischen Reiche inne zu haben; denn eben jener Stein, welchen er seit 25 Jahren glatt gesessen, ruhete auf einer ganz eigen privilegirten Stelle. Als nämlich die Bischöfe von Augsburg den gothischen Westchor zum altromanischen Bau des Domes fügten, lag ihnen ein Stück Reichsstraße quer im Wege. Die Stadt erlaubte den Bau auf diesem ihrem Grund und Boden, behielt sich aber das Recht des Durchganges vor vom Süd- zum Nordportale quer durch die Kirche.

„Darum", sprach Hans zu seinem Freunde, „ist der Stein zwar, worauf ich sitze, bischöflich, der Boden aber, in welchem der Stein sitzt, ist reichsfrei, und also kann ich mich wohl einen landesherrlichen und einen reichsunmittelbaren Bettler zugleich nennen. Nur wenn es im Mittag die Sonne gar zu gut meint, ziehe ich mich tiefer in den Schatten des Gewölbes auf rein bischöflichen Boden zurück. Allein dies ist eben wiederum ein Vorzug vor meinem Nachbarn am Nordportale, der sonst einen fast gleich guten Platz behauptet; denn er bettelt zwar auch bischöflich und reichsunmittelbar zugleich, er bettelt aber das ganze Jahr im Schatten."

Hier machte der krumme Hans eine lange Pause und fuhr darauf bewegteren Tones fort: „Muß ich einmal sterben, dann sollst Du, mein Sohn, der Erbe meines Platzes sein. Das geht freilich hier in Augsburg nicht wie in Köln, wo die Bettelleute ihren Töchtern so ohne Weiteres einen guten Kirchenplatz zur Aussteuer mitgeben: bei uns muß man Schritt für Schritt den Berg erklimmen. Setze Du Dich darum einstweilen vor das Pförtchen bei St. Anna; die Stelle ist gering und trägt nicht viel, aber für einen Anfänger ist sie doch nicht zu verachten. In Jahr und Tag kannst Du dann vielleicht zum Nordportal des Domes vorrücken, denn der Bettler da drüben hustet in einem fort, daß ich's bis zu meinem Stein herüber höre: er wird's nicht lange mehr treiben. Hast Du aber erst einmal dort im Schatten festen Fuß gefaßt, so magst Du auch leicht mir hierher auf die Sonnenseite nachrücken, wenn es einmal Gott gefallen wird, mich aus diesem irdischen Bettelloch abzurufen an das Südportal seines himmlischen Domes."

Der Alte hatte Anfangs im gewohnten weinerlichen Ton gesprochen, als flehe er um ein Almosen, zuletzt aber kamen ihm die wirklichen Thränen. Veit hörte leuchtenden Auges, welch' glänzende Zukunft ihm eröffnet wurde, und sagte halb lächelnd, halb weinend: „Vergelt's Gott tausendmal!" und drückte dem väterlichen Freunde die Hand. Und der stille Jubel über den Ruhm, den ihm der Freund erschloß, verdrängte bald den wehmüthigen Gedanken, daß der Gipfel dieses Ruhmes doch erst mit des Freundes Tod zu erreichen sei. Darf ein Kronprinz nicht mit stolzer Freude dem künftigen Herrscherberuf entgegensehen, obgleich er weiß, daß er erst durch seines Vaters Tod zum Thron aufsteigen wird? Veit dünkte sich jetzt auch ein Kronprinz. Bettelnd war er aus den Träumen seiner Kindheit erwacht; Bettelbuben waren seine Spielkameraden gewesen; unter dem Bettlervolk fand der Jüngling Freunde und Gleichstrebende; nur durch Bettelstreiche hatte er bei ihnen Lob und Bewunderung gewonnen; kein anderer Weg stand ihm in der zünftig ausgetheilten Welt offen als die Bettelfahrt. Sollte er die reichen Kaufleute und Handwerker beneiden und ihnen nacheifern, da er doch niemals ihres Gleichen werden konnte? Es kommt darauf an, welches Glanzgestirn uns in der Jugend zum ersten Male recht tief in die Seele leuchtete: dem ersten Sterne folgen wir zumeist durch's ganze Leben. Wäre Cäsar jener Stern gewesen, so würde Veit Roluf nach dem Ruhme eines Helden gerungen haben, wäre es Homer, nach Dichterruhm; nun aber war ihm der krumme Hans, der so fest auf seinem Steine saß, jener Fixstern; Hans war ihm Cäsar und Homer. Darum dürstete er, den krummen Hans zu erreichen, ja zu überglänzen im Bettlerruhme.

Dankbar befolgte er den Rath des Alten und setzte sich vor das Pförtchen von St. Anna, und kein Heller war ihm zu abgegriffen, kein Stück Brod zu trocken, daß er's nicht angenommen hätte. Denn die Lust und List des Gewinnens

Digitized by Google

reizte ihn mehr als der Gewinn selber. Jeden Abend aber ging er zum krummen Hans, erzählte ihm die Abenteuer des Tages, und mehr wiederum als die Lust des Gewinnes beglückte ihn dann des Alten sparsames Lob. So war Veit glückselig über seinen schönen Beruf und Hans glückselig über den Veit, und im ganzen römischen Reiche gab es wohl keine zufriedeneren Bettelleute als die beiden Freunde.

II.

Und dennoch kam Alles anders, als Beide gehofft, und zwar aus zwei gewichtigen Gründen.

Denn erstlich war der dröhnende Husten des Bettlers am Nordportale kein Zeichen der Schwindsucht, sondern vielmehr der ungebrochenen Kraft seiner Lungen. Dieser Husten, welcher selbst den krummen Hans täuschte, war ebenso gut vollendete Kunst, wie Veit Roluf's lahmer Arm, und also wurde auch in Jahr und Tag der ersehnte Platz nicht frei.

Zweitens aber zog die Reformation durch's deutsche Land und vorab durch die deutschen Städte. Da räumte nun wohl endlich der unverwüstliche Mann am Nordportale im Jahre 1537 seinen Platz, obgleich er immer noch mit frischer Kraft forthustete, allein auch die anderen Kirchenbettler wurden vertrieben und der ganze katholische Clerus dazu, und der Dom ward eine lutherische Kirche. Der krumme Hans folgte dem Bischof mit dem Capitel und den Domschätzen in's Exil nach Dillingen: — weil er sich für eine Art lebendiges Inventariatsstück des Domschatzes ansah, so achtete er's unter seiner Würde, an einen anderen Ort zu fliehen. Nun standen freilich die beiden Plätze mit einem Male leer, aber Niemand wagte, sie wieder einzunehmen; Veit Rolus, der nächste Anwärter, war längst sogar von der bescheidenen Kirchenthüre bei St. Anna verjagt worden; ihn hatte schon vor fünf Jahren die Reformation aus der Laufbahn eines seßhaften Kirchenbettlers hinausgeworfen, und er fristete sich, in den Häusern umherschleichend, ein kümmerliches und ruhmloses Leben; denn lutherisch bettelte sich's nirgends mehr so gut wie katholisch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellung im Kunstverein dahier.

(Fortsetzung.)

S Unsere Ausstellungen werden größtentheils mit Landschaften bereichert. Deshalb mögen einige vorausgeschickte Schilderungen hieher bezüglicher Merkmale am geeigneten Platze sein.

Die Totalität des Erdkörpers in den Formen und seiner Vegetation, im Wechsel von Land und Wasser, in Luft und Wolke und in der Beleuchtung der Charaktere wird uns in der Landschaft wiedergegeben, und erreicht ihren Triumph, wenn die Reflexe menschlicher Gefühle und Seelenstimmungen sich in realistischen Formen des Erdkörpers aussprechen.

Die Darstellung und das Gefühl für landschaftliche Schönheit kann die Musik der Malerei genannt werden. Vor einem gelungenen Bilde, sowie in der Natur werden wir zu Stimmungen erregt, für die die Sprache keinen Ausdruck, keine Worte hat, es liegt ebensoviel unsagbares darin, wie im Reiche der Töne.

Die Griechen rc. stellten einzelne Gegenstände der Landschaften in menschlicher Gestalt dar, den Fluß als Flußgott, die Nymphe des Baumes oder Quells rc. Sehr treffend sagt Otfr. Müller: „Der ahnungsvolle Dämmerschein des Geistes, mit welchem die Landschaft uns anspricht, erschien den Alten nach ihrer Gemüthsrichtung jeder künstlerischen Ausbildung unfähig, die Landschaften waren mehr scherzhaft als mit Gefühl entworfen." — Erst am Wendepunkt des Mittelalters und der neuern Zeit wandten die Menschen sich der Natur mit jener Aufmerksamkeit und Liebe zu, aus der allein eine Wissenschaft und Kunst hervorgehen konnte; er betrachtete die Außenwelt um ihrer selbst willen.

Die landschaftliche Schönheit ist aber in der Kunst blos malerisch möglich, und können blos Erscheinungen vom bestimmten Standpunkte des Beschauers aus gegeben werden. Sie beruht durchaus auf Perspektive, scheidet Vorder-, Mittel- und Hintergrund, verlangt, daß jeder derselben an sich bedeutend sei und mit den andern harmonire; sie hängt mit der Beleuchtung zusammen, indem die Vertheilung von Licht- und Schattenmassen gar oft erst die malerischen Reize hervorhebt, ja hervorruft. Gegenden, die wir vor andern schön nennen, bieten gleichsam nur die einzelnen Buchstaben dar; der dichterischen Weise kann sich der Landschaftsmaler nie entschlagen, wenn er nicht zum Kopisten- und Vedutenzeichner herabsinken will. Er hat eine Stimmung des Gemüthes zum Ausgangspunkte zu suchen, diese dann wieder durch ein Naturbild der Außenwelt zu reflectiren.

Wenn nun schon die Natur die Anregung gibt, daß sich der Eindruck landschaftlicher Schönheit im Geiste des Menschen erzeugt, so macht sich die persönliche Eigenthümlichkeit des Künstlers, seine Auffassung der Außenwelt und die ihm eigene Seelenstimmung ganz besonders in der Landschaftsmalerei geltend. Claude Lorrain malt z. B. in sonntäglicher Stimmung, Salvator Rosa liebt das Unheimliche wilder Gebirgsschluchten, Nicolas Poussin ist im Linienzug groß, er ordnet die Massen in architektonischem Aufbau rc., der Eindruck des Ganzen ist ruhig, feierliche Schönheit.

Die Landschaftsmalerei hat dieses mit der Architektur gemein, daß sie durch Formen der anorganischen Natur und der Pflanzenwelt Stimmungen der Seele, zugleich aber die Sinnigkeit des Einzelnen, die Weltanschauung der künstlerischen Persönlichkeit ausspricht. Blühen und Verwelken, Kampf, Hemmung und Neubildung erfahren wir an uns selbst, und unsere eigenen Gefühle werden angeklungen, wenn wir jenes außer uns erblicken; wir meinen, daß solche Gefühle auch die Natur in solchen Zuständen beseelen. In der Witterung, im klaren Blau, in der Trübung der Wolken erkennen wir die bald heitere, bald düstere schwermüthige Stimmung der Natur; wenn die Wolken sich zertheilen und die Sonne siegt, dann erquickt uns der Triumph des geistigen Lichtes, der Freiheit. Die Kraft, welche Berge kühn emporthürmt, reißt uns von allem Gewöhnlichen los und mit sich empor, während sanft anschwellende Hügel und breite Thalgründe mit der Abendstille uns einladen zu behaglicher Ruhe und friedlicher Betrachtung.

Die musikalische Stimmung durch die Farbe in Licht und Luft mit dem Zuge der Linien, mit den mehr plastischen Formen scheint das rechte Geheimniß der landschaftlichen Kunst zu sein. Der Maler muß wissen, welches Licht für seine Gegend paßt, muß die Linien zu Hülfe nehmen, wenn er z. B. eine Morgenhymne singen will, wie Ruysdael in seinem Buchenwald nach vorübergezogenem Gewitter, oder

Digitized by Google

eine dunkle Elegie, wie jener in einem Dämmerungsbild des verwilderten Kirchhofs, durch den ein Bach rauscht. — Auf dieser Bahn fortgehend, gelangt der Maler dahin, durch die Darstellung der Landschaft die Geschichte ahnen zu lassen, die sich auf diesem Boden abspielte, wie z. B. Karl Rottmann in seinen Bildern den klassischen Boden Griechenlands und Italiens im vollen Glanz der Farben die plastische Klarheit mit unbeschreiblicher Schönheit wiedergab.

Um nun dem Gedanken des Bildes mehr zu Hülfe zu kommen, haben manche Maler menschliche Figuren in einer bestimmten Situation oder Handlung in die Landschaft hinein komponirt. Diese Staffagen sollen aber immer möglichst untergeordneter Natur sein, da sie hier blos als Beiwerk dienen, aber nicht herrschen dürfen. Eine Darstellung menschlicher Zustände oder Handlungen, die ein Immerwiederkehrendes, Allgemeingültiges bezeichnen, schließen sich dann leicht der Landschaft an, und eignen sich besser als geschichtliche oder dichterische Begebenheiten, weil sie die künstlerische Einheit nicht verletzen, das Interesse von der Natur nicht ablenken. — Wir erinnern uns eines früher gesehenen Landschaft von Richter: Im frischgrünen Wald, das Kirchlein auf der Höhe, dann im Mittelgrund Häuser am Hügel und ein freier Blick in die Ferne; der Himmel sonnig blau, die ganze Stimmung sonntäglich rein, heiter. Da tritt ein Brautzug aus dem Helldunkel des Waldes, Kinder springen ihm voran, bewegen sich unter den Bäumen des Vordergrundes und vom nahen Hügel her ruft die Jugend, die dort gelagert, ihren freudigen Gruß. Hier sehen wir die Zeit des Jahres im Verein mit der ihr entsprechenden, des menschlichen Lebens; die Natur hat ein hochzeitliches Gewand angethan, das Ganze klingt in der Innigkeit und Sinnigkeit alles Einzelnen wider, und zu einem wohllautenden Accorde zusammen.

So hätten wir nun im Kurzen einige nothwendige Grundzüge der Landschaftsmalerei dargelegt. Wir enthalten uns für diesesmal der näheren Besprechung des landschaftlichen Theils der Ausstellung und überlassen dem ruhigen Beschauer deren Anwendung bei Betrachtung der Ausstellung. In wie weit und in wie fern diese Bilder besagten Worten entsprechen, möge jeder unbefangne Beschauer selbst untersuchen und Parallele ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Körnerfeier.

Ueber die Körnerfeier in Wöbbelin wird berichtet: Groß war die Zahl der Festgenossen und der bei der Feier von den Veteranen, Schützen, Gewerken, Turnern, Landwehrvereinen ꝛc. entfalteten Fahnen. Am Schweriner Thore zu Ludwigslust hatten sich die Bauern mit mehr denn fünfhundert Gespannen aufgestellt, auf denen sie die Gäste nach dem anderthalb Meilen entfernten Wöbbelin unentgeltlich fuhren. An Körner's Ruhestätte hatten drei Veteranen vom Lützow'schen Korps in ihrer frühern Uniform die Ehrenwache. Die Feier verlief in der vom Programm vorgeschriebenen Weise. Die Eiche an Körner's Grabe wurde stark geplündert, weil jeder ein Andenken mit nach Hause nehmen wollte. Die Zahl der am Denkmal niedergelegten und mit bedruckten Bändern versehenen Kränze war enorm. Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit war das Bauerhaus in Wöbbelin, an welchem sich eine Tafel mit der Aufschrift vorfand: „Aus diesem Hause wurde Theodor Körner am 27. Aug. 1813 zu Grabe geleitet." Im Hause war Körner's Büste aufgestellt, umgeben von brennenden Kandelabern. Ludwigslust war gestern Abend prachtvoll erleuchtet."

Von Körnerfeiern in großem Styl erzählen die Zeitungen heute weiter aus Hamburg, Breslau und Gera.

Die Krinoline.

In Nr. 60 der „Mnemosyne" vom Jahre 1861 haben wir eine Verordnung des Kaisers Rudolph II. vom Jahre 1598 mitgetheilt, durch welche das Tragen der Reifröcke untersagt wurde. Es wurde damals schon das Unkleidsame dieser Tracht hart gegeißelt, und doch nehmen die Krinolinen, trotz der vielen durch sie veranlaßten Unglücksfälle, zum Schrecken der Männer, welche nicht genug Stoff kaufen können, täglich an Umfang zu, daß über kurz oder lang die Stadtthore noch erweitert werden müssen, wenn die Krinolineträgerinnen nicht dazwischen stecken bleiben wollen. Daß aber nun auch die Bauern über diese maßlose Kleidung sich lustig machen, denen bei einem gesunden Menschenverstande ein Urtheil über schön und nicht schön gewiß nicht wird abgesprochen werden können, mag den Städterinnen vielleicht noch unbekannt sein, und wir machen ihnen daher zum weiteren Nachdenken und zur eigenen Nutzanwendung folgende Mittheilung: „Am Tage Petri und Pauli machten einige vergnügte Menschen eine Lustfahrt auf dem Maine und fuhren von Obereisenheim bis an den Fuß der Vogelsburg. Die fröhliche Stimmung wurde vermehrt, als das Signal eines Hornes ertönte und die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf den Gänsewasen von Untereisenheim richtete. Dortselbst stand bei einer schnatternden Heerde die Hirtin in einem Aufzuge, der alle Fahrgenossen in die größte Heiterkeit versetzte. Das weite Kleid hatte neuesten Schnitt, der runde Hut heurige Façon; der Umwurf legte sich faltenreich über das von einer mächtigen Krinoline ausgedehnte Kleid. Die tonnensüchtigste Schöne dürfte sich einer solchen Krinoline nicht schämen. In der linken Hand hatte die Hirtin einen Sonnenschirm, in der rechten ihr Horn, in das sie stößt, so oft Schiffe vorüberfahren, und mit dem sie auch die Aufmerksamkeit der Fahrgesellschaft am Petri- u. Paultag erregte. Ueber diese Erscheinung gab ein Glied der erwähnten Fahrgesellschaft folgenden Aufschluß: Die Bauern von Untereisenheim sehen oft die Straße ihres Dorfes durch Krinolinen dermaßen eingeengt, daß sie mit ihren Wagen und Pflügen kaum durchzukommen vermögen. In ihrem Aerger darüber ersannen sie eine Rache ganz eigener Art. Sie beschlossen nämlich, ihrer Gänsehirtin, einer uralten Bettelfrau, einen modernen Damenanzug zu kaufen und sie darin täglich die Gänse austreiben zu lassen. Wie beschlossen, so ausgeführt, und die Gänsehirtin von Untereisenheim darf sich jeder Krinolinendame an die Seite stellen, ohne befürchten zu müssen, verdeckt zu werden."

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Vandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 71. Sonntag den 5. September 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Die plötzliche Veränderung, die in des Herzogs Gesichtszügen eingetreten, fiel dem Priester auf, und er sagte:

„Fühlen Sie sich unwohl?.... Sie können sich ja kaum aufrecht erhalten..."

Siegmund that sich alle Gewalt an, und es gelang ihm endlich, seiner Bewegung Meister zu werden.

„Es ist schon wieder vorüber", sagte er, „ein Schwindel — ich danke Ihnen — es ist schon wieder besser."

Und wirklich verschwand auch allmälig die Leichenbläße aus des Herzogs Gesicht.

„Sie kannten wohl den Obersten Derieux", fragte der Priester nach einer Weile mit sichtlichem Interesse.

„Ja wohl, ich kannte ihn...."

„Genau?"

„So ziemlich, wenigstens so viel, daß ich innigen Antheil an ihm nehme...."

„Von dem traurigen Vorfall nicht in Kenntniß gesetzt, kamen Sie wohl, um ihn zu besuchen?"

Siegmund antwortete nicht.

„Ach!" fuhr der Geistliche fort. „Sehr, sehr traurig! Das beweist wohl wieder, daß der Mensch nur Staub ist. Der Oberst war noch ganz rüstig, wie man sagt, und Niemand hätte ein so schnelles Ende voraussehen mögen. Sein Tod hat die ganze Welt überrascht...."

„Was war denn aber die Ursache seines Todes?" fragte Siegmund.

„Ein Schlaganfall... Vorgestern Abends traf ihn ein Blutschlag. Er war augenblicklich todt — sprach kein Wort mehr, zuckte nicht mehr.... Man erzählt sich allerlei anläßlich der ersten Ursache dieses schnellen Todes...."

„Allerlei?" unterbrach der Herzog die Rede des Geistlichen, „was denn?"

„Ich kann es Ihnen nicht sagen."

„Und warum nicht?"

„Die Würde, welche ich bekleide, erlaubt es mir nicht, das Echo gewisser Gerüchte zu sein, welche — so sehr auch die Wahrscheinlichkeit dafür sprechen mag — doch nur verleumderisch sein könnten, und ich wünschte wirklich, sie wären es!... Aber Sie werden ohne Zweifel Leute im Hause finden, welche, von Allem wohl unterrichtet, Ihnen hierüber die gewünschte Auskunft werden ertheilen können...."

Siegmund hörte nichts mehr.

Ein Nervenzucken überfiel ihn, eisig kalt überlief es ihn, große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, es war ihm, als wiche der Boden unter seinen Füßen.

„Wenn der Oberst Alles erfahren hätte!...." dachte er; „irgend eine schreckliche Entdeckung war jedenfalls die Ursache seines schnellen Todes.... Wenn ich es wäre, der den ehrwürdigen Greis umgebracht, — wenn ich sein Mörder wäre!..."

Er kniete sich im Staube nieder, und ließ mit zitternder Hand ein paar Tropfen Weihwasser auf die Stufen des Katafalkes fallen.

Dann schritt er festen Schrittes durch die Menge, die den Hofraum erfüllte, ging die Stufen des ersten Stockwerkes hinauf und läutete an.

Wie wir wissen, war der erste Stock von Madame Amadis bewohnt.

Der Bediente, welcher die Thür öffnete, war nicht wenig erstaunt, in dem Fremden den Herzog de la Tour-Baudieu zu erkennen.

„Durchlaucht!" sagte er, „Madame Amadis ist nicht hier, sie ist vor drei Tagen nach Orleans gereist, — wir wissen nicht, wann sie zurückkommen wird."

„Ich habe schon von dieser Reise gehört", erwiderte der Herzog, indem er sich alle Gewalt anthat, ruhig zu scheinen, „aber da ich eben zufällig den Tod des Obersten Derieux erfahren habe, so bin ich nur heraufgekommen, um einige Einzelnheiten betreffs dieses so plötzlichen Todesfalles zu erfahren. Könnt Ihr mir hierüber etwas Näheres sagen?"

„Oh ja!" entgegnete der Bediente mit freudigem Stolz. „Wollen Euer Durchlaucht nur in den Salon eintreten, ich werde die Ehre haben, Ihnen Alles zu erzählen, was ich weiß — und Niemand weiß hierüber mehr als ich...."

Siegmund folgte dem Bedienten, und dieser fing nun seine weitläufige Erzählung an, welche wir hier im Auszuge mittheilen wollen.

Der Oberst Derieux war — wie bereits bekannt — eines der thätigsten und eifrigsten Mitglieder mehrerer geheimen Gesellschaften, welche sich in den ersten Jahren der Regierung Louis Philipps gebildet hatten.

Im Augenblicke, als unsere Erzählung begann, sollte eine republikanische Demonstration zum Ausbruche kommen. Der Oberst zählte zu den Häuptern dieses Komplottes.

Digitized by Google

Der Verrath eines der Eingeweihten oder vielleicht auch der Scharfblick eines der Polizeiagenten spielte der Regierung die Namensliste der Hauptverschwornen in die Hände, gerade an jenem Abende, der dem Tage vorausging, an welchem die Mine springen sollte.

Diese Liste war der Schlüssel der ganzen Verschwörung.

Die Polizei verlor natürlich keinen Augenblick.

Verhaftsbefehle wurden ausgefertigt und die Agenten, welche mit der Gefangennahme des Obersten beauftragt waren, erschienen, einen Polizeikommissär an ihrer Spitze, Nachts 11 Uhr im Hotel de Rue Saint-Louis.

Eine Abtheilung Munizipalgarden besetzten den Ausgang des Hotels.

Der Oberst, ermüdet und etwas unwohl, war eben zu Bette gegangen, als man in sein Zimmer drang.

Beim Anblick so vieler Leute, welche so plötzlich bei ihm einstürmten, griff er nach einem Paar geladener Pistolen, die auf seinem Nachttische lagen und hielt die Mündung den Eintretenden entgegen.

„Herr Oberst“, rief der Polizeikommissär aus, indem er seine Schärpe vorzeigte, „beflecken Sie Ihre Hände nicht mit unnützem Mord. Die Gewalt und das Recht sind auf unserer Seite. Wir handeln im Namen des Gesetzes. Hier ist der Verhaftsbefehl. Meine Gegenwart mag Ihnen den Beweis liefern, daß er in aller Form zu Recht besteht.“

„Ich füge mich“, sagte der Oberst und legte die Pistolen zur Seite, deren sich die Agenten alsogleich bemächtigten; dann fügte er hinzu:

„Was wollen Sie weiter von mir?“

„Sie nach der Conciergerie fahren, wo Sie die Nacht zubringen werden. Der Untersuchungsrichter wird Sie morgen verhören. Uebrigens seien Sie versichert, daß ich für Sie alle Rücksicht haben werde, insoweit es mir meine Dienstespflichten erlauben.“

Der Oberst deutete auf die Agenten und sagte:

„Wollen Sie diese Leute abtreten lassen; ich möchte mich nicht gerne vor ihnen anziehen.“

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, keinen Fluchtversuch zu machen?“

„Ja, das gebe ich Ihnen.“

„Gut.“

Auf ein Zeichen des Kommissärs entfernten sich die Agenten.

Der Oberst warf nun die Decke von sich und fing an, sich anzukleiden.

„Oberst“, fragte der Kommissär, „wünschen Sie, daß ich Ihren Wagen anspannen lasse?“

„Ein Miethwagen wird's auch thun“, entgegnete der Oberst, welcher mit seiner Toilette schon beinahe fertig war.

Der Kommissär öffnete die Thüre und gab den Agenten, welche im Nebenzimmer geblieben waren, einen Befehl.

Als er sich wieder umdrehte, sah er den Alten taumeln und kaum im Stande, sich auf den Beinen zu erhalten.

„Mein Herr, was ist Ihnen?“ fragte er ganz bestürzt und sprang herbei, um den Obersten zu unterstützen.

So schnell er aber auch war, kam er doch schon zu spät.

Mr. Derieux stieß einen dumpfen Schrei aus, fuhr mit den Händen gegen die Stirn, drehte sich dann halb um sich selbst, als ob er von einer Kugel getroffen worden wäre, und fiel der Länge nach auf den Teppich hin.

Der Kommissär rief die Agenten. Man hob den Obersten auf und legte ihn auf's Bett.

Die Augen standen weit offen und glotzten vor sich hin; man hielt die Hand an's Herz — es hatte aufgehört zu schlagen.

„Ich kann an einen so plötzlichen Tod gar nicht glauben“, rief der Kommissär aus, „geschwind einen Arzt herbei!“

Nicht lange, so erschien der gewünschte Mann der Wissenschaft.

Nach genauer Prüfung erklärte er, es sei nichts mehr zu machen, der Oberst sei einem Schlaganfall erlegen.

Der Kommissär nahm ein Protokoll auf und verließ das Hotel, nachdem er früher die Siegel angelegt hatte.

Die Leute im Hause des Obersten waren über diesen so plötzlichen Todesfall auf's höchste betrübt; besonders bedauerten sie der Mademoiselle Derieux Abwesenheit in einem so entscheidenden Augenblick.

Man wußte wohl, daß Esther in Begleitung der Madame Amadis Paris verlassen hätte, man wußte auch — oder glaubte wenigstens zu wissen — daß Orleans das Reiseziel der beiden Damen war....

Aber wo waren sie dort abgestiegen? das wußte Niemand.

Der Kammerdiener nahm wohl alsogleich die Post, in der Hoffnung, das junge Mädchen nach Paris zurückzubringen, bevor noch die sterblichen Ueberreste des alten Vaters in geweihter Erde ruhen würden....

Aber ach! wir wissen nur zu wohl, daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen konnte....

So traurig auch der Vorfall war, den wir eben in aller Kürze erzählt haben, so fühlte Siegmund doch bei Anhören desselben eine Centnerlast von seiner Brust fallen.

Er erhielt die Gewißheit, daß er wenigstens an dem Tode des Obersten keine Schuld trage, da dieser bis zur letzten Minute von dem Drama keine Ahnung hatte, in dem seine Tochter eine so tragische Rolle zu spielen vom Schicksale berufen zu sein schien.

Siegmund dankte dem Bedienten, drückte ihm ein Goldstück in die Hand und kehrte zurück nach dem Hofe, wo er sich wieder unter die Menge mischte, welche den Katafalk umstand.

Der Sarg wurde gehoben, um nach der Kirche getragen zu werden.

Mr. de la Tour-Vaudieu folgte dem Zug. Die meisten von denen, welche dem alten Soldaten die letzte Ehre erwiesen, kannten den Obersten Derieux kaum dem Namen nach, aber die Umstände, welche den Tod dieses eingefleischten unverbesserlichen Verschwörers begleiteten, liefen wie ein Lauffeuer durch ganz Paris, und die in solcher Anzahl herbeigeeilte Menge machte die Leichenceremonie zu einer Art von politischer Demonstration.

Siegmund stellte sich in eine Ecke der Kirche und betete aus tiefster Seele für den unglücklichen Vater des unglücklichen Kindes . . .

Nachdem die kirchliche Feierlichkeit vorüber war und der Zug sich nach dem Friedhof in Bewegung gesetzt hatte, trennte sich Siegmund von der Menge und ging dem Boulevard zu. Dort stieg er in ein Kabriolet und ließ sich nach der Rue Saint Dominique führen.

Der Marquis Georg, welcher, getreu den Vorschriften Claudia's, seinen Bruder nicht einen Augenblick aus den Augen verloren hatte, sah ihn, nicht ohne lebhafte Unruhe, in das Hotel de la Tour-Vaudieu eintreten.

Digitized by Google

Diese Unruhe sollte aber nicht lange dauern. Siegmund hielt sich nur einige Minuten im Hotel auf.

Unfähig, in diesem Momente und in dieser Stimmung vor seiner Mutter zu erscheinen, und auf die Fragen zu antworten, welche sie ohne Zweifel an ihn gestellt haben würde, befahl er den Bedienten der Herzogin, nichts von seiner kurzen Anwesenheit zu sagen, ließ sich ein Pferd satteln und schlug wieder den Weg nach Brunoy ein.

„Ah!" sagte Georg zu sich selbst und rieb sich freudig die Hände. „Claudia hat sich ohne Ursache geängstigt, es droht uns keine augenblickliche Gefahr. Mein Bruder verbirgt mehr als je die Wahrheit vor unserer Mutter, und ich kann mir jetzt einige Ruhe und Erholung gönnen, um so mehr, als es sogar sehr unklug und gefährlich wäre, vor Einbruch der Nacht nach Brunoy zurückzukehren."

Mittlerweile trabte Siegmund seiner jüngsten Heimath zu.

„Ach," sagte er zu sich selbst, „welch' ein Schmerz, welch' eine Verzweiflung. Und doch muß ich Gott danken, daß er Esthers Verstand umdüstert hat. Wenn das arme Kind in diesem Augenblicke die gräßliche Wahrheit verstehen und begreifen könnte, hätte es weder die Kraft, noch den Muth, den Verlust des Vaters zu überleben. Sie ist zwar wahnsinnig, aber sie lebt . . . Ja, ich lobe und preise Dich, allgütiger Gott! Du hast mich hart geprüft, Du hättest mich aber noch härter prüfen können, und hast es nicht gethan!"

(Fortsetzung folgt.)

Vergelt's Gott!

Novelle

von

W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

Rührend war der Abschied der beiden Freunde, als der krumme Hans, ein so festgesessener hoher Sechziger, nun noch den Wanderstab des Flüchtlings ergreifen mußte. Während der Junge verzweifelnd klagte über die steigende Schiechtigkeit der Zeit, die nicht einmal einen Bettler mehr ruhig und ehrenvoll sein Brod gewinnen lasse, war der Alte voll Würde und Ergebung. „Bettle Du nur stille fort", sprach er, „bleibe treu Deinem Berufe und meinen Lehren. In kurzer Frist werden wir Alle wiederkommen und fester auf unsern Stühlen und Steinen sitzen als vorher. Wer der höchsten Ehren seines Berufes werth sein will, der muß auch für denselben dulden können. Dies, mein Sohn, bedenke zu jeder Zeit, dann wirst Du auch den krummen Hans nicht ganz vergessen. Und nun behüte Dich Gott!"

Veit vergaß in der That des väterlichen Freundes nicht und trug seine Lehren in treuem Gedächtniß. Da aber die ganze Stadt lutherisch geworden war, so bekam er fast immer Scheltworte zur kargen Gabe, wenn er nach seines Lehrers Weise sagte: „Vergelt's Gott für die armen Seelen im Fegfeuer", und ward also endlich lutherisch gleich den Anderen, schnitt die armen Seelen hinweg und dankte nur noch mit einem kurzen „Vergelt's Gott!" Da ging es ihm eine Weile wieder ein klein wenig besser.

Zu selbiger Zeit brach eine pestartige Seuche in Augsburg aus. Die Spitäler füllten sich, und es fehlte an Pflege für die ansteckenden Kranken, manche Wärter liefen davon, andere erlagen der Seuche. Veit, der in den bösen Tagen kaum mehr das trockene Brod zusammenbettelte — denn die reichen Leute flohen aus der Stadt —, war des Lebens herzlich müde und dachte zum öfteren daran, sich selber aus der Welt zu schaffen. Da kam er zuletzt auf den Gedanken, die am wenigsten sündliche Art von Selbstmord sei wohl, wenn er als Krankenwärter in ein Pesthaus gehe. Also meldete er sich zu diesem Dienste. Man stutzte zwar Anfangs über den lahmen Bettler, da aber die Hilfe eines Armes doch immer besser schien als gar keine, so nahm man ihn an.

Kaum aber befand sich Veit im Spitale, so geschah ein Wunder an ihm. Der faule Geselle, welcher bis dahin niemals eine wahre Arbeit geschmeckt, wurde wie berauscht von dem Gedanken, daß er nun auch arbeite wie andere Leute. Während er sonst nur „Vergelt's Gott!" gesagt, hörte er jetzt auf einmal, daß die Andern — Kranke, Genesende und Sterbende — ihm „Vergelt's Gott!" zuriefen, und nicht im leierhaften Bettlertone, sondern aus tiefstem, vollstem Herzen. Wie ein zündender Strahl fuhr es ihm durch die Seele, daß Geben seliger sei als Nehmen. Und nun eben geschah das Wunder. Veit, der bis dahin nie sich selbst vergessen, nie den Arm bewegt hatte und die steife Schulter so kunstvoll heuchelte, um zu faullenzen und sich fremde Barmherzigkeit zu erschleichen, vergaß nun sich selbst, da er gegen Andere Barmherzigkeit übte, und griff plötzlich zu mit beiden Armen im seligen Taumel der Arbeit und der Menschenliebe.

Staunend bemerkte der Spitalpfarrer, wie der lahme Veit so frisch mit gesunden Gliedern in's Zeug ging und die schmutzigen Lumpen wegwarf, in welche seine Hand gewickelt war. Aber viel mehr noch staunte Veit selber, da ihm der Pfarrer zurief: „Veit, wo ist denn Dein lahmer Arm geblieben?"

Jetzt erst gewahrte der Bettler, wie ganz er sich und seine Lahmheit dazu vergessen hatte, und fuhr auf wie aus einem Traume und blickte auf seinen Arm, ob der auch gewiß nicht mehr lahm sei. Dann erwiderte er endlich, roth bis über die Ohren: „Ein Arm reicht nicht mehr in diesem Elend, da muß ich wohl beide nehmen". Weiter sprach er kein Wort und griff nur um so tapferer zu, daß er seine Beschämung verberge. Und auch der Pfarrer ging schweigend vorüber.

Aber die Mähr von der plötzlichen Heilung des lahmen Veit lief rasch durch die ganze Stadt, und wie die Engel im Himmel ihre ganz besondere Freude haben über einen Sünder, der umkehrt, so freuten sich auch alle guten Leute in Augsburg ganz besonders über Veit Roluf's Wunderkur. Der lahme Veit war bis dahin ein volksthümlicher Lump gewesen, jetzt ward er über Nacht ein volksthümlicher Ehrenmann. Der Spitalpfarrer, welcher mit feinem Tacte schwieg, als Veit beschämt vor ihm gestanden, redete nachgehends um so lauter bei anderen Leuten über Veit und erwirkte, daß man den ehemaligen Bettler auch nach dem raschen Verlauf des Sterbens beim Spitale behielt. Veit aber bewährte sich fort und fort so wacker, daß er nach Jahr und Tag zum Spital-Hausmeister aufrückte, mit freier Wohnung, Kost, Holz und Licht, einem neuen Rock zu Georgi und Michaeli und einem Hausgärtchen für Obst, Salat und Petersilie, dazu auch etlichen Gulden Baargeld.

Digitized by Google

Das war abermals ein Wunder. Ein reichsstädtischer Magistrat hatte seinen lahmen Arm auch einmal beweglen Herzens vergessen, ganz ebenso wie Veit Rosus, und keinen Günstling aus vetterschaftlichen Kreisen zu jenem Posten befördert, sondern den im Feuer erprobten Mann, obwohl derselbe nur aus einer Bettlersippschaft stammte.

Dem Veit aber sah es nun kein Mensch mehr an, daß er so lange Zeit bettelnd auf der faulen Haut gelegen. Sein Blick war fester geworden, sein Gang mannhafter; mit gerechtem Stolz empfand er, was es heißt, im selbst errungenen gesicherten Behagen leben, geachtet von seinen Mitbürgern. Gar oft fragte er sich: „Was wird der krumme Hans dazu sagen?“ Denn das süßeste bei allen später gewonnenen Ehren bleibt doch, daß wir unsern Jugendfreunden zeigen können, zu welch' einem Prachtburschen wir uns wider Erwarten ausgewachsen haben. Und Veit dachte, der krumme Hans müsse jetzt wohl glänzen vor Freude, wenn er seinen Freund und Schüler in so hohen Würden sähe. Mitunter überlief es ihn jedoch auch heiß und er zweifelte, ob die Hausmeisterwürde dem stolzen bischöflichen und reichsunmittelbaren Bettler denn doch so ganz recht sei. Allein das war nur ein leichtes Wölkchen, welches beim nächsten Sonnenblicke wieder zerrann.

Da kam abermals eine neue Zeit. Die protestantischen Fürsten und Städte hatten im schmalkaldischen Kriege das Spiel gegen den Kaiser verloren; am 23. Juli 1547 zog Karl V. mit vielem Kriegsvolk in Augsburg ein, Bürgermeister und Rath empfingen ihn, schwarz gekleidet, kniefällig und boten ihm vier Lastwägen voll Wein als Willkommtrunk, und in denselben Tagen weihte der neue Bischof und Cardinal Otto Truchseß, welcher inzwischen statt des im Exil verstorbenen Bischofes Christoph zu Dillingen erwählt worden war, den Dom und die meisten Kirchen der Stadt auf's Neue zum katholischen Gottesdienste ein.

Der alte Bischof Christoph hatte zwar seinen Sitz nicht wieder bestiegen, der krumme Hans aber war wieder gekommen mit dem neuen Bischofe und saß zum ersten Male wieder auf seinem Stein, als der berühmte Michael Sidonius vor dem Kaiser sammt vielen vornehmen Herren und zahllosem Volke im Dom über das Meßopfer predigte.

Unverändert, als sei er gestern weggegangen, saß der fast achtzigjährige Bettler in dem Südportale, und doch lagen zehn Jahre der Verbannung hinter ihm. Auf drei Männer blickte alles Volk an diesem Tage mit besonderem Staunen: auf den Prediger, den Kaiser und den Bettelmann. Eine lebende Bildsäule, saß der Alte da, kein Lichtstrahl der Freude oder des Triumphes flog über seine steinernen Züge; als ob gar nichts derweil geschehen sei, sprach er heute seine Gebete wie vor zehn Jahren, reckte die welke Hand aus und murmelte in den langen weißen Bart: „Vergelt's Gott tausendmal für die armen Seelen im Fegfeuer!“ Ueberreich flossen ihm die Gaben zu, daß er sie kaum bergen konnte; ihn aber berührte das scheinbar gar nicht, und hätte man ihm keinen Heller geschenkt, es würde ihn scheinbar eben so wenig berührt haben. So meisterhaft beherrschte er sich selbst und seine Kunst.

(Fortsetzung folgt.)

Schwarz-Roth-Gold.

Den fränkischen Schützen geweiht.

Reicht Euch, ihr Schützen, als Brüder die Hand
Zum Schutze für König und Vaterland,
Dann ziert Euch auch würdig das deutsche Band.

Es zogen drei Männer in grünen Hain,
Wer mögen wohl diese drei Männer sein?
Der Eine, der trug einen schwarzen Talar
Und langes ehrwürdiges Silberhaar,
Ein heiliges Buch in seiner Hand,
Die Blicke nachdenkend zum Himmel gewandt
Er für sich die ernsten Worte spricht:
Die Zukunft ist dunkel, die Wahrheit bringt Licht;
D'rum hab' ich erkoren in meiner Tracht
Als Lehrer des Volkes die Farbe der Nacht,
Sie deutet mir jegliche Stunde an,
Was stets ich in meinem Berufe thun kann —
In's Dunkel zu bringen das Licht dieser Welt,
Dazu hat mich ja mein Schöpfer bestellt.
Ich lehre.

Dem Anderen flattert auf seinem Hut
Die feurige Feder — so roth wie Blut,
Das glänzende Schwert in seiner Hand,
Er fest wie ein Felsen im Meere da stand.
Es war ein tapferer Kriegersmann,
Die Kraft und den Muth die sah man ihm an.
Er sprach: Der Soldat ist zu sterben bereit,
Er rechnet nicht mit der flüchtigen Zeit.
Wenn's gilt, dann gebeut ihm sein ehrender Stand,
Zu sterben für König und Vaterland.
Die Freude ist roth und roth ist das Blut,
D'rum trag ich das Roth als Farb' auf dem Hut.
Dem Lehrer des Glaubens, der Wissenschaft Bild,
Ich steh' ihm zur Seite als Hüter und Schild.
Ich wehre.

Der Dritte, mit Rossebespanntem Pflug,
Im Arm er die goldnen Garben trug,
Die Stirne erglänzte durch Arbeit und Fleiß,
Sie krönte ein Reif von perlendem Schweiß,
Der zieret und pranget als Ehrendiplom
Und bringet dem Fleißigen Wohlstand und Ruhm.
Er sprach: Wenn erglänzend im Morgenlicht
Die Sonne aufgehet, der Tag anbricht,
Und wenn sie dann Abends hernieder zieht,
Der Himmel in goldener Pracht erglüht,
Dann ruhet der Landmann auch freudig aus,
Die Früchte die bringen ihm Gold in das Haus.
Weil Himmel und Erde erglühen in Gold,
D'rum bin ich auch dieser Farbe stets hold.
Ich nähre.

So sprachen die Männer im trauten Verein,
Umarmten sich herzlich im grünenden Hain.
Sind einig und brüderlich diese Drei,
Dann kommt kein Welscher dem Deutschen bei,
Denn Einigkeit nähret, gibt Muth und Kraft;
Doch Zwietracht die zehret, erlahmt und erschlafft!
D'rum sei auch das Band auf das Höchste verehrt,
Das lehret, das wehret und das auch nährt;
D'rum reicht euch, ihr Brüder, die Männerhand
Und schwöret die Treue dem deutschen Band,
Seid einig, seid bieder und nicht verzagt,
Der nächtliche Himmel erhellt sich, 's wird Tag.
Es lebe das schwarz, roth und goldene Band
Und schlinge um Fürst sich und Vaterland.
Es lebe!

Dr. Seupel,
genannt Richard Wanderer.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: N. Bandorf.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 72. Mittwoch den 9. September 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung)

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Augenblick ist gekommen, um neue Personen in unserer Erzählung einzuführen, welche auch berufen sind, darin eine wichtige Rolle zu spielen.

Verlassen wir vorläufig Esther und Siegmund, Madame Amadis und den Doktor Leroyer, Georg und Claudia, und treten wir in eines jener alten Häuser ein, welche dem Place Royale ein so pittoreskes Ansehen geben.

Steigen wir über Granitstufen, abgenützt durch den Gebrauch von vielen Generationen, in das oberste Stockwerk, und überschreiten wir die Schwelle einer geräumigen, aber mit möglichster Einfachheit eingerichteten Wohnung.

In einer Stube, welche nach dem Place Royale sah, und zugleich als Salon und Arbeitszimmer diente, saß eine noch junge Frau mit recht angenehmen sympathischen Gesichtszügen an einem Stickrahmen, um sie herum spielten zwei engelschöne Kinder.

Diese beiden Kinder waren Geschwister, das eine mochte fünf, das andere höchstens drei Jahre alt sein.

Der kleine Knabe hieß Abel, das kleine Mädchen Bertha.

Die Glocke an der Hausthüre ertönte.

„Das ist Paul," sagte die junge Frau vor sich hin und ein freudiger Ausdruck malte sich auf ihrem sanften Gesichte.

Beinahe im selben Momente trat ein Mann von etwa vier- bis fünfunddreißig Jahren, hoch gewachsen, mit einer offenen, intelligenten Physiognomie, ein.

Die beiden Kinder liefen mit dem Rufe: „Papa! Papa!" auf ihn zu und erhoben sich auf den Spitzen ihrer kleinen Füße, damit der Vater sie leichter auf den Arm nehmen konnte, was er auch wirklich that, dann stellte er die Kinder wieder auf die Erde, näherte sich der Frau und küßte sie auf die Stirn.

Dieser Mann nannte sich Paul Leroyer und war der Neffe unseres alten Bekannten, des Doktors Leroyer in Brunoy.

Es ist nicht das erste Mal, daß in unserer Erzählung dieses Neffen Erwähnung geschieht, aber ohne Zweifel haben unsere Leser schon vergessen, daß und was von und über ihn gesagt wurde.

Um ihnen die Mühe zu ersparen, in ihren Erinnerungen bis ins erste Kapitel des ersten Buches zurückzugehen, wollen wir nur eine Stelle aus dem langen Monolog anführen, welchen Susanne in jener stürmischen Nacht hielt, wo der alte Doktor zum großen Verdruß der besorgten Haushälterin so spät nach Hause kam.

„. . . . Das geht aber nicht mehr länger so; wir müssen uns zurückziehen, wir werden unsere ganze Klientel an einen jungen Arzt verkaufen, wir haben genug, um zu leben. Uebrigens, für wen sparen wir denn? Unser einziger Erbe ist ein Neffe, der immer etwas erfinden will, der wird ohnedies Millionär; wozu braucht er dann noch unser Geld. . . ."

Dieser Neffe, der immer etwas erfinden will, ist es, mit welchem wir jetzt Bekanntschaft machen.

Susanna hatte sich nicht geirrt, wenigstens hat sie sich nur zur Hälfte geirrt.

Zwischen Paul Leroyer und der durch die alte Haushälterin verheißenen Million lag zwar ein unübersetzbarer Abgrund, aber der Neffe des Doktors in Brunoy war allerdings ein Erfinder, das heißt einer jener armen unbekannten großen Männer, deren Leben sich in beständigen, beinahe immer fruchtlosen Kämpfen abnützt, denen die Krone des Genies zu einer Dornenkrone wird, welche ihren Körper, ihren Geist und ihre Börse erschöpfen, ohne jemals die einfachen und großen Ideen, welche in ihrem Kopfe entsprungen, fruchtbringend zu machen, und auf deren Kosten eine Masse von Einfaltspinseln sich bereichern, ohne ihnen auch nur eine Brotkrume zuzuwerfen von dem herrlichen Kuchen, den sie zubereitet, den aber andere verzehrt haben.

Von Ruhm und Glück träumend, ging Paul Leroyer seinem Verderben entgegen, aber eingewiegt in glänzende Träumereien, welche das Erbgut aller Erfinder und Dichter sind, war er noch immer nicht in die Phase der Entmuthigung getreten, und baute auf die Zukunft mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit.

Die Vergangenheit Paul Leroyers läßt sich in wenig Worten zusammenfassen.

Sein Vater — der ältere Bruder des Doktors — bestimmte ihn für das architektonische Fach und ließ ihn auch ernste Studien machen. Zur Zeit, als diese zu Ende gingen, starb der Vater eines plötzlichen Todes mit Hinterlassung eines Vermögens von beiläufig hunderttausend Francs.

Digitized by Google

Hierdurch unabhängig geworden, überließ sich Paul Leroyer blindlings seiner Leidenschaft für das mechanische Fach.

Mit dem Alter von fünfundzwanzig Jahren verliebte er sich in ein junges, hübsches, höchst ehrbares Mädchen, und machte es zu seiner Frau.

Zwei Kinder, Abel und Bertha, entsprangen aus dieser Ehe, welche wohl zu den glücklichsten zählte, die man sich nur denken konnte; kein Wölkchen trübte den häuslichen Horizont. Paul betete Angelique (so hieß die Frau) an und Angelique glaubte steif und fest an das Genie ihres Mannes, und an die glänzende Zukunft, welche ihrer noch harrte.

Pauls Zeit und Existenz theilten sich zwischen seiner Wohnung auf dem Place Royale und einem großen Atelier, welches er in der Umgegend des Place de la Bastille am Kanal Saint-Martin gemiethet hatte.

Dort waren sieben oder acht intelligente Arbeiter, Tischler und Schlosser damit beschäftigt, nach den Zeichnungen und unter Aufsicht des jungen Mannes Maschinen zu fabriziren, welche, obgleich recht sinnig erdacht und mit aller Genauigkeit zusammengestellt, doch vom großen Publikum nicht verstanden wurden.

Eine ganz kleine Anzahl von Käufern bildete Paul Leroyers Klientel, und dabei müssen wir wohl bemerken, daß, so oft eine Maschine seiner Erfindung aus dem Atelier kam und in einer Fabrik aufgestellt wurde, die Erzeugungskosten immer den Verkaufspreis überstiegen.

Bei einer solchen Gebahrung, oft wiederholt, war wohl der Ruin unvermeidlich.

Paul sah das wohl ein — aber es beunruhigte ihn nicht.

Der Neffe des Doktors legte die letzte Hand an eine große Erfindung — an eine Maschine ersten Ranges — weit vorzüglicher als all' das, was er bisher erfunden hatte — unerläßlich für hundert verschiedene Industriezweige (diese Meinung stand in ihm unerschütterlich fest), sein Triumph war ein vollkommener, ein entschiedener, die Vortheile unberechenbar.

Was kümmert ihn eine augenblickliche Geldverlegenheit!

Aber im Augenblicke, als wir Paul Leroyer bei sich eintreten sehen, malte sich doch auf seinen Gesichtszügen, wenngleich nicht eine Besorgniß, so doch eine leichte Befangenheit.

Ein unvorhergesehener Unfall am Räderwerke verzögerte die Stunde, zu welcher die neue Maschine zum ersten Male vor einer Versammlung von Kenuern funktioniren sollte, um mehrere Tage.

Aber von dem Gelingen dieses Versuches — welcher schon am folgenden Tage hätte statthaben sollen — hing ein Darlehen von ziemlicher Bedeutung ab, das ihm ein reicher Kapitalist zugesagt hatte und mittelst welchem er im Stande gewesen wäre, den Vortheil dieser genialen Maschine in größerem Maßstabe auszubeuten.

Es war ja aber doch nur eine Verzögerung und es war ja doch noch so viel Geld in der Kasse, um diesen versprochenen Zuwachs an Kapital abwarten zu können.

Nichts entgeht den Blicken einer liebenden Frau.

Gleich beim Eintreten bemerkte sie die beinahe unmerkliche Falte des Mißmuthes, welche sich auf der Stirn ihres Gatten zeigte.

„Paul", sagte sie nach einer Weile, „was ist dir denn?"

„Nichts, daß ich wüßte, liebe Angelique", antwortete der junge Mann etwas verlegen.

„Das ist nicht so! — Du weißt, ich lese aus deinem Gesichte, wie aus einem offenen Buche. — Du hast einen Kummer oder wenigstens eine Sorge . . ."

„Einen Kummer, nein! — Höchstens eine Widerwärtigkeit, ich wollte eben mit dir darüber sprechen."

„Also nichts von Bedeutung?"

„Nein, nein! Du sollst gleich hören."

Paul erzählte nun, was wir bereits wissen, und fügte noch hinzu, daß eine Verzögerung von höchstens acht Tagen die Folge dieses Unfalles sein werde.

„Aber", bemerkte Madame Leroyer, „wenn ich nicht irre, sollte dir ja Mr. Lebreton am Tage der Probe einen Vorschuß von zehntausend Francs geben?"

„Ganz richtig."

„Nun?"

„Ich werde diese zehntausend Francs acht Tage später beheben — das ist Alles!"

„Und das beunruhigt dich nicht?"

„Ganz und gar nicht."

„Du weißt, daß übermorgen Samstag und das Ende des Monats ist."

„Freilich weiß ich das."

„Hast du keine Wechsel zu begleichen?"

„Ja wohl, aber für ganz unbedeutende Beträge. Ich will gleich das Verfallbuch aufschlagen."

Paul öffnete den Schreibtisch und sah im Buche nach.

„Ah, Teufel!" rief er plötzlich aus, „ich hätte nicht gedacht, daß so viel fällig wäre. — Fünf Stücke — zusammen zwölfhundert Francs . . ."

„Und der Wochenlohn für die Arbeiter?"

„Wie gewöhnlich zweihundert und achtzig Francs."

„Das macht zusammen vierzehnhundert und achtzig Francs."

„Das macht mich sehr bestürzt. Ich hätte gewettet, daß nur einige Hundert Francs mit Ende des Monats fällig wären. Aber im Grunde genommen ist das Unglück auch nicht so groß — was man im November zahlt, braucht man im Dezember nicht mehr zu bezahlen . . . ."

„Alles wohl und gut, womit wirst du aber zahlen?"

„Mit Geld. Ich denke doch, daß wir mehr als vierzehnhundert Francs im Hause haben. . . ."

„Lieber Freund, unsere ganze Baarschaft besteht in sechshundert Francs."

„Sechshundert Francs", wiederholte Paul Leroyer etwas betroffen.

Aber seine Bestürzung dauerte nicht lange.

„Liebe Angelique", sagte er mit lächelnder Miene, „das Unglück ist nicht sehr groß. Ich werde zum Notar gehen."

Die Frau schüttelte ungläubig den Kopf und sagte:

„Der Notar hat keine Gelder von uns."

„Wie — es erliegt nichts mehr bei ihm?"

„Nichts."

„Weißt du das gewiß?"

„Nur zu gewiß!"

„Also sind die hunderttausend Francs zu Ende! Das war schnell."

„Die Auslagen waren aber auch sehr bedeutend und die Einnahmen sehr spärlich. . . ."

„Da sind wir ja ruinirt — vollkommen auf dem Bettelstab", rief Paul aus, faßte sich aber gleich wieder und fuhr fort:

Digitized by Google

„Ruinirt! — was das für ein häßliches Wort ist... Und was liegt daran — hunderttausend Francs sind auch kein Vermögen — und in sechs Monaten sind wir doch wieder reich."

„Das möchte ich wohl auch glauben, und ich setze mein volles Vertrauen in dich. Nur Eines macht mich besorgt, und das ist, wie werden wir übermorgen unsere Verpflichtungen einhalten können?"

„Wir brauchen also tausend Francs, die werde ich mir irgendwo ausborgen...."

„Schön gesagt, aber bei wem?"

„Beim ersten besten meiner Lieferanten."

„Ich bitte dich, Paul, thue das nicht, ein solches Darlehen würde unseren Untergang herbeiführen, würde unseren Kredit untergraben."

„Also werde ich zum Notar gehen...."

„Kannst du ihm eine Garantie anbieten?"

„Ich halte mich doch für einen ehrlichen Mann...."

„Das weiß auch die ganze Welt, selbst der Notar. Er wird dir seine Achtung nicht versagen, aber er wird sein Geld behalten."

„Aber ich muß die tausend Francs haben! Woher sie nehmen? Wen darum angehen?"

Paul warf sich auf einen Stuhl und dachte nach.

„Gerettet!" rief er plötzlich aus. „Wir sind gerettet! Morgen habe ich die tausend Francs."

„Und wer wird sie dir geben?"

„Wer? Der beste der Menschen im Allgemeinen, und der beste der Verwandten insbesondere.... Mein Onkel, der Doktor Leroyer! Das ist ein göttlicher Einfall. Morgen fahre ich nach Bennoy."

Diesen Vorschlag nahm Madame Leroyer mit Freude und Zuversicht auf.

(Fortsetzung folgt.)

Vergelt's Gott!

Novelle
von
W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittag eilte Veit Roluf zum Dome; er hatte gehört, der krumme Hans sitze wieder dort; er wußte kaum, wie ihn seine Füße trugen, so fieberhaft schüttelte ihn der nahe Augenblick des Wiedersehens. Schon von der Ferne rief er dem Freunde laute Grüße zu und winkte und schritt in stürmischer Eile gegen das Portal. Aber es war, als ob er hier wider einen Stein pralle; der Alte rührte sich nicht; er ließ den Rosenkranz zwischen den Fingern gleiten und betete leise sein Paternoster fort. Veit trat ihm gegenüber, bot ihm die Hand und hieß ihn mit Thränen im Auge herzlich willkommen. Da hielt der Alte einen Augenblick an; seitwärts und von unten herauf blickte er lange und fest nach dem ehemaligen Freunde hinüber und maß ihn langsam vom Kopf bis zum Fuße: — es war ein Blick des tiefsten Mitleids und der tiefsten Verachtung. Alles war erstorben an dem alten Manne, nur das Auge bewahrte ein Feuer und eine Kraft, daß man sah, seine ganze Seele lebte noch und in dieser Seele sein ganzer Stolz und sein ganzer Zorn.

Veit stand wie vom Blitze getroffen. Er stotterte Entschuldigungen, er bat, er flehte um ein einziges gutes Wort; der Alte betete ruhig ein Paternoster um das andere, als säße er ganz allein auf seinem Steine, und als er Paternoster genug hatte, und Veit noch immer weiter sprach, fing er mit Ave-Maria's an. Betäubt von Scham und Zorn schlich Veit sich endlich hinweg. Der Alte schien es gar nicht zu sehen; er hatte nur *einen* Blick für ihn gehabt und diesen einen hatte er ihm gegeben.

III.

Veit verstand den Blick und das Schweigen des Alten. Er wußte wohl, daß der krumme Hans nicht kindisch geworden sei und aus Stumpfsinn geschwiegen habe, und schloß auch ganz richtig, daß er ihm nicht wegen des Abfalls vom alten Glauben zürne, sondern lediglich wegen des Abfalls vom alten Bettlerberuf. Er stand jetzt in so hohen Ehren, wie er sie früher nie geträumt, und doch schnitt ihm der verachtende Blick des alten Bettlers so tief in's Herz, daß es ihm plötzlich dünkte, er stehe viel tiefer noch als der schlechteste Bettelbube.

Doch das waren nur verfliegende Zweifel. Veit wußte ja recht gut, daß er inwendig und auswendig ein besserer Mann geworden sei.

Eines Tages ging er am Nordportale des Domes vorüber. Der Sitz stand leer; der hustende Bettler war nicht wieder gekommen aus dem Exil. „Was würde mich jetzt hindern, daß ich den lange beneideten und erstrebten Platz einnähme", dachte Veit bei sich und blickte wehmüthig auf die verwaiste Stätte. Es juckte ihn, sich einmal versuchsweise unter das Portal zu stellen. Allein er widerstand; er sah auf seinen sauberen Rock, seinen geraden Arm und schlich kopfschüttelnd weiter.

Mehrmals versuchte er es noch, dem alten Freunde ein gutes Wort zu geben, er wollte ihn erweichen durch seine standhafte Treue, aber auch der krumme Hans blieb standhaft; er blickte jeden alten Bekannten freundlich an und redete mit ihm, für den Hausmeister hatte er kein Wort und keine Blicke mehr. Kam er nur von ferne, so betete Hans seine Paternoster so laut und eifrig, als wolle er aller Welt Sünden abbeten.

Veit ward täglich tiefsinniger. Er hätte seinen Rock in Bettlerlumpen zerreißen mögen, wenn er nur wieder einmal „Vergelt's Gott!" hätte sagen dürfen. Das murmelte er zwar oft im Selbstgespräche zwischen den Zähnen, als wolle er's neu einüben, aber den rechten Bettelton fand er nicht mehr.

Eines Tages führte ihn ein Geschäft in's benachbarte Schmutterthal, und auf dem Heimwege ging er die Heerstraße über den Sandberg. Als er den Berg hinaufstieg, kamen Kaufleute von Ulm herüber mit Wagen und Saumthieren. Sie thaten recht gemach wegen der Steigung; die Stelle war so einsam, kein Mensch weit und breit, die Kaufleute so nahe dem Ziele einer nicht ganz gefahrlosen Reise; sie mochten jetzt wohl dankbaren Herzens recht aufgelegt sein, einem armen Teufel ein Almosen zu geben. Diese und ähnliche Gedanken fuhren dem Veit berauschend durch den Kopf; die Abendsonne verglühte so schön, die Vögel sangen so süß; es war ein wonnevoller Augenblick zum Betteln. Ehe er selbst noch recht wußte, was er that, stand er am Straßenrande und hielt den Kaufleuten, tief gebeugt, mit unverständ-

Digitized by Google

lichem Gemuemel die Mütze entgegen. Die Kaufleute schauten ihn groß an. „Ist der Kerl doch fast besser gekleidet als wir, der frischeste, kräftigste Mann, und schämt sich nicht zu betteln!“ rief Einer aus dem Zuge, und sie gingen weiter und schoben ihn mit strafender Verachtung bei Seite.

Wie von kaltem Wasser begossen, kam Veit erst jetzt wieder zu sich selbst und schämte sich, daß er hätte in die Erde sinken mögen. Doch — so räthselhaft ist des Menschen Herz! — nicht weil er gebettelt, wurde er roth, sondern weil er so stümperhaft schlecht gebettelt hatte. „Am lahmen Arm hat's gefehlt“, dachte er dann, indeß er langsam zur Stadt hinabwanderte; „hätte ich die Schulter steif gezogen wie vordem, so hätte ich wieder einmal Vergelt's Gott! sagen können wie in alten Zeiten!“

Und im Gehen probirte er fort und fort, ob er den lahmen Arm wieder herauskriegen könne. Aber die selbstgewisse Zuversicht fehlte, es gab immer nur einen gestümperten lahmen Arm, und als er durch Oberhausen ging, wurde er durch einen Schwarm Bauernbuben aus seinen Träumen und Uebungen aufgeweckt; denn diese liefen jubelnd hinter ihm drein und machten's ihm nach, wie er beständig übend mit der Schulter zuckte und den Arm bald höher bald tiefer steif hielt.

So hatte er denn wirklich seine alte Kunst verlernt und lieferte nur noch jene Pfuscher- und Liebhaberarbeit, vor welcher ihn weiland der krumme Hans so sehr gewarnt hatte. Er bettelte wie ein Schulbube; denn es fehlte ihm der begeisternde Glaube an sich selbst. Allein war er dafür nicht ein Meister in andern Dingen geworden? Hausmeister hieß er freilich; ob er's aber auch war im vollen Sinne des Wortes? Däuchte es ihm doch jetzt, als hielten ihn die Leute blos für einen ungelernten Liebhaber der Hausmeisterei, ja ihm selber war es heute, als schwindle er blos ein bischen in ehrlicher Arbeit, indeß Faullenzen und Betteln doch sein innerster, leider gleichfalls verlorener Beruf sei. Als er durch's Weelachbruckerthor in die Stadt einlenkte, fürchtete er sich, denselben Menschen in's Gesicht zu blicken, die er beim Ausmarsche noch so fest begrüßt hatte; er glaubte, sie sähen's ihm an der Nase an, daß er eigentlich kein rechter Hausmeister sei.

„Ach könnte ich doch wieder einmal ordentlich betteln!“, mit diesem Seufzer legte er sich endlich in's Bett. Und jeden Abend wiederholte er bei sich immer inniger denselben Ausruf, zuletzt so innig, daß er wieder aus dem Bette sprang und in der Dämmerung durch die Straßen lief, und als ihm am Perlach ein fremder Herr begegnete, drückte er sich ein wenig in den Schatten des Thurmes und bettelte ihn kurzweg an. Der Fremde aber griff nicht in die Tasche, sondern erhob drohend den Stock und rief: „Ist das auch so ein verlaufener lutherischer Ketzer, der nur ohne Umstände Geld begehrt und mir nicht einmal ein Gebet für meine arme Seele bietet?“ Veit schob sich ganz sachte im Schatten weiter. „Die gute alte Zeit ist dahin!“ klagte er für sich, „Bettle ich den Nächsten katholisch an, so gehört er vermuthlich zur augsburgischen Confession und schwenkt den Stock, weil ich nicht lutherisch bettelte. Ueberall wankt der Boden unter mir!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Vision von anno 1863.

In einem Wirthshaus war's im Schwabenlande,
Es sehnte sich mein Herz nach Einsamkeit,
Und hört! gesagt sei's zu des Wirthes Schande,
Im Wirthshaus fand es, was es suchte, heut.

Da war nicht mehr das alte frohe Trinken
Der Maßkrugtrinker. Weh! des Mißgeschicks!
Und durch die alten trüben Fensterscheiben
Sah selbst der Mond herein gar traur'gen Blicks.

Die Freunde all, die sonst irrlichteliret,
Und sich vertrauet seinem schwanken Licht,
Die stets selband nach Haus er sonst geführet,
Vergebens sucht' er sie und fand sie nicht.

Und draußen tobte laut des Sturmes Wehen,
Ein Stoß — die Stubenthür fuhr knarrend auf,
Und was erschreckt mein Auge da gesehen,
Es hemmte wahrlich meines Blutes Lauf.

Eintrat zuerst mit todesmüdem Blicke
Zur off'nen Thür ein hoher Herrschergreis,
Er schleppte mühsam sich bis in die Mitte
Der Stube; starr sein Augenpaar wie Eis.

Auf seinem Haupte saß die Herrscherkrone,
Mit Gerstenähren und mit Hopfenlaub
Durchflochten ringsum; aber wie zum Hohne
Das Laub war welk, die Aehren waren taub.

Und statt des Scepters hielt er in der Rechten,
Der zitternden, ein großes Humpenglas;
Die Hand gewohnt mit solcher Wehr zu fechten
Hing schlaff am Riesenleib herab und laß.

Drauf hüpfte durch die Thür rein draller Knabe
Geschmückt mit blüh'ndem Rebenlaub das Haar,
Und, wie beschämt ich auch gesehen habe,
Gekleidet paradiesisch ganz und gar.

Der stellt sich nun mit schelmisch schlauen Blicken
Hin vor den armen, alten, kranken Mann,
Und fängt — trotz allem war es zum Entzücken —
Hohnlächelnd so zu peroriren an.

„Will Ihro Gnaden noch nicht sich bekehren,
„Nachdem sie jetzt die Altersschwäche spürt,
„Und doch, wenn sie sich ließe nur belehren,
„Wäe sie in einem Augenblick kurirt.

„Da, nimm den Becher, Rheinlands Wundersonne
„Hat schon vor Jahren diesen Trank gebraut,
„Trink aus! und glaube, neue Lebenswonne
„Aus deinem truben, feuchten Auge schaut.“

Und mit der linken Hand ergreift den Becher
Der Alte halb im Traum, und leert ihn flugs.
Wie wonnig wird ihm da, dem alten Zecher,
Ein Wunder ist die Wirkung dieses Zugs.

Sieh! mächtig richtet er sich in die Höhe,
Das Bierglas wirft die Rechte an die Wand:
„Hab Dank! du Kleiner, und verzeih, wenn ehe
„Gambrinus feindlich dir entgegenstand.

„Doch wisse! nimmer hätt'st du mich bekehret
„Hätt' ich nicht ein entartetes Geschlecht;
„Es hat vergessen rein, was ich's gelehret,
„Und was es fabrizirt, ist mehr als schlecht.

„Du hast gesiegt; ich huldige dem Stärkern,
„Und trinke nimmermehr von solchem Mist —
„Gambrinus selbst muß sich am Biere ärgern,
„Wenn Malz und Hopfen dran verloren ist.“

Also Gambrin. Da war der Spuck verschwunden,
Aus schweren Träumen fuhr ich in die Höh';
Schnell gings zum Weinschank, und in wen'gen Stunden
Rief ich begeistert: „Bachus, Evoe!“

(Eulenspiegel.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 73. Sonntag den 13. September 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Der alte würdige Doktor in Brunoy liebte seinen Neffen mit väterlicher Zärtlichkeit. Es war daher wahrscheinlich, es war beinahe gewiß, daß er kein Bedenken tragen werde, dem jungen Manne mit dieser kleinen Summe auszuhelfen.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr war Paul schon auf dem Wege nach Brunoy, wo er gegen 10 Uhr ankam.

Mit zitternder Hand erfaßte er die Klingel am Hausthore und läutete an. Keine Antwort. Und doch war das Haus nicht leer, denn der junge Mann hörte ganz deutlich Frauenstimmen, in welche sich zuweilen das Geschrei eines Kindes mischte.

Dieser letzte Umstand erfüllte Paul mit großem Staunen; er wollte seinen Ohren kaum trauen.

Ein Kind im Hause seines Onkels!

Ein Kind in der Wohnung eines eingefleischten Junggesellen!

Ein paar Minuten vergingen, die Thüre blieb geschlossen.

Paul läutete ein zweites Mal an.

Eine Stimme, welche er gleich als jene der Haushälterin erkannte, rief von innen heraus:

„Wer ist da?"

„Ich bin es", antwortete Paul.

„Wer ist der ich?"

„Paul Leroyer."

„Schon gut", und Susanna öffnete und sagte dann in einem Tone, den sie vergebens wohlwollend und gastfreundlich erklingen machen wollte:

„Sie sind es, Monsieur Paul! Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange habe warten lassen, es ist nicht meine Schuld, aber da im Hause ist Alles zu oberst und unterst gekehrt. Sie befinden sich doch wohl und auch zu Hause ist Alles gesund, will ich hoffen. Ach, Monsieur Paul, Sie kommen eben recht!"

„Sie scheinen mir aber sehr aufgeregt", sagte der junge Mann, „ist etwa mein Onkel unwohl?"

„Er, unwohl? Warum nicht gar."

„Nun, was ist denn sonst geschehen?"

„Was geschehen ist? Ach, du lieber Gott, das werden Sie gleich mit Ihren eigenen Augen sehen."

Während dieses kurzen Gespräches waren Paul und Susanna in den Gang getreten und hatten eben die Schwelle des großen Zimmers überschritten, welches wir bereits kennen und das dem Doktor als Speisezimmer, Salon und Arbeitszimmer diente. Ohne ein Wort zu sagen, deutete die alte Haushälterin auf eine starke, gesunde, rothwangige Bäuerin, welche ein Kind von gar schwächlichem Aussehen an der Brust hatte.

„Das ist's", sagte sie ganz erboßt, „da sehen sie her!"

„Ein Kind!", rief Paul halblaut aus.

„Ja, Mr. Paul, ein Kind, nicht mehr und nicht weniger. Aus ist's mit der Ruhe und mit dem Frieden in diesem Hause, wir sind jetzt in einer Ammen- und Kinderanstalt. Das hab' ich in meinen alten Tagen erlebt! Dahin haben wir's gebracht!"

„Aber", fragte Paul, nicht wenig erstaunt, „seit wann ist denn das Kind im Hause?"

„Seit gestern."

„Und wem gehört es denn?"

„Das weiß ich nicht", erwiderte die Alte mit Achselzucken und einer ironischen Miene, „da fragen Sie mich zu viel."

„Wer hat es denn gebracht?"

„Sonderbare Frage. Wer anders könnte denn einen solchen Geniestreich ausführen, als Ihr Onkel?"

„Er hat Ihnen doch gesagt..."

„Nichts hat er mir gesagt", fiel ihm Susanna in die Rede, „nichts, gar nichts! Ah, da bringt man eher eine Antwort aus einem Eckstein heraus, als aus ihm, wenn er einmal nicht reden will; und als ich in ihn drang, wurde er wüthend und jagte mich zur Thüre hinaus. Aber ich gehe, ich gehe so weit, daß er mich niemals mehr wiedersehen wird; dabei bleibt es, da er kein Vertrauen mehr in die alte Susanna setzt, so wird die alte Susanna auch ihren Bündel schnüren..."

Bei diesen Worten brach des Doktors Gouvernante in Thränen aus und seufzte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Mir scheint", sagte Paul zu sich selbst, „daß ich sehr zur Unzeit hierher gekommen bin."

Als der junge Mann eben diese Bemerkung machte, klingelte es an der Hausthüre.

„Das ist Ihr Onkel!" sagte die Alte in Mitte ihrer Seufzer, „ich gehe auf mein Zimmer — ich kann ihn nicht anschauen!"

Digitized by Google

„Wer wird denn aufmachen?"

Susanna gab gar keine Antwort und verschwand.

Man läutete ein zweites Mal.

Paul ging hinaus und öffnete.

Beim Anblick des Neffen stieß der Doktor einen Schrei freudiger Ueberraschung aus.

„Welch' ein glücklicher Zufall", sagte er, und streckte ihm die Hand entgegen. „Dein Besuch freut mich wirklich ungemein. Wir wollen gleich zum Frühstück gehen, und du wirst mir erzählen, wie es dir und den deinigen geht. Komm nur herein, ich habe einen wahren Wolfshunger. Der Frühstückstisch wird wohl schon gedeckt sein, Susanna wird wohl schon ein Couvert für dich aufgelegt haben!..."

Eitle Hoffnung!

Nicht nur war der Tisch nicht gedeckt, sondern Susanna fand es gar nicht angezeigt, sich überhaupt um das Frühstück zu kümmern. Sie hatte sich in ihr Zimmer eingesperrt und gab ihrem Herrn gar keine Antwort.

Der Doktor gerieth in Zorn, er fluchte, er stampfte mit dem Fuße.

Alles vergebens.

Da es gar nicht den Anschein hatte, als werde der Doktor die Halsstarrigkeit seiner Haushälterin bezwingen, so machte er endlich gute Miene zum bösen Spiele und sagte zu seinem Neffen: „Komm!"

„Wohin führen Sie mich denn, lieber Onkel?"

„Wohin? In's „weiße Roß". Dort werden wir zwar schlecht frühstücken, aber wir werden doch frühstücken. Du wirst wohl bemerkt haben, daß in meinem Hause eine Revolution ausgebrochen."

„Ja wohl habe ich das bemerkt, und ich muß gestehen, ich wäre sehr neugierig, zu erfahren, was denn diesen häuslichen Umsturz hervorgerufen."

„Nun gut, ich will deine Neugierde befriedigen, wenngleich nicht ganz, doch wenigstens zum Theil. Ich werde dir Alles sagen, was ich dir möglicherweise sagen kann, und nur verschweigen, was ich zu verschweigen versprochen habe."

„Es liegt also dem Ganzen ein Geheimniß zu Grunde?"

„Ja wohl, ein Geheimniß von großer Wichtigkeit."

„Wegen des Kindes, daß ich eben in Ihrem Hause gesehen habe."

„Ganz richtig."

„Ein Geheimniß, ein Kind!" sagte Paul lächelnd. „Wissen Sie, lieber Onkel, daß das sehr dem Anfange eines Romans à la Ducray-Duménil gleicht?"

„Zum Teufel! wem sagst du das? Seit acht Tagen lebe ich wahrhaftig außer aller Wirklichkeit; mir kommt vor, als bewege ich mich in Mitte einer fingirten Welt, und du siehst vor dir nicht mehr den alten Doktor Leroyer, sondern eine Person aus einem Roman oder aus einem Drama."

„Meine Neugierde wächst von Minute zu Minute."

Mittlerweile waren Onkel und Neffe in dem Gasthause zum „weißen Roß" angelangt.

Mr. Leroyer ging vor allem Andern in die Speisekammer, und so spärlich auch die dort aufgehäuften Schätze waren, fand er doch — Dank seinen kulinarischen Kenntnissen — genug, um ein ganz annehmbares Frühstück zu improvisiren.

Nachdem der erste Appetit gestillt war, erzählte der Doktor — die Ellbogen auf den Tisch gestützt — seinem Neffen die Erlebnisse der letzten Tage, wobei er jedoch sorgfältig vermied, weder den Namen des Herzogs de la Tour-Baudieu, noch den Esthers auszusprechen.

Im Augenblicke, als uns die Begebenheiten wieder nach Brunoy zurückführen, waren seit der Heirath in extremis, der Geburt des Kindes und dem Tode des Obersten sieben Tage verstrichen.

Nach seiner Zurückkunft aus Paris setzte Siegmund den Doktor und Madame Amadis von dem traurigen Vorfalle in Kenntniß. Mr. Leroyer und die Wittwe des Lieferanten waren auch der Ansicht, daß, Angesichts der Ereignisse, welche eingetreten und in Folge deren Esther wahnsinnig geworden war, der schnelle Tod des Obersten als eine wahre Gunst der Vorsehung anzusehen sei.

Ein Greis, den eine durch die Politik motivirte Gefangennahme wie ein Blitzstrahl getroffen, hätte gewiß nicht die Kraft gehabt, einem so schauerlichen häuslichen Unglück die Stirn zu bieten. Er wäre erlegen, indem er Siegmund verflucht hätte, und diesem hätte des Alten Fluch immer und ewig in den Ohren geklungen.

In seiner Mildthätigkeit hatte Gott dem jungen Manne diese Qual und diese Gewissensbisse erspart.

Es mußte aber jetzt doch ein Entschluß gefaßt werden.

Wäre Esther, die junge Herzogin de la Tour-Baudieu, nicht wahnsinnig geworden, so war der einzuschlagende Weg schon vorgezeichnet. Siegmund hätte sich nicht länger mehr den Vorurtheilen seiner Mutter fügen können und fügen wollen, würde seine Vermählung öffentlich erklärt und seine legitime Frau in das Hotel seiner Ahnen eingeführt haben.

Aber die wahnsinnige Esther erschwerte die Sache.

Wozu der alten Herzogin-Mutter ihre letzten Tage noch verbittern?... Wozu ihr wissen lassen, daß der Sohn ihren Befehlen entgegengehandelt, daß er ihrem Fluche getrotzt habe?... Konnte Siegmund seiner Mutter eine arme Wahnsinnige vorstellen und sagen:

„Das ist die, welche ich gewählt ... nun ist sie Ihre Tochter — Sie müssen Sie lieben und segnen..."

Nein! ein solcher Schritt war unmöglich — noch mehr, er war unnütz.

Siegmund entschied sich zu warten und Alles zu belassen, wie es eben war. — Es wurde beschlossen, Esther, sobald sie die Fahrt würde ertragen können, nach Paris zu schicken, natürlich in Begleitung der Madame Amadis, die sich anheischig machte, ihr in allen Verhältnissen treu zur Seite stehen zu wollen.

Was sollte aber mit dem Kinde geschehen? Wie die Umstände sich gestaltet hatten, konnte es weder bei der Mutter, noch bei dem Vater bleiben.

Siegmund ersuchte den Doktor Leroyer, sich mit dem armen Kleinen zu befassen — sein Beschützer, sein Protektor zu werden.

Der gute Mann weigerte sich anfänglich; er schreckte vor der Verantwortlichkeit zurück, welche er übernehmen sollte und vor den Störungen, die eine solche eingegangene Verpflichtung in seinem häuslichen Leben nothwendig mit sich bringen mußte.

Siegmund ließ sich durch diese Einwendungen nicht abschrecken. Er appellirte an des Alten Herz, stellte ihm die traurige Lage des armen verlassenen Kindes vor, welches doch eine Waise war, wenngleich sein Vater und seine Mutter noch lebten.

Solchen Angriffen auf seine Gemüthlichkeit konnte der Doktor nicht widerstehen. — Er ließ sich erweichen und ging

Digitized by Google

auf den Vorschlag ein, selbst in eine Erörterung der pekuniären Frage wollte sich der gute Alte nicht einlassen. Siegmund stand daher vorderhand davon ab, nur bat er den Doktor, seinen Namen nicht zu nennen, falls er über die Anwesenheit des Kindes in seinem Hause gefragt werden sollte.

Der Doktor versprach, gegen Jedermann das tiefste Schweigen zu beobachten. Wenn Mr. Leroyer etwas versprach, so hielt er es auch.

Gegen Ende der Woche reisten Madame Amadis und die arme Esther, welche wohl außer Gefahr war, deren geistiges Leiden sich aber durchaus nicht gebessert hatte, nach Paris in einem Wagen, den Siegmund, um jede Indiskretion zu vermeiden, selbst führte.

Am selben Tage hatte sich der Doktor zu Villeneuve-Saint-Georges eine junge Amme für seinen Schützling verschafft und kehrte, das Kind im Arme, nach seiner Wohnung zurück.

Beim Anblicke dieses unerwarteten Gastes stieß Susanna einen Schrei des Entsetzens aus, der sich in einen Schrei des Zornes verwandelte, als sie erfuhr, daß das Kind und die Amme für unbestimmte Zeit im Hause bleiben sollten.

Der Doktor ließ sie schreien.

Nachdem weder Schmerzens- noch Zornesausbrüche das gewünschte Resultat herbeigeführt, versuchte es die alte Haushälterin mit einem geschickt angelegten Verhöre; die verfänglichsten Fragen wurden dem armen Doktor gestellt.

Umsonst, vergebliche Mühe, bittere Enttäuschung!

Der Doktor blieb stumm wie das Grab; nicht ein Wort konnte Susanna aus ihm herausziehen. Mit jedem fehlgeschlagenen Versuche wuchs auch der Unwille der alten Dienerin; sie ging in ihrer Entrüstung so weit, daß sie, jedes Maß der Rede vergessend, dem Mr. Leroyer zu verstehen gab, er könne wohl dem anonymen Kinde nicht so ferne stehen, da er es zu sich in's Haus nehme.

Der Doktor zuckte mit den Achseln und gebot ihr allen Ernstes Stillschweigen.

Wenngleich mit sichtlichem Unwillen fügte sie sich doch in ihres Herrn Gebot und schwieg — wenn man ein vor sich Hinbrummen schweigen nennen kann, — da rief die Amme plötzlich aus:

„Ah! sehen Sie doch, Herr Doktor, was ich da unter den Windeln des Kindes gefunden habe", und sie hielt dem Doktor ein kleines versiegeltes Päckchen hin.

Die Aufschrift war:

„Dem Herrn Doktor Leroyer."

Susanna hörte augenblicklich zu brummen auf und näherte sich ihrem Herrn, um der Eröffnung des geheimnißvollen Päckchens beizuwohnen.

Abermalige Enttäuschung, noch bitterer, als alle vorhergegangenen!

Anstatt das Paket gleich zu öffnen, ging er auf sein Zimmer und schloß sich ein.

Jetzt erst erbrach Dr. Leroyer das Siegel und hielt zu seinem nicht geringen Staunen, sechs Bankbillette, jedes zu tausend Francs in der Hand. Ein Brieschen lag dabei, in welchem es hieß:

„Lieber Doktor! Sie finden in der Anlage sechstausend Francs. Ich bitte Sie, diesen Betrag für den ersten Semester und als Entschädigung für den Zeitverlust, der Ihnen nothwendig durch die Behandlung meiner Frau erwachsen sein muß, und noch fernerhin durch die Sorge, welche Sie meinem Sohne Peter-Siegmund-Maximilian werden angedeihen lassen, erwachsen wird, gütigst annehmen zu wollen. Ich glaube diese Entschädigung auf zwölftausend Francs jährlich stellen zu sollen. — Eine Summe, die allerdings nicht im Verhältniß steht zu dem Dienste, den Sie mir leisten; aber ich kenne ja Ihre Uneigennützigkeit. Meiner Schuld gegen Sie kann ich mich niemals entledigen, denn nichts könnte das aufwiegen, was Sie in den verhängnißvollsten Momenten für mich gethan. — Seien Sie versichert, daß meine Dankbarkeit nur mit meinem Leben aufhören wird."

„Ihr Ihnen von ganzem Herzen gewogener, dankbarer

S. v. L.-B."

„Zwölftausend Francs!" sagte der Doktor zu sich selbst, — „dreitausend wären auch übrigens genug gewesen! Aber der Herzog ist ein großer, reicher Herr — ich nehme an. — Ah! wenn Susanna, die das Geld so sehr liebt, davon eine Ahnung hätte, da möchte sie wohl nicht so sehr dagegen schreien... aber sie wird nichts davon erfahren...."

(Fortsetzung folgt.)

Vergelt's Gott!

Novelle

von

W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

Den andern Tag aber ward Veit vor den Spitalpfarrer beschieden, welcher ihn scharf in's Gebet nahm. Denn es war ruchbar geworden, daß sich der Hausmeister zu Zeiten wieder auf den Bettel lege. Veit gestand ohne Umschweif. Ordentlich gebettelt habe er freilich noch nicht, sondern nur hie und da probirt, ob das Ding noch gehe. Es stecke ein Heimweh in ihm nach der Bettelei, er könne es gar nicht begreifen, so eine Art Schwangerschaftsgelüsten, er müsse behext sein, auch sei es ihm seit vierzehn Tagen im Leibe nicht recht, vielleicht auch im Kopfe, und er wolle es gewiß nicht wieder thun, aber der Pfarrer möge ihm mit einem geistlichen Mittel zu Hilfe kommen gegen den Zauber; denn daß es ihm Jemand angethan, das unterliege keinem Zweifel.

Der Pfarrer verschrieb sofort das gewünschte geistliche Mittel, indem er dem armen Veit mit einer furchtbaren Strafpredigt den Kopf wusch, auch mit Fortjagen aus Amt und Brod recht deutlich winkte. Zuletzt aber ward er immer milder und endete mit einem Gleichniß. „Du hast Deine Krankheit nicht unrichtig ein Heimweh genannt. Ich will Dir dies in einem Bilde noch klarer verdeutschen. Wenn wir aus unserer Jugendheimath in ein viel schöneres Land gezogen sind, dann freuen wir uns Anfangs der Veränderung, finden Alles gut und besser und denken kaum zurück an die verlassene Gegend. Doch nach kurzer Zeit steigt die alte Heimath schön und immer schöner wie verklärt wiederum vor unserem Geiste auf, es friert uns in dem neuen Lande und drüben auf der verlorenen Ferne ruht warmer Sonnenschein, wir möchten davonlaufen, so zieht es uns hinüber, wir möchten vergehen vor Heimweh. Das aber währt nur eine gemessene Frist, die wir mannhaft überwinden müssen. Allmählig verblaßt das ferne geträumte Bild wieder von selbst, wir freuen uns doppelt des Guten, welches uns umgibt, und zuletzt ist doch der Mann nur da ganz zu Hause, wo

ihm Gott eine gesegnete Arbeit zugewiesen hat, und gute Menschen ihn ehren in seinem Tagewerk."

Veit nahm sich die Worte zu Herzen und hielt still und fleißiger als je zu seinem Berufe und bog in die Seitengassen, wenn er den Dom nur von weitem sah, daß er ja dem gefürchteten Süd- und Nordportal aus dem Wege gehe. So schien denn Alles wieder gut.

Zur selbigen Zeit lag ein heimathloses Mädchen im Spital, welches man fieberkrank aus einer Herberge gebracht hatte. Obgleich sie etwas verwildert aussah, auch Anfangs etwas ungewaschen, so war sie doch eine ganz hübsche Dirne mit feurigem Aug' und stolzen trutzigen Lippen, dazu kaum zwanzig Jahre alt. Veit hatte kein besonderes Acht auf sie, und nach den Frauenzimmern zu sehen, war überhaupt nicht seine schwache Seite. Das Mädchen genas und sollte am nächsten Tage das Spital verlassen. Da bemerkte Veit, daß sie weinend vor ihrem Bette saß. Er fragte, was ihr fehle, und sie erwiderte: „Mir fehlt meine Mutter. Als ich im Fieber die Besinnung verlor, stand sie noch bei mir, doch als ich im Spitale wieder zu mir kam, war sie verschwunden; sie hat mich hier nicht aufgesucht, und ich weiß auch nicht, wo ich sie finden soll."

Nun fragte Veit nach der Herberge, in welcher die Kranke zuletzt mit ihrer Mutter gewesen, und als sie den „fliegenden Fisch" nannte, da ging ihm plötzlich ein Licht auf. Der „fliegende Fisch" war eine Bettlerherberge, das Mädchen eine Betteldirne, und da vor etlichen Wochen ein starker Schub fremder Bettler aus der Stadt geschafft und die Mutter vermuthlich mit ausgewiesen worden war, so konnte sie freilich ihr krankes Kind im Spitale nicht aufsuchen.

Bei dieser Entdeckung schaute Veit dem Mädchen zum ersten Male genau in's Gesicht und fand, daß sie ganz schön sei. Theilnehmend forschte er weiter nach ihren Schicksalen, und ihm war, als habe ihm blos deßhalb bisher kein Mädchen gefallen, weil er noch kein schönes Bettelmädchen gesehen. Diese nun war schön und eine Bettlerin, und also gefiel sie ihm über die Maßen. Dazu faßte sie den Bettlerberuf gar anmuthig und gemüthvoll. „Wir sind keine gemeinen Bettler", sprach sie, „meine Mutter und ich; wir strecken nicht Jedermann die Hand entgegen. Nur wo ich recht glückliche oder recht tief betrübte Menschen sehe, Menschen, die schon vorher warm und mürbe gemacht wurden, murmle ich leise meine Bitte. Denn der Frohe schenkt auch froh und aus dem Vollen; er will Genossen seines Glückes haben und wäre das auch nur ein Hund oder ein Bettler; der Betrübte aber möchte unserm Herrgott gerne ein gutes Wort geben durch das reiche Almosen, oder er denkt, ich bin nun so freudlos, so sollst Du arme Bettlerin doch wenigstens eine gute Stunde haben. Dem Glücklichen aber sage ich dann recht wehmüthig: Vergelt's Gott! und dem Betrübten recht erfreut, und also rühre ich den Einen und tröste den Andern und gebe in zwei Worten einem Jeden, was ihm fehlt."

Veit überdachte bei dieser Rede, wie groß und erbaulich der krumme Hans seinen Bettlerberuf fasse und wie sinnig und fein dieses Mädchen, und daß doch ein Handwerk so gar schlecht nicht sein könne, welches ein Patriarch so fromm und ein Mädchen so liebenswürdig anzugreifen vermöge.

In wundersamen Träumen schwebend, begleitete er des andern Tages das Kind in den „fliegenden Fisch", damit er ihm den Aufenthalt der Mutter erkunden helfe. Hier aber war er ganz überflüssig. Obgleich viel Volk in der Herberge lagerte, erfuhren sie doch nichts; denn die zerlumpten Leute mißtrauten dem Eindringling im guten Rock, und Veit fühlte wohl, daß seine Gegenwart dem Mädchen mehr schade als nütze. Wäre er doch auch ein Bettler gewesen! Doch sorgte er für ihre vorläufige Unterkunft.

Allein als er kurz nachher wieder in den „fliegenden Fisch" ging, war seine Schöne mit anderem Bettelvolk auf und davon geflogen. Er folgte ihrer Spur bis Friedberg und lief ihr noch fünf Stunden weiter nach in's Bayerland; aber er fand sie nicht. Wäre er noch ein Bettler gewesen, sie würde ihm schwerlich entkommen sein, die Zunftgenossen, welchen er da und dort begegnete, würden ihm sicher ihren Weg verrathen haben, während sie jetzt scheu seinen Fragen auswichen, ja das Mädchen wäre dann wohl überhaupt nicht davongelaufen, sondern hätte ihn stracks geheirathet. Er wollte verzweifeln, daß er kein Bettler mehr sei, und kehrte müde und elend zur Stadt zurück.

Da gab er auf die Straße nicht Acht, und ehe er sich's versah, stand er vor dem Nordportale des Domes gerade an der Ecke, wo vordem der ewig hustende Bettler gesessen. Die Leute gingen zur Abendandacht ein und aus, und Veit blieb stehen wie eine Schildwache und starrte die Menschen und die steinernen Heiligenbilder gedankenlos an und merkte gar nicht, daß er ganz mechanisch den lahmen Arm probirte und vor sich hin sprach bald freudigen, bald traurigen Tones: „Vergelt's Gott!" und merkte auch nicht, daß ihn Viele lächelnd, Andere strafend maßen; denn er dachte weder an den Arm noch an die Kirchengänger, sondern an die Betteldirne, die so gar schön „Vergelt's Gott!" gesagt hatte, und daß sie ihm gewiß nicht davongelaufen, wenn er nur auch noch ein Bettler gewesen wäre. Doch urplötzlich weckte ihn der gewaltige Baß des Küsters, welcher ihn zornig weggehen hieß und höhnend fragte, ob er etwa als lutherischer Spittelmeister seine alte Bettelei am katholischen Dome wieder beginnen wolle?

Jetzt erst erkannte Veit, wie zweideutig er auf dem verführerischen Platze gestanden und schritt eilends auf dem nächsten Wege — auf der Reichsstraße — quer durch den Chor zum Südportale hinaus. Hier aber sah er ein blaues Wunder: der Stein stand leer, der krumme Hans war verschwunden! Diese unglaubliche Thatsache ließ ihn im Augenblicke all sein eigenes Leid vergessen: Hans mußte todt sein oder todtkrank; denn aus keiner andern Ursache würde er je zu dieser Stunde seinen Stein verlassen haben. Veit eilte sogleich in den „fliegenden Fisch", um vom Herbergsvater, der alle Bettler kannte, zu erfahren, was geschehen sei. Er hatte das Rechte geahnt. Der krumme Hans besaß seinen Unterschlupf in einem Hinterhäuschen an den Lechkanälen, dort lag er schon seit acht Tagen elend und verlassen, von der Gicht gelähmt. „Es steht schlimm", sagte der Herbergsvater. „Der alte Knabe wird Monate brauchen, bis er wieder betteln kann; stirbt er aber vor der Zeit Hungers, dann braucht er freilich auch nachher den Bettel weiter nicht mehr."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: N. Vandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 74. Mittwoch den 16. September 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Kehren wir wieder zurück nach dem „weißen Roß“, wo wir den Doktor und seinen Neffen, Paul Leroyer, gelassen haben.

„Jetzt, lieber Neffe“, sagte der Doktor zu dem jungen Mann, nachdem er mit seiner Erzählung fertig war, „haben wir uns lange genug mit fremden Leuten beschäftigt, sprechen wir nun von und über uns selbst. Vor allem Andern erkläre mir doch die Ursache deines Besuches, der mich — ich muß es gestehen — nicht weniger staunen macht, als er mich entzückt....“

„Lieber Onkel“, stotterte Paul etwas verlegen, denn er sah den entscheidenden Moment herannahen, „ich glaube doch, daß der Wunsch, Sie nach längerer Zeit wieder einmal zu sehen...“

„Ja, ja“, unterbrach ihn der Alte lächelnd, „ich weiß daß du mich liebst, und mich zu lieben ist nur deine Schuldigkeit, denn ich bin dein einziger Verwandter und habe dich wirklich von Herzen gern. Ich will also annehmen, daß die Sehnsucht, mich zu sehen, der Hauptgrund deines Besuches ist.... aber steckt nicht noch etwas Anderes dahinter?...“

„Nun... ja, lieber Onkel. Sie haben es errathen“, antwortete der junge Mann und erröthete bis unter die Augen.

„Wenn dem so ist, liebes Kind, so rede, aber schnell, um was handelt es sich?...“

„Ich habe Sie um einen Dienst zu bitten...“

„Einen Dienst?“

„Ja, lieber Onkel.“

„Das freut mich. Aber wozu diese Verlegenheit, dieses Zaudern?“

„Es fällt mir schwer...“

„Bah! bah! bah! — was sollen alle diese Umstände bedeuten mit dem leiblichen Bruder deines Vaters! Heraus damit! was kann ich für dich thun?“

Einer so bestimmt gestellten Frage gegenüber war jedes Zaudern überflüssig.

„Können Sie mir“, sagte Paul mit niedergeschlagenen Augen, „tausend Francs leihen, die ich eben sehr dringend brauche?...“

„Ich bin sicher“, fuhr er fort, „sie Ihnen in wenigen Tagen zurückerstatten zu können....“

Statt aller Antwort zog der Doktor das Portefeuille mit den bewußten sechstausend Francs aus der Tasche, öffnete es, nahm ein Bankbillet von tausend Francs, legte es auf den Tisch und sagte:

„Brauchst du mehr?“

„Nein, lieber Onkel, nein!“ rief der junge Mann aus, „diese tausend Francs reichen hin, um mich aus der Verlegenheit zu ziehen. Ich danke Ihnen von ganzer Seele.“

„Das lohnt wahrlich nicht der Mühe“, entgegnete der Alte.

Nach diesen Worten folgte ein längeres Stillschweigen. Mr. Leroyer schien nachdenkend, bekümmert.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte Paul. „Sie sind mit einem Male so verstimmt geworden.“

„Du hast Recht“, erwiderte der Doktor, „ich fühle, daß es vergebene Mühe wäre, es dir verbergen zu wollen.“

„Aber weshalb diese plötzliche Umänderung? Bin ich etwa daran schuld?“

„Höre mich an, liebes Kind, und nehme mir nicht übel, was ich dir sagen werde.... Ich bin höchst glücklich, das schwöre ich dir, daß ich im Stande war, dir dienen zu können.... aber ich bin zu gleicher Zeit bekümmert über das, was vorgeht...“

„Was geht denn vor?“

„Augenscheinlich gehen deine Geschäfte schlecht....“

„Aber nein! Ich versichere Sie, lieber Onkel, nein!“

„Was soll das Leugnen?“ unterbrach ihn der Doktor, „die Thatsachen sprechen. Du kommst, um von mir tausend Francs zu borgen — also bist du am Ende deiner Mittel.“

Der junge Mann versuchte es noch einmal, den Onkel eines Anderen zu belehren.

„Reden wir ganz vernünftig“, nahm Mr. Leroyer das Wort. „Dein Vater hat glücklich spekulirt. Er besaß ein ziemliches Vermögen. Nach seinem Tode hast du hunderttausend Francs geerbt...“

„Allerdings.“

„Wo sind diese hunderttausend Francs hingekommen?“

Paul antwortete nicht.

„Sie sind verspekulirt“, fuhr der Doktor fort. „Ist es nicht so?“

„Nein lieber Onkel“, stotterte der junge Mann, „es ist nicht so....“

„Wie denn?“

Digitized by Google

„Ausgegeben sind sie — aber nicht verloren..."

„Diese Unterscheidung scheint mir sehr haarspaltig..."

„Und doch ist sie richtig..."

„Erkläre dich doch deutlicher."

„Um zu ernten, muß man säen, nicht wahr, lieber Onkel? Der Ackermann, welcher mit vollen Händen den Samen in die Furche wirft, ist doch kein Narr, im Gegentheil...."

„Das gebe ich zu.... aber was hat das mit deiner Gebarung zu thun?"

„Ich folge dem Beispiel des Ackermannes. Die Zeit der Saat ist vorüber, die Zeit der Ernte ist nahe."

„Mit anderen Worten, du hast die hunderttausend Francs gesäet...."

„Ja, lieber Onkel."

„Und was werden sie dir einbringen?"

„Reichthum und Ruhm...."

„Ei, ei! mit welcher Ueberzeugung du sprichst!"

„Mit der Zuversicht eines Mannes, der seiner Sache gewiß ist..."

„Ich wäre glücklich, wenn ich dir glauben könnte, aber vor allem Anderen müßte ich wissen, auf welche Basis deine Hoffnungen sich stützen..."

Wie die Erfinder aller Zeiten, war auch Paul gleich bereit, von seinen Erfindungen zu reden. Er weihte den alten Onkel in alle Vorzüge seiner neuen Maschine ein, und stellte ihm alle seine Illusionen als Wirklichkeit hin.

Der Doktor hörte ihn mit aller Aufmerksamkeit an, aber als praktischer Mann schenkte er den Hirngespinnsten des jungen Mannes keinen besonderen Glauben.

Doch wollte er ihn nicht ganz entmuthigen und sagte nur:

„Du verdienst, daß es dir glücke, und ich hoffe, du wirst an's Ziel kommen...."

„Oh! das ist gewiß", unterbrach ihn Paul, „der Erfolg kann nicht ausbleiben...."

„Das mag sein; aber hier auf Erden werden die bestausgedachten Pläne nur zu oft durch unvorhergesehene, unübersteigliche Hindernisse zu Schanden gemacht. — Wenn eines dieser Hindernisse eintreten würde, wenn deine Hoffnungen sich nicht realisiren sollten, so laß dir ein für allemal gesagt sein, daß du jetzt und in der Zukunft zu jeder Zeit auf mich zählen kannst... Du bist so zu sagen mein Sohn und einziger Erbe. Uebrigens glaube ich auch, daß, sollte es dir einmal gerathen erscheinen, deine jetzige Carriere aufzugeben, ich dir ohne viele Schwierigkeit einen Platz in einem öffentlichen Amte verschaffen könnte. Der Zufall hat es gewollt, daß ich in die Lage kam, einem hochgestellten Herrn einen großen Freundschaftsdienst erweisen zu können; er möchte mir gar zu gern seine Dankbarkeit beweisen, und ich bin überzeugt, daß er, wenn es sich darum handeln würde, einem meiner Angehörigen in irgend etwas behilflich zu sein, gewiß seinen ganzen Einfluß dafür geltend machen würde."

„Ich danke Ihnen, lieber Onkel", entgegnete Paul, „ich werde aber nicht nöthig haben, Ihre Verwendung in Anspruch zu nehmen...."

„Gott gebe, daß du Recht habest!" erwiderte der Alte etwas kleinlaut.

Zwei Stunden nach dieser Unterredung machte sich Paul Leroyer auf den Weg nach Villeneuve-Saint-Georges, um von dort mit einer Art Omnibus nach Paris zurückzufahren. Der alte Onkel begleitete ihn noch eine Strecke über die letzten Häuser von Brunoy hinaus und nahm dann von ihm den herzlichsten Abschied.

* * *

Kehren wir nun wieder zurück nach dem „weißen Roß" und treten wir in das Zimmer Nr. 2, wo wir Georg und Claudia wieder finden.

Noch immer als Mann gekleidet, den Hut auf dem Kopf, die Reitgerte in der Hand, die Sporen an den Stiefeln, stand Claudia vor dem Kamin und sah mit beinahe verächtlichem Blick auf ihren Mitschuldigen, welcher am Feuer sitzend, gebeugten Hauptes, in tiefes Nachdenken versunken zu sein schien.

„Nun, Georg", sagte sie endlich, „wie oft soll ich dir denn noch sagen, du mögest die Rechnung begleichen und unsere Pferde satteln lassen?"

„Also bleibt es dabei?" fragte der Marquis. „Wir reisen?"

„Ja wohl! Dieses Brunoy ekelt mich schon an.... ich freue mich, wieder einmal meine gemüthliche Behausung in der Rue des Champs-Elysées zu sehen."

„Claudia", entgegnete Georg, „weshalb sind wir hierher gekommen?"

„Ei zum Teufel, das weißt du wohl selbst so gut wie ich...."

„Und was haben wir erzielt?" frug der Marquis.

„Allerdings weniger, als wir mit Recht erwarten konnten — das gebe ich wohl zu", antwortete Claudia.

„Das heißt, wir haben nichts erzielt.... nichts, gar nichts!..."

„Da irrst du sehr, lieber Freund! Wir haben die Frau deines Bruders zum Wahnsinn getrieben, und das, glaube ich, ist doch etwas...."

„Vielleicht, das ist aber nicht genug."

„Was willst du noch mehr in diesem Augenblick?"

„Ich möchte Brunoy nicht eher verlassen, als bis ich dieses verfluchte Kind, welches diesmal wie durch ein Wunder gerettet wurde, für immer und ewig aus dem Wege geschafft wüßte...."

Claudia zuckte mit den Achseln und entgegnete:

„Mein lieber Georg, wenn ich deinem Beispiele folgen, und dir all' das noch einmal wiederholen wollte, was ich dir schon zwanzigmal gesagt, so kämen wir nie an ein Ende. Glücklicherweise hasse ich alle Wiederholungen, alles unnütze Gerede. Hier also mein Ultimatum: Ich bin deines passiven Widerstandes, deiner ewigen Einwendungen gegen meine Entschlüsse satt. Ich zittere immer für deine Unüberlegtheiten, die uns heute oder morgen den Staatsanwalt an den Hals jagen können. Also entscheide dich; willst du dich meiner Leitung überlassen? wenn nicht, so trennen wir uns. Fühlst du dich stark genug, die Partie gegen deinen Bruder ohne meine Hilfe zu gewinnen? wenn dem so ist, desto besser! Ich werde ohne Groll von dir scheiden und dir viel Glück wünschen. Also entscheide dich!"

„Bleibe", rief der Marquis aus.

„Also du unterwirfst dich mir?"

„Ja."

„In Allem?"

„Ja, in Allem."

„Ich werde der Kopf sein, der entwirft, du die Hand, welche ausführt?"

Digitized by Google

„Ja."

„Du schwörst mir unbedingte Unterwerfung?"

„Ich schwöre sie dir zu."

„Gut."

„Und du? was versprichst du mir?" fragte Georg.

„Viel, was sich in wenig Worten sagen läßt. Das Kind wird verschwinden, ohne Gefahr für dich. Du wirst Herzog, du wirst Pair von Frankreich werden; du wirst in den Besitz des Vermögens der de la Tour-Baudieu kommen. Das ist klar und bündig gesprochen, und wenn du damit nicht zufrieden bist, dann ist dir nicht mehr zu helfen."

„Ich bin damit ganz zufrieden."

„Also wir sind einig?"

„Vollkommen."

„Mithin haben wir hier nichts mehr zu thun. Lasse die Pferde vorführen, und fort nach Paris!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Beinahe zwei Jahre waren verstrichen, seit sich all' das zugetragen hatte, was wir eben erzählt. Die Fortsetzung fällt in den Monat September des Jahres 1837.

Sehen wir doch, wie sich mittlerweile die Lage der Hauptpersonen unseres Drama's gestaltet hatte.

Esther und Madame Amadis wohnten noch immer im Hotel in der Rue Saint-Louis und die Wittwe des Lieferanten ließ es an nichts fehlen, um der jungen Gefährtin ihre Zärtlichkeit und Anhänglichkeit zu beweisen.

Im Zustande Esthers war beinahe keine Veränderung eingetreten. Die Aerzte gaben Siegmund nur wenig Hoffnung, aber so schwach diese Hoffnung auch war, so klammerte sich der junge Mann doch daran mit aller Macht seiner Seele.

Einmal in jedem Monat ritt Siegmund ganz inkognito ohne irgend eine Begleitung nach Brunoy. Im Gasthause zum „weißen Roß" stieg er ab.

Der Doktor, schon immer im vorhinein brieflich von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt, suchte ihn dort auf.

Die beiden Männer gingen dann außerhalb des Dorfes spazieren und der alte Doktor wußte es immer so einzuleiten, daß sie, wie durch Zufall, die Amme und das Kind begegneten.

Siegmund hielt es für gerathen, niemals die Schwelle des Doktors Haus zu betreten, um ja Susannen oder den Nachbarsleuten nicht den geringsten Anlaß zu Klatschereien zu geben.

Esthers Sohn wuchs zusehends, und wurde von Tag zu Tag hübscher; in seinem kleinen Gesichtchen vereinigten sich die ausdrucksvollen Züge des Vaters mit der zarten Schönheit der Mutter.

Siegmund herzte das Kind auch an und preßte es bei diesen kurzen Begegnungen mit aller Innigkeit an sein Herz.

„Lieber Doktor," sagte er dann, „niemals werde ich Ihnen vergelten können, was Sie an mir und den Meinigen thun. Wenn ich Ihnen mein halbes Vermögen und mein halbes Leben gäbe, würde ich doch noch Ihr Schuldner bleiben."

Der Alte antwortete nur mit einem Lächeln und einem warmen Händedruck.

Der Augenblick, wann Siegmund seine Heirath öffentlich erklären und sein Kind zu sich nehmen konnte, rückte immer näher.

Die Herzogin-Wittwe de la Tour-Baudieu nahm zusehends ab. Der Engel des Todes schwebte über ihr und hatte sie mit seinen Flügeln schon gestreift.

Eine allgemeine Lähmung fesselte sie an das Schmerzensbett, welches sie nicht mehr verlassen sollte; aber die physischen Leiden waren nicht im Stande, ihren festen Willen und ihre Fassungskraft abzuschwächen. Die sterbliche Hülle war beinahe schon eine Leiche, die Seele lebte fort. Siegmund und Georg wußten das wohl und die Herzogin gab sich auch keiner Täuschung hin.

Wir haben eben den Namen Georg wieder ausgesprochen. Die Ereignisse werden uns alsogleich darauf bringen, zu erwähnen, welche Veränderung in seiner Lage sich ergeben hat. Gleichzeitig finden wir auch mit ihm seine unzertrennliche Begleiterin und Rathgeberin Claudia.

(Fortsetzung folgt.)

Vergelt's Gott!

Novelle

von

W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

IV.

Veit zitterte vor Begier, dem verlassenen Alten stracks zu helfen. Aber wie? Er durfte ihm ja nicht über die Schwelle, Hans würde sonst zu der Gicht wohl gar noch einen Schlaganfall bekommen haben. Ueberdies mußte er vorerst in's Spital zurück; denn die Abendglocke läutete. Er hatte eine gar unruhige Nacht; bis zwölf Uhr konnte er nicht einschlafen, weil er Mittel suchte und nicht fand, wie dem Freunde zu helfen sei, und nach zwölf Uhr schlief er wieder nicht, weil er sich gar zu unbändig freute, daß er ein Mittel gefunden habe.

Am frühen Morgen war er schon auf den Beinen und eilte zu dem ziemlich entlegenen Hause des Spitalpfarrers; denn diesen brauchte er für seinen Plan. Der Pfarrer aber schritt in derselben Stunde zum Spital, und so trafen Beide mitten am Wege in einem engen Gäßchen zusammen, Beide vor Eifer glühend, der Pfarrer im Eifer des Zornes und der Strafe, Veit im Eifer der Vorfreude über ein gutes Werk.

„Dich suche ich, Veit!" rief der Pfarrer.

„Und ich suche Euch!" rief Veit fast gleichzeitig.

Der Pfarrer staunte: rückte doch der sonst so höfliche und bescheidene Veit nicht einmal an seiner Mütze und warf ihm jene Worte nur so zu, wie wenn er einem Zechbruder begegne. Darum begann dann der geistliche Herr auch ohne alle weiteren Ceremonien: „Schickt es sich, Veit, daß Du, der Spittelmeister, mit Betteldirnen in den fliegenden Fisch ziehst, ja einer Betteldirne in's Land hinein nachläufst und Deinen Dienst versäumst? Schickt es sich, daß" — —

„Nein, das schickt sich nicht, Herr Pfarrer! Ich weiß es, ich habe gefehlt", unterbrach ihn Veit, „aber das ist schon lange her, das war gestern, heute ist eine andere Zeit, heute bin ich ein anderer Mensch, heute muß ich betteln, nur einmal noch recht tüchtig betteln, ehe ich sterbe" — —

Digitized by Google

„Schickt es sich", rief der Pfarrer noch donnernder dazwischen, „daß Du, der Spittelsmeister, Dich wie ein Bettler in's Domportal stellst zum Scandal der halben Stadt, ja daß Du Dich vom Domküster mußt hinwegjagen lassen? Schickt es sich, daß" — —

Immer zu gleicher Zeit, wie in einem Duett, rief Veit mit gleichfalls wachsender Stimme: „Nein! Nein! Aber das war gestern schon, das sind alte Geschichten! Straft mich nachher, jagt mich fort, nur laßt mich zuvor einmal noch betteln; ich komme ja zu Euch, Herr Pfarrer, daß Ihr selber mir den Bettelbrief schreibt!"

Der Pfarrer glaubte nunmehr, Veit sei übergeschnappt; darum ließ er ihm allein das Wort und blickte ihm scharf prüfend in die Augen.

Veit, da er solchergestalt etwas mehr Luft bekam, fuhr nun mit minderem Ungestüme fort: „Ich gestehe, daß ich falsch gebettelt, schlecht gebettelt habe, aber jetzt" — „Du sollst gar nicht betteln!" zürnte der Pfarrer — „jetzt — laßt mich doch ausreden, Herr Pfarrer — jetzt weiß ich, wie ich noch einmal in meinem Leben recht und gut betteln kann." Dann erzählte er ihm von dem kranken, verlassenen Hans, seinem väterlichen Freunde und Lehrer, und wie derselbe nicht mehr betteln könne und Hungers sterben müsse. Für den Hans wolle er betteln in allen Häusern — gleichviel ob lutherisch oder katholisch — nicht als Bettler, sondern als Krankenwärter und Spitalmeister, und daß es ihm die Leute auch ganz gewiß glaubten, begehre er von seinem Pfarrer den Bettelbrief.

„Und thust Du das Alles blos für den krummen Hans?"

„Ja und Nein!" entgegnete der aufrichtige Veit. „Ich thue es fast ganz für den Hans und nur ein klein bißchen für mich. Der Hans muß alles Geld kriegen, und ich werde nur darum gut betteln, weil es für den Hans geschieht. Aber ich läugne nicht, daß ich auch für mich eine kindische Freude habe an dieser Bettelei. Ich weiß, daß ich nicht betteln soll. Aber es war doch gar zu schön, als ich in jungen Jahren noch so ganz ohne Arg und so recht von Herzen betteln konnte; nur einmal noch im Leben möchte ich betteln, und jetzt habe ich den schönsten Anlaß dazu; — es soll ja niemals wieder geschehen!"

Lange schwieg der Pfarrer und schaute zur Erde; Veit zitterte für eine abschlägige Antwort. Endlich erhob Jener lächelnd das Gesicht: „Du bist der Hausmeister, und ich bin der Pfarrer des Spitals und seltsamer Weise liegen wir auch Beide, wie man so sagt, in demselben Spitale krank. Ich habe in jungen Jahren für's Leben gern deutsche Reime gemacht zu Hochzeiten und Kindstaufen, zum Schmaus und Zechgelage und wo man sonst fröhlich war; denn mein Vater war ein Weber und Meistersänger. Als ich aber geistlich wurde, da sagte man mir, die Reimerei schicke sich nicht für einen Pfarrer; dem zieme höchstens ein lateinischer Vers oder ein geistliches Lied. So ließ ich's also bleiben. Doch heimlich muß ich zu Zeiten immer wieder einen lustigen deutschen Reim machen; aber ach, die werden alle schlecht, weil ich sie nicht laut hinausklingen lassen darf, und es ist mir manchmal, Hans Sachs, der Schuster in Nürnberg, — also auch so ein Hans — sei ein beneidenswertherer Mann als alle Augsburger Pfarrer. Armer Veit! Was wir einmal in der Jugend erstrebt, das winkt und lockt uns durch's ganze Leben und hätten wir gleich zehnmal Besseres inzwischen gewonnen. Ich schreibe Dir den Bettelbrief, Veit, und zwar in Reimen; denn hier ist ja doch auch ein geistlicher Zweck, und so gut der Spitalpfarrer dann reimen darf für den verlassenen Greis, so gut darf der Spittelmeister auch für denselben betteln."

(Schluß folgt.)

Eleonore Prohaska.*)

Zum 16. September 1863.

Und wieder aus verklung'nen Zeiten
Gegrüßt sei eine Stätte heut,
Und sei, eh' wir vorüberschreiten,
Mit frischen Blumen fromm bestreut!
Gedonnert hat ein Kampf, ein blut'ger,
Ein Kampf der Völker um die Welt, —
Doch nimmer hat die Liebe muth'ger,
Die Treue sich zum Kampf gestellt!

Für's Vaterland die Lieb' und Treue
Du hast, o Heldin, sie bewährt,
Gerungen um die Zeit, die neue,
Bis Dich der Heldentod verklärt.
Und hatten sie den Leib zertreten,
Noch sah Dein Aug' der Freiheit Brand,
Wie einst das Auge des Propheten
Im Sterben das verheiß'ne Land!

So hattest Du's gelobt, geschworen
Beim Feu'r, das unsre Städte fraß,
Beim Schrei der Völker, die verloren,
Beim Blut, das Bäch' und Ströme maß!
Was schierte Dich der Jugend Preißen?
Mit Freuden in das Eheband
Nahmst Du das Feuer und das Eisen
Und Bräut'gam war Dein Vaterland!

Das Vaterland, das wunde, arme,
Dem Feind zum Schemel hingestellt
Erstanden ist's im treuen Arme
Ein König wieder und ein Held!
Um sich beglückt die Millionen
Die, Stamm an Stamm, gesegnet steh'n,
Läßt es im Rathe nun der Kronen,
Entscheid im Völkerrath ergeh'n!

Und hat der Herr ihm zugemessen
Vor allem Volk der Gnaden Licht —
Es wird der Leiden nicht vergessen,
Vergessen wird's auch Deiner nicht!
Und Deiner Liebe, hochbewundert,
Und Deiner Treue sich erfreu'n,
Und von Jahrhundert zu Jahrhundert
Dir der Erinn'rung Blumen streu'n!

Philipp Scherl.

*) Eleonore Prohaska, die Heldin des Lützower Freischaaren-Korps, that sich in demselben ebenso an Muth und Unerschrockenheit, wie an Handlungen des gefühlvollsten Frauenherzens hervor. Sie fiel bei einem Gefechte im Lüneburg'schen den 16. Sept. 1813.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

1 N. Würzb. Ztg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 75. Sonntag den 20. September 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1837 war Neuilly noch bei weitem das nicht, was es heute ist.

Vor so vielen Jahren war der bemittelte Bürgerstand und der reiche Kaufmannsstand noch lange nicht von jener fieberhaften Sucht, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, befallen, wie dies heutzutage der Fall ist.

Ueber die Barrieren hinaus, welche dazumal zu beiden Seiten des Arc-de-Triomphe de l'Etoile bestanden, längs der Allee von Neuilly sah man zur Linken ungeheure Flächen, welche theils brach dalagen, theils in Gemüsegärten umgewandelt waren und sich bis an die Ufer der Seine hinzogen.

Dieses Terrain war beinahe ganz zu verkaufen, es fanden sich aber keine Käufer. Wenige hatten den richtigen Blick, daß fünfundzwanzig oder dreißig Jahre später einige Tausend Quadratklafter ein bedeutendes Vermögen repräsentiren würden.

Die einzelnen Parzellen waren durch wurmstichige Bretterwände von einander getrennt.

In Mitte dieser Sahara erhob sich eine Oase, nach welcher ein Weg führte, welcher im Sommer der Hitze und im Winter des Schnees und Kothes wegen kaum zu passiren war.

Ein ziemlich großer Garten, von einer schlecht erhaltenen Mauer umgeben, mit alten, herrlichen Bäumen bepflanzt, zog sich um einen Pavillon aus Quadersteinen herum. Dieser Pavillon war zu Anfang dieses Jahrhunderts erbaut und diente einem Liebespaare zum sicheren Asyle. Die ursprünglichen Möbeln waren nicht mehr vorhanden und wurden durch ganz gewöhnliche von Nußbaum- und Ahornholz ersetzt, aber die Plafonds und das Täfelwerk zeigten noch von einer verschwenderischen Pracht.

In diesen Garten wollen wir unsere Leser führen.

Es schlug eben die neunte Abendstunde auf der Thurmuhr des Schlosses von Neuilly.

Der Abend war herrlich, beinahe lauwarm zu nennen, Tausende von Sternen funkelten am nächtlichen Firmamente, und der Mond zog wie eine feurige Kugel am Horizonte herauf.

Ein Mann saß auf einer grau angestrichenen Bank unter einem alten Kastanienbaum, dessen überhängenden Aeste eine Art Laube bildeten.

Ein schwacher Strahl des Mondes schien durch das Laubwerk durch auf das Gesicht des nächtlichen Träumers, und beleuchtete die blassen, verzerrten Gesichtszüge des Marquis Georg de la Tour-Vaudieu.

Siegmunds Bruder war kaum mehr zu erkennen.

Seit zwei Jahren war er unverhältnißmäßig gealtert. Tiefe Falten hatten sich in seine Stirn eingegraben, weiße Locken mischten sich unter seine braunen Haare, welche nur nothdürftig seinen Scheitel bedeckten.

Im Munde hielt er eine erloschene Cigarre, er schien gar nicht zu bemerken, daß sie nicht brannte. Alles, seine ganze Haltung, der Ausdruck in seinem Gesichte zeugte von völliger Abspannung und Entmuthigung.

Er rührte sich nicht und sah unverwandten Blickes vor sich hin.

Plötzlich erhob er aber den Kopf und horchte.

Ein schwaches Geräusch, das er ohne Zweifel mit Ungeduld erwartete, drang an sein Ohr.

Dieses Geräusch glich den Tritten eines Pferdes; es war aber nicht der langsame schwere Gang eines Landgaules, ein geübtes Ohr, wie jenes des Marquis, erkannte gleich den Tritt eines edlen Thieres.

Nach wenigen Augenblicken sagte Georg vor sich hin: „Ich täusche mich gewiß nicht, das ist Judith, ich erkenne ihren Gang — übrigens führt der Weg nicht an diesem Pavillon vorüber — wie käme Jemand in so später Stunde hier vorüber?"

Während er noch sprach, stand er auf, und ging dann in die Allee, welche um den Garten herumlief.

Die Pferdetritte näherten sich allmälig, und schon wiederhallten sie von der Gartenmauer her.

Georg beschleunigte seine Schritte, und war eben an einer kleinen Pforte, welche in der Mauer angebracht und von innen verriegelt war, angelangt, als der Reiter anhielt.

Georg wartete, bevor er öffnete.

Jetzt schlug der unsichtbare Besucher mit dem Knopfe seiner Reitgerte dreimal an das Pförtchen.

„Wer ist's?" fragte Georg auf englisch.

„Zum Teufel! Ich bin's", antwortete eine weibliche Stimme ebenfalls auf englisch, „ich, dein guter Stern, dein Hausdämon! Mache nur auf!"

Die Riegel wurden zurückgeschoben, und Claudia im Manneskostüme, Judith am Zügel nachführend, trat

Digitized by Google

ein in den Garten. Die Thür wurde hinter ihr wieder abgesperrt.

„Endlich bist du da", sagte Georg.

„Hast du mich früher erwartet?" fragte Claudia. „Beschuldigst du mich etwa der Saumseligkeit, der Sorglosigkeit?"

„Alles, was ich weiß, ist, daß ich dich mit brennender Ungeduld erwartete."

„Bedenke doch, daß ich vor Einbruch der Nacht im Mannescostüme nicht wegreiten konnte, ohne die Aufmerksamkeit der Leute auf mich zu ziehen."

„Bedenke du aber auch, daß ich vor Ungeduld schier vergangen wäre in dieser unfreiwilligen Einsamkeit, wo ich nur durch dich etwas erfahren kann."

„Das begreife ich Alles recht wohl, lieber Freund, und sage dir nur: die Stunde naht."

„Wirklich?" rief Georg freudig aus.

„Ja, so wahr ich Claudia heiße."

„So spreche — spreche — aber schnell, schnell!"

„O, ich habe gar Vieles zu sagen. Führe vorerst die Judith in den Stall, dann wollen wir plaudern. Wir haben ja noch die ganze Nacht vor uns."

Georg erfaßte die Zügel des Pferdes und schlug mit ihm den Weg nach dem Stall ein, der an dem andern Ende des Gartens lag.

Beim Eintritt in den Stall wurde Judith von einem freudigen Gewieher begrüßt, welches sie auch ebenso freudig erwiderte.

Es war der Cromwell, welcher seine Gefährtin willkommen hieß.

Georg zündete eine Laterne an, zäumte Judith ab, nahm ihr den Sattel vom Rücken und führte sie vor eine wohlbestellte Raufe; dann nahm er eine Stallgabel zur Hand und legte mit eigener Hand die Streu unter die beiden Thiere.

Demnach, daß der Marquis de la Tour-Baudieu in höchst eigener Person die Dienste eines Stallknechtes verrichtete, mußte augenscheinlich kein Diener im Pavillon anwesend sein.

Aber wozu diese unerklärliche Einsamkeit?

Das werden wir bald erfahren.

„Und jetzt", sagte Georg, als er nach gethaner Arbeit zu Claudia zurückgekehrt war, „hindert uns nichts, nach Herzenslust zu plaudern. Willst du in's Haus gehen oder im Garten bleiben?"

„Ich ziehe den Garten vor. Der Abend ist herrlich und die Luft so rein und lau."

„So setzen wir uns also auf die Bank unter dem Kastanienbaum."

„Gut, es sei."

Georg führte Claudia hin, sie setzte sich, nahm den Hut ab und fächelte sich mit dem parfümirten Schnupftuche Luft zu.

„Ich bin ganz Ohr", sagte der Marquis.

„Vor Allem muß ich dir nun sagen, lieber Georg, daß meine Neuigkeiten sehr trüber Natur sind, und daß ich Anstand nehmen würde, sie dir mitzutheilen, wenn wir nicht ein Mittel in Händen hätten, das böse Geschick uns unterthänig zu machen."

„Da wir aber, wie du sagst, dieses Mittel in Händen haben, was liegt weiter daran?"

„Du hast Recht. Der General en chef, der seines Sieges gewiß ist, kümmert sich wenig, wenn auch der Beginn der Schlacht sich nicht günstig für ihn gestalten sollte. Gehen wir aber nach der Ordnung vor. Diesen Morgen habe ich Salomon gesehen —"

„Hat er dir Geld gegeben?"

„Er hat mir ganz einfach die Wechsel zurückgegeben, die du ihm vor drei Tagen geschickt hast."

„Der elende Wucherer, der so lange von meinem Fett gezehrt, hat also heute selbst um den Preis von hundert Prozent meine Unterschrift zurückgewiesen?"

„Willst du wissen, was er mir geantwortet?"

„Ja wohl."

„Es ist wirklich Schade" — hat er gesagt — „eines so schlechten Geschäftes wegen so viel gutes Papier verschmiert zu haben. — Auf diese fünfzigtausend Francs mit des Marquis Unterschrift würde ich nicht hundert Thaler leihen..."

Der Marquis ballte die Faust und wuthentbrannt rief er aus:

„Nicht hundert Thaler!"

„Ja, ja, nicht hundert Thaler!"

„Ah! die Erniedrigung ist noch beschämender als der Ruin.... Aber wie will ich mich an diesem elenden Gewürm rächen, wenn ich einmal in dem Besitze des Vermögens sein werde!"

„Da wirst du Recht thun", bestärkte ihn Claudia.

Nach einer kleinen Pause sagte Georg:

„Nun, fahre fort!"

„Nach Salomons Besuch ging ich, wie du gewünscht hast, zu dem Notar."

„Was hat er veranlaßt?"

„Er hat sich gewissenhaft an all' das gehalten, was du ihm in deinem letzten Brief geschrieben.... Er hat die erbostesten deiner Gläubiger zusammengerufen — die seit einem Monat eine starke Prämie auf deinen Kopf gesetzt und für denjenigen bestimmt haben, der deiner habhaft werden und dich dem Gerichte überliefern würde."

„Hat er all' diesen nach Menschenfleisch lechzenden Shylocks etwas abgerungen?"

„Nichts, durchaus nichts!"

„Was, nicht einmal eine Frist von vierzehn Tagen? — von einer Woche?"

„Nicht von einer Stunde... Man fahndet auf dich wie auf ein wildes Thier im Walde, und jedesmal, wenn ich mich auf den Weg hierher mache, muß ich alle mögliche Vorsicht und List gebrauchen, um nur gewiß zu sein, daß mir nicht etwa ein Spion auf der Ferse nachfolge."

„Aber hat denn dieser Dummkopf von einem Notar meinen Gläubigern nicht begreiflich gemacht, daß die Herzogin, meine Mutter, aufgegeben ist, daß sie nur noch einige Wochen leben kann."

„Das hat er ihnen Alles gesagt und eben diese Erklärung hat gerade die entgegengesetzte Wirkung auf deine Gläubiger hervorgebracht."

„Wie so?"

„Mein Gott, das ist ganz einfach... du weißt doch so gut wie ich, daß diese Leute, wenn man sie ein paarmal geprellt hat, höchst mißtrauisch werden... Nun haben diese Kerle erfahren, daß die Tage der Herzogin schon gezählt sind, und sind höchst wahrscheinlich zum Geschäftsführer oder zum Notar deiner Mutter und deines Bruders gegangen, um über deine Verhältnisse Erkundigungen einzuziehen. Da haben sie nun mit aller Bestimmtheit gehört, daß du weder jetzt

Digitized by Google

etwas hast, noch je etwas haben wirst, nachdem du nicht nur dein väterliches Erbtheil schon ganz verzehrt, sondern auch den auf dich entfallenden Theil der mütterlichen Erbschaft schon lange durchgebracht hast. — In Folge dieser eingezogenen Erkundigungen wird ihnen nun jede Hoffnung benommen, nach dem Tode deiner Mutter in ihren Forderungen befriedigt zu werden; es schien ihnen nur noch möglich, etwas aus dem Schiffbruche zu retten, wenn sie dich in den Schuldenarrest bringen lassen, so lange deine Mutter noch am Leben ist. — Vielleicht würde sie denn doch aus Erbarmen oder Schamgefühl noch einmal den Säckel für dich aufthun. — Es ist dies eine sehr vage Hoffnung ... Ich glaube nicht daran, aber die Gläubiger sind einer andern Meinung ... es ist daher von ihnen durchaus nichts zu erwarten ..."

„Das ist aber noch nicht Alles ..."

„Was denn noch?"

„Die Anwartschaft auf Sainte-Pelagie wäre noch zu ertragen ..."

„Ah! so glaubst du!" unterbrach sie der Marquis.

„Allerdings, glaube ich so ... Zum Unglück besteht aber eine andere viel mehr beunruhigende ..."

„Und diese wäre?"

„Jene auf die Conciergerie — auf die Zuchthauspolizei. Eine Prophezeiung, welche ich dir in Brunoy auf dem Zimmer Nr. 2 im „weißen Roß" machte, hat sich leider erwahrt. Zwei Klagen auf Betrug sind gegen dich anhängig ..."

„Von wem?" schrie Georg in höchster Bestürzung.

„Vom Goldarbeiter Pieur und vom Juwelier Hirsch..."

„Ah, diese Schurken! Diese elenden Wichte!"

„Lieber Georg! Diese Leute sind durchaus nicht Schurken. Das sind Geschäftsleute. Was willst du? Sie wissen, was du mit dem Silberzeuge und mit den Diamanten gemacht hast, die sie an dich verkauften. Sie glauben sich bestohlen und führen Klage gegen dich ... Aufrichtig gesagt, wir würden an ihrer Stelle dasselbe thun ..."

„Und, wie du sagst, haben sie ihre Klage schon eingereicht?"

„Pieur und Hirsch haben dem Notar angezeigt, daß sie es heute thun würden. In Anbetracht der drohenden Gefahr bin ich selbst zu diesen Leuten gegangen — habe in Ermangelung des Geldes alles Mögliche versprochen, und von ihnen eine achtägige Frist erwirkt ...."

„Claudia, du bist meine Vorsehung!"

„Das bin ich schon seit lange her."

„Aber acht Tage sind wenig — sehr wenig ..."

„Da kann ich dir nicht beistimmen. Acht Tage sind oft eine ganze Zukunft ... In acht Tagen werden, wenn du es willst, deine erpichtesten Gläubiger dir Geld zubringen, und keinem von ihnen wird es einfallen, etwas zurückzufordern ...."

„Und woher soll die wunderbare Aenderung kommen?"

„Ganz natürlich ... Heute bist du mehr als arm, man verfolgt dich, man stellt dir nach. In acht Tagen bist du reich. Man beugt das Knie vor dir."

„Reich?"

„Ja, reich!"

„Dieses Wort blendet mich, wie der Blitz in finsterer Nacht. Nach so vielen Täuschungen wage ich es kaum zu hoffen. Mir erscheint jede Hoffnung wie ein Traum, das Erwachen wird ein fürchterliches sein."

Claudia zuckte mit den Achseln.

„Das Erwachen steht nahe, und wird ein herrliches sein. Noch vor Verlauf von acht Tagen wird die Wirklichkeit deine kühnsten Erwartungen übertreffen. Erinnerst du dich noch der Hexen, welche Macbeth als König begrüßten. So will auch ich die erste sein, welche dich mit dem dir gebührenden Titel anredet: Herzog Georg de la Tour-Baudieu, sei mir gegrüßt!"

In den Augen des Marquis glänzte ein unheimliches Feuer.

„Wie soll ich aber in acht Tagen Herzog de la Tour-Baudieu sein, da mein Bruder noch lebt?" fragte er mit besonderer Betonung.

Auf Claudia's Lippen schwebte ein teuflisches Lächeln.

„Laß dich durch das nicht beunruhigen", antwortete sie. „Morgen will ich einem meiner alten Freunde, dem Kapitän Corticelli, einen Besuch machen, diesem italienischen Biedermann, von welchem ich mit dir schon einmal gesprochen habe."

„Jener neapolitanische Flüchtling, der ein so tüchtiger Fechter ist?"

„Derselbe. Dieser liebenswürdige Kapitän ist im Besitze des Geheimnisses so vieler Finten — wie die Fechter zu sagen pflegen — deren eine einzige schon unfehlbar ist. Uebrigens ist er auch sehr reizbaren Gemüthes ..."

„Ich verstehe. Aber wo zum Teufel wird er mit dem Herzog zusammentreffen können, um mit ihm anbinden zu können?"

„Das weiß ich nicht. Das ist aber seine Sache. Laß das aber nur gut sein, er wird schon Mittel finden, seine fünfzig Louisd'ors zu verdienen ...."

„Das will ich schon glauben, aber das Kind ist dann noch da, der legitime Erbe des Vermögens und des Titels .. was wirst du mit diesem anfangen?"

„Ah, das Kind beunruhigt dich?"

„Freilich wohl."

„Komme in den Pavillon und zünde Licht an, ich habe dir etwas zu zeigen."

„Was denn?"

„Einen Brief des Herzogs an den Doktor Leroyer. Ich müßte mich sehr irren, wenn dieser Brief nicht alle deine Besorgnisse zum Schweigen brächte ..."

(Fortsetzung folgt.)

Vergelt's Gott!

Novelle

von

W. H. Riehl.

(Schluß.)

Wäre es nicht auf offener Gasse gewesen, so würde Veit dem Pfarrer vor Freude um den Hals gefallen sein. Aber die Zeit drängte. Also ging der Pfarrer rasch nach Hause und machte seine Reime, und schon am selben Nachmittage zog Veit mit dem poetischen Bettelbriefe durch die Stadt. Der Pfarrer hatte gereimt wie der beste Meistersänger, und Veit bettelte nun nicht mehr wie ein Hausmeister, sondern wie der beste Bettelmeister, und je weiter er von Haus zu Haus kam, reich beschenkt von hundert Händen, um so klarer ward es ihm, daß er jetzt erst die allerschönste Art des Bettelns gefunden habe, nämlich selbst blos für

Digitized by Google

Andere zu betteln, und er meinte, wenn er für den armen verlassenen Hans „Vergelt's Gott!" sage, so klinge das noch herzbewegender als der fröhliche Dank des Mädchens beim betrübten und der wehmüthige beim glücklichen Geber, ja als seines alten Lehrers erbaulich erhabenes „Vergelt's Gott tausendmal für die armen Seelen im Fegfeuer!" obendrein.

Nachdem er aber vor der Hand genug hatte, eilte er an die Leckkanäle zum Unterschlupf des krummen Hans. Ohne Bangen betrat er die Schwelle.

— Da lag der Alte todt auf seinem Stroh!

Veit stand wie vom Donner gerührt. Nun hatte er noch einmal recht meisterhaft gebettelt, und doch wiederum vergebens!

Erst nach langem Schweigen und Sinnen bemerkte er zwei alte Bettelleute, die neben der Leiche saßen. Der krumme Hans hatte sie als die zuverlässigsten Männer seines Zeichens an's Sterbelager rufen lassen, daß er ihnen — denn er traute den Stadtschreibern und Gerichtsleuten nicht — seinen letzten Willen mündlich kundgebe, auf Treu und Glauben, wie man ihn Sterbenden halten muß.

Der Aelteste von Beiden sprach zu Veit: „Wir bewahren unseres Freundes letzten Willen, den er uns klar und bei vollem Verstande zweimal gesagt, in gutem Gedächtniß. Er lautete etwa, wie folgt:

„Was ich in meinem Leben gewann, das habe ich als einen Sold der Armuth und des Elendes empfangen; ich vermache es also wiederum dem ärmsten und elendesten Manne in Augsburg. Dieser Mann ist mein mißrathenes Pflegekind, Veit Roluf. Er wird ohne Zweifel noch ganz zu Grunde gehen, und dann kann er nicht einmal ordentlich an den Bettelstab kommen; denn für einen Bettler ist er aus der Wurzel verdorben. Seinem Berufe ward er abtrünnig, seinen Freunden untreu, und dennoch liebe ich ihn wie ein Vater sein unglückliches ungerathenes Kind. Das Vermögen kann ich ihm selber nicht in die Hand geben: ein Mensch, der so schlecht wie Veit seinen Vortheil versteht, kann kein Erbe verwalten. Damit er nun doch einen Nothpfennig habe, wenn er über kurz oder lang von seiner Hausmeisterei fortgejagt wird und dann nicht einmal auf den Gassen fechten kann wie ein ganz gemeiner Landstreicher, so hinterlege ich mein Geld beim Herbergsvater zum „fliegenden Fisch", der es einem guten Handelshause übergeben und dem armen Teufel jedes Jahr zu Pfingsten und Ostern die Zinsen richtig auszahlen wird. Erreicht Veit sein siebzigstes Jahr, so kommt ihm vielleicht der Schwabenverstand; also soll er von da an mit dem Capitale machen dürfen, was er will."

Veit, der so viel Geld dem ärmsten Manne zu bringen gedachte und nun von diesem mit so viel mehr, mit dem Vermögen eines reichen Bürgers, bedacht wurde, fand kein Wort, kaum einen Gedanken. Niemand wußte bis dahin, daß der krumme Hans solche Summen zusammengescharrt und aufgehoben hatte. Man konnte darum zweifeln, was erstaunlicher sei, der Reichthum des Erblassers oder die Ehrlichkeit der Zeugen seines letzten Willens. Aber an all dieses dachte Veit nicht, er überhörte auch ganz die Frage, ob er das Vermächtniß annehme?

Endlich sprach er, die kalte knöcherige Hand der Leiche umfassend: „Hans! Vater Hans! Hättest Du nur ein paar Stunden länger gelebt, Du hättest gesehen, daß ich doch noch betteln kann!" Aber dann däuchte es ihm, Hans sehe jetzt wohl vom Südportale des Himmels herunter und wisse das Alles recht gut und lobe ihn wie in alter Zeit, daß er so gut gebettelt habe.

Als er aber später ruhig geworden, dachte er bei sich, er habe das ersehnte Ziel seiner Jugend doch errungen und sogar den krummen Hans erreicht, ja überglänzt, indem er bei Lebzeiten schon jene höchste Art des Bettelns geübt, die Hans erst im Sterben gefunden, — des Bettelns für Andere. Und so ward er zufrieden, war und blieb ein vortrefflicher Hausmeister und versuchte nie mehr, für sich selbst zu betteln, und wenn er die Zinsen seines Capitals erhob, dann sagte er allemal mit aufwärts gewandtem Blick, als sähe er den krummen Hans da oben am Portale sitzen: „Vergelt's Gott tausendmal!"

Literarische Notiz.

Leierklänge aus Albion. Eine Auswahl englischer Gedichte in's Deutsche übertragen von Heinrich Stadelmann. Augsburg, 1863. v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Wir sind, wenn wir uns nicht irren, dem Namen des Uebersetzers dieser „Auswahl englischer Gedichte" schon wiederholt in öffentlichen Blättern begegnet und freuen uns, die zerstreuten Blüthen in einem Strauße vereint vor uns zu sehen. Denn Blüthen ächter Poesie sind es fast ausnahmslos, die hier in einer Uebersetzung vorliegen, welche sich meistens wie ein Original liest und dabei den Vorzug der Treue in anerkennenswerther Weise besitzt. Die Sammlung enthält neben einer duftigen Widmung an Emanuel Geibel vier Abtheilungen: Liebe, Heimath und Freiheit, Natur und Menschenleben, Biblisches und Religiöses, von denen die erste, wie leicht erklärlich, die Reichhaltigste ist. Byron, Moore, Felicia Hemans, Shakespeare, Campbell, Percy, Longfellow, Cornwall, W. Scott, vor allem aber R. Burns sind vertreten. Viele der Lieder sind uns bereits in andern Uebersetzungen bekannt geworden, namentlich durch Freiligrath. Wenn wir sagen, daß sich Stadelmann's Uebersetzungen, die ungleich treuer sind, neben den meisterhaften Reproduktionen des Letzteren mit allen Ehren sehen lassen dürfen, so haben wir, dünkt uns, zu ihrem Lobe genug gesagt. Die Ausstattung ist, wie es sich bei Gedichten ziemt, recht niedlich. Als Probe greifen wir eines der kürzeren Gedichte für unsere Leser heraus. Es ist von Moore und lautet:

Die Welt ist all ein flücht'ger Schein
Und, eh du's denkst, zerstoben;
Des Herzens Lust, des Herzens Pein
Ist nur ein blendend, trügend Sein:
Das wahre Sein ist — droben.

Es bleicht der Ruhm, wie Farbenglanz,
Den Abendwolken woben;
Lieb', Hoffnung, Schönheit — ach, ein Kranz
Für's Grab gepflückt nur — welken ganz:
Der wahre Glanz ist — droben.

Wir treiben durch des Lebens Fluth
Als wie durch Meeres Toben;
Des Geistes Strahl, des Herzens Gluth
Erhellen wohl den düstern Muth:
Doch wahre Ruh' ist — droben.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 76. Mittwoch den 23. September **1863.**

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Georg und Claudia traten ein in den Pavillon.

Eine Vorhalle, mit Marmor gepflastert, führte nach einem Salon, der zwar nicht sonderlich möblirt war, dessen geschnitztes und vergoldetes Täfelwerk, dessen in Fresko gemalter Plafond auf eine frühere nicht gewöhnliche Pracht schließen ließ.

Georg tauchte ein Zündhölzchen in ein kleines Fläschchen mit Phosphor gefüllt, welche Art Feuer zu machen damals für eine wunderbare Erfindung galt.

Die Streifhölzchen haben diese Erfindung weit überholt.

Ungeheurer Fortschritt!

Zwar hat sich die Zahl der Feuersbrünste seither verhundertfacht . . . von den Vergiftungen und Verbrennungen wollen wir gar nicht reden, aber was liegt daran; der Dandy und der Arbeiter finden es bequem, ihre aristokratischen Londres oder ihre plebejischen Pfeifen mit Streifhölzchen anzubrennen.

Das Jahrhundert schreitet vorwärts.

Also der Marquis zündete eines der Lichter an, welche am Kamin standen und stellte es auf einen kleinen runden Tisch.

Claudia nahm aus der Brieftasche ein Portefeuille, öffnete es und zog daraus einen versiegelten Brief, den sie Georg hinhielt mit den Worten:

„Kennst Du diese Schrift?“

„Freilich wohl, es ist die meines Bruders,“ entgegnete Georg und las laut:

„Monsieur le Docteur Leroyer à Brunoy.“

Dann fügte er hinzu:

„Wie kommt aber dieser Brief in Deine Hände?“

„Das sollst Du erfahren, sobald Du seinen Inhalt gelesen haben wirst.“

Georg entsiegelte den Brief und las:

„**Lieber Doktor!**

Unvorhergesehene Umstände ändern meine Pläne. Ich weiß nicht, soll ich mich darüber betrüben oder freuen.

Wie dem auch immer sein mag, ich muß noch einmal an Ihre Ergebenheit appelliren, von welcher Sie mir schon so viele Beweise gegeben und die ich nun wieder auf die Probe zu stellen keinen Anstand nehme. Finden Sie sich morgen um zehn Uhr Abends mit dem Kinde auf dem Place de la Concorde in der Nähe des Pont-Tournant ein; ein Vertrauensmann wird Sie mit einem Wagen erwarten und Sie zu mir führen. Es kann kein Mißverständniß unterlaufen. Der Mann wird sich Ihnen nähern und Sie beim Namen nennen.

Absolute Verschwiegenheit wie bisher. Beantworten Sie diesen Brief nicht, Ihre Antwort könnte mir nicht rechtzeitig zukommen.

Leiten Sie Alles so ein, daß Niemand in Brunoy die Ursache Ihrer Reise ahne. Kommen Sie nicht früher nach Paris als bis zur bestimmten Stunde, und sehen Sie Niemanden, bevor Sie nicht mit mir gesprochen haben. Das ist von höchster Wichtigkeit.

Also auf morgen, lieber Doktor. Ihr ganz ergebener

S. de la T.-V.“

„Hast Du gelesen?“ fragte Claudia.

„Gelesen habe ich wohl, aber ich verstehe nicht . . .“

„Nur Geduld . . . Die Erklärung wird gleich folgen.“

„Das Billet ist ohne Datum.“

„Das ist gerade recht.“

„Wann wurde es geschrieben?“

„Heute.“

„Wann soll es übergeben werden?“

„Morgen, übermorgen, oder noch später, je nachdem wir es für angezeigt halten . . .“

„Aber wann wird der Doktor mit dem Kinde nach Paris kommen?“

„Tags darauf, wenn er den Brief wird erhalten haben.“

„Das ist Unsinn,“ rief Georg aus.

„Wie so?“

„Weil — von zwei Dingen eines: — entweder hält der Doktor das ihm gegebene Rendezvous ein, und dann findet er den Vertrauensmann meines Bruders an der bezeichneten Stelle, oder er erhält den Brief nicht zur rechten Zeit, und dann wird mein Bruder, beunruhigt durch diesen Verzug, alsogleich selbst nach Brunoy fahren, um sich nach der Ursache des Nichtkommens von Seite des Doktors zu erkundigen.“

„Weder das Eine noch das Andere wird geschehen.“

„Jetzt verstehe ich noch weniger wie früher.“

Digitized by Google

„Hör' mich an! Dein Bruder weiß von dem Billete, welches Du eben gelesen hast, gar nichts."

„Er weiß nichts davon?"

„Nein."

„Wirklich?"

„Auf Ehre."

„Also hat er den Brief gar nicht geschrieben?"

„Freilich nicht."

Georg nahm den Brief nochmals in die Hand und prüfte die Schrift mit aller Genauigkeit.

„Ach," rief er endlich aus, „das ist ja nicht möglich. Ich erkenne jedes Wort, jeden Buchstaben, jedes Unterscheidungszeichen als das seine. Die Kunst der Nachahmung kann es nicht zu einem solchen Grad der Vollendung gebracht haben."

„Das beweist nur die unvergleichliche Geschicklichkeit der Leute, deren ich mich bediene. Ich wiederhole noch einmal: das Billet ist nicht von Deinem Bruder geschrieben."

„Da Du es betheuerst, muß ich es wohl glauben ... Aber sage mir doch, wer hat Dir denn diesen Wundermann in Nachahmung von Schriften aufgefunden?"

„Ich selbst," antwortete Claudia, „ich habe gesucht — ich habe ganz Paris durchstöbert — ich habe mir viele Mühe gegeben, und habe endlich einen Mann gefunden in einem Kreolen, der erst kürzlich von Brest zurückgekommen, wohin man ihn wegen einer Kleinigkeit von zweimalhundert achtzigtausend Francs Falsifikaten geschickt hatte. — Dieser ehrbare Schreiber hat eine besondere Vorliebe für die Kalligraphie und — wie die Phrenologen behaupten — von Natur aus die Beule der Nachahmung. — Mit Leichtigkeit reproduzirt er die schwersten Schriften, Unterschriften und Namenszüge. — Er erzählt jedem, der es hören mag, daß er einmal in Folge eines Befehles aus Paris vom Justizminister, der mit allen nöthigen Unterschriften und Stempeln versehen war, von der Galeere entlassen wurde — Unterschriften und Stempeln waren falsch. — Drei Tage später wurde mein Notar aber wieder aufgegriffen, nachdem der Telegraph die wunderbare Mystifikation signalisirt hatte ..."

„Das heiß' ich es weit gebracht haben," sagte Georg. „Ein solcher Mensch könnte Einem sehr nützlich sein, wenn man in die Lage käme, irgend ein eigenhändig geschriebenes Testament vorzeigen zu müssen."

„Ah! glaubst du", entgegnete Claudia, „daß ich nicht schon daran gedacht habe? — Sei versichert, daß ich meinen braven Notar nicht aus den Augen verlieren werde ... das Billet deines Bruders hat mich zehn Louisd'ors gekostet ..."

„Wo hast du denn eine Originalschrift gefunden?"

„In deinem Bureau — einen ganzen Pack älterer Briefe von deinem Bruder an dich. — Ich habe aber auch noch weiter gedacht. Wohl wissend, daß Siegmund alle vierzehn Tage dem Doktor schreibt, habe ich schon vor zwei Monaten meine Kammerfrau, eine gar feine Fliege, beauftragt, den Kammerdiener deines Bruders, der die Briefe auf die Post trägt, zu verführen. Durch ihn erhielt ich einen solchen Brief, blos zur Ansicht, damit ich die Form sehe, unter welcher dein Bruder dem Doktor schreibt. Oh! ich bin gar vorsichtig — ich denke an Alles ..."

„Allen Respekt vor deiner Umsicht und Klugheit! — Aber etwas beunruhigt mich doch noch ..."

„Nun, was denn?"

„Mein Bruder kann gerade in Brunoy sein, wenn dieser Brief an den Doktor dort ankommt ..."

„Das ist allerdings möglich, aber wir haben doch die Wahrscheinlichkeit für uns, daß es nicht so kommen werde. Siegmund kommt nur alle Monat einmal nach Brunoy — nun war er aber in der verflossenen Woche dort. — Und dann vergesse nicht, daß ich morgen den Kapitän Corticelli sehen werde, der es wohl über sich nehmen wird, deinen Bruder anderwärts zu beschäftigen ..."

„Du hast Recht! — Bist du aber auch überzeugt, daß der Doktor nicht Lunte riechen werde?"

„Wie so? — Was könnte ihm Mißtrauen einflößen? Ich stehe gut dafür, daß er sich pünktlich beim Rendezvous einfinden wird."

„Wenn dem so ist, so hindert uns nichts, den Brief gleich morgen abzuschicken, damit die ganze Sache übermorgen abgethan sei ..."

„Nur nicht zu rasch. Es fehlt uns noch ein Hauptfaktor. Wir müssen einen sichern Menschen, einen echten Galgenvogel an der Hand haben, der uns für ein paar Goldstücke den Alten und das Kind aus dem Wege räumt ...."

„Ein solcher Kerl ist aber nicht so leicht zu finden ....."

„Da irrst du sehr ...."

„Weißt du, woher ihn nehmen?"

„Ja wohl, aber ich kann ihn dort nicht holen, das mußt du thun ...."

Georg schien über diese Zumuthung nicht sehr erfreut.

„Lieber Freund", fuhr Claudia fort, „es steht dir wahrlich schlecht an, dich zu beklagen, wenn du einmal handeln sollst — da ich doch ohne Unterlaß für dich denke und handle. — Uebrigens weißt du nur zu gut, daß, wenn ich vor einem Schritt zurückschrecke, es mir absolut unmöglich ist, ihn zu thun ...."

„Nun gut! ich werde schon thun, was du willst. — Sage mir also, was soll geschehen ...."

„Ah, eine solche Sprache lasse ich mir gefallen. Vor Allem wirst du dich verkleiden."

„Wie, noch in dieser Nacht?"

„Gleich jetzt — es ist noch nicht zehn Uhr."

„Es sei; aber als was mich verkleiden?"

„Das ist ganz einfach. Wenn ich nicht irre, so hängt im Stalle eine Blouse."

„Ich glaube, ja."

„Diese Blouse ziehe über deine Kleider, beschmiere dein Beinkleid unten mit Erde, zerknittere deinen Hut und wälze ihn ein wenig im Staub herum. Ich habe schon etwas in der Tasche, womit ich dein Gesicht unkenntlich machen werde."

Georg gehorchte, ohne etwas dagegen einzuwenden.

Er zündete ein zweites Licht an und verließ den Salon ganz in sein Schicksal ergeben.

Als er nach einer Weile wieder zurückkam, war sein Aussehen ganz das eines wahren Banditen.

Claudia zollte ihm ihren vollen Beifall und ging jetzt daran, in seinem Gesichte die nöthige Metamorphose vorzunehmen.

Claudia zog aus ihrer Tasche ein paar kleine Büchschen, rothe, schwarze und blaue Schminke enthaltend.

Mit einem Schnupftuch und einem Hasenlauf malte sie unter die Augen des Marquis gewisse bleifarbene Linien, Backen und Nase erhielten den röthlichen Anstrich eines ausgepichten Säufers.

Digitized by Google

Nun, das Gesicht wurde ganz in Einklang gebracht mit dem Kostüme, und als Georg nach vollbrachter Verwandlung in den Spiegel sah, konnte er sich des Staunens und Ekels nicht erwehren, den ihm seine Verkleidung einflößte.

„Vortrefflich", sagte Claudia und lachte. „Du bist zum Schrecken häßlich; ich bin mit meiner Arbeit vollkommen zufrieden, ich habe noch niemals etwas Gelungeneres gesehen."

„Ich sehe wirklich aus, wie ein entsprungener Galeerensklave."

„Das wollte ich ja haben. Wie viel Geld hast du bei dir?"

Der Marquis zog die Börse aus der Tasche und zählte.

„Dreißig Louisd'ors und einige Francs", antwortete er.

„Laß deine Börse zu Hause und nehme nur ein paar Louisd'or mit dir."

Georg gehorchte ganz willenlos.

„Leg' auch deine Uhr ab", fuhr Claudia fort, „du kannst sie füglich nicht mit dir nehmen..."

„Warum nicht?"

„Weil man sie dir gewiß stehlen würde."

„Ei! zum Teufel!"

„Statt der Uhr stecke lieber ein paar kleine geladene Pistolen zu dir..."

„Wozu?"

„Um dich zu vertheidigen, wenn man dich angreift...."

„In was für einen Höllenpfuhl schickst du mich denn?..."

„Höllenpfuhl — das ist das rechte Wort, denn es handelt sich um eine Höhle der schlechtesten Art — um eine Mördergrube — dem Rendezvous aller Diebe, Mörder und entsprungenen Galeerensklaven..."

Georg erblaßte unter der Malerei, welche sein Gesicht bedeckte.

„Dorthin gehen, heißt also sein Leben auf's Spiel setzen!" stammelte er.

„Wenn du Furcht hast", entgegnete Claudia, „kannst du ja zurücktreten — dazu ist noch Zeit. — Aber dann Adieu Vermögen! — Adieu Pairschaft! — Adieu Herzogstitel! — Der Herr Marquis de la Tour-Vaudieu wird nach Saint-Pelagie wandern, und damit basta! — Wie ich höre, ist man in Sainte-Pelagie recht gut aufgehoben — übrigens ist es ja doch wahrscheinlich daß der herzogliche Bruder in einer Anwandlung von Großmuth dem Herrn Marquis eine kleine Unterstützung per Monat wird huldreichst zukommen lassen! — Das ist auch eine Zukunft — abgesehen davon, daß die Herren vom Kriminalgericht es auf sich nehmen werden, dem Herrn Marquis nach seinem Austritt aus Sainte-Pelagie für ein paar Jahre freie Wohnung zu verschaffen."

Georg schlug mit der Faust auf den Tisch.

Er öffnete einen Schrank, nahm daraus eine Flasche Wein, entkorkte sie, setzte an und trank daraus in vollen Zügen. Als er die Flasche wieder hinstellte, war sie zu zwei Drittheilen leer.

Claudia sagte kein Wort und lächelte nur.

„Ich bin bereit", rief endlich Georg aus. „Ich fürchte nichts — ich fürchte Niemanden. — Ein Edelmann darf niemals Furcht haben. — Was soll ich thun? — Rede, ich muß fort..."

Claudia mußte wohl, daß dieses Feuer nicht lange anhalten werde; sie beeilte sich also, den Moment zu benützen.

„Du gehst jetzt", sagte sie, „an den Pont de Neuilly..."

„Gut!"

„Gehst darüber und hältst dich rechts am Quai bis zum letzten Haus in Courbevoie. — Dieses Haus, welches von jenen, an denen du vorübergegangen sein wirst, etwa zweihundert Schritte entfernt ist, hat nur ein Stockwerk. — Oberhalb des roth angestrichenen Thores hängt ein Büschel verdorrten Haidekrautes — das ist eine Kneipe. — Du trittst dort ein und läßt dir ein Gläschen Branntwein geben — du müßtest sehr einfältig und grün sein, wenn du nicht unter den Zechern, die du dort antreffen wirst, den Mann fändest, den wir brauchen."

„Wie soll ich aber mit einem solchen Kerl anbinden?"

„Du trägst ihm an, mit dir zu trinken. Er dürfte es dir kaum abschlagen..."

„Was soll ich ihm dann sagen?"

„Du sagst ihm, daß ein großer Coup auszuführen sei und dabei zehn Louisd'ors zu gewinnen wären. Sorge dich nicht, er wird mit beiden Händen zugreifen."

„Was weiter?"

„Hierauf gibst du ihm drei Louisd'ors als à conto-Zahlung und verabredest mit ihm für übermorgen Abends acht Uhr ein Rendezvous an einem von hier nahe gelegenen Orte..."

„Und wenn er übermorgen nicht kommt?"

„Da sei unbesorgt. Zehn Louisd'ors sind für solche Leute eine ungeheure Summe."

„Abgemacht, ich gehe."

„Viel Glück! Ich stehe gut dafür, daß du reussiren wirst. In zwei Stunden kannst du wieder zurück sein..."

„Was wirst du denn thun während meiner Abwesenheit?"

„Ich bin so ermüdet, daß ich mich niederlegen und schlafen werde."

„Du fürchtest dich nicht, ganz allein in diesem verödeten Pavillon zu bleiben?"

„Fürchten! — Warum nicht gar. — Ich kenne wohl das Wort, aber ich kenne nicht, was es bedeutet...."

„Wenn du aber schläfst, wer wird mir denn aufmachen, wenn ich zurückkomme?"

„Du selbst. — Sperre mich ein und nehme den Schlüssel mit dir — nimm auch jenen vom Gitter mit. — In der Vorhalle werde ich ein angezündetes Licht stehen lassen, damit du beim Nachhausekommen nicht erst nach dem Feuerzeug zu suchen brauchst...."

Mr. de la Tour-Vaudieu ging fort. Claudia hörte, wie er die Thür hinter sich zumachte und den Schlüssel abzog.

„Es kömmt mir beinahe vor, als ob ich Hunger hätte", sagte die junge Frau zu sich selbst, „wenn ich etwas zu mir nähme, bevor ich zu Bette gehe?"

Sie ging nach der Vorrathskammer, dort fand sie ein Stück kalte Pastete, Brod und eine Flasche Wein. All' das stellte sie vor sich auf den Tisch und ließ es sich herrlich schmecken.

Unsere Leser werden wohl errathen haben, weshalb der Marquis in solcher Abgeschiedenheit lebte.

Bemüssigt sich zu verbergen, aus Furcht, von den Häschern aufgegriffen zu werden, und doch nicht Willens, sich gar zu weit von Paris zu entfernen, hatte er Claudia beauftragt, für ihn irgend ein passendes, diesem Endzwecke entsprechendes Haus aufzufinden.

Digitized by Google

Der Zufall führte sie nach diesem Pavillon, über dessen Miethe sie alsogleich mit dem Eigenthümer einig wurde.

Der Ort war sehr gut gewählt. Man konnte dort die Spürnasen aller Polizeiagenten der Welt in die Schranken rufen.

Da Georg gar kein Zutrauen in seine Dienstleute setzte, so entschloß er sich, gar Niemanden mit sich nach dem Pavillon zu nehmen, sich und sein Pferd selbst zu versorgen und sich mit dem zufrieden zu stellen, was ihm Claudia an Provision bringen würde.

Wir wissen um den Grund der Abgeschiedenheit des Marquis.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag, den 17. September: „Die Waise aus Lowood", Schauspiel in 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Man hat über das Verdienst der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer als Schriftstellerin auf dem Gebiete der Dramaturgie, über den Werth ihrer zahlreichen Theaterstücke so viel geschrieben und gestritten, so viele der widersprechendsten Urtheile gefällt, daß wir es füglich übergehen könnten, uns auf eine Kritik ihrer Werke einzulassen. Wir gestehen offen, daß wir im Ganzen genommen eine gewisse Antipathie gegen alle Birch-Pfeiffer'schen Stücke nicht unterdrücken können, da uns die Thränen, das endlose Jammern und Seufzen ihrer Heldinnen und Helden unangenehm berührt und die crassen Situationen, welche oft, über alle Wirklichkeit hinaus, schlagende Effekte erzielen sollen, unser ungläubiges Lächeln hervorrufen. Wir haben oft gestaunt, daß eine so geistvolle Frau, wie Charlotte Birch-Pfeiffer, bei ihren Dramen stets zu solchen Effekthaschereien greift, da es so leicht in ihrer Macht liegt, das, was sie mit solchen erzielen will, auf andere, bessere und glaubwürdigere Weise zu erreichen. Wir verweisen hierbei nur auf die Feuer-Scene in dem heutigen Stück. Hätte sich die schnelle Sinnes-Aenderung des Lord nicht leicht auf eine, dem Charakter der Heldin mehr entsprechende Weise herbeiführen lassen? Mag dem nun sein, wie ihm wolle, immerhin läßt sich den Werken der Frau Birch-Pfeiffer ein gewisser Werth und willkommener Beitrag für die Bühne nicht absprechen; die Gestalten sind scharf und charakteristisch gezeichnet, die Sprache edel und voll tiefen Gefühls; die Handlung spannend und die Scenen sind wirksam benutzt.

Die Aufführung heute war im Ganzen nicht schlecht, wenngleich sich noch Manches über Ensemble rc. sagen ließe. Wir sehen recht wohl ein, daß sich so leicht ein rundes Zusammenspiel bei unter sich fremden Mitgliedern nicht erzielen läßt und deshalb fällt es uns auch nicht ein, den Maßstab einer strengen Kritik anlegen zu wollen. Geduld, Vernunft und Zeit — ein altes bewährtes Sprichwort, das sich auch hier anwenden läßt und von allen Denen zu beherzigen sein dürfte, welche mit der Aufführung der „Waise" nicht zufrieden gewesen sein sollten. Die Darstellerin der Jane Eyre, Fräulein Becker, führte ihre Rolle, in der sich die verschiedensten Empfindungen streiten, in der anerkennendsten Weise aus; ihr Vortrag und Spiel sind edel, voll Gefühl und tief durchdacht, so daß wir, wenn Fräulein Becker sich auch in andern Partieen bewährt, ihr Engagement als eine günstige Acquisition bezeichnen dürfen. Mehrmaliger Hervorruf bewies ihr den warmen Beifall des Publikums. Herr Johannes — Lord Rochester — verbindet mit einer einnehmenden Persönlichkeit, klangvollem Organ, ein wahres Spiel, maßvoll und dem Sonderlings-Charakter des Lord entsprechend; nur will uns bedünken, daß ihm die innigen Gefühlsausdrücke am Schlusse besser gelangen, als das schroffe, harte Auftreten bei Beginn und seine Zeichnung des Rochester im ersten Akt nicht ganz so, wie wir ihn uns vorstellen. Der Lord ist kein „Tyrann" in seinem Hause, sondern ein Mann, der sich, durch Unglück schmerzlich verwundet, in sich selbst zurückgezogen und der Außenwelt nur eine geringe Theilnahme schenkt. Daher seine kurze schroffe Redeweise, sein Sarkasmus, ohne jedoch in ein Benehmen zu verfallen, das einem Gentleman nicht ziemt. — Frau Hahn — Sarah Reet — stellte den stolzen, harten Charakter dieser Frau, ihren Haß gegen Jane Eyre in angemessener Weise dar. Ihre Erscheinung ist edel und imponirend. Die Judith Harleigh des Fräulein Schütz verdiente mit Recht die Anerkennung des Publikums. Die Dame bewegt sich in allen Rollen stets in den Grenzen der von ihr darzustellenden Charaktere und so war auch die Scene mit Rochester ganz dem Sinne entsprechend, in welchem sich eine alte Verwandte dem Lord gegenüber äußern durfte. Die übrigen Rollen genügten, nur hätte die Partie der Bessie wohl eine bessere Vertreterin finden können.

Sonntag, den 20. Sept. „Der Freischütz". Große romantische Oper in 4 Akten, Musik von Karl Maria von Weber. — Wir stehen heute an einem Scheidewege; wir können nicht sagen, daß uns die Aufführung besonders gefallen, indessen wollen wir sie auch nicht gerade verwerfen, da sie manches Gute bot und die herrliche Musik unsers unsterblichen Weber schon an und für sich ein Genuß, der hoch zu schätzen. Das Orchester entledigte sich seiner Aufgabe mit Präcision und Eifer, den das Auditorium auch gebührend anerkannte, und scheint in Hrn. L'Arronge einen tüchtigen Kapellmeister zu besitzen. Den Glanzpunkt des Abends bildete ohne Zweifel Frau Sophie Förster als Agathe. Ihr seelenvoller Gesang, die herrliche Stimme, die sich mit Leichtigkeit in allen Registern bewegt, ihr inniges Spiel, entzückten das Publikum in hohem Grade und brachten der geehrten Sängerin mehrfachen Hervorruf und lebhaften Applaus. Wir können uns zu dem Engagement einer solchen Künstlerin nur Glück wünschen, hoffen aber auch, es werde der Direktion gelingen, einen tüchtigen Tenor zu gewinnen, der der Dame würdig zur Seite stehe. Das konnte man nun von dem Darsteller des Max (Hrn. Laske) heute leider nicht sagen, weder Gesang, noch Spiel genügten und trat der Abstand zwischen ihm und Frau Förster im Duett um so greller hervor. — Fräulein Rottmeyer's Aennchen war gelungen in Gesang und Spiel, neckisch und fröhlich, wie die Partie es will; die Stimme ist lieblich, wenngleich ein wenig schwach. Herr Schiffdenker, Caspar, in gewohnter Bravour, gefiel; die übrigen Partieen und die Chöre genügten. Wir können hierbei nicht unbemerkt lassen, daß es das Ohr unangenehm berührt, auf der Bühne da, wo es nicht besonders vorgeschrieben, im Dialekt sprechen zu hören. — Die Scenerie in der Wolfsschlucht war nicht übel.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Intell.-Redakteur: W. Bandorf.

Digitized by Google

An die
[illegible] und Staatsbibliothek
München.
Würzb. Ztg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 77. Sonntag den 27. September 1863

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Nun wieder zu Claudia.

Das frugale Mahl war bald eingenommen; sie verließ den Salon, stellte ein Licht in die Vorhalle, nahm ein zweites Licht und ging in das Schlafzimmer, das, wie der Salon, im Erdgeschoße sich befand.

Nachdem sie sich vergewissert hatte, daß die Läden der Fenster, welche gegen den Garten gingen, von innen mit eisernen Spangen gut verwahrt waren, legte sie auf das Nachtkästchen ihre und Georgs Uhr, ein Zündfläschchen und ein Paar Taschenpistolen, von denen sie sich niemals trennte, wenn sie als Mann verkleidet war.

Dann schob sie ihre und des Marquis Börse unter das Kopfkissen, entkleidete sich, löschte das Licht ab, und bevor noch fünf Minuten verstrichen waren; lag sie schon im tiefen Schlafe.

Eine Stunde mochte so vergangen sein.

Nach Verlauf dieser Zeit fuhr sie plötzlich empor, rieb sich die Augen, stemmte sich auf den Ellbogen und horchte.

Ein sonderbares Geräusch hatte sie aus dem Schlafe geweckt.

* * *

Georg de la Tour-Vaudieu, als Bandit der niedrigsten Klasse verkleidet, folgte buchstäblich der ihm von Claudia ertheilten Instruktion.

In einer Viertelstunde war er am Pont de Neuilly. Er ging an's andere Ufer, bog rechts ein und erreichte endlich das letzte Haus in Courbevoie.

Dieses Haus, oder besser gesagt, diese Hütte war leicht zu erkennen.

Das Thor, hochroth bemalt, zog unwillkürlich den Blick dahin, wie ein Blutfleck auf einem Transparente. Ein Büschel verdorrten Heidekrautes hing ober dem Eingang und bezeichnete die Kneipe. Links vom Thor war ein einziges Fenster in der Mauer, welches mit einem dicken Laden verlegt war; durch die Spalte dieses Ladens drang ein schwacher Lichtschimmer. Der Marquis hielt inne.

Ein paar Sekunden lang betrachtete er diese Ruine, vor welcher er stand, und es überfiel ihn ein leiser Schauer beim Anblick dieses unheimlichen Ortes.

Er wußte wohl, daß er einer Diebshöhle, einer Mördergrube die Stirn bieten sollte, aber keine Diebs- oder Räuberherberge konnte einen so ekelerregenden Anblick gewähren, als diese Kneipe. Man wurde unwillkürlich an jene mittelalterlichen Raubnester erinnert, in welchen jede Nacht neue Opfer hingeschlachtet wurden, die dann durch Fallthüren in grauenvolle Verließe verschwanden.

Einen Augenblick war Georg schon versucht, gar nicht an das rothe Thor zu klopfen und wieder umzukehren. Aber was sollte er Claudia sagen, um seine Schwäche bei ihr zu entschuldigen, welche sie ohne Zweifel Feigheit nennen würde. Wo anders auch den unerläßlichen Helfershelfer zu dem projektirten Verbrechen auffinden?

Die eiserne Nothwendigkeit trug endlich den Sieg davon über des Marquis Unschlüssigkeit.

Georg überredete sich, so gut es ging, daß sein Kostüm ihn gegen jeden Angriff schütze; übrigens war er auch bewaffnet und hatte das Leben zweier Menschen in seiner Hand. Seine zitternden Finger suchten nach dem Schafte der beiden Pistolen in den Taschen.

Georg durchschritt den Raum von einigen Schritten, welcher ihn noch vom rothen Thore trennte, und eben wollte er klopfen, als diese Thüre sich öffnete und einer der Gäste, welcher rasch heraustrat, an ihn anrannte.

„Holla! Acht gegeben", schrie ihn dieser an, „ich glaube, man könnte mich wohl sehen!"

„Nichts für ungut, Kamerad!" entgegnete Georg, indem er sich alle Mühe gab, seine Worte und seine Redeweise mit seinem Kostüme in Einklang zu bringen. „Ihr geht hinaus — ich gehe hinein. Ihr seid eben so schuldig wie ich, denn auch ich bin nicht unsichtbar. — Uebrigens ist ja nichts geschehen. Ihr habt Euch nichts gebrochen und ich auch nicht. Geht also immerhin Euren Geschäften nach. Auf Wiedersehen!"

Der Unbekannte hatte wohl ohne Zweifel wirklich Geschäfte im Zuge, er antwortete gar nichts, und entfernte sich eiligen Schrittes in der Richtung gegen den Pont de Neuilly.

Lassen wir den Marquis in die Kneipe eintreten und folgen wir diesem Unbekannten.

Es war ein junger Mann von vier bis fünfundzwanzig Jahren, mittlerer Größe, aber seine ungewöhnliche Magerkeit machte ihn größer aussehen, als er wirklich war.

Die weißliche Blouse hing an ihm herunter wie an einem Skelette, seine Beine hatten hinlänglich Platz in einem

Digitized by Google

engen Beinkleid, welches eigentlich aussah, als ob zwei Parapluie-Futterale an einander genäht worden wären.

Nur die Füße waren riesig und mit schweren Schuhen bekleidet; eine Tuchkappe von ganz unbestimmter Farbe balancirte auf seinem Kopfe, die Haare hatte er kurz abgeschoren, mit Ausnahme zweier impertinent blonder und in Oel getränkter Locken, welche ihm an den Schläfen herunterhingen.

Das Gesicht von erdfahler Farbe, belebt durch ein paar kleine stechende Augen, bot den Typus einer Klasse Menschen dar, die man kaum wo anders als in Straf- und Zuchthäusern zu sehen bekommt.

So sah unser Unbekannter aus. Er ging rasch, aber ungleichen Schrittes fort. Jede zwei bis drei Minuten blieb er stehen, sah sich um und horchte — ohne Zweifel wollte er sich überzeugen, ob ihm Niemand folge. Er schien etwas unter der Blouse zu tragen.

Nachdem er den Pont de Neuilly passirt hatte, schlug er den Weg ein, welchen der Marquis de la Tour-Vaudieu eben gekommen war, und es schien, als ob er gerade auf den Pavillon losgehen wollte.

Dies war auch in der That das Ziel seiner nächtlichen Wanderung.

Bald war er an der Einfassungsmauer angelangt, und ging an ihr so lange hin, bis er eine Stelle fand, welche seinem Vorhaben günstig war. Die Mauer war an dieser Stelle sehr schadhaft. Ursprünglich etwa zwanzig Fuß hoch, war der obere Theil bereits eingestürzt, und das Geröll verminderte die Höhe um etwa fünf bis sechs Schuh.

Der Unbekannte blieb stehen und betrachtete die, vom Gipfel des Schutthaufens an gerechnet noch immer vierzehn bis fünfzehn Schuh hohe Mauer.

Sein Entschluß war bald gefaßt.

Er hob seine Blouse auf. Um den Körper hatte er einen Strick gewickelt; dieser Strick war an einem Ende mit einem starken eisernen Haken versehen und an diesem Haken hing eine Blendlaterne.

Der Unbekannte rollte den Strick, der gegen zwanzig Fuß lang gewesen sein mochte, ab, band die Blendlaterne los und stellte sie neben sich auf die Erde; dann warf er den Haken gegen den Kamm der Mauer.

Ohne Zweifel war der Mann mit der weißlichen Blouse ein sehr gewandter Bursche, der es in derlei Kunststücken schon weit gebracht hatte. Nach nur zwei mißglückten Versuchen hatte sich der eiserne Haken schon fest in den Mauerkamm eingeklammert.

Der Unbekannte hing sich dann an den Strick, um zu erproben, ob der Haken auch wirklich fest sitze, und nachdem er sich davon überzeugt hatte, band er sich die Laterne an den linken Arm und kletterte mit einer Behendigkeit und Schnelligkeit, die jedem Turnlehrer zur Ehre gereicht haben würde, hinauf.

Ein paar Sekunden lang blieb er rittlings auf der Mauer sitzen, um den Haken in der entgegengesetzten Richtung zu befestigen, zog dann den Strick an sich heran und ließ ihn an der andern Seite der Mauer wieder hinunter, um sich daran in den Garten hinabzulassen.

Eine Minute später stand er innerhalb der Mauer hinter einem dichten Gebüsch.

„Nun", sagte er zu sich selbst, „die Hälfte der Arbeit wäre gethan, aber leider ist das die weniger schwierige. Ah, bah! es wird schon gehen."

Er ging durch die Allee und stand bald dem Pavillon gegenüber.

Hier hielt er inne.

„Wie hineinkommen?" fragte er sich. „Durch eine Thür oder durch ein Fenster?"

Aber er blieb sich die Antwort nicht lange schuldig.

„Gewöhnlich glückt es mir immer besser durch die Fenster", sagte er. „Ich habe schon bemerkt, daß das System, nach welchem die Thüren verschlossen sind, beinahe immer viel komplizirter ist. Also, durchs Fenster. Aber durch welches? Ah, das erste beste — da ist gerade eins."

Während er noch so sprach, näherte er sich dem Fenster des Zimmers, in welchem Claudia sich zur Ruhe gelegt hätte.

Er öffnete die Blendlaterne ganz wenig und prüfte bei dem schwachen Scheine derselben die geschlossenen Fensterläden.

Nach beendeter genauer Prüfung griff er in eine große Tasche von Leinwand, die er unter der Blouse trug; daraus zog er verschiedene Gegenstände.

Zuerst einen kleinen hölzernen Hammer mit weichem Leder überzogen, dann eine sehr dünne eiserne Klinge, einen halben Zoll breit und einen Schuh lang.

Die Klinge führte er in die kaum sichtbare Spalte zwischen den beiden Flügeln des Fensterladens ein.

Dann führte der nächtliche Besucher ein paar Schläge mit dem Hammer gegen die Klinge, aber von unten nach oben, allein der innere Riegel mochte etwas verrostet gewesen sein, genug, er widerstand. Der Unbekannte war daher bemüssigt, ein paarmal darauf zu schlagen. Ungeachtet des Leders, welches den Schlag des Hammers dämpfte, konnte diese Operation doch nicht vor sich gehen, ohne einigen, wenngleich dumpfen Lärm zu verursachen, der inmitten der nächtlichen Stille leicht gehört werden konnte.

Hieraus erklärt sich nun das plötzliche Aufschrecken Claudia's aus ihrem tiefen Schlafe und ihr Horchen.

Nach einiger Zeit erreichte der Unbekannte doch seinen Zweck.

Der Riegel gab nach, der Fensterladen öffnete sich.

Der Unbekannte legte das Ohr an die Fensterscheibe.

Im Innern des Hauses war nichts zu hören, nichts zu sehen.

Er ließ ein paar Minuten verstreichen, um sich zu überzeugen, daß er Niemanden durch den Lärm geweckt habe.

Tiefes Schweigen, undurchdringliche Finsterniß.

Nun steckte er den Hammer und die Klinge wieder in die Tasche und zog daraus ein Etui von Kupfer und eine runde blecherne Büchse.

Das Etui enthielt einen Diamant, wie ihn die Glaser brauchen, die blecherne Büchse eine Pechkugel.

Mit dem Diamant machte er einen kreisförmigen Einschnitt in die Fensterscheibe; die Pechkugel, die er früher durch die Wärme seiner Hand und durch den warmen Hauch erweichte, drückte er gegen diesen Einschnitt, welcher an dem Peche hängen blieb, und in der Scheibe eine runde Oeffnung zurückließ.

Durch diese Oeffnung streckte er den Arm, fand gar bald den sogenannten Reiber, drehte ihn behutsam um und öffnete das Fenster.

Claudia war — wie wir wissen — durch den Lärm aufgeschreckt und horchte.

Es war ihr augenblicklich klar, woher dieser Lärm kam. —

Digitized by Google

„Ah!“ dachte sie, „Jemand will durch den Fensterladen einsteigen — aber wer kann das sein? ... — Georg? nein, das kann er nicht sein, er hat ja den Schlüssel zur Vorhalle mit sich genommen, und angenommen auch, er habe den Schlüssel verloren, so würde er ohne Scheu an den Laden klopfen, er würde mich beim Namen rufen und nicht wie ein Dieb, der einbrechen will, beim Fenster hereinsteigen.“

Nach kurzer Ueberlegung sagte sie:

„Das ist ein Dieb — das kann nur ein Dieb sein — darüber kann es keine Täuschung geben.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Fürstin Tarakanoff.

Von Paul Fuchs.

An einem schönen Sommerabend 1768 waren die Straßen Livorno's ungewöhnlich belebt, dichte Volkshaufen drängten sich am Ufer des Hafens, betrachteten neugierig eine dort vor Anker liegende russische Fregatte, und machten mit der, den Italienern eigenen Zungenfertigkeit ihre Anmerkungen über die Pracht des mit hundert Flaggen und Blumenguirlanden geschmückten stattlichen Schiffes. Auf demselben gab Gregor Orloff, jener Orloff, der 1762 Katharina II. auf den Thron gehoben, und jetzt ihr allmächtiger Liebhaber war, der Aristokratie von Florenz, Pisa und Livorno ein Fest, dessen Königin seine schöne und junge Landsmännin, die in Florenz lebende Fürstin Tarakanoff, sein sollte.

Die Fürstin Tarakanoff war eine Tochter der Kaiserin Elisabeth, der Tochter Peters des Großen, die morganatisch mit einem ehemaligen Kirchensänger Rasumarski verehelicht, außer dieser Ehe noch vier oder fünf Kinder geboren hatte. Eins dieser Kinder war die Fürstin, von welcher wir sprechen.

In dem Augenblicke, als unsere wahre Erzählung spielte, hatte sie zwanzig Jahre; sie war jung nach Italien von ihrer Mutter, die den Thron ihrem Neffen, dem Holsteiner Peter III. bestimmte, geschickt worden, war schön, reich, unabhängig; die Knospe des Nordens hatte sich unter dem glühenden südlichen Himmel als duftende Blume entfaltet, und die Fürstin gab sich mit der ganzen Lust der Jugend dem Vergnügen hin.

Auf den Bällen von Florenz, Pisa, Livorno war sie der Stern, um welchen sich die Gesellschaft bewegte, denn obgleich nichts offiziell bekannt war, so deckte ihre kaiserliche Abkunft ein zu leichter, zu durchsichtiger Schleier, der die Wahrheit nicht verhüllend, und sie durchblicken lassend, ihr doch den Reiz des Geheimnißvollen bewahrte. Sie hatte den Charakter ihrer Mutter geerbt, die fast dazu von ihrem Leibarzt Lestock und dem französischen Gesandten Marquis la Chetardie, gezwungen den Thron bestiegen hatte, und nicht im Ehrgeiz, sondern im üppigen Genuß des Lebens ihr Glück fand, auch sie bekümmerte sich nicht um Politik, auch sie trank den berauschenden Becher des Lebens mit vollen Zügen.

Und doch sollte sie als Werkzeug des Ehrgeizes dienen, sollte aus dem wilden Rausch der Jugend ein schreckliches Erwachen haben.

Nach Florenz kam der polnische Fürst Karl Radzivil, ein Anhänger Königs August III., Kurfürsten von Sachsen, der nach dessen Tode sich als Kandidat für den polnischen Thron hingestellt hatte, durch russische Intriguen aber besiegt worden war, indem Katharina II. die Königskrone auf das Haupt ihres Liebhabers, des Fürsten Poniatowski, setzen wollte, um sich selbst dereinst den Weg in Polens Hauptstadt zu bahnen.

Der Fürst Karl Radzivil schwur Rache; da die Krone Polens ihm entrissen war, so wollte er Rußlands Krone auf sein stolzes Haupt setzen.

Nach Florenz war er gekommen, um von der Fürstin Tarakanoff geliebt zu werden; er war schön, schlank gewachsen, seine schwarzen Augen blickten so stolz, und doch malte sich in ihnen die Gluth der Leidenschaft und die Tiefe des Gefühles, er sprach mit dem, den Polen eigenen Talent, geläufig alle europäischen Sprachen, war Dichter, Musiker, kurz besaß im vollem Maße alle Eigenschaften, den Frauen zu gefallen, besonders wenn er es wollte. Und hier gab seinem Willen Kraft nicht allein sein Ehrgeiz, sondern auch die Liebe, die er bald zu der jungen, reizenden Fürstin fühlte. Sein Plan war einfach, aber sehr klug angelegt, er wollte sie heirathen, und im Besitze ihrer Hand, die Russen erinnern, daß es noch eine Tochter Peters des Großen, eine rechtmäßige Nachfolgerin seines Thrones gäbe, die mehr Anrecht an denselben hätte, als die fremde Katharina, eine Deutsche, eine Fürstin von Anhalt-Zerbst. Eine Revolution in Rußland war damals, das wußte er, leicht zu machen, waren noch in kurzer Zeit drei Throne gestürzt und zwei aufgebaut worden.

Die Fürstin hatte Radzivil, den Palatin von Wilna, kennen gelernt, ihr Herz war bei seinen Huldigungen nicht unempfindlich geblieben, sie war ja, wie wir gesagt haben, die ihrer Mutter ebenbürtige Tochter und hatte, wie diese, ein liebendes Herz. Von seinen Plänen hatte Radzivil ihr nichts gesagt, denn er hatte mit forschendem Blicke in ihr Herz geschaut, und wußte, daß sie voll Entsetzen bei deren Offenbarung zurückgeschreckt wäre, und daß letztere seiner Bewerbung nur geschadet hätte.

Bald verbreitete sich in ganz Italien die Nachricht, daß der Palatin von Wilna, der Fürst Karl Radzivil, die Fürstin Tarakanoff, die natürliche Tochter der Kaiserin von Rußland, Elisabeth, heirathen würde, und man kann sich denken, daß die Kunde davon bald auch bis nach Petersburg drang. Katharina erschrack, sie war eine kluge Frau und kannte den ehrgeizigen Charakter Radzivils. Jetzt, wo sie sich am Ziele ihrer langjährigen und feingesponnenen Pläne sah, wo sie, die Tochter des Kommandanten von Danzig, von einem der stolzesten Throne Europa's unumschränkt über vierzig Millionen herrschte, wo ihre Augen schon nach Taurien, Bessarabien, Polen schweiften, wo Alexei Orloff sie im Lustschlosse Ropscha von ihrem halbblödsinnigen, verhaßten Manne Peter III. befreit hatte, wo Iwan, der Enkel Peters I., der mit einem mehr als zwanzigjährigen Kerker das Glück hatte büßen müssen, einige Monate, noch in der Wiege liegend, Kaiser genannt worden zu sein, wo Iwan in der Festung Schlüsselburg bei einem Versuche, ihn zu befreien, welchen ein junger Gardeoffizier Mirowitsch machte, ermordet worden war, wo sie alle Hindernisse überwunden zu haben glaubte und sich sicher wähnte, in diesem Augenblicke sah sie auf's Neue ein Phantom, gleich dem Geiste Banco's aus der Erde sich erheben und sie mit drohenden Augen anstarren.

Digitized by Google

Wäre die Fürstin Tarakanoff in Petersburg, in Rußland gewesen, nun, dann wäre die Gefahr nicht groß gewesen, sie wäre verschwunden wie man damals, ja sogar bis vor Kurzem, bis zum Regierungsantritt Alexander's II. dort verschwand, ohne daß jemals die Spuren der Verschwundenen aufzufinden waren. So lebte sie aber in Italien, stand unter dem Schutze des Großherzogs von Toskana, und war eine zu bekannte Persönlichkeit, um spurlos verschwinden zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Niemand zu Liebe, Niemand zu Leid,
Fern von jeder Parteilichkeit,
Sei unser Motto zu jeder Zeit!
Göthe.

Würzburg, 28. Septbr. Indem wir uns erlauben, eine Besprechung der Leistungen des hiesigen diesjährigen Theaterpersonales zu beginnen, fühlen wir uns auch verpflichtet, den Lesern dieser Zeitschrift zuvor den Standpunkt, aus welchem wir unsere Berichte aufzufassen gewohnt sind, zu beleuchten.

Ein Bühnenberichterstatter soll sowohl für die Darsteller wie für das Publikum belehrend wirken.

Loben und Tadeln kann jeder Schwätzer, doch da zu loben, wo das edle Kunststreben seine Lorbeeren verdient, und den Tadel durch die Quellenangabe: „wie es hätte besser gemacht werden können", zu begründen, dies sei die uns gestellte Aufgabe; doch darf der Kunstrichter in seinem Tadel selbst nicht zu hart sein, sonst schadet er dem aufkeimenden Talente mehr, als er nützt; überhaupt müssen die Rügen immer in würdigem Gewande erscheinen, sowie das Lob nicht in Lobhudelei ausarten darf. Wir haben Männer kennen gelernt, welche der kleinste Tadel, wenn er auch noch so gerecht war, verletzte, indem sie in ihrem Dünkel wähnten, die höchste Stufe der Kunst erreicht zu haben. Der wahre Künstler lernt nie aus, das ganze Leben ist seine Schule, welche ihm tagtäglich neuen Stoff der Belehrung bietet; ist er aber von dem unseligen Wahne befangen, nichts mehr lernen zu können, dann müssen wir ihn nur bedauern und dürfen sicher annehmen, daß er den Krebsgang auf der edlen Bahn der Kunst wandelt und nur zu oft zum Komödianten herabsinkt; für einen solchen Darsteller ist weder unser Tadel noch unser Lob bestimmt.

Die Bühne soll ein Spiegel sein, welcher das Leben in seinen verschiedenen Licht- und Schattenbildern darstellt, es ist also auch Aufgabe des Berichterstatters, zu wachen, daß sie nicht ausartet und statt veredelt, entwürdigt, denn die Bühne kann und soll unter vorzüglicher Leitung eine Bildungsschule des Volkes sein und wir erwarten, daß Herr Direktor Hahn (den wir schon vor mehr als einem Jahrzehnt von der vortheilhaften Seite kennen gelernt haben) nicht nur seine Kasse, sondern neben dieser die Würde seines Institutes im Auge haben wird.

Diese kurzen Andeutungen mögen einstweilen den verehrten Lesern zeigen, in welchem Sinne der Berichterstatter seine Aufgabe zu lösen wünscht.

Im Reich des Schönen sind's der Töne Macht,
Die Zauber gleich auf das Gemüth und Herz
Des Menschen wirken.
Schiller.

Gehen wir nun auf das Kunstinstitut des Hrn. Emil Hahn über, so müssen wir gestehen, daß es für den Theater-Direktor eine höchst schwierige Aufgabe war — besonders wenn derselbe in diesem Geschäfte noch Neuling ist, wie dieses bei Hrn. Hahn der Fall sein soll, — aus allen Gegenden der Windrose, in jedem Fache ausgezeichnete Kräfte zusammen zu bringen; doch scheint die Direktion hierin Glück gehabt zu haben, denn unser neues Theaterpersonal ist, besonders was die Damen betrifft, so vorzüglich, daß dasselbe einer größeren Bühne als der hiesigen Ehre machen würde.

Frau Sophie Förster und Frln. Ruhr sind beide in ihrem Fache vortreffliche Gesangsmeisterinnen und es ist ein Hochgenuß, dieselben vereint wirken zu hören, wie dieses in der Aufführung der ersten Oper in dieser Saison der Fall war, denn, wenn wir in derselben auch keinem klassischen Tonwerke begegnen, so wird doch jeder Freund der edlen Tonkunst mit uns einverstanden sein, daß es Bellini in seiner Norma verstanden hat, den Zuhörern einen Ohrenschmaus zu bereiten, welcher durch seine liebliche Tändelei unwillkührlich die Sinne befangen hält. Wiewohl wir im Allgemeinen keine großen Verehrer dieser Musik sind, so ist doch diese Tonschöpfung geeignet, Sängern und Sängerinnen Gelegenheit zu geben, dem Publikum gegenüber ihre mehr oder weniger bedeutende Meisterschaft im Gesange zu zeigen. In Hrn. Wagner, welcher den Sever sang, lernten wir einen tüchtigen Sänger kennen und bedauern nur, daß dessen Stimme in ihrem ganzen Umfange schon etwas gelitten hat; doch hoffen wir, daß sich dieses vielleicht später, wenn sich derselbe mehr an das hiesige Klima gewöhnt, wieder ausgleichen wird. Hr. Wagner wurde schon nach seiner großen Arie im 1. Akt gerufen. Hr. Schiffbenker sang den Orovist. Wenn wir in diesem trefflich geschulten Sänger auch ein vieljähriges und mit Recht beliebtes Mitglied der hiesigen Oper begrüßen, so können wir nicht umhin, demselben zu bemerken, daß uns sein zu häufiges Tremuliren störte — dasselbe ist an gewissen Stellen oft von großer Wirkung, doch zu viel ist vom Uebel; hingegen ist bei diesem Sänger die deutliche Aussprache im Gesange zu rühmen, was Sängern und Sängerinnen nicht genug anzuempfehlen ist. Frau Förster verdiente aber durch die herrliche Lösung ihrer Aufgabe als Norma unstreitig den Lorbeer des Abends. Wir hörten diese Gesangsmeisterin heute zum erstenmale, — wiewohl uns die meisten Bühnen Deutschlands, Frankreichs und Italiens bekannt sind — und waren über die vollendete Meisterschaft derselben entzückt. Mehrfacher Hervorruf und feueriger Applaus zeigten der würdigen Künstlerin, daß das hiesige Publikum das wahre Verdienst erkennt und zu würdigen versteht. Auch Frln. Ruhr als Adalgisa sang ausgezeichnet schön, besonders seelenvoll war das Duett mit Norma, wo sie derselben ihre Liebe zu Sever bekennt. Clotilde und Flavius sind Nebenrollen und wurden durch Frln. Schwarzer und Hrn. Laske genügend vorgetragen, die Chöre waren gut und das Orchester unter der trefflichen Direktion des Herrn Kapellmeisters L'Arronge entledigte sich seiner Aufgabe mit rühmlichster Präcision und die ganze Aufführung dieser Oper kann ein abgerundetes vollendetes Ganze genannt werden. R.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 78. Mittwoch den 30. September 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke war es dem Mann in der weißen Blouse gelungen, den Riegel am Fensterladen aufzubrechen. Zwischen ihm und Claudia war nur mehr die gebrechliche Fensterscheibe.

Es war also keine Zeit zu verlieren.

Claudia schlich ganz behutsam aus dem Bette, zog ihr Beinkleid an, warf einen Ueberrock um und steckte die beiden Pistolen, welche auf dem Nachttischchen lagen, zu sich.

Nun nahm sie ein Kopfkissen, steckte es unter die Decke, dann ein zweites und legte dieses so zurecht, daß es bei schwacher Beleuchtung aussehen konnte, als läge Jemand im Bette.

All' das war in weniger Zeit geschehen, als man braucht, um es zu erzählen.

Auf den Fußspitzen schlich Claudia über's Zimmer, öffnete ohne alles Geräusch die Thür der anstoßenden Stube, trat hinein, und lehnte die Thüre hinter sich nur zu, damit sie sehen konnte, was der nächtliche Eindringling weiter thun werde. Nach all' diesen getroffenen Vorsichtsmaßregeln ging sie mit sich zu Rathe.

Die Lage war eine kritische und es lohnte wohl der Mühe, sie von allen Seiten zu beleuchten.

Was war zu thun? — Nach Hilfe rufen? — Das wäre unnütz gewesen, es war ja Niemand im Hause und in der nächsten Umgebung. Es war ja wahrscheinlich, daß der kecke Dieb nicht allein war, daß zwei oder drei andere Kerle ihn begleitet hatten.

Diesem Menschen das Geständniß machen, es sei dieser Pavillon in diesem Augenblicke nur von einer schwachen Frau bewohnt, hieße ihn durch die Gewißheit der Straflosigkeit zum Morde antreiben.

Es blieb allerdings noch ein anderes Auskunftsmittel: sich in das Zimmer, wo sie eben war, einzusperren und sich dort zu verbarrikadiren, bis der Marquis zurückkommen würde.

Dieser Ausweg, ohne Zweifel der klügere und weniger gefährliche, sagte aber dem entschieden abenteuerlichen Charakter Claudia's nicht zu.

„Wenn der Kerl allein ist", so überlegte Claudia im Stillen, „so fürchte ich ihn nicht, ich bin bewaffnet und jage ihm ohne alle Skruppel eine Kugel durch den Kopf. Sollte ich es aber mit Mehreren zu thun bekommen, so ist noch immer Zeit, mich hier einzusperren, mich irgendwo zu verstecken oder durch die Hinterthür im Pavillon zu entfliehen. Warten wir also ab."

Sie wartete... nur nahm sie in jede Hand eine Pistole anstatt sie, wie bisher, in der Tasche zu lassen.

Unbeweglich, den Athem an sich haltend und mit gespannter Aufmerksamkeit horchte sie auf das unbedeutendste Geräusch. In solchen Lagen entwickelt sich der Gehörsinn zu einer unglaublichen Feinheit.

So hörte denn auch Claudia, ungeachtet sie ziemlich entfernt vom Fenster stand, ganz deutlich, wie der Diamant die Fensterscheibe ritzte; sie hörte, wie die Pechkugel gegen die Scheibe gedrückt wurde, wie das kreisförmig geritzte Stück aus der Glastafel herausgehoben, wie der Fensterriegel zurückgeschoben wurde.

Wie bekannt, war Claudia eine Frau voll Muth und ungewöhnlicher Energie, und doch überlief sie ein nervöser Schauder.

Schweißtropfen standen ihr an der Stirn, ihr Herz pochte heftig, ihre Hände packten krampfhaft die Kolben der Pistolen, ihre Finger berührten die Drücker.

Der entscheidende Augenblick nahte.... Das Fenster des Schlafzimmers stand schon offen, nichts hinderte mehr den oder die nächtlichen Eindringlinge, ihr Vorhaben in's Werk zu setzen.

Plötzlich hörte alles Geräusch auf.

„Auf was warten sie denn?" fragte sich Claudia.

Nichts leichter zu erklären, als diese Stille, dieses Zuwarten.

Der Mann in der weißen Blouse stand ebenso unbeweglich auf seinem Posten und horchte, wie Claudia auf dem ihrigen.

Absolute Stille!

„Entweder ist dieses Zimmer unbewohnt", dachte der Dieb, „oder der, welcher es bewohnt, hat einen ungewöhnlich gesunden Schlaf. Jedenfalls ist da nicht sehr viel zu fürchten."

Nach dieser Betrachtung nahm der Blousenmann wieder seine Blendlaterne zur Hand, welche er während der Einbruchsoperationen bei Seite gestellt hatte und ließ daraus einen schwachen Lichtschimmer in's Innere des Zimmers fallen.

Mit der Lokalität ganz unbekannt, ließ der Dieb den Lichtstrahl auf die nackten Wände, auf die nichts weniger als eleganten Möbel umherschweifen.

Digitized by Google

„Ei, zum Teufel!“ sagte er in seiner Gaunersprache, „diese Barake hat dem Aussehen nach mehr versprochen. Das wäre doch gar zu ärgerlich, wenn all' meine Plage so schlecht belohnt würde.“

Aber beinahe im selben Augenblick heiterte sich sein Gesicht auf. Das Irrlicht fiel auf das Nachtkästchen und von diesem Nachtkästchen blitzte ihm das Gold zweier Uhren entgegen; es waren dies Georgs und Claudia's Uhren.

„Wenn diese Uhren nicht etwa von Tomback sind, habe ich doch ein ganz gutes Geschäft gemacht. Aber sollten die Herren dieser Uhren nicht auch in der Nähe sein? Das muß ich doch gleich wissen.“

Die Diebe sind gar logische Leute.

„Da ein Nachtkästchen dasteht“, raisonnirte unser Dieb, „kann auch das Bett nicht weit davon sein.“

Und er richtete den Lichtstrahl ein wenig nach seitwärts.

Von dieser Entfernung angesehen, täuschte das zusammengerollte Kissen sehr; es sah wirklich aus, als ob Jemand im Bette läge.

„Ah, da liegt ja der Betreffende“, dachte der Dieb. „Ein Glück für ihn, daß er einen so festen Schlaf hat, es erginge ihm wohl schlecht, wenn er erwachte.“

Während er so sprach, suchte er wieder in der Tasche herum und zog daraus ein Messer, dessen Klinge beiläufig sechs Zoll lang, sehr scharf und zugespitzt war und einen sehr starken Rücken hatte.

Die Laterne stellte er nun auf die Fensterbrüstung und schickte sich an, durch's Fenster einzusteigen.

Einmal im Zimmer, blieb er wieder ruhig stehen und sah unverwandten Blickes auf's Bett.

Nichts rührete sich.

„Es ist kein Zweifel, ich habe Glück“, sagte er zu sich selbst, „und der Herr da auch, er wird ganz wohlfeil durchkommen. Es ist mir auch so lieber; wenn er nicht aufwacht, brauche ich auch nicht zu den großen Mitteln meine Zuflucht zu nehmen.“

Ganz leise schlich er jetzt an's Bett heran, sich bald nach rechts, bald nach links umsehend; endlich stand er am Nachtkästchen.

Schon streckte er die Hand nach den beiden Uhren aus und berührte sie beinahe.

Der Mann in der weißen Blouse hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Ein helles Lachen ertönte jetzt vom Hintergrund des Zimmers her, und ganz spöttisch ließ sich eine Stimme vernehmen:

„Ah, mein Herr, ich kann Ihnen wahrhaftig kein Lob spenden... Ein Dieb, der sich den Rückzug abschneiden läßt, ist entweder sehr dumm oder sehr ungeschickt. — Sind Sie nicht auch meiner Meinung?“

Der Bandit drehte sich schnell um, er wollte doch sehen, mit wem er es zu thun bekommen werde.

Zwischen ihm und dem durch den Schein aus der Blendlaterne schwach erleuchteten Fenster stand die schlanke Gestalt Claudia's im Männerkostüm.

Wie gesagt, war dem Diebe der Rückzug wirklich abgeschnitten.

Verächtlich sah der Mann in der Blouse auf die schwächliche Gestalt, welche ihm den Weg vertreten wollte.

„Das ist ja ein wahres Kind“, sagte er zu sich selbst, mit dem da werde ich bald fertig sein... Da der Bursche aber doch nicht allein sein und um Hilfe rufen könnte, so wäre es wohl das Vernünftigste, mich sobald als möglich davon zu machen.“

„Ich will wieder fort!“ schrie er mit rauher Stimme, „also macht Platz!“

„Ihr wollt fort, lieber Freund“, wiederholte Claudia, „nun gut, wer hindert Euch denn, es zu versuchen...“

„Noch einmal sage ich Euch, macht Platz, und es soll Euch kein Leid geschehen...“, sagte der Gauner.

„Und wenn ich nicht Platz mache?“

„Nicht Platz machen?“

„Nein!“

„Dann werde ich Euch ein wenig zur Ader lassen....“

„Und womit, wenn ich fragen darf?“

„Mit diesem Messer. Seht Ihr denn nicht, daß ich bewaffnet bin?“

„Bewaffnet bin ich auch“, entgegnete Claudia lachend. „Glaubt Ihr es etwa nicht? — Wenn Eure Laterne das Zimmer etwas besser erleuchten würde, so würdet Ihr sehen, daß ich in jeder Hand eine Pistole halte — daß zwei Kugeln Euch zu Diensten stehen — und daß ich sie Euch beide durch den Kopf jage, wenn Ihr auch nur einen Schritt näher an mich herantretet....“

Die Pistolen waren ein unabweisbares Argument.

Der Dieb selbst mußte zugeben, daß er sich in einer sehr kritischen Lage befände.

„Ich muß gestehen“, fuhr Claudia ironisch fort, „daß es höchst unangenehm sein mag, wenn man dort, wo man einen Fang zu machen hoffte, selbst gefangen wird. — Aber mein Gott! das geschieht öfter, als man glaubt. — Ich muß Euch nur noch einmal sagen, lieber Freund, daß Ihr so ungeschickt und dumm waret, wie ein Fuchs, der auf Raub ausgeht, und dann endlich im Hühnerstall sich fangen läßt... Also klagt nicht erst lange und sprecht Euer „Mea culpa“. Aber machen wir der Sache ein Ende... Ihr müßt wohl einsehen, daß Ihr mein Gefangener seid?“

Anstatt zu antworten fragte der Blousenmann:

„Was wollt Ihr mit mir machen?“

„Was mir gut dünken wird.“

„Wollt Ihr mich etwa den Gendarmen ausliefern?“

„Wenn es mir angezeigt erscheinen wird, liefere ich Euch den Gendarmen und dem Teufel selbst aus.... Davon ist aber jetzt nicht die Rede... Werdet Ihr mir gehorchen, ja oder nein?“

„Was soll ich thun?“

„Vor allem Andern das Messer, das Euch ohnedies zu nichts nützt, unter das Bett werfen.“

„Nein, das thue ich nicht!“

„Ihr verweigert mir also den Gehorsam?“

„Ja, ja — und hundertmal ja!“

„Nehmt Euch in Acht — Ihr brennt vor Begierde, mir das Lebenslicht auszublasen, das weiß ich, und finde es auch sehr begreiflich, aber diese Lust müßt Ihr Euch schon vergehen lassen, und um Euch selbst vor jeder Versuchung zu bewahren, verlange ich, daß Ihr das Messer wegwerft. — Ich werde bis drei zählen — wenn ich drei werde gesagt haben, und Ihr seid meinem Wunsche nicht nachgekommen, so brenne ich Euch das Gehirn aus, darauf habt Ihr mein Ehrenwort. Also macht, wie Ihr glaubt.“

Der Dieb knirschte mit den Zähnen.

Claudia hielt die beiden Pistolen vor sich hin.

„Ich fange zu zählen an.“

„Eins!... Zwei!...“

Digitized by Google

Aber bevor sie noch das Wörtchen drei ausgesprochen, hatte der Bandit das Messer mit aller Wuth schon unter das Bett geschleudert.

„Ah! das lasse ich mir gefallen“, rief Claudia aus, „jetzt glaube ich, daß wir uns weiter verständigen werden. — Ihr habt doch nicht etwa unter Eurer Blouse noch ein zweites Messer?“

„Nichts habe ich — gar nichts.“

„Ich will Euch wohl glauben, aber damit ich ganz beruhigt sein könne, werdet Ihr wohl so freundlich sein müssen, die Arme über die Brust zu kreuzen …“

Der Dieb gehorchte, indem er den Kopf zur Erde senkte, wie ein Verbrecher, der nach dem Schaffote geführt wird. Claudia fuhr fort:

„Gut, sehr gut. — Jetzt geht aus dem Zimmer!“

„Wo hinaus?“

„Durch die halboffene Thür zu Eurer Rechten. — Oh, seht doch nicht so sehnsuchtsvoll nach dem Fenster — das ist ganz unnütz. — Eine einzige Bewegung nach links und …“ bei diesen Worten hielt sie ihm wieder die Pistolen entgegen, „also marsch!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Fürstin Tarakanoff.

Von **Paul Fuchs.**

(Fortsetzung.)

Katharina liebte kein Blutvergießen, wenigstens hat sie niemals ein Todesurtheil unterschrieben, obgleich sie zuweilen ein Auge zudrückte, wenn ein solches, nicht in ihrem Namen freilich, aber doch zu ihren Gunsten geschah. Drum wollte sie keinen italienischen Bravo dingen, um sich der Fürstin Tarakanoff zu entledigen; und doch durfte diese nicht in Italien bleiben. Darum wandte sich Katharina an die vier Brüder Orloff, das waren Männer des Raths und der That, und Gregor übernahm es, die Kaiserin, deren Liebhaber er war, zu beruhigen.

Er rüstete drei Schiffe aus und segelte nach Italien, seine Absicht war anscheinend, im Mittelmeere zu kreuzen, seinen Bruder, welcher die Seeschlacht gegen die Türken bei Tschesma gewonnen und den Beinamen Tschesmenski erhalten hatte, zu besuchen, auch für die kunstsinnige Kaiserin Bilder, Meisterwerke italienischer Künstler, Bildsäulen zu kaufen, aus Egypten Alterthümer aus der Zeit der Pharaonen mitzubringen, auch Künstler zu dingen, denn Katharina wollte als Semiramis des Nordens sich auch mit einem Hofstaat von Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern umgeben, damit ihr Name, als Beschützerin dieser, von der Nachwelt verherrlicht würde. Sein Schiff war mit Gold beladen, seine Koffer strotzten von Diamanten und Edelsteinen.

Es war der Monat Juli, die schöne und reiche Welt Toskana's hatte sich nach Livorno an das Meeresufer geflüchtet, um hier die Frische der Seewinde einzuathmen, und in den kühlen Meereswellen Schutz und Rettung vor der glühenden Luft zu suchen. Auch die Fürstin Tarakanoff, die strenge Priesterin der Mode, war nach Livorno gekommen, während der Fürst Radzivil nach Polen gereist war, um einige Angelegenheiten vor seiner Hochzeit zu ordnen, vielleicht auch um Ariadne's Faden zu erfassen, der ihn später durch das Labyrinth des Bürgerkriegs zum Throne führen sollte.

Einst war die ganze Gesellschaft auf dem Molo versammelt, um gierig die Abendlüfte einzuathmen, und betrachtete theilnahmslos und mit gleichgültigem Auge die ein- und auslaufenden Schiffe; zuweilen nur wurde die träge Aufmerksamkeit etwas geweckt, bald folgte der Blick irgend einem Kahn, der mit weißem Segel einer Möve gleich dahin flog, um an einer entfernten Insel zu landen, bald war es eine Gruppe Badender, die sich zu weit in's Freie gewagt hatten, und mit Mühe nur das Ufer wieder erreichen konnten; doch bald versank wieder Alles in jene erschlaffte Apathie, die auf die Schwüle des Sommertages stets folgt. Plötzlich konnte man aber eine regere Bewegung in den verschiedenen Gruppen erkennen, die Augen wandten sich neugierig und erwartend nach dem Horizont, an welchem sich anfangs drei schwarze Punkte gezeigt hatten, die aber allmälig wachsend, sich als stattliche Kriegsschiffe erwiesen. Auf ihren Masten flatterten russische Kriegsflaggen, das Andreaskreuz auf blauem Felde; auf dem Hauptmast der einen Fregatte entfaltete sich auch die Admiralsflagge. Es war die Flottille des Fürsten Orloff, die unter Salutschüssen, die von Livorno beantwortet wurden, auf die Rhede einlief und sich auf Anker stellte.

Wer das Leben in den Seebädern kennt und weiß, daß die geringste Begebenheit, die die tägliche Einförmigkeit des Badelebens zerreißt und einen Sonnenstrahl durch den Nebel der Langeweile wirft, ein wichtiges, allgemein besprochenes Ereigniß wird, kann sich denken, daß die Ankunft des Fürsten Orloff sofort Livorno's Stadtgespräch wurde. Freilich war ein Blutfleck auf Orloff's neuem, adligen Schilde, doch nicht Gregor war Peter's III. Mörder, sondern Alexei; und übrigens war Peter's III. Mord ein politischer, und die Politik entschuldigt vieles, nur mißlungene politische Verbrechen sind Verbrechen, gelungene sind es selten.

Dabei war Orloff eine Persönlichkeit, die zu jeder Zeit und überall Aufsehen erregen muß und wird. Ein Riese von Gestalt war er jung, schön, kräftig. Gleich August dem Starken, konnte er eine Eisenbarre zum Ringe drehen, einen, mit vier rüstigen Pferden bespannten Wagen an den Rädern aufhalten, einen Thaler zwischen zwei Fingern zerdrücken. Er besuchte fleißig die Gesellschaften, zu welchen ihm sein Name und seine Stellung leichten Zugang verschafften, er warf mit vollen Händen Gold umher, spielte hoch und verspielte stets, was ihm die Achtung der Männer errang, hatte einen unermeßlichen Vorrath von Diamanten, die er freigebig verschenkte, was ihm die Liebe der Frauen verschaffte. Er war der allgemeine Günstling und das ist leicht denkbar.

Die besondere Gunst der Frauen verschaffte ihm auch der Umstand, daß er der Liebhaber Katharina's war, die Frauen sind eitel und jede fühlte sich geschmeichelt, von dem geliebt zu werden, den Rußlands Kaiserin geliebt hatte. Selbstverständlich machte er auch die Bekanntschaft seiner Landsmännin, nicht daß er sie gesucht hätte, nein, der Zufall nur führte sie zusammen.

Sie trafen sich auf Bällen, in Gesellschaften und unwiderstehlich fühlte sich die Fürstin zum jungen, schönen Manne, dem Typus ächter männlicher Schönheit hingezogen, doch er betrug sich, obgleich in seinen Augen die Gluth der Liebe blitzte, stets so ehrfurchtsvoll gegen sie, als sehe er in

ihr nicht seines Gleichen, sondern Jemand, der höher, viel höher stände als er.

Wenn man fern von seiner Heimath ist, lenkt sich das Gespräch unwillkürlich auf Gegenstände hin, die gleich einem sympathetischen Geheimmittel die Herzen an einander ketten. Man mag so lange als irgend möglich von seinem Vaterlande entfernt gelebt haben, Klänge, die von dort kommen, finden ein Echo in unserem Busen, und die verborgensten Seiten unserer Seele fibriren und klingen nach.

Die Fürstin war lange nicht in Rußland gewesen, erinnerte sich des russischen Hofes nur dunkel als wie eines Traumes ihrer Kindheit, doch liebte sie von diesem Lande zu sprechen, und fand bei Orloff willige und interessante Aufklärungen über einen Hof, von welchem Nachrichten nur in einen Sagennebel gehüllt bis nach Italien drangen.

Gregor Orloff sprach mit Bitterkeit über Katharina.

Ich habe sie auf den Thron gehoben, ohne meinen und meiner Brüder Beistand würde sie jetzt entweder in eines Klosters Zelle händeringend und verzweifelnd beten, oder in einem Verließe der Festung Schlüsselburg verschmachtet sein. Rosumarski war nur Sänger in einer Dorfkirche Klein-Rußlands und hatte nichts für Elisabeth gethan und doch hat sie ihm ihre Hand gereicht, meine Hand aber, die auf ihr Haupt die Krone gesetzt hatte, scheint Katharina unwürdig zu sein, in der ihrigen zu ruhen. Andere Günstlinge haben mich verdrängt, der allmächtige und übermüthige Potemkin fürchtet mich und hat Katharina beredet, mich zu entfernen. Ja, Fürstin, mit Ihnen kann ich offenherzig sprechen, so offenherzig, wie ich es gegen Niemand bin, mein scheinbar so glänzendes Loos ist ein Exil, zum Danke für Alles, was ich gethan habe, bin ich aus meinem Vaterlande gestoßen. Doch triumphirt Potemkin vergebens, die Sanduhr seines Schicksals ist bald abgelaufen, denn Katharina wechselt ihre Günstlinge täglich, erst Soltikoff, dann Poniatowski, dann ich, jetzt Potemkin und wer weiß noch die Namen Aller, die einen Augenblick sich ihrer Gunst hatten erfreut. Das Volk murrt über die Verschwendung, mit welcher sie ihre Günstlinge beschenkt, murrt darüber, daß sie sich mit Leuten wie Voltaire, welchen der rechtgläubige Russe für einen Atheisten hält, wie Diderot umgibt, daß sie, Rußlands Herrscherin, mit Mühe russisch spricht; schon erhebt sich im Innern ein Haufen Bauern und Kosaken mit einem Abenteurer an der Spitze, der sich für Peter III. ausgibt, für Peter III., den ich mit eigenen Augen todt gesehen habe, und der doch noch durch seinen Namen Katharina schrecken und ihren Thron wankend machen kann. O, wie freudig würden das Volk, das Heer sich erheben, wenn es Jemanden hätte, in dessen Adern das Blut Peters des Großen fließt!

So träufelte er ihr nach und nach das Blut der Versuchung in's Ohr. Und dabei war seine Stimme so zärtlich, sein Auge blickte voller Glut und Liebe auf die Fürstin, und ergriff zuweilen ihre Hand und drückte sie stumm, gleichsam in Vergessenheit an seine lautschlagende Brust.

Einst, es war in der Mitte August, war die Fürstin von einem Ball zurückgekehrt, und saß halbentkleidet am offenen Fenster ihrer Villa, der Mond war untergegangen, doch funkelten am tiefblauen Himmel die Sterne, Millionen Argusaugen ähnlich, und schienen die Erde neidisch zu bewachen. Kein Wölkchen trübte der hellen Sterne Glanz, kein Lüftchen rauschte durch Busch und Laub. Die Nacht war schwül, so schwül es die italienischen Nächte im August sind. Die Fürstin hatte sich auf ihr Bett geworfen, doch war sie bald wieder aufgestanden, denn die nächtliche Schwüle und ihre eigenen Gedanken verscheuchten den Schlaf von ihrem Lager.

Sie saß am Fenster, sich auf ihren Arm stützend und sinnend die funkelnden Sterne und die Schiffe, die wie schwarze Riesen aus dem dunkeln, blauen Wellenspiegel emporragten, betrachtend. Woran sie wohl dachte? Wohin schwebten wohl ihre Gedanken? Sie wußte es selbst nicht, es war jener halb träumende Zustand, in welchem Wirklichkeit und Phantasie in einander verschwimmen, ohne daß der Gedanke ihnen eine Gestalt geben, sie auf einen Augenblick fesseln kann. Orloff, die Krone Rußlands, Katharina, sie selbst zogen an ihr als Nebelbilder vorüber, vermischten sich, trennten sich wieder und im nächsten Augenblick hatte ein anderes Bild das frühere verdrängt und verwischt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krone der Liebe.

Nach dem Englischen des George Meredith.

Ich möcht' auf meinen Armen Dich
Sanft tragen, wie in früher Zeit
Ein Jüngling, der so rühmlich sich
Gewann 'ne Königsmaid.

Weil seine Lieb' so hoch gestrebt,
Befahl der König, sie als Last
Zum Berg, der himmelhoch sich hebt,
Zu tragen ohne Rast.

Nicht halten durft' er, fort und fort
Hinan! — so lautet das Gebot —
Der Sieg ist auf dem Gipfel dort! —
Ihm ward der Sieg im Tod!

Es leuchtet fern im Morgenstrahl
Der Gipfel, als des Hofes Pracht
Umgibt den König in dem Thal,
Der heiter scherzt und lacht.

Sie sinkt in seinen Arm; er hält
Umschlungen ihren Leib: er geht.
Die Ritter wetten, und es fällt
Manch' Thrän' im Frauengebet.

Saht ihr den Hirsch in seinem Lauf?
Saht ihr den Adler wund vom Pfeil?
So schnell eilt er den Berg hinauf,
So schwankend ward die Eil.

„Geliebter, willst gewinnen mich,
So gönne Dir ein wenig Ruh'!“
„Siehst Du den Himmel schwanken? sprich!
Er winkt uns beiden zu!“

„Ach, Heldenlieb! o halte an!
Laß fallen mich ein nutzlos Ding!“
„Siehst Du den goldnen Rasenplan?
Dort winkt uns Roß und Ring!“

„O todtenbleich ist Dein Gesicht!
Du stirbst? Dann sterbe ich mit Dir!“
„Siehst Du die Engel, die Krone nicht?
Am Himmel sind wir hier!“

Philipp Kühles.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

k. Hof- und Staatsbibliothek München.
N. Würzb. Ztg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 79. Sonntag den 4. Oktober 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Der Mann, vernichtet durch die beständige Drohung und wohl errathend, daß sein Leben nur an einem Faden hing, ging gerade auf die bezeichnete Thür los.

„Geht nur an mir vorüber“, sagte Claudia, indem sie rücklings bis an das Fenster ging und die Blendlaterne vom Gesimse nahm.

Der Dieb überschritt die Schwelle des anstoßenden Gemaches. Es war dies der Salon.

Als er bis in die Mitte kam, rief ihm Claudia zu: „Halt!“

Der Dieb blieb stehen.

„Wendet Euch nach rechts — so — ich bemerke mit Vergnügen, daß an Euch ein tüchtiger Soldat verdorben ist. — Ihr manövriet schon wunderbar.... Oeffnet die Thür. — Gut! — Was Ihr da vor Euch seht, ist nicht etwa ein Verließ, das Euch verschlingen soll, wie man so oft in den Romanen liest. Es ist ganz einfach ein finsteres Kabinet in die dicke Mauer gehauen, und hat nur den Ein- und Ausgang, den man von hier aus sieht. — Ich sage Euch das nur zu Eurer Beruhigung. — Ist das nicht sehr liebenswürdig von mir? — Geht also in dieses Kabinet und macht die Thür hinter Euch zu. — Vortrefflich! — rührt Euch aber ja nicht....“

Claudia ging jetzt an die Thür, sperrte sie ab, zog den Schlüssel aus dem Schlosse, steckte ihn in den Sack, stellte die Laterne auf den Tisch und sagte ganz laut:

„Damit Ihr Euch darnach zu richten wißt, will ich Euch nur sagen, daß ich der Thüre, welche uns trennt, gegenüber in einem großen Fauteuil sitze. Ich habe die Pistolen mehr als je bei der Hand, und wenn ich das mindeste Geräusch höre, gebe ich Feuer. Die Pistolen schießen sehr scharf, die schwache Thüre hält die Kugeln nicht ab. Also sich ruhig verhalten! Ihr könnt auch schlafen, wenn Ihr wollt, aber ich bitte mir aus, nicht zu stark zu schnarchen...“

Der Gefangene antwortete nur mit einem vernehmlichen Brummen.

„Auf Ehre“, dachte Claudia, „der arme Kerl dauert mich.“

Ein wohlangebrachtes Mitleid, nicht wahr?

Aber wer kann dafür? Georgs Geliebte hatte nun einmal ein so weiches Herz....

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Eine Stunde verstrich.

Claudia saß unbeweglich im Armstuhle, immer die Pistolen in der Hand. Georgs langes Ausbleiben beunruhigte sie.

„Was kann ihn so lange dort festhalten? Wäre ihm etwa ein Unglück zugestoßen?“

Nach einer Weile ließ sich endlich ein kleines Geräusch vernehmen.

Claudia horchte.

Man öffnete mit einem Schlüssel die Thür, welche von der Vorhalle nach dem Garten führte.

Der Marquis allein hatte den Schlüssel zu dieser Thür.

Er war es auch wirklich, der durch die Vorhalle kam.

„Bist du es, Georg?“ rief Claudia aus.

„Ja freilich, bin ich's“, antwortete Georg ganz verdrießlich, „wer sollte es denn sein? — oder erwartest du etwa heute Nacht Besuche?“

Gleichzeitig stieß er die Salonthür auf und blieb ganz verblüfft stehen, als er Claudia im Fauteuil und zwei Pistolen in der Hand erblickte.

„Ich glaubte dich bereits seit zwei Stunden im Bette und schlafend. — Was Teufel machst du da mit den Pistolen?“

„Ich bewache einen Gefangenen“, erwiderte sie, ohne sich nach ihm umzusehen.

„Einen Gefangenen?“ wiederholte Georg noch mehr erstaunt.

„Ja, ja, einen Gefangenen...“

„Was soll das heißen?...“

„Ganz einfach das, was ich sage.“

Georg wies mit der Hand auf's Kabinet.

„Wirklich ist darin Jemand?“ fragte er.

„Wie oft soll ich es dir denn noch sagen.“

„Aber wer ist es denn?“

„Ein allerliebster Spitzbube — ein junger Mensch, der zu den besten Hoffnungen berechtigt, der Einbruch und Einsteigen mit ziemlichem Geschick treibt, der aber nicht hinlänglich vorsichtig ist, wenn er des Nachts durch's Fenster in ein bewohntes Haus eindringt.“

„Wo hast du ihn denn gefangen, diesen Dieb?“

„In meinem Zimmer, wo er schon eingestiegen war und ein recht hübsches Messer in der Hand hielt.“

Digitized by Google

„Der Elende wollte dich umbringen?"

„Er wollte mich eigentlich nur bestehlen, und ich glaube, er würde mich nur im höchsten Nothfall und beinahe mit Leidwesen, nur, um sich eines lästigen Zeugen zu entledigen, gemordet haben."

„Wie kömmt er aber in dieses Kabinet? Wie hast du ihn dort hineingebracht, denn freiwillig ist er gewiß nicht gegangen..."

„Das, lieber Freund, ist eine lange Geschichte, die ich dir seinerzeit erzählen werde. Für den Augenblick müssen wir uns entscheiden, was mit dem Burschen zu geschehen hat. Aber vor allem Andern", fuhr sie mit halber Stimme fort, „sage mir doch, was für ein Resultat hat denn dein Besuch in der Kneipe mit dem rothen Thor gehabt? — Sprich, aber nur leise."

„Sieh her", flüsterte der Marquis ihr zu, indem er sich vor sie hinstellte.

Diese sah ihn jetzt an, und konnte sich nicht eines Ausrufes von Staunen enthalten.

Ein Staunen, welches übrigens ganz begreiflich war.

Unsere Leser erinnern sich wohl noch des Kostümes, in dem Georg auf sein Abenteuer ausging.

Dieses Kostüm hing in Fetzen an ihm herunter.

Der Hut war verschwunden — die Blouse hatte einen Aermel eingebüßt und war aller Orten zerrissen, das Hemd trug auch die Spuren eines hitzigen Handgemenges, — selbst das Beinkleid war von den Folgen dieses Mißgeschickes nicht verschont geblieben.

Um aber einen vollen Einklang herzustellen, waren auf dem Gesichte des Marquis de la Tour-Vaudieu blaue und rothe Flecke in Menge zu sehen; es sickerten sogar noch ein paar Tropfen Blut aus einer wohl nicht tiefen Wunde über dem rechten Auge hervor.

„Unglücklicher!" stammelte Claudia so leise, um von dem Gefangenen nicht verstanden zu werden, „was ist denn geschehen?"

„Etwas, was du — die du so scharfsinnig bist — hättest voraussehen können", entgegnete der Marquis in sichtbar übler Laune.

„Du hast dich geschlagen?"

„Das heißt, ich bin geschlagen worden, ja, derb durchgeprügelt. Ich habe einem der Kerle zu trinken angeboten und damit meine Werbung begonnen."

„Nun?"

„Nun, du siehst wohl, wie es mir geglückt hat..."

„Aber aus welchem Anlaß haben es sich die Kerle in den Kopf gesetzt, dich so zuzurichten?"

„Aus welchem Anlaß? Weil sie mich für einen Spion, für einen Polizeiagenten hielten. Wie wüthende Wölfe haben sie mich angefallen, haben mir die drei Louisd'ors und die Pistolen aus der Tasche genommen, dann haben sie mich tüchtig durchgegerbt, und wollten mir gar noch ein paar große Steine an die Füße binden, und mich in die Seine werfen..."

„Ah, armer Junge, das hätte können sehr übel ausschlagen."

„Das glaube ich wohl... ich habe dich auch verflucht, mit deiner höllischen Idee, mich in eine solche Räuberhöhle zu schicken. Endlich, Dank der ausgiebigen Protektion des Gastwirthes, dem, wie mir scheint, ein bei ihm verübter Mord doch etwas Furcht eingejagt hätte, bin ich diesen blutdürstigen wilden Bestien entkommen, ich habe mich durch eine Hinterthür geflüchtet, man hat mich nicht verfolgt, und da bin ich nun.... Jetzt weißt du Alles. Ich mache dir mein Kompliment, deine Idee war wirklich wunderbar. Sie hat ein würdiges Seitenstück zu unserm Versuch in Brunoy geliefert."

„Lieber Georg", fragte Claudia lächelnd, „kennst du die Lafontaine'schen Fabeln?"

„Was für eine einfältige Frage?"

„Einfältig oder nicht, sei so gut und antworte..."

„Freilich kenne ich sie, wer sollte sie auch nicht kennen?"

„Erinnerst du dich noch jener, betitelt: „Der Mann, welcher seinem Glücke nachjagt, und der, welcher es zu Hause im Bette erwartet?"

„Ja wohl, aber wie paßt das hieher?"

„Das werde ich dir gleich begreiflich machen. Bist du nicht in die Kneipe von Courbevoie gegangen, um dort einen für unsere Pläne unumgänglich nothwendigen Banditen aufzusuchen?"

„Freilich wohl."

„Was ist nun geschehen? Du bist zurückgekommen mit leeren Händen und gar übel zugerichtet, während der Kerl, den wir brauchen, mich in meinem Bette aufsuchte, wo er mich aber glücklicherweise nicht gefunden..."

„Du wirst doch nicht deinen Gefangenen...?"

„Warum nicht?" unterbrach ihn Claudia. „Ich glaube, er besitzt alle Eigenschaften, welche erforderlich sind, um ihm jene Rolle zuweisen zu können, welche er in dem Drama, dessen Entwicklung nahe bevorsteht, übernehmen soll. Unmöglich ist ein keckerer, ein verworfenerer zu finden, wenn wir auch die Strafhäuser und Galeeren der ganzen Welt durchstöbern wollten... Uebrigens haben wir ihn schon zur Hand und damit ist schon viel gewonnen."

„Also du wirst ihm den Antrag machen?"

„Ohne allen Anstand..."

„Wird er einwilligen?"

„Er soll es nur versuchen, Einsprache dagegen zu thun... Ist er nicht ganz in unserer Gewalt? — Ich werde ihm ganz einfach die Wahl lassen zwischen zehn Louisd'ors in der Hand und einer Kugel im Kopfe — seine Wahl wird bald getroffen sein. — Der Kerl würde uns alle Beide für ein paar Thaler in die andere Welt schicken, und du glaubst, er würde sich besinnen. Unsinn! — Ich stehe für ihn ein..."

„Der große Plan kann aber frühestens übermorgen Abends zur Ausführung kommen..."

„Nun gut... was weiter?"

„Dein Gefangener kann aber Verdacht schöpfen, in unsern Vorschlägen eine Falle sehen und im entscheidenden Augenblick uns im Stich lassen..."

„Nicht einmal das haben wir zu fürchten... Mein Gefangener, wie du ihn nennst, wird sich bis zum Momente des Handelns nicht aus dem Hause rühren..."

„Du willst ihn bis dahin im Kabinete halten?" fragte Georg.

„Oh nein! — das Aufsprengen dieser Thüre ist zu leicht, und eine beständige Ueberwachung wäre zu langweilig..."

„Wo wirst du ihn also einsperren?"

„Im Keller. — Als ich neulich zufällig hinabging, war ich erstaunt über die Festigkeit der Thür und über die Solidität der Schlösser. — Kein Gefängniß könnte dem Zweck besser entsprechen. Dieser Keller ist ein wahres Bijou. —

Digitized by Google

Wir geben ihm ein Brod, ein Stück Pastete und zwei Flaschen Wein mit. — Seinem Kostüme und seinem Aussehen nach zu urtheilen ist der Kerl an's Fasten gewöhnt, er wird diese Verköstigung wahrhaft lukullisch finden . . ."

„Einverstanden! — Also steht uns nichts mehr im Wege, uns mit deinem Gefangenen in's Einvernehmen zu setzen . . ."

„Nichts, durchaus nichts."

„So laß ihn denn herauskommen."

„Nur einen Augenblick Geduld! Thu' mir den Gefallen und wasche dir früher das Gesicht und mache eine anständige Toilette."

„Wozu?"

„Ich möchte nicht gerne, daß dich mein Gefangener auch für einen Banditen hielte, was ihm das Recht gäbe, dich wie seines Gleichen zu behandeln."

„Was liegt daran? Bin ich nicht als solcher verkleidet?"

„Allerdings, aber in diesem Anzuge gingst du zu ihnen, auf ihr Terrain, während du hier bei dir zu Hause bist..... Nur den Anstand nicht verletzen . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Die Fürstin Tarakanoff.

Von Paul Fuchs.

(Fortsetzung.)

Sie hörte im Garten rauschen, sah eine Gestalt durch das Gebüsch huschen, doch gab sie nicht Acht darauf, ihr schien diese Gestalt nur eins der Bilder ihrer Träume. Doch das Bild bekam Leben, die Gestalt einen Körper und die Fürstin fuhr erschrocken zusammen, als sie Orloff vor sich, im Garten sich an die Fensterbrüstung lehnend stehen sah. Sie wollte etwas sagen, doch die Worte versagten ihr den Dienst, sie wollte aufstehen, und blieb kraftlos sitzen.

Fürstin, sagte Orloff, wir müssen scheiden.

Scheiden? lispelte sie kaum hörbar.

Ja, so eben habe ich einen Brief von meinem Bruder Alexei erhalten, ich muß unmittelbar nach Petersburg zurück, doch ist es nicht die kaiserliche Gnade, wie mir mein Bruder schreibt, die mir die Rückkehr in meine Heimath wieder gestattet, nein, Potemkin und die dankbare Kaiserin haben meinen und meiner Brüder Untergang beschlossen, es muß ein lästiges Gefühl sein, seinen Unterthanen zu Dank verpflichtet zu sein! Man will sich unser entledigen, um der Welt glauben zu machen, wir allein trügen die Schuld an dem Tode Peter's III.

Aber, sagte die Fürstin, warum gehen Sie nach Rußland zurück, wenn Ihnen dort Gefahr droht? Meine Mutter hat auch mich hergeschickt, weil ich nach ihrem Tode in Rußland nicht sicher wäre. Bleiben Sie doch hier! fügte sie mit einer Stimme hinzu, die Orloff ein Paradies der Hoffnung erschloß.

Ich kann nicht, Fürstin, antwortete Orloff nach einigen Augenblicken, während welcher er in Gedanken versunken schien, und seine Stimme zitterte. Ich kann nicht meine Brüder verlassen, vereint haben wir bisher den Stürmen getrotzt und vereint können wir vielleicht das uns drohende Schicksal von uns abwenden. Doch ich bin nicht hergekommen, um Sie mit den mir drohenden Gefahren zu schrecken, nein, ich bin gekommen, um Sie um Vergebung anzuflehen, um Ihnen zu gestehen, daß ich ein Verbrecher bin.

Sie, ein Verbrecher?

Ja, denn ich habe gewagt, Sie, Fürstin, zu lieben, Sie, die Tochter Elisabeth's, welche den von mir gestürzten Peter III. zu ihrem Erben bestimmte. Peter III. war ja Ihr Vetter, er hätte, sobald er von Ihrem Dasein gehört hätte, Sie beschützt und Sie an seinen Hof berufen, während ich in meiner Verblendung . . .

Und er sprach lange, sprach mit glühenden Worten von seiner Liebe, sagte, er hätte das Geheimniß mit sich in's Grab nehmen wollen, hätte es ihr auch jetzt nur deswegen gestanden, weil er sich als einen zum Tode Verurtheilten betrachte, und ein Wort, ein Blick der Liebe von ihr ihm Kraft, dem vielleicht unvermeidlichen Tode, der ihn in Rußland erwarte, entgegen zu gehen, geben würde. Er sprach, er flehte so lange, bis auch die Fürstin ihm gestand, sie liebe ihn.

Kaum hatte sie das Wort der Liebe gesprochen, als Orloff sich durch das Fenster in ihre Stube schwang, er stürzte vor ihr auf die Kniee, bedeckte ihre Hände mit Küssen, nannte sie bei den zärtlichsten Namen, sein ganzes Wesen schien umgewandelt, die ehrfurchtsvolle und schüchterne Höflichkeit, mit welcher er stets zur Fürstin sprach, die finstere Verzweiflung, die eben in seiner Stimme geklungen hatte, war einer wilden, fröhlichen, glühenden Leidenschaft gewichen.

Er sprang auf.

Sie lieben mich, Fürstin! rief er. Jetzt fürchte ich keine Gefahr, ihre Liebe wird mich als Aegide gegen die giftigen Pfeile meiner Feinde schützen, ich werde sie wie Schlangen unter meinen Füßen zerdrücken. Sie mögen jetzt in's Ohr der undankbaren Katharina ihre Verläumdungen zischen, sie können mir nichts mehr anhaben, denn sie werden in den Abgrund des Verderbens stürzen, und mit ihnen muß auch Katharina fallen; wie ich sie auf den Thron gehoben habe, eben so leicht wird es mir sein, sie wieder von demselben zu stürzen. Sie, Fürstin, soll die Krone Monomachs zieren, Sie sind Russin, sind die Tochter Elisabeth's, des Abgotts der Armee; was ist's, daß Sie unehelich sind. Elisabeth und Maria waren auch uneheliche Töchter Peter's I. und doch hat erstere den Thron bestiegen, letztere hätte ihn von ihrer Schwester geerbt, wenn sie nicht früher gestorben wäre; Peter III. aber, der Sohn Maria's, war auf dem Thron, bis wir ihn stürzten, und jetzt sind Sie, seine Cousine, seine nächste Erbin. Zittre, Katharina, zittre mit deinem Potemkin! rief er drohend. Plötzlich jedoch schien er sich zu besinnen, er stützte den Kopf auf seine Hand und sagte nach einigem Nachsinnen:

Fürstin, ich bin ehrgeizig; so glücklich mich dein Wort der Liebe gemacht hat, so schneidet mir durch's Herz der Gedanke, daß auch du mich einst könntest vergessen, die Krone raubt den Fürsten das Gedächtniß, denn auch Katharina hat mich einst geliebt und jetzt . . . Fürstin, du wirst den Thron Rußlands besteigen, doch nur unter der Bedingung, daß du mich heirathest, daß ich mit dir nicht den Thron, das erlaubt das Gesetz nicht, sondern die Macht theile, wie es Biren mit Anna, Rosumarsky mit Elisabeth gethan, daß du mich nicht, andern Günstlingen dich ergebend, einst gleich einem unnützen Spielwerk wegwirfst. Sag, wirst du mir deine Hand reichen?

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Würzburger Stadttheater.

Der Menschheit Treiben wahrhaft darzustellen
In seiner zahllos wechselnden Gestalt;
Des Hochmuths und der Dummheit Nacht zu hellen,
Liegt in des Künstlers magischer Gewalt.
Gleich einem Spiegel sei's der Bühne eigen,
Des Edlen Licht, des Lasters Nacht zu zeigen.
R.

Würzburg, 28. Septbr. Die diesjährige Theater-Direktion scheint zu ihrem eigenen Nachtheile in Würzburg die Neuerung einführen zu wollen, tagtäglich Vorstellungen zu geben, wodurch dieselbe das Publikum übersättigt und ihrer Kasse keinen Vortheil bringt. — Wir sind kein Freund des Alltäglichen, deßhalb möchten wir im Interesse der Theaterbesucher wünschen, daß auch die verehrliche Direktion unsere Ansicht theilte und wöchentlich nur vier Vorstellungen, eine Oper, ein Trauer- oder Schauspiel, ein Lustspiel und eine Posse geben würde, wobei wir den weitern Wunsch hegen, daß das Haus so erleuchtet sein möchte, daß man wenigstens den Theaterzettel zu lesen im Stande ist, was in der Aufführung von „Dorf und Stadt" nicht der Fall war, wo sich nur ein feierliches Halbdunkel in Thalia's Tempel verbreitete. Nachdem wir den 17. d. M. der Frau **Birch-Pfeiffer** ihre „**Waise von Lowood**" über unsere Bühne wandeln sahen, welche schon in Nr. 76 dieser Blätter eine würdige Besprechung erhalten, wurde gestern wieder ein Werk dieser dramatischen Schriftstellerin gegeben. Der verehrte Berichterstatter über die „Waise" hat in der Mnemosyne die geistreiche Verfasserin zahlreicher dramatischer Schriften etwas streng behandelt, denn ohne sie würde das Repertoir unserer deutschen Bühne in Beziehung neuer dramatischer Produkte schlecht bestellt sein, deßhalb müssen wir — wenn wir auch gleich kein Freund einer in vielen ihrer Erzeugnisse hervorleuchtenden Effekthascherei sind — doch sagen, daß diese Dichterin ein fruchtbares Talent besitzt, welches in vielen ihrer dramatischen Schriften die eben so geistreiche als bühnengerechte Verfasserin zeigt. — Wir hatten in Koburg Gelegenheit, diese Schriftstellerin persönlich kennen zu lernen, wo wir sahen, daß sich dieselbe nicht nur in der Bühnenwelt, sondern auch in wissenschaftlichen und den höchsten Kreisen der Gesellschaft mit Würde zu bewegen weiß.

Bevor wir aber weiter auf die Besprechung der Darstellung von „Dorf und Stadt" eingehen, sei uns vergönnt, einige Worte über **Donizetti's** Oper „**Lucia von Lammermoor**" (den 23. Sept.) zu berichten. Die Schöpfungen dieses Tondichters weichen in Beziehung ihres musikalischen Charakters nur wenig von denen **Bellini's** ab, weßhalb das, was wir von dem Komponisten der „**Norma**" sagten, im Allgemeinen auch auf den der „**Lucia**" anzuwenden ist.

Was die Aufführung dieser Oper betrifft, so können wir über dieselbe nur das günstigste Urtheil fällen, denn dieselbe wurde mit größter Präzision gegeben. Hr. **Funk** als Lord **Asthon** war sowohl in Spiel als Gesang gut, und Frln. **Ruhr** bewährete sich als Miß **Lucia** nicht nur als Coloratur-, sondern auch als dramatische Sängerin; besonders ergreifend führte sie die Wahnsinnsscene aus. Stürmischer Hervorruf lohnte das edle Kunststreben der verdienten Sängerin. Hr. **Laske** bestrebte sich sichtbar, alles ihm Mögliche aus seiner Gesangspartie als Lord **Arthur Buklaw** zu machen, was immer Anerkennung verdient. Unser erster Tenor, Hr. **Wagner**, war als Sir **Edgar** gut und entwickelte in dieser Partie ein edles Spiel. Herr **Schiffbenker** löste seine Aufgabe als Raimund Bidebend in gewohnter Weise würdig. Die Chöre waren gut einstudirt und das Orchester wie sein würdiger Dirigent bewährten auch an diesem Abend, wie in den frühern Opern dieser Saison das von ihnen in diesen Blättern schon Gerühmte.

Würzburg, 27. Septbr. Gestern wurde „**Dorf und Stadt**" nach der bekannten **Auerbach'schen** Dorfgeschichte „**Die Frau Professorin**", frei bearbeitet von **Charlotte Birch-Pfeiffer**, wie wir schon weiter oben berichteten, gegeben. — Die freie Bearbeitung unserer Dichterin besteht darin, daß sie den Roman Auerbach's für die Bühne einrichtete, nur daß sie in ihrem Schauspiel dem Sprichworte: „Ende gut, Alles gut" huldigte, indessen der Verfasser der Dorfgeschichte dieselbe tragisch endigen läßt. Ein langer Prozeß, welcher hieraus zwischen dem Verfasser der Dorfgeschichte und der dramatischen Bearbeiterin derselben entstand, endigte mit einem Vergleich.

Wir hatten hier Gelegenheit, Hrn. **Hahn** als Maler Reinhard zu sehen und müssen diesem Darsteller das Lob ertheilen, daß derselbe sich mit rühmlichem Fleiß in die verschiedenen Situationen, in welche den Maler Gemüth, Leidenschaft und Charakterschwäche stürzen, hinein dachte und dieselben mit wirklicher Künstlerschaft darstellte. Hr. **Vorbach** als Kolobotator faßte diesen ruhig besonnenen Charakter würdig auf; auch der Lindenwirth wurde durch Hrn. **Asché** richtig begriffen; doch war es uns störend, daß derselbe zu oft in Beziehung des schwäbischen Dialekts aus seiner Rolle fiel, indem er Worte schwäbisch sprach, welche er gleich darauf wieder im Hochdeutschen wiederholte. Hätte dieser, sonst sehr brave Darsteller, wenn ihm die schwäbische Aussprache zu schwer fiel, lieber die ganze Rolle in seiner gewöhnlichen Sprache gesprochen, was die Illusion weniger gestört haben würde. Das Lorle gab Frln. **Neuburg** mit innigem Gefühl, mit reiner Kindlichkeit und schuldloser Naivetät, welche — was sonst bei jungen Künstlerinnen so häufig der Fall ist — sowohl in der Freude wie im Schmerz nicht übertrieben, sondern naturgetreu dargestellt wurden.

Wir wohnten an verschiedenen großen Bühnen der Aufführung dieses Schauspiels bei; doch die Base Bärbel haben wir **noch nie so gut**, viel weniger besser gesehen, wie wir dies gutmüthige, ihrem Ziehkind mit Zärtlichkeit und wahrer Mutterliebe ergebene Wesen durch Frln. **Schütz** hier aufgefaßt und dargestellt fanden.

Der Fürst wurde durch Hrn. **Pückert**, Graf v. Felsek durch Hrn. **Schmidthof**, Ida v. Felsek, seine Nichte, durch Frau **Ritter**, Amalia v. Riden durch Frln. **Gläsel**, der Lieutenant v. Werden durch Hrn. **Döbelin** recht gut gegeben. Es ist zu bedauern, daß das Haus nicht so besetzt war, wie es die Darstellung dieses Schauspiels verdiente, was, so viel wir glauben, in dem, im Anfange dieser Besprechung schon Gerügten — nämlich der tagtäglichen Theatervorstellungen — seinen Grund finden mag. Doch müssen wir der neuen Direktion Gerechtigkeit widerfahren lassen, dieselbe scheint vom ächten Kunsteifer durchdrungen zu sein: die Direktion hat unter Anderm von ihrer Bühne die **Crinolinen** verbannt, was an mehreren großen Bühnen noch nicht der Fall und daselbst oft zu unplastischen und lächerlichen Scenen Veranlassung gibt. R.

Druck und Verlag der **Stahel'schen** Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: **R. Bandorf**.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 80. Mittwoch den 7. Oktober 1863

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Georg fand dies Raisonnement gar nicht nach Geschmack. Aber, seiner Gewohnheit gemäß fügte er sich auch diesmal den Befehlen Claudia's und ging gegen das Schlafzimmer — aber im Augenblick, als er die Schwelle betreten sollte, hielt er an und drehte sich um.

„Nun, was gibt's?" fragte Claudia.

„Ich denke", murmelte Georg sichtlich beunruhigt, „wenn der Bursche mich jetzt mit meinem wahren Gesichte und in meinen gewöhnlichen Kleidern sehen wird, könnte er mich alsogleich wieder erkennen, wenn der Zufall wollte, daß er mir eines schönen Tages auf der Straße begegnete, und das wäre doch höchst kompromittirend — das mußt du wohl selbst eingestehen?".

Claudia zuckte wieder mit den Achseln, wie sie es immer oder doch meistens zu thun pflegte, wenn Georg ausgesprochen hatte.

„Laß dich das nicht beunruhigen", sagte sie dann, „das werde ich alles ordnen. — Mein Gefangener wird dir niemals begegnen."

Der Marquis fragte nicht weiter, warf aber auf seine Mitschuldige einen fragenden bedeutsamen Blick.

„Ja, ja", erwiderte sie als Antwort auf diesen Blick, „du hast mich gut verstanden — so ist es."

„Gut", sagte Georg, „wenn dem so ist, so habe ich keine weitere Einwendung zu machen."

Und er verschwand in's Nebenzimmer. Aber noch früher sagte Claudia zu ihm:

Unter dem Bette wirst du das Messer meines Gefangenen finden. — Hole es nur hervor — es ist eine prächtige Waffe."

Wie schon gesagt, wurde dieses ganze Gespräch mit so leiser Stimme geführt, daß der Gefangene unmöglich ein Wort verstehen konnte.

Nach einer Weile erschien der Marquis de la Tour Baudieu wieder.

Er hatte sein zerfetztes Banditenkostüm gegen einen einfachen, aber eleganten Stadtanzug umgetauscht. Ein paar blaue Flecken ausgenommen, zeigte sein Gesicht nichts Ungewöhnliches.

In der Hand hielt er das Messer, welches der Dieb unter das Bett geworfen hatte.

Claudia ging an's Kabinet heran und rief hinein:

„Guter Freund, wir haben mit einander zu reden. Ich werde Euch jetzt Eurer Haft entlassen, aber ich bitte mir aus, hübsch ruhig und artig zu sein und ja nicht etwa einen unüberlegten Streich ausführen zu wollen. Das mindeste Anzeichen einer Drohung oder eines Fluchtversuches wäre dann das Signal Eures augenblicklichen Todes. Also, wenn Ihr nicht in der Blüte Eurer Jahre das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschen wollt, so beherzigt meinen Rath."

Nach dieser kurzen energischen Sprache sperrte Claudia auf, sprang aber schnell zurück an die Seite des Marquis und sagte:

„Es ist geschehen, guter Freund, jetzt könnt Ihr herauskommen."

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als der Mann in der Blouse die Thüre des Kabinets öffnete und vor denen erschien, in deren Gewalt ihn seine Unvorsichtigkeit gegeben hatte.

Seine Physiognomie zeigte von großer Abspannung. Ungeachtet der gehässigen Blicke, die aus seinen niedergeschlagenen Augen blitzten, war in seinen Gesichtszügen doch eine gewisse Beschämung ausgedrückt. Die verschiedenartigsten Rachegedanken durchkreuzten sein Gehirn.

„Ah, wenn ich die Pistolen in der Hand hätte, die jetzt auf mich gerichtet sind, welche Rache!" dachte er.

Gleichzeitig sagte er aber:

„Meine gute Herren, ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen auf dieser Welt heilig ist, haben Sie Mitleid mit einem armen Verirrten. Seien Sie großmüthig, seien Sie barmherzig! Auf meinen Knien liege ich vor Ihnen. Es ist ja mein sehnlichster Wunsch, wieder in den Schooß der Tugend zurückzukehren. Schlechte Gesellschaft und das Elend haben mich dahin gebracht, wo ich jetzt bin. Im Grunde bin ich ja nicht böse. Ich gestehe wohl, daß ich mich zuweilen an dem Eigenthum meines Nächsten vergriffen habe, aber Jemanden ein Leid anthun, dessen bin ich wahrlich nicht fähig. Wie Sie mich hier sehen, bin ich geduldig und harmlos wie ein Lamm. Glauben Sie mir, es ist mir mit meiner Besserung voller Ernst, während, wenn Sie mich den Gendarmen übergeben, man mich in einen Kerker werfen wird, wo die Jugend durch den Umgang mit wirklichen Verbrechern erst recht verdorben wird — und dann bin ich für ewige Zeiten verloren. Bedenken Sie das, meine guten

Digitized by Google

Herren, und lassen Sie Gnade für Recht ergehen. So lange ich lebe, will ich Ihnen dafür erkenntlich sein."

Der Bandit, welcher wirklich auf den Knieen lag und dergleichen that, als wische er sich mit einem Stück Leinwand, das ein Schnupftuch vorstellen sollte, die Thränen aus den Augen, wartete, ohne seine Stellung zu verändern, welchen Eindruck seine herzzerreißende Ansprache auf seine Zuhörer machen würde.

Auf den ersten Blick hatte Georg in dem Menschen mit der weißen Blouse den Kerl erkannt, welcher gegenüber der Kneipe in Courbevoie an ihn angerannt war und der ihn so hart angelassen hatte.

Er neigte sich gegen Claudia und theilte ihr mit leiser Stimme seine Entdeckung mit.

„Wahrhaftig", entgegnete diese, „dieses chassé-croisé ist sehr originell — und ganz besonders komisch ist die Haltung dieses Banditen ... Du wirst sehen, wie er gleich umsatteln wird. ...."

Sie wendete sich gegen den Dieb, welcher in seiner unterwürfigen Stellung verblieben und über den geheimen Dialog etwas bestürzt war.

„Vor Allem", sagte Claudia, „steht auf."

Der Dieb gehorchte.

„Ihr sagtet", fuhr Claudia fort, „daß Ihr ungeachtet des Scheins, der gegen Euch zeigt, doch nicht so sehr verworfen seid ..."

„Oh nein!" rief der Blousenmann aus, „oh nein, das bin ich wirklich nicht."

„Wenigstens ist Euch doch noch ein Funke von Rechtlichkeitsgefühl geblieben."

„Gefühle, wie sie mir von meinen Eltern anerzogen wurden ... denn das waren gar ehrliche Leute — leider ward ich zu früh verwaist ..."

„Ihr erröthet über das Handwerk, welches Ihr betreibt?"

„Ich erröthe darüber — ich verachte es — ich beweine es."

„Ihr seid entschlossen es aufzugeben?"

„Oh ja, ich bin dazu entschlossen, ich schwöre es mir selbst zu."

„Und nichts könnte Euch in Eurem Entschluß irre machen?"

„Nichts."

„Selbst wenn sich Euch die glänzendsten Gelegenheiten darböten?"

„Ah! da hat es keine Gefahr, daß mich eine Gelegenheit in Versuchung führen könnte."

„Selbst wenn man Euch die glänzendsten Anträge machte?"

„Ich betheure, daß ich mich lieber mit eigener Hand vertilgen möchte, als mich so weit zu vergessen, je wieder einen schlechten Streich zu spielen. — Oh, ich kenne mich. Ein Schurke wider Willen — aber mit guten Grundsätzen zur Welt gekommen — so bin ich!"

„Werdet Ihr niemals in Eurem Vornehmen wanken?"

„Niemals."

„Was auch immer geschehen mag?"

„Mich soll der erste Bissen Brod, den ich über meine Lippen führe, erwürgen, wenn das, was ich sage, nicht wahr ist."

Es trat jetzt eine Pause ein.

Claudia schien zu überlegen.

Georg fragte sich, was denn seine Mitschuldige mit dieser Wendung des Gespräches bezwecken wollte.

Der Bandit, voll Ungeduld und Angst, wartete ab was weiter geschehen werde, denn er glaubte fest, durch seine schönen Worte eine ungeheuere Wirkung auf seine Zuhörer ausgeübt zu haben.

Claudia ergriff das Wort wieder.

„Lieber Freund", sagte sie mit aller Ironie, „das sind allerdings höchst schätzbare Gefühle — sie gereichen Euch zur größten Ehre und ich billige sie vom Grunde meines Herzens — aber es ist doch traurig für Euch, daß Euch diese Bekehrungsgedanken eben in diesem Augenblicke beschleichen."

„Traurig für mich?" wiederholte der Bandit.

„Ja wohl — sehr traurig!"

„Wie so?"

„Weil Ihr eben jetzt einen neuen Beweis von der leider unumstößlichen Wahrheit abgebt, daß hier auf Erden die Tugend nur sehr selten ihren Lohn erntet."

„Lieber Herr! ich verstehe nicht", murmelte der Dieb mit wahrer Aengstlichkeit. „All' das kömmt mir ganz unbegreiflich vor.

„Ich will Euch das gleich begreiflich machen. — Vor wenigen Augenblicken hielt ich Euch für einen keckenn, entschlossenen Kerl, der sich zu Allem hergeben würde, und pries den glücklichen Zufall, der Euch mir in den Weg führte, weil ich Euch ein in jeder Beziehung für Euch vortheilhaftes Geschäft anbieten wollte, wobei auch ein gutes Stück Geld zu verdienen gewesen wäre. — Nun komme ich aber auf einen honneten Dieb, voll von Moralität, auf einen reuigen Banditen, der seine Fehler auf alle Arten zu sühnen entschlossen ist. — Was soll ich mit einem solchen bekehrten Sünder anfangen? Mein Gewissen verbietet mir, ihn in Versuchung zu führen, und befiehlt mir, ihn der Sorge des Herrn Staatsanwalts anzuempfehlen, der nun darüber wachen wird, damit er nicht doch etwa wieder der Gefahr eines Rückfalles ausgesetzt werde ..."

Der Mann in der Blouse bot beim Anhören dieser Worte das Bild der größten Bestürzung dar.

Sein Blick, den er unverwandt auf Claudia richtete, verrieth Staunen, Zweifel, Unschlüssigkeit.

Die Finger der rechten Hand machten sich viel mit den zu beiden Seiten herabhängenden Locken zu thun.

„Nun", fragte Claudia, „habt Ihr mir darauf gar nichts zu erwidern?"

Plötzlich schien der Bandit einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Mein lieber Herr", entgegnete er, „sprechen Sie mit mir im vollen Ernste?"

„Zweifelt Ihr etwa daran?"

„Ein klein wenig — aber — meiner Seele — ich wag's, der Teufel hole die auferbauliche Sprache, die ich seit einer Viertelstunde führe. — Wenn Sie einen Kerl brauchen, der sich vor nichts fürchtet, der vor nichts zurückschreckt, der zu Allem bereit ist — so sprechen Sie frei heraus, ich bin der Mann dafür", sagte der Gauner.

„Aber eben jetzt habt Ihr eine ganz andere Sprache geführt", entgegnete Claudia.

„Eben jetzt hab' ich gelogen — in der Hoffnung, Sie zu erweichen."

„Das heißt mit anderen Worten, Ihr habt mich zum Besten gehabt ..."

Digitized by Google

„Nein, nein! Ich habe nur meine Rolle durchgeführt, und das war auch ganz natürlich. — Aber jetzt verstehe ich vollkommen, daß Sie zu gewandt sind, meine liebe kleine Frau, als daß man Ihnen ein X für ein U vormachen könnte . . .

„Wer hat Euch gesagt, daß ich eine Frau sei . . .?“

„Ei, ei! man hat ein gar scharfes Auge, man kennt sich aus beim schönen Geschlecht. — Sie tragen wohl Männerkleider, aber das ändert nichts. — Ein Mann kann nicht so hübsch sein — nein, nein! das gibt's nicht . . .“

Claudia lächelte.

„Also“, fuhr sie fort, „Eure Bekehrungsprojekte? . . .“

„Kümmern mich so wenig, wie eine zerbrochene Tabakspfeife . . .“

„Eure Betheuerung, künftighin auf dem Pfade der Tugend zu wandeln?“

„Wenn ich jemals honnet werde, so soll der Teufel mich gleich holen . . .“

„Und Eure ehrbaren Eltern?“

„Vater und Mutter unbekannt — Bastard von Geburt — Spitzbub' aus Neigung — Dieb von Profession. So ist meine soziale Stellung. Wenn Ihnen all' das ansteht, schöne Frau, so können wir uns verstehen.“

„Ich fange an, das selbst zu glauben.“

Und wirklich nahm die früher so scheinheilige, demüthige Physiognomie des Banditen einen cynischen, strahlenden Ausdruck an.

„Wie heißt Ihr?“ fragte Claudia.

„Jean Jeudi, Ihnen zu dienen.“

„Wie?“

„Jean Jeudi“, wiederholte der Dieb. „Der Name kommt Ihnen höchst sonderbar vor, nicht wahr? Ich werde Ihnen gleich sagen, wie ich zu diesem Namen komme. Da ich an einer Straßenecke am Johannistage, der an einem Jeudi (Donnerstag) fiel, gefunden wurde, so gab man mir diesen Vornamen und diesen Zunamen. Meine Kameraden nennen mich gewöhnlich „Dietrich“ meiner außerordentlichen Geschicklichkeit wegen im Oeffnen versperrter Thüren.“

„Wie alt?“

„Vierundzwanzig Jahre.“

„Habt Ihr Proben Eurer Meisterschaft abgelegt?“

„Ah, gehen Sie nur nach Poissy, meine liebe Frau, und fragen Sie nach Jean Jeudi. Meine Heldenthaten sind in den Jahrgängen der Polizeibehörde verzeichnet.“

„Ihr seid mein Mann“, sagte Claudia.

„Das wußte ich ohnedies“, erwiderte der Bandit; „es herrschte nur ein Mißverständniß zwischen uns, aber Alles klärt sich auf und man macht kleine Geschäfte im besten Einvernehmen. Also, um was handelt es sich?“

„Um eine sehr heikle Sache.“

„Einbruch — Einsteigen?“

„Ah, das wäre nichts.“

„Ei, Teufel!“

„Blast Ihr schon jetzt zum Rückzuge?“

„Wenn ich zum Rückzug bliese, da müßten erst die Hühner die Zähne zeigen. Ich habe gesagt: Ei, Teufel! wie ich gesagt hätte: es regnet, oder: es scheint die Sonne. Ich glaube aber zu errathen, daß in der fraglichen Affaire das Messer eine Hauptrolle wird zu spielen haben.“

„Ja.“

„Nun gut. Jetzt aber zu den Einzelheiten.“

„Die Einzelheiten werdet Ihr erfahren, wenn es Zeit sein wird, zu handeln,“ sagte Claudia.

„Auch recht. Man fügt sich in Alles. Nur über Eines möchte ich im Klaren sein,“ entgegnete der Gauner.

„Worüber?“

„Wenn ich recht gehört und verstanden habe, so war ja von einer hübschen Summe die Rede?“

„Freilich wohl.“

„Ich bin zwar nicht neugierig, aber wenn es Ihnen einerlei wäre, so . . .“

„Ihr bekommt zehn Louisd'ors.“

„Wie, zehn Louisd'ors! — Ah! das laß ich mir gefallen! — Das ist ein Fang! — Schöne Dame, erhalten Sie mir Ihre Kundschaft. — Ich stehe immer zu Befehl! — und Sie werden gewiß mit mir zufrieden sein. Also wann wird's losgehen?“

„Wahrscheinlich übermorgen Abends.“

„Und bis dahin — was wird mit dem armen Jean Jeudi geschehen?“

„Daß wir Euch nicht loslassen können, das werdet Ihr wohl selbst einsehen.“

„So dumm ist Jean Jeudi nicht, als daß er sich solchen Hoffnungen hingäbe.“

„Wir werden Euch also in einem Keller unterbringen.“

„Bekomme ich einen Strohsack?“

„Ja.“

„Zu essen und zu trinken?“

„Seid ganz unbekümmert, Ihr werdet weder verhungern noch verdursten.“

„Wenn dem so ist, dann ist mir auch ein Keller so gut, wie jeder andere Ort. — Wann bekomme ich die zehn Louisd'ors?“

„Die Hälfte, wenn Ihr mit uns von hier fortgeht, — die zweite Hälfte nach geschehener That . . .“

„Bin damit ganz zufrieden.“

Einige Minuten später lag Jean Jeudi schon auf einem Strohsack im Keller, die schwere Thür wurde hinter ihm abgesperrt und nicht lange, so schlief er den Schlaf des Gerechten.

„Lieber Georg!“ sagte Claudia während des Heraufgehens aus dem Keller, „ich bin der Meinung, daß Alles auf's Beste eingeleitet ist, und daß wir des besten Erfolges sicher sein können . . . Morgen Früh, nachdem wir den Brief Deines Bruders an Doktor Leroyer werden auf die Post gegeben haben, will ich dem Kapitän Corticelli einen Besuch abstatten.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Fürstin Tarakanoff.

Von Paul Fuchs.

(Fortsetzung.)

Ein leises Ja, ein Druck der Hand, die Orloff an den Busen der Fürstin zog, war die Antwort, denn nicht der Ehrgeiz zog die Fürstin zu Orloff hin, sie liebte in ihm den schönen, jungen Mann, und selbst jetzt war sie zu leichtsinnig, die Folgen des gethanen Versprechens zu bedenken, sie hatte sich als willenloses Werkzeug einer Verschwörung hingegeben, ohne die Mittel, ohne die Ausführbarkeit des Unternehmens zu kennen.

Als Orloff von der Fürstin schied, ward bestimmt, daß in zwei Tagen, kurz vor seiner Abreise die Verlobung auf dem Admiralschiffe glänzend gefeiert werden sollte.

Die Straßen Livorno's waren also, wie wir zu Anfang unserer Erzählung gesagt haben, ungewöhnlich belebt, zahllose Schaaren strömten nach dem Hafen hinaus, um die Pracht der nach dem festlich geschmückten Schiffe hinausrudernden Gondeln anzustaunen. Denn einem vom Frühling geschmückten Garten war der Molo ähnlich, nur daß statt der Blumen ihn der drei Städte Pisa, Florenz und Livorno schönste Frauen belebten, welche vom Fürsten Orloff eingeladen, sein Verlobungsfest verherrlichen sollten. Doch da erschien sie, des Festes Königin, und ein Schrei der Bewunderung entschlüpfte unwillkürlich der versammelten Menge und hallte gleich einem Echo tausendstimmig wieder. Weiß gekleidet, mit einem Kranze von weißen Rosen und Heliotrop auf ihrem Haupte schritt sie daher, von einem glänzenden Gefolge begleitet, und warf zerstreute und zugleich triumphirende Blicke rings um sich, während auf ihrer Stirn sich der Gedanken schwarze Wolke lagerte, sie sann ohne es selbst zu wissen, worüber, sie ahnte und fürchtete, ohne zu wissen was, ihr Herz schlug freudig und beklommen zugleich.

Eine prächtige, mit reichen türkischen Teppichen geschmückte Chaloupe harrte ihrer am Molo, und zog, als die Fürstin sie bestiegen hatte, ihre purpurnen Segel auf, um sich den Weg durch die dichtgedrängten Gondeln zu bahnen, während die Matrosen im Takt und regelmäßig die Wogen mit den Rudern zertheilten. Als die Chaloupe an der Wand der Admiralsfregatte anlegte, war das Deck schon voll von Gästen, und deren Beglückwünschungen, in welche sich die Töne der Militärmusik mischten, empfingen die junge Fürstin, welche Orloff selbst aus der Chaloupe hob und an seinem Arme in die Admiralskajüte führte. Sobald die Fürstin eingetreten war, begann der Ball, an dessen Herrlichkeiten sich noch lange die Bewohner Livorno's erinnerten, es herrschte die ausgelassenste Freude, wie sie nur in Italien, dem Lande des Gefühls zu finden ist. Der Fürst Orloff schien von Glück und Freude zu strahlen, und führte an seinem Arme seine Verlobte ringsum stolz blickend, als wollte er sagen: bin ich nicht glücklich, ihr Leute?

Nach dem Ball folgte ein glänzendes, mit aller Pracht eines russischen Bojaren servirtes Abendessen, die feinsten Weine flossen in Strömen, die Tische brachen fast unter der Last der leckeren Speisen zusammen, und die heiterste Laune herrschte unter den Gästen. Nach dem Festessen wurde wieder getanzt, und der Tag graute längst, als die letzten Gondeln die Fregatte verließen. Nur die Chaloupe, welche die Fürstin auf das Admiralschiff gebracht hatte, schaukelte sich träge neben demselben, doch auch sie wurde bald an Bord emporgewunden. Was that die Fürstin indessen? Sie saß mit Alexei Orloff in der Cajüte und sprach mit ihm. Wovon unterhielten sich beide? Waren es Reden der Liebe oder des Ehrgeizes? Genug, sie sprachen und waren so sehr in ihre Reden vertieft, daß sie nicht bemerkten, daß die Fregatte ihre Anker gelichtet hatte und von der Rhede Livorno's einem Pfeile gleich dem mittelländischen Meere zuschoß. Eine plötzliche Bewegung des Schiffes schreckte die Fürstin empor.

Was ist das? rief sie, aus dem Cajütenfenster hinaussehend. Wir verlassen ja Livorno?

Ja, Fürstin, sagte Orloff, flehend vor ihr knieend. Ja, verzeihen Sie meiner Liebe und meinem Mißtrauen, ich bin ja so oft in meiner Liebe getäuscht worden!

Und er sprach ihr von seiner Liebe und von seinem Ehrgeiz, sagte ihr, er hätte gefürchtet, sie würde ihn, sobald er sich entfernt hätte, vergessen, würde sich wieder ihrer Liebe zu Radziwil hingeben, so hätte er sich entschlossen, ein neuer Paris, seine Helena zu entführen, um sie an einen sichern Ort, nach Schweden zu bringen, wo sie in Sicherheit vor Katharina's Verfolgungen und doch in seiner Nähe wäre, und von wo er, sobald sein Unternehmen gelungen sei, nicht weit hätte, sie nach Petersburg zu holen, um sie dort auf Rußlands Thron zu setzen, den er mit ihr zu theilen gedächte.

Und er sprach so lange, seine Reden waren so glühend und so zärtlich zugleich, daß die Fürstin ihm glaubte, und welches liebende Herz glaubt nicht? — Daß sie sich ihm vertrauungsvoll hingab; und ihm nach dem fernen Norden folgte.

Die Ueberfahrt dauerte lange, denn damals durchfurchten noch keine dampfenden Kolosse der Meere feindliche Wogen, während derselben war aber der Fürst Alexei Orloff der zärtlichste Liebhaber, der Fürstin geringster Wunsch war ihm ein unwiderruflicher Befehl, und die leichtempfängliche, trotz ihrer kalten nordischen Abstammung mit südlicher Gluth überreich ausgestattete junge Fürstin schwelgte in Glück und Seligkeit. Endlich lief das Schiff in einem Hafen ein.

Es ist Kronstadt, dachte sie, doch wehe! sie sollte grausam enttäuscht werden.

Alexei Orloff war plötzlich wie umgewandelt, der zärtliche Liebhaber hatte sich in einen grausamen Tyrannen verwandelt, und als er das Schiff verließ und sie ihm folgen wollte, stieß er sie zurück und schloß sie in seiner Cajüte ein.

Stunden vergingen, Tage vergingen, ohne daß die Fürstin ihren Geliebten wieder sah, die Thür der Cajüte schloß sich nur auf, wenn ihr ihre Mahlzeit gebracht wurde.

Endlich, endlich, — es waren drei Tage vergangen, da öffnete sich die Thüre und Alexei trat, an seinem Arme eine hohe, üppig schöne Frau führend, die sie neugierig und stolz betrachtete. Die arme Fürstin Tarakanoff fuhr zusammen, als sei ihr Urtheil gesprochen. Und, in der That, das Urtheil, ein grausames Urtheil war in diesem Augenblicke gesprochen, denn die hohe Frau war Katharina II.

Also das ist das Mädchen (den Ausdruck, welchen Katharina gebrauchte, wollen wir nicht wiederholen), welches mir Krone und Geliebten hätte stehlen wollen. Elende Dirne! und die Kaiserin drehte ihr den Rücken, Orloff mit sich fortreißend.

Alexei! rief die junge Fürstin, mit erstarrender Zunge, denn sie begriff die schreckliche Wirklichkeit. Alexei!

Doch Alexei schien sie nicht zu hören, er entfernte sich mit der Kaiserin, hinter sich die Thür verschließend.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Intell.-Redakteur N. [illegible]

Digitized by Google

N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 81. Sonntag den 11. Oktober 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Des andern Tages gegen eilf Uhr Vormittag war der bewußte Brief aufgegeben und Claudia Varni stieg an dem Thor des Hauses Nr. 12 in der Rue de Provence aus einem Wagen.

Sie war nicht mehr in Männerkleidern, sondern in einer Damentoilette von tadelloser Eleganz. Vom Kleide herab bis zur unbedeutendsten Kleinigkeit war Alles in schönster Harmonie und zeigte von einem überaus geläuterten Geschmack.

Claudia trat in's Hausthor und blieb an der Portier-Loge stehen.

Der Portier war eben in einen Leitartikel des „Constitutionnel“ vertieft.

„Kapitän Corticelli?“ fragte Claudia.

„Im Entresol, die Thüre links“, antwortete der Portier.

„Das weiß ich wohl. Ist der Kapitän aber zu Hause?“

„Es scheint so, ich habe ihn wenigstens nicht ausgehen gesehen; gehen Sie nur hinauf, jedenfalls treffen Sie Jemanden oben.“

Claudia ging die zwölf oder fünfzehn Stufen hinauf und zog die Klingel.

Nach ein paar Sekunden öffnete sich die Thüre und es erschien auf der Schwelle eine kleine, ziemlich hübsche, etwas keck aussehende junge Person, die Haare ein wenig zerzaust, das Kleid nur aufs nothdürftigste zusammengehalten und die Füße in großen Pantoffeln. Ihr Kleid war von Seide, eine goldene Kette hing um den Hals, in der linken Hand hielt sie einen Besen.

Diese sonderbare Zusammenstellung konstatirte eines jener Pariser Geheimnisse, welche für eine so erfahrene Frau, wie Claudia, nicht schwer zu entziffern war.

„Was wünschen Sie?“ fragte das hübsche Mädchen etwas ungehalten und maß dabei die fremde Frau vom Kopf bis zum Fuße.

„Kapitän Corticelli.“

„Was wollen Sie von ihm?“

„Mein Fräulein, ich werde mich meines Anliegens bei ihm selbst entledigen“, entgegnete Claudia etwas ungeduldig „ist er zu Hause?“

„Ja wohl... aber er kann Niemanden sehen...“

„Und warum?“

„Weil er frühstückt und während seiner Mahlzeiten niemals gestört sein will.“

„So werde ich indessen im Salon warten.“

„Aber...“ stammelte das junge Mädchen, eingeschüchtert durch die Dreistigkeit der Fremden.

„Aber“, unterbrach sie Claudia, „ich will mit dem Kapitän sprechen, und ich werde mit ihm sprechen. Bringen Sie ihm meine Karte.“

Gleichzeitig schob Claudia das Mädchen bei Seite, und — da sie die Lokalitäten genau kannte — ging sie durch das Vorzimmer, öffnete eine gegenüberstehende Thür, trat in den Salon ein und ließ sich dort in einem breiten Fauteuil nieder.

Der Salon, in welchem Claudia saß, verdient wohl, daß man seiner Beschreibung einige Zeilen widme.

Er glich mehr dem Boudoir einer galanten Frau, als dem Prunkzimmer eines alten Haudegens.

Von mittlerer Größe und nicht sehr hoch, war er mit lichtgrünen Tapeten überzogen, längs des Plafonds und an den Feldern herunter liefen vergoldete Leisten.

Kostbare Gemälde: Nymphen von Faunen, badende Frauen von Schäfern, Bachantinnen von Satyren überrascht, vorstellend, zierten die Wände.

Zwischen diesen Gemälden waren Sockeln angebracht, auf welchen nackte Statuetten standen.

Auf dem Kamin, zu beiden Seiten einer Pendeluhr Louis XVI., prangten zwei Gruppen von Terra cotta: Leda und Jupiter, Bachus und Ariadne.

Die Möbeln standen im Verhältnisse zu allem Uebrigen.

Nichts Solides — Divans und Fauteuils von lichtem Seidenstoff — eine Menge sog. Rippes — Teppiche von orientalischer Pracht.

Nicht ein Buch — mit Ausnahme einiger obscöner Albums, die auf dem Tisch herumlagen.

Nicht eine Waffe, nicht eine türkische Pfeife, nicht eine Cigarrentasche.

Höchst erstaunt über diesen Luxus betrachtete Claudia alle diese Gegenstände mit einer Art von Verachtung.

Da öffnete sich mit einem Male die Thüre und der Kapitän stürzte in den Salon.

Digitized by Google

„Corpo di Bacco!" rief er aus, „Sie sehen mich wüthend! — Wie, Sie sind es, welche diese einfältige Rosinette an der Thüre Ihres ergebensten Dieners warten zu lassen sich erkühnte! — Ich habe ihr eben auch tüchtig den Text gelesen, seien Sie versichert . . . Sie sehen mich zu Ihren Füßen, Ihre Nachsicht anflehend wegen meiner etwas vernachlässigten Toilette und mir ein freundliches Lächeln erbittend, aus diesem Rosenmunde . . ."

Bevor wir in unserer Erzählung weiter gehen, wollen wir unsern Lesern den Kapitän Corticelli geziemend vorstellen.

Giuseppe Corticelli (ob dieser Name ihm eigenthümlich angehörte, wollen wir nicht weiter untersuchen) gab sich für einen Edelmann und einen italienischen Flüchtling aus.

Edelmann. — Man mußte ihm auf's Wort glauben.

Flüchtling. — Warum?

Man wußte es nicht genau. Corticelli selbst schien hierüber nicht ganz im Klaren zu sein, denn den Neugierigen, welche sich erlaubten, ihn darüber zu befragen, antwortete er mit drei verschiedenen Versionen . . .

„Bereit, meinen letzten Blutstropfen für die Freiheit meines schönen Vaterlandes zu verspritzen" — sagte er den Einen — „und kompromittirt als einer der Hauptverschwornen, mußte ich den österreichischen Staat und die Gefängnisse von Venedig fliehen."

Andern lispelte er ganz vertraulich in's Ohr:

„Unüberlegt genug, einen Obersten herauszufordern und ihm, einer Liebesintrigue wegen, eine Ohrfeige zu geben, war ich genöthigt, mein Vaterland zu verlassen, um der Strenge der Gesetze zu entkommen."

Wieder Andern sagte er:

„Was wollen Sie — ich bin nun einmal im Punkte der Ehre sehr kitzlich — und habe eine unglückliche Hand. Drei oder vier Familien, von denen ich ein paar Glieder im Duell erstochen habe, schicken ihre Bravi nach mir aus. — Ich bin ein Freund von Degenstichen, aber Dolchstiche kann ich nicht leiden. Eines schönen Morgens hätte man meinen Leichnam an irgend einer Straßenecke von Florenz oder Neapel gefunden. Da habe ich das Exil dem Tode durch Meuchlershand vorgezogen."

Unsere Meinung geht dahin, daß Giuseppe Corticelli ganz einfach gewisse zu intime Beziehungen zu den Staatsanwälten und Untersuchungsrichtern seines Geburtslandes zu vermeiden suchte.

Besaß dieser Flüchtling einiges Vermögen?

Man wußte nicht, daß er einen Zoll Erde besaß oder eine Centime Rente bezog. Kein Bankier erhielt je ein Aviso, daß er dem Kapitän einen Wechsel auszahlen sollte, und doch lebte er auf großem Fuß, versagte sich kein Vergnügen und hatte immer Geld genug in der Tasche.

Woher kam das?

Dieses Geheimniß, unauflösliches Problem für die ganze Welt mit Ausnahme vielleicht von den alten Roués der Pariser Verderbtheit.

Sagen wir nun die Wahrheit.

Die Julireglerung, schlecht berathen und in der Absicht, sich durch einen Anstrich von erheuchelter Moralität populär zu machen, unterdrückte die Spielhäuser, wo man beinahe immer sein Geld verlor, was wollen wir nicht leugnen, wo man aber wenigstens sicher war, nicht bestohlen worden zu sein.

Unglücklicherweise hatte die Regierung vergessen, gleichzeitig auch die Leidenschaft für's Spiel zu unterdrücken.

Daraus ergab sich, daß den nun geschlossenen öffentlichen Häusern eine Unzahl von geheimen Spielspelunken folgten, wo die Grünlinge von den Falschspielern und den routinirten Spielern tüchtig mitgenommen wurden.

Die Polizei war sogleich bei der Hand, diesem schändlichen Getreibe Einhalt zu thun. Die Spieler wurden aufgegriffen und vor die Strafpolizei gebracht.

Aber anstatt dem Uebel zu steuern, nahm es immer mehr überhand und wurde zu einer wahren Wuth.

Man spielte mehr als je; man spielte überall, nur wetteiferte man mit der Polizei in List und Verschlagenheit. Man hatte seine Losungsworte, seine geheimen Zeichen, man verschloß sich unter dreifacher Sperre.

Die Polizei gab sich aber nicht für überwunden. Sie schmiedete neue Waffen und unterhielt selbst inmitten dieser abgesonderten Welt, wo Spieler und Spielerinnen rekrutirt wurden, eine gewisse Anzahl von bestbezahlten Spionen, die jeden Tag das Geheimniß irgend einer neuen Spielhöhle verriethen.

Der Kapitän Corticelli besuchte die Tables-d'hôte, kannte alle Frauen zweideutigen Rufes, war der Freund aller falschen Spieler, war mit einem Worte überall zu sehen.

Niemand in ganz Paris konnte daher dem Polizeipräfekten von größerem Nutzen sein, daher drückte man auch über dessen mehr als zweifelhafte Vergangenheit ein Auge zu und zeiferte die Schwatzhaftigkeit des Flüchtlings durch bedeutende monatliche Remunerationen an.

Dies war die unversiegbare Quelle, welche in Corticelli's Taschen rieselte.

Uebrigens hatte der Kapitän noch eine zweite Saite auf seinen Bogen gespannt, eine goldene Saite, aber bei weitem weniger gebraucht und viel gefährlicher als die erste.

Ein sehr starker Fechter und im Besitze von ein paar geheimen Stößen, auf deren Unfehlbarkeit er mit aller Zuversicht rechnete (die Erfahrung hatte mehr als einmal bewiesen, daß er Recht hatte), stellte er gerne gegen klingendes Entgelt sein unbestreitbares Talent rachsüchtigen, aber feigen Leuten zur Verfügung, welche einem Gegner, einem Rivalen gerne einen Stoß beibringen wollten, sich aber nicht getrauten, es selbst zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fürstin Tarakanoff.

Von Paul Fuchs.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die junge Fürstin sank zusammen und betete, doch auch dieser Trost war ihr nicht lange vergönnt, denn bald traten Soldaten in ihre Stube und befahlen ihr in einer unbekannten Sprache, aufzustehen und ihnen zu folgen; als sie ihre Worte nicht verstand, denn russisch hatte sie seit ihrer Kindheit nicht gehört, hoben sie sie gewaltsam auf, zogen sie fort in ein Boot, in welches sie mit solcher Kraft das junge Mädchen warfen, daß sie ohnmächtig zusammensank; als sie aus ihrer langen Ohnmacht erwachte, hielt das Boot an der Mauer der Petersburger Zwingfestung. Das Mädchen mußte aufstehen und den Soldaten folgen, die sie

Digitized by Google

zum Kommandanten führten, ihm ein großes gefaltetes Papier übergaben und sich alsdann entfernten.

Lange und bedächtig durchlas der Kommandant das Papier, führte dann sie in's Ravelin, das wie zum Spotte den Namen ihres Alexei führte, schloß eine Kasematte in dem Gewölbe auf und schob sie hinein, die eiserne Thür hinter ihr verschließend. Lasciate ogni speranza, o voi che intrate seufzte unwillkürlich die junge Fürstin. Ja, die Hoffnung war für sie auf ewig hin, und sieben Jahre schmachtete sie in dieser steinernen Zelle von jedem Umgange mit Menschen geschieden. Sie sah in diesen sieben Jahren Niemand, außer einem griesgramigen alten Invaliden, der ihr einmal täglich ihre magere Kost brachte, und der, wenn sie mit ihm sprechen wollte, den Kopf schüttelte und eine verächtliche Handbewegung machte. Und er hatte Recht, dieser alte Invalide, denn ein russischer Soldat ist ja nicht verpflichtet, italienisch zu verstehen. Kein Buch, keine Zerstreuung wurde ihr gewährt, sie, das junge lebenslustige Weib, wurde, während sieben Jahren, ihren Gedanken überlassen und wiederholte gar oft und händeringend das lasciate ogni speranza, welches sie gerufen hatte, als sich zum ersten Male hinter ihr die Thür ihrer Casematte verschloß.

Einst, es war gegen Mitternacht, doch in ihrer Casematte kannte sie den Stundenwechsel nicht, weckten sie Kanonenschüsse aus ihrem Schlafe, erschreckt und doch hoffend fuhr sie empor, denn diese gemessenen Schüsse schienen ihr eine Veränderung ihres Schicksals zu verkünden. Die Kaiserin war vielleicht gestorben, und ihr Sohn würde sich doch wahrlich ihrer, die niemals ernstlich an die Krone gedacht hatte, erbarmen. Jetzt, jetzt vielleicht würde ihre grausame Kerkerhaft enden. Ja, das arme Mädchen hatte Recht, diese Kanonenschüsse waren Boten ihrer Befreiung, doch sie ahnte nicht, auf welche Art sie befreit werden sollte.

Petersburg liegt auf morastigen Niederungen, welche mühevoll der Newa entrissen, von ihr in mehreren Armen durchschnitten werden, oft droht die Newa, wenn Meereswinde ihre Wellen zurücktreiben, die Stadt, die sich auf geraubtem Boden erhebt, wieder zu verschlingen; und jedes Mal, wenn sie sich drohend erhebt, warnen Kanonenschüsse die Stadt vor der ihr drohenden Gefahr. So war es auch jetzt, die Kanonenschüsse waren keine Schüsse der Freude, sondern Schüsse des Schreckens. Die Fürstin sollte es nur zu bald sehen.

Sie hörte durch das enge Fenster ihrer Casematte das Wasser rauschen, es stieg immer höher und höher und ergoß sich bald durch das Fenster in die Casematte selbst, es war im Herbst und eiskalt betteten sich die Wogen auf den steinernen Boden. Die Fürstin ahnte die ihr drohende Gefahr und schrie laut um Hülfe. Keine Antwort. Da rüttelte sie, denn das Wasser in der Zelle stieg immer höher und höher, mit der Kraft der Verzweiflung an der eisernen Thür. Endlich, als sie schon ermattet zurücksinken wollte, öffnete sich dieselbe, und der alte Invalide blickte in die Zelle und fragte mürrisch, was es denn gäbe, und was der Lärm zu bedeuten habe.

Sprachlos deutete die Fürstin auf das steigende Wasser, doch der Invalide schüttelte mit dem Kopfe, obgleich eine Thräne unwillkürlich auf seinen grauen Bart hinabrann und meinte, vielleicht würde das Wasser nicht höher steigen, übrigens hätte weder er, noch selbst der Kommandant das Recht, ohne schriftlichen Befehl der Kaiserin, sie aus ihrer Zelle herauszulassen. Mit diesen Worten wollte er die Thür schließen, da sprang sie auf und klammerte sich krampfhaft an den Invaliden, ihn um Gnade flehend, er aber, um sich nicht dem Mitleid hinzugeben, stieß sie zurück, so daß sie in's eisige Wasser fiel und schloß eilig die Thür.

Die Fürstin raffte sich im Todeskampfe auf und lange hätte man sie rufen hören können, o dio, dio, misericordia! Doch immer höher stieg das Wasser, jetzt hatte es den Busen erreicht, jetzt den Hals, jetzt den Mund, und bald sank das junge, vor wenigen Jahren noch blühende und schöne Weib zusammen.

Gegen Mittag war das Wasser gefallen, der Invalide besuchte die ihm anvertrauten Zellen, um überall dasselbe Schauspiel zu sehen, er kam auch in die Zelle der Fürstin, die er auf dem Boden ihrer Zelle liegend fand. Der Tod, ein grausamer Tod hatte sie von ihren Leiden befreit. Sie wurde still und ohne Gepränge über ihrer Zelle auf dem Ravelin verscharrt, und ein Rasenviereck, welches dem Reisenden ein Wächter verstohlen und eine Belohnung erwartend zeigt, bezeichnet die Stelle, wo die junge schöne Fürstin ihre Ruhe gefunden hat.

Würzburger Stadttheater.

Motto: Was Bettler, was Fürst, was arm und was reich,
Was liebet ist redlich, was liebet ist gleich.
La Fontaine.

Würzburg, den 6. Okt. Gestern ging Brachvogel's „Trödler," ein Schauspiel in 5 Akten, über unsere Bühne.

Der Dichter dieses Drama's hat sich erst durch die Aufführung seines „Narziß" einen Namen gemacht, der dem Charakterdarsteller Gelegenheit giebt, seine Darstellungsgabe auf das Glänzendste zu entwickeln, was auch der Berliner Mime, Dessoir — welcher, unseres Wissens, diese Rolle zuerst gab — auf das Glänzendste bewährte, was auch dem früher unbekannten Dichter zur günstigen Aufnahme seines dramatischen Werkes an allen deutschen Bühnen verhalf und ihn zu weiteren Arbeiten dieser Art aufgemuntert haben mochte. Im „Trödler" sucht Brachvogel gewissermaßen die Wahrheit des Sprichwortes „Hochmuth kommt vor dem Falle" zu beleuchten.

Der Sohn eines reichen Kaufmannes hatte nach dieser Dichtung ein jahrelanges Liebesverhältniß mit der Tochter eines thätigen Trödlers, welcher in dem Hause seines Vaters zur Miethe war. Doch seinem und seines Vaters Hochmuthe war das Mädchen zu geringen Standes, weshalb er demselben seine Liebe zum Opfer brachte, und eine hochgeborene Dame heirathete, welche ihn nur wegen seines großen Vermögens zum Gatten nahm. Der Vater wurde krank; doch die vornehme Schwiegertochter kümmerte dieß wenig, denn sie ging demungeachtet auf den Ball. Da erwachte des kranken Mannes Gewissen, er sah am Rande des Grabes ein, daß Reichthum, Rang und Ehren so flüchtig sind wie Merkurius im Tiegel des Adepten, daß All' dieses, wie bunte Seifenblasen verschwinde, wenn Freund Hain seine Hippe schwingt. Im Geiste sah er die künftige Armuth seines Sohnes voraus, welcher leichtsinniger Weise die Hälfte seines großen Vermögens, selbst bei einer allenfallsigen Scheidung seiner vornehmen Gattin, notarisch verschrieben hatte.

Digitized by Google

— Er verabredet nun mit dem redlichen Trödler, daß dieser dem Sohne einen Theil seines Vermögens rettet; hierauf stirbt der Vater. Der Sohn, der Assessor war, quittirt seinen Dienst, die Frau und Schwiegermutter verprassen einen Theil des Vermögens. Erstere, da sie den Ruin des Vermögens ihres Gatten bemerkt, dringt auf Scheidung und die Herausbezahlung der ihr notarisch verschriebenen Hälfte des Vermögens, wie dasselbe zur Zeit ihrer Vermählung bestanden. — Der Gatte, welcher sich betrogen sieht, willigt in die Scheidung und wird dadurch — zum Bettler, — doch das Unglück heilt ihn von seinem Hochmuthe, er kehrt zu seiner alten Liebe zurück und der Trödler, welcher für einen Wucherer gehalten wurde, gibt dem Gebesserten sein väterliches Haus, welches er laut Verabredung mit dem sterbenden Vater an sich gebracht, wieder zurück und willigt endlich durch die Moralpredigt eines Schacherjuden in die zweite Ehe des durch ihn wieder in Amt und Würde Gesetzten mit seiner Tochter. — Dieses ist ungefähr der kurze Sinn der fünf Akte langen Schicksalstragödie, in welcher manche Szenen sehr geschickt bearbeitet sind, das Ganze aber, wiewohl nicht ohne Moral, doch gesucht und unnatürlich ist. — Was nun die Aufführung betrifft, so fanden wir es unpassend, daß Frau Hahn sich nicht als Baronin Wolkenstein etwas älter schminkte; denn sie sah beinahe jünger aus als ihre Tochter. Diese Rolle ist undankbar und es ist an derselben weder viel gut zu machen, noch viel zu verderben. Frln. Gläsel als Asta war recht brav; doch wunderte es uns, warum diese Dame sich im zweiten Akte, der nur zwei Jahre nach dem Ersten spielt, die Wangen weiß schminkte. Eine solche gefallsüchtige und eitle Kokette wie Asta, würde sogar, wenn die paar Jahre ihrer Verheirathung ihre Wangen gebleicht hatten, dieselben geschminkt haben. Herr Bordasch führte als Josua Hennings seine kleine Roll: gut durch und Herr Johannes als Edmund, dessen Sohn, spielte seine Rolle mit Wärme und zeigte uns ein schönes biegsames Organ. Hr. Asché als Justus Schätzlein, der Trödler, hat diese schwierige Aufgabe mit vielem Kunstfleiß durchgeführt und der Beifall und Hervorruf des Publikums lohnte den strebsamen Künstler. — Frln. Schütz als dessen Frau machte, was nur immer möglich Gutes aus der Mutter Christine zu machen war. — Mathilde, ihre Tochter, wünschten wir durch Frln. Becker mit mehr Feuer und nicht fort und fort so weinerlich aufgefaßt zu sehen. Mathilde soll ein starker Charakter sein, den nicht so leicht des Schicksals Schläge zu beugen vermögen. Der Jude Bleichmann wurde zur Ergötzung des Publikums durch Hrn. Döbelin mit vieler Laune dargestellt. Diese Darstellung war nicht so leicht auszuführen, wie es auf den ersten Anblick den Anschein hat; denn der Darsteller muß auf der einen Seite alle die niederen Gewohnheiten eines Schacherjuden zeigen, indessen er wieder durch ein edles Gemüth das Interesse des Publikums erregen soll. — Hr. Döbelin führte seine Aufgabe zur Zufriedenheit des Publikums durch — die andern Rollen genügten. Am Schlusse der Vorstellung wurden die Hauptpersonen gerufen und das Publikum verließ, durch diese Darstellung allgemein befriedigt, das immer nun noch von zwei Armen des vielarmigen Kronleuchters halb erhellte Haus.

Gehen wir schließlich noch einmal auf die von der Theaterdirektion eingeführte Neuerung der täglichen Vorstellungen über, so haben wir vernommen, daß dieselbe sich hierüber im engeren Kreise Bekannter geäußert, daß, wenn bei den drei Vorstellungen, welche wöchentlich außer dem Abonnement gegeben würden, jedes Mal nur zehn Gulden über die Kosten eingingen, so mache dieses schon wöchentlich dreißig Gulden aus, weshalb er es dabei bewendet sein lasse. Diese Rechnung ist zwar eben so richtig, wie zweimal zwei vier ist, und wir sind weit entfernt, der Direktion hierüber Vorwürfe machen zu wollen, wiewohl sich die Abonnenten oft unangenehm berührt finden, daß, wenn eine neue Vorstellung stattfindet, das welsche „Abonnement suspendu" auf dem Zettel uns entgegenstarrt; doch die Direktion entschuldigt sich dadurch, daß eben deshalb, weil sie die Vorstellungen außer Abonnement gebe, dieselben nur gewissermaßen Generalproben wären, wo dann erst die Abonnenten die tadellose Kernvorstellung zu sehen bekämen. Abgesehen, daß dieses System gegen das nicht-abonnirte Publikum nicht an seinem Platze wäre, so fragen wir, wie kann der darstellende Künstler auf die ihm gemachte Aufgabe die gehörige Zeit und Studium verwenden, wenn derselbe tagtäglich Morgens in den Proben und Abends in den Vorstellungen sich auf den schicksalkundigen Brettern zu bewegen hat?

Wir haben es unlängst im „Troubadour" gehört, wie in dieser Oper die schönsten Chöre gestrichen werden mußten, wie außer dem Gaste Hrn. Carrion, Frln. Ruhr und Hrn. Schiffbenker, die andern Solisten, trotz der Meisterschaft des Gastes und der beiden Genannten, dieser Oper ein Fiasco bereiteten, und was trägt hieran die meiste Schuld, der Mangel an Zeit zu dem gehörigen Einstudieren derselben.

Chi va sano, va longtano! R.

Ein Wunsch.

Ich wollt', ich könnt' ein Liedchen singen,
Ein Lied gar süß und wundervoll,
Das tief in jede Seele dringen,
Ein jedes Herz beglücken soll!

Wem Täuschung aus der Brust gewaltsam
Den Himmel riß, wer öde schaut
In's Leben, dem sei süßer Balsam
Bei meinem Lied in's Herz gethaut!

Wer nur nach Glanz und Ehre geizet,
Wen nächtlich alle Ruhe flieht,
Wen nur die Leidenschaft noch reizet,
Den schlumm're ein mein Zauberlied!

Wer einsam weint am Grab der Lieben,
Wem unversiegbar dünkt sein Schmerz,
Dem sei mein Lied als Trost geblieben
Und zeige hoffend himmelwärts!

Wo leis' ein unbekanntes Sehnen
In reinem Herzen ist erwacht,
Der Wehmuth fließen süße Thränen,
Da tönt mein Lied in stiller Nacht!

Und dieses Lied es müßte dringen
Tief, tief in jene Seele ein,
Und würd' uns beide fest umschlingen
Zum ewigen Glückseligsein!

Philipp Kühles.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Dandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 82. Mittwoch den 14. Oktober 1863

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Man glaube ja nicht, daß der mittelalterliche Bravo im Paris des neunzehnten Jahrhunderts zu den unmöglichen Dingen gehöre.

Der Pariser Bravo hat immer existirt, er existirt noch und wird immer existiren.

Gewisse Duelle erscheinen bisweilen unerklärlich und sind es auch in der That selbst für einen der Duellanten.... beinahe immer.

Das Räthsel wäre bald gelöst, wenn man weiter zurück hinter den angeblichen Gegner blicken und sich dem Glauben nicht verschließen würde, daß die Hand, welche schlägt und die man für die Hand des Feindes hält, nur zu oft eine gezahlte ist.

Diese war die zweite Saite auf des Kapitäns Bogen.

Giuseppe Corticelli, ein ganz hübscher Mann, das heißt fünf Schuh acht Zoll hoch, breitschulterig und gut gebaut, schien älter, als er war.

Auf den ersten Blick gab ihm Jedermann achtundvierzig bis fünfzig Jahre, obwohl er erst vierzig alt war. Das kam von seiner Kahlköpfigkeit her — des Kapitäns Haare waren einstens kohlschwarz, jetzt aber schon grau untermischt und bildeten einen Kranz um den Kopf herum, wie es die Regel des heiligen Franziskus für die geschorenen Köpfe seiner Ordensbrüder vorgeschrieben hatte.

Corticelli's Gesicht war lang, mager, sehr abgebrannt, zwei große, schwarze, geistreiche Augen blitzten daraus hervor, die Nase fein und etwas gebogen, Mund und Lippen verschwanden unter einem ungeheuren Schnurrbart, der, spitzig zulaufend und stark gewichst, zu beiden Seiten des Gesichtes wegstand, wie die Raa an einem Mastbaume.

Der Kapitän liebte die auffallenden Toiletten. Er trug gerne einen blauen Frack mit vergoldeten Knöpfen, rothe Westen und weiße Beinkleider, dazu immer bespornte Stiefel. Besonders gefiel er sich in einer Halsbinde von grünem Satin, vorne zusammengehalten mit einer Nadel, an welcher eine große Kugel aus Korallen hing.

Das beständige Geklingel einer Unzahl von Anhängseln, welche an einer massiven goldenen Uhrkette herumbaumelten, erfüllte sein Ohr und seine Seele mit wahrem Entzücken.

Sehr galant gegen Damen, war er eitel genug zu glauben, er müsse jeder gefallen, und man liebe ihn seiner selbst willen.

Unbestrittenen Erfolg hatte er aber auch wirklich bei jener Klasse von Frauen, die später unter der Benennung „Loretten" auftauchten und es in ihrer Art zu einer europäischen Berühmtheit brachten.

Sein langer Schnurrbart, seine militärische Haltung, sein Rang als Kapitän und sein Ruf als gefürchteter Duellant, hatten so mancher dieser armen Geschöpfe den Kopf verrückt.

Seine Liebesabenteuer hatten sich aber niemals über dieses Niveau gehoben.

Wenn wir nach dem eben Gesagten noch hinzufügen, daß der Kapitän ein eben so großer Freund der Tafel wie der Weine und der hübschen Frauen war, so hätten wir wohl die biographische Skizze erschöpft.

Kehren wir nun in den Salon zurück und hören wie das Gespräch zwischen Claudia und dem Kapitän mit an.

„Corpo di Bacco!" rief er aus, „Sie sehen mich wüthend! — Wie, Sie sind es, welche diese einfältige Rosinette an der Thüre Ihres ergebensten Dieners warten zu lassen sich erkühnte! — Ich habe ihr eben auch tüchtig den Text gelesen, seien Sie versichert..... Sie sehen mich zu Ihren Füßen, Ihre Nachsicht anflehend wegen meiner etwas vernachlässigten Toilette und mir ein freundliches Lächeln erbittend, aus diesem Rosenmunde..."

„Sie sind vollkommen entschuldigt, lieber Kapitän", entgegnete Claudia lächelnd, „dieser Morgenanzug steht Ihnen übrigens reizend...."

„Zu viel Güte und Nachsicht, schöne Frau", rief Corticelli aus, indem er die Spitzen seines Schnurrbartes noch mehr in die Höhe richtete, „aber sagen Sie mir, theuere Freundin, welch' glücklichem Zufall habe ich denn das Glück zu verdanken, Sie in meiner bescheidenen Wohnung zu sehen?..."

„Mein Gott! wirklich ein Zufall. Ich fuhr an Ihrem Hause vorüber, da dachte ich mir: es ist schon so lange her, daß ich den guten Kapitän nicht gesehen habe; da ließ ich den Wagen anhalten, stieg herauf, und da bin ich nun..."

„Auf Ehre, meine reizende Claudia, ich bin entzückt, ich bin stolz auf Ihren Besuch, ganz Paris muß mich um dieses Glück beneiden. Ich bin fest überzeugt, daß es draußen finstere Nacht ist, da die Sonne sich bei mir befindet..."

Digitized by Google

„Ah, Kapitän! Kapitän!" erwiderte Claudia, „man hat wohl Recht, wenn man behauptet, jeder Italiener sei ein Poet. Mir will aber doch dünken, daß Sie die Hyperbel ein wenig zu weit treiben ..."

„Keineswegs meine angebetete Freundin .... Neben Ihnen erbleicht selbst die Sonne, und Ihre Reize verbreiten ein so starkes Licht um Sie herum, daß meine schwarzen Augen den flammenden Glanz zu ertragen nicht vermögen."

„So nehmen Sie blaue Brillen, wenn Sie mich ansehen wollen ..."

„Bösewicht!! — warum werfen Sie kaltes Wasser auf meinen Enthusiasmus!"

„Um ihn zu dämpfen, lieber Kapitän. — Aber stellen Sie dem Strom Ihrer Galanterie einen Damm entgegen, und lassen Sie uns von etwas Ernstem sprechen ..."

„Wir haben also etwas Ernsthaftes zu besprechen?"

„Ja."

„Sind Sie dieserwegen zu mir gekommen?"

„Ganz richtig."

„Desto besser, schöne Frau. — Ich stelle mich ganz zu Ihrer Verfügung."

„Mein lieber Kapitän, ich setze voraus, daß Sie noch der alte Held sind."

„Mehr als je, das Heldenmüthige liegt in meinem Charakter. — Ich bin tapfer, wie ich galant bin von Natur aus und in Folge meines Temperamentes."

„Ganz vortrefflich! — und Ihre Stärke im Fechten?"

„Nimmt von Tag zu Tag zu — die berühmtesten Fechtmeister von Paris fürchten mich mehr als das Feuer. — Alle Tage vor dem Frühstücke übe ich mich im Fechten, und seit Kurzem habe ich wieder zwei neue nicht zu parirende Stöße meinem ohnedies schon sehr reichen Repertoire beigelegt ..."

„Ei, ei! da mag es ja sehr gefährlich sein, mit Ihnen etwas zu thun zu haben."

„Es war von jeher gefährlich", sagte der Kapitän, „sich mit mir einzulassen. — Ich kann für diese Behauptung hinlängliche Beweise aufstellen, — diese meine Geschicklichkeit ist ja eben die Ursache meines Exils. — Ich habe buchstäblich mein Vaterland entvölkert ... Wer das Unglück hat, mich herauszufordern, oder meinen Zorn auf sich zu laden, der mag schon seine weltlichen Angelegenheiten ordnen, seiner Geliebten Lebewohl sagen — seinen Angehörigen schreiben und sein Leichenbegängniß anordnen. — Aber wozu diese Fragen, theure Freundin?"

„Weil ich ehedem so viel von Ihren wunderbaren Duellen reden gehört habe, und jetzt davon gar nichts mehr verlautet. Da dachte ich mir: dieser berühmte Mann scheint ganz zu versauern."

Corticelli seufzte tief auf und rief aus:

„Ah! das ist nur zu wahr. Keine Gelegenheit! — Man vergißt ganz auf mich."

„Wie, Gelegenheit fehlt Ihnen?"

„Ja, ja, so ist es. — Das Duell ist nach den hübschen Frauen dasjenige, was ich am meisten liebe. — Nun, werden Sie es glauben, daß es mir nicht möglich ist, einen einzigen Gegner vor die Klinge zu bringen? — Ich habe gut, mich aufblähen, arrogant, ja sogar beleidigend zu sein, man antwortet mir mit Höflichkeiten. — Wenn dann zufällig Einer wirklich geneigt wäre, mir die Zähne zu zeigen und mir seine Karte gibt, so wird er gleich lammfromm, weicht meiner Herausforderung aus und ladet mich zum Frühstück ein, sobald er meine Karte entgegennimmt und darauf den gefürchteten Namen „Kapitän Corticelli" liest. — Man möchte des Teufels werden. — Wahrhaftig, das ist zum Verzweifeln!"

„Armer Kapitän", sagte Claudia mit erneuertem Lächeln. „Ich bedauere Sie vom Grunde meines Herzens."

„Da haben Sie auch ganz Recht... Eine solche aufgezwungene friedliche Existenz, mit der sich mein aufbrausender Charakter gar nicht verträgt, verkürzt mir mein Leben um viele Jahre."

„Ein solcher Zustand kann nicht andauern. Man muß absolut einen Ausweg, ein Mittel finden."

„Für mein Uebel gibt es nur ein Mittel. Ein hübsches, nettes Duell, das mir wieder Balsam in's Blut träufelt. Aber wo ein solches suchen und — finden?"

„Vielleicht könnte ich Ihnen aus dieser Verlegenheit helfen", entgegnete Claudia.

„Wirklich!" rief Corticelli freudestrahlend aus.

„Ja, wirklich — auf meine Ehre."

„Theuere Freundin, ich falle vor Ihnen auf die Knie nieder. Haben Sie Jemanden, der Ihnen im Wege ist?"

„Ja."

„Und Sie wollen seiner los werden?"

„Das wäre mein sehnlichster Wunsch."

„Ganz gut. Man wird Ihnen diese Last abnehmen, ich übernehme es."

„Kapitän, Sie sind ein wahrer Freund!"

„Nichts ist mir angenehmer, als Ihnen dienen zu können. Der Name dieses Ueberlästigen, wenn ich bitten darf?"

„Der Herzog de la Tour-Vaudieu."

Corticelli fuhr sich mit der Hand hinter's Ohr.

„Ei, ei!" rief er aus.

„Nun, was gibt's", fragte Claudia, „man sollte beinahe glauben, Sie zögern."

„Ich zögere niemals. Nur ..."

Der Kapitän unterbrach sich selbst.

„Schiene Ihnen der Herzog vielleicht kein würdiger Gegner?"

„O nein. Ich würde mich glücklich schätzen, meinen Degen mit einer solchen Klinge kreuzen zu können. . . . . Aber . . ."

Corticelli hielt wieder inne.

„Aber — was?" rief Claudia aus. „Sprechen Sie, was soll dieses Zaudern heißen?"

„Ich kann nicht umhin, zu bemerken", sagte der Kapitän, „daß es gefährlich, sehr gefährlich ist..."

„Jagt Ihnen die Gefahr etwa Furcht ein? Wäre etwa der Herzog de la Tour-Vaudieu ein Gegner, dem Sie sich nicht gewachsen fühlen?"

„Oh, durchaus nicht."

„Was denn? Etwas erschreckt Sie, das ist einleuchtend."

„Das will ich auch nicht leugnen. Ja, etwas erschreckt mich."

„Und das wäre?"

„Die Stellung meines Gegners."

„Was kümmert Sie das?"

„Ein Herzog — und Pair von Frankreich! Einer der ersten Namen von Frankreich. Ein Mitglied der Kammer..."

„Ein Herzog und ein Pair von Frankreich, kann der nicht eben so gut einen Degenstich bekommen, wie der erste beste Bürgerliche?"

Digitized by Google

„Wer sollte das in Abrede stellen? Nur kümmert sich die Polizei ganz wenig, wenn ein Bürgerlicher in die andere Welt expedirt wird, während sie viel schärfer darein geht, wenn es sich um eine hochgestellte Person handelt."

„Wenn nur Alles nach den Regeln eines ehrlichen Zweikampfes vor sich geht, dann haben Sie nichts zu fürchten...."

„Oh, ich weiß wohl, daß, wenn ich einer solchen Ehrensache wegen vor die Assisen geladen würde, mich die Jury freispräche (in solchen Fällen thut sie es immer), aber nichtsdestoweniger müßte ich doch einige Monate in der Untersuchungshaft zubringen, was mir doch sehr unangenehm wäre."

„Ah, also da drückt uns der Schuh, lieber Kapitän?"

„Ich muß gestehen, ja."

„Nun gut, wenn es aber ein Mittel gäbe, welches Sie für diese kleine mögliche Unannehmlichkeit entschädigen könnte, was würden Sie dann sagen?"

„Ich würde sagen: **Wir wollen doch sehen, was das für ein Mittel ist, und welcher bedeutende Vortheil sich daraus ergeben dürfte.**"

„Was halten Sie von einer Entschädigungssumme?"

„Viel, wenn der Betrag ein annehmbarer ist."

„Also im Prinzip sind Sie einverstanden?"

„Vollkommen."

„Es handelt sich also lediglich darum, die Ziffer festzustellen?"

„Nur darum, um nichts anderes, meine angebetete Freundin!"

„Kapitän! Sie stehen in dem Ruf, in Geschäften sehr coulant zu sein."

„Zu coulant, meine schöne Frau! — viel zu coulant. — Auf diesem Terrain stehe ich wehrlos da wie ein Kind. Man macht mit mir, was man will..."

„Ich meinerseits", entgegnete Claudia, „ich gehe grade aufs Ziel los, und sage meinen ersten und letzten Preis."

„Per Bacco! Da haben Sie Recht. Ich liebe eine solche Gebarung."

„Mit einem Mann von Ihrem Schlag muß man nicht feilschen. Ich biete Ihnen tausend Francs an....."

Der Kapitän schnitt ein gar saures Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle

von

Eduard Hammer.

(Aus der „Veranda.")

I.

Man erwartete die Ankunft eines Eisenbahnzuges. Es war gegen Abend, die rothen Laternen brannten schon. Ein eisiger Wind trieb die ersten Schneeflocken von Norden her. An dem Nordbahnhofe versammelten sich die Hotelwagen und Fiaker, die Reisende nach der zehn Minuten entfernten Stadt zu bringen hofften. Einzelne Gestalten, Arbeiter, bewegten sich an dem großen Eisengitter auf und ab, die Hände reibend und mit den Füßen stampfend. Die armen Teufel erduldeten Wind und Kälte, ohne zu wissen, ob sich ihnen Gelegenheit bieten würde, etwas zu verdienen.

In der Nähe des Perrons stand ein Mann, der ruhig ausharrte. Er lehnte mit dem Rücken an einem Packwagen und hielt beide Hände in den Taschen seines Rocks, dessen aufgeschlagner Kragen die Ohren verhüllte. Der Hut mit schlaffer Krämpe saß tief in die Stirn gedrückt. Eine Gasflamme warf ihren falben Schein in sein bleiches, knochiges Gesicht, das von einem starken Barte eingerahmt war. Unter dem linken Arme hielt er einen Stock.

— Guten Abend, Herr Falk! grüßte ein Eisenbahnarbeiter, der vorüberging.

Herr Falk dankte mürrisch, ohne sich zu bewegen.

Einzelne Personen kamen an, die Reisende empfangen wollten. Das rege Leben begann, das der Ankunft eines Zugs vorangeht. Herr Falk richtete sich jetzt empor; er schien um einen Kopf größer geworden zu sein, man erkannte eine lange, hagere Gestalt, die langsam die Stufen zu dem Perron hinanstieg. Der lange Mann mußte am Podagra leiden, denn er stützte sich auf den Stock, um das Gehen zu erleichtern. In dem Lichtkreise der Gasflammen ließ sich erkennen, daß seine Kleider abgetragen waren. Sein Hut hatte zwar eine moderne Form, aber er war schlecht und zerdrückt. Sein großes Auge, das glühend aus dem vollen Bart leuchtete, prüfte verstohlen die einzelnen auf- und abgehenden Leute.

Nach fünf Minuten ließ sich ein schrillendes Pfeifen vernehmen und der Zug bewegte sich langsam und geräuschlos in die große Halle. Es war ein Schnellzug, der heute nur wenig Passagiere brachte. Die Schaffner rissen die Thüren auf und die Reisenden erschienen. Ein Dutzend Hausknechte priesen mit lauter Stimme ihre Hotels an. Zwei von diesen Aufdringlichen hatten sich eines kurzen, dicken Herrn bemächtigt, der, in seinen feinen Pelz gehüllt, neben dem Wagen stand und das Aussteigen einer Dame erwartete.

— Stadt Paris mein Herr; Hotel ersten Ranges, in der Nähe der Börse — draußen steht die Equipage!

— Russischer Hof, das bequemste Hotel in der Stadt — Preise billig!

— Soll ich Ihre Reisetasche nach dem Hotel zur Krone schaffen? Es liegt dem Bahnhofe am nächsten!

Der alte Herr hatte Mühe, seine sauber gestickte Reisetasche vor den Zudringlichen zu schützen; sechs Hände streckten sich danach aus.

— Zurück! rief er endlich. Dann wandte er sich an Herrn Falk, der dem Treiben ruhig zusah: Mein Herr, sind Sie aus der Stadt?

Der Angeredete zog seinen Hut — eine ehrwürdige Glatze ward sichtbar.

— Ja mein Herr, ich bin Bürger dieser Stadt.

— Die Anpreisungen dieser Leute sind mir zuwider; ich bitte, nennen Sie mir ein Hotel, das solid ist. Ich werde vier bis sechs Wochen Aufenthalt darin nehmen...

Der kleine dicke Herr sah lächelnd über seine Brille zu dem langen Manne empor. Herr Falk, der trotz seiner eben nicht glänzenden Toilette durch sein biederes und ruhiges Gesicht Zutrauen einflößte, bedeckte sein halbkahles Haupt wieder, indem er antwortete:

— Ich empfehle Ihnen die Stadt Paris. Der Besitzer derselben ist mein Freund — Sie können nirgends billiger, bequemer und eleganter wohnen. Der solide Kaufmannsstand verkehrt dort.

— Der Kaufmannsstand — vortrefflich!

— Von dem Hotel bis zur Börse sind nur wenig Schritte —

— Gut, recht gut!

— Auch liegt das Theater in der Nähe.

— Ich danke Ihnen, mein Herr. Auguste, sagte der Reisende, zu der Dame, die indeß an seine Seite getreten war, wir werden in der Stadt Paris wohnen. Das Hotel wird gerühmt — die Kaufmannschaft verkehrt dort. Es ist dies ein Umstand, den ich beachten muß.

Auguste zeigte unter dem schwarzen Sammethute ein reizendes Gesicht. Ihre Wangen waren frisch und rosig wie der junge Mai, ihr dunkles Auge blitzte lebhaft. Die schönsten Lippen bildeten einen reizenden Mund. Ein seidener mit Pelz verbrämter Mantel hüllte ihre schlanke Gestalt ein.

— Sorge nur so rasch als möglich für ein gutes Zimmer, lieber Vater! sagte sie bittend.

Jetzt begann die Thätigkeit Falk's; er übergab die Reisetasche einem Hausknechte und befahl ihm, den Wagen bereit zu halten. Dann ließ er sich von dem alten Herrn den Gepäckschein geben und ging der Gepäcksausgabe zu.

— Wer ist der dienstfertige Herr? fragte der Reisende den Hausknecht.

— Ein Advokat, war die Antwort. Er hat viel mit Kaufleuten zu thun und ist täglich in unserm Hotel. Auf den kann sich der Herr verlassen. Folgen Sie mir zu unserem Wagen.

Der Mann führte die Reisenden zu einer eleganten Equipage, die an dem Eingange zum Wartsaale hielt. Vater und Tochter stiegen ein. Nach kurzer Zeit brachte man das Gepäck, das der Kutscher zu sich nahm, und der Wagen fuhr der Stadt zu. Herr Falk war durch einen jungen Mann zurückgehalten, der ihn mit den Worten anredete:

— Verzeihung, mein Herr, ich möchte mit Ihnen sprechen.

Das Kostüm des jungen Mannes verrieth, daß er mit dem Zuge angekommen war. Er trug einen schweren Reisemantel und eine Pelzmütze. Sein Gesicht war ein wenig bleich, aber zart und interessant. Das schwarze Bärtchen über der Oberlippe stand ihm gut.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 12. Okt. Durch zufällige Umstände abgehalten, vermochten wir erst nach längerer Unterbrechung die Oper wieder zu besuchen und wollen denn mit einer Besprechung der gestrigen Aufführung des Freischützen das unterbrochene Referat wieder aufnehmen und fortsetzen in der Hoffnung, recht viel des Guten und Vortrefflichen berichten zu können, jedoch auch mit dem festen Vorsatze, durch leidenschaftslose Besprechung der Fehler das Unsere zur Abstellung derselben und zur Läuterung und Veredlung des musikalischen Geschmackes beizutragen. Wenn wir bei diesem Bestreben zuweilen auch etwas Wermuth beimischen müssen, so geschieht es nicht aus Vorliebe für den Tadel, sondern aus Liebe zur Kunst und berührt uns nicht minder unangenehm als den Betroffenen selbst. Sollten wir durch unsere Andeutungen eine Besserung erzielen, so werden wir hierin die schönste Anerkennung für die Mühe erblicken, welche eine ehrliche und rückhaltslose Kritik mit sich bringt.

Werfen wir nun einen Rückblick auf den Freischütz von gestern, so können wir denselben im Ganzen unter die gelungenen Aufführungen zählen; die Oper war in allen Theilen gut einstudirt und ging sowohl in den Haupt- und Nebenrollen als im Ensemble und Chor ziemlich gut zusammen. Es war überall ein redliches Streben, zum Gelingen des Ganzen beizutragen, ersichtlich, und der Erfolg kann in der Hauptsache auch ein glücklicher genannt werden. Uebrigens war es namentlich ein Umstand, welcher in einzelnen Nummern störend hervortrat und ein System zu beurkunden schien, mit dem wir uns nicht ganz einverstanden erklären können; es ist das die Behandlung des Taktmaßes und des Piano. Ersteres scheint uns besonders in den Andantis über Gebühr verzögert worden zu sein, so zwar, daß viele Stellen, wie z. B. der Eingang der Ouverture in ihrem wahren Charakter mehr oder weniger beeinträchtigt wurden; die Introduktion der Ouverture ist allerdings getragen und weich, deßhalb darf aber das Tempo nicht zu langsam und schleppend werden, weil sich dadurch die Spannkraft verlieren und Monotonie einschleichen würde. Unter mehreren Nummern der Oper, auf welche dieser Mißstand seinen Schlagschatten geworfen, verweisen wir nur auf die bekannte Arie des Max „durch die Wälder durch die Auen, zog ich hin mit leichtem frohem Sinn", eine Arie, welche, wenn gleich aus einem elegischen Motive entsprungen, doch eine gewisse Lebhaftigkeit durch das Andenken an die frühere sorgenlose, glückliche Zeit athmen muß, während sie durch das langsame Tempo in der gestrigen Aufführung fast ein Klagelied geworden. Was das Piano anlangt, so wurde es in einer Weise exekutirt, als ob stets pianissimo vorgezeichnet wäre, was in einzelnen Nummern wirklich störend hervorgetreten ist; wir erwähnen nur des Jägerchors im letzten Akte; der kräftige Männerchor fiel an der Stelle, wo es sich von Erlegung des wilden Wolfs und des Ebers handelt, in ein so auffallendes pianissimo, daß man glauben konnte, es handle sich um Alles eher als um ein kräftiges Jagdlied zur Verherrlichung des edlen Waidwerkes. Wenn Weber ein Piano in dem Chore angebracht hat, so wollte damit im Gegensatze zu dem Forte nur ein leichter Wechsel angedeutet werden, der bei einem Chore kräftiger Jägerburschen gewiß nicht ins Flüstern mit halblauter Stimme herabsinken darf. Wenn das zarte weiche Pianissimo an rechter Stelle für die Koloratur eines Tonstückes von unendlichem Erfolge ist, so schadet es am unrechten Platze in demselben Verhältnisse; wir glauben deßhalb mit Recht auf geeignete Rücksichtsnahme in obiger Beziehung rechnen zu dürfen, da die Opernleitung sich in anerkannter tüchtiger Hand befindet und sich unter derselben besonderer Sorgfalt zu erfreuen hat.

Indem wir ein Weiteres für später vorbehalten, erwähnen wir schließlich noch, daß sich Frau Förster sichtlich bestrebt hat, die ihrer Individualität weniger entsprechende Rolle der Agathe mit jener Innigkeit und ahnungsreichen Zartheit durchzuführen, welche dieselbe charakterisiren; sie erntete deßhalb nebst Frln. Rottmeier als Aennchen, Hrn. Wagner als Max und Hrn. Schiffbenker als Kaspar, die ihr befriedigend zur Seite standen, allseitige Zeichen der Anerkennung. —δ—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

An die k. Hof- und Staatsbibliothek München.
1 N. Würzb. Ztg.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 83. Sonntag den 18. Oktober 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

„Gehen Sie auf diesen Antrag ein?" fragte Claudia.

„Es liegt mir viel daran, theuere Freundin, mich Ihnen dienstfertig zu beweisen", antwortete Corticelli, „aber es ist mir unmöglich, zu verhehlen, daß ich dieses Anerbieten rundweg zurückweisen muß."

„Also Sie nehmen meine tausend Francs nicht an?"

„Hm!"

„Aber warum?"

„Weil, wenn ich sie annähme, Sie den armen Kapitän Corticelli weidlich auslachen würden; und Sie hätten auch vollkommen Recht. . ."

„Das verstehe ich nicht. . ."

„Und doch ist es klar wie Quellwasser. Nehmen wir an, ich hätte in meiner Tasche einen ganz neuen Louisd'or, Sie hätten Lust auf diesen Louisd'or und sagten zu mir: Ich gebe Ihnen dafür zwanzig Sous. Wenn ich diesen Handel einginge, würden Sie sich ins Fäustchen lachen, und dabei denken: Dieser Corticelli ist doch ein großer Einfaltspinsel. . ."

„Aber was hat das mit unserer Angelegenheit zu schaffen?"

„Sie begreifen diese Apologie nicht? Also ohne Parabel: Der Louisd'or ist mehr werth als zwanzig Sous — der Degenstich mehr als tausend Francs! Oh, viel mehr!"

„Ich weiß aber ganz bestimmt, daß Sie sich vor drei Jahren für dreihundert Thaler geschlagen haben, ohne zu feilschen und ihren Gegner in die andere Welt schickten. . ."

„Ich erinnere mich dunkel darauf, aber die Verhältnisse waren ganz verschieden. Wenn ich mich recht entsinne, so handelte es sich damals darum, daß ein eifersüchtiger Mann sich des Geliebten seiner Frau entledigen wollte, eines jungen ganz unbedeutenden Menschen. Am Abend zuvor hatte ich gerade meinen letzten Sou in der Roulette verloren. Ich mußte daher Alles mitnehmen, um den Verlust wieder einzubringen — übrigens war der Gatte nicht reich."

„Lieber Kapitän, auch ich bin nicht reich."

„Lassen wir das! Eine hübsche Frau ist immer Millionärin."

„Mag sein, ich kann aber nicht mehr geben, als ich Ihnen anbiete. Wollen Sie meine tausend Francs?"

„Ich bleibe bei dem, was ich gesagt."

„Also, wie viel würden Sie denn beanspruchen? Reden Sie, Kapitän."

„Wozu? Ich sehe wohl, daß wir uns nicht verständigen können."

„Sie stellen also so hohe Bedingungen?"

„Durchaus nicht. Meine Anforderungen sind so bescheiden und gerecht, wie Ihr Antrag ungerecht und unannehmbar ist."

„So kleiden Sie also Ihre Forderung in Ziffern."

„Sie wollen es?"

„Ja, ich bitte Sie darum."

„Es sei. Zwanzigtausend Francs."

Claudia sprang vom Stuhl auf.

„Zwanzigtausend Francs", rief sie aus. „Habe ich recht gehört?"

„Ja, ganz recht; wenn Ihnen aber das nicht zusagt, so brauchen Sie darauf nicht einzugehen, es kann Sie ja Niemand dazu zwingen. Reden wir von etwas anderem."

„Zwanzigtausend Francs", wiederholte Claudia. „Sie sind ja verrückt, lieber Kapitän."

„Glauben Sie das wirklich, meine angebetete Freundin?"

„Sie kennen meine Verhältnisse."

„Ebenso gut, vielleicht noch besser, als Sie selbst."

„Woher soll ich denn diese Summe nehmen?"

„Ich könnte Ihnen darauf antworten, das kümmert mich nicht, aber ich ziehe es vor, Ihnen zu beweisen, daß ich — ein Edelmann von reinstem Wasser — mich Ihnen gern zu Diensten stelle; nur muß ich bemerken, daß es vergebene Mühe ist, den armen Kapitän hinter's Licht führen zu wollen, denn er ist von Allem zu wohl unterrichtet."

„Lassen Sie doch hören", sagte Claudia, neugierig gemacht durch des Kapitäns Rede.

„Ich will thun, was Sie von mir verlangen, will es thun für die Kleinigkeit von zwanzigtausend Francs, obschon ich weiß, daß, wenn ich hunderttausend Francs verlangte, Sie sie mir auch geben würden."

„Ah, warum nicht gar", unterbrach ihn Claudia.

„Lassen Sie mich ausreden. Ja, Sie würden mir die hunderttausend Francs geben und noch mehr, wenn es nöthig wäre, denn es handelt sich um einen Degenstich, der Ihnen Millionen einträgt."

Claudia schwieg.

Der Italiener fuhr fort:

Digitized by Google

„Der Marquis de la Tour-Vaudieu — der mich nicht kennt, den ich aber sehr wohl kenne — hat das Glück, bei Ihnen sehr in Gnaden zu stehen. Sie sind heute ebenso seinet- als Ihretwegen bei mir. Der Marquis ist verschuldet, wird gerichtlich verfolgt, ist mit einem Worte vollkommen ruinirt. Nur eine Erbschaft kann ihn wieder auf die Beine helfen, und ihm diese Erbschaft zuzuwenden, hängt allein von mir ab. Ich schlage mich morgen mit seinem Bruder und er ist morgen Millionär. Ich verkaufe Ihnen diese Millionen um zwanzigtausend Francs. Sie sehen, was Ihr ergebener Diener für einen lächerlichen Kauf schließt. Bedenken Sie noch, meine schöne Dame, daß ich keine Konkurrenz zu fürchten habe; wenn wir uns also nicht verständigen, so dürften Sie sehr in Verlegenheit sein, wie sich aus diesem Labyrinth von Unannehmlichkeiten herauszuwickeln. Und nun ist es an mir, zu fragen: Sind Sie einverstanden?"

Claudia dachte nur einen Augenblick nach.

„Ja", sagte sie, „abgemacht!"

Und zum Zeichen, daß der Handel abgeschlossen sei, hielt sie dem Kapitän ihre kleine Hand hin, welche dieser nach allen Regeln der Galanterie an seine Lippen führte.

„Nun", fuhr Claudia fort, „muß ich gestehen, daß es mir unmöglich ist, Ihnen die geforderte Summe in diesem Augenblick auszuzahlen."

„Das weiß ich wohl", entgegnete der Kapitän.

„Also wie werden wir uns arrangiren?"

„Ganz leicht. Ueber wie viel Geld können Sie augenblicklich verfügen?"

„Ueber hundert Louisd'ors."

„Haben Sie diese hundert Louisd'ors bei sich."

„Ja."

„Geben Sie sie mir."

„Da sind sie."

„Gut. — Nun wollen Sie gefälligst sich an diesen Schreibtisch setzen. — Hier ist Feder und Papier."

„Muß ich schreiben?"

„Freilich wohl."

„Was?"

„Nur ein paar Zeilen, die ich die Ehre haben werde, Ihnen zu diktiren."

„Schreiben! —" sagte Claudia zögernd, „das ist sehr gefährlich!"

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen die hundert Louisd'ors wieder zurückgebe? — Geniren Sie sich gar nicht — heben wir den ganzen Vertrag wieder auf."

„Diktiren Sie!" antwortete Claudia, „ich werde schreiben."

Der Kapitän strich sich den Schnurrbart und sagte:

„Es wird ganz kurz sein, also:

„Ich, Claudia Varni, wohnhaft in Paris, Rue de Champs-Elysées Nr. 18, verpflichte mich in meinem und im Namen des Marquis Georg de la Tour-Vaudieu, von welchem ich zu diesem Ende ermächtigt bin, dem Ueberbringer einen Monat nach dem Tode des Herzogs Siegmund de la Tour-Vaudieu, des älteren Bruders des Marquis, die Summe von achtzehntausend Francs einzuhändigen."

„Ist das Alles?" fragte Claudia.

„Alles. — Bitte nur noch um die Unterschrift und um Beisetzung des Datums. — So! — Die Sache ist also geordnet!"

Corticelli öffnete nun den Schreibtisch, legte die Schrift in eine Lade, sperrte wieder ab und steckte den Schlüssel zu sich.

„Schöne Dame", sagte er dann, „ich setze voraus, es liege Ihnen sehr viel daran, den Marquis sobald wie möglich im Besitz der Erbschaft zu sehen?"

„Um so mehr, da auch andere Gründe die Beschleunigung dieser Angelegenheit dringend erheischen."

„Vortrefflich! Ich werde mich ohne allen Zeitverlust an's Werk machen. Ist der Herzog in Paris?"

„Ja."

„Sind Sie dessen sicher?"

„Ganz sicher."

„In diesem Falle glaube ich Ihnen versprechen zu können, daß er morgen Abends nicht mehr unter den Lebenden herumwandeln wird. — Sollte indeß eine kleine Verzögerung eintreten, so legen Sie es nicht meiner Saumseligkeit zur Last. — Im schlimmsten Falle heißt in achtundvierzig Stunden der Herzog de la Tour-Vaudieu nicht mehr Siegmund, sondern Georg."

Claudia war damit ganz zufrieden.

Sie nahm Abschied von dem Kapitän, der sie bis an die äußerste Thür seiner Wohnung führte, und dann Toilette machte, um auszugehen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Sie haben wohl in den Werkstätten der modernen Industrie jene ungeheuren Maschinen gesehen — diese Wunderwerke des menschlichen Genies.

Stumm vor Staunen und beinahe vor Schreck sind Sie stehen geblieben vor diesen Kolossen aus Kupfer und Stahl, deren unentwirrbares Räderwerk, deren unbegrenzte Gewalt den aufmerksamen Beobachter schwindeln macht.

Es ist bewunderungswürdig — es ist schauerlich.

Den Augenblick, als Ihre Blicke diese Maschinen, die Leben und Verstand zu haben scheinen, betrachten, ruft Ihnen Ihr Gedächtniß schauerliche Geschichten zurück, deren Heroen eben diese mörderischen Maschinen gewesen.

Ein Schauder durchrieselt Ihre Glieder, kalter Schweiß badete Ihre Stirn bei der Erinnerung an jene schauerlichen Begebenheiten, welche nur zu oft die Spalten der Journale füllen.

Es war Ihnen, als ob Sie dem furchtbaren Todeskampfe beigewohnt hätten, den der arme Arbeiter zu bestehen hatte, welchen eine dieser Maschinen an der Blouse oder an den Haaren packte.

Hat das Ungeheuer einmal seinen Raub erfaßt, und wäre es auch nur an einem Faden, so läßt es ihn auch nicht mehr los. — Wo die Hand durchgeht, muß auch der ganze Körper nach, und nicht mehr eine Leiche ist's, die aus dem unerbittlichen Rachen des Ungeheuers herausgeht, es ist eine unförmliche blutige Masse, an der nichts mehr von dem zu erkennen ist, was man noch vor wenigen Augenblicken einen Menschen nannte.

Es trifft sich zuweilen im Leben, daß das Schicksal sich ein Opfer außersieht und damit verfährt, wie die Maschine mit ihrem Raub.

Eine jener schrecklichen Anschuldigungen, welche mit Einem Male die Ehre und das Leben kosten, trifft plötzlich einen Unschuldigen.

Der Angeklagte wehrt sich — aber vergebens. Ein Netz von schlagenden, unverwerflichen Beweisen umstrickt ihn und hält ihn fest, wie mit eisernen Klammern.

Digitized by Google

Jene andere Maschine, nicht weniger schrecklich, welche man die menschliche Gerechtigkeit nennt, funktionirt mit ihrer autokratischen Strenge.

Der Angeklagte schreit, er erhebt Einsprache. Wozu? Die Beweise liegen vor — das Räderwerk läßt sich nicht aufhalten.

Der Unschuldige ist geopfert — sein Kopf fällt.

Es bleibt nichts, als die Leiche eines Guillotinirten!! —

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 15. Okt. (Gastspiel des Signor Carrion.) Zum zweiten Male ist der vielgerühmte Tenor Hr. Carrion auf hiesiger Bühne erschienen und hat dem gegen Erwarten nicht sehr zahlreich versammelten Publikum einen Kunstgenuß verschafft, wie er in unserer an ausgiebigen Tenoren so armen Zeit nur selten geboten werden kann. Herr Carrion gehört unter die besonderen Günstlinge des Glückes, denn der Besitz einer so herrlichen Stimme, wie die seinige, ist gewiß ein großes Glück, namentlich wenn diese Stimme unter dem Drucke der Jahre verhältnißmäßig so wenig an ihrer ursprünglichen Frische und Kraft verloren hat, als die des Hrn. Carrion. Derselbe hat vor einer langen Reihe von Jahren seine ersten Lorbeeren gepflückt und seine Ernte noch nicht beendet, fügt vielmehr auf seinem Zuge durch die größten Städte von Europa immer noch neue Blätter in den Kranz, welcher seinen Namen umflicht; denn noch steht er ein Heroe hoch auf der Leuchte der Kunst und beherrscht das weite Gebiet des Heldentenors mit seltener Meisterschaft. Mag auch der frische Glanz der Jugend seiner Stimme abgehen, er kennt die Vortheile und Hülfen, um durch die Kunst so ziemlich zu ersetzen, was die Zeit mit fortgenommen hat, denn Hr. Carrion hat, wie man sogleich bei seiner ersten Arie erkennen kann, eine treffliche Schule durchgemacht und seine Stimme in einer Weise ausgebildet, welche vollständig im Verhältnisse zu ihrem Werthe steht, sohin das von der Natur empfangene Talent, welches bei Manchem unbeachtet zu Grunde gehen mag, wohl genützet. Mit vollem Rechte kann man ihn deshalb einen vollkommenen Sänger nennen, der selbst jetzt noch kaum überboten wird, und mit dem nur Wenige in die Schranken zu treten im Stande sein werden. Von den tiefen Lagen des Tenors bis zum hohen b und c bewegt sich seine Stimme mit ungeschwächter Kraft und Fülle mit gleicher Abrundung und Klangfarbe des Tones; nirgends findet sich eine Härte und selbst in den höchsten Regionen nichts Gezwungenes, nichts Gepreßtes, der Ton fließt rein und elastisch von den Lippen, fällt in's zarteste, weichste Pianissimo und wächst in einer wirklich prachtvollen allmäligen Steigerung zum gewaltigen Forte, die Figuren sind ebenso leicht als lebendig und deutlich und über den ganzen Vortrag ist eine Delikatesse und Eleganz ausgegossen, welche im Vereine mit einem vorzüglichen Portamente einen bewältigenden Eindruck bei dem Zuhörer hinterlassen, der bei solchen Vorzügen den abgestreiften Schmelz der Jugend leicht vergißt.

Kömmt zu einer solchen Stimme noch ein richtiges Spiel, dann sind alle jene Faktoren vereinigt, welche einen glänzenden Erfolg auf der Bühne sichern. Hr. Carrion verdient nun auch im Spiel alle Anerkennung; er weiß seinem Vortrag in Mimik und Haltung den richtigen dramatischen Ausdruck zu geben und beobachtet überall das rechte Maß; er kann deshalb auch des Erfolges sicher sein.

Sein Edgar in Lucia wie sein Sever in Norma waren Meisterstücke, die über allen Tadel erhaben sind. Wenn wir auf einzelne Nummern hinweisen, so geschieht es keineswegs, um damit anzudeuten, daß die andern weniger beachtenswerth seien, sondern um im Gedächtnisse der Leser, welche die genannten Opern besucht haben, in der Kürze einige Beispiele für unsere obigen Behauptungen aufzustellen, denn eine spezielle Besprechung aller Einzelnheiten ist schon durch den uns zugemessenen Raum in diesem Blatte ausgeschlossen.

Was die zuerst genannte Oper anlangt, so schweben uns besonders das Duett zwischen Edgar und Lucia am Schlusse des ersten Aktes, die große Scene mit Quintett und Chor im zweiten und die Schlußarie „Engel du im Sternenzelte" im dritten Akte vor dem Gedächtnisse, und bezüglich der Norma heben wir die zweite und dritte Scene im ersten sowie den letzten Akt hervor. Überall treffen wir auf dieselbe Präzision, den gediegenen gehaltvollen Ton, das angemessene entsprechende Spiel, überall finden wir dieselbe Gewandtheit und Abrundung im Vortrag; überall die gleiche Markirung des Gefühles; wenngleich in italienischer Sprache gesungen, war der Vortrag seiner Arien doch in einer Weise gehalten, daß wohl Niemand über deren Bedeutung im Zweifel bleiben konnte. Daß unter solchen Umständen Hrn. Carrion der lebhafteste Beifall der Zuhörer zu Theil wurde, versteht sich von selbst, verdient übrigens deshalb besonders hervorgehoben zu werden, weil sich unter dem Auditorium viele kompetente Kunstrichter befanden, welche vollständig in die Hrn. Carrion gebrachten Huldigungen einstimmten.

Was die Leistungen des in obigen Opern noch mitwirkenden Personales betrifft, so müssen wir schließlich die Lucia der Frln. Ruhr und die Norma der Frau Förster als besonders gelungen hervorheben; sie trugen beide wesentlich zum Erfolge beider Aufführungen bei und verdienen deshalb rühmende Anerkennung.

Schließlich glauben wir noch beifügen zu sollen, daß vielfach der Wunsch ausgesprochen wurde, Hrn. Carrion noch im Barbier, einer seiner besten Rollen, zu hören, ein Wunsch, dessen Realisirung wir der Direktion hiemit anempfohlen haben wollen.

—δ—

Zum 18. Oktober 1863.

Von Robert Prutz.

Der unsrer Feinde List und Spott
Einst ließ zu Schanden werden,
Noch lebt der alte treue Gott
Des Himmels und der Erden;
So sei ihm heut und allezeit
Des Herzens erster Dank geweiht
Mit Worten und Geberden.

Er ist ein eifrig starker Herr,
Der Ketten kann zerschlagen,
Der Freiheit Sonne lenket er
Und läßt sie prächtig tagen;
O brich, du Freiheitsonnenschein,
Auch über unser Volk herein
Und ende seine Klagen!

Gedenkt der Todten unterm Moos,
Der ruhmgekrönten Ahnen!
Kühn war ihr Sinn, ihr Muth war groß,
Sie flogen stolze Bahnen.

Digitized by Google

Noch aber klagt der Abendwind,
Daß sie umsonst gestorben sind —
O sühnet ihre Manen!
Der Eifersucht, der Zwietracht Graus,
Den Neid, den fahlen blassen,
Werft aus den Herzen frisch hinaus
Das Grollen und das Hassen!
Ein einig Volk in Süd und Nord,
Ein Volk von Brüdern hier und dort,
Gebt Acht, so muß es passen!
So laßt zum Schwure uns die Hand,
Die Herzen uns erheben:
Es gilt das ganze deutsche Land
Im Sterben wie im Leben!
Daß es, durch Einheit stark und frei,
Die Herrscherin der Erde sei,
Herr Gott, das wollst du geben!

Gruß zur Feier des deutschen Ehrentags.

So stolz Dir Flagg' und Banner weh'n,
So stolz Dich heute schmückt der Kranz,
Sei mir gegrüßt in Siegstropha'n,
Hochheil'ger Tag des Vaterlands!
Sei dreimal, Feu'r, Du mir gegrüßt
Der Wetterschlacht, das uns geeinigt,
D'rinn wir geblutet und gebüßt,
Das uns erlöst hat und gereinigt!

Der Scherge kam mit Troß und Heer,
Noch einmal bau'nd auf seinen Stern,
Wir aber griffen stolz zur Wehr,
In Zuversicht auf Gott den Herrn!
Denn Gottes ist der deutsche Herd,
Und deutsch soll' Recht und Freiheit helfen,
Und galt's mit Feuer und mit Schwert
Aus Blut und Trümmern sie zu reißen!

„Vorwärts!“ und tausend Wetter spie
Des Helden Wort von Heer zu Heer!
Und auf einander stürzten sie
In Kampf und Dampf, ein Feuermeer!
So wankt und dröhnt die Erde nicht,
Und nicht das Meer, das Ungeheuer,
So rast der wilde Himmel nicht,
Wie heut' das Eisen und das Feuer!

Der Väter alten Muth und Stolz —
Die Flamme facht' und schürt' ihn an
Die Flamm', d'rinn Joch und Fessel schmolz,
Der Freiheit riß sie Waff' und Bahn!
Und saß ein Makel noch und hing
Noch eine Schuld an Waff' und Wehre —
Gereinigt durch das Feuer ging
Das deutsche Schwert, die deutsche Ehre!

Und horch! der Schlachtendonner schwieg!
Die Glocken, freudig, klangen hin,
Und alle Glocken klangen Sieg!
Und Sieg hatt' uns der Herr verlieh'n!
Demüthig, wie des Volkes Reih'n,
Hinsank der Fürst, der tiefgebeugte,
Und schwur dem Volke treu zu sein,
Wie ihm die Treu' das Volk bezeugte!

Ihr aber, in der Helden Kreis
Hochragt ihr, Blücher! Prinz Eugen!
Unsterblich wird des Tages Preis
Um Eure Heldenstirne weh'n:
Und heute, wie auf Leipzig's Feld
Die Völker, ein Gedächtniß, schreiten,
Wird Euer Name durch die Welt,
Und wandeln Euer Werk die Zeiten.

Philipp Scherl.

Schlacht bei Leipzig.

Säuselnd durch die deutsche Eiche
Cherubsstimmen die das reiche,
Hehre Saatfeld deutscher Freiheit,
Leipzigs Ebne segnen heut!
Aus der Nacht von fünfzig Jahren,
Cryfolidengleich gewahren
Heute wir voll Stolz entrollt
Tricoloren, roth und Gold:

Blut'ger Strom! auf dem die Barke
Eines frohen Festes schwimmt,
In der Glut, die Dir entglimmt.

Leiht der Freude Himmelsflammen,
Ehrt die Freiheit, wirkt zusammen:
Ihre Thatkraft sauget ein:
Perlen werfet in den Wein! —
Zeiten wechseln —, Heldenseelen —
Ihrer Ahnen werth zu sein —
Gilt's fürs Künftige zu stählen. —

Selig die das Schlachtfeld decken,
Chor des Jubels muß sie wecken
Heute aus dem Todesbann! —
Lebe Hoch! dem letzten Mann
Aus der Schaar die uns geblieben; —
Clio hat sie eingeschrieben: —
Hoch, die Namen all' entrollt
Trägt die Flagge, schwarz, roth, gold! —

Niedrer Kämpfer, wundenreicher
Eingesenkt ohne Preis,
Ihrer auch gedenkt sie leis. —

Lenzvoll blühen die Gefilde,
Einst von Todes Nacht umweht;
Ihrer Thaten Saat ersteht. —
Preis und Ruhm dem Gott der Götter,
Zog er nicht durch Kampf und Wetter,
In der Zukunft Glanz und Licht
Gültig mit uns? — half er nicht? —

Margaretha Adelmann.

Schleswig-Holsteins Recht.

Ein Trostruf aus der Ferne an Schleswig-Holstein*)
zum 18. Oktober 1863.

Was schon aus grauer Vorzeit deutungsreichen Sagen,
Ein heilig Erbe, einst den Vätern lieb und werth,
Aufs Neue ward es oft gefeit mit deutschem Schwert
Und feierlichen Eiden in verfloss'nen Tagen.

Der Zeiten dunkle Strömung wogte auf und nieder,
Wie wechselnd Ebb' und Fluth am deutschen Meeresbord,
Und, kaum errungen, sank des Landes hoher Hort
Aufs Neue oft hinab zur düstern Tiefe wieder.

Und doch, mein Vaterland: es bleibt und wird nicht schwinden
Wofür mit treuem Muth verspritzt der Brüder Blut,
Wenn hoch dein Banner ging, wenn siegten deine Zeichen.

Allwo noch deutsche Pulse schlagen, wird es zünden
Den Gottesfunken stets zur heißen Opferglut,
Bis dein Geschick erfüllt und deine Feinde weichen!

M. F. Chemnitz
aus Schleswig-Holstein.

---

*) Angesichts der bereits in der Verzettelung begriffenen Bundesexecution!

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 84. Mittwoch den 21. Oktober 1863

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Es ist eines jener herzzerreißenden Dramen, eine jener monströsen Verirrungen, für welche die menschliche Gerechtigkeit nur zum Theile verantwortlich gemacht werden kann, die wir in den folgenden Kapiteln vor den Augen unserer Leser entrollen werden.

Es ist dabei nichts erfunden. Wir setzen Thatsachen in Scene, wir stützen uns auf authentische, unbestreitbare Fakta.

In wem nur ein leiser Zweifel bezüglich der Wahrhaftigkeit unserer Erzählung aufsteigt, der nehme nur die Journale jener Zeit zur Hand und er wird in den Nummern gegen Ende des Jahres 1837 unter der Aufschrift: „Tribunaux" alle Einzelheiten des geheimnißvollen Verbrechens finden, das in ganz Frankreich die Runde machte unter dem Titel: „L'affaire du Pont de Neuilly."

Nur daß die Journale, die Richter und die öffentliche Meinung den Angeklagten verdammten.

Sie waren auch in ihrem Rechte — es war sogar ihre Pflicht, sie wußten nicht....

Aber wir wissen — und wir wollen der Wahrheit die Ehre lassen.

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung wieder zu unserer Erzählung zurück.

Steigen wir noch einmal die etwas stark abgenützten Stufen der Stiege des Hauses auf dem Place Royal hinauf bis in das letzte Stockwerk, überschreiten wir die Schwelle einer Wohnung, die wir schon kennen, jener des Paul Leroyer, und treten wie ein in die große Stube, welche Salon und Arbeitszimmer zugleich war.

Madame Leroyer saß, ihrer Gewohnheit gemäß, an einem der Fenster, welche nach dem Platze gingen, und besserte Wäsche aus, deren Fadenscheinigkeit von jahrelangem Gebrauche zeigte.

Die Toilette der jungen Frau war zwar immer sehr einfach, heute war sie aber schon mehr als einfach, obgleich von tadelloser Reinlichkeit.

Madame Leroyer hatte während der zwei Jahre, als wir sie nicht gesehen, nichts von ihrer Schönheit verloren. Sie war noch recht hübsch, wenngleich die Rosen auf ihren Wangen verbleicht waren, wenngleich ein bläulicher Rand um die Augen auf so manche Thräne schließen ließ.

Ihre Kinder, von denen sie sich niemals trennen konnte, waren groß geworden.

Abel, nun sieben Jahre alt, stand an einem Tisch und besah mit aller Aufmerksamkeit ein großes Bilderbuch.

Die kleine Bertha, ein paar Schritte von ihrer Mutter entfernt auf einem Schemel sitzend, spielte mit einer Puppe, die schon in sehr schlechtem Zustande war, und deren Gesicht keine Spur mehr an sich trug von den ehemaligen hübschen Farben.

Gar oft legte die Frau des Erfinders ihre Arbeit in den Schooß und sah auf ihre Kinder mit einem Ausdruck von rührender Zärtlichkeit und Liebe.

Zuweilen vertiefte sie sich in Gedanken, welche ohne Zweifel der schmerzlichsten Art waren, denn sie brachte das Taschentuch vor die thränenfeuchten Augen.

Dann bekämpfte sie wieder ihre Bewegung und arbeitete weiter.

Augenscheinlich schwebte über dem Haupte der armen Frau eine drohende Gefahr — sie war nicht glücklich.

Es wurde an der äußern Thüre geläutet.

„Mama", riefen die zwei Kinder zugleich, „der Papa!"

Schon seit langer Zeit hatte die junge Frau keine Magd und stand ganz allein dem Haushalte vor.

Sie stand auf und öffnete. Wirklich war es Paul Leroyer, welcher nach einer vielstündigen Abwesenheit endlich nach Hause kam.

Er umarmte seine Frau und die Kinder, ohne ein Wort zu sagen und warf sich, sichtlich zerstreut, in einen Lehnstuhl.

Der Erfinder war kaum siebenunddreißig Jahre alt.

Wir wissen, daß er groß gewachsen war; wir sprachen schon früher von seiner offenen, intelligenten Physiognomie.

Die letzten zwei Jahre hatten aber so verheerend auf ihn eingewirkt, daß es schwer, ja beinahe unmöglich war, ihn wieder zu erkennen.

Der Neffe des Doktors sah aus, als ob er fünfzig Jahre alt gewesen wäre.

Er war sehr abgemagert, die Backen waren eingefallen, die Gesichtsfarbe fahl, die Stirn gefaltet.

Viele vollkommen weiße Locken mischten sich unter seine schwarzen Haare, auf welche er gar keine Sorgfalt mehr verwendete und die ihm über den Kragen eines sehr abgenützten Rockes herabfielen. Der Bart, ebenso wenig kultivirt wie die Haare, war stark grau geworden.

Er hielt sich nicht mehr so aufrecht wie ehedem; es war, als ob die Last einer unerhörten Entmuthigung zu stark auf seine Schultern drückte.

Digitized by Google

Sein Gesicht trug den ernsten, gewöhnlich Zerstreuung verkündenden Ausdruck eines Menschen, den eine unangenehme fixe Idee beherrscht.

Seine Augen, ehedem so lebhaft und feurig, hatten allen Glanz verloren.

Mit einem Worte es war nicht möglich, die Blicke auf Paul Leroyer zu richten, ohne sich sagen zu müßen:

„Das muß ein sehr unglücklicher Mensch sein!"

Ach ja! Das Unglück war nur zu wahr!

Eine kurze Weile respektirte Angelique das Schweigen ihres Mannes. Da es aber den Anschein hatte, als ob dieses Schweigen nicht sobald enden sollte, fragte sie ganz kleinlaut und zögernd:

„Nun — lieber Paul?"

Dieser erhob den Kopf, wie Jemand, den man plötzlich aus einem tiefen Schlafe reißt, und sah seine Frau an.

„Hast du Mr. Lebreton gesehen", fragte sie weiter.

„Ja", antwortete Paul mit schwacher Stimme.

„Bewilligt er dir einen Aufschub?"

„Nein."

Die junge Frau seufzte tief auf.

Paul verfiel wieder in seinen früheren Stumpfsinn.

Nach einer kurzen Pause fragte Mad. Leroyer wieder:

„Und den Wechsler aus der Rue Dauphine, hast du ihn getroffen?"

Paul bejahte es durch eine Kopfbewegung.

„Hat er dich gut empfangen?"

„Nein."

„Also gar keine Hoffnung."

„Keine."

„Nun bleibt nur noch der reiche Kapitalist, welcher auf seine Kosten deine zwei neuesten Erfindungen verwerthen soll."

Um Pauls Lippen spielte ein ironisches Lächeln, und er sagte:

„Arme Angelique! Du kennst die Welt schlecht. Gibt es einen reichen Kapitalisten, der sein Geld an die Idee eines armen Teufels, wie ich bin, setzt? Nein, nein! Beweis, daß ich kein Talent besitze, weil ich keinen Thaler in der Tasche habe! Beweis, daß ich nicht ein Erfinder, sondern ein Narr bin, weil ich mein baares Vermögen von einmalhunderttausend Francs verschleudert, weil ich eine bedeutende Schuldenlast kontrahirt, weil ich auf dem Punkte bin, Keida anzusagen, und nach dem Schuldenthurm zu wandern, — die Kapitale verstehen sich darauf wunderbar und bleiben gar weislich in den Kassen der Kapitalisten! Mr. Krieger, der mir sein Wort gegeben, hat es heute Morgens zurückgezogen...."

„Das ist der Todesstoß!" stammelte Madame Leroyer und brach in Thränen aus.

„Der Todesstoß!" wiederholte Paul, „ach nein!"

„Noch etwas?"

„Ja."

„Paul, du erschreckst mich."

„Du solltest doch seit zwei Jahren gewöhnt sein, alle Unglücksfälle vorauszusehen..."

„Nun, was soll ich noch hören?"

„Erinnerst du dich noch eines William Jackson?"

„Jener Engländer, der dir vor drei Monaten mehrere Maschinen abkaufte?"

„Derselbe. Er bezahlte mir diese Maschinen, die mich zwölftausend Francs kosteten, mit sechstausend Francs, aber ich erhielt von ihm anstatt des Geldes Wechsel auf drei Monate, die ich noch mit sechs Perzent Nachlaß an Morisseau, dem Geschäftsmanne in Courbevoie zur weiteren Eskomptirung übergab...."

„Großer Gott! Sind etwa diese Wechsel nicht eingelöst worden?"

„Nein, nein! das konnte nicht sein, denn sie waren zu gut. Aber dieser Jackson hatte mir sein Ehrenwort gegeben, nach drei Monaten weitere tausend Francs an mich abzugeben. Tausend Francs sind eine Kleinigkeit, aber für mich sind sie in diesem Augenblick Alles..."

„Nun?" fragte Angelique in höchster Spannung.

„Heute war ich bei ihm."

„Und auch er hat sein Wort nicht gehalten?"

„Seit zwei Monaten ist er flüchtig geworden. Es waren eine Menge Klagen wegen Betrugs gegen ihn anhängig gemacht. Der Kerl war ein Schuft."

Madame Leroyer zitterte am ganzen Körper.

„Paul", sagte sie, „diese Wechsel machen mich fürchten. Wenn sie doch uneinbringlich wären."

„Darüber sei außer Sorge. Ich hätte sie ja nicht so leichtfertig angenommen. Jeder dieser Wechsel trägt das Giro von zwei bis drei sehr gekannten Pariser Firmen. Was das betrifft, bin ich ganz ruhig. Es ist genug, tausend Francs zu verlieren, auf die ich mit aller Bestimmtheit rechnete."

„Was wird aus uns werden?" fragte die junge Frau vor sich hin.

Paul machte eine Geberde, welche sagen wollte:

„Ich weiß es nicht...."

„Wir haben kaum zwanzig Franks im Hause", fuhr Angelique fort, „....die beiden letzten Miethzinse sind nicht bezahlt — der Portier hat mich verständigt, daß, wenn er nicht bis Ende der Woche eine à Conto-Zahlung von uns erhält, er die Pfändung einleiten müßte...."

„Ich habe an ein paar Personen geschrieben, die mir kleinere Beträge schulden..." antwortete Paul. — „Sind diesen Morgen nicht Briefe an mich gekommen?"

„Ja — ein Brief und ein gestempeltes Papier."

„Wo sind sie?"

„Auf dem Kamin."

Paul stand auf und holte diese. Er durchflog das gestempelte Papier.

„Ah!" rief er aus, nachdem er bis zu Ende gelesen, „Lebreton hatte wohl wahr geredet, als er sagte, er werde mir keinen Aufschub bewilligen — hier ist das Urtheil. — In zweimal vierundzwanzig Stunden kann ich verhaftet werden."

„Verhaftet?" rief die arme Frau im höchsten Schreck aus.

„Und so wird es auch geschehen..." fuhr Paul fort.

„Wie! durch die Polizei?..."

„Nein, aber von Seite des Handelsgerichtes."

„Mein theurer Freund! Ich will, ich kann dich nicht als Gefangenen sehen!"

„Liebes Kind, daran wirst du dich wohl gewöhnen müssen...."

„Verlassen wir Paris..."

„Ohne Geld? ist das möglich? Uebrigens würde ich niemals darein willigen, wie ein betrügerischer Kridar die Flucht zu ergreifen."

„So verberge dich wenigstens...."

Digitized by Google

„Wohin? Ich habe nur dieses Asyl, und das werden wir bald auch nicht mehr haben..."

Angelique verbarg das Gesicht in ihre Hände und weinte.

Die Kinder konnten zwar nicht den Sinn des Gespräches fassen, da sie aber die Mutter so bitterlich weinen sahen, warfen sie sich ihr um den Hals, als ob sie durch ihre Liebkosungen den Schmerz der Mutter lindern wollten.

Die junge Frau drückte die Kleinen an ihr hochklopfendes Herz.

Mittlerweile hatte Paul das Siegel des Briefes erbrochen.

Oben in der linken Ecke war zu lesen: Morisseau, Notar, Grande Rue de Courbevoie Nr. 49, täglich von 10 bis 4 Uhr.

Kaum war der Blick des jungen Mannes auf diese Adresse gefallen, als eine dunkle Röthe sein Gesicht überzog, welche aber ebenso plötzlich einer Todtenblässe wich.

Er las bis an's Ende — stieß einen dumpfen Schrei aus und fiel bewußtlos zu Boden; das Papier entfiel seiner Hand und flog bis zu den Füßen der Madame Leroyer.

Der verhängnißvolle Brief war kurz abgefaßt, und lautete, wie folgt:

„Mein Herr!

Die drei Wechsel, jeder zu zweitausend Francs, die ich vor drei Monaten für Sie eskomptirt hatte, sind heute Morgens unbeglichen wieder zurückgekommen. Die Unterschriften sind gefälscht. Ich glaube, überzeugt sein zu können, daß Sie das Opfer und nicht der Mitschuldige dieses elenden Jackson sind und bewillige Ihnen noch zweimal vierundzwanzig Stunden bis zur Einlösung dieser drei Wechsel. Ich erwarte Sie übermorgen Mittag in meinem Bureau. Ist das Geld nicht am festgestellten Tage zur bestimmten Stunde in meinen Händen, so werde ich eine Kollektivanklage gegen Mr. Jackson und Sie beim Handelsgericht einzureichen genöthigt sein. Ihr ergebener

Morisseau."

Halb verrückt vor Schmerz und Schreck kniete sich Madame Leroyer neben ihren Gatten nieder und gab sich alle Mühe, ihn wieder zu sich zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle
von
Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

Falk sah den jungen Mann einen Augenblick forschend an, dann fragte er:

— Was wünschen Sie, mein Herr?

— Sie haben den alten Herrn und die junge Dame in Empfang genommen?

— Ja.

— Stehen Sie zu den Leuten in Beziehung?

Diese Frage erregte die Aufmerksamkeit Falk's im hohen Grade. Mit einer Art Gutmüthigkeit, die seine Schlauheit verdecken sollte, gab er zur Antwort:

— Nun ja. Ich habe Vater und Tochter erwartet. Doch, mein Herr, aus welchem Grunde suchen Sie mich auszuforschen? Interessirt Sie die junge Dame? fügte er lächelnd hinzu.

Der Reisende suchte seine Verlegenheit zu bekämpfen.

— Es liegt mir daran, antwortete er, den alten Herrn näher kennen zu lernen, der mir in meinem Leben schon einmal begegnet sein muß. Gründe veranlassen mich, ihn nicht direkt anzureden.

— Ich bin bereit, die Vermittelung zu übernehmen...

— O mein Herr, Sie werden mich dankbar finden: Kennen Sie den Namen des Reisenden?

Falk hatte den Namen auf einem der Koffer gelesen.

— Natürlich! murmelte er. Anselm Ehrenberg...

— Anselm Ehrenberg? rief bestürzt der junge Mann. Aus Lüttich?

— Anselm Ehrenberg aus Lüttich! wiederholte bestimmt Falk, obgleich er den Wohnort des fraglichen Mannes nicht kannte, weil er auf dem Koffer nur den Namen gelesen hatte.

Herr Falk, ein ehemaliger Advokat, errieth, daß hier eigene Verhältnisse obwalten mußten. Das war Wasser auf seine Mühle. Die Bestürzung, die sich des Reisenden bei Nennung des Namens bemächtigt, ließ auf Verwickelungen schließen, die Falk auszubeuten beschloß. Es hatte sich ihm lange keine Gelegenheit zum „Verdienen" geboten. Seit ihm die Praxis genommen war, lebte er in kümmerlichen Verhältnissen, es fehlte seiner Familie oft am täglichen Brode.

Einige Bahnbeamte, die vorübergingen, lächelten, als sie den Exadvokaten, den sie kannten, mit dem Fremden verkehren sahen. Falk ging im Gespräche weiter.

— Sind Sie bekannt in unserer Stadt? fragte er.

— Nein. Empfehlen Sie mir ein Hotel.

— Wie lange wollen Sie hier bleiben?

— Vielleicht drei bis vier Wochen. Ich habe wichtige Geschäfte am hiesigen Platze zu besorgen.

Falk ließ das Gepäck auf einen Fiaker laden und fuhr mit dem Fremden, der sich Karl Engels nannte, nach der Stadt, wo er ihm den Lindenhof anwies, ein gut renommirtes Hotel.

— Mein Herr, sagte Engels, ich erwarte Sie morgen früh. Ich bedarf eines sicheren Mannes zur Ausführung einiger Aufträge, die mir wichtig sind. Die Hauptsache bleibt aber Anselm Ehrenberg und seine reizende Tochter. Nehmen Sie dieses Goldstück für die mir heute geleisteten Dienste.

Der Exadvokat versprach Eifer und Verschwiegenheit. Dann ging er zu dem Hotelbesitzer, um den Lohn für die Zuführung des Fremden in Empfang zu nehmen. Von dort eilte er nach der Stadt Paris. Er traf Anselm Ehrenberg in einem prächtigen Zimmer des ersten Stocks. Auguste, eine reizende Blondine von zweiundzwanzig Jahren, war mit dem Auspacken eines Koffers beschäftigt. Als Falk die edle Gestalt und das anmuthige Gesicht des jungen Mädchens sah, begriff er die Freigebigkeit dessen, der eine Anknüpfung mit Herrn Ehrenberg suchte.

— Mein Herr, begann Falk, nachdem er sich tief verneigt hatte, Sie sind in Geschäften hierher gekommen...

— Ja.

— Ich erlaube mir, Ihnen meine Dienste als Agent zu empfehlen. Als Bürger hiesiger Stadt bin ich mit allen Verhältnissen bekannt, und über meine Zuverlässigkeit wird Ihnen der Hotelbesitzer Auskunft geben.

Digitized by Google

„— Eines solchen Mannes bedarf ich, sagte freundlich Herr Ehrenberg. Ich reise in Familienangelegenheiten und habe Erkundigungen über verschiedene Dinge und Verhältnisse einzuziehen. Besuchen Sie mich morgen gegen Mittag, und wir werden uns verständigen. Für die Empfehlung dieses Hotels danke ich Ihnen einstweilen, es gefällt mir. Also morgen sehen wir uns wieder.

Falk grüßte höflich und entfernte sich, um mit dem Hotelbesitzer Rücksprache zu nehmen.

— Vater, sagte Auguste, der Mann, der sich als Agent empfohlen hat, gefällt mir nicht.

— Warum?

— Wie traurig ist er gekleidet!

— Lebte er in guten Verhältnissen, so würde er nicht als Agent thätig sein; es ist dies ein mühseliges und widerwärtiges Geschäft. Glaube mir, ich kenne das. Ein ehrlicher Agent verdient wenig, und die Armseligkeit dieses Mannes beweist, daß er ehrlich ist. Schwindler gehen stattlich geputzt, präsentiren sich als große Herren und sprechen viel — dieser hier ist nicht aufdringlich, er beobachtet Bescheidenheit, spricht wenig, aber gut, und drängt sich nicht auf. Erinnere Dich, daß ich ihn angeredet habe. In seinem großen dunkeln Auge liegt ein offener Charakter — kurz, der Mann gefällt mir. Ich bin Menschenkenner und habe mich in der Physiognomie noch nie getäuscht. Rechnen wir noch dazu, daß der Agent Zutritt in dieses Hotel hat, das auf seinen Ruf halten muß, so schwindet das letzte Bedenken. Uebrigens werde ich morgen früh den Wirth kommen und mir genaue Auskunft geben lassen. Du weißt, mein Kind, daß ich die Menschen kenne. Dieser ist gerade der Mann, dessen ich in meiner delikaten Angelegenheit bedarf.

Auguste lächelte, als ob sie in die Menschenkenntniß des Alten, dessen Hauptcharakterzug Gutmüthigkeit war, ein großes Vertrauen nicht setzte. Um seine heitere Laune nicht zu verscheuchen, widersprach sie ihm ferner nicht, sondern behielt ihre Ansicht über den Agenten für sich. Vater und Tochter gingen zur Ruhe, nachdem sie ein splendides Abendessen eingenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Montag, den 19. Oktober 1863: „**Die Hugenotten**" von Meyerbeer. Kein Werk des berühmten Maëstro bietet für Sänger und Orchester so viele Schwierigkeiten als die Hugenotten. Die geschickt und effektvoll eingestreuten zahlreichen Figuren, die plötzlichen genialen Lösungen scheinbarer Dissonanzen, die eigenthümliche Konstruktion der Ensemble's, der fortwährende Wechsel des Taktmaßes und die zahllosen Uebergänge der Tonarten, besonders aber der Umstand, daß die meisten Stimmen sich fortwährend in den höchsten Lagen bewegen und zwar mit einem die Stimmmittel auf's Aeußerste angreifenden Kraftaufwand bilden eine Kette von Hindernissen, deren Lösung nur von tüchtigen Kräften erwartet werden kann. Fragen wir, ob eine glückliche Lösung der hiesigen Oper zugetraut werden kann, so werden wir mit einigem Vorbehalte und unter der Voraussetzung, daß ein Jeder mit redlichem Eifer bestrebt ist, den ihm angewiesenen Platz auszufüllen, eine bejahende Antwort geben können; fragen wir aber, ob dieses Resultat bei der gestrigen Aufführung erreicht wurde, so müssen wir leider mit wenigen Ausnahmen diese Frage verneinen. Sowohl auf der Bühne als im Orchester war vielfach eine gewisse Schlaffheit und Abspannung wahrzunehmen, welche sich sogar durch den umsichtig geführten Taktstab des Hrn. Kapellmeisters nicht ganz beseitigen ließ. Dem Orchester ging die sichere besonnene Haltung ab, welche sich bisher geltend gemacht hat und dem geübten Ohr konnte ein öfters unrichtiges Einfallen nicht entgehen; von dieser Unsicherheit ließ sich alsbald auch das Sängerpersonal mehr oder weniger anstecken, weßhalb es kommen konnte, daß namentlich die größeren Nummern, welche durch ihre wirksame Anlage und Instrumentirung bei sicherem Zusammenwirken einen großartigen Effekt nicht verfehlen können, ziemlich spurlos vorübergegangen sind.

Wir wollen übrigens wegen der vorhergegangenen Festtage, welche vermuthlich das Ausfallen einer Probe im Gefolge hatten, nicht zu strenge zu Gericht gehen und in Kürze der besseren Leistungen des Abends gedenken. Hier verdient Frau **Förster** als Valentine wohl zuerst genannt zu werden; ihre gediegenen Leistungen im 4. Akte strömten ein so warmes Gefühl und eine so gewaltige Leidenschaftlichkeit aus, daß der Zuhörer davon unwillkührlich mit fortgerissen werden mußte, da sie ihren Vortrag überdieß durch ein dramatisch ganz richtig gehaltenes Spiel trefflich zu unterstützen wußte. Würdig stand ihr Hr. **Sexelberg** als Marcel zur Seite; seine markige frische Stimme bildete eine entsprechende Folie zu jener der Frau Förster und sicherte den Duetten im 3. und 4. Akte einen entscheidenden Erfolg. Indem wir uns vorbehalten, auf die Stimme des Herrn Sexelberg noch besonders zurückzukommen, wollen wir noch Hrn. **Wagner** unsere Anerkennung aussprechen, sein Raoul war zwar kein Meisterwerk, doch ließ es sich nicht verkennen, daß er eifrig bestrebt war, sein Möglichstes in dieser schwierigen Rolle zu leisten.

Schließlich können wir nicht umhin, wegen der auffallenden Verstümmelung des letzten Aktes unsere entschiedene Mißbilligung auszusprechen; man glaubte sich mit der Anreihung der Schlußscene des 5. Aktes an den 4. begnügen zu können und ließ deßhalb den letzten Akt mit Ausnahme genannter Scene einfach weg, ohne sich darum zu kümmern, wie das Publikum diese Rücksichtslosigkeit aufnehmen werde; dasselbe scheint an den vorhergehenden vier Akten schon genug gehabt zu haben und schwieg; wir aber müssen gegen jedes willkührliche Streichen und Aendern protestiren, da man mit gutem Rechte verlangen kann, daß jedes Tonstück ganz, wie es geschrieben, auch vorgeführt wird, es sei denn, daß bereits bei der Ankündigung desselben das Weglassen eines Aktes aus besondern Gründen angezeigt gewesen wäre. Hoffen wir für die Folge, daß eine weitere Veranlassung zu einer Rüge in dieser Beziehung nicht mehr gegeben werden wird.

—δ—

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Juter.-Redakteur: R. Bändorf.

Digitized by Google

Hof- und Staatsbibliothek
Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 85. Sonntag den 25. Oktober 1863

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Sie befeuchtete ihm die Schläfe mit frischem Wasser, gab ihm aromatischen Essig zu riechen — nahm ihn in ihre Arme, aber zu schwach, um ihn zu tragen, lehnte sie ihn an ein Fauteuil und rief ihm zu, als ob er sie verstehen könnte:

„Paul, um's Himmels willen, komm doch zu dir! Paul, ich sterbe vor Schmerz und Angst! — Oeffne doch die Augen — ich beschwöre dich — öffne die Augen und sehe mich an!“

Die Ohnmacht dauerte fort.

Der Körper des jungen Mannes behielt die Steife und Unbeweglichkeit eines Leichnams bei.

Die beiden Kinder erhoben ein furchtbares Geschrei.

Madame Leroyer weinte und schluchzte und rang die Hände. Sie war der Meinung, ihr Mann sei vom Schlage getroffen, auf immer für sie verloren.

Diese furchtbare Lage dauerte mehrere Minuten an, die der unglücklichen Frau zu eben so vielen Stunden wurden.

Endlich trat eine Reaktion ein.

Der Blutlauf stellte sich wieder ein. Ein leichtes Zittern durchzuckte seine Glieder; er öffnete die Augen.

Angelique erfaßte ihres geliebten Pauls Hände, bedeckte sie mit Küssen, benetzte sie mit Thränen und rief aus:

„Gott sei gedankt! Du lebst. — Was kümmert mich alles Uebrige.“

„Ja, ich lebe“, stammelte der junge Mann, „aber ich bin verloren!“

„Verloren?“ wiederholte Angelique.

„Ja verloren! Ohne Hoffnung, ohne Rettung verloren!“

„Was ist denn geschehen? — Was hast du denn eben gelesen? Welch' neues Unglück bedroht uns?“

„Das fürchterlichste, das unvermeidlichste — das unvorhergesehenste!“

„So sprich doch — erkläre dich deutlicher! — Ich vergehe ja vor Angst!“

„Du hast auch alle Ursache dazu, meine arme Angelique.“

Im selben Augenblick hob er den Brief auf und hielt ihn seiner Frau hin.

„Lese!“ sagte er mit kaum vernehmbarer Stimme.

Angelique las.

Nachdem sie den Brief zu Ende gelesen, wendete sie sich gegen ihren Mann und sah ihn mit einem fragenden Blicke an.

„Nun“, fuhr Paul fort, „verstehst du, begreifst du jetzt?“

„Ich begreife, daß unser Untergang noch vollkommener ist, als ich glaubte — ich begreife, daß du das Opfer deines Vertrauens in einen Elenden geworden bist.“

„Ach!“ rief Mr. Leroyer aus, „wenn es sich nur um unsern Ruin handelte!“

„Um was handelt es sich denn noch?“

„Um unsere Ehre, um unseren Ruf!“

„Wie so? Was willst du damit sagen?“

„Siehst du nicht, daß ein dreifacher Betrug vorliegt?“

„Woran du unschuldig bist.“

„Ja wohl! aber dessen man mich doch anklagen wird.“

„Wer könnte aber einer solchen ungeheuerlichen Anklage Glauben schenken?“

„Die ganze Welt … Morisseau zuerst, er wird die Anklage gegen mich erheben.“

„Da du aber nicht schuldig bist.“

„Was nützt das, wenn der Schein gegen mich zeugt…“

„Du wirst deine Unschuld beweisen.“

„Das werde ich nicht können. Man wird mir das Verbrechen beweisen.“

„Die Gerechtigkeit sieht scharf. — Man wird in dir das Opfer und nicht den Schuldigen erkennen.“

„Die Gerechtigkeit ist blind oder verblendet! Ueberall wittert sie Verbrechen, überall glaubt sie es zu treffen. In jedem Angeklagten auch einen Verbrecher zu finden, das ist ihre Gewohnheit, das ist ihr Ehrgeiz. — Sie ist wie das Elend, sie läßt ihren Raub nicht eher los, als bis er gebrochen vor ihr liegt. — Uebrigens, um sich vor ihr zu vertheidigen, muß man Waffen zur Hand haben — und diese fehlen mir.“

„Spricht nicht ein Leben voll von Ehre, von Rechtlichkeit, von Arbeit für dich?“

Paul Leroyer zuckte mit den Achseln.

„Ehre! — Rechtlichkeit! — Arbeit!“ entgegnete er, „wohin hat mich dies geführt? — Zum Verderben — zur Krida — zur Schande! — Soll ich dem Richter sagen: ich bin ein ehrlicher Mann. — Er würde mir antworten: das ist nicht wahr“, und das Recht stünde auf seiner Seite, da ich wirklich der Last meiner Schulden erliege und diejenigen, welche mir trauten, sind die Opfer ihres Ver-

Digitized by Google

traueus! Du siehst wohl, liebe Angelique, daß ich vor dem Gesetze und der Welt nur als ungeschickter Schurke dastehe, und daß es mir versagt ist, von meiner Rechtlichkeit und meiner Ehre zu sprechen."

„Paul, das ist ja entsetzlich!"

„Entsetzlich wie die Wahrheit ..."

„Ich kann es nicht glauben, ich kann nicht!"

Ein bitteres Lächeln umspielte die Lippen des jungen Mannes.

„Du wirst nur zu bald die Gewißheit haben, daß ich mich nicht geirrt ..."

„Ist das recht, ist das vernünftig, dich einer so schändlichen Handlung fähig halten, weil du unglücklich, weil du zu Grunde gerichtet bist?"

„Ein gerichtliches Axiom, welches noch niemals widersprochen worden ist, lautet: Suche zu ergründen, wem aus dem Verbrechen ein Vortheil erwächst... Nun bin ich es, welcher dem Mr. Morisseau die falschen Wechsel des Mr. Jackson präsentirt hat, Wechsel, die ich heute nicht einlösen kann. Ich habe also aus dem Verbrechen Nutzen gezogen, daher bin ich des Verbrechens schuldig..."

Angelique neigte das Haupt zur Erde, sie war der Verzweiflung nahe.

„Du siehst also", fuhr Paul fort, „daß ich verloren bin... Eben erst sprach ich von Agenten des Handelsgerichtes, jetzt sind es die Gendarmen, welche ich zu fürchten habe. Ich glaubte nur den Schuldenthurm in Sicht zu haben, jetzt werden sich die Pforten des Kriminalgerichts vor mir aufthun. Du sagst, ich sei ein ehrlicher Mann. Ja, ich bin es. Vor dem allmächtigen Gott kann ich es beschwören, nicht eine Handlung habe ich begangen, vor der ich erröthen müßte und doch werde ich, bevor noch ein Monat herum sein wird, vor den Assisen auf der Anklagebank sitzen!"

„Paul, mein theurer Freund, mein geliebter Gatte, warum an Allem verzweifeln!"

„Weil ich die Zukunft vor mir sehe, wie sie ist; unerbittlich, unausweichlich."

„Wirst du nichts versuchen?"

„Was soll ich versuchen? Du weißt so gut wie ich, daß wir keine Hilfsquellen haben..."

„Geh' doch zu dem Notar..."

„Morisseau?"

„Ja."

„Zu ihm gehen? Weshalb? Was kann ich ihm sagen und was habe ich zu erwarten?..."

„Setze ihm deine Lage aus einander. Mache ihm begreiflich, daß du selbst das Spielzeug eines elenden Menschen gewesen bist..."

„Er wird mir nicht glauben..."

„Die Stimme der Wahrheit hat einen gar überzeugenden Klang! Er wird nicht an deinen Worten zweifeln."

„Es gibt nur ein Ding auf Erden, dem derlei Leute Glauben beimessen."

„Und das wäre?"

„Die klingende Münze, und diese kann ich ihm nicht geben. Und selbst zugegeben, daß er mir glaube, was soll ich von ihm verlangen?"

„Zeit!"

„Er wird sie mir nicht bewilligen."

„Du wirst ihn bitten. Du wirst dich zu seinen Füßen werfen, wenn es sein muß..."

Paul schüttelte den Kopf.

„Man sieht wohl, daß du diese Leute nicht kennst", erwiderte er, „sie haben einen Stein an der Stelle des Herzens. Thränen und Bitten gleiten an ihnen ab, rühren sie nicht..."

„So versuche es doch — ich beschwöre dich."

„Wozu? Ist der Becher der Erniedrigungen der Bitterkeiten, der Schmerzen noch nicht voll genug? Ich bin im vornhinein von der Nutzlosigkeit dieses Schrittes überzeugt..."

„Du willst also nicht nach Courbevoie gehen?"

„Nein."

„Nun gut", sagte die junge Frau, „so werde ich gehen und vollführen, was dir unmöglich scheint."

Während sie noch sprach, nahm sie einen kleinen Shawl um, der letzte Ueberrest ihrer ehemaligen Garderobe, und setzte ihren Hut mit den verblaßten Bändern auf.

Paul suchte sie eines Anderen zu belehren. — Aber Alles umsonst. — Angelique hatte beschlossen zu handeln, und nichts in der Welt konnte sie von der Vollführung ihres Vorhabens abbringen.

Sie ging und ließ ihren Mann allein mit den Kindern zurück.

Kaum war die Thür hinter Madame Leroyer zu, als Paul die beiden Kleinen auf die Knie hob und vor sich hinmurmelte:

„Arme Kinder! Euer Vater ist sehr unglücklich — und Ihr wißt es nicht. Vielleicht zum letzten Male umarmt er Euch. Bald wird er sich von Euch trennen, um Euch nie mehr wiederzusehen. Denn wenn seine düsteren Ahnungen sich erwahren, wenn eine unverdiente Entehrung ihn trifft, wenn er wegen eines Verbrechens verurtheilt wird, das er nicht begangen, dann wird ihn auch der Muth, zu leben, verlassen, er wird seinen durch einen entehrenden richterlichen Spruch beschimpften Namen nicht länger mit sich herumtragen wollen — er wird sich in die Arme des Todes flüchten..."

Wohl versündigte sich Paul, als er so dachte und sprach, gegen die göttliche Vorsehung; in seiner Aufregung, in seiner Entmuthigung vergaß er, daß der Mensch nicht das Recht hat, über sein Leben zu verfügen, wenn er eine Frau und Waisen zurückläßt; aber in diesem Augenblick erlag er einem jener Anfälle von Verzweiflung, welcher Alle, die er erfaßt, ihrer klaren Anschauung, der Kontrole ihres Gewissens und der Herrschaft über ihre Handlungen beraubt.

Erdrückt von einer Bürde, welche zu schwer auf ihm lastete, dachte er nur daran, sich ihrer zu entledigen.

Nicht er sprach so, sondern das Fieber in ihm.

Lassen wir einige Stunden vorübergehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle

von

Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

II.

Falk suchte seine Wohnung auf, die sich in einer engen, schmutzigen Gasse befand. Auf dem schmalen und dunkeln

Digitized by Google

Hausflur des Erdgeschosses zog er eine Klingel. Kaum hatte sich der heisere Ton vernehmen lassen, als vier Kinder hervorstürzten und die Thür öffneten. Mit einem lauten Freudengeschrei empfingen sie den Vater, der durch ermahnende Worte die kleinen Tumultuanten zu beruhigen suchte. In ihrer Mitte betrat er das kleine, armselige, aber reinliche Zimmer, das durch eine grüne Schirmlampe erhellt ward. An einem Tische saßen zwei Frauen, emsig arbeitend. Die eine war die Gattin des Agenten, die andere die Tochter, ein hübsches, bleiches Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren.

— Guten Abend, Frau! Guten Abend, Kinder! grüßte Falk.

Die Gattin, ärmlich gekleidet, blickte auf. Als sie das heitere Gesicht ihres Mannes sah, fragte sie:

— Hast Du heute Glück gehabt, Falk?

— Hier ist Geld; besorgt ein gutes Abendessen. Mich hungert und dürstet!

Er warf den glänzenden Friedrichsd'or auf den Tisch. Die Kinder stießen ein lautes Freudengeschrei aus.

— Gold! flüsterte überrascht die Mutter, indem sie ihren Mann mit schmerzlicher Freundlichkeit ansah.

— Ein vollwichtiges Goldstück! murmelte Falk. Ich habe lange keins gesehen. Sophie, wechsele und besorge, was nöthig ist. Dafür, daß wir diesen Mittag nicht gegessen, wollen wir uns heute Abend entschädigen. Ich hoffe, daß in einigen Tagen mehr solcher Füchse folgen werden.

Frau Falk nahm mit der Tochter Rücksprache, dann entfernte sich die Letztere, nachdem sie ein dünnes Mäntelchen um die Schultern geworfen hatte. Der Familienvater zog einen alten Schlafrock an und warf sich in das Sopha, das mit einer aus hundert Stücken zusammengesetzten Kattundecke überhangen war.

Das Zimmer des Agenten bot für den Beobachter einen rührenden Anblick. Ueberall zeigte sich der Kampf der Armuth mit Reinlichkeit und Ordnungsliebe. Einzelne Kleinigkeiten erinnerten an den frühern Wohlstand derer, die heute unter der Last der Sorgen und Entbehrungen seufzten. Die Zeit war nicht so fern, in der diese gebildete Familie in einem glücklichen Wohlstande lebte.

Die bleiche, abgehärmte Gattin, deren Haar der Kummer zeitig weiß gefärbt, ließ sich an der Seite ihres Mannes nieder, der behaglich eine Cigarre rauchte.

— Georg, flüsterte sie ganz leise, Du bist also glücklich gewesen?

— Das nenne ich Glück, wenn ich in einer Stunde ein Goldstück gewinne. Du magst mit Sophie den ganzen Monat arbeiten, und verdienst nicht die Hälfte.

— Leider! seufzte die Frau. Was hast Du für das Geld gethan?

— Bis jetzt noch nichts.

— Georg!

— Meine Thätigkeit wird morgen erst beginnen. Sei nur ruhig, Friederike, ich werde in einigen Tagen die schwerste Last abstoßen, die uns drückt. Der fleißige Arbeiter geht zu Grunde — der Spekulant, der Agent gewinnt! Frau, ich werde morgen meine ersten Geschäfte als Agent machen.

Die Kinder, die um den Tisch saßen, unterhielten sich in diesem Augenblicke lebhaft; sie hörten die Frage nicht, die Frau Falk, besorgt und ängstlich, leise an ihren Mann richtete:

„Lieber Georg, Du gehst doch in dem Drange, für uns zu schaffen, nicht zu weit? Du vergißt Dich doch nicht?

Die hohe Stirn des Agenten legte sich in Falten.

— Frau, murmelte er, Du repräsentirst in diesem Augenblicke unsere verkrüppelte Humanität — sie kann nicht vergessen! Bereite das Abendbrod und glaube an die Rechtlichkeit und Klugheit Deines Mannes. Bis zu dem Augenblicke, in dem man mich stürzte, bin ich zu dumm gewesen. Vielleicht ertrüge ich den Schlag, der mich so jäh betroffen, mit ruhiger Ergebung; aber wenn ich Dich, wenn ich meine Kinder ansehe, deren Zukunft durch die Schurkerei eines guten Freundes in Frage gestellt ist, dann rollt das Blut rascher durch meine Adern und der Aerger über meine Gutmüthigkeit packt mich. Verlaß Dich darauf, Friederike, ich bin ein kluger Mann geworden und werde als solcher handeln. Da kommt Sophie!

Das junge Mädchen trat mit einem bepackten Korbe ein. Die Mutter legte eine weiße Serviette auf den Tisch und fünf Minuten später begann die hungrige Familie ihr Nachtessen.

Falk war glücklich, als er den Appetit der gesunden und wohlerzogenen Kinder sah; er liebkoste alle und küßte ihnen der Reihe nach die Stirn. Ach, das Herz mußte ihm wohl schwer werden, wenn er die hoffnungsvollen Knaben anblickte und seine traurige Lage bedachte! In dem ältesten, der fast vierzehn Jahre zählte, war der Grund zu einer höheren Bildung bereits gelegt; seit dem Verfalle der äußeren Umstände war die Hoffnung, diese Bildung zu vollenden, geschwunden. Die übrigen Kinder besuchten die Armenschule. Sophie's Erziehung war vollendet, sie hatte bis zum siebenzehnten Jahre Unterricht in einer höhern Töchterschule genossen. Seit länger als einem Jahre war sie die Erhalterin der herabgekommenen Familie gewesen; sie hatte durch feine Stickereien, in denen sie Meisterin war, redlich zu verdienen gesucht. Aber was nützt eine solche Arbeitskraft sieben Consumenten? Die fleißige Tochter hatte Tag und Nacht gearbeitet, aber dennoch war oft das liebe Brod nicht im Hause gewesen. Die zufällige Einnahme des Vaters erlaubte dem armen Mädchen, für diese Nacht der Ruhe zu pflegen.

Nach dem Abendessen gingen die Kinder zu Bett. Frau Falk und Sophie nahmen noch einmal die Arbeit zur Hand. Der Agent saß sinnend in dem Sopha; er dachte an Herrn Ehrenberg und Karl Engels. Da ward plötzlich die Glocke an der äußern Thür gezogen.

Die beiden Frauen erschraken. Ein Besuch so spät in der Nacht war ungewöhnlich.

— Was ist das? murmelte Falk, der glaubte, daß man aus einem der Hotels nach ihm schicke.

Er wollte gehen. Sophie hielt ihn zurück; sie übernahm es, die Thür zu öffnen.

— Wo ist Ihr Vater? hörte man draußen ängstlich eine Frau fragen.

— Das ist ja Frau Westmeier, die über uns die Etage bewohnt, sagte die Mutter, indem sie ihre Arbeit bei Seite legte.

Frau Westmeier, eine Wittwe, die ihr gutes Auskommen hatte, war der Familie des Agenten oft gefällig gewesen. Man bat sie freundlich, einzutreten.

— Herr Falk, sagte sie mit vor Angst bebender Stimme, ich wende mich an Sie.

— Ich stehe Ihnen zu Diensten, Madame.

— Begleiten Sie mich in meine Wohnung.

— Was ist geschehen?

Digitized by Google

— Kommen Sie, kommen Sie, ehe es zu spät wird!

Die Wittwe, die eine Kerze trug, ging voran. Falk und Sophie folgten ihr eine schmale Treppe hinan. Ein Brandgeruch quoll ihnen entgegen.

— Um Gotteswillen, rief Falk leise, was ist das?

— Der Rauch ist jetzt stärker geworden, sagte die Wittwe, die am ganzen Körper zitterte.

— Woher kommt er?

— Ich glaube, aus dem Zimmer meines Miethsmanns.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 22. Oktober. „Das Nachtlager" von Kreutzer. Unverwelklich sind die Blüthen, welche der für die Kunst zu früh dahin gegangene vortreffliche Kreutzer im Nachtlager zu einem duftigen reichen Kranze zusammen gebunden hat. Die edle Einfachheit, welche die ganze Oper charakterisirt, und die Fülle ansprechender gefälliger Melodien, welche mit genialer Hand über das Ganze verbreitet ist, üben eine immer gleich bleibende Anziehungskraft aus und sichern diesem trefflichen Tonwerke für alle Zeiten seinen Namen; das ist Zukunftsmusik im wahren Sinne des Wortes, denn das wirklich Schöne und Gute steht erhaben über dem Wechsel der Ansichten und wird sich unter allen Umständen siegreich erhalten. Es wird deshalb das Nachtlager sich als eine hervorragende Erscheinung in der deutschen Oper behaupten, wenn die Partituren viel jüngerer Opern bereits vergessen im Staube der Antiquitätenschränke liegen. Mit Recht zählt deshalb die hiesige Theaterwelt das Nachtlager unter seine Lieblingsopern und hat dieses gestern durch einen zahlreichen Besuch zu erkennen gegeben; übrigens wirkt hierauf auch der Umstand ein, daß die Rolle des Prinzregenten, bekanntlich der Hauptpart der Oper, durch einen fremden Künstler als Debut gegeben wurde. Herr Otto hat sich einen ziemlichen Erfolg zu erringen gewußt. Im ersten Akte nicht frei von einiger Befangenheit, wollte sich seine Stimme nicht zur vollen Geltung bringen; im zweiten dagegen, wo sich die Unsicherheit, welche das erstmalige Erscheinen vor einem noch unbekannten Publikum immer mit sich zu bringen pflegt, verloren hatte, gelang es Hrn. Otto, sich von vortheilhafter Seite zu zeigen.

Er ist im Besitze einer angenehmen Baritonstimme von ziemlichem Umfange, ihre mittleren Lagen sind voll und ergiebig und von einnehmendem Tone; auch in der Tiefe scheint sie nachhaltig und entsprechend, in den höheren Lagen dagegen verhältnißmäßig schwach und nicht sehr ausdauernd. Ueberhaupt dürfte seiner Stimme jene Mächtigkeit und Kraft, jene Fülle von Metall und Klangfarbe abgehen, welche in Situationen gewaltiger Leidenschaft bei kräftiger Instrumentirung nothwendig ist; im Nachtlager, wo das begleitende Orchester nur bei wenigen Stellen mit der ganzen Macht der Blechinstrumente und der Kontrabässe aufzutreten hat, konnte man übrigens nur flüchtig die Wahrnehmung von der Unzulänglichkeit der Stimmmittel des Hrn. Otto in solchen Parthieen machen, weßhalb wir unser diesfallsiges Urtheil nicht als ein endgültiges angesehen wissen wollen. Bestimmt läßt sich für jetzt schon soviel sagen, daß Hr. Otto seine Mittel namentlich im Vortrage der mehr in das Gebiet der Lyrik streifenden Nummern recht gut benützt hat; seine Arie „Ich muß sie einem Andern geben, mir blühet diese Rose nicht!" war weich, innig und wahr und kann ebenso wie die große Nummer im 2. Akte: Fürwahr ein Abentheuer, und darin das Lied „Es zieht aus weiter Ferne" als eine gelungene Leistung bezeichnet werden.

Der weitere Verlauf des Gastspieles des Hrn. Otto wird uns Gelegenheit geben, uns näher über seine Stimme und sein Spiel zu äußern. Nun noch einige Worte über die trefflichen Leistungen des Frln. Ruhr; ihre Gabriele fand allgemeinen Beifall, es war eine ganz gelungene Verkörperung jener poetischen Erscheinung, wie sie Kreutzer vor Augen hatte und in den lieblichen Arietten dieser Rolle gekennzeichnet hat; ihre erste Nummer: „Seiner Liebe fromme Gabe," die Romanze, ihre Schluß-Arie: „Trenne nicht das Band der Liebe" kamen vom Herzen und fanden deshalb auch bei dem Zuhörer den Weg zum Herzen; übrigens darf dabei auch das Verdienst des Tondichters nicht vergessen werden, der die Rolle der Gabriele mit Vorliebe behandelt hat, so daß ihre Aufgabe schon von vornherein eine dankbare genannt werden muß; es gefielen deshalb auch die Duette zwischen Gabriele und Gomez, obgleich Hr. Laske in der letzteren Rolle zum Erfolg der Duos nichts beigetragen, überhaupt durch seinen matten Vortrag und seine dünne Stimme sich gerade keine Lorbeeren errungen hat.

Schlüßlich sei noch erwähnt, daß der Abendchor durch eine etwas schärfere Markirung wesentlich gewonnen haben würde.

Schleswig-Holstein-Marsch.

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen,"
Habt ihr überlang gesungen;
Stellt das Singen endlich ein,
Schlagt frisch mit dem Schwerte drein!

Worte sind genug gewechselt,
Noten nur zu viel gedrechselt;
Stellt das Schreiben endlich ein,
Schlagt doch mit dem Schwerte drein!

Ewig Deutschlands Recht beweisen!
Nicht mit Federn mehr — mit Eisen
Prägt's dem Dänen blutig ein;
Schlagt scharf mit dem Schwerte drein!

Schmach dem fremden Inselzwerge!
Länger soll er nicht der Scherge
Treuer Brudervölker sein!
Schlagt deutsch mit dem Schwerte drein!

Oder wollt den Tanz ihr scheuen,
Weil der Schwed' es wagt zu dräuen?
Zehnfach wird die Schande sein,
Schlagt ihr mit dem Schwert nicht drein!

Auf zum Kampf für Deutschlands Ehre!
Für sein Hausrecht greift zur Wehre:
Deutsch in ewigem Verein
Muß mit Holstein Schleswig sein!

Alexander Kingler.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: N. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 86. Mittwoch den 28. Oktober 1863

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Es ist gar weit vom Place Royale bis nach Courbevoie, besonders für die kleinen Füße einer Frau, und Madame Leroyer gönnte sich nicht einen Platz in einem Wagen zu einer Zeit, wo ihre Mittel ohnedies kaum für das Unentbehrlichste ausreichten.

Mit möglichster Schnelligkeit legte sie den Weg zurück. Um vier Uhr von Paris ausgegangen, kam sie um halb sechs Uhr in Courbevoie an. Auf dem Rückwege verließen sie aber beinahe die Kräfte, und es war schon neun Uhr Abends, als sie an der Thüre ihrer Wohnung auf dem Place Royale anlangte.

Sie zog die Klingel.

Paul ließ sie herein.

Der Schein der Lampe, die er in der Hand hielt, fiel auf das bleiche, magere Gesicht der Madame Leroyer.

Paul erschrack über die Veränderung, welche in den sanften, feinen Gesichtszügen seiner jungen Frau vorgegangen war.

„Ah!" rief er aus, ohne auch nur eine Frage an die Eingetretene gestellt zu haben, „was habe ich dir gesagt?! Du hast nichts erreicht!"

„Du irrst", entgegnete Angélique, „mein Gang war nicht ganz fruchtlos."

„Hat dir Morisseau etwas zugestanden?"

„Ja."

„Was?"

„Den Rest des morgigen Tages.... Nicht morgen Mittag, sondern morgen um Mitternacht soll die dir gegönnte Frist zu Ende gehen, und erst übermorgen wird die Klage eingereicht werden."

Paul lächelte wieder, wie allenfalls ein zum Tode Verurtheilter lächeln könnte und sagte:

„Mittag oder Mitternacht — was liegt daran. Mein Portefeuille, welches des Morgens leer ist, wird sich bis Abends nicht füllen."

Die junge Frau ließ den Kopf auf die Brust sinken.

Mr. Leroyer fragte in aller Hast:

„Hält mich Morisseau wirklich für einen Mitschuldigen Jacksons?"

„Er behauptet es....", antwortete Angélique, „aber ich habe es ihm wohl angemerkt, daß er in seinem Innern ebenso von deiner Unschuld überzeugt ist, wie ich es bin...."

„Also, warum klagt er mich an?"

„Ach, lieber Paul! du selbst hast ja gesagt, daß er einen Stein an der Stelle des Herzens habe, — daß Geld für ihn Alles sei. — Er weiß, daß du mit deinen Hilfsquellen zu Ende bist, und daß Jackson flüchtig geworden, er will sein Geld um jeden Preis retten, und hält sich überzeugt, daß du unter dem Drucke einer solch' entehrenden Anklage Himmel und Erde in Bewegung setzen wirst, um ihn zu befriedigen...."

„Ach! Wie gerne wollte ich tropfenweise mein Blut hergeben, wenn jeder Tropfen sich in Gold verwandeln würde — dessen bist du wohl überzeugt", rief Paul aus, „aber ich stehe ganz ohnmächtig da —"

„All' das hab' ich dem Mr. Morisseau vorgestellt."

„Was hat er darauf geantwortet?"

„Daß man in einer so kritischen Lage, wie jene ist, in der du dich befindest, vor nichts zurückschreckt, um sich Geld zu verschaffen — man klopft an alle Thüren — man sucht Hilfe bei allen seinen Freunden...."

„Freunde! — ich habe keine."

„Bei all' seinen Verwandten."

„Ich habe nur einen Onkel, den Doktor..."

„Wenn du dich an ihn wendetest?"

„Unmöglich!"

„Weßwegen?"

„Mein Onkel ist nicht reich; das Wenige, was er besitzt — die bescheidene Rente für seine alten Tage — ist die Frucht der Mühen und Plagen seines ganzen Lebens. Sechstausend Francs ist eine sehr bedeutende Summe. Mit welchem Rechte könnte ich ihm ein solches Opfer abverlangen... Wenn er sich wirklich herbeiließe, es für mich zu bringen, so wäre es ein Verbrechen, es anzunehmen..."

„Du irrst, lieber Paul! — Nein, es wäre kein Verbrechen. Was vor Allem Noth thut, ist — deine ungerechterweise bedrohte Ehre zu retten — deine Ehre, das einzige Erbtheil, welches du deinen Kindern zurücklassen kannst! Der Doktor ist ein vortrefflicher Mann — er hat dir schon einmal geholfen — er wird nicht anstehen, dir nochmals seine rettende Hand entgegen zu halten. Er wird dich retten — ich trage dieses Vorgefühl in mir..."

Paul schüttelte mit dem Kopfe.

„Du zweifelst an deinem Onkel?" fragte Angélique.

Digitized by Google

„Mein Onkel ist der beste Mensch von der Welt, aber — ich wiederhole noch einmal — er ist beinahe arm. Wie soll er von heute bis morgen sechstausend Francs beischaffen?"

„Das weiß ich nicht, aber Alles ist möglich. Vielleicht würde sich Morisseau auch mit einer Abschlagszahlung, oder vielleicht mit einer Gutstehung von Seite deines Onkels begnügen."

„Einen alten Mann zu Grunde richten, ihn in seinem Alter Entbehrungen, vielleicht sogar dem Mangel aussetzen! Angelique, ich schaudere, nur daran zu denken. Lieber will ich mein Unglück ganz allein tragen."

„Du hast nicht das Recht, so zu reden", erwiderte Madame Leroyer, „du bist nicht allein. Du hast eine Frau, du hast Kinder, die gleichzeitig mit dir betroffen sind. Paul! im Namen dieser Kinder, die du liebst und deren einzige Stütze du bist, im Namen meines Lebens, denn ich müßte sterben, wenn ich dich auf der Anklagebank sähe, beschwöre ich dich, geh' zum Doktor und suche unser Heil bei ihm."

... Während sie so sprach, hatte sie sich beinahe vor ihrem Manne niedergekniet, dessen Hände sie krampfhaft in den ihreigen hielt.

„Du willst es", sagte Paul, gerührt von dem überwältigenden Schmerz seiner Frau.

„Nicht ich, die eiserne Nothwendigkeit will es, lieber Freund."

„Nun gut, dein Wille geschehe... Morgen mit Tagesanbruch gehe ich nach Brunoy."

„Gott sei gelobt!" rief die arme Frau aus, „nun sind wir gerettet."

„Noch nicht, liebes Kind."

„Ich sage dir, wir sind gerettet, ich trage das feste Vertrauen in mir..."

Der Ausdruck einer frohen Zuversicht ergoß sich über die bleichen Züge der jungen Frau, aus ihren großen Augen leuchtete ein Strahl der Hoffnung.

Paul bemerkte dies und fühlte sich plötzlich wie neu belebt. Er schloß Angelique in seine Arme, küßte sie mit aller Zärtlichkeit und rief aus:

„Auch ich fange an zu glauben, fange an wieder zu hoffen. Du mußt Recht haben, denn du bist ein Engel, und Engel sehen in die Zukunft."

Dreißigstes Kapitel.

Wie es Paul Leroyer seiner Frau versprochen hatte, machte er sich am andern Morgen um fünf Uhr auf den Weg nach Brunoy.

Der Stellwagen, welcher zwischen Paris und Brunoy verkehrte, ging erst um sieben Uhr ab.

Paul wollte nicht länger warten. Er ging also zu Fuße und drei Stunden genügten ihm, um den Weg vom Place Royale nach Brunoy zurückzulegen.

Ohne Unterlaß mit seinen Arbeiten beschäftigt, und von finanziellen Angelegenheiten von höchst peinlicher Art in Anspruch genommen, hatte Paul seinen Onkel nicht mehr besucht seit jener Zeit, als dieser ihm aus der ersten Verlegenheit geholfen.

Vor etwa anderthalb Jahren war der Doktor eines nicht unbedeutenden Unwohlseins wegen zum Herzog Siegmund de la Tour-Vaudieu nach Paris berufen worden, und besuchte bei dieser Gelegenheit auch Paul und Angelique.

Damals zeigte aber die junge Menage noch nichts von Mangel und Entbehrung.

Aus wohl begreiflicher Eigenliebe sprach Paul über seine Verhältnisse in ganz befriedigender Weise.

Der Doktor war also nach Hause zurückgekehrt, höchst erfreut über den herzlichen Empfang und die Beweise von aufrichtiger Zärtlichkeit, die ihm im Hause seines Neffen geworden und ziemlich beruhigt in Bezug auf Pauls geschäftliche Angelegenheiten.

Von jener Zeit ab beschränkte sich der Verkehr zwischen Onkel und Neffen auf einige Briefe zum Jahreswechsel oder zu Geburts- und Namenstagen.

Am Hause des Doktors angelangt läutete Paul an.

Susanna — sehr gealtert seit den letzten zwei Jahren — öffnete die Thür.

Wir haben schon früher erwähnt, daß auch Paul in letzterer Zeit sehr gealtert hatte, und daß er — kaum siebenunddreißig Jahre alt — wie ein Mann von fünfzig Jahren aussah.

Die treue Dienerin hielt Paul Leroyer anfänglich für einen Fremden und fragte, was er wolle...

Kaum aber hatte Paul ein paar Worte gesprochen, als sie ihn erkannte und einen Schrei der Ueberraschung ausstieß.

„Nun, nun, liebe Susanna, was ist's denn — warum staunen Sie denn gar so sehr über mein Kommen?"

„Heilige Mutter Gottes!" rief die Alte aus. „Ist's möglich, Sie sind's, Herr Paul! — Bei meiner Ehre, ich habe Sie nicht erkannt, und frage mich noch, ob ich mich nicht täusche. — Jesus, Maria! wie elend sehen Sie aus — Runzeln auf der Stirn, leichenblaß, beinahe mehr graue als schwarze Haare auf dem Kopfe. — Sind Sie denn krank gewesen, lieber Herr?"

„Ja ja", antwortete der junge alte Herr, ich habe sehr viel gelitten."

„Ei, ei!" fuhr Susanna fort. „Aber wozu hat man denn einen Arzt zum Onkel und dazu noch einen sehr berühmten Arzt, wenn man ihn nicht zu Rathe zieht. — Ah! Mr. Leroyer wird darüber sehr böse sein, und er hat auch ganz Recht."

Während dieses Gespräch oder vielmehr der Monolog der alten Haushälterin am Gartengitter gehalten wurde, nahm der Doktor Hut und Stock — denn er wollte eben seine Visiten machen — und erschien an der Schwelle seines Hauses.

„Nun, Susanna", fragte er schon von weitem, „was gibt's denn?"

„Gnädiger Herr", antwortete die Alte, „Ihr Neffe, Herr Paul, ist eben angekommen."

„Herzlich willkommen, mein lieber Paul!" rief der Doktor aus, „komm an mein Herz und laß dich küssen, guter Junge! — und du, Susanna, denk' an ein gutes Mittagsessen für uns Beide."

„Diese Mahnung hätten Sie sich schon ersparen können", entgegnete die Haushälterin ganz beleidigt, „ich bin nicht erst in's Haus gekommen, daß ich nicht wüßte, was ich zu thun habe. — Seien Sie hierüber ganz ruhig."

Onkel und Neffe umarmten sich auf's herzlichste.

Auf den ersten Blick war Mr. Leroyer noch mehr entsetzt über die Veränderung in Pauls Zügen, als die Haushälterin.

Digitized by Google

Als besserer Physiognomist täuschte er sich aber nicht über die Natur und den Ursprung dieser Veränderung — er schrieb sie gleich nicht physischen, sondern moralischen Leiden zu.

Es tauchte in ihm das Vorgefühl eines Unglücks auf, und indem er Paul bei der Hand nahm, führte er ihn in's Haus, ohne eine Frage an ihn zu stellen. Er ging mit ihm die Treppe hinauf nach dem ersten Stocke und ließ ihn in sein Zimmer eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle

von

Eduard Hemmer.

(Fortsetzung.)

Die drei Personen standen auf dem Vorsaale. Aus den Ritzen einer verschlossenen Thür quoll wirklich ein erstickender Kohlengeruch hervor.

— Ist Ihr Miethsmann zu Hause? fragte Falk.

— Ja. Gegen Abend habe ich ihn gesehen. Das Klopfen hilft nichts — um das Aufsehen zu vermeiden, habe ich Sie gerufen — großer Gott, was soll ich beginnen?

Die Angst hatte die Wittwe rathlos gemacht. Falk schloß die Thür des Saals hinter sich und öffnete ein Fenster, das nach dem Hofe hinausging.

— Wie heißt Ihr Miethsmann? fragte er.

— Herr Martens.

Nun klopfte er an die verschlossene Thür und rief laut den Namen des Bewohners. Es erfolgte keine Antwort. Der Vorsaal füllte sich immer dichter mit Rauch, der augenscheinlich aus dem vermietheten Zimmer kam. Als wiederholtes Rufen und Klopfen erfolglos blieben, forderte Falk ein Beil und zertrümmerte das Schloß — die Thür sprang auf. Eine dichte Rauchwolke zog in den kleinen Raum; die drei Personen erstickten fast, die Kerze erlosch.

— Ein anderes Licht! rief Falk.

Louise eilte die Treppe hinab. Man öffnete alle Fenster auf dem Saale. In dem Zimmer des Miethsmanns sah man weder Licht noch Feuer. Nichts regte sich. Falk ging hinein und riß die Fenster auf. Augenblicklich entstand eine starke Zugluft, die den beißenden Rauch rasch verdünnte.

— Herr Martens! rief die Wittwe.

Niemand antwortete. Da trat Sophie mit dem Lichte ein. Falk, der seine letzten Habseligkeiten durch einen Brand zu verlieren fürchtete, trat zu dem Ofen — er öffnete rasch die Klappe in dem Rohre — das Feuer in dem Ofen begann zu brennen. Der Zugwind vertrieb den Rauch. Alle athmeten frei.

— Barmherziger Gott! schrie die Wittwe, die mit dem Lichte neben dem Bette stand.

Falk und seine Tochter eilten zu ihr. Ein entsetzlicher Anblick bot sich ihnen — der Bewohner, ein junger Mann von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren, lag todtbleich und regungslos auf der Decke. Seine rechte Hand hing auf den Boden herab. Ein Papier lag daneben, das wahrscheinlich der erstarrten Hand entfallen war. Daß Falk sich dieses Papiers bemächtigte, gewahrten die bestürzten Frauen nicht, die sich weinend abgewendet hatten. Der Exadvokat kannte den Werth der Papiere — er verbarg den Fund rasch in der Tasche seines Schlafrocks.

Nun beschäftigte man sich mit dem jungen Manne. Die Wittwe, eine rüstige Frau, hob ihn empor, so daß die kalte Luft, die von der Straße durch das geöffnete Fenster hereinzog, sein Gesicht treffen konnte. Die Retter waren noch zeitig genug gekommen, um dem Erstickungstode vorzubeugen — der Unglückliche erwachte aus der Betäubung, er schlug nach einigen Minuten die Augen auf. Frau Westmeier rieb ihm die Schläfe mit Essig und gab ihm Wasser zu trinken. Dann legte sie ihn in das Bett und warf die wärmende Decke über ihn.

— Sie haben uns einen tödtlichen Schrecken eingejagt, Herr Martens! sagte sie grollend. Wären wir einige Minuten später gekommen, Sie lebten jetzt nicht mehr. Wie kann man die Klappe in dem Ofenrohre verschließen! Das ist mehr als Unvorsichtigkeit, das ist Dummheit!

Nun stellte sie die Ordnung in dem Zimmer wieder her, das gänzlich von Rauch frei war.

Der Kranke sah zur Seite; sein erster Blick traf Sophie, die mit gefalteten Händen neben dem Bette stand. Ein schmerzliches Lächeln verbreitete sich über sein bleiches Gesicht; er wollte sprechen, aber noch fehlte ihm die Kraft dazu. Sophie neigte sich über das Bett und flüsterte:

— Soll ich einen Arzt rufen?

Martens schüttelte mit dem Kopfe. Dann reichte er der lieblichen Jungfrau die Hand und sah sie mit seinen großen, feuchten Augen an, als wolle er sie um Verzeihung bitten. Sophie neigte sich zu ihm und sagte leise:

— Gott sei Dank, daß Ihre Unvorsichtigkeit nicht schlimmere Folgen gehabt hat.

Sie reichte ihm noch einmal das Glas, aus dem er in hastigen Zügen trank. Dabei berührte er mit den Lippen ihre Fingerspitzen. Hätte Falk, der das Zimmer verlassen, diese Scene gesehen, er würde nicht daran gezweifelt haben, daß zwischen seiner Tochter und dem jungen Manne ein zärtliches Verhältniß stattfand. Sophie half der Nachbarin die letzten Spuren des Unfalls verwischen. Als Fenster und Thüren wieder geschlossen waren, hielt die Wittwe dem Kranken eine derbe Strafpredigt. Martens hörte die Zürnende ruhig an; seine ersten Worte waren:

— Ich weiß nicht, wie es gekommen ist!

Sophie athmete hoch auf. Als die Wittwe sich einen Augenblick entfernt hatte, trat Sophie zu dem Bette.

— Gute Nacht, Felix!

— Sophie, flüsterte er leise zurück, ich segne das Leben, weil Sie mich lieben! Verlassen Sie mich, wird mir der Tod willkommen sein.

— Felix, Sie haben doch wohl nicht selbst . . .

— Nein, nein! rief er verwirrt. Ich werde nicht freiwillig aus der Welt scheiden, in der mein lieber Engel lebt. Schwören Sie, mir treu zu bleiben, wie sich auch mein Schicksal gestatten möge!

— Das schwöre ich Ihnen! flüsterte sie unter Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 26. Oktbr. Gestern wurde unseres großen vaterländischen Dichters „Wilhelm Tell“ zum zweiten Male in dieser Saison gegeben, ein hochpoetisches Werk, welches in der Zeit seiner Entstehung, wie auch in unseren Tagen, mit erneuter Kraft, Herz und Gemüth

Digitized by Google

begeistert, denn es ist überreich an patriotischen Stellen, welche sowohl den Schweizer wie den vaterlandsliebenden Deutschen entflammen. Wie schön läßt Schiller den ehrwürdigen Attinghausen sagen:

„An's Vaterland, an's theure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,"

diese Worte und die letzten des sterbenden Freiherrns

„Seid einig, einig, einig!"

sind goldne Worte auch für unsere Zeit, welche mit lebendigem Griffel in das Herz jedes Deutschen eingegraben sein sollten. Wir bewundern in diesem, wenn auch lange nicht größten dramatischen Werke des unsterblichen Dichters, eben sowohl die Gluth der Empfindung und Leidenschaft, den hohen Gedankenflug und die in allem Einzelnen hervorleuchtende Genialität, wie die lebendigen Farben mit denen der Meister seine Charaktere zu malen verstanden. Derjenige Leser oder Zuschauer dieses Dramas, der den klassischen Boden der Schweiz kennt, wundert sich, wie Schiller in der Rütly-Scene den Melchthal den Alpenübergang von Engelberg nach Uri und anderen Oertlichkeiten so genau beschreiben lassen kann, da er selbst doch nie in der Schweiz war und doch Alles, wie sich Schreiber dieses öfters überzeugte, aufs genaueste bezeichnete.

Bevor wir auf die Darstellung dieses großen Dramas eingehen, müssen wir über die abermalige Neuerung der Direktion, „daß in den Zwischenakten keine Musik sich mehr hören läßt", unser gerechtes Erstaunen bezeugen. — Wir haben diese Probe an mehreren größeren Bühnen als unpraktisch bezeichnet gefunden, bei welcher sich das Publikum in den Zwischenakten nur langweilt; auch scheint uns die dermalige Placirung der Orchester-Mitglieder in akustischer Beziehung nicht mehr so günstig wie früher, desgleichen werden mehrere musikalische Kräfte des vorigen Jahres in dieser Saison unangenehm vermißt; doch hat es den Anschein, daß die verehrliche Direktion nicht gewillt ist, den von uns ausgesprochenen Wünschen des Publikums Rücksicht zu tragen, und wenn wir auch die vergebliche Mühe, „einen Mohren weiß zu waschen" kennen, so werden wir uns doch erlauben fortzufahren, das Tadelswürdige zu tadeln.

Was nun endlich die Darstellung dieses Meisterwerkes auf unserer Bühne betrifft, so müssen wir dem Verdienste seine Kronen anerkennen und berichten, daß Herr Hahn die Titelrolle mit wirklicher Meisterschaft darstellte und neben dem einfachen Landmanne auch die Heldennatur des Tell, wo es galt, mit ergreifender Wahrheit wiederzugeben wußte; doch wenn wir es auch nicht mehr als billig fanden, daß dem braven Künstler die wohlverdiente Ehre des „Hervorrufes" zu Theil wurde, so sind der Direktor und der Künstler Hahn in unsern Augen zwei verschiedene Personen, weshalb wir es unpassend fanden, daß, als der Darsteller Hahn gerufen wurde, das Orchester dem Herrn Direktor Hahn einen dreifachen Tusch brachte. Unseres Wissens sollen, nach den allgemeinen Theatergesetzen, alle bei der Bühne Angestellten sich des öffentlichen Lobes und Tadels enthalten. Da eine solche öffentliche Huldigung keinem andern Künstler dargebracht wird, so könnte dieselbe, wenn sie nicht von Seite des Publikums angeordnet wird, und wenn sie auch noch so verdient ist, wie es dermalen der Fall war, leicht von Vielen für eine Lobhudelei gehalten werden.

Die Darstellung der Führer der Männer vom Rütli läßt viel, sehr viel zu wünschen übrig; doch müssen wir bei Herrn Lohmann als Arnold von Melchthal eine rühmende Ausnahme machen; denn dieser Künstler führte seine Rolle mit künstlerischem Verständniß, mit Gefühl und Feuer durch. Leider sind wir nicht in der Lage, über die Auffassung der Darstellung des Ulrichs von Rudenz das Gleiche sagen zu können, dessen Organ ebenso wenig, wie Deklamation und Gestikulation, für einen Rudenz geschaffen sind. Der Charakter des Geßler wurde durch Herrn Asché zur allgemeinen Zufriedenheit dargestellt, nur hätten wir gewünscht, daß derselbe seine Maske weniger häßlich gemacht hätte; denn es ist nicht gesagt, daß eine teuflische Seele immer mit einem Satansgesichte ausgestattet sein muß. — Der ehrwürdige Attinghausen wurde durch Herrn Bordasch recht brav gegeben, besonders gelang demselben die Sterbescene. — Allerliebst aber löste Fräulein Rottmeyer als kleiner Tell ihre Aufgabe, sowie Fräulein Schütz, die bewährte Künstlerin, eine treffliche Hedwig war; doch wünschten wir, wie schon früher in diesen Blättern geäußert, daß die Darstellerin der Bertha von Bruneck, sich in ihrem Vortrag den stets weinerlichen Ton abgewöhnte und sich befleißigte, naturgetreuer ihre Aufgaben zu lösen; denn nur der ist in unseren Augen der beste Darsteller, welcher der Natur in ihrer edelsten Beziehung am nächsten kommt. Die Regie machen wir noch auf ein paar Verstöße aufmerksam, wie z. B. im 1. Akt (3. Auftritt), wo auf dem Markte zu Altorf die Scene mit dem Frohnvogt und den Werkleuten des Baues am Zwing-Uri vorkommen soll (die aber beinahe gänzlich gestrichen wurde) und der Ausrufer verkündet: „Ihr sehet diesen Hut, Männer von Uri!" da sind ein Dutzend Weiber und Mädchen um denselben versammelt; die Männer von Uri werden es der hiesigen Theater-Regie wenig Dank wissen, wenn sie dieselben in Unterröcken darzustellen sucht. — In der 3. Scene des 4. Akts sollte Geßler, wie an allen bessern Bühnen Deutschlands und wie es der Dichter vorgeschrieben und es auch bei frühern Aufführungen hier der Fall war, zu Pferde kommen; denn wie hat sonst Armgard rufen können;

„Laß die armen Waisen
Von Deines (Pferdes) Huf zertreten werden."

Der Landvogt kam aber gravitätisch per pedes apostolorum, und hatte, trotz seiner Diabolität, keinen Pferdefuß, wie Meister Göthe den Gottseibeiuns zeichnet. — Die gute Armgard sagte es aber doch, und nur der Achtung, welche man vor der Persönlichkeit der Darstellerin hegte, war es zu danken, daß das Publikum nicht in ein allgemeines Gelächter ausbrach.

Schließlich sei es noch berichtet, daß vor dem Beginn des Dramas die „Ouverture zum Wilhelm Tell von Rossini" von dem Orchester mit anerkennenswerther Präcision ausgeführt, der wackere Tell nebst Frau und Kind gerufen und das Publikum zum Schlusse für die in den Zwischenakten erduldete Langeweile mit Musik entschädigt wurden, und so wollen denn auch wir ausrufen: Ende gut, Alles gut!!!

R.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: N. Bandorf.

Digitized by Google

1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 87. Sonntag den 1. November 1863

Ein weiblicher Dämon.

Roman von Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

„Mein Kind“, redete er ihn mit fester, bewegter Stimme an, „weißt du, daß mich dein Aussehen erschreckt! — Rede schnell! — beruhige mich! — Ist deiner Frau, ist deinen Kindern etwas geschehen?“

„Nichts“, stammelte Paul.

„Gottlob! — Ich fürchtete schon. — Jetzt bin ich beruhigt. — Nun, was ist denn sonst geschehen?“

Paul öffnete die Lippen, um zu antworten, aber die Stimme versagte ihm. Er ließ den Kopf auf die Brust fallen — dicke Thränen quollen aus seinen Augen.

Der Doktor sah mit gerührtem Herzen diese stumme Aeußerung einer namenlosen Verzweiflung.

Er nahm die Hand des Neffen in die seine, drückte sie mit aller Wärme und sagte:

„Rede, mein Kind! ich bitte dich — erleichtere dein Herz — lasse mich deinen Schmerz kennen, dein Geheimniß wissen — du solltest doch in mich blindes Vertrauen setzen. — Bin ich nicht beinahe dein Vater?“

Zum zweiten Male versuchte es Paul zu reden — umsonst — er war nicht im Stande, ein Wort herauszubringen.

„Es handelt sich also um etwas sehr Wichtiges?“

Paul bejahte es durch eine Kopfbewegung.

„Doch wird es hoffentlich nicht Familienbeziehungen betreffen?“

Der junge Mann schüttelte verneinend den Kopf.

Mr. Leroyer fuhr fort:

„Also ist es eine Geldfrage, welche dich beschäftigt und so verzweifelt macht?“

„Ja“, sagte der junge Mann ganz kleinlaut.

„Wenn dem so ist, so schenke mir mit einem Worte reinen Wein ein. Du kennst das Sprichwort: Wunden, welche das Geld schlägt, sind nicht tödtlich ...“

„Sie hätten Recht, lieber Onkel“, entgegnete Paul, „Sie hätten hundertmal Recht, wenn die Ehre nicht dabei im Spiele wäre ...“

„Die Ehre?“ wiederholte Mr. Leroyer höchst bestürzt, „ist diese gekränkt?“

„Ja, sie ist es, entgegnete Paul mit schwacher Stimme.

„Durch deine Schuld?“

„Nein, das schwöre ich Ihnen, nein.“

„Du hast dir nichts vorzuwerfen?“

„Nichts, durchaus nichts! dafür ist Gott mein Zeuge. Ich bin unglücklich, ich bin verdächtigt, vielleicht schon morgen bin ich verloren ... Aber meine Rechtlichkeit steht makellos da, mein Gewissen ist rein, und wenn die Verachtung Aller mich treffen sollte, so bleibt mir doch die Achtung vor mir selbst ...“

„Ich glaube dir, mein Kind“, betheuerte der Alte. „Um an dir zu zweifeln, müßte ich aus deinem eigenen Munde die Worte hören: „ich habe gefehlt“ und selbst dann weiß ich nicht, ob ich dir glauben würde ... Dein Vater war ein Ehrenmann in der vollsten Bedeutung des Wortes, dein Großvater war es auch ... Ich schmeichle mir, ihnen nicht nachzustehen, und du kannst die Traditionen deiner Familie nicht Lügen strafen. Nun, wie kam es, daß du kompromittirt bist? Erkläre dich, erzähle mir Alles ...“

Das Wohlwollen und die Herzlichkeit, die sich in des Doktors Worten aussprachen, flößten Paul wieder Muth und Vertrauen ein.

„Lieber Onkel“, sagte er, „ich bin verloren ...“

„Ei!“ entgegnete Mr. Leroyer beinahe lächelnd, „das ist für mich gerade keine Neuigkeit. Ich habe davon beinahe die Gewißheit seit deinem letzten Besuche vor beiläufig zwei Jahren. Allerdings glaubte ich ein paar Monate später, du habest dich ein wenig erholt. Ich irrte mich nur in der Zeit, das ist alles. Jetzt laß' mich alle Einzelnheiten wissen, du hast mir von gefährdeter Ehre gesprochen. Also steckt noch etwas anderes dahinter als dein Ruin. Erkläre dich nun deutlich.“

Nach kurzem Zögern erzählte Paul dem guten Onkel all' das, was wir bereits wissen und endete damit, ihm den Brief des Mr. Morisseau zu zeigen.

Nachdem der Alte der Erzählung mit aller Aufmerksamkeit gefolgt war, und den Brief des Notars gelesen hatte, blieb er ein paar Minuten in tiefes Nachdenken versunken.

„Sie sehen wohl, lieber Onkel!“ rief Paul aus, erschreckt durch das lange Schweigen, „daß ich nicht schuldig bin — und doch bin ich verloren.“

Mr. Leroyer erhob den Kopf.

„Ich sehe wohl“, sagte er, „daß ein unerbittliches Verhängniß dich verfolgt, und daß du nicht mit zu grellen Farben aufgetragen! Für mich sind deine Unschuld und deine Rechtlichkeit unbestritten und leuchtend, wie die Sonne, die uns bescheint, und doch vereinigt sich Alles, um dich zu erdrücken! Ja, ich glaube auch wie du, daß du verloren bist,

Digitized by Google

wenn dir Niemand die rettende Hand reicht. Aber glücklicherweise bin ich da, und daher besteht die Gefahr nicht mehr...."

Purpurröthe ergoß sich plötzlich über des jungen Mannes Gesichtszüge. Myriaden von Funken wirbelten vor seinen Augen. Es schwirrte ihm im Kopfe herum, als sollten ihm die Sinne vergehen.

„Onkel!" rief er aus, „mein theurer Onkel! Habe ich recht gehört... habe ich recht verstanden? Wie, Sie wollten...?"

„Dich aus der Verlegenheit ziehen", ergänzte der Doktor seines Neffen Rede. „Nun ja, mein liebes Kind! Ist das nicht ganz einfach, wäre ich nicht ein entarteter Verwandter, wenn ich auch nur zögern wollte?...."

In einem Anfall von Begeisterung fiel Paul zu seines Onkels Füßen, erfaßte seine Hände und bedeckte sie mit unzähligen Küssen, ungeachtet alles Widerstandes von Seite des alten Herrn.

Mr. Leroyer wartete einige Augenblicke, um seinem Neffen Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln, dann sagte er:

„Genug dieser ergreifenden Scene. Zum Teufel, du bist ja doch ein Mann! Steh' auf und trockne deine Thränen. Werde wieder Herr deiner selbst und laß uns jetzt ein ernstes Wort reden. Ich habe eine Menge Fragen an dich zu stellen."

Paul gab sich alle Mühe, seine Aufregung zu bekämpfen, er stand auf und sagte:

„Lieber Onkel, ich bin bereit, Ihnen zu antworten."

„Wenn ich recht verstanden habe", fuhr Mr. Leroyer fort, „beschränkt sich dein Passivstand nicht allein auf die sechstausend Francs für die unglückseligen falschen Wechsel."

„Ach, Sie haben nur zu wohl verstanden."

„Kannst du mir die Ziffer deiner Schulden angeben?"

„O ja. Wann wünschen Sie diese Ziffer zu wissen?"

„Alsogleich."

„Um Ihnen hierüber genaue Rechenschaft zu geben, müßte ich erst mit mir zu Rathe gehen."

„Hier hast du Feder und Papier. Setze dich an jenen Tisch und mache deine Bilanz."

Wenige Augenblicke genügten, um die Totalsumme aller Passiven zusammenzustellen. Diese belief sich — die sechstausend Francs für die falschen Wechsel mit inbegriffen — auf vierzehntausend Francs.

Mr. Leroyer vernahm die Totalsumme, ohne eine Miene zu verziehen.

„Also", sagte er, „mittelst vierzehn Bankbilleten, jedes zu tausend Francs, wärest du aller Schuld ledig?"

„Ja, lieber Onkel."

„Bist du sicher, nichts vergessen zu haben?"

„Ich bin dessen ganz sicher."

„Nun gut, mein liebes Kind. Morgen Früh soll Niemand mehr eine Forderung an dich zu stellen haben."

„Was wollen Sie damit sagen, lieber Onkel?"

„Ich will sagen, daß nichts nur zur Hälfte geschehen soll; das Wichtigste ist, die falschen Wechsel los zu werden, aber das würde nicht genügen. Ich will für immer dich von jeder andern Geldschuld frei machen und daher gebe ich dir nicht sechs-, sondern vierzehntausend Francs."

„Onkel, mein theurer Onkel!" rief Paul außer sich vor Freude und Ueberraschung aus, „das ist zu viel — viel zu viel. Ich kann ein so großes Opfer nicht annehmen...."

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Eine so bedeutende Summe! Das hieße ja Sie ruiniren..."

„Was weißt du... Haben wir schon einmal mit einander eine Bilanz abgeschlossen. Kennst du meine finanziellen Verhältnisse?..."

„Das ist wohl wahr... aber..."

„Mein lieber Neffe, ich werde mich dir gegenüber nicht für einen Millionär ausgeben, aber ich kann dich versichern, daß ich im Stande bin, über diese vierzehntausend Francs zu deinen Gunsten zu verfügen, ohne mich deshalb weniger reich zu finden, als ich es früher war. Du staunst wohl darüber; ich finde es auch ganz begreiflich, leider darf ich dir das nicht erklären, was dir so räthselhaft scheint, aber dieserwegen ist es nicht weniger wahr..."

„Ihr Wille geschehe, lieber Onkel! Ich werde Ihnen meine Ehre und meine Freiheit zu verdanken haben. Meine Frau und meine Kinder verdanken Ihnen ihr Glück..."

„Das sei eine Schuld, die Ihr mir mit Eurer Liebe bezahlen werdet, und seid versichert, ich werde mich für vollkommen beglichen halten."

„Sie sind doch der beste, edelste..."

„Bah, bah, bah!" unterbrach ihn der Alte, „schon gut, schon gut! Die Frage der Gegenwart ist nun definitiv gelöst, beschäftigen wir uns ein wenig mit der Zukunft... Was denkst du zu thun?..."

„Ich weiß es wirklich nicht."

„Hast du in letzter Zeit nicht darüber nachgedacht?"

„Nein, ich gestehe es aufrichtig..."

„Warum?"

„Die Zukunft erschien mir so düster, daß ich es nicht wagte, ihr in's Angesicht zu schauen."

„Mein Kind, willst du, daß ich dir einen guten Rath gebe?"

„Kniend bitte ich Sie, mir ihn nicht zu versagen."

„Es versteht sich von selbst, daß du ihn nicht zu befolgen brauchst, wenn er dir nicht zusagt — ich will dir keineswegs meine Anschauungsweise aufdringen."

„Reden Sie, lieber Onkel!"

„Ich glaube allerdings, daß du Talent hast", begann Mr. Leroyer, „und selbst mehr als Talent; ich bin überzeugt, daß dir das Genie der Erfindung inne wohnt, aber du weißt so gut wie ich — und die letzten Unglücksfälle beweisen es dir zur Genüge — daß nur höchst selten die Vortheile der Erfindungen den Erfindern zugute kommen. Beinahe immer sind sie verkannt, der undankbare Hause läßt ihnen in der Regel erst dann Gerechtigkeit widerfahren, wenn sie schon dem Elende, der Verzweiflung erlegen sind. Wie viele Beispiele zum Belege dieser traurigen Wahrheit könnte ich dir aufzählen!"

Paul machte eine beistimmende Kopfbewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle

von

Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

Dann drückte sie einen flüchtigen Kuß auf seine bleichen Lippen.

— In den nächsten Wochen, Sophie, wird es sich entscheiden, was ich von meiner Familie zu hoffen habe.

Digitized by Google

Die Wittwe unterbrach das kaum begonnene Gespräch der Liebenden. Sophie grüßte, nahm ihr Licht und ging zu ihren Eltern hinab. In der Straße ließ sich das Horn des Wächters hören.

— Wie geht es dem jungen Manne? fragte theilnehmend Frau Falk.

— Er hat sich wieder erholt.

— Trägt seine Unvorsichtigkeit die Schuld an dem Unfalle?

Diese Frage beantwortete der Agent mit den Worten:

— Sprecht nicht weiter über die Geschichte, damit wir nicht noch in eine Untersuchung verwickelt werden. Gehe zu Bett, liebe Frau, Du hast in der verflossenen Nacht wenig geschlafen. Sophie, Du folgst der Mutter.

— Und Du, Georg? fragte die Gattin.

— Ich habe noch einen Brief zu schreiben, der morgen früh zur Post soll.

Bald war Falk allein. Nachdem er sich überzeugt, daß er vor Störung sicher sei, zog er das Papier hervor, das er am Bette des betäubten Martens gefunden hatte. Die Adresse war an Frau Westmeier gerichtet. Der Agent erbrach ohne Zaudern das Siegel. In dem Converte lag ein Zettel und ein Brief, der ebenfalls versiegelt war. Der Zettel enthielt folgende Zeilen:

„Madame!

Diesen Brief werden Sie neben meiner Leiche finden. Damit Sie für die freundliche Aufnahme, die Sie mir haben zu Theil werden lassen, nicht in unangenehme Berührung mit den Behörden kommen, bestätige ich hiermit, daß ich mir selbst den Tod durch Erstickung gegeben. Die Gründe, die mich dazu veranlaßt, mögen ein Geheimniß bleiben. Alles, was ich hinterlasse, meine Uhr, meine Ringe, Wäsche, Kleidungsstücke und Bücher vermache ich Ihnen. Decken Sie davon die Auslagen, die Sie für mich gemacht haben.

Ich vermuthe, daß sich in der nächsten Zeit Jemand einfinden wird, der im Namen eines Herrn Anselm Ehrenberg Erkundigungen nach mir einzieht — statt aller Antwort übergeben Sie ihm beifolgenden Brief, der die Adresse des genannten Herrn trägt. Nehmen Sie meinen Dank für ihre mütterliche Pflege und Güte, und bewahren Sie ein ehrenvolles Andenken — dem unglücklichen Felix Martens."

— Das ist seltsam! dachte Falk. Der bleiche Mensch, der hier so still und eingeschränkt lebte, der durch Sprachunterricht kaum so viel erwarb, als er bedurfte, dieser Mensch steht zu dem reichen Anselm Ehrenberg in Beziehung! Es wacht entweder ein guter Stern über mir, oder der Zufall, der mir tausend tückische Streiche gespielt, will mich einmal glücklich machen. O, mir wird jetzt so Manches klar. Ehrenberg wird mich zur Auffindung dieses Felix Martens benutzen wollen. Warum geht er so still und geheimnißvoll zu Werke? Warum wendet er sich nicht an die Behörden? Warum nimmt sich Martens das Leben? Die Antwort auf alle diese Fragen kann nur die sein: hier liegt ein Geheimniß, vielleicht die Absicht eines Verbrechens zu Grunde. Aufgepaßt, Falk, es blüht dein Weizen! Die reichen Leute werden freigebig, wenn sie wissen, daß man ihre Leidenschaften kennt.

Unschlüssig, den zweiten Brief in der Hand haltend, ging der Agent im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen und erbrach das Siegel, indem er flüsterte: Niemand hat gesehen, daß ich das Papier zu mir gesteckt — ich muß das ganze Geheimniß kennen lernen, wenn ich Nutzen daraus ziehen will. Es steht ja bei mir, die Papiere zu vernichten.

Man sieht, daß der Exadvokat es mit der Ehrlichkeit nicht allzu genau nahm. Er las also den Brief, der an Anselm Ehrenberg adressirt war, und folgendermaßen lautete:

„Mein Herr!

Ihnen, dem zweiten Manne meiner unglücklichen Mutter und meinem Vormunde, gelten diese Zeilen, die ein Sterbender an Sie richtet. Mein Tod kommt Ihnen vielleicht gelegen; aber ich suche ihn, weil mir der Kampf mit dem Leben verhaßt ist. Sie haben mich nicht allein um mein Vermögen, Sie haben mich auch um das Glück der Zukunft betrogen, indem Sie meine Erziehung vernachlässigten. Besäße ich die Fähigkeiten, mein Leben anständig zu fristen, daß ich das Mädchen, das ich liebe, als Gattin heimführen könnte, ich würde arbeiten und mich über Ihren schmählichen Betrug hinwegsetzen. Aber die trostlose Aussicht, auf das höchste Glück, dessen der Mensch theilhaftig werden kann, verzichten zu müssen, erfüllt mein Herz mit Bitterkeit und treibt mich zur Verzweiflung. Ich kann nicht mehr gegen das Schicksal ankämpfen, das Sie mir bereitet haben. Die Bekanntmachung, welche die Behörde in den Zeitungen erlassen, hat mich völlig zu Boden geschmettert. Das Urtheil, das darin ausgesprochen wird, ist Ihr Werk. Gott ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin, aber wer glaubt an meine Schuldlosigkeit? Selbst die Jungfrau, die ich liebe, wird mich verachten müssen. Sie haben nicht nur mein Vermögen an sich gerissen, Sie haben auch meinen guten Ruf, meine Ehre zerfleischt, um Ihrer Beute desto sicherer zu sein. Mir bleibt keine Waffe, mit der ich mich gegen Sie vertheidigen kann. So will ich denn sterben, damit Sie sich meinen Tod zum ewigen Vorwurfe machen. Der Genuß, den Sie in Ihrem Reichthume finden, mag Ihnen durch das Gewissen verbittert werden, das Ihnen Tag und Nacht das Wort „Mörder" zuflüstert. Ihre Hand hat das Feuer angezündet, dem der tödtliche Rauch entströmt. Ich muß schließen — das Zimmer wird immer finsterer — ich sehe kaum die Kerze noch — meine Hand zittert — Mutter, bald werde ich bei dir sein — Felix Martens."

Der Agent zitterte vor Aufregung; er hatte ein Geheimniß kennen gelernt, das ihm gute Früchte tragen mußte, wenn er es mit Vorsicht ausbeutete. Daß der freundliche und gutmüthig aussehende Ehrenberg seinen Stiefsohn bis zur Verzweiflung hatte treiben können, um sich ein wahrscheinlich beträchtliches Vermögen anzueignen, war ein Unternehmen, dessen man ihn kaum für fähig gehalten. Falk dachte noch einige Zeit über die Bosheit der Menschen nach, dann legte er sich schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Dinstag, 27. Oktober. „Don Juan", große Oper von Mozart. Die Ankündigung dieser Oper als Benefize für den Herrn Theaterkassier mochte mit uns wohl dem größeren Theile des Theaterpublikums auffallend vorkommen, da Benefize, spezielle Wohlthätigkeitsakte bei besonderen Veranlassungen abgerechnet, immer nur den darstellenden Kräften zugewendet zu werden pflegen, um dem Publikum Gelegenheit zu geben, seine Sympathieen für hervorragende Leistungen

an den Tag zu legen und durch zahlreichen Besuch eine ehrenvolle Anerkennung und Aufmunterung zu bieten. Deßhalb wird der Tag des Benefizes wohl auch der Ehrentag des Künstlers genannt und von Letzterem Alles aufgeboten, um den Beweis zu liefern, daß er der Anerkennung würdig sei, welche sich in einem vollen Hause manifestirt. Durch diese Wechselwirkung zwischen dem Benefizianten und dem Publikum tragen die Benefizevorstellungen wegen des dadurch wach gerufenen Ehrgeizes wesentlich zur Hebung der Kunst bei und haben sohin ihre volle Berechtigung. Wenn dabei wohl auch die pekuniäre Seite mit in Betracht kömmt, da das Geld nun einmal keine Chimäre ist, so tritt dieses doch mehr in den Hintergrund und kommt jedenfalls erst in zweiter Linie zu berücksichtigen.

Ein Benefize für den Kassier hat aber nur das letztere im Auge und deßhalb will es nicht sehr delikat erscheinen, das Publikum zur Betheiligung an der Honorirung des Ersteren einzuladen, da solche eigentlich der Direktion allein zusteht. Wir glauben übrigens nicht zu irren, wenn wir das fragliche Benefize nur für einen Prätext für die Aufführung des Don Juan außer Abonnement den Abonnenten gegenüber betrachten, die es sonst doch übel vermerken könnten, daß immer erst die zweite Auflage an sie kömmt.

Wir sind überzeugt, daß wir mit dieser Ansicht nicht allein stehen, sondern aus der Seele der meisten Abonnenten, dieser nur zu oft nicht mit gebührender Rücksicht behandelten Kerntruppe der Theaterfinanzen sprechen, wenn wir der vielfach hierüber laut gewordenen Mißbilligung Ausdruck geben, und überlassen die Nutzanwendung der Direktion, welche jedenfalls noch auf lange Zeit die Schlüssel zum hiesigen Musentempel in der Hand behalten will und deßhalb billigen Wünschen Rechnung zu tragen sich veranlaßt sehen dürfte, damit sich nicht in späteren Jahren die Zahl der Abonnenten erheblich reduzirt.

Wenn übrigens der Don Juan doch als Benefize für den Hrn. Kassier, nicht für die Kassa gelten sollte, so können wir die Wahl nur als eine gelungene bezeichnen, weil der Verkehr zwischen Kassier und Publikum den Geldpunkt berührt, wo die Gemüthlichkeit bekanntlich aufhört und bei einer so frostigen Beziehung schon ein besonderes Meisterwerk als Magnet gewählt werden mußte.

Was die Aufführung selbst anlangt, so vermißten wir an Herrn Otto in der Titelrolle einigermassen jene Eleganz und Noblesse im Spiele, welche der Grundcharakter des frivolen Wüstlings ist, und welche in allen Situationen der Rolle zum Ausdruck gebracht werden muß. Frau Förster und Frln. Ruhr hielten sich im Gesang und Spiel gut, Hr. Wagner hat die eine seiner beiden großen Arien entsprechend vorgetragen; wir hoffen, daß er bei der Wiederholung des Don Juan auch die andere nicht vergessen wird, wie solches heute der Fall war. Was noch weiter hervorzuheben ist, wollen wir für das Nächstemal versparen und nur schlüßlich noch zur Vermeidung von Mißverständnissen erklären, daß die obigen Reflexionen über Benefize und Kassier durchaus in keiner Beziehung zu dem Hrn. Theater-Kassier Waldmann stehen, daß sie vielmehr sich lediglich um die Sache drehen und von jeder persönlichen Tendenz frei sind. Wir können dem Hrn. Waldmann mit gutem Gewissen das Zeugniß geben, daß er mit anerkennungswerther Gewandtheit und Zuvorkommenheit sein schwieriges Geschäft verwaltet und noch niemals zu Klagen Veranlassung gegeben hat, wie sie sonst eine erbliche Krankheit mancher Kassiere zu sein scheinen.

Donnerstag, 29. Oktober. Violinkonzert des Hrn. Gleichauf. Theaterkonzerte sind in der Regel eine undankbare Sache; das hat Hr. Gleichauf in seinem heutigen Konzerte zum Bedauern der wenigen Zuhörer, die sich eingefunden hatten, erfahren; derselbe darf vermöge seiner ungewöhnlichen Leistungen auf der Violine entschieden unter die Zahl der renommirten Künstler gerechnet werden und deßhalb mußte es unangenehm berühren, denselben vor leeren Bänken spielen zu sehen. Möge die Anerkennung seiner Leistungen, die wir ihm hiemit zollen, ihm als Entschädigung für den geringen Besuch gelten, welch' letzterer keineswegs in einer Abschwächung der Vorliebe des hiesigen Publikums für Musik, sondern vielmehr in den tagtäglichen Vorstellungen und der dadurch veranlaßten Ermüdung seinen Grund hat.

Hr. Gleichauf ist Meister seines Instrumentes, hat eine tadellose Technik und verbindet damit einen eleganten abgerundeten Vortrag; sein Spiel bekundet eine vorzügliche Schule und ein richtiges Verständniß der klassischen Konzertmusik. Das Programm bot uns das dritte Konzert von Beriot in seinen schönsten Sätzen und eine Konzertphantasie von Vieuxtemps und hat dem Künstler allgemeinen Beifall erworben. Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn der reichlich lohnet, sagt Schiller in seinem Sänger. Hrn. Gleichauf bleibt für diesesmal nur übrig, in der Kunst selbst den besten Lohn zu finden, ein andermal wird ihm Fortuna holder sein.

Das Orchester hielt sich in der Begleitung der genannten Konzertnummern vortrefflich und verdient deßhalb ebensosehr Anerkennung als Frau Förster, welche durch den gediegenen Vortrag einer Arie aus Titus und zweier Lieder zur musikalischen Ausstattung des Konzertes nach Kräften beigetragen hat. —8—

Fort mit Schaden!

Krinolin! Krinolin!
Dir von Herzen gram ich bin;
Denn aus Jungfrau'n und aus Frauen
Machst Du aufgeblähte Pfauen,
Holder Weiblichkeit zum Hohn.

Krinolin! Krinolin!
Fahre in den Abgrund hin!
Denn so manches frische Leben
Hast Du in den Tod gegeben,
Du verfänglich Ungethüm!

Mädchen zart! Mädchen zart!
Thut von euch die wälsche Art!
Eilt, die Schmach von euch zu schaffen!
Deutsche, seid nicht länger Affen
Einer wälschen Kaiserin!

Fort mit ihr! Fort mit ihr!
Denn sie raubt euch alle Zier.
Mögen spindeldürre Weiber
In sie hüllen ihre Leiber.
Mädchen, flieht die Mummerei!

Frank und frei, frank und frei
Von Verdacht die Jungfrau sei!
Sie entsage dem Gewande,
Darin auch die Frucht der Schande
Bergung sucht, — und Konterband.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Hilfs-Redakteur R. [illegible]

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 88. Mittwoch den 4. November 1863

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Der Doktor fuhr fort:

„Wenn du allein in der Welt stündest, würde ich dir sagen: fahre so fort, arbeite, biete allen Hindernissen die Stirn, die sich dir in den Weg stellen werden... Dein Beruf treibt dich vorwärts — erklimme also die Stufen deines Kalvarienberges. Vielleicht findest du oben den Ruhm und das Glück. In jedem Falle würde ich dir beistehen und dich möglichst unterstützen. Aber dein Fall ist ein anderer — du hast eine Frau — du hast zwei Kinder.... Diese drei theuern Wesen legen dir Verpflichtungen auf, deren du dich gewissenhaft entledigen mußt — sie verlangen von dir Wohlstand und Ruhe — du bist sie ihnen schuldig...."

„Ich bin zu Allem bereit", erwiderte Paul, „aber wie es anfangen?"

„Wenn ich nicht irre, habe ich dir vor zwei Jahren von einer hochgestellten Person gesprochen", entgegnete Mr. Leroyer, „von einem großen Herrn, mit dem ich in Verbindung stehe und welcher mir nichts abschlagen wird — um was immer ich ihn auch angehen würde, — ich bin sogar überzeugt, daß er sich glücklich schätzen würde, eine jede meiner Bitten zu gewähren. Heute noch — diesen Abend werde ich diesen Herrn sehen. Die Gelegenheit ist günstig. Ich kann ihn um eine ehrenvolle, deinem Talente und deinen Kenntnissen angemessene Stelle ersuchen. Eine solche Bedienstung wird deine und deiner Familie Zukunft sicherstellen — würdest du sie annehmen?"

„Mit tausend Freuden."

„Und du würdest nichts bereuen?"

„Nichts, da ich für die Ruhe und für das Glück der Meinigen arbeiten werde."

„Paul, du bist ein braver Bursche."

„Ich glaube nur meine Pflicht zu thun."

„Ohne Zweifel, aber Jene, welche ihre Pflicht thun, sind bei weitem weniger zahlreich, als du glaubst. Die größte Unzukömmlichkeit des hohen Alters ist meiner Meinung nach die, daß, weil man lang gelebt hat, man auch die Welt zu genau kennt, und glaube mir, die Welt ist sehr garstig... Aber lassen wir das. Nun sind alle unsere Angelegenheiten geordnet, gehen wir jetzt zum Frühstück, dann machen wir uns beide auf den Weg nach Villeneuve St. Georges ich erhebe bei meinem Notar vierzehntausend Francs, die ich erst vor einigen Tagen bei ihm erlegt habe und die zu placiren er wahrscheinlich noch nicht Gelegenheit gehabt haben dürfte; ich werde dir diese Summe einhändigen und du kehrst dann so schnell wie möglich nach Paris zurück. Ich kann mir wohl denken, daß es dich sehr verlangen wird, deine theure Angelique zu beruhigen und deine Gläubiger zu befriedigen..."

Paul wollte antworten, da trat aber im selben Augenblicke Susanna ein und meldete, daß das Frühstück bereit stehe, gleichzeitig bemerkte sie auch, daß es ihrer Kochkunst gewiß alle Ehre machen werde.

Bei dieser frohen Verheißung verklärten sich Mr. Leroyers Züge und Onkel und Neffe gingen die Treppe hinab nach dem Speisezimmer.

Susanna hatte nicht zu viel verheißen, wenn sie des Frühstückes in so lobender Weise erwähnte.

Mr. Leroyer wußte Susanna's Leistung nach Verdienst zu würdigen und versagte ihr nicht das gebührende Lob.

Auch Paul, wenngleich in Bezug auf gastronomische Anlagen weniger begabt, als sein Oheim, und weniger im Stande, die Vorzüge und Delikatessen einer verfeinerten Küche zu würdigen, erwies nichtsdestoweniger dem Frühstücke alle Ehre mit dem Appetit eines Mannes, der, gequält von Kummer und Sorgen, seit vielen Stunden nichts zu sich genommen hatte und mit einem Male seinen Geist frei und seinen Magen leer fühlte.

„Jetzt, lieber Paul, machen wir uns auf den Weg", sagte der Doktor, nachdem er seinen Kaffee ausgeschlürft und sein Gläschen Liqueur geleert hatte. „Auf nach Villeneuve St. Georges!"

In wenigen Minuten war der Gaul gezäumt und vor den kleinen Wagen gespannt.

Seit beiläufig einem Jahre hatte sich Mr. Leroyer, des ewigen Herumreitens müde, einen leichten Wagen angeschafft, bei weitem mehr empfehlenswerth seiner Solidität wegen, als wegen seiner Eleganz und seiner sanften Bewegungen.

Der alte Gaul, trotz seines nichtsweniger als vielversprechenden Aussehens noch immer ganz kräftig und ausdauernd, war ohne alles Sträuben vom Sattel in die Gabel gegangen und zog den Wagen ganz flink hinter sich nach.

Onkel und Neffe setzten sich auf den Vordersitz, und fort ging es mit einer Schnelligkeit, die man dem Alter und

Digitized by Google

den schon sehr mitgenommenen Füßen des Pferdes gar nicht zugetraut hätte.

Unterwegs richtete Paul einige Fragen an seinen Onkel bezüglich des Kindes, welches dieser vor zwei Jahren in sein Haus aufgenommen.

Mr. Leroyer beantwortete diese Fragen sehr ausweichend und der junge Mann, der die Verschwiegenheit des Onkels nicht auf eine zu harte Probe stellen wollte, drang nicht weiter in ihn.

Villeneuve St. Georges war bald erreicht.

Der Wagen hielt vor einem recht hübschen, niedlichen Hause, das von der Straße durch einen kleinen Blumengarten getrennt war.

Dieses Haus gehörte dem Notar, welchem Mr. Leroyer seit vielen Jahren die Unterbringung seiner Gelder anvertraut hatte.

„Bleib' einstweilen im Wagen", sagte der Alte zu Paul, „und halte das Pferd; in fünf Minuten bin ich mit dem Gelde wieder bei dir."

Bei diesen Worten öffnete der Doktor das Gartenthürchen und ging in's Haus.

Nach einer Minute kam er wieder zurück und sah etwas verdrießlich aus.

„Mein lieber Paul", sagte er, „es hat sich ein kleines Hinderniß ergeben, was an sich nichts zu bedeuten hat, was mir aber deinetwillen unangenehm ist... Der Notar ist nach einem zwei Lieues von hier gelegenen Orte gerufen worden, um dort ein Testament aufzunehmen und wird erst gegen 6 Uhr Abends wieder zurück sein. Wie mir sein erster Schreiber sagt, hat er über mein Geld noch nicht disponirt, ich kann es also gleich nach seiner Zurückkunft wieder zurückziehen. Was soll denn jetzt geschehen? Willst du mit mir nach Brunoy zurückfahren und warten, oder ziehst du vor, alsogleich nach Hause zu gehen? Ich muß heute ohnedies nach Paris kommen. Wenn wir uns jetzt trennen, so bringe ich dir das Geld heute Abends selbst in's Haus. Was sagt dir besser zu?"

„Ich möchte recht gerne bei Ihnen bleiben, lieber Onkel", antwortete Paul, „aber es scheint mir ganz unmöglich...."

„Weshalb?"

„Bedenken Sie doch, meine arme Frau ist allein und wird mich mit aller Herzensangst erwarten. Wenn ich nicht vor Abends zurückkäme, würde sie noch unruhiger sein. Das wäre ja eine fürchterliche Qual für die arme Angelique...."

„Das begreife ich ganz wohl, aber könntest du nicht ein paar Zeilen an sie schreiben, wir würden schon Jemanden finden, der ihr das Billet überbrächte..."

„Aufrichtig gestanden, lieber Onkel, ich möchte ihr lieber selbst den Trost und die Freude bringen, ihre Thränen trocknen, und mich mit ihr der glücklichen Wendung unserer verzweifelten Lage erfreuen."

„Gut! so geh', mein Kind, und sage deiner Frau, daß ich sie noch diesen Abend sehen werde. Ohne Zweifel werde ich längstens bis acht oder neun Uhr bei Euch sein...."

„Werden Sie mit uns speisen?"

„Ich möchte wohl zwar, jedoch gewisse gebieterische Umstände erlauben es mir heute nicht, aber bei Euch will ich übernachten, denn es dürfte doch zu spät werden, um noch nach Brunoy zurückzukehren. Also auf Wiedersehen! Und frischen Muth. Auf dem Platze vor der Kirche dürftest du noch einen Wagen finden, der nach Paris abgeht."

Paul stieg vom Wagen, drückte dem Alten die Hand und wollte eben fortgehen.

Mr. Leroyer hatte indessen seinen Sitz eingenommen und nahm die Zügel in die Hand, da rief er plötzlich seinen Neffen zurück, der schon ein paar Schritte gegangen war, und sagte:

„Apropos! Hast du Geld bei dir?"

Paul machte ein verneinendes Zeichen.

„Und du hast mir nichts gesagt!" rief der Alte aus. „Ah, das ist nicht schön. Was du doch für ein wunderbarer Neffe bist! In Zukunft und bis zu dem Augenblick, wo ich dir eine unabhängige Stellung werde verschafft haben — was, wie ich hoffe, bald sein wird — will ich, daß du meine Börse für die deine ansehest.... Hast du mich verstanden?"

„Aber, lieber Onkel!..."

„Kein aber", unterbrach ihn der Doktor, „du bist mir Gehorsam schuldig und ich verlange von dir, daß du mir gehorchest..."

Paul neigte das Haupt und lächelte.

„Gib die Hand her", fuhr Mr. Leroyer fort, indem er in seine Tasche griff. „So ist's recht. Zum Unglück habe ich nicht viel bei mir" — und er ließ zwei oder drei Louisd'ors in des jungen Mannes Hand gleiten, „indessen das ist nur für den Augenblick. Jetzt verbitte ich mir aber jeden Dank und ersuche gleich, rechts um kehrt! zu machen und fortzugehen, denn sonst versäumst du die Abfahrt der Diligence. Glückliche Reise, Auf Wiedersehen heute Abend. Du kannst darauf rechnen, daß ich zwischen acht und neun Uhr bei dir bin."

Mr. Leroyer rührte die Peitsche und der Gaul ließ sich nicht ein zweites Mal bitten, den Weg nach seinem Stalle einzuschlagen.

Abends zuvor hatte Pauls Onkel ein Billet erhalten, welches Claudia dem von Brest zurückgekehrten Ex-Notar diktirt hatte, der, wie wir wissen, das wunderbare Talent besaß, alle Schriften so täuschend nachzuahmen, daß nicht nur ein flüchtiger Blick, sondern selbst eine aufmerksame Besichtigung das Falsum nicht zu entdecken vermochte.

Dieses Billet, welches wir unseren Lesern durchaus nicht vorenthalten dürfen, lautete, wie folgt:

„Lieber Doktor!

Unvorhergesehene Umstände bestimmen mich, meine Projekte zu ändern — ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen oder betrüben soll.

Wie dem auch sei, ich muß noch einmal ihre Ergebenheit in Anspruch nehmen, von welcher Sie uns schon so viele Beweise gegeben haben. Finden Sie sich morgen um zehn Uhr Abends mit dem Kinde auf dem Place de la Concorde ein, in der Nähe des Pont Tournant. Ein Mann des Vertrauens wird Sie dort mit einem Wagen erwarten und zu mir bringen. Ein Irrthum ist wohl nicht möglich, denn der Mann wird an Sie herankommen und Sie beim Namen nennen.

Absolute Verschwiegenheit wie bisher. — Antworten Sie auf diesen Brief nicht, Ihre Antwort würde mir nicht mehr rechtzeitig zukommen.

Niemand in Brunoy soll den Grund Ihrer Reise wissen. Richten Sie Alles so ein, daß Sie nicht früher als zur verabredeten Stunde in Paris eintreffen und sehen Sie Niemanden, bevor Sie mich nicht gesehen haben. Das ist von höchster Wichtigkeit.

Digitized by Google

Ich bitte, diesen Brief alsogleich nach Durchlesung zu verbrennen.

Also auf Wiedersehen morgen, lieber Doktor. Ihr ergebener und dankbarer S. T."

Mr. Leroyer, der in diesem Briefe nichts fand, was Verdacht erregen konnte, schöpfte auch gar keinen Argwohn.

Er hatte nicht einen Augenblick an die Echtheit dieses Briefes gezweifelt, dessen Schrift und Unterschrift er zu erkennen glaubte.

Daher fügte er sich auch genau der ersten Anordnung und verbrannte den Brief, nachdem er sich dessen Inhalt unauslöschbar in's Gedächtniß eingeprägt hatte.

Pauls Besuch und die Nothwendigkeit, dem jungen Ehepaar die vierzehntausend Francs zu bringen, bevor er sich zum Rendezvous beim Pont Tournant begab, machte es dem Doktor unmöglich, sich genau an eine der in dem Billet gestellten Anforderungen zu halten, laut welcher er Niemanden in Paris sehen sollte, bevor er nicht mit dem Herzog gesprochen.

Aber im Grunde schien ihm das von keiner wesentlichen Bedeutung, da Paul selbst nicht wußte, weshalb er nach Paris kam.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle

von

Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen erwachte Felix Martens aus einem unruhigen Schlummer. Die gräßlichsten Träume hatten ihn abgemartert; er war so erschöpft, als ob er eine schwere Krankheit überstanden hätte. Die Kraft, das wirklich Geschehene von dem Geträumten zu unterscheiden, kehrte erst spät zurück. Er erinnerte sich des Briefes, den er an seinen Stiefvater geschrieben, aber auch Sophiens, deren liebliches Gesicht sein erster Blick getroffen, nachdem er aus der Betäubung erwacht — er erinnerte sich ihres Schwures und ihres Kusses. Das Leben war ihm wieder lieb geworden und mit Entsetzen gedachte er des gräßlichen Entschlusses, dessen völlige Ausführung ein glücklicher Zufall vereitelt hatte.

Frau Westmaier erschien, um sich nach dem Befinden ihres Miethsmannes zu erkundigen. Felix versicherte, daß er sich kräftig genug fühle, um das Bett zu verlassen. Dann fragte er nach dem Briefe.

— Ich habe keinen Brief gesehen, antwortete die Wittwe.

Sie durchsuchte das ganze Zimmer. Felix ward unruhig; er nahm an, daß Sophie das Papier gefunden und eröffnet haben könne. Da er den Versuch, sich das Leben zu nehmen, jetzt bereuete, so war es ihm mehr als unangenehm, wenn die Geliebte, an deren Achtung ihm lag, die Zeilen kennen lernte, die Muthlosigkeit ihm diktirt hatten. Er bat die Wittwe, Nachfrage zu halten. Sie eilte die Treppe hinab und traf Falk, der das Haus verlassen wollte.

— Haben Sie einen Brief gefunden, Herr Nachbar?

— Wo? fragte der Agent.

— In dem Zimmer meines Miethsmanns.

— Nein.

— Dem armen Menschen liegt viel daran. Außer Ihnen und Sophie hat Niemand das Zimmer betreten.

— So fragen Sie meine Tochter.

Die Wittwe wollte gehen. Falk hielt sie zurück.

— Noch eine Frage, Frau Nachbarin.

— Fragen Sie!

— Hat der arme Teufel vorsätzlich das Ofenrohr geschlossen?

— Daran zweifle ich; Herr Martens ist ein so guter Mensch, daß er so schlechte Gedanken nicht aufkommen läßt.

— Das Ereigniß bleibt mir dennoch verdächtig. Ist Ihnen die Herkunft des jungen Mannes bekannt?

— Ich kenne nur seinen Namen und weiß, daß er ein sehr ordentlicher Mensch ist. Dies ist genug, um ihm mein Zimmer ferner zu lassen.

— Sie haben Recht. Pflegen Sie ihn, daß er sich bald wieder erholt. Aber achten Sie auch auf ihn — wenn irgend etwas vorfällt, so rufen Sie mich nur, ich stehe Ihnen jederzeit zu Diensten.

Nachdem der Agent diese Worte in einem freundlichen Tone gesagt hatte, entfernte er sich.

— Ein braver Mann! dachte die Wittwe. Ich bedaure ihn, denn er hat das traurige Schicksal, das ihn betroffen, nicht verdient.

Sophie, die sie nun befragte, hatte ebenfalls keinen Brief gesehen. Die Wittwe erzählte Frau Falk die Einzelheiten des Vorfalls, dann ging sie in ihre Wohnung zurück. Mit Staunen sah sie, daß Felix im Sopha saß; er war sehr bleich, schien sich aber völlig erholt zu haben. Die Wittwe brachte ihm das Frühstück, das er mit Appetit verzehrte. Da ward die Glocke an der Saalthür gezogen. Frau Westmeier eilte, um zu öffnen. Ein stattlicher Mann stand auf der Schwelle. Er grüßte vornehm und fragte, ob der Sprachlehrer Felix Martens hier wohne.

— Ja, mein Herr.

— Ich möchte ihn sprechen.

— Er ist krank.

— Trotzdem muß ich Sie bitten, mich zu ihm zu führen.

Es geschah; die Wittwe öffnete die Thür und ließ den Fremden eintreten, der einen kostbaren Pelz trug. Felix sah ihn überrascht, fast bestürzt an. Der Fremde war ein Mann von vielleicht vierzig Jahren; sein schwarzes Haar und die frische Gesichtsfarbe ließen ihn jedoch jünger erscheinen. Er trug eine feine Goldbrille, die den Ausdruck seines Auges zu erkennen verhinderte. Sein Auftreten war ruhig, gemessen, vornehm.

— Herr Martens? fragte er artig.

Felix verneigte sich.

— Sie sind krank; ich bedaure, mein Herr, daß ich gerade heute Ihre Ruhe stören muß. Die Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt, gestattet keinen Aufschub. Sie haben vorgestern einen Brief durch die Stadtpost erhalten?

— Ja; von dem Advokaten Herrn Petri.

— Ich bin der Advokat Petri.

— Sie! murmelte Felix verwirrt.

— Sie sind meinem Ersuchen, sich in meinem Bureau einzufinden, nicht nachgekommen. Ich erkenne den Grund in Ihrer Krankheit —.

— Mir ist heute besser, mein Herr; verhandeln Sie ohne Rückhalt, ich kann Sie anhören.

Der Advokat ließ sich auf dem Stuhle nieder, der neben dem Tische stand.

Digitized by Google

— Das ist mir Ihretwegen lieb, Herr Martens, da eine rasche Verständigung Vortheil für Sie bringen kann. Zunächst habe ich Ihnen Eröffnungen von Seiten Ihres Stiefvaters und ehemaligen Vormundes zu machen. Herr Anselm Ehrenberg in Lüttich erbietet sich, Ihnen die Summe von zehntausend Thalern zu zahlen, wenn Sie Europa verlassen, und sich jenseit des Meeres eine Existenz gründen. Er nimmt an, daß Ihnen diese Veränderung nicht schwer fallen wird, da sich Ihnen hier eben keine tröstliche Aussicht bietet. Ich referire, was man mir von Lüttich aus geschrieben hat.

Felix hatte ruhig zugehört. Jetzt zeigte sich eine schmerzliche Bitterkeit in seinen Zügen.

— Herr Advokat, dieser Antrag überrascht mich nicht; er ist der letzte Versuch, mich zu entfernen, zu vernichten. Doch lassen wir das, es gehört nicht in den Kreis unserer heutigen Besprechung. Sind Sie im Stande, mir die Frage zu beantworten: was wird Herr Anselm Ehrenberg thun, wenn ich auf seinen Antrag nicht eingehe?

— Er wird Sie Ihrem Schicksale preisgeben.

— Wenn er nur dies beabsichtigt, so bin ich zufrieden mit ihm.

— Was soll ich meinem Korrespondenten antworten?

— Antworten Sie ihm, daß ich in Europa bleiben, daß ich seiner Großmuth nichts zu danken haben wolle, und daß ich früher oder später Abrechnung mit ihm halten würde.

Der Advokat war plötzlich sehr ernst geworden.

— Ist das Ihr fester Entschluß? fragte er.

— Diesen Entschluß wird keine Macht der Erde ändern.

— Herr Martens, ich gebe Ihnen noch acht Tage Frist, die Angelegenheit reiflich zu überlegen —

— Hoffen Sie auf nichts — ich habe mit meinem Stiefvater gebrochen.

Herr Petri erhob sich.

— So ist meine Mission beendet.

— Vollständig, mein Herr.

Ich bedaure, daß ich nicht gütlich einwirken konnte. Da Sie den Vermittlungsvorschlag abweisen, zwingen Sie mich, die Wechselklage anhängig zu machen, die ich Ihnen in meinem Briefe ankündigte.

— Sie sprechen immer noch von den Wechseln? rief Felix erbittert.

— Weil ich muß.

— Die Wechsel sind falsch — ich habe nie Wechsel ausgestellt!

— Beweisen Sie das vor Gericht.

— Der Beweis soll mir nicht schwer werden.

— Vorläufig werde ich meine Pflicht als Rechtsanwalt erfüllen. Auf Wiedersehen!

Petri grüßte nachlässig und entfernte sich.

— Ich bleibe fest! murmelte Felix vor sich hin. Wäre ich nicht so schwankend gewesen, meine Situation würde heute eine andere sein. Sophie, Deine Liebe giebt mir Muth und Selbstvertrauen — verlaß mich nicht, geliebtes Mädchen, bleibe Deinem Schwure getreu.

Felix fühlte sich zwar noch ermattet, aber er begann dennoch seine Toilette zu machen, die, als sie vollendet war, ihm vortrefflich stand. Er war ein eleganter junger Mann mit angenehmen Manieren. Man sah, daß er sich viel in guten Zirkeln bewegt hatte. Nachdem er sich in seinen kurzen Mantel gehüllt, verließ er das Haus, um die für den Morgen angesetzten Lektionen zu ertheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 2. Nov. Mit Vergnügen haben wir den 28. v. Mts. der Vorstellung des Benedix'schen vieraktigen Lustspiels „das Gefängniß" beigewohnt; dasselbe wurde beinahe durchgehend gut gegeben, weshalb es uns auch mehr Freude bereitet, unsere Feder mit Lob zu bekränzen als gezwungen zu sein, durch dieselbe bitteren Tadel auszustreuen. Hr. Aschó führte die Rolle des Dr. Hagen konsequent durch und fand, sowie die übrigen Darsteller vielen Beifall. Frau Ritter zeigte als Mathilde, besonders in der Rede zu Wallbeck über weibliche Tugend ihr schönes, biegsames Organ, welches durch richtige Deklamation unterstützt, den Eindruck, den dieser edle weibliche Charakter auf den Zuschauer macht, bedeutend erhöhte. Hr. Pücket als Baron Wallbeck füllte vollkommen seine Stelle aus und Frln. Neuburg als Hermine war eine liebliche Erscheinung, welche sich aber noch sehr zu befleißigen hat, um auch den deklamatorischen Theil ihrer Aufgabe richtig zu erfassen; denn nichts thut dem gebildeten Ohre weher als eine falsche Betonung. Frln. Neuburg hat schöne Requisiten, welche sie unstreitig, bei eifrigem Studium zu einer guten heiteren Liebhaberin im Lustspiel qualifiziren; im tragischen Felde glauben wir dieser jungen Dame kein so günstiges Prognostikon stellen zu können. Frln. Schütz und Hr. Borbach trugen beide, Erstere als Adelgunde von Delmenhorst und Letzterer als Friedheim, das Ihrige zum Gelingen des Ganzen bei.

Die Handlung des Lustspiels ist, wenn auch hier und da etwas gesucht, doch im Ganzen für das Publikum spannend, allgemeiner Beifall lohnte das Streben der Darstellenden.

Sehr erfreuend war es für das Publikum, zu bemerken, daß die verehrliche Direktion unsere Winke in Beziehung der Musik beherzigte und in dem besprochenen Lustspiele die Zwischenakte wieder mit derselben ausfüllte.

Ueberhaupt möge Hr. Hahn, welcher in Würzburg seine erste Probevorstellung als Theaterdirektor giebt, uns glauben, daß uns einzig das Gedeihen von dessen Kunstinstitut sowohl, wie das Interesse des Publikums leitet, weshalb wir stets da, wo wir nach unserer Erfahrung Etwas finden, was nach den vorhandenen Kräften, sowohl im Interesse der Kunst wie des Publikums, hätte besser sein können, unsere Meinung unumwunden aussprechen. Es ist natürlich, daß bei den Mitteln, welche Würzburg einer Theaterdirektion bieten kann, man an dieses Kunstinstitut auch nicht den Maßstab einer größeren Hofbühne legen kann; doch sind diese Mittel der Art, wie sie nicht leicht an einer andern Provinzialbühne zu finden sind, was wir uns vorbehalten, später näher zu beleuchten.

R.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: N. Banhorf.

Digitized by Google

An die
Hof- und Staatsbibliothek
Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 89. Sonntag den 8. November 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Um fünf Uhr machte sich Dr. Leroyer mit dem Kinde und mit der Bäuerin, welche früher als Amme bei dem Kleinen war, auf den Weg.

In Villeneuve St. Georges hielt er vor dem kleinen Hause mit dem Vorgarten an.

Der Notar war noch nicht lange zurückgekehrt.

Dieser war ein großer Mann von etwa vierzig Jahren, ein eingefleischter Junggeselle, Besitzer einer jungen Haushälterin, ein Freund der guten Tafel wie der Doktor, sehr geachtet im ganzen Bezirke, nicht mit sehr vielem Geiste begabt, aber sehr thätig, von erprobter Rechtlichkeit und immer guten Muthes.

Mr. Leroyer ließ sich zu ihm in sein Arbeitszimmer führen.

„Ah, mein verehrter Klient, mein theurer Freund!" rief ihm der Notar zu und hielt ihm die Hand entgegen, „Was für ein guter Wind treibt Sie zu mir? — Wenn Sie mir wieder Geld bringen, desto besser, denn eben heute habe ich mich mit Ihnen beschäftigt, und weiß jetzt für Ihre Fonds eine vortreffliche Verwendung ..."

„Lieber Freund", unterbrach ihn der Doktor, „Sie irren sich sehr über den Zweck meines Besuches. Ich bringe Ihnen nicht Geld ..."

„Desto schlechter!"

„Im Gegentheile, ich komme, von Ihnen welches zu begehren."

„Da sind Sie in Ihrem vollen Rechte, und meine Kasse steht Ihnen ganz zu Diensten. Was brauchen Sie?"

„Etwas weniges mehr, als die zwölftausend Francs, welche ich Ihnen vor einigen Tagen eingehändigt habe. Ich brauche vierzehntausend Francs, nicht mehr, nicht weniger."

Der Notar sah Mr. Leroyer ganz erstaunt an.

„Wie, Doktor", rief er aus, „Sie ziehen Ihre Fonds, die Sie bei mir eingelegt haben, zurück?"

„Ich muß, mein lieber Notar."

„Fonds, für die ich ein so vortheilhaftes Placement gefunden habe!"

„Niemand weiß besser, als ich, wie sehr Sie für mein Interesse Sorge tragen, und ich bin Ihnen auch dafür sehr dankbar; aber ich brauche das Geld, brauche es unumgänglich nothwendig."

„Was Teufel, wollen Sie damit anfangen, lieber Doktor?" fragte der Notar, dessen intime Beziehungen zu dem Doktor ihm wohl eine solche Frage erlaubten.

Unwillkürlich erröthete Mr. Leroyer und stand einen Augenblick an, zu antworten.

Um keinen Preis der Welt hätte er das Geheimniß seiner großmüthigen Handlung verrathen und die Verlegenheit seines Neffen aufdecken mögen. Uebrigens wußte er auch, daß der Notar, als ein ganz positiver Mensch, gar nicht im Stande gewesen wäre, einen solchen Akt der Großmuth zu begreifen, ja im Gegentheil ihn für blanke Narrheit gehalten haben würde.

Er hielt also mit der Wahrheit zurück, so schwer es ihm auch ankam.

Ach! die Folgen dieser unschuldigen Lüge sollten schrecklich sein.

Mein lieber Notar", antwortete der Doktor nach einigen Sekunden, „auch ich habe ein Placement gefunden, und so gut auch das Ihrige sein mag, so glaube ich doch, ohne Sie beleidigen zu wollen, daß das meinige noch besser ist."

„Wissen Sie, daß ich für Sie eine erste Hypothek mit sechs Perzent habe", entgegnete der Notar.

„Das ist allerdings ganz annehmbar — aber man bietet mir noch mehr ..."

„In Brunoy?"

„Nein, in Paris."

Der Notar machte eine bedenkliche Miene und sagte: „Nehmen Sie sich in Acht — seien Sie nicht zu leichtgläubig ... Paris ist ein Land der Diebe — es werden oft goldene Berge versprochen, und am Ende ist man doch der Betrogene. — Treffen Sie wenigstens Ihre Vorsichtsmaßregeln."

„Oh, seien Sie ruhig; — ich handle mit Vorsicht und Ueberlegung."

„Nehmen Sie nicht etwa Wechsel an, glauben Sie mir; verlangen Sie eine gute Hypothek, alle anderen Garantien sind illusorisch. Darf ich, in Ihrem eigenen Interesse, Sie um einige Einzelheiten über dieses Geschäft fragen, was mich in den Stand setzen würde, Ihnen vielleicht einen guten Rath zu ertheilen?"

„Ich würde mich glücklich schätzen, Sie um einen Rath zu fragen, aber ich darf nicht — ich habe unverbrüchliches Schweigen gelobt", sagte Mr. Leroyer.

Digitized by Google

„Genug davon", entgegnete der Notar etwas piquirt, „ich wünsche, daß die Wirklichkeit Ihren Erwartungen entspreche. Es bleibt mir nun nichts mehr zu thun übrig, als Ihnen die vierzehntausend Francs einzuhändigen, was auch gleich geschehen soll..."

Die Kasse wurde geöffnet, die Bankbillete vor Mr. Leroyer aufgezählt; dieser bestätigte den Empfang und legte sie in seine Brieftasche.

„Jetzt, mein lieber Notar", fuhr der Doktor fort, „thun Sie mir einen kleinen Gefallen."

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, das wissen Sie ja wohl."

„Ich muß mit der Diligence um sechs Uhr abfahren; beauftragen Sie doch einen Ihrer Leute, meinen Wagen nach Brunoy zu bringen..."

„Soll geschehen, recht gerne."

„Danke schön, — auf Wiedersehen", sagte Mr. Leroyer.

„Auf Wiedersehen, lieber Doktor! Noch einmal sage ich Ihnen, nehmen Sie sich in Acht. Glauben Sie mir, die anscheinend glänzendsten Geschäfte sind in Paris in Wirklichkeit oft die schlechtesten...."

Eine Viertelstunde später saß Mr. Leroyer, das schlafende Kind in seinen Armen, in dem Wagen, der ihn nach zwei Stunden nach dem Place de la Bastille bringen sollte.

Die Amme war in Villeneuve St. Georges zurückgeblieben.

Mit Schlag acht Uhr setzte der Doktor den Fuß auf die Erde neben dem ungeheuren Elephanten, dem Asyle von Legionen von Ratten, die es sich in seinem hohlen Leib recht gütlich geschehen ließen.

Von dem Place de la Bastille bis zum Place Royale ist nur eine kleine Entfernung.

Dessenungeachtet wollte Mr. Leroyer, den das Kind doch auch etwas stark genirte, den Weg nicht zu Fuß zurücklegen.

Er stieg in einen Fiaker und gab dem Kutscher die Adresse seines Neffen Paul Leroyer.

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie schon in der Skizze, welche wir über den Kapitän Corticelli gegeben, erwähnt wurde, bezog er aus der Rue de Jerusalem eine monatliche, nicht unbedeutende Subvention, ein wohlverdientes Entgelt für geheime Dienste, welche zum Theil darin bestanden, daß er geeigneten Ortes die Spielhäuser und heimlichen Kneipen angab, was ihm um so weniger schwer fiel, da er in allen diesen Lokalitäten mit besonderer Auszeichnung und mit zuvorkommendem Vertrauen empfangen wurde.

Diese seine ehrenhaften Funktionen, welche er — zu seiner Ehre sei es gesagt — mit seltener, über jedes Lob erhabenen Einsicht, mit einem wahren Feuereifer erfüllte, brachte ihn mit einer Menge von subalternen Organen und Agenten der Pariser Sicherheitspolizei in Berührung.

Corticelli bezeigte sich auch bei jeder Gelegenheit sehr großmüthig gegen diese untergeordneten Subjekte, die ihn dafür auch als ihren Oberen anerkannten und sich gerne seinen Befehlen fügten.

Daher kam es denn auch, daß der Kapitän vorkommenden Falles über eine kleine geschickte Polizei verfügen konnte, welche der großen, was Scharfsinn und Findigkeit anbelangte, gar nicht nachstand.

Zuweilen bediente er sich auch dieser Polizei, um sich von der Treue oder Untreue irgend einer seiner Geliebten zu überzeugen, oder um Erkundigungen einzuziehen, die er dann in einträglicher, wenngleich sehr häufig böswilliger Weise auszubeuten trachtete, denn unser ehrenwerther Flüchtling verschmähte es nicht, aus Allem Nutzen zu ziehen, was ihm nur immer unterkam.

Wir verließen den Kapitän, als er eben nach der Unterredung mit Claudia Toilette machte, um auszugehen.

Diese Toilette war sehr in die Augen fallend — wenngleich nicht den besten Geschmack bekundend.

Ein lichtgraues Beinkleid, vom Knie abwärts sehr enge, stand auf seinen lackirten Stiefeln auf.

Ein Gilet von orangegelbem Kaschmir mit rothen Palmen preßte wie ein Schnürmieder die Taille des Italieners ein.

Mehrere Orden — Gebilde seiner eigenen Phantasie — prangten auf dem Umschlag seines blauen Frackes mit goldenen Knöpfen.

Eine Uhrkette, welche es ohne weiteres mit dem Geschmeide der Madame Amadis hätte aufnehmen können, hing an einem der Knopflöcher des Gilets herab.

Der Kapitän vollendete seine Toilette, indem er ein Paar blaßgelbe Glacé Handschuhe anzog, dann griff er nach seinem Stocke mit dem goldenen Knopf und mit Türkissen besetzt und bedeckte sich mit einem ganz neuen Hute, der so glänzte, als ob er gefirnißt gewesen wäre.

So aufgeputzt und mit einer Zuversicht, welche die ganze Welt in die Schranken zu fordern schien, ging er aus dem Hause, stieg in ein eben vorüberfahrendes Kabriolet und ließ sich nach der Rue de la Barillerie in ein kleines Kaffeehaus ganz nahe an der Polizeipräfektur und an dem Palais de Justice führen.

In dieses Kaffeehaus trat er ein, setzte sich an einen ganz im Hintergrunde stehenden Tisch, begehrte ein Journal, Grog und eine Cigarre, nachdem er früher einen geheimnißvollen Blick gewechselt hatte mit einem großen, hagern, mehr als einfach gekleideten Manne von verdächtigem Aussehen, der mit zwei sehr naiv scheinenden Bürgern Domino spielte.

Nachdem die Partie zu Ende war, nahm die lange magere Gestalt ihren Hut und ging fort.

Corticelli las sein Journal, trank seinen Grog, rauchte seine Cigarre, zahlte und verließ auch das Kaffeehaus.

Der große Kerl erwartete ihn in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten.

Der Kapitän ging an ihn heran, bog dann, gefolgt von ihm in eine der schmalen, dunkeln, beinahe verödeten Gäßchen der sogenannten „Cité" und ertheilte ihm schnell einige Aufträge.

Der Mann, der — wie nicht schwer zu errathen — ein Polizeiagent war, antwortete in aller Unterthänigkeit, empfahl sich und entfernte sich mit der Schnelligkeit eines Pferdes im Trabe.

Corticelli bestieg wieder sein Kabriolet und kehrte nach der Rue de Provence zurück.

Nach zwei Stunden läutete der Agent an der Thür des Italieners, wurde unverweilt eingelassen und stattete Rapport ab von dem Resultate der Mission, mit welcher er betraut worden war.

Diese Mission bestand darin, sich genau um die täglichen Gewohnheiten des Herzogs Siegmund de la Tour-Vaudieu zu erkundigen.

Digitized by Google

Torticelli erfuhr unter Anderem durch den Agenten, daß Siegmund täglich bei schönem Wetter Nachmittags um halb vier Uhr von einem Groom gefolgt nach dem Bois de Bologne ritt und gegen sechs Uhr nach Hause kam.

Der Italiener sah nach der Uhr. Sie zeigte drei Uhr weniger ein Viertel.

„Gut", sagte er zu sich selbst, „noch ist es Zeit, aber ich darf keine Minute mehr verlieren. Die Klugheit räth, nichts auf den morgigen Tag zu verschieben, was man noch an demselben Tag thun kann."

Er gab dem Agenten einen Louisd'or und dieser empfahl sich.

Nun schraubte er sich die stählernen Sporen an die Stiefel, nahm statt des Stockes eine Reitgerte und ging nach der Reitschule im Faubourg Montmartre, wo er sich ein Pferd satteln ließ und davonritt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle

von

Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

III.

Herr Anselm Ehrenberg und Auguste hatten das Frühstück eingenommen, als Falk in das Zimmer trat. Der Rentier, der über die Zuverlässigkeit des Agenten von dem Hotelbesitzer das beste Zeugniß erhalten, empfing ihn freundlich. Auguste zog sich in ein Nebenzimmer zurück, um die Toilette zu vollenden. Die beiden Männer blieben allein. Anselm, der Menschenkenner, nahm den Advokaten auf vier Wochen in seine Dienste. Falk versicherte auf sein Ehrenwort, die strengste Diskretion zu beobachten und sich mit Eifer den Geschäften zu unterziehen, die man ihm auftragen würde. Der Rentier ging nun ohne Weiteres zur Sache selbst über.

— Ich suche meinen Stiefsohn hier auf, begann er. Eigenthümliche Verhältnisse zwingen mich, meine Forschungen geheim zu halten, und darum will ich mich einer Person bedienen, von der Felix Martens nicht argwohnt, daß sie in meinem Auftrage handelt.

— Felix Martens heißt also Ihr Stiefsohn? fragte Falk, als ob er sich den Namen merken wollte.

— Ja. Was er treibt, um sein Brod zu verdienen, weiß ich nicht; nur so viel ist mir bekannt, daß er ein lustiges, lockeres Leben führt, mich verdächtigt, wie und wo er kann, mitunter einen Wechsel ausstellt, der nicht ganz in Ordnung ist, und meine väterlichen Rathschläge mit Hohn zurückweist. Der Fabrikant Martens, der erste Mann meiner verstorbenen Frau, hat zwar ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, aber mein Gewissen verbietet es mir, es dem leichtsinnigen Felix zu übergeben, dessen Vormund ich gewesen bin. Martens, der vor zwanzig Jahren aus dem Leben schied, bat mich auf dem Sterbebette, ich möge mich seiner Wittwe und seines vierjährigen Sohnes annehmen — so ward ich Vormund und später der Mann der Wittwe, die mir vor zehn Jahren durch den Tod entrissen wurde. Auguste ist die Stiefschwester dessen, nach dem Sie forschen sollen. Von den Nachrichten, die Sie mir über meinen Stiefsohn bringen, wird es abhängen, ob ich noch einmal mündlich mit ihm verkehren werde oder nicht. Der Mensch hat mich zu tief beleidigt, als daß ich ihn ohne Weiteres aufsuchen könnte. Aber ich möchte die letzte Maßregel nicht ergreifen, bevor ich mich nicht persönlich von dem überzeugt habe, was mir mein Korrespondent über Felix berichtet hat.

— Ah, Sie haben einen Korrespondenten!

— Ja.

— Und wer ist dieser Korrespondent? Ich möchte ihn wissen, um ihn bei meinen Forschungen umgehen zu können.

— Sie haben Recht. Da wir gewissermaßen hinter seinem Rücken handeln, dürfen sie ihm nicht begegnen! sagte bedächtig der Menschenkenner. Das erfordert die Klugheit. Mein Korrespondent ist der Advokat Petri.

Bei Nennung dieses Namens zuckte Falk heftig zusammen; aber schon im nächsten Augenblicke hatte er seine Fassung wiedererlangt, so daß der Menschenkenner den Eindruck nicht gewahrte, den seine Mittheilung auf den Agenten ausgeübt.

— Ich kenne den Advokaten! murmelte er.

— Sie kennen ihn; das freut mich! Was halten Sie von dem Manne? fragte Anselm mit schlauen Mienen.

— Je nun, er ist ein tüchtiger Rechtsanwalt.

— Aber wie steht es mit seinem Charakter? fragte der Rentier leise weiter.

— Diese Frage, lieber Herr, werde ich Ihnen beantworten, nachdem ich mich über die Lage Ihres Sohnes werde erkundigt haben. Petri erfreut sich eines guten Leumunds, man hält ihn für tüchtig und brav — aber in dem vorliegenden Falle, mein Herr, entscheide ich nur dann über ihn, wenn ich die Verhältnisse kennen gelernt habe.

— Sie sind ein vorsichtiger Mann, sagte Ehrenberg zufrieden. Ich sehe, daß ich mich auf Sie verlassen kann. Sie urtheilen nicht nach dem Scheine — das ist auch mein Grundsatz. Diesem Grundsatze folgend, habe ich die Reise unternommen.

— Ich täusche mich wohl nicht, wenn ich präsumire, daß Sie in Ihren Korrespondenten nicht volles Vertrauen setzen?

— Offen gestanden, ja! Ich kann nicht glauben, daß mein Stiefsohn ein so schlechter Mensch geworden ist, wie man ihn mir schildert. Er war ein gutgearteter Knabe, ehrte das Andenken seiner Mutter und bezeigte mir die Achtung, die er dem Stiefvater und Vormunde schuldig ist. Das Alles hat sich nun geändert —; Felix soll ein ganz anderer Mensch geworden sein.

— Ich kenne jetzt Ihre Intentionen, Herr Ehrenberg, und werde danach handeln. Heute beginne ich zu forschen, und in einigen Tagen schon werde ich berichten.

— Sie werden vielleicht Auslagen zu machen haben.

— Das ist wahrscheinlich, denn ich muß verschiedene Orte besuchen —

— Hier sind zehn Thaler, die Sie dazu verwenden mögen.

Der Rentier händigte dem Agenten das Geld ein, der seinen Diensteifer noch einmal versicherte und sich dann entfernte.

Der Rentier rieb sich vergnügt die Hände, indem er dachte:

— Das ist der rechte Mann! Während er statt meiner handelt, werde ich mich mit meiner Tochter den Zerstreuungen überlassen, welche die große Stadt bietet. Der un-

Digitized by Google

glückliche Felix hat mir Kummer genug gemacht — von nun an will ich darauf bedacht sein, meine alten Tage sorglos zu genießen.

Auguste erschien in vollständiger Toilette. Sie war ganz in schwarze Seide gekleidet. Der Alte betrachtete entzückt das reizende Mädchen, an dem er mit der ganzen Liebe eines zärtlichen Vaters hing.

— Ist nun Alles eingeleitet? fragte sie.

— Zu meiner großen Zufriedenheit. Ich kann von Glück sagen, daß ich Herrn Falk gefunden habe.

— Sorge, lieber Vater, daß Felix bald mit uns vereinigt werde. Ein junger Mann, der sich selbst überlassen durch die Welt irrt, kann leicht auf Abwege gerathen. Man muß ihn deßhalb nicht schonungslos verdammen. Er bleibt ja immer mein Bruder.

— Du siehst, Auguste, daß ich Alles aufbiete, um Deinen Wunsch, den ich sehr natürlich finde, in Erfüllung gehen zu lassen. Wer trägt denn die Schuld an dem traurigen Zerwürfnisse? Habe ich Deinem Bruder Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben? Habe ich sein Vermögen nicht mit der größten Gewissenhaftigkeit verwaltet? Habe ich ihm mein Haus verschlossen, das er seit Jahren meidet?

— Nein, in dieser Beziehung trifft Dich kein Vorwurf! sagte freundlich und mild Auguste.

— Du bedarfst das Vermögen Deines Bruders nicht, denn ich hinterlasse Dir ein Kapital, das Deine Zukunft sichert. Deine verstorbene Mutter, von der das vorhandene Vermögen kommt, hat zwar in ihrem Testamente verordnet, daß Felix auf den Pflichttheil gesetzt werden solle, wenn er nach meinem Ermessen der Erbschaft unwürdig sei; wenn er, was bei seinem leichten Charakter zu befürchten stehe, in die Fußtapfen seines verschwenderischen Vaters träte — und in diesem Falle solle auf Dich das Vermögen übergehen — aber ich habe ja noch gar keine Entscheidung getroffen und will auch keine treffen.

— Das ist nach meiner Meinung der Fehler! unterbrach ihn Auguste eifrig.

— Ein Fehler? fragte gespannt Vater Anselm.

— Erlaube mir, daß ich es so nenne. Dem armen Felix kann sich leicht der Gedanke aufdrängen, da er um die Testamentsklausel weiß und auch die Befürchtung unserer Mutter kennt, Du wolltest die Sache zu meinen Gunsten drehen und wenden. Ich glaube selbst, daß Du ihm einmal mit Enterbung gedroht hast.

— Ganz recht; aber ich drohte ja nur, um ihn einzuschüchtern und ihn zu bewegen, in dem Comptoir zu bleiben, das ich ihm zu seiner Ausbildung angewiesen hatte.

— Das konnte Felix nicht wissen.

— Der junge Mensch muß mich kennen! rief Anselm ärgerlich. Ich habe in meinem Leben keine Schurkerei verübt und werde sie, selbst zu Deinen Gunsten, nie verüben!

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 4. Nov. Ein eigener Unstern waltete über der heutigen Vorstellung; in den Tagesblättern war „die weiße Dame", auf den Zetteln „Zampa" angekündigt, während eine kurz vor Beginn der Vorstellung bekannt gemachte Annonce „Martha" ankündigte; noch eine Stunde bis zum Beginne, und es wäre vielleicht noch ein Wechsel eingetreten, so daß wir für einen Abend fast das ganze Opernrepertoire angekündigt erhalten hätten, was bei dessen Geringhaltigkeit gerade kein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre. Das Unwohlsein unter den Bühnenmitgliedern scheint epidemisch zu werden; wenn sich das durch die jetzigen Witterungsverhältnisse auch einigermaßen erklären läßt, so glauben wir doch den Grund hiefür auch theilweise in andern Ursachen, namentlich in Uebermüdung in Folge der fortwährenden außerordentlichen Anstrengungen Einzelner suchen zu müssen. Sei dem, wie ihm wolle, für das Publikum ist dieser schon wiederholt eingetretene unvermuthete Wechsel eine wahre Kalamität und hat denn auch heute allgemeine Verstimmung hervorgerufen, da man wohl voraussehen konnte, daß die Einschiebung einer gar nicht vorbereiteten Oper nur einen schlechten Ersatz für den Ausfall einer gut einstudirten bieten würde. Dieses war in der That auch der Fall; die „Martha" war in ihrer heutigen Aufführung nur ein Schattenbild von dem, was sie hätte sein sollen. Durch die ganze Aufführung zog sich sowohl in den Ensembles und Chören als in den Einzelnummern der rothe Faden der Gleichgiltigkeit und Abspannung und verlor sich erst im letzten Akte, welcher durch den Aufschwung, der sich den Trägern der Hauptrollen, freilich erst etwas spät, mitgetheilt hatte, den Unmuth des Publikums einigermaßen beschwichtigt hat. So gelang es wenigstens Hrn. Wagner als Lyonel und Frln. Ruhr als Martha den ungünstigen Eindruck abzuschwächen, welchen offenbare Unsicherheit und öfteres Detoniren in den vorhergegangenen Ensembles hervorgerufen hatte. Der Plumkett des Hrn. Schifbenker war, abgesehen von den tieferen Lagen, wo die Stimme nicht mehr ausreichen wollte, eine erträgliche Leistung; die Julia der Frln. Rottmaier dagegen würde wohl so ziemlich Fiasko gemacht haben, wenn ihr lebendiges Spiel nicht den Gesang so bedeutend unterstützt und die Schwächen des letzteren verdeckt hätte; ihre Stimme war im Parlando kaum vernehmbar und ging in den Quartetten ganz und gar verloren; in den vorgeschriebenen Coloraturen und Läufen steif und unsicher, suchte sie mehrmals Verzierungen anzubringen, die nicht in der Partitur stehen, überdies eher verunstalteten, als verschönerten.

Im Uebrigen müssen wir noch hervorheben, daß Hr. Bossin den geckenhaften Lord Tristan erheblich übertrieben und fast karrikirt hat, was namentlich auf den Darsteller des Richters auf dem Markte zu Richmond eingewirkt zu haben scheint, weil derselbe den Richter als einen betrunkenen pöbelhaften Menschen vorgeführt und dadurch einen äußerst widerlichen Eindruck gemacht hat, was durch geeignetes Einschreiten des Regisseurs hätte vermieden werden sollen, weil der Richter im Buche der Oper nicht als betrunken aufgeführt wird.

Schließlich müssen wir noch unsere Mißbilligung darüber aussprechen, daß wiederum, nämlich im Finale des 2. Aktes, gestrichen und dadurch ein ganz unpassender Schluß improvisirt wurde. Wenn man durch die Einschiebung einer beliebigen Oper dem Publikum schon etwas zumuthet, so sollte man ihm durch willkürliche Abstreichungen nicht noch mehr zumuthen, sunt certi denique fines! —δ—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: N. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 90. Mittwoch den 11. November **1863.**

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Im Vorübergehen sei es gesagt, daß der Kapitän Corticelli ein nicht weniger geschickter Reiter als Fechter war — er excellirte in allen körperlichen Uebungen.

Er schlug den Weg längs des Boulevards nach dem Place de la Concorde ein.

Im Augenblicke, als er in die Champs Elysées einbog, schlug es halb vier Uhr.

Nicht nur war der Kapitän nicht zu spät eingetroffen, er kam noch zu früh, da der Herzog um halb vier Uhr erst vom Hause wegritt.

Corticelli ließ also die englische Stute, welche er ritt, im Schritt gehen und all' die unzähligen Equipagen und Reiter an ihm vorüber brausen.

Der Italiener kannte den Herzog vom Sehen, sein stechender Blick verweilte daher auch einen Augenblick auf jedem der Reiter, welche gegen die Barriere de l'Etoile hinsprengten.

Schon hatte er das Carré Marigny erreicht und noch war der Erwartete nicht sichtbar; da hörte er plötzlich die leichten Tritte eines Pferdes im scharfen Trabe hinter sich.

Er sah sich um und erkannte den Herzog, der mit aller Grazie und Kunstfertigkeit ein arabisches Pferd ritt, dessen Bau und Gang alle Fußgänger zur Bewunderung hinriß.

In einer Entfernung von wenigstens hundert Schritten folgte ihm ein Groom.

Corticelli ließ seinem Pferde Luft. So vortrefflich auch die Stute war, so konnte sie doch im Trabe Siegmunds Pferd nicht folgen.

Der Italiener sprengte also in Galopp ein, und konnte darin natürlich die Distanz einhalten, dabei war er aber sehr auf seiner Hut, sich ja nicht den Anschein zu geben, als verfolge er Jemanden.

Uebrigens war es aber ein Leichtes, bei der Menge von Reitern, welche sich in den Champs Elysées herumtummelten, jeden Verdacht von sich ferne zu halten.

Siegmund ritt durch die Barriere de l'Etoile, und schlug dann den Weg in den Wald ein.

Einmal im Schatten dieser Allee ließ der Herzog sein Pferd im Schritt einfallen.

Corticelli that dasselbe, um sich nicht zu sehr zu nähern.

Des Herzogs Pferd schien sich nur mit Widerwillen in diese langsame Bewegung zu fügen, es piaffirte, es biß in's Mundstück, bei jeder Kopfbewegung warf es den weißen Schaum um sich herum. Endlich schien der Herzog die Ungeduld zu begreifen, welche das edle Thier verzehrte, und er versetzte es in einen mäßigen Galopp.

Corticelli's Plan war bald entworfen.

Der Italiener kannte genau den Bois de Boulogne, in dessen Lichtungen er schon mehr als einmal sich geschlagen hatte.

Er schlug eine Seitenallee ein, welche nach vielen Krümmungen in einer Entfernung von etwa einer Viertel Lieue wieder in die Hauptallee mündete.

Im scharfen Trabe folgte er den Windungen dieser Allee, und sicher, einen bedeutenden Vorsprung gewonnen zu haben, hielt er, bevor er zu dem Vereinigungspunkt kam, ein paar Minuten an.

Von dem Orte aus, wo er angehalten hatte, konnte er durch das dichte Laub der Bäume die wenigen Reiter sehen oder eigentlich errathen, welche in der großen Allee auf und ab ritten.

Der Bois de Boulogne konnte zu jener Zeit noch nicht den Titel des schönsten Parkes der Welt beanspruchen. Dazumal bot er den Spaziergängern noch nicht jene weiten Wiesenplätze und all' die unwiderstehlichen Verführungen seiner Seen, denen jetzt selbst die Sirenen nicht fehlen.

Nur selten kamen die Equipagen und die Reiter über die Barriere de l'Etoile hinaus.

Gar bald hörte Corticelli einen Galopp, der das erfahrene kunstgerechte Ohr eines Reiters, wie der Kapitän war, nicht einen Augenblick in Zweifel ließ, daß dieser leichte Tritt nur von dem Pferde des Herzogs ausgehen konnte.

Beinahe gleichzeitig sah er die feine Gestalt des Vollblut-Arabers zwischen den Zweigen durch dahinschweben.

Er wartete noch eine Sekunde, dann — im Augenblick als der Herzog an der Seitenallee vorüberritt — gab der Kapitän seinem Pferde Gerte und Sporen und mit der Schnelligkeit einer abgefeuerten Kugel sprengte er in der Richtung gegen den Herzog de la Tour-Vaudieu.

Dieser sich sanft wiegend in den elastischen gleichmäßigen Bewegungen seines Pferdes war in Gedanken trübster Art versunken.

Er dachte an seine Mutter, die Herzogin-Wittwe, deren Ende mit Riesenschritten hereinbrach, und die wahrscheinlich

Digitized by Google

ohne allen Todeskampf hinübergehen würde, wie eine Lampe erlöscht aus Mangel an Oel.

Er dachte an Esther, seine Frau vor Gott, die er kaum je vor der Welt als solche würde erklären können, denn der ruhige, sanfte Irrsinn der armen Frau schien sich bis an's Ende ihres Lebens zu verlängern.

Er dachte endlich an seinen Sohn und fragte sich mit Schreck, was denn mit ihm der unter so höchst sonderbaren, so schmerzlichen Verhältnissen zur Welt gekommen war, geschehen werde...

Durch einen ganz unerwarteten Vorfall wurde Siegmund aus seinen traurigen Betrachtungen gerissen.

Ein Pferd im vollsten Lauf sprengte aus der ihm gegenüberliegenden Allee heraus und gerade auf ihn zu.

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß es das Pferd des Kapitän Giuseppe Corticelli war.

Mr. de la Tour-Vaudieu wollte dem gefürchteten Zusammenstoß ausweichen, indem er sein Pferd einen Seitensprung machen ließ.

Es gelang ihm aber nur zur Hälfte.

Des Italieners Stute stieß mit der Brust an die Croupe des Arabers, der einen solchen Satz auf die Seite machte, daß ein weniger fester Reiter, als der Herzog war, sicherlich aus dem Sattel geworfen worden wäre.

Dieser hielt sich aber fest und drehte sich nun rasch gegen Corticelli um, der eben sein Pferd zum Stehen gebracht hatte.

Er zog den Hut ab, verneigte sich, und ohne abzuwarten, daß der Herzog das Wort an ihn richtete, sagte er mit honigsüßer Stimme und affektirter Höflichkeit:

„Mein Herr! Ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung. Nehmen Sie die Versicherung meines tiefsten, aufrichtigsten Bedauerns. — Die Stute, die ich reite, ist etwas schwer zu bändigen, — sie hat das Gebiß gefangen, und als ich mich Ihnen gegenüber befand, war ich nicht mehr im Stande, das Thier zu bemeistern."

Auf eine solche mit aller Artigkeit gehaltene Rede war nichts zu erwidern — man mußte diese Entschuldigung gelten lassen.

Das that auch der Herzog de la Tour-Vaudieu, und er bemeisterte seinen wachsenden Unmuth.

Kalt, aber höflich erwiderte er den Gruß des Italieners, und indem er den Hals seines Pferdes streichelte, um es wieder zu beruhigen, setzte er seinen Ritt fort.

„Das geht gut", sagte Corticelli mit boshaftem Lächeln zu sich selbst, nachdem Siegmund etwa hundert Schritte von ihm entfernt war, „der Herzog, entwaffnet durch meine höflichen Manieren, hat zwar kein Wort erwidert, aber im Grunde war er doch wüthend... Die Bombe ist geladen, sie wird gleich platzen. Ah, per Bacco, Freund Giuseppe, du kannst dir schmeicheln, ein schlauer Kopf zu sein."

Nach diesem kurzen Monolog folgte der Kapitän dem Herzog wieder nach.

Man begreift wohl, daß der Herzog in der Gemüthsstimmung, in welcher er sich befand, nicht täglich nach dem Bois de Boulogne kam, um der herrschenden Mode zu genügen, sondern um eine seiner Gesundheit nöthige Bewegung zu machen; sein täglicher Ritt dauerte daher zwei Stunden, und er vermied alle jene Partien des Waldes, wo sich die elegante Welt herumzutummeln pflegte.

Nach einem großen Umweg bis zum Teich von Auteuil bog Siegmund wieder in die Avenue de Madrid ein.

Zu allen Zeiten, im Jahre 1837 so gut wie heute, waren die nächsten Umgegenden jener sonderbaren Posada des Castel-Madrid sehr besucht.

Einmal in dieser Allee, begegnete Mr. de la Tour-Vaudieu einer Menge Bekannten zu Wagen und zu Pferd, mit denen er Worte und Grüße wechselte.

„Ort und Augenblick sind günstig," dachte der Kapitän, den eine Distanz von höchstens drei- bis vierhundert Schritte von Siegmund trennte, „ich mußte Zuseher haben — und da habe ich sie..."

Jetzt setzte er seinem Pferde die Sporen in die Flanken, und trieb es mit der Reitgerte so an, daß das arme Thier in wahrer Verzweiflung wie ein Pfeil dahinflog.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle

von

Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

Auguste wollte den Alten besänftigen.

— Väterchen, sagte sie schmeichelnd, setze Dich an die Stelle Deines Stiefsohnes: wie würdest Du geurtheilt haben, wenn Du erfahren hättest, daß der Stiefvater nicht mehr Vormund sein wolle und die Verwaltung einem fremden und als sehr streng bekannten Manne übergeben habe? Die Strenge des frommen und rechtlichen Fabrikanten Beaumont ist ja sprüchwörtlich geworden.

— Diesen Mann habe ich nach reiflicher Erwägung gewählt. In der getroffenen Wahl hätte Felix meine Unparteilichkeit erkennen müssen.

— Ich bleibe dabei, Du hättest Dich Deines Amtes nicht begeben müssen. Deine milde Gesinnung würde anders entschieden haben als die unbeugsame Strenge des Fabrikanten, der schon den Vater unseres Felix haßte.

— Und das mit Recht! fuhr der aufgeregte Anselm fort. Martens hat Deiner seligen Mutter großen Kummer bereitet; er hat sie selbst mehr als ein Mal gemißhandelt, wenn er berauscht nach Hause kam. Aber wenn ich dieß Alles auch nicht in Anschlag bringen will, so konnte ich dennoch nicht anders handeln.

— Warum?

— Felix hat mich zu schwer gekränkt.

— Das war nicht so genau zu nehmen.

— Er hat meine Rechtlichkeit in Zweifel gezogen. Nun laß ab, Mädchen, und mache mir das Herz nicht schwer. Jetzt bin ich hier, und werde sehen, was sich thun läßt. Der Vormund hat seine Stelle niedergelegt — der Vater wird seiner Pflicht nachkommen und den Sohn auf den rechten Weg zurückzuführen suchen, wenn es nicht zu spät ist. Du siehst ja, fügte er ärgerlich hinzu, mir liegt daran, dem leichtsinnigen Felix das mütterliche Vermögen zu erhalten. Wäre mir die Angelegenheit gleichgültig, ich würde wahrlich nicht mitten im Winter eine Reise unternommen haben.

— Und Du wirst sehen, rief Auguste, daß mein Bruder nicht so strafbar ist, als man ihn zu schildern sucht. Seinen Leichtsinn will ich nicht bestreiten; aber ehe ich an seine Schlechtigkeit glaube, muß ich genügende Beweise haben.

Digitized by Google

Ein Kellner kündigte an, daß der Wagen vorgefahren sei.

Anselm verließ mit seiner Tochter das Hotel, bestieg den Wagen und ließ sich nach dem Museum fahren. Wir fügen hinzu, daß der Rentier ein leidenschaftlicher Liebhaber von Gemälden war und eine nicht unbedeutende Sammlung werthvoller Kunstgegenstände besaß. Ob er ein richtiges Urtheil besaß oder der Kunst nur aus Modesucht huldigte, wissen wir nicht; so viel aber steht fest, daß er für manches Bild mehr bezahlt hatte, als es werth war.

Anselm betrat mit einer heiligen Scheu die der Kunst geweihten Hallen; er wußte, daß die Sammlung eine der berühmtesten in Deutschland war. Vor jedem der einzelnen Bilder blieb er länger stehen als ein gewöhnlicher Beschauer; er faßte jede Einzelheit genau ins Auge, machte eine wichtige Kennermiene und schrieb Bemerkungen in sein sauberes Taschenbuch. Auguste kannte die Eigenheiten ihres Vaters; sie überließ ihn seinen Betrachtungen und suchte sich zu zerstreuen. So kam es, daß sie ohne den Vater einen Saal betrat, der Werke der neueren Meister enthielt. Anselm ergötzte sich, Alles vergessend, an einem Correggio.

In dem Saale, den Auguste betrat, befanden sich bereits einige Herren und Damen. Das Rauschen ihres seidenen Kleides erregte die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes, der mit verschränkten Armen vor einem Bilde stand. Er wandte sich — Auguste, die vorübergehen wollte, blieb überrascht stehen. Erröthend dankte sie auf den Gruß des Fremden, der sich tief verneigte. Auch er erröthete; man sah es ihm an, daß er nach Fassung rang. Der Leser kennt ihn bereits — er war derselbe Reisende, der in der Halle der Eisenbahn den Agenten Falk nach dem Rentier Ehrenberg gefragt und sich ihm unter dem Namen Karl Engels vorgestellt hatte. Engels war ein stattlicher, interessanter Mann von siebenundzwanzig Jahren. Seine Toilette war einfach, geschmackvoll und verrieth den wohlhabenden Mann. Der braune, eben nicht starke und mit Sorgfalt gepflegte Bart stand dem edeln und frischen Gesichte gut. Das volle braune Haar kräuselte sich zu natürlichen Locken, ein Umstand, den viele Damen hoch anschlagen.

Auguste wußte ihre Ueberraschung zu verbergen; sie dankte lächelnd auf den ehrerbietigen Gruß und trat dem Bilde näher, das Engels bisher betrachtet hatte. Es war ersichtlich, daß sie ihm nicht ausweichen wollte. Engels bemerkte es mit sichtlichem Wohlgefallen.

— Mich hat ein glücklicher Stern in das Museum geführet, begann er mit leise bebender Stimme das Gespräch.

Auguste begriff zwar den Sinn dieser Worte, aber sie fragte dennoch:

— Warum?

— Weil ich Sie, mein verehrtes Fräulein, hier antreffe.

— Wie im verflossenen Sommer in Brüssel!

— Es war mir nicht vergönnt, mich damals von Ihnen zu verabschieden.

— Auch ich habe es bedauert; aber mein Vater ist ein seltsamer Tourist, ich muß mich seinen Launen, die plötzlich entstehen, fügen. Fällt es ihm in der Nacht ein zu reisen, so besteigen wir am nächsten Morgen früh den Waggon. Und so ist es gekommen, daß ich das Brüsseler Museum nicht wieder besuchen konnte. Der Zufall macht gut, was die Bizarrerien meines Vaters vereiteln.

Engels sah sich in dem Saale um; als er bemerkte, daß die übrigen Personen sich entfernt hatten, flüsterte er dem jungen Mädchen zu:

— Ich will es nur gestehen, daß der Zufall hier nicht allein spielt.

— Sie haben mich doch wohl nicht verfolgt? fragte Auguste im komischen Erstaunen.

— Nein, mein Fräulein, das würde ich nicht gewagt haben. Der Befehl, den Sie mir in Brüssel gegeben, ist mir heilig.

Er ergriff die kleine Hand Auguste's und drückte sie respektvoll an seine Lippen.

— Sie sprechen von einem Befehle! flüsterte sie erröthend, ohne ihre Hand zurückzuziehen. Und doch habe ich in Brüssel nur gesagt, daß mich triftige Gründe veranlassen, Sie zu bitten, meinem Vater Ihre Annäherung geheim zu halten. Dieselbe Bitte, mein Herr, wiederhole ich auch heute.

— Halten Sie sich der Gewährung derselben versichert. Aber reisen Sie nicht wieder ab, ohne mir Gelegenheit gegeben zu haben.

— Sie wollten mir erzählen, unterbrach sie ihn rasch, wie der Zufall nicht allein Sie geführt hat. Beeilen Sie sich, denn mein Vater ist in jenem Saale. Ich möchte gern wissen.

(Fortsetzung folgt.)

— δ —

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 7. Nov. „Die weiße Frau" von Avenel von Boieldieu. Die weiße Dame, unstreitig eine der besseren französischen Opern, leicht gebaut und mit einer Reihe trefflicher, ansprechender Melodieen geziert, hat ein zahlreiches Publikum angezogen, aber nicht in dem Grade befriedigt, wie es zu wünschen gewesen wäre. Die Hauptrolle, der George Braun, bekanntlich ein Probestein für einen guten Tenor, stellt Anforderungen sowohl an die Stimme als an das Spiel, denen Hr. Wagner für vollkommen gewachsen nicht erachtet werden kann. Es gehört zur befriedigenden Durchführung dieser schwierigen Rolle eine frische, ausgiebige, in den höheren Lagen ausgiebige Stimme und ein routinirtes abgerundetes Spiel. George Braun tritt selbstbewußt und entschieden mit einem Anstriche von Keckheit und Romantik auf; er ist ein leichtblütiger, fröhlicher Geselle, welcher mit sich selbst und seiner Lage zufrieden, kein größeres Glück kennt, als des Königs Offizier zu sein. Diesem heiteren frohen Lebensmuth entspringt das schöne Lied: „Ha, welche Lust, Soldat zu sein!" und die gefällige melodiöse Ausschmückung seines ganzen Partes; im Drange nach Abenteuern singt er die prächtige Ariette: „Komm, holde Dame", und in träumerischer Reminiscenz an die Tage der Kindheit das schottische Volkslied.

George Braun sieht sich das Leben von der schönsten Seite an und läßt sich von keiner Laune beherrschen. Diesen Grundcharakter darf der Darsteller der Rolle nicht verfehlen, er muß denselben in seinem ganzen Auftreten zum Ausdruck bringen, wenn er des Erfolges sicher sein will, und deshalb seiner Aufgabe vollkommen Herr sein, da es ihm nur dann gelingen wird, mit der nöthigen Unbefangenheit aufzutreten.

Gerade diese Sicherheit haben wir an Hrn. Wagner vermißt; sein Gesang war ängstlich und wollte nicht so recht aus der Kehle heraus; würde er frisch von der Brust weg gesungen haben, so hätten sich die Schwierigkeiten des Gesangs-

Digitized by Google

partie leichter bewältigen lassen; so aber mußte es kommen, daß sein Vortrag kalt und abgemessen, sein Spiel etwas steif und frostig war. Es erscheint uns deshalb der Rath sehr am Platze, die Rollen sich bis zu einem gewissen Grade von Sicherheit anzueignen; es wird sich dann mit der Sicherheit auch der Erfolg einstellen.

Frln. Ruhr hat in der Titelrolle im Allgemeinen gefallen; in einzelnen Nummern aber war ihr Gesang nicht ganz fehlerfrei. Den größten Erfolg hat unzweifelhaft Herr Setzelberg als Gaveston errungen; seine kräftige markige Stimme, sein gediegener, verständlicher Vortrag haben ihm besondere Anerkennung erworben und den Wunsch gerechtfertigt, daß er öfter als bisher auftreten möge.

Hr. Lohmann als Pächter hat durch seinen, mitunter nur etwas zu derben Humor allgemeine Heiterkeit erregt und würde in höherem Grade befriedigt haben, wenn sein Gesang etwas besser gewesen wäre. Frln. Rottmaier hat als Pächterin die Scharte von der Martha her so ziemlich ausgewetzt; sie hat in Spiel und Gesang angesprochen.

Schließlich sei noch der trefflichen Haltung des Orchesters, welches die leichte graziöse Manier des Komponisten richtig aufgefaßt und wiedergegeben hat, anerkennende Erwähnung gethan. —δ—

Würzburg, 9. Nov. Wir sahen in der gestrigen Posse „Robert und Bertram" voriges Jahr die ungarischen National-Tänzer Hrn. Gebrüder Imre und Bolofy Kiralfy in einer bedeutenden deutschen Stadt und hofften deshalb sicherlich, daß Herr Direktor Hahn diese Gelegenheit benützen würde, um auch diese Humoreske in der Markt- oder Salon-Scene mit diesen National-Tänzen auszuschmücken; dem war aber, wie wir hören, aus pekuniären Rücksichten, nicht so, und die seit ein paar Tagen hier weilenden Tänzer nebst Schwester, mußten statt auf der Bühne, wie dieses in allen größeren Städten der Fall war, in der Schrannenhalle ihre Kunst produziren. Da diese Tanzkünstler, als ich sie jenesmal das erstemal sah, den größten Beifall fanden, so sehnte ich mich auch hier, sie wieder zu sehen, und begab mich statt in den Tempel Thalias in den der Terpsychore, welcher, wie oben gesagt, in einer prosaischen „Schrannenhalle" aufgeschlagen war, welche aber, trotz ihrer manchfachen Verwendung ein im halb byzantinischen, halb gothischen Style aufgeführtes großes Gebäude ist. Der Saal war gut besetzt, was mir wieder den Beweis gab, daß, wenn die hiesige Theater-Direktion die National-Tänze in ihre sonntägliche Vorstellung verflochten hätte, dieselbe kein schlechtes Geschäft gemacht haben würde; denn Alle, welche die Schrannenhalle besuchten, wären dann in das Theater gegangen. Doch bevor wir auf die Leistungen der Herren Kiralfy und Schwester selbst eingehen, sei uns erlaubt zu bemerken, daß das in dem Saale errichtete einfache Podium nicht für ein Ballet geeignet war, indem jeder Sprung ein entsetzliches Geräusch verursachte, sowie die spanische Wand und die paar Ofenschirme, welche eine improvisirte Dekoration darstellten, die Illusion der Zuschauer ungemein störten.

Die Ballet-Soirée begann mit einem ungarischen Magnaten-Tanz, welcher durch Herrn Imre mit ausgezeichneter Behendigkeit ausgeführt wurde und allgemeine Sensation erregte. In dem nun folgenden Divertissement verschiedener ungarischen Tänze zeichnete sich besonders der ungarische Pas de trois vortheilhaft aus. Die Agilität der Tänzer fand allgemeine Anerkennung. Viele der Anwesenden, welche die wahren ungarischen Tänze nicht kannten, konnten sich auch nicht recht in dieselben finden, indem diese Tänze die Eigenheit haben, von einem ruhigen Takt in einen immer schneller werdenden überzugehen, was die wilde hunnische Abstammung der Ungarn charakterisirt. Den Schluß bildete ein (wie auf dem Zettel steht) „Konzert auf einem Holzlöffel, vorgetragen von dem Erfinder dieses Instruments"; also ist Herr Imre der Erfinder des Holzlöffels (!!) Wir machen darauf aufmerksam, daß derselbe nur die Anwendung desselben als musikalisches Werkzeug, aber nicht das alttestamentarische Instrument selbst erfand. Abgesehen davon, daß dasselbe mit einer besseren musikalischen Begleitung nicht ganz ohne Interesse ist, so hätte Herr Imre aus Achtung vor dem Publikum entweder im ungarischen Costüm, oder in anständiger schwarzen Kleidung seinen Vortrag halten sollen, aber nicht in dem Ueberrock, in welchem man ihn alltäglich während seines Hierseins in den Straßen wandeln sah. Ueberhaupt tragen wir die Ueberzeugung, daß diese Tänzer nur auf der Bühne sich ihren Beifall, den ungarische, österreichische, preußische und andere Zeitschriften aus allen Ländern deutscher Zunge verkünden, errungen haben können, weshalb wir ihnen schließlich rathen, wo sie sich nicht mit der Theater-Direktion einigen können, lieber gar nicht zu tanzen.

Den 10. Nov. Wir haben mit Vergnügen vernommen, daß in dem Lustspiele „Gustel von Blasewitz" eine neue Darstellerin, Frln. Lehmaier, sehr gefallen haben soll, weshalb wir sie gestern Abend zu sehen hofften; doch dem war nicht so, es wurde die Tags zuvor aufgeführte, sinn- und gehaltlose Posse „Robert und Bertram" wieder gegeben, und wie sich die verehrliche Direktion in vertrauten Kreisen ausgesprochen haben soll, „auf Verlangen des verehrungswürdigen Publikums". Wir verehren aber das Würzburger Publikum zu sehr, um zu glauben, daß es im Allgemeinen an solch' kolossalem Unsinn Geschmack finden sollte. Von allen derartigen Stücken, welche Räder (der bekanntlich Komiker an dem Dresdener Hoftheater ist) der Bühne gegeben, hat der „Weltumsegler" den meisten wahren Witz, und sein „Aethesischer Brunnen" erinnert unwillkürlich an den unseligen Theaterbrand in Karlsruhe; denn vor Aufführung dieser Posse brach in dem Theater daselbst der Brand aus, welcher einer Menge von Menschen das Leben kostete.

Die nun zu besprechende Posse ist voll der unsinnigsten Situationen, voller alltäglichen Gassenwitze; doch müssen wir, was die Aufführung betrifft, besonders den beiden Herren Simon und Döbelin als Robert und Bertram volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche mit unverwüstlichem Humor und seltener Bühnengewandtheit ihre Rollen durchführten. Das Theater war ziemlich stark besucht, weshalb viele, auch nur zu viele Direktionen dem Ablaßkrämer Tezel huldigen, der da singt:

„Wenn's Geld nur in der Kasse klingt,
Die Seele dann zum Himmel springt!" R.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

Hof- und Staatsbibliothek
Wrzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 91. Sonntag, den 15. November 1863

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Ein paar Minuten genügten, um Siegmund zu erreichen und ihm selbst vorzukommen, aber nicht ohne neuerdings, und diesmal so heftig anzuprallen, daß der Herzog, ungeachtet seines festen Sitzes, alle Mühe hatte, nicht aus dem Sattel zu fliegen und das Gleichgewicht beizubehalten.

Corticelli mäßigte augenblicklich den Gang seines Pferdes, was er leicht thun konnte, da er es nicht einen Augenblick aus der Hand gelassen hatte.

Mr. de la Tour-Baudieu gab sich jetzt gar keine Mühe, seinen Zorn zu bemeistern, er ließ ihm freien Lauf und sagte, so laut, daß es der Kapitän hören mußte:

„Auf Ehre, das ist doch gar zu ungeschickt …"

Corticelli versah sich ohne Zweifel einer noch derberen Zurechtweisung.

Aber da es ihm in diesem Augenblicke klar wurde, daß der Herzog, ein Mann von Welt, sich nicht zu einer weiteren Beschimpfung werde hinreißen lassen, wie er erwartet hatte, so mußte er sich mit dieser Apostrophe zufrieden geben.

Uebrigens war Corticelli gewandt genug, um Alles nach Wunsch zu drehen.

Kaum hatte Mr. de la Tour-Baudieu sein Mißfallen so unumwunden zu erkennen gegeben, als der Kapitän sein Pferd anhielt, zurückritt, zwei Schritte vor Siegmund stehen blieb, und in höchst anmaßendem Tone fragte:

„Was haben Sie gesagt, mein Herr?"

Diese kecke Frage fachte nur noch mehr Siegmunds Zorn an.

Indessen war er doch genug Herr seiner selbst, um seinen Zorn unter einem eisigen Schein zu verbergen.

Er maß seinen Gegner mit verächtlichem Blicke von oben bis unten und antwortete:

„Ei, mein Herr! Ich habe gesagt: Auf Ehre, das ist doch gar zu ungeschickt."

„Und wem galten diese Worte, wenn ich fragen darf?"

„Wem anders als Ihnen, mein Herr!"

„Sie haben sich also erlaubt, mich ungeschickt zu schelten?"

„Ja, mein Herr, ich war so frei."

„Ich möchte Sie ersuchen, diesen Ausdruck, welcher mir sehr mißfällt und mich beleidigt, möglichst schnell zu widerrufen …"

„Im Gegentheil, ich halte ihn aufrecht — Sie sind ungeschickt, sehr ungeschickt, mein Herr, und das Zeugniß müssen Sie sich selbst geben, denn erst vor einer Viertelstunde haben Sie sich dieserwegen bei mir entschuldigt."

„Das mag allerdings sein, aber wenn ich auch ungeschickt bin, und wenn es mir beliebt, es einzugestehen, so dulde ich doch nicht, daß Andere es mir sagen."

„Und doch werden Sie sich gewöhnen müssen, es zu wiederholten Malen zu hören, wenn Sie anders gesonnen sind, den Bois de Boulogne öfters zu besuchen."

„Alle jene, welche sich unterfangen sollten, es zu sagen, erkläre ich im vorhinein für frech und unverschämt, und werde wissen, sie zum Schweigen zu bringen …"

Bei Anhörung dieser Worte verließ den Herzog jede Selbstbeherrschung, die er bisher nur mit Mühe zu wahren gesucht hatte und er rief entrüstet aus:

„Mein Herr! Nehmen Sie sich in Acht!"

„Wovor?" fragte Corticelli.

„Ich bin einer von jenen Frechen und Unverschämten, von denen Sie so geringschätzend sprechen …"

„Das weiß ich wohl — und was weiter?"

„Wollten Sie mir etwa zufällig auch Stillschweigen auferlegen?"

„Warum nicht? — Ihnen wie jedem Andern — Ihnen vor allen Anderen …"

„Und wie würden Sie das anstellen?"

„Auf die einfachste Art von der Welt … Ich würde Ihnen befehlen, zu schweigen, und Sie würden sich beeilen, meinem Befehle Folge zu leisten …"

Mr. de la Tour-Baudieu drehte die Reitgerte in seinen Händen herum, man sah es ihm an, daß er kaum der Versuchung widerstehen konnte, sich ihrer gegen seinen herausfordernden Gegner zu bedienen.

„Ah!" fragte er nach ein paar Sekunden, und indem er seine Ruhe wieder zu gewinnen trachtete. „Sollten Sie etwa zufällig Händel suchen?"

„Ich suche niemals Händel", entgegnete Corticelli, „ich begnüge mich, jedem Anmaßenden seinen ihm gebührenden Platz anzuweisen."

Bei dieser direkten, groben Beleidigung bemächtigte sich Siegmunds eine unwillkürliche Wuth; wie ein gereizter Löwe schien er sich auf den Kapitän stürzen zu wollen, der ihn mit einem herausfordernden Lächeln erwartete.

Digitized by Google

Aber noch einmal seine ganze Willenskraft aufbietend, gelang es ihm, sich zu bemeistern. Er wurde leichenblaß und sagte mit rauher Stimme:

„Ziehen Sie Ihrer Wege, mein Herr. Ich kenne Sie nicht. Ich verachte ebenso sehr Ihre Drohungen, als Ihre Großsprechereien. Hören Sie also damit auf, denn ich werde mir nicht einmal die Mühe geben, darauf etwas zu erwidern."

Die lebhaften Bewegungen, der Ausdruck der Erbitterung und des Zornes, der auf den Gesichtszügen der beiden Reiter zu lesen war, die Art und Weise, wie das Gespräch zwischen dem Herzog und dem Italiener geführt wurde, hatten die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden rege gemacht.

Mehrere mehr oder weniger intime Bekannte des Herzogs, welche wohl erriethen, daß etwas ganz Außergewöhnliches zwischen diesem und dem Unbekannten verhandelt wurde, mäßigten den Gang ihrer Pferde und hielten sogar vollends an, theils aus Theilnahme, theils aus Neugierde.

Der Kapitän warf einen Rundblick auf die Zuseher und da er sie in genügender Anzahl versammelt sah, sagte er so laut, daß es Jedermann hören konnte:

„Also, mein Herr, es beliebt Ihnen, alle Vorrechte der Unverschämtheit für sich zu beanspruchen, ohne für die Folgen einstehen zu wollen. Es sagt Ihnen zu, die Leute zu insultiren und dann zu sagen: „Geht Euerer Wege — ich kenne Euch nicht." Wahrhaftig, das wäre sehr bequem; aber so soll es nicht sein. Sie geben vor, nicht zu wissen, wer ich bin? Nun gut, da habe ich einen Vortheil über Sie, denn ich weiß, daß Sie ein Feigling sind."

„Elender!" stammelte Siegmund wuthentbrannt, indem er die Hand aufhob, um dem Kapitän eine Maulschelle zu versetzen.

Die Hand fiel aber nicht nieder.

Kaum hatte der Herzog das Wort „Elender" ausgesprochen, als die Reitgerte des Italieners durch die Luft pfiff und eine rothe Furche zeichnete auf dem Gesichte des Pair von Frankreich.

Hätte Siegmund in diesem Augenblicke eine Pistole, einen Degen, was immer für eine Waffe bei der Hand gehabt, Corticelli wäre sicherlich verloren gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle

von

Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

— Ich bin auf einer Geschäftsreise begriffen. Gestern Abend komme ich mit dem Schnellzuge hier an — ich warte auf den Mann, der mir das Gepäck besorgt, da sehe ich Sie an der Seite Ihres Vaters, der mit einem bärtigen Mann sich eifrig unterhält. Gern hätte ich mich Ihnen genähert, aber ich war Ihres Befehls eingedenk und begnügte mich, Sie aus der Ferne zu beobachten und zu bewundern.

— Leider habe ich Sie nicht gesehen! flüsterte Auguste erröthend.

— Plötzlich waren Sie verschwunden. Die Menge der Reisenden, die sich nach der Gepäcksausgabe drängte, hinderte mich, in den Wartesaal zu gelangen.

— Dort würden Sie uns auch nicht gefunden haben, denn wir bestiegen sofort den Hotelwagen.

— Ich faßte mich also in Geduld und präsumirte: die hiesige Stadt hat ein berühmtes Museum, der Vater Deiner schönen Unbekannten ist ein leidenschaftlicher Kunstfreund — Du triffst sie sicherlich vor einem Bilde wie in Brüssel. Kaum waren die Hallen der Kunst geöffnet, als ich sie betrat, und zwar mit dem festen Vorsatze, den ganzen Tag hier zu verbringen . . .

— Mein Herr, Sie würdigen die Unbekannte einer so großen Aufmerksamkeit — —

— Verzeihung, mein liebes Fräulein, wenn ich versichere, daß ich Ihnen bis an der Welt Ende nachreisen könnte. Ich habe noch lange in Brüssel, und leider vergebens, nach Ihnen geforscht. Diesmal werden Sie sich nicht wieder trennen, ohne mir zu sagen . . .

— Mein Herr, flüsterte Auguste, nennen Sie mir zuvor Ihren Stand und Ihren Namen.

Der junge Mann gerieth in Verlegenheit. Er schwieg einige Augenblicke, dann antwortete er plötzlich:

— Ich bin Kaufmann und heiße Karl Engels.

— Karl Engels! wiederholte Auguste. Es scheint, Sie haben sich mir nicht gern genannt.

— Nein, nein; ich dachte an meine Empfehlungskarte, die ich zufälligerweise nicht bei mir trage.

Nun, mein Vater ist ein Privatmann aus Lüttich — vielleicht kennen Sie seine frühere Firma: Anselm Ehrenberg und Kompagnie.

— Diese Firma hatte in der Handelswelt einen guten Klang — ich erinnere mich ihrer noch lebhaft.

Ein Geräusch von Schritten ließ sich in dem angrenzenden Saale vernehmen.

— Mein Vater kommt! flüsterte Auguste, indem sie sich stellte, als ob sie aufmerksam das Bild betrachtete.

Auch Karl Engels ward ein aufmerksamer Beschauer, obgleich ihm das Blut zu Kopfe stieg und die Pulse heftig klopften. Ihm kam es vor, als ob Auguste seit der Zeit, daß er sie nicht gesehen, noch schöner und liebenswürdiger geworden sei.

Der Vater kam indeß nicht; einer der Aufseher durchschritt langsam den Saal. Kaum hatte er sich entfernt, als der junge Mann das Gespräch fortsetzte.

— Mein Fräulein, ich bitte um eine Gunst.

— Was kann ich Ihnen gewähren?

— Wir werden uns nur flüchtig und zufällig sehen . . .

— Das ist wohl möglich. Leider, mein Herr, kann ich es nicht ändern.

— Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen ein Briefchen übersende.

— Herr Engels!

— Ich habe Ihnen so viel mitzutheilen.

Auguste sah die ängstliche Erwartung, die sich in dem schönen, männlichen Gesichte Karls aussprach. Sie erröthete, als sie fast unwillkürlich die Worte äußerte:

— Sie machen mich neugierig!

— Es bedarf nur Ihrer Zustimmung, und ich befriedige diese Neugierde.

— So schreiben Sie mir! flüsterte Auguste, die oft und schmerzlich an den jungen Mann aus dem Brüsseler Museum gedacht hatte.

Karl hätte dem Engel zu Füßen fallen mögen.

— O Dank, tausend Dank! flüsterte er entzückt.

Digitized by Google

— Aber wie gelangt Ihr Brief in meine Hände?

— Daran habe ich schon gedacht.

— Nun?

— Ihr Herr Vater hat einen Agenten angenommen.

— Sie meinen Herrn Falk …

— Ja!

— Wie haben Sie ihn kennen gelernt? fragte Auguste rasch.

— Ich sah ihn in der Bahnhalle, daß er Aufträge von Herrn Ehrenberg empfing. Nun ward der Mann für mich ein Kleinod, das ich um jeden Preis gewinnen mußte. Ich nahm ihn in meine Dienste. Sie sehen, daß die Hand gefunden ist, die sicher unsere Briefe befördert. Der Mann ist ehrlich und verschwiegen.

— Aber er betrügt meinen Vater, dem er zu dienen versprochen, sagte Auguste lächelnd.

— Wenn Sie die Sache von diesem Gesichtspunkte aus auffassen, dann, mein Fräulein, theilen wir das Vergehen des guten Mannes, der froh ist, für seine Familie etwas zu verdienen.

— Sie haben Recht, mein Herr!

— Wie wäre es lieb, wenn wir eines Vermittlers nicht bedürften.

— Schreiben Sie.

— Und werden Sie mir antworten?

— Ja, Ja!

— Noch heute wird sich der Bote bei Ihnen einstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Freitag, 13. Nov. „Zampa", Oper von Herold. Don Juan und Zampa in unmittelbarer Reihenfolge geben unwillkürlich Veranlassung zum Vergleiche, da die Herold'sche Oper in der ganzen Anlage vom Sujet an bis herab zu den einzelnen Rollen eine Art Abdruck ihres unverkennbaren Vorbildes, der großen Mozart'schen Tonschöpfung ist, hier wie dort ist der Grundgedanke die Bestrafung des frevelhaften Uebermuthes und der sich über alle Grenzen der Moralität hinwegsetzenden Libertinage; hier wie dort ist der Held ein nobler chevaleresker Charakter, welcher sein Spiel mit den Opfern seiner Lust noch nach dem Tode derselben treibt und allen Gesetzen der Natur und Sitte die kecke Stirne bietet, aber eben dadurch seinen Untergang findet; hier steht ihm ein Leporello, dort ein ähnlicher abhängiger, halb drolliger, von der Zuchtlosigkeit seines Herrn angesteckter Diener in der Person des Daniel Capuzzi zur Seite, beide Baßpartien wie ihre betreffenden Herren Baritonrollen; es ist also die Gleichheit beider Opern nicht nur auf die Figuren und ihre Zeichnung, sondern sogar auf die Repartition der Stimmen ausgedehnt, wie sich das, um die Paralelle weiter zu ziehen, auch in den ganz ähnlichen Rollen des Ottavio und Alfonso, beides die Rivalen der Helden Don Juan und Zampa, und beide Tenorpartien, wiederholt; sogar der Masetto und das Zerlinchen des Don Juan haben im Zampa ihr Gegenstück in dem Daniel und der Ritta.

Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß auch die Gesangsnummern in vielen Beziehungen sich gleichen und die Instrumentation mitunter einen ähnlichen Charakter trägt; wir verweisen beispielsweise nur auf das Champagnerlied des Don Juan und das Trinklied mit Chor des Zampa, auf des Letzteren: „Wenn ein Mädchen mir gefällt!" und des Ersteren: „Reich mir die Hand mein Leben", auf die starken Posaunentöne bei dem Erscheinen des Gouverneurs und der Marmorbraut. Wir sehen also der Aehnlichkeiten zwischen beiden Opern sehr viele, was Sujet, Rolleneintheilung und äußern Organismus betrifft, damit hört aber auch die Paralelle auf, denn der Inhalt, die Musik beider Tonstücke hat einen gewaltigen Unterschied; Don Juan, ein klassisches Meisterwerk, ein unerreichtes Vorbild der großen Oper, und Zampa, ein Produkt der leichten französirten Opernmusik. Bei diesem Vergleiche muß letzterer allerdings den Kürzeren ziehen, übrigens sind wir durchaus nicht gewillt, deshalb, weil Herold sich nicht zu der genialen Komposition des unsterblichen Mozart emporzuschwingen vermochte, über seinen Zampa den Stab zu brechen; wir wurden nur durch die unmittelbare Aufeinanderfolge dieser Opern zu obigen Reflexionen hingerissen und gestehen der Marmorbraut wegen ihrer angemessenen Instrumentirung, und namentlich ihres Reichthums an gefälligen, populären Melodien gerne einen bevorzugten Platz im Opernrepertoire zu.

Wenden wir uns nun an die Aufführung, so läßt sich nicht verkennen, daß sich Hr. Otto in der Titelrolle nicht minder wie neulich im Don Juan viele Mühe gegeben hat, um dem gesanglichen Theil der Rolle gerecht zu werden und im Spiele jene Noblesse und Frivolität zum Ausdruck zu bringen, der beide Partien charakterisiert; dennoch hat er die Zuhörer ziemlich kalt gelassen und nicht in dem Maße befriedigt, wie viele seiner Vorgänger in diesen Rollen auf der hiesigen Bühne; sein Gesang hat zu wenig Ausgiebigkeit und Elasticität, weshalb er oft etwas Gepreßtes, Gezwungenes an sich hat und häufig den richtigen Ausdruck verfehlt; in den stark instrumentirten Stellen konnte seine Stimme auch nicht Herr über die Tonmassen des Orchesters werden. Bei den sonstigen Vorzügen der Stimme des Hrn. Otto läßt sich übrigens von Fleiß und Ausdauer ein baldiger besserer Erfolg in sichere Aussicht stellen. Frln. Ruhe hat sich in der Rolle der Camilla als unermüdliche Sängerin bewiesen; es war in der letzten Zeit keine Opernvorstellung, in welcher sie nicht mitwirkte; möge nur diese vielseitige Beschäftigung nicht auf Kosten der Gründlichkeit geschehen, da sich in dieser Beziehung Manches aussetzen läßt. Schließlich nur noch die Bemerkung, daß Hr. Laske als Alfons uns wieder sehr wenig erbaut hat, sein Gesang ist so monoton und farblos, daß es oft eine Aufgabe ist, ihn anzuhören. Wir wünschen ihm von Herzen, daß ihm eine Besserung gelingen möge, glauben aber bei seinen schwachen Stimmmitteln nicht viel daran.

—δ—

Würzburg, 12. Nov. Um Mißverständnissen vorzubeugen, müssen wir wiederholt berichten, daß wie der Vorstellung von Robert und Bertram am 9. ds. Mts. nicht beiwohnten, weshalb wir, was die Darstellung der Herren Simon und Döbbelin betrifft, nach den Berichten unseres Stellvertreters urtheilten. Am Montag den 10. lasen wir zwar den Theaterzettel, welcher eine Wiederholung dieser Posse verkündete, was mit uns viele Theaterbesucher unangenehm berührte; doch Herr Direktor Hahn wurde noch kurz vor Beginn der Vorstellung von eben so einsichtsvollen als wohlmeinenden Theaterfreunden bewogen, dieselbe umzuwandeln, worauf er den „geadelten Kaufmann" wiederholen ließ, welche Vorstellung zu besuchen wir verhindert wurden.

Gestern, an dem Geburtstage unseres großen Meisters Schiller wurde (bei festlich beleuchtetem Hause, aber wieder, wahrscheinlich auch dem unsterblichen Dichter zu Ehren, ohne alle Musik in den Zwischenakten) die Frühlingsblüthe seiner dramatischen Muse „die Räuber" gegeben, deren erste Aufführung im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Mannheim, unter der Leitung des rühmlichst bekannten Theater-Intendanten Dalberg stattfand. Wiewohl dieses dramatische Werk ganz nach dem Geschmacke des jenesmal überall gährenden Zeitgeistes war, so fand es mit Recht in zahlreichen Kritiken manchfaltigen Tadel; doch Schiller selbst sagt über diese Jugendarbeit: „Es wäre kühn von ihm gewesen, menschliche Charaktere zu schildern, bevor er selbst nur Einen wirklich gekannt habe;" denn die Räuber sind das erste dramatische Werk, welches der feurig begeisterte Jüngling, gewissermassen verstohlen, zwischen den Mauern der streng disziplinirten Karlsschule schrieb. Die Namen Roller, Schweizer 2c. warin beigegebene Namen verschiedener Karlsschüler und Freunde Schillers, mit welchen er oft, wenn sie sich Abends allein glaubten, sein Drama recitirte, wobei sie einmal der Herzog Karl überraschte, was Kurz in „Schillers Jugendleben" aus Quellen sehr schön beschreibt und Laube in seinen Karlsschülern dramatisirt hat. Gehen wir nun auf die Aufführung dieses klassischen Dramas selbst über, so ist bei manchen noch zu wünschenden Vollkommenheiten doch ein edles und zu würdigendes Kunststreben der Hauptdarsteller unverkennbar; besonders hervorzuheben sind hierin Karl und Franz Moor, Ersterer von Hrn. Lohmann und Letzterer von Herrn Aschö dargestellt. Der Dichter sagt selbst über den Charakter Karls, es sei ein Geist, den das äußere Laster nur reizte, um der Größe willen, die ihm anhänge, um der Kraft willen, die es erheischte, um der Gefahr willen, die es begleite, — Karl wäre ein mit Kraft ausgestatteter Mensch, der entweder nothwendig ein Brutus oder ein Katilina werden mußte, zu welchem Letzteren ihn unglückliche Conjunkturen schufen. Wenn wir auch glauben, daß Herr Lohmann diesen Charakter erfaßte, so hätten wir dem Ausdruck seiner verzweifelnden Resignation in der 2. Scene mehr Kraft gewünscht. Was nun den, der Hölle entliehenen Charakter des Franz Moor betrifft, so bezeichnet der Verfasser denselben, indem er in seinen Räubern das Laster mit sammt seinem innern Räderwerk entfalten wollte, welches in Franz all die verworrenen Schauer des Gewissens, der unmächtigen Abstraktion auflöste, die richtende Empfindung verhöhnt und die ernsthafte Stimme der Religion hinwegscherzt. Wer es einmal so weit gebracht hat (ein Ruhm, um den wir ihn nicht beneiden), seinen Verstand auf Unkosten seines Herzens zu verfeinern, dem ist das Heiligste nicht heilig mehr — dem ist die Menschheit, die Gottheit und beide Welten nichts in seinen Augen. Er habe versucht, sagt Schiller weiter, von einem Mißmenschen ein lebendiges treffendes Abbild hinzustellen, die vollständige Mechanik seines Lastersystems aus einander zu gliedern und ihre Kraft an der Wahrheit zu prüfen.

Herr Aschö scheint seine Aufgabe zwar verstanden zu haben, doch gefiel er sich zu sehr sowohl in übertriebener Mimik als Gestikulation. Das alte Kernsprichwort sagt: „Zu wenig und zu viel, verdirbt alles Spiel. — Wir glauben sicher, daß Herr Aschö später, wenn mehr Ruhe an die Stelle des zu regen Kunsteifers getreten sein wird, diesen Charakter der Dichtung vollkommen würdig darstellen wird. Frau Ritter war als Amalie gut; der zum Guten zu schlecht und zum Schlechten zu gute Bastard Hermann wurde, sowie die Räuber Schweizer, Roller und Kosinsky recht brav durch die Herren Bordasch, Simon, Jackson und Pückert gegeben, auch der Darsteller des alten Moor that sein Möglichstes. Wenn wir auch die Streichung und Verkürzung mehrerer Scenen (z. B. der in dem Ahnsaal zwischen Karl und Amalie) wegen der Größe des Dramas entschuldigen wollen, so hätten wir doch gewünscht, daß die Waldscene der Räuber (3. Akt, 2. Scene. 4. Akt, Scene 5) malerischer angeordnet gewesen wäre. Nun noch schließlich ein paar Worte über die Feier des für die deutsche Dichtkunst so hochwichtigen Tages von Seite unserer Theater-Direktion. — Wenn wir es lobend anerkennen, daß an diesem Tage alle Arme des Kronleuchters mit Flammen bekränzt waren, sowie daß auch die Lampen der vorhandenen Kandelaber der ersten Ranglogen das sonstige feierliche Halbdunkel des Auditoriums verdrängten, so fragen wir, warum an diesem feierlichen Tage wieder keine Musik? und sprechen nur die allgemeinen Wünsche des Publikums aus, wenn wir hoffen, einer solchen Vernachläßigung nicht mehr zu begegnen.

R.

Nachruf am Grabe

des

k. Appellations-Gerichts-Präsidenten Ferdinand v. Papius

zu Aschaffenburg.

Sanft schwang Dein Geist sich zu des Himmels Höhen,
Getragen von den Engeln jener Welt,
Dorthin! Dorthin! wo die Verklärten stehen —
In's ew'ge Vaterland! in's Götterzelt!
Sie trugen Dich zu Gottes Thron
Zum höchsten Vater aller Welten,
Gott sprach zu Dir: „Empfange Deinen Lohn,
„Du Edelster der Tugendhelden!
„Weil Du ein Mann von Biederkeit gewesen,
„Den nicht der Glanz der Stellung hat beirrt!
„Weil Du Unglückliche hast auserlesen,
„Die Deine Güte zeitlich hat bewirth.
„Von Deiner hoh'n Stellung floß hinab zur Hütte
„Die Silberquelle Deiner Hülfe hin;
„Jedem väterlich zu sein, war Dein Wille
„Der Dir hülfsbedürftig schien.
„Es ehren Alle Dich, die mit Dir dienten,
„Dein König und dem Rechte treu —
„Du thatest fest nur, was recht Dich dünkte,
„Drum bleibt Dein Ruhm auch immer neu!
„Drum nimm hier Platz in meiner Näh,
„Du sollst hier ewig glücklich sein —
„Und im Kreis der Himmels-Freude —
„Du findest die auf Erden Dein!
Und so sprach Gott zu Dir Verklärten
In jener höhern Olympswelt,
Während wir auf Erden Dich verehrten
Als Vater, Freund und Tugendheld!
Doch ewig sind wir nicht geschieden —
Denn dort, wo Freudenpalmen weh'n,
Dort in jenem Land voll Frieden —
Dort ist ew'ges Wiederseh'n.

C. P.....

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: N. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 92. Mittwoch den 18. November 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Ohne den mindesten Skrupel würde Mr. de la Tour-Baudieu ihm den Schädel zerschmettert oder das Herz durchstochen haben.

Allein er war ohne Waffen. Selbst die Reitgerte hatte er einen Augenblick früher in stiller Wuth mit eigener Hand zerbrochen.

Wahnsinnig vor Wuth über den himmelschreienden blutigen Schimpf wollte der Herzog auf seinen Gegner losstürzen und einen Kampf Mann gegen Mann beginnen, aber zwei von Siegmunds Freunden, welche der Scene, die wir eben beschrieben haben, beigewohnt hatten, legten sich in's Mittel und sprangen mit ihren Pferden zwischen den Herzog und den Italiener.

Corticelli zog hochmüthig aus der Brusttasche seines blauen Frackes ein scharlachrothes, goldgesticktes Portefeuille.

Aus diesem Porteseuille nahm er eine Visitkarte, und überreichte sie einem der Freunde Siegmunds mit den Worten:

„Hier, mein Name und meine Adresse... Ich stelle mich dem Herrn zur Verfügung..."

„Bracy, Chazeuilles, Ihr seid meine Zeugen, nicht wahr?" sagte der Herzog zu den beiden Freunden, „seid so gut, und gebt diesem Menschen meine Karte...."

Corticelli nahm die Karte, welche ihm der Graf Bracy mit unverholener Verachtung, mit sichtlichem Ekel reichte.

„Ich reite nach Hause," sagte der Kapitän mit wahrhaft ekelhafter Prahlerei. „Meine Zeugen werden die Ehre haben, jene des Herrn Herzogs den ganzen Abend über zu erwarten. Ich hoffe, sie werden nicht vergebens warten."

Nach einem leichten Gruße, den ihm Niemand erwiderte, entfernte er sich mit dem süßen Bewußtsein, seine schwierige Aufgabe bestmöglichst erfüllt zu haben.

„Freunde!" sagte Siegmund, nachdem der Italiener hinter einem Einbug der Allee verschwunden war, „Ihr habt gesehen und gehört, was eben vorgefallen ist?"

Chazeuilles und Bracy bejahten es durch eine Kopfbewegung.

„Begreift Ihr etwas von all' dem?" fuhr Mr. de la Tour-Baudieu fort.

„Nichts, durchaus nichts," erwiderte Mr. de Bracy. „Es ist unglaublich, unerklärlich."

„Dieser Mensch, der sich mit aller Zähigkeit an mich anklammert, der mich ohne Ursache herausfordert — der sich ohne Grund ein so unerhörtes, ungeheuerliches, rohes Benehmen mir gegenüber zu Schulden kommen läßt!! — All' das ist so sonderbar, so unwahrscheinlich, daß es mir vorkömmt, als hätte ich einen schweren Traum — und doch ist es leider nur zu wahr..."

„Dieser ekelhafte Kerl," bemerkte der Marquis de Chazeuilles, „muß jedenfalls einen Groll gegen Sie haben?"

„Das ist unmöglich."

„Sind Sie dessen gewiß, lieber Herzog?"

„Oh! ganz gewiß. — Er kannte mich eben so wenig, wie ich ihn kannte... Ich sah ihn heute zum ersten Male in meinem Leben — ich weiß seinen Namen gar nicht und vor fünf Minuten wußte er den meinen gewiß auch nicht..."

„Sie haben ja seine Karte," sagte Mr. de Bracy. „Sehen wir doch... Vielleicht führt uns sein Name auf irgend eine Spur..."

Siegmund warf einen Blick auf die Karte und las mit lauter Stimme:

„Le Capitaine Corticelli, rue de Provence Nr. 12."

„Ah!" rief Mr. de Chazeuilles aus, „das war der Kapitän Corticelli!! — Das hätte ich wohl errathen können."

„Wissen Sie, wer der Mensch ist?" fragte Siegmund mit aller Hast.

„Der Zufall wollte, daß ich von ihm reden hörte — der Zufall allein, denn er gehört nicht im entferntesten der Welt an, die mit uns in irgend eine Berührung kömmt."

„Und was hat man Ihnen über ihn gesagt?"

„Vieles und vielerlei. Aber Alles läßt sich in wenig Worte zusammenfassen: Ich versichere Sie auf mein Ehrenwort — und Bracy wird sicherlich auch meiner Ansicht sein, wenn ich fünf Minuten werde mit ihm gesprochen haben — daß es ganz unzulässig ist, daß sich der Herzog de la Tour-Baudieu mit dem Kapitän Corticelli schlage."

„Ich mich nicht schlagen!" rief Siegmund ganz erstaunt aus. „Wohin denken Sie, Chazeuilles!"

„Ganz gewiß — und ich mache mich anheischig, meinen Ausspruch gegen Jedermann zu behaupten."

„Ich mich nicht schlagen!" wiederholte der Herzog, „und weshalb nicht?"

Digitized by Google

„Weil Ihr Gegner eines jener Individuen ist, mit welchen den Degen zu kreuzen es einem Edelmann nicht erlaubt ist."

„Ist er also ein feiger Kerl?"

„Nein, im Gegentheil — er ist ein Raufer."

„Ist er nicht Kapitän, wie die Visitkarte sagt?"

„Ein Titel, den er sich ohne Zweifel selbst beigelegt hat. Keinesfalls hat der italienische Flüchtling Corticelli jemals in der französischen Armee gedient...."

„Ah, was kümmert mich seine Nationalität und sein Grad," entgegnete Siegmund etwas ungeduldig. „Gehen wir nun auf das Eigentliche, auf das Wichtigste über. — Was wirft man diesem Menschen vor?"

Mr. de Chazeuilles machte sich zum Echo all' der Gerüchte, welche über Giuseppe Corticelli in Umlauf waren, und er stellte ihn hin als eine sehr übel berüchtigte Person, von sehr zweifelhafter, verdächtiger Existenz und eben so schlechtem Rufe.

Diesen Bericht schloß er mit den Worten:

„Sie werden jetzt wohl selbst zugeben müssen, daß Sie sich mit einem solchen Individuum nicht schlagen können."

Der Herzog hörte mit voller Aufmerksamkeit auf die Worte des Mr. de Chazeuilles, dann sagte er:

„Und ist das Alles?"

„Ist das nicht genug?"

„Nein, nein, und hundertmal nein! Das ist nicht genug. Dieser Mensch ist ein Elender, das gebe ich zu, indeß geht er weder aus der Conciergerie, noch aus der Galeere hervor, alles Uebrige kümmert mich nicht. Daher werde ich mich schlagen, das schwöre ich, und wenn meine Kraft und meine Geschicklichkeit mich nicht im Stiche lassen, so lebt der morgen nicht mehr, der mich im Gesichte so gezeichnet hat. Um den Fleck meiner Ehre im Blute abzuwaschen, um Genugthuung und Rache zu nehmen für einen so entsetzlichen Schimpf, würde ich keinen Augenblick anstehen, mich mit dem Henkersknecht zu schlagen."

Einem mit solcher unwiderruflichen Festigkeit ausgesprochenen Entschlusse, wie jenem des Herzogs, war nichts entgegenzusetzen, und die Herren Chazeuilles und Bracy sahen wohl ein, daß alle weiteren Bemerkungen unnütz gewesen wären.

Bis auf einen gewissen Grad theilten wohl auch sie die Ansicht ihres Freundes, und sie mußten sich selbst eingestehen, daß sie in einer ähnlichen Lage es auch bei weitem vorziehen würden, zu handeln, wie der Herzog es sich vornahm, als eine so schimpfliche Beleidigung ungestraft hingehen zu lassen.

Sie stellten sich daher auch ohne weitere Widerrede dem Herzog zur Verfügung.

„Gehen Sie, meine Herren, unverzüglich zu diesem Menschen," sagte Siegmund. „Gehen Sie auf Alles ein, was er vorschlagen wird. Ich nehme Alles im vorhinein an: Waffen, Stunde, Ort, Alles. Nur Eines verlange ich, und das ist, daß die Sache morgen abgethan sei. Ihr begreift, meine Freunde, daß ich mit einem solchen Merkzeichen auf der Wange nicht länger leben kann, entweder muß ich ihn, oder er mich tödten."

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Dank seiner vielen Bekanntschaften von den Tables d'Hote und aus den geheimen Spielhäusern fand Giuseppe Corticelli Mittel, sich ohne viele Mühe zwei Sekundanten zu verschaffen, welche ganz annehmbar waren.

Diese beiden Zeugen waren ein Oberst und ein Oberstlieutenant außer Dienst, beide Offiziere der Ehrenlegion, beide, ungeachtet ihrer grauen Haare, noch immer etwas zu lebhaften Temperamentes.

Ihre Passionen führten sie aller Orten hin, wo es hübsche Frauen und lustige Leute gab.

Der Oberst und der Oberstlieutenant beehrten Corticelli mit ihrem Vertrauen und sie hielten ihn wirklich für das, für was er sich ausgab, für einen Kapitän und für einen politischen Flüchtling.

Der Graf de Bracy und der Marquis de Chazeuilles hatten noch am selben Abend eine Besprechung mit den beiden Trümmern der großen Armee.

Die Beleidigung war eine solche, die sich nicht anders als mit einem blutigen Zweikampf begleichen ließ.

Es wurde daher das Uebereinkommen getroffen, daß das Duell am andern Tage um 8 Uhr Morgens im Bois de Vincennes stattfinden sollte.

Die Waffe war der Degen.

Der Kapitän hatte also erreicht, was er nur immer erreichen wollte.

Er hatte, so zu sagen, die absolute, gewissermaßen die materielle Gewißheit, den Herzog de la Tour-Vaudieu am andern Morgen zu tödten — man möchte beinahe sagen, zu ermorden.

Der Marquis und der Graf verfügten sich nun nach der Rue Saint-Dominique und setzten Siegmund von Allem in Kenntniß, was zwischen ihnen und den Sekundanten des Kapitäns verabredet worden war.

Er billigte Alles ohne Anstand und bat die beiden Herren, ihn des anderen Morgens um sieben Uhr abzuholen, was diese auch versprachen.

Nachdem die beiden Zeugen fortgegangen waren, ließ sich Siegmund nach der Rue Saint-Louis au Marais zu Madame Amadis fahren.

Er wollte noch einmal — vielleicht zum letzten Male — diejenige sehen und umarmen, die vor Gott seine Frau und die Mutter seines Kindes war.

Ach, die arme Esther erkannte ihn nicht und hielt ganz theilnahmslos die eisige Stirn seinen glühenden Küssen hin.

Das Herz gebrochen, den Geist erfüllt mit den traurigsten Vorgefühlen kehrte Siegmund nach seinem Hotel zurück.

Einen Theil der Nacht brachte er mit Schreiben zu.

Gegen drei Uhr Morgens war er damit zu Ende, legte das Geschriebene in ein Couvert und schrieb darauf:

„Das ist mein letzter Wille."

Dann nahm er ein zweites etwas größeres Couvert mit der Adresse an Doktor Leroyer zu Brunoy und steckte dieses wichtige Dokument hinein, hierauf siegelte er es sorgfältig zu.

Erschöpft von geistiger und physischer Anstrengung warf er sich auf's Bett, um auszuruhen. Die Natur forderte ihre Rechte, und er schlief auch bald ein.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Stiefsohn.

Novelle

von

Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

Auf ein neues Geräusch von Schritten gingen sie rasch auseinander. Diesmal trat Herr Anselm Ehrenberg wirklich in den Saal. Er war entzückt über den reichen Kunstschatz, den er hier vorfand. Nun begann er, seine Tochter auf einzelne Bilder aufmerksam zu machen, die unbeachtet blieben, obgleich sie, nach seiner Meinung, an Werth diejenigen übertrafen, welche die meisten Beschauer fanden. Für Engels hatte die Kunst keinen Reiz mehr; Auguste, die herrliche Natur, war ihm Alles. Er folgte ihr durch alle Gemächer und hörte, wie sie, geduldig die langweiligen Erkläeungen Anselms an, der die Entstehungsgeschichte fast aller bedeutenden Bilder kannte. So verfloß eine Stunde. In dem Zimmer, wo die Garderobe aufbewahrt ward, fand Engels Gelegenheit, seiner Angebeteten rasch die Hand zu küssen. Dies geschah, während Anselm, von dem Portier bedient, sich behäbig in seinen Pelz hüllte. Der Wagen, der an der Thür hielt, brachte Vater und Tochter nach dem Hotel zurück.

Engels eilte durch die Promenaden, nicht achtend des Ostwindes, der ihm Reif und Schnee in das brennende Gesicht trieb. Er hätte laut aufjauchzen mögen vor Wonne, denn sie, um die er getrauert wie um eine Verlorene, war wiedergefunden; sie hatte ihm lächelnd die Hand zum Kusse gereicht und versprochen, seine Briefe zu beantworten. Eines eclatantern Beweises, daß er wiedergeliebt ward, bedurfte es nicht. Auguste allein war ihm das Wesen, das er lieben konnte. Und er liebte stark genug, um mehr Freude zu empfinden, indem er einen Handschuh, die Spitze ihres Taschentuchs berührt, ein Wort von ihr hört oder einen verstohlenen Blick auf sie wirft, als in dem beglückenden Besitz der feurigsten Liebe. Auguste befand sich in derselben Lage; die kurze und zufällige Bekanntschaft in Brüssel hatte genügt, in ihrem Herzen Liebe zu dem Unbekannten zu erwecken. Das unverhoffte Wiederfinden hatte sie eben so glücklich gemacht als ihn. Aber warum durfte der Vater, der so zärtlich um seine Tochter besorgt war, diese Liebe nicht wissen? Weil der Kunst- und Menschenkenner bereits für Augusten eine Wahl getroffen hatte. Sein Freund, der Fabrikant Beaumont in einem belgischen Städtchen, derselbe, der über Felix Martens entscheiden sollte, hatte einen Sohn, und diesem Sohne hatten die Väter das hübsche Kind bestimmt. Auguste kannte zwar den jungen Herrn Beaumont noch nicht, der in einem englischen Etablissement für das Haus seines Vaters, das er einst übernehmen sollte, ausgebildet ward; aber sie wußte, daß sie dem reichen Erben, der zum Frühjahre aus England zurückerwartet wurde, die Hand reichen solle. Mit der Folgsamkeit einer guten Tochter hatte sie dem geliebten Vater das Versprechen gegeben, sich seinem Wunsche fügen und dem jungen Beaumont die Hand reichen zu wollen, wenn er irgend geeignet wäre, Sympathien in ihr zu erwecken. Nun war Karl Engels ihr entgegengetreten, der ihr besonderes Wohlgefallen in dem Grade erregt hatte, daß sie sich unfähig fühlte, seine Annäherungen zurückzuweisen. Seit der Zeit, daß der alte Beaumont Einfluß auf ihren Stiefbruder auszuüben in den Stand gesetzt war, konnte sie sich einer Abneigung gegen dessen Sohn nicht erwehren, da sie das ganze Heirathsprojekt für eine Spekulation hielt; sie nahm selbst an, daß Beaumont den armen Felix Martens für einen leichtsinnigen Verschwender und somit des mütterlichen Vermögens als unwürdig erklären würde, um den Reichthum seiner künftigen Schwiegertochter zu vermehren. Aus diesem Grunde hielt sie ihre Liebe geheim und suchte den Stiefbruder zu vertheidigen. Die gegenwärtige Reise hatte man ebenfalls auf ihren Betrieb unternommen. Es lag ihr daran, den Bruder gerechtfertigt und in dem vollen Besitze seines Vermögens zu sehen. Daß sie Karl Engels wiedergefunden, der in den letzten Monaten ihre Phantasie und ihr Herz beschäftigt hatte, nahm sie als eine gute Vorbedeutung. Sie hatte fest beschlossen, dem Plane des Fabrikanten entgegenzuarbeiten, den schwachen Vater umzustimmen und ihre Hand nach freier Wahl zu verschenken. So hoffte sie, sich selbst und dem Bruder zu nützen.

IV.

Falk begann an demselben Tage noch seine Thätigkeit. Wir können ihm nicht Schritt um Schritt folgen, da er Manches unternahm, was zu seiner Information diente, und dem Leser nicht interessant erscheint; deshalb werden wir die Hauptmomente seines Wirkens hervorheben, deren Zusammenhang sich von selbst erklärt.

Um drei Uhr Nachmittags betrat er das Zimmer, das Karl Engels bewohnte. Es war dies die verabredete Stunde. Der junge Mann hatte so eben einen Brief versiegelt.

— Herr Falk, rief er, Sie sind pünktlich wie die Sonne!

— Ich kenne meine Pflicht, Herr Engels, antwortete ruhig der Agent. Haben Sie mir Aufträge zu ertheilen?

— Ja. Zwei wichtige Aufträge. Dieser Brief ist dem Fräulein Auguste Ehrenberg bestimmt. Warum starren Sie mich an, Herr Falk? Die Dame erwartet den Brief; säumen Sie nicht, ihn abzugeben, aber so, daß es der alte Herr nicht bemerkt. Auch darf er nicht durch die Hände eines Dritten gehen.

— Die Dame erwartet den Brief? fragte Falk verwundert.

— Nun ja, ich habe sie diesen Morgen im Museum gesprochen.

— Ah, das ändert die Sache.

— Auguste weiß, daß Sie mein Vertrauter sind, und darum wird sie Ihnen die Antwort übergeben.

Falk betrachtete einige Augenblicke sinnend den Brief.

— Tragen Sie Bedenken? fragte der junge Mann.

— Nein, mein Herr, nein; wenn ich Ihnen zur Erreichung Ihres Herzenswunsches behilflich bin, begehe ich kein Unrecht. Aber ich denke soeben daran, daß ich heute keinen Vorwand habe, dem Herrn Ehrenberg einen Besuch abzustatten. Der alte Herr erwartet mich erst in den nächsten Tagen wieder.

— Der Brief muß heute noch an die Adresse besorgt werden, Herr Falk, rief Karl in großer Aufregung, ich werde Sie als den Beförderer meines Glückes fürstlich belohnen. Fangen Sie es an wie Sie wollen; aber übergeben Sie Augusten diesen Brief. Es handelt sich hier nicht um eine flüchtige Liebeständelei, sondern um eine wahre, ernste Neigung, die Fräulein Ehrenberg eben so ernst und wahr erwidert. Sie werden uns Beide zu großem Danke verpflich-

Digitized by Google

ten. Ich verhehle Ihnen nichts, damit Sie Ihr Verfahren einzurichten wissen.

— Gut, ich werde gehen, sagte lächelnd der Agent. In dem Hotel findet sich schon ein dienstbarer Geist, der mir hilft. Dem Herrn Ehrenberg soll die Korrespondenz seiner Tochter ein Geheimniß bleiben. Sie sprachen von einem zweiten Auftrage, Herr Engels.

— Der junge Mann übergab dem Agenten einen zweiten Brief. Falk las die Adresse: „An den Rechtsanwalt Herrn Petri."

— Kennen Sie den Advokaten? fragte Karl.

— Ich kenne ihn wie so viele Leute in der Stadt —

— Auch dieser Brief muß heute noch besorgt werden. Ich bleibe so lange zu Hause, bis Sie mir Antwort bringen.

— So werde ich mich beeilen.

Falk verließ das Zimmer und das Haus.

— Die Dinge verwickeln sich immer mehr! flüsterte er vor sich hin. Petri ist der Korrespondent des Herrn Ehrenberg, der über seinen Stiefsohn Erkundigungen einziehen will, ohne daß jener wackere Rechtsanwalt darum weiß — und Herr Engels, der heimliche Liebhaber Augustens, korrespondirt ebenfalls mit diesem Petri. Aufgepaßt, Falk, Du kannst einen tüchtigen Schlag thun! Vorwärts, vorwärts auf dem sauern Wege!

Er knöpfte seinen Rock bis an den Hals zu, zog den Hut tiefer in die Stirn und schwankte dem scharfen Winde entgegen, der heulend die Straße herabschnob. Erschöpft erreichte er das Hotel, in dem Herr Ehrenberg wohnte. Er fragte den Portier nach dem Gaste von Nummero Sieben.

— Nummer Sieben ist so eben ausgefahren, war die Antwort.

— Der alte Herr mit der Glatze?

— Und dem schönen braunen Pelze. Seine schöne Tochter rief ihm aus dem Fenster ein freundliches „Adieu!" nach.

Falk wußte genug. Er stieg die Treppe hinan, klopfte an die Thür und — fand Auguste allein, die freudig erschreckt den erwarteten Boten anstarrte. Hätte der Agent gewußt, daß die Tochter den Vater fortgeschickt hatte!

— Was bringen Sie, Herr Falk? fragte sie freundlich.

— Einen Brief.

— Von wem?

— Von einem jungen Manne, dem ich als Agent diene.

— Für den Vater?

— Nein, für Fräulein Tochter.

Auguste zögerte, das Papier anzunehmen. Falk murmelte lächelnd:

— Man sagte mir, daß Herr Ehrenberg nicht darum wissen dürfe.

— Und doch nehmen Sie den Auftrag an?

— Ich bemühe mich, Fräulein Tochter zu dienen, wie dem Herrn Vater. Sollten Sie übrigens Bedenken tragen — so gebe ich dieses Papier dem Absender zurück.

— Nein, nein! rief Auguste. Geben Sie!

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Samstag, 14. Novbr. „Die Jüdin", große Oper von Halevy. Es war ein sehr gewagtes Unternehmen, mit der heutigen Besetzung eine so anerkannt schwierige Oper, wie die Jüdin, zur Aufführung zu bringen. Halevy hat nicht nur die drei Hauptrollen, die Recha, den Eleazar und den Kardinal reichlich bedacht, er hat auch den Nebenrollen viel zugemuthet und Anforderungen gestellt, welche selbst für tüchtigere Kräfte, als wie sie die hiesige Bühne bieten kann, eine Aufgabe sind; aus diesem Grunde und in Berücksichtigung des weiteren Umstandes, daß auch die Chöre durchgehend sehr schwierig und auf Massenwirkung berechnet sind, für welche die Besetzung des hiesigen Chores nicht ausreicht, sprach sich ziemlich allgemein die Befürchtung aus, die Aufführung werde eine nicht sehr glückliche sein und diese Befürchtung wurde leider nur zu sehr gerechtfertigt; mit wenigen Ausnahmen ist die ganze Aufführung weit unter dem Niveau des Mittelmäßigen zurückgeblieben; besonders war es der erste Akt, welcher die Geduld der Zuhörer auf eine harte Probe stellte; er war unter aller Kritik und wohl das Geringste, was in dieser Saison geleistet worden ist; es wurde überall gefehlt, weßhalb wir, um nicht speziellen Tadel über Alles ausgießen zu müssen, uns von diesem Akte wegwenden und ihn mit seinen großen Schwächen und Mängeln dem Reiche der Vergessenheit überantworten wollen.

Besser war der 2. und 4. Akt; in letzterem hat sich Hr. **Wagner** die Palme des Abends errungen; er hat in dem großen Duett mit dem Kardinal mit einer hinreißenden Wahrheit und Begeisterung gesungen und war dabei so ganz von seiner Rolle eingenommen, daß er mit voller Bruststimme die schwierigsten Passagen zu bewältigen im Stande war und dabei ein treffliches Spiel entfaltete, wie wir es nicht immer bei Hrn. Wagner gewohnt sind; sein Spiel war kein einstudirtes, es war die natürliche Folge des Gefühles, welches Hr. Wagner auch im Vortrage so schön zum Ausdruck zu bringen wußte. Mit Vergnügen thun wir dieser gelungenen Leistung Erwähnung, um so mehr als sich im Allgemeinen sonst nur sehr wenige Lichtseiten zeigten; wir können höchstens dazu noch das Gebet und die Verfluchung Leopold's durch den Kardinal, Hrn. **Schifbenker**, rechnen; sonst aber gab es mehr zu tadeln, als zu loben; selbst die Rolle der Recha, in welcher ein Gast, Frln. **Granitzer**, zum ersten Male die hiesige Bühne betrat, war eine nichts weniger als gelungene Leistung. Die Recha macht im Gesang und Spiel Anforderungen, welchen Frln. Granitzer nicht gewachsen scheint. Zwar läßt sich nicht verkennen, daß ihre Stimme stark und deutlich ist, allein ihr Organ hat etwas hartes, einen Mangel an Wohlklang und Zartheit, der besonders in der Steigerung und Leidenschaft unangenehm berührt, ihre Töne traten scharf, oft schneidend hervor und konnten um so weniger ansprechen, als es auch an der erforderlichen Schule zu fehlen scheint, indem die wenigen Coloraturen unsicher und ungleichmäßig waren, überhaupt in dem technischen Theile des Gesanges sich gerade keine Meisterschaft bekunden wollte. Unter diesen Umständen dürfte Frl. Granitzer der Stelle einer Primadonna an hiesiger Bühne sich nicht für gewachsen erwiesen haben. Die Wiederholung der Jüdin am Montag bei gleicher Besetzung, von der wir am Schlusse unseres Referates hören, wird unsere Ansicht rechtfertigen und den Beweis liefern, daß wir ebenso aufrichtig als richtig geurtheilt haben.

—d—

k. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 93. Sonntag den 22. November 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Zwei oder drei Stunden dieses erquickenden Schlafes genügten, um Siegmund jene Stärke des Geistes und des Körpers wiederzugeben, deren er so sehr bedurfte.

Er stand auf, machte schnell Toilette, und nachdem er damit fertig war, klingelte er nach dem Kammerdiener.

„Eine Kalesche oder ein viersitziges Coupée soll augenblicklich angespannt werden," befahl er dem eintretenden Diener. „Wenn das geschehen ist, so komme wieder herauf, ich habe mit dir zu sprechen...."

Nach Verlauf von ein paar Minuten kam der Diener wieder zurück.

„Du siehst diesen Brief," redete er ihn an, indem er auf das an Doktor Leroyer adressirte Couvert zeigte.

„Ganz wohl, Eure Durchlaucht."

„Wenn ich nicht mit Schlag elf Uhr wieder zu Hause bin, oder wenn ich dir bis zu jener Zeit nichts sagen lasse, so wirst du diesen Brief auf die Post tragen."

„Ganz wohl."

„Der Marquis de Chazeuilles und der Graf de Beacy werden gleich kommen. Führe sie in mein Arbeitszimmer und melde sie mir unverzüglich."

Der Kammerdiener verneigte sich und ging.

Siegmund ging nun aus seinen Appartements nach jenem Theile des Hotels, den seine Mutter bewohnte.

In dem Zimmer, welches an das Schlafgemach der Herzogin-Wittwe anstieß, traf er ihre erste Kammerfrau.

„Wie geht es der Frau Herzogin diesen Morgen?" fragte er sie.

„Ach, Durchlaucht, wie gestern und vorgestern — die Frau Herzogin wird von Tag zu Tag schwächer und schläft beinahe immerwährend."

„Glauben Sie, daß ich hineingehen und an ihr Bett werde treten können, ohne sie aufzuwecken?"

„Oh, ganz sicher. Der Schlaf der Frau Herzogin ist so tief, daß er beinahe einer Ohnmacht gleicht."

Siegmund öffnete behutsam die Thüre.

Er trat ganz leise in das große Gemach, welches nur spärlich durch eine Nachtlampe erleuchtet war.

Mit aller Vorsicht schlich er über den Teppich dahin bis an's Bett.

Unter den schweren Damastvorhängen lag die alte Frau, mehr einer Todten als einer Lebenden ähnlich, und schlief. Es genügte, sie nur mit einiger Aufmerksamkeit anzusehen, um sich zu überzeugen, daß bald diese Augen, einmal geschlossen, sich nicht wieder öffnen, daß die schwachen Schläge des Herzens gar bald ganz aufhören würden.

„Arme Mutter," dachte Siegmund, „dein Leben ist wohl nur mehr ein Hauch... Kaum gehörst du noch dieser Erde an, und doch bin ich es vielleicht, ich — der junge, der kräftige, ich, der für ein langes Leben bestimmt scheint, welcher dir vorangehen wird."

Er neigte sich über die Mutter und drückte einen sanften Kuß auf ihre Stirn.

Madame de la Tour-Baudieu erwachte nicht nur nicht, sie zuckte gar nicht unter dieser leisen Berührung.

„Adieu!" lispelte der Herzog, „Gott mit dir, meine theure Mutter! Lebe wohl!"

Während er wieder in seine Gemächer zurückging, meldete ihm der Kammerdiener, daß er den Marquis und den Grafen in des Herzogs Arbeitszimmer geführt habe.

Siegmund verfügte sich augenblicklich zu seinen Freunden.

Wenige Minuten später waren alle drei schon auf dem Wege nach dem Bois de Vincennes.

Im Augenblicke, als der Herzog und seine Begleiter an der bestimmten Stelle den Fuß aus dem Wagen setzten, stiegen auch der Kapitän und seine Sekundanten aus einem Miethwagen.

Es wurde ein flüchtiger Gruß gewechselt, dann schlugen die beiden Gruppen einen Weg waldeinwärts ein und kamen bald an einer Lichtung an, welche schon mehr als einmal Zeuge von des Kapitäns Geschicklichkeit in Handhabung des Degens gewesen war.

Diese Lichtung entsprach übrigens wirklich allen Anforderungen, welche man gerechterweise an einen Ort stellen konnte, wo eine Ehrensache mit Pistolen oder Degen ausgemacht werden sollte.

Wir haben schon gesagt, daß der Degen diejenige Waffe war, welche in diesem Falle in Anwendung kommen sollte.

Der Kapitän und der Herzog hatten jeder ein Paar zugespitzte Rapiere mitgebracht.

Man ließ das Loos entscheiden, welches der Paare zum Zweikampfe verwendet werden sollte.

Das Loos entschied zu Gunsten des Herzogs.

Digitized by Google

„Nun," dachte der Graf de Bracy, „das ist eine gute Vorbedeutung."

Die beiden Gegner zogen ihre Röcke und Westen aus und stellten sich einander gegenüber.

Siegmund sah zwar etwas blaß aus, aber der Ausdruck seines Gesichtes zeigte von Entschlossenheit.

Das sonnengebräunte Gesicht des Kapitäns war noch gefärbter als gewöhnlich, er rauchte ohne Unterbrechung eine riesige Cigarre.

Im Augenblick, als die Rapiere sich kreuzen sollten, sah Corticelli auf seine Taschenuhr, und als ob er zu sich selbst spräche, aber doch so laut, daß es sein Gegner und dessen Sekundanten hören konnten, sagte er:

„Acht Uhr zehn Minuten! Ich denke, um acht ein Viertel Uhr dürfte die Sache mit dem Herzog abgethan sein."

„Mein Herr Italiener!" rief ihm der Graf de Bracy zu, empört über diese freche Rede. „Genug dieser rohen Prahlerei! Ich verbiete sie Ihnen, und bedeute Ihnen hiermit, daß, wenn Sie es wagen, nur noch ein einziges derlei Wort über Ihre Lippen zu bringen, ich diesen Stock auf Ihrem Rücken zerhauen werde..."

Corticelli schoß auf den Grafen einen Blick voll Gift und Galle.

„Das verdient eine Züchtigung", sagte er dann, „und diese, mein Herr, soll Ihnen auch ungesäumt werden.... Aber vorerst mit dem Herzog!"

Und er stellte sich zum Gange an.

„Vorwärts, meine Herren!" sagte der Marquis de Chazeuilles mit feierlicher Stimme.

Das Duell begann.

Von allem Anfange her war der Ausgang dieses Zweikampfes für die vier Sekundanten nicht im Geringsten zweifelhaft.

Wenn nicht eine jener wunderbaren Zufälligkeiten eintrat, welche eben so selten sind, wie die wirklichen Wunder selbst, so war der Herzog de la Tour-Vaudieu ein verlorener Mensch.

Nicht als ob Siegmund ein schlechter oder nur mittelmäßiger Fechter gewesen wäre. Ganz und gar nicht. Sein Ausfall war korrekt, sein Spiel vag, seine Paraden scharf, er war ein Schüler des berühmten Grister, und hatte viel von diesem Meister gelernt.

Aber des Kapitäns Ungestüm und Regellosigkeit im Angriffe mußte selbst die stärksten Klingen außer Fassung bringen. Das Rapier in des Italieners Hand war nur mit dem Blitze zu vergleichen, es beschrieb eben solche phantastische unvermuthete Zickzacks. Wie er, so traf es auch unvermeidlich, und seine tödtlichen Stöße konnte keine menschliche Macht pariren.

Der Herzog gab sich keiner Täuschung hin.

„Ich bin geopfert," dachte er, „es gilt jetzt als Edelmann zu sterben."

Noch richtete er seine letzten Gedanken an Esther und an sein Kind, und schickte sich dann an, den Kampf mit so viel Geschicklichkeit und Unerschrockenheit zu bestehen, als ob er noch nicht alle Hoffnung auf einen für ihn glücklichen Ausgang aufgegeben hätte.

Die ersten paar Minuten machte sich der Kapitän das grausame Vergnügen, mit seinem Opfer zu spielen, wie der Tiger mit seinem Raube, er wollte nicht zu schnell über den heroischen Widerstand triumphiren, den ihm sein Gegner entgegensetzte.

Endlich wurde er aber dieser Mäßigung, welche nicht zu seinen Gewohnheiten gehörte, müde, und er entwickelte die volle Kraft seiner Muskeln, die ganze Stärke seiner Faust, die Unfehlbarkeit seines Scharfblicks.

Mit der Schnelligkeit einer abgefeuerten Kugel verschwand die Spitze seines Rapiers in Siegmunds Brust, um zwischen den Schulterblättern wieder durchzukommen.

Das Herz war durchstochen.

Der Herzog stieß nicht einmal einen Schrei aus, sondern stürzte, wie vom Blitze getroffen, mit dem Gesicht nach vorne zur Erde nieder.

Der Kapitän Giuseppe Corticelli hatte das Sündengeld der Claudia Varni gewissenhaft verdient....

Der Graf de Bracy und der Marquis de Chazeuilles fielen über den Leichnam ihres Freundes her, in der Hoffnung, noch einen Lebensfunken darin zu finden.

Eitle Hoffnung! Es war vorüber..... Siegmunds edles Herz hatte für immer zu schlagen aufgehört...

Während dieser Zeit sah der Italiener noch einmal auf seine Uhr.

„Habe ich mich getäuscht, meine Herren? Habe ich geprahlt?" sagte er, sich gegen die Sekundanten wendend, und seine halb erloschene Cigarre wieder anzündend. „Ich habe mir fünf Minuten Zeit gegeben und kaum drei gebraucht."

Selbst seine eigenen Sekundanten, diese Ueberbleibsel der großen Armee, waren über diese freche Rede empört und kehrten ihm verächtlich den Rücken zu.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Stunde, in welcher der Herzog de la Tour-Vaudieu tödtlich getroffen im Bois de Vincennes zusammenstürzte, war beiläufig dieselbe, als Paul Leroyer in Brunoy bei seinem Onkel, dem Doktor, ankam und diesem seine verzweifelte Lage auseinandersetzte.

Wir haben dem Gespräche zwischen Onkel und Neffen beigewohnt.

Wir haben sie nach Villeneuve St. Georges fahren und sich vor dem Hause des Notars trennen gesehen; den Einen, um seinen Weg nach Paris fortzusetzen, den Andern auf seiner Heimkehr nach Brunoy.

Endlich haben wir den alten Doktor am Abend desselben Tages verlassen in dem Augenblick, als er, das arme Kind, in der Hoffnung, es seinem Vater zuzuführen, in den Armen haltend, am Hause seines Neffen angelangt, aus einem Fiaker stieg.

Es ist wohl höchst überflüssig, zu sagen, daß der gute Doktor von Angelique und von Paul wie die fleischgewordene Vorsehung aufgenommen wurde. Noch niemals kamen die Aeußerungen einer wahren, aufrichtigen Dankbarkeit aus tieffühlenderen Herzen.

Paul und seine Frau weinten vor Freude und Rührung und bedeckten des Alten Wangen und Hände mit unzähligen Küssen. Der alte Doktor selbst war auf's Tiefste gerührt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag, 19. Novbr. „Don Juan", große Oper von Mozart. Zum dritten Male seit kurzer Zeit wurde Don Juan bei gleicher Besetzung gegeben, demungeachtet hat die Aufführung so Manches zu wünschen übrig gelassen. Es war diesesmal zumeist das Orchester, welches in seinen Leistungen weit hinter den billigsten Ansprüchen zurückblieb; es behandelte das klassische Meisterwerk Mozart's mit einer auffallenden Gleichgültigkeit und Lauheit. Schon die gewaltige herrliche Ouverture wurde matt und schwunglos abgespielt und so ging es die ganze Oper hindurch fort und erreichte den Höhepunkt in dem bekannten meisterhaften Menuette; da war die Lässigkeit und Zerfahrenheit so groß, daß man eine gewöhnliche Bande handwerksmäßiger Musikanten, aber nicht das Orchester einer Bühne mittleren Ranges vor sich zu haben glauben konnte. Statt in die Musikbücher schauten die meisten Orchestermitglieder neugierig auf die Bühne, so daß der Hr. Dirigent große Mühe hatte, den nach allen Seiten auseinander laufenden Faden festzuhalten.

Wir bedauern, mit dieser Rüge des Orchesters beginnen zu müssen, allein die Nachlässigkeit war wirklich eine ganz ungewöhnliche, so daß wir um so weniger davon Umgang nehmen konnten, als es sich um eines der hervorragendsten Tonwerke handelte, dessen Geringschätzung zugleich einen Verstoß gegen die unserem unsterblichen Mozart schuldige Pietät in sich schließt und dessen zahlreiche Verehrer mit gerechtem Unwillen erfüllen mußte.

Gehen wir nun auf die einzelnen Rollen über, so müssen wir bei Hrn. Otto das Bestreben anerkennen, den gestellten Anforderungen zu entsprechen; es gelang ihm auch im 1. Akte so ziemlich, ein würdiges Bild des chevaleresken frivolen Don Juan zu geben; im 2. Akte aber und namentlich in der großen Schlußscene mit dem Geiste des Gouverneurs fehlte der rechte Aufschwung und der Ausdruck der Leidenschaft; in der letzten Scene hätte der Kampf zwischen dem kecken Uebermuth und der Schrecken vor dem herannahenden Gerichte viel sichtbarer hervortreten sollen, als es heute der Fall war; es mußte deshalb sein Spiel den Eindruck auf das Publikum verfehlen, da auch sein Gesang dasselbe ziemlich kalt gelassen hatte. Die Donna Anna hatte eine würdige Repräsentantin in Frau Förster; abgesehen von mehrmaligem Ueberschlagen der Stimme in Stellen des höchsten Affektes war ihr Vortrag ein vorzüglicher und hat zu öfterem wohlverdienten Beifall hingerissen; ihr stand Hr. Wagner als Ottavio würdig zur Seite; er entwickelte in seinen großen Arien ein ungewöhnliches Feuer und eine edle schöne Auffassung, welche durch ein entsprechendes Spiel noch gehoben wurde. Es war deßhalb eine ganz berechtigte Anerkennung, wenn ihm die Ehre zweimaligen Hervorrufens zu Theil wurde.

Frln. Nahr hat die Donna Elvira zwar gut gesungen, aber die Koloraturen, namentlich in der Arie: „Mich verläßt der Undankbare" nicht so rein und flüssig vorgetragen, wie es zu wünschen gewesen wäre; möge sie deßhalb den wohlgemeinten Rath beherzigen, durch fleißige Uebung diese Schattenseite zu beseitigen. Hr. Schiffbenker als Leporello und Frln. Rottmayer als Zerline waren ganz an ihrem Platze; Hr. Jackson dagegen hat den gutmüthigen unbeholfenen Masetto zu einem steifen tölpelhaften Burschen umgestempelt und auch im Gesange nicht befriedigt.

Schließlich möge der Wunsch Platz finden, daß die Begleitung des Ständchens für die Folge durch die Guitarre oder Cither, wie es vorgeschrieben ist, gespielt werden möge, da die Violine, welche die Begleitung übernommen hatte, dem Ständchen gerade das eigenthümliche charakteristische Gepräge nimmt. —δ—

Würzburg, 18. Nov. Sonntags, den 15. d., ging die Zauber-Posse: „Lumpaci-Vagabundus" über unsere Bühne. Es war ein glücklicher Gedanke von Nestroy, die Erzählung eines bekannten sächsischen Geistlichen, welcher sich in Theodor Hell's (Hofrath Winkler) Abend-Zeitung durch seine Novellen sehr beliebt gemacht, für die Bühne zu bearbeiten. Es sind nun mehr als 33 Jahre am nimmer rastenden Rade der Zeit abgelaufen, seitdem der Wiener Dichter und Komiker der Bühne diese Posse geschenkt, und immer hat sich dieselbe auf dem Repertoir erhalten und volle Häuser gemacht; denn sie gehört nicht zu jenen faden, von Gemeinplätzen strotzenden modernen Possenreißereien, sondern hat eine wirklich moralische Tendenz. Auch bei uns war am letzten Sonntag ein überfülltes Haus zu sehen, und der Beifall, den das wackere Trifolium, Leim, Zwirn und Knieriem, von den Herren Bückert, Simon und Döbelin dargestellt, erhielt, war ein wohlverdienter; auch das andere Bühnenpersonal bestrebte sich, das heitere Bild würdig auszuschmücken.

Den 17. wurde „Ein Weib aus dem Volke" von Dennery und Malian gegeben. Dieses Schauspiel bedarf keines Geburtsscheines, seine Heimath ist ihm von der Stirn bis an die Fußsohle anzusehen; denn wenn auch einige Charaktere, wie z. B. Bertrand und Remy, aus dem Leben des Volkes glücklich nachgezeichnet sind, so ist das Ganze doch eine Reihe der unnatürlichsten und gewissermaßen an den Haaren zusammengezogener Handlungen. Wie z. B. Bertrand bestiehlt seine Frau, damit diese gezwungen wird, ihr Kind in das Findelhaus zu bringen, trunken kehrt der saubere Gatte aus dem Wirthshause und legt sich gerade an dem Findelhause nieder, in welches seine Frau ihr Kind bringt. Die Verzweiflung macht nun diese ohnmächtig und der liederliche Mann muß, wenn er seinen Rausch ausgeschlafen, über seine unglückliche Frau stolpern und sie aus ihrer Ohnmacht erwecken, um von ihr die Worte zu hören, unter welchen das Kind wieder aus dem Findelhause geholt werden kann, und diese Worte muß der lauschende Appiani hören und notiren, sonst hätte er ja unverrichteter Sache wieder abziehen müssen; endlich muß sogar die gute Marianne noch in den Dienst der Baronin kommen, wo sich ihr aus dem Findelhaus entwendetes Kind befindet. — Wahrlich, eine ächte französische Komödie, worin die Situationen an den Haaren zusammengezogen und eine Effekthascherei die andere verjagt.

Was nun die Aufführung betrifft, so müssen wir dem Hrn. Schmirthof als Bertrand unsern vollen Beifall zollen; derselbe hat den Charakter dieses, im Grunde seines Herzens nicht bösen, aber durch schlechte Erziehung und Gesellschaft verkommenen Menschen, wahrhaft dargestellt; auch Hr. Simon gab den verschmitzten Remy vorzüglich und verfiel nicht, wie es schon so viele in dieser Rolle gethan, in das Uebertriebene, sondern blieb auf der, der Wahrheit am nächsten kommenden Mittelstraße. Doch die Krone des Abends gebührt Frl. Becker als Marianne, das Weib aus dem Volke, und dieses um so mehr, wenn es wahr, was wir vernommen, daß Würzburg die erste Bühne ist, auf

Digitized by Google

welcher diese Darstellerin aufgetreten und daß ihre künstlerische Laufbahn sich erst auf den kurzen Zeitraum von drei Monaten beschränkt. — Die Rolle der Marianne soll eine berühmte Künstlerin in Paris bei der ersten Vorstellung dieses Dramas dermaßen angegriffen haben, daß dieselbe ohnmächtig und auf längere Zeit geisteskrank wurde. Frl. Becker hat ihre Aufgabe vorzüglich gelöst und es gereicht Hrn. Hahn, oder wer dieselbe immer mit ihr einstudirte, zur besondern Ehre, eine so vorzüglich begabte Anfängerin auszubilden.

Leider können wir von der Darstellerin der Sophie v. Bussières nicht das Gleiche berichten, wie wir das Vergnügen hatten, es über Frl. Becker zu thun, indem wir bei dieser, durch ein reizendes Aeußere geschmückten Dame, nicht die geringste psychische Auffassungsgabe bemerkten; so fällt z. B. dieselbe bei der Nachricht vom Tode ihres Kindes (im letzten Akt) in Ohnmacht, und steht von derselben wieder mit **lachendem Munde** auf. — Es würde uns freuen, von dieser schönen Bühnengestalt recht bald Erfreulicheres berichten zu können, weßhalb wir dieser Dame ein eifriges Studium nicht genug empfehlen können, denn ein **fester Wille** zu etwas **Gutem**, im Bunde mit **Eifer** und **Fleiß**, kann viel überwältigen.

Die Rolle des Appiani wurde mittelmäßig durchgeführt, was uns um so mehr überraschte, weil wir sonst an dessen Darsteller wenigstens immer ein eifriges Studium seiner Aufgabe nicht verkennen konnten.

Der gute Doktor der Irrenanstalt machte uns beinahe selbst irre, denn wir waren oft im Zweifel, ob wir einen Automaten oder einen mit Fleisch und Blut begabten Menschen vor uns hatten.

Frl. **Schütz** sah trotz ihres weißen Haares zu jugendlich für eine Großmutter aus, und ihr bewegsames, niedliches, in seine Schnürstiefelchen gehülltes Füßchen, zeugte, trotz ihres Haltens an den Stühlen, von keinem Gebrechen des Alters; sonst sprach dieselbe, wie immer, sehr richtig.

Bei einigen andern Nebenrollen fanden wir, daß der unterirdische Gedächtnißunterstützer den Darstellern zu auffallende Hülfe spenden mußte. Es fällt uns hier eine Anekdote ein, die uns der Berliner Mime **Dessoir** einst erzählte: Derselbe wurde nämlich vor Jahren zu einem Cyklus von Gastspielen in die Schweiz geladen, wo er bei einer Probe zu seinem Leidwesen einen Darsteller, welcher mit einer Hauptrolle betraut war, bemerkte, der kein Wort seiner Rolle auswendig konnte. — Dessoir nahm ihn auf die Seite und sagte ihm, daß er gewohnt wäre, immer seine Rolle auf das Jota auswendig zu können, weßhalb er sehr wünschte, daß auch Hr. N. N. seine Aufgabe lernen möchte: „Wie," antwortete Jener, „Herr, für was halten Sie mich? ich bin Künstler und brauche keine Rolle erst auswendig zu lernen, um die Rolle gut darzustellen!". Der gute Mann sah die dramatische Kunst darin, eine Rolle nach dem Souffleur spielen zu können. Auch in dieser letztbenannten Vorstellung waren wieder die Zwischenakte ohne Musik, und mehrere Besucher fanden dieselben so langweilig, daß sie sich vorgenommen, das Theater sobald nicht mehr zu besuchen. — Möchte doch die Direktion sich hierüber selbst im Publikum erkundigen und dieselbe würde sich von der strengen Wahrheit unseres Berichtes überzeugen. — Wir wissen recht wohl, daß das Orchester bei alltäglichem Spiel in Vorstellungen und Proben stark, sehr stark beschäftigt ist, zu welchem Allen noch Leistungen desselben in der Harmonie kommen; doch das theaterbesuchende Publikum hat das Recht, für sein gutes Geld auch eine Vorstellung, wie sie die kleinste Provinzialbühne giebt, das heißt: in den Zwischenakten mit Musik ausgestattet, zu verlangen.

Möchten unsere wohlgemeinten Bemerkungen gebührende Anerkennung finden, sonst könnte sich bald zum Nachtheile der Theaterkasse das Sprüchwort bewähren: „Durch Schaden wird man klug!"

R.

Abschied vom Leben.

Nach dem Französischen des Gilbert.*)

Ich habe dem Gott der Barmherzigkeit
Meinen bitteren Kummer vertraut,
Und der Vater der Armen stillte mein Leid,
Als voll Reue mein Herz er geschaut.

Meine Feinde lachten und sprachen voll Hohn:
„Er sterbe und mit ihm sein Ruhm!"
Doch es wandelt der Herr dem getrösteten Sohn
Ihre Flüche in Segen um.

Sie hatten die Freundschaft in Haß mir verkehrt,
Betrogen mein kindlich Gemüth;
Der Freund, den ich liebend am Busen genährt,
Verrieth mich von Rache erglüht.

Gott höret Dich seufzen, gewahret den Schmerz
Der Reu', die im Innern Dir wühlt:
Gott verzeiht, denn er kennt ja das menschliche Herz,
Das schwach in dem Leiden sich fühlt.

Getrost! Dich richtet die künftige Welt,
Gerecht, parteilos und mild:
Und jene, die hämisch den Ruf Dir entstellt,
Sie schmücken nur schöner Dein Bild.

Sei gesegnet, mein Gott, der Du rein wie ein Kind
Und stolz mich wieder gemacht;
Bald schlummr' ich ein so ruhig und lind:
Du bist's, der am Sarge mir wacht!

Am Lebensmahl ein unglücklicher Gast
Erschien' ich, und sterbe jetzt;
Ich sterbe; das Grab, das bald mich faßt,
Wird von keiner Thräne benetzt.

Seid gegrüßet, ihr Wälder, du grünende Flur,
Du trauliches, liebliches Thal!
Du strahlender Himmel, du schöne Natur,
Seid gegrüßet zum letzten Mal!

O möchten sie Alle, die taub für mein Leid,
Noch lange des Lebens sich freu'n!
Nicht sterben, wie ich, in der Jugendzeit,
Ohne Thränen, verlassen, allein!

Philipp Kübles.

*) Nicolas Gilbert, ein junger, talentvoller Dichter, hatte sich durch seine Satyren in Paris viele Feinde gemacht und war dadurch mehrfachen Verfolgungen ausgesetzt, denen er nur durch seinen frühzeitigen Tod entzogen wurde. Er starb im 29. Lebensjahr 1780. Im Wundfieber, das er sich durch einen Sturz vom Pferde zugezogen hatte, verschluckte er einen Schlüssel, worauf er zwei Stunden später starb. In einem lichten Augenblicke kurz vor seinem Tode dichtete er seinen unsterblichen Schwanengesang: Adieux de la vie.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 94. Mittwoch, den 25. November 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

„Liebe Kinder, jetzt ist's aber genug!“ rief er endlich aus, um dieser rührenden Scene ein Ende zu machen und die Thränen aufzuhalten, die sich unwillkürlich in seinen Augen ansammelten. „Genug, und schon zu viel! — Wenn man Euch hörte, sollte man mir eine Statue errichten, und ich verdiene nicht einmal eine Büste. Was thue ich denn gar so Außerordentliches? — Ich gebe Euch ein Geld, was eigentlich doch Euch gehört. Was ich besitze, fällt heute oder morgen ohnedies an Euch, ein wenig früher, ein wenig später — denn, da ich ein alter Junggeselle bin, so ist ja Paul mein einziger Erbe. — Also reden wir nicht weiter davon, ich bitte Euch darum — ich befehle es Euch.“

Aber Angelique und Paul blieben taub gegen alle diese Vorstellungen. Ihre Herzen sprudelten über. Sie konnten nicht müde werden, ihrem Retter zu danken und ihn zu segnen, und Mr. Leroyer mußte sich in's Unabänderliche fügen.

Mittlerweile verstrich die Zeit mit fabelhafter Schnelligkeit.

Der Doktor fuhr erschreckt zusammen, als von der nächsten Thurmuhr die neunte Stunde ertönte.

„Jetzt muß ich euch verlassen, liebe Kinder“, sagte er, indem er Siegmunds Kind aus Angelique's Armen nahm, die es mit mütterlicher Zärtlichkeit gewiegt hatte. „Man erwartet mich und ich möchte um keinen Preis der Welt bei dem Rendezvous zu spät kommen. Also, wie ich Paul schon gesagt habe, werde ich für die heutige Nacht Euer Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. Die Stunde meiner Rückkunft kann ich nicht bestimmen, waffnet Euch daher mit Geduld.“

„Soll ich Ihnen schnell einen Wagen holen, lieber Onkel?“ fragte Paul.

„Ist nicht nöthig, ich habe meinen Fiaker vor dem Hausthor stehen.“

„Nun gut, ich gehe mit Ihnen fort und werde auch trachten, ein Kabriolet zu bekommen, denn auch ich muß heute noch einen weiten Weg machen, und vielleicht sind Sie eher von ihrem Rendezvous als ich von Courbevoie zurück.“

Onkel und Neffe verließen das Zimmer.

Mr. Leroyer stieg in den Fiaker, der ihn gebracht hatte und befahl dem Kutscher, ihn ans Ende der Rue de Rivoli gegen den Place de la Concorde zu führen.

Paul lenkte seine Schritte gegen die Boulevards, in der Meinung, dort gar bald einen Wagen zu finden.

Wie groß war aber sein Aerger, als er alle Fiakerstände leer fand.

Ein feiner Regen war eingefallen und in einem Augenblicke waren alle Wagen genommen.

Bis nach Courbevoie zu Fuß zu gehen, war unmöglich und Paul dachte auch gar nicht daran.

Paul ging also längs der Boulevards fort in der Richtung gegen den Boulevard de Temple, indem er alle vorüberfahrenden Kutscher anrief, diese aber, grob wie gewöhnlich, wenn es regnet und sie ihre volle Ladung ohnedies schon haben, würdigten ihn gar keiner Antwort.

Beinahe drei Viertelstunden war er schon unterwegs. Endlich sah er von ferne die rothen Laternen eines Fiakers ihm entgegenblitzen.

Er lief ihm nach und fragte ganz außer Athem:

„Kutscher! bist Du frei?“

„Zu dienen. — Steigen Sie nur ein.“

Der Wagen hielt an.

Der Pferdelenker stieg vom Bocke und machte den Wagenschlag zu, nachdem Paul eingestiegen war.

„Auf die Stund' oder nur für die Fahrt?“ fragte er.

„Nach der Stund'.“

„Recht. Nach meiner Uhr ist es jetzt zehn Uhr weniger zehn Minuten. Schauen Sie auf die Ihrige.“

Paul antwortete nicht und das hatte seinen guten Grund. Schon seit mehreren Monaten war seine Uhr im Versatzamte.

Der Kutscher fragte weiter:

„Wohin soll ich fahren?“

„Nach Courbevoie.“

„Oh! nur?“ und mit den Pferden, die seit Morgens sieben Uhr auf den Beinen sind. — Sacristie! Das ist nicht übel! — Und etwa gar noch weit hinein nach Courbevoie?“

„Nein, ganz nahe am Pont de Neuilly.“

„Eine hübsche Fahrt! — Aber meinetwegen. Die Taxe außerhalb Paris kennen sie wohl?“

„Ja, ja, nur weiter!“

„Und was das Trinkgeld anbelangt, da verlasse ich mich schon auf Ihre Discretion. Da ist mein Numero,“ fügte er hinzu, indem er es Paul hinreichte. „Nr. 13 — Böse Zahl — eine Unglücksnummer, wie man zu sagen pflegt,

Digitized by Google

und doch befinden wir uns recht wohl, ich und meine Pferde! Pierre Loriot und seine Gäule sind in ganz Paris recht wohl bekannt.

Pierre Loriot — es war wirklich derselbe Kutscher, der Esther und Madame Amaris nach Brunoy gefahren hatte — bestieg den Bock, hieb in die mageren Thiere, und schrie dabei:

„Hi! Lafayette! — Hi! La Charte! Macht euch nur die Beine ein wenig lebendig, denn ihr habt noch ein hübsches Stück Arbeit, bevor ihr zum Hafer kommt!"

Die armen Skelette legten sich endlich ins Geschirr und es ging in einem sehr matten Trab weiter, der gar schlecht zu Pauls Ungeduld paßte.

* * *

Wir müssen jetzt unsere Leser bitten, uns zur selben Stunde, als der Doktor bei seinem Neffen ankam, das ist um acht Uhr Abends, nach dem Pavillon von Neuilly zu begleiten.

Der Marquis George de la Tour-Vaudieu wußte schon den blutigen Ausgang des Duelles oder, besser zu sagen, des Mordes im Bois de Vincennes.

Er wußte, daß der Herzog seit diesem Morgen todt war. Mit wahrhaft teuflischer Freude hatte er die Kunde von diesem brudermörderischen Triumphe vernommen.

In diesem Augenblicke ging der Marquis eben mit langen Schritten im Hofe des Pavillons auf und nieder, von den drei Stufen der Freitreppe bis an das Gitter, das von innen mit Laden verlegt war.

Es war augenscheinlich, daß er auf etwas wartete und daß ihm das Warten schon zu lange dauerte.

Endlich hörte er einen Wagen mit großer Schnelligkeit einherrollen.

Dieser Wagen hielt grade dem Pavillon gegenüber.

Es war ein alter Wagen eines Fiakers von ganz ordinärem Ansehen; zwei große Nummern figurirten an beiden Seiten desselben.

Diesem Fiaker waren aber zwei prächtige Pferde vorgespannt, die ganz überrascht und sich zu schämen schienen, in so groben Geschirren zu stecken.

Auf dem Bocke saß ein Kutscher von kleiner Statur; trotz der milden Witterung war er in einen Garrick mit mehreren Krägen eingehüllt und es war sein Gesicht halb versteckt unter den breiten Krämpen eines schwarz lackirten Hutes.

Vom Kutschbock herab rief der Kutscher ein paar englische Worte.

Georg öffnete unverzüglich das Gitter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle

von

Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

Falk überreichte ihr, sich verbeugend, das Papier.

Auguste erbrach das Siegel, trat zu dem Fenster und las. Ihr reizendes Gesicht ward purpurroth. Sie las ziemlich lange. Falk konnte nicht unterscheiden, ob der Brief sehr lang war, oder ob die Leserin ihn zwei Male durchflog. Nur so viel ward ihm klar, daß der Inhalt eine überaus günstige Wirkung hervorbrachte. Auguste war vor Erregung ganz verwirrt geworden. Sie hatte dem Boten den Rücken zugewandt und sah durch das Fenster. Nach einigen Minuten machte sich Falk bemerkbar. Er bat um Antwort.

Auguste zog ihre Börse und drückte dem Advokaten zwei Thaler in die Hand.

— Das ist für den Weg, flüsterte sie lächelnd. Eben so viel Goldstücke folgen nach, wenn Sie verschwiegen sind.

— Ich habe versprochen, nicht ohne Antwort zurückzukehren, murmelte Falk, nachdem er die zarte Hand der Gebeein dankbar geküßt hatte. Wenn kann ich sie abholen?

Auguste hatte die Antwort, während der Vater sein Nachmittagsschläfchen gehalten, bereits geschrieben; sie mochte schon gewußt haben, was der Brief des Geliebten enthalten würde. Sie zog ein Papier aus der Tasche ihres seidenen Kleides und gab es, während ihr Gesicht in Purpur aufflammte, dem Boten. Auguste glich der Rosine im Barbier von Sevilla, und Falk, der Exadvokat, dem Figaro. Wäre Herr Ehrenberg nun noch ein verliebter und eifersüchtiger Vormund gewesen, die Leser könnten den Verfasser beschuldigen, er habe diese Situation Rossinis vortrefflicher Oper entlehnt; aber er kann versichern, daß diese Aehnlichkeit eine rein zufällige ist.

Seit diesem Augenblicke besaß Falk das volle Vertrauen des jungen Mädchens.

— Herr Falk, begann sie, Sie sind nun in alle Geheimnisse eingeweiht, die für uns Bedeutung haben. Erlauben Sie mir, daß ich ein offenes Wort zu Ihnen rede.

— Ich bitte Sie darum, mein Fräulein.

— Das Verhältniß, das zwischen meinem Vater und meinem Stiefbruder obwaltet, kennen Sie.

— Ja.

— Führen Sie eine Versöhnung herbei.

— Wenn es irgend möglich ist, versicherte der Agent.

— Ich werde Ihnen behülflich sein. Haben Sie meinen Bruder bereits entdeckt?

— Morgen werde ich mich ihm nähern.

— Ehe Sie meinem Vater Bericht erstatten, theilen Sie mir das mit, was Sie in Erfahrung gebracht haben. Außerdem bitte ich Sie, mir eine heimliche Zusammenkunft mit Fritz zu verschaffen. In ihre Hand ist viel gegeben. Sie können, wenn Sie wollen, unsere Familie glücklich machen. Sollte mein armer Bruder wirklich auf Abwege gerathen sein, so wollen wir ihn zurückführen und dem Reuigen die Arme des Vaters öffnen. Sie fördern ein gutes Werk, wenn Sie die Verirrungen meines Bruders verschweigen. Glauben Sie mir, fügte sie bewegt hinzu, ich kann mich Ihnen dankbar zeigen, und wenn Alles zu einem guten Ende gediehen ist, werde ich meine Schuld dergestalt tilgen, daß Sie gern an Auguste Ehrenberg denken. Sie selbst sind Vater und wissen, was Einigkeit und Friede in der Familie bedeuten. Auch kann ich Ihnen die Versicherung ertheilen, daß Sie, indem Sie vermittelnd auftreten, meinem Vater, der seine Eigenheiten besitzt, einen großen Dienst leisten. Dies sei für heute genug. Wollen Sie sich danach richten?

Falk versprach es und ging. Er hatte den festen Vorsatz zu nützen — sehen wir zu, ob er Wort hält. Draußen hielt er einen vorüberfahrenden Fiaker an, der ihn zu dem Advokaten Petri brachte. Der Rechtsanwalt, der

eine ausgebreitete Praxis besitzt, wohnte in einem großen eleganten Hause. Falk las mit einem Blicke, der Haß und Groll verrieth, das Schild, auf dem der Name des Advokaten in glänzenden Buchstaben stand. Es war noch nicht so lange her, daß er ein ähnliches Schild an seiner Thür hatte. Jetzt fristete er sein Leben durch Dienste, die eines gebildeten Mannes unwürdig waren. Aber er verrichtete diese Dienste aus Rücksicht auf seine Familie. — Sonst hatte er das Haus Petri's gemieden, heute betrat er es mit einer Art Hast, die er kaum zu verbergen vermochte. Mühsam stieg er die breite Treppe hinan, die mit einem weichen Teppich belegt war. Als er den Corridor des ersten Stocks erreicht hatte, mußte er ruhen. Er lehnte sich an das glänzende Geländer der Treppe. Da trat aus einer der Thüren eine reich geputzte Dame; sie war in die kostbarsten Pelze eingehüllt. Ihr Gesicht war aristokratisch bleich, aber geistreich und schön. Das große Auge glühte dunkel unter schön gezeichneten Brauen. Die Scheitel ihres schwarzen Haares glänzten wie Ebenholz unter dem prachtvollen Hute von weißem Atlas. Madame Petri, dies war die Dame, galt für eine der größten Schönheiten der Stadt. Falk zog ehrerbietig grüßend seinen zerdrückten Hut. Die Dame rauschte vorüber und dankte durch ein stolzes Nicken mit dem Kopfe. Dann verschwand sie auf der Treppe.

— Geh' nur, murmelte Falk, geh' nur, stolzes Weib, und schmücke Dich mit dem Schweiße der Armuth — wenn es eine Gerechtigkeit im Himmel gibt, reißt sie Dir den Putz vom Leibe und weist Dir die gebührende Stellung an. Dein Schmuck ist von dem Gelde bezahlt, das ich veruntreut haben soll! Jene leben in Pracht und Hoffart, und ich — bin ein Bettler! O, es giebt noch eine Vorsehung, und Falk, der removirte Advokat, der Liebesbriefe trägt und leichtsinnige Söhne beobachtet, ist das Werkzeug dieser Vorsehung!

Nachdem er einige Augenblicke unheimlich vor sich hin gelächelt, raffte er sich zusammen, stützte sich auf seinen Stock und schlich bis zu der Thür, an der in großen Buchstaben die Worte standen: „Expedition des Advokaten Dr. Petri."

— Doctor utriusque juris! murmelte Falk. Ein Gelehrter, ein Mann der Wissenschaft!

Dann trat er in die Expedition. Fünf Schreiber sahen von ihren Arbeitspulten auf. Einige warfen sich höhnische Blicke zu, als sie den Exadvokaten sahen. Es waren dieselben, die einst in Falk's Diensten gestanden.

— Ist der Herr Doktor zu sprechen?

Man deutete auf die Glasthür eines Kabinets, die mit grünen Gardinen verhangen war. Falk klopfte an und trat auf den Ruf „herein!" in ein elegantes Arbeitszimmer. Der Rechtsanwalt, eine feine Havanna-Cigarre rauchend, stand sinnend an seinem Arbeitspulte. Sein Gesicht verfinsterte sich, als er Falk eintreten sah. Aber wie eine flüchtige Wolke war der Unmuth verschwunden, als er herablassend fragte:

— Was führt Sie zu mir, Herr Falk?

Dieser vermochte nicht sogleich zu antworten; er hatte mit einer furchtbaren Aufregung zu kämpfen.

— Sie sind doch Herr Falk? fragte der rechtskundige Doktor. Oder täusche ich mich . . .

— Nein, Sie täuschen sich nicht, Herr Doktor, unterbrach ihn Falk, der seine Fassung wiedererlangt hat. Ich bin Falk, wie er leibt und lebt.

— Und was wollen Sie?

— Ich bringe einen Brief, den ich in die Hand des Herrn Doktors legen soll.

— Von wem?

— Von einem Fremden, der im Lindenhofe logirt! Ich glaube, er nennt sich Herr Engels.

Herr Doktor nahm den Brief und betrachtete sorgfältig das Siegel, das er nur dann erst erbrach, als er sich überzeugt hatte, daß es unverletzt war. Falk bemerkte dieses Zeichen des Mißtrauens, aber er schwieg und verbiß seinen Groll. Petri hatte den Brief gelesen.

— Aber mein bester Herr Falk, rief er überrascht, wie kommen Sie zu diesem Botendienste?

Er hätte gern gefragt, wie der Exadvokat zu Herrn Engels komme.

— Auf die einfachste Weise von der Welt, Herr Doktor, antwortete Falk in schmerzlicher Rührung. Da man mir die advokatorische Praxis genommen hat, muß ich mir eine andere suchen, denn meine zahlreiche Familie will leben.

— Das begreife ich; aber ich sollte glauben, daß ein Mann von Ihren Fähigkeiten ...

— Eine bessere Beschäftigung erhalten könnte? An meine Fähigkeiten, Herr Doktor, denkt Niemand, wohl aber denkt Jeder an mein Schicksal. Man trauet dem removirten Advokaten nicht, von dem die Welt spricht, daß er sich Unrechtlichkeiten und Unredlichkeiten hat zu Schulden kommen lassen. Warum sollte man ihn auch aus dem ehrenwerthen Advokatenstande verstoßen? Seit zwei Jahren gehöre ich dem Stande der Handarbeiter an. Aber was kann ein von der Gicht geplagter Mann schaffen? Nun empfange ich die Fremden auf den Eisenbahnen, weise ihnen Hotels nach, besorge das Gepäck, leiste nach Kräften kleine Dienste und ertrage ruhig den Spott der kräftigen Arbeiter, die nicht selten über meine Bemühungen lachen. Meine früheren Kollegen verachten mich, und meine jetzigen hassen mich, weil ich ihnen mitunter eine kleine Arbeit nehme. Das ist mein gegenwärtiges Loos. Vorgestern führte ich Herrn Engels in den Lindenhof — heute benutzt mich der junge Mann als Bote. Meine Pflicht als Familienvater befiehlt mir, das geringe Verdienst mitzunehmen. So kommt es, daß Sie Ihren früheren Kollegen in dieser Eigenschaft vor sich sehen.

Der Doktor, anscheinend gerührt, holte einen Thaler aus seinem Bureau und gab ihn dem Agenten mit den Worten:

— Sie haben auch mir einen Dienst geleistet — hier ist Ihr Lohn.

Falk nahm ruhig das Geldstück und dankte. Dann wollte er sich entfernen.

— Warten Sie, sagte Petri freundlich.

— Haben Sie mir etwas aufzutragen, Herr Doktor? fragte Falk, der schon die Hand nach der Thür ausgestreckt hatte.

— Ich benutze die Gelegenheit, die sich mir in Ihrem heutigen Besuche bietet, um auf unsern Prozeß zurückzukommen.

— O lassen Sie doch den Prozeß! rief Falk. Das Kriminalgericht hat entschieden, ich habe meine Praxis und mein Vermögen verloren, und die Sache ist abgemacht. Warum wollen Sie Erinnerungen anregen, welche ich mühsam zu verbannen suche? Meine Schuld muß doch wohl ihre Richtigkeit haben, da sie die Behörde für konstatirt erachtet.

Digitized by Google

— Hören Sie mich an, Herr Falk. Sie haben früher, in Folge Ihrer schmerzlichen Erregung, hier und dort Worte geäußert, die mich kompromittiren müssen. Man hat eben kein großes Gewicht darauf gelegt, weil unsere gegenseitige Stellung zu bekannt war. Jeder Verurtheilte glaubt, daß ihm Unrecht geschehen sei. Ihnen, der Sie selbst lange advocirt haben, brauche ich das wohl nicht zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Samstag, 21. Nov. „Faust", Oper von Gounod zum Benefize des Hrn. Kapellmeisters **L'Arronge**. Wer die großen und kleinen Leiden eines Operndirigenten kennt, die sich ihm theils in der Unzulänglichkeit theils in der Laune der Mitwirkenden entgegenstellen, wer die vielen Rücksichten durchschaut, welche derselbe nach allen Seiten hin beobachten muß, und zuweilen Gelegenheit hat, einen Blick hinter die Coulisse zu thun, der wird die strebsame Thätigkeit des Hrn. Kapellmeisters L'Arronge zu würdigen wissen und ihm gerne das Verdienst einräumen, daß er in Anbetracht der verschiedenartigen unter seinem Taktstabe vereinigten Kräfte nicht Unerhebliches geleistet hat. Gerne hat deßhalb das Theaterpublikum die Gelegenheit ergriffen, Herrn L'Arronge bei seinem Benefize thatsächliche Anerkennung und damit zugleich eine Aufmunterung zum Fortschritte auf dem betretenen Wege zu gewähren und hat dabei um so weniger ein Opfer gebracht, als die Wahl der Gounod'schen Oper „Faust" zum Benefize eine glückliche war, indem dieselbe auf ihrem erfolgreichen Zuge durch Deutschland auch auf hiesiger Bühne im Ganzen eine günstige Aufnahme gefunden hat.

Im Hinblick auf die großen Schwierigkeiten, welche sich in den Hauptrollen anhäufen, war uns für die Aufführung einigermaßen bange, namentlich da die früheren Träger dieser Rollen noch in besonders gutem Andenken stehen, um so mehr und um so angenehmer wurden wir überrascht, da die Aufführung im Ganzen nicht nur gelungen, sondern die Leistungen des Hrn. **Wagner** und der Frau **Förster** als Faust und Gretchen sogar vorzüglich waren. Beide trugen im Vortrage eine edle sich gegenseitig aneifernde Begeisterung zur Schau, und waren von der Gewalt ihrer Rollen ganz hingerissen; wenngleich im Spiele noch manche Lücke sich blosgestellt hat und die Individualität der Frau Förster kein ganz getreues Abbild der poetischen Erscheinung des Gretchens gestattet, so treten diese Schattenseiten bei der Allgewalt und dem Feuer ihres Vortrages allmählig in den Hintergrund und thaten dem allgemeinen Beifall des Publikums nur wenig Abbruch. Sicherlich sind obige Rollen unter die besten aus dem Repertoir der Frau Förster und des Hrn. Wagner zu rechnen und werden, mit gleichem Eifer vorgetragen wie heute, sich immer wieder die Palme des Abends erringen.

Ueberhaupt war die Oper vortrefflich einstudirt und ging deßhalb in allen Theilen exakt und abgerundet über die Bretter, es herrschte durchweg eine gewisse Sicherheit und diese erzeugte auf der Bühne wie im Orchester eine ungewöhnliche Präcision und Hingebung. Wir müssen deßhalb Hrn. L'Arronge für seine Sorgfalt und Aufopferung bei Einübung der Oper unsere besondere Anerkennung aussprechen. Die Verstärkung des Orchesters durch einen Theil der hiesigen Artilleriemusik machte vielen Effekt, weil durch dieselbe sich einzelne Scenen namentlich der letzte Akt erst recht in ihrer Großartigkeit zeigen konnten. Hoffentlich wird bei Wiederholungen der Oper diese wesentliche Beigabe nicht fehlen.

—δ—

Am 16. November 1863.*)

Ein heller Ruf erschallt aus hohem Norden
Und geht wie Sturmwind durch das deutsche Land —
Der lang verhaltne Grimm ist laut geworden
Und braust wie Wogendrang an Klippenstrand:
Die Zeit ist da, von der so viel gesungen
Am Tag der Schlacht, die einstens Euch befreit —
Laß seh'n, mein Volk, ob du nicht bloß gesungen,
Ob du in Wahrheit bist zum Kampf bereit.

Her aus der Dänen Land bringt ernste Kunde,
Es öffnet gähnend sich des Königs Grab;
Schon flieget rasch das Wort von Mund zu Munde,
Mit ihm sank auch der Dänen Rechte hinab.
Frisch auf, mein Volk, stell' dich in dichte Reihen!
Hervor aus träger Ruh', du deutsches Schwert!
Ein deutsches Land gilt's muthig zu befreien —
Sei, deutsches Volk, der großen Väter werth!

Wohl haben sie dereinst ein Wort geschrieben,
Das dieser Rechte schnöde uns beraubt;
Doch wird's wie Spreu im Wirbelwind zerstieben,
Wenn nur das Volk an seine Rechte glaubt.
Nicht kann ein Stück Papier das Recht verderben,
Da Keiner dich, du deutsches Volk, gefragt.
Greif' zu! das Glück gehört dem kühnen Erben,
Nur der gewinnt, der frisch das Höchste wagt.

Jetzt oder nie! Bedenk den Ernst der Lage —
Besiegt wird, wer zu spät zum Schwerte greift,
Gekrönt wird nimmer an dem Siegestage,
Wer ängstlich wägend hin und wieder schweift —
Gesungen ist genug, genug gesprochen
Und überreif zum Schnitte ist die Saat;
Heraus aus deinen Hütten, losgebrochen!
Auf daß sie werde wahr — die deutsche That!

Laß Schleswig-Holstein's Rufen Dich erreichen,
Verlaß die schwergeprüften Brüder nicht,
Laß nochmals nicht den Rettungstag verstreichen —
Erheb' die Hand, die ihre Ketten bricht.
Ein Führer ist dem armen Volk geworden,
Ein deutscher Fürst tritt an die Spitze kühn:
Laß nicht, mein Volk, die deutschen Brüder morden,
Steh' auf und zieh' zu ihrem Schutze hin!

Hervor, hervor! in schwarz-roth-gold'nem Glanze,
Du altes, nie verlassenes Panier!
Zieh' uns voran zu blut'gem Waffentanze —
Dir, heilig deutschem Banner, folgen wir.
Wir stunden fest zu Dir im festen Bunde,
In mancher Angst und mancher bitt'ren Noth —
Dir folgen wir nun auch in ernster Stunde
Sei's froh zum Kampfe oder sei's zum Tod.

R. v. Reichlin.

*) Datum der Proklamation des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 95. Sonntag den 29. November 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Der Wagen fuhr in den Hof, das Thor wurde wieder zugemacht und Claudia (ohne Zweifel haben sie unsere Leser unter dieser neuen Verkleidung schon errathen) sprang herab mit den Worten:

„Nun, wie findest du mich?"

„Nicht zu erkennen," antwortete der Marquis, „daher also auch bewunderungswürdig."

„Binde die Pferde an das Gitter an," fuhr Claudia fort, „es könnte ihnen leicht in den Sinn kommen, mit dem Wagen im Garten herumzujagen — und setzen wir jetzt unsern braven Jean Jeudi in Freiheit."

Georg gehorchte, und nachdem er die Pferde angebunden, gingen die beiden Mitschuldigen in den Pavillon.

Eine Stall-Laterne erleuchtete das Vorhaus und eine brennende Kerze stand auf dem Tische im Speisesaal.

Claudia trat ein.

„Werden wir nicht gleich nach dem Keller gehen?" fragte der Marquis.

„Nur einen Augenblick Geduld, mein Lieber. Ich habe hier noch etwas zu thun."

„Was denn?"

„Du sollst gleich sehen."

Claudia suchte unter ihrem Carrick und zog aus der Tasche ihres Männeranzuges ein ganz winzig kleines Flacon von Krystall und eine kleine mit Stroh umflochtene Bouteille, wie sie die Jäger gerne auf Jagden mitzunehmen pflegen.

Claudia stellte diese beiden Gegenstände auf den Tisch und fuhr fort:

„Gib mir doch eine Flasche Madeira aus dem Wandschranke."

Mr. de la Tour-Vaudieu ließ sich das nicht zweimal heißen.

Claudia füllte zu drei viertel Theilen die strohumflochtene Flasche und goß darein den Inhalt des kleinen Flacons.

Diese Mischung schüttelte sie kräftig durch einander, korkte die Bouteille auf's Sorgfältigste zu und steckte sie in die Tasche.

„Das wäre vollbracht," sagte sie dann.

„Für wen ist denn dieser Trank bestimmt?" fragte der Marquis, dessen Neugierde während dieser Manipulation von Minute zu Minute gestiegen war.

„Für Jean Jeudi. Muß man denn dem armen Teufel nicht die Gelegenheit benehmen, uns später einmal zu begegnen, und die Versuchung, uns dann ausbeuten zu wollen?"

„Da hast du wohl Recht, und ich bewundere deine Geistesgegenwart, auch nicht das kleinste Detail unberücksichtigt zu lassen."

„Derlei Details sind oft von größter Wichtigkeit," entgegnete Claudia, „und ein Narr, der darauf vergißt. Jetzt aber gehen wir in den Keller."

Wenige Minuten nach Beendigung dieses Gespräches öffneten die beiden Mitschuldigen beim schwachen Scheine einer Stall-Laterne, welche sie mit sich genommen, die Thüre des kleinen Kellers, in welchem der Mann mit der weißen Blouse eingesperrt war.

Die Thüre drehte sich in ihren Angeln mit kläglichem Gekrächze.

Gleichzeitig trat das bleiche Gesicht des Banditen aus dem schwarzen Hintergrunde des Kellers hervor.

In der rechten Hand hielt Claudia eine ihrer kleinen Pistolen.

„Ihr könnt jetzt herauskommen," redete sie ihn an, „aber vergeßt nicht, daß ich bewaffnet bin und mein Gefährte ist es nicht weniger."

„Keine Furcht, schöne Dame," antwortete der Gefangene, der die junge Frau an der Stimme erkannte, „Jean Jeudi thut keiner Fliege etwas zu Leide, er ist fromm wie ein Lamm... Donner und Wetter!" fuhr er dann mit verstellter Heiterkeit fort, „es war doch die höchste Zeit, mich diesen Abend noch aus diesem Burgverließ zu entlassen, denn ich fing schon an, mich ganz entsetzlich zu langweilen. Wird die Komödie bald losgehen, bei der ich die Goldfüchse gewinnen soll?"

„Ja wohl," sagte Claudia.

„Nun gut, das kommt mir gerade wie gerufen. Auf Ehre, so wahr ich Jean Jeudi heiße, ich werde eine gute Arbeit liefern. Sie werden schon sehen."

Unsere drei Personen stiegen aus dem Keller herauf und gingen aus dem Pavillon in den Hof.

Dort blieb Claudia stehen.

Sie zog einige Goldstücke aus der Westentasche und zeigte sie dem Banditen, der sie schon mit den Augen verschlang.

Digitized by Google

„Es wurde festgestellt," begann Claudia, „daß Ihr zehn Louisd'ors bekommt, fünf vorher, fünf später. Hier sind die ersten fünf, die anderen sollt Ihr in einer Stunde haben."

Jean Jeudi griff nach den Goldstücken mit einer unglaublichen Hast, mit der Gier eines wilden Thieres, und ließ sie in die Tasche seiner Leinwandhose verschwinden.

„Jetzt legt die Blouse ab," fuhr Claudia fort, „sie ist zu auffallend, springt zu sehr in die Augen."

„Und was werde ich anstatt der Blouse anziehen?"

„Einen Ueberrock. Ihr sollt ihn gleich haben."

Auf ein Zeichen holte Georg das Kleidungsstück aus dem Fiaker.

„Und dieser Ueberwurf gehört auch mir, als Zugabe zu den zehn Louisd'ors?" fragte Jean Jeudi, indem er den Rock anzog.

„Freilich wohl."

„Donner und Wetter! das nenn' ich großmüthig sein, — mit solchen Herrschaften ein Geschäft abschließen, das ist freilich ein Vergnügen! — Ich will hoffen, es wird nicht das letzte Mal sein, daß wir miteinander in Geschäftsverbindung treten..."

„Vielleicht," meinte Claudia. „Wir wollen sehen! — Alles wird davon abhängen, wie wir mit Eurer heutigen Arbeit zufrieden sein werden."

„Oh! was das anbelangt, da seien Sie nur ganz ruhig. — Sie sollen für Ihr Geld auch ganz gut bedient sein."

Der Marquis hatte mittlerweile die Pferde wieder losgebunden.

„Ihr werdet zu mir auf den Kutschbock steigen," sagte Claudia zu dem Banditen. „Vergeßt aber nicht, daß ich meine Pistolen immer bei der Hand habe, und ich würde keinen Augenblick anstehen, Euch eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn Ihr es Euch etwa einfallen ließet, auch nur eine unüberlegte Bewegung, eine verdächtige Gebärde zu machen."

„Liebe, gnädige Frau," entgegnete Jean Jeudi, „halten Sie mich denn für einen solchen Dummkopf? — Ich habe kein Interesse, Ihnen ein Leid zu verursachen, daher haben Sie auch keine Ursache, von mir etwas zu befürchten..."

Das war sehr naiv, aber auch sehr logisch.

Claudia lächelte über diese Aufrichtigkeit, stieg auf den Bock und ergriff die Zügel.

Jean Jeudi kletterte ganz behend ihr nach.

Georg öffnete das Gitter. Nachdem der Wagen hinausgefahren, sperrte er es wieder ab und setzte sich in den Wagen.

„Hopp!" rief Claudia den Pferden zu, und das Gespann flog davon in einer Schnelligkeit, wovon sich die Pariser Fiaker der Vor- und Jetztzeit wohl nichts träumen ließen.

Ein Viertel vor zehn Uhr hielt diese sonderbare Equipage auf dem Place de la Concorde, in der Nähe des Pont-Tournant.

Ungefähr seit einer Stunde war ein feiner durchdringender Regen eingefallen, der die Dunkelheit durch eine Art von dichtem Nebel noch mehr steigerte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle
von
Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

Falk lächelte wehmüthig.

— Nein, antwortete er; außerdem habe ich Ihnen ja so eben meine Ansicht ausgesprochen.

— Sie begreifen, daß ich verpflichtet war, jene Anzeige zu machen, die Sie in den unglückseligen Prozeß verwickelte. Ich mußte auf eine Revision der Akten antragen, um den Verdacht abzuwälzen, der sich zunächst auf meine Person richtete. Später hat der Staatsanwalt die Sache zu der seinigen gemacht...

— Lassen wir das, lassen wir das! murmelte Falk. Wozu wollen Sie sich rechtfertigen?

— An Rechtfertigung denke ich nicht; wohl aber möchte ich Sie bitten, mich ferner aus dem Bereiche Ihrer Besprechungen zu lassen. Ich hätte Ihnen schon längst Unterstützungen zufließen lassen, wenn sich mir nicht die Befürchtung aufgedrängt, daß die Welt, und auch Sie, mein Mitleiden falsch gedeutet haben würden. Heute sehe ich Sie als Bote — mit blutendem Herzen habe ich den Brief aus Ihrer Hand empfangen. Sie schämen sich keiner Verrichtung, um den Unterhalt für Ihre Familie zu gewinnen — das ist brav, das ist edel; aber es erregt in mir ein so peinliches Gefühl, daß ich Ihnen gern ein anderes Loos bereiten möchte. Es ist schon oft in unserm Vereine die Rede davon gewesen; aber da Sie keinen Ihrer frühern Kollegen angesprochen haben...

— Ich wollte nicht betteln, Herr Doktor! sagte Falk sehr ernst. Auch mußte ich fürchten, daß man mir auf mein Gesuch antworten würde: Du hast Dein Schicksal verdient! Sollte ich um Arbeit nachsuchen? In diesem Falle würde man mir gesagt haben: wir können einem Manne nicht trauen, der zwanzigtausend Thaler unterschlagen und seinem Clienten falsche Rathschläge ertheilt hat. Vergessen Sie nicht, Herr Doktor, daß ich ein Verurtheilter, ein Gebrandmarkter bin! Die Leute freuen sich über mein Unglück, denn sie halten es für ein verdientes. Man versagt selbst meiner Familie das Mitleiden, da man sie um ihren frühern Wohlstand beneidet. Meine Tochter ist eine geschickte und fleißige Stickerin — was hat das arme Kind hören müssen, wenn es um Arbeit nachsuchte! Der Eine wollte ihr die Stoffe nicht anvertrauen, der Andere bebte zurück vor der Tochter des removirten Advokaten. Hier zuckte man mit den Achseln, dort ließ man sie gar nicht vor. An Kredit war nicht zu denken. In dieser Noth haben wir die Bettelpfennige zusammengenommen, haben Stoffe gekauft, und mein armes Kind hat die fertige Arbeit ausgeboten, die man bewunderte, aber schlecht bezahlte. Lieber Herr, es wäre thöricht, wollte ich über meine Vergangenheit sprechen; ich danke Gott, wenn sie mit der Zeit in Vergessenheit geräth. Und nun betrachten Sie mich in meinen traurigen Verhältnissen: wer wird wohl meiner Behauptung glauben, daß Sie die Schuld an meinem Unglücke tragen? Vielleicht habe ich früher, als mich die Verzweiflung ergriffen, ein gehässiges Wort fallen lassen — jetzt denke ich nicht daran. Sie haben Ihre Pflicht als Rechtsanwalt gethan, und mich hat die gerechte Strafe für meinen Leichtsinn getroffen.

Digitized by Google

Petri schien mit den Anschauungen des Agenten zufrieden zu sein.

— Sie haben Recht, murmelte er. Ihre Philosophie gereicht Ihnen zur Ehre.

Falk zuckte traurig mit den Achseln.

— Aber, fuhr der Doktor fort, es ist beschämend für unsern Stand, daß ein früheres Glied...

— Sprechen Sie es nur aus, Herr Doktor, rief Falk.

— Daß ein früheres Glied sich solchen Verrichtungen unterziehen muß.

— Es sind ehrliche Verrichtungen, Herr Doktor. Arbeit, und sei sie noch so niedrig, schändet nicht. Der fleißige Lastträger steht mir höher als der faule Rentier. Jener nützt der Welt — dieser saugt sie aus. Ich habe das in meiner Praxis oft erfahren. Wie oft ist mir der Auftrag von einem reichen Filz geworden, arme Leute wegen einer kleinen Schuld zu ruiniren. Ich habe sie so schonend als möglich — ruinirt. Fiat justitia, et pereat mundus! war der Wahlspruch.

— Bleiben wir bei der Sache, Herr Falk. Ich halte es für Pflicht, Ihnen das Drückende Ihrer gegenwärtigen Lage ganz zu zeigen.

— O, ich kenne das Drückende.

— Nicht ganz. Scheint es doch, als ob der Zufall gegen Sie wirkte.

— Der Zufall?

— Ja.

— Ich verstehe Sie nicht, Herr Doktor.

— Wissen Sie, wem Sie Botendienste leisten?

— Einem jungen Manne, der sich Karl Engels nennt.

— Dieser Karl Engels ist der Sohn jenes Fabrikanten Beaumont...

— Beaumont? rief Falk erschüttert.

— Desselben, der den Vergleich mit Ihnen ausschlug und Sie dem Staatsanwalte denuncirte.

— Wäre es möglich!

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 25. Nov. „Faust". Oper von Gounod. Die Wiederholung dieser Oper bei gleicher Besetzung hat in den Hauptrollen sowohl als bezüglich der Aufführung im Allgemeinen ebenso gefallen, wie das letzte Mal. Herr Wagner hat den Faust nicht minder trefflich gesungen und den Beweis geliefert, daß seine Stimme selbst vor größeren Anforderungen nicht zurückzuschrecken braucht. Wenn wir einige kleinere Unfälle, wie das Ueberschlagen seiner Stimme im 3. Akte und das unrichtige unsichere Einsetzen im Duette mit Margaretha dortselbst abrechnen, so können wir auch seiner heutigen Leistung unbedingt den ersten Preis zuerkennen. Hand in Hand mit ihm ging wieder Frau Förster als Gretchen; zwar fehlen ihr, wie schon neulich erwähnt, die Anlagen, um das Gretchen im Hochgenusse seiner Liebe in all' dem Reiz und Duft, wie wir uns dasselbe nach Göthe's herrlichem Vorbilde zu denken gewohnt sind, getreu zu kopiren; dagegen gelang ihr der Ausdruck des Jammers und der Verzweiflung im 4. und 5. Akte desto besser; auch im Gesange wußte sie diese letztere Gemüthsregung richtiger festzuhalten und das tragische Element zur vollen Geltung zu bringen, während dem lyrischen Theile ihres Vortrages Schmelz und Zartheit einigermaßen abging. Der Mephisto ist eine ebenso schwierige als undankbare Rolle, welche selbst dem besten Sänger wenig Gelegenheit zur Auszeichnung bietet; sie verlangt eine kräftige, in den tieferen Regionen ausgiebige Stimme und ein gewandtes Spiel, und bringt ihrem Träger, wenn sich auch alle die Erfordernisse in ihm vereinigen, nicht leicht Lorbeeren; es geht eben ein singender Teufel gegen die gewöhnlichen Anschauungen, da überhaupt der Gesang sich nur schlecht für den Ausdruck gemeiner niedriger Leidenschaften eignet. Hr. Schiffbenker hat sein Möglichstes gethan, um einen tüchtigen Mephisto zu machen; wenn seine Gestalt und Individualität nicht gerade für den Teufel paßt, so ist das seine Schuld nicht. Er hat übrigens recht brav gesungen, wie wir ein Gleiches auch von Herrn Otto als Valentin rühmen können.

Frln. Bußler hat in der Rolle des Studenten keinen sonderlichen Erfolg errungen, ihre Stimme leidet an Klarheit und Reinheit; es fehlt ihr an Abrundung und Wohlklang, so daß selbst das bekannte treffliche Lied im 3. Akte: „Ihr Blümelein all", anerkannt eine der schönsten und dankbarsten Nummern der ganzen Oper, kalt gelassen hat.

Chor und Orchester haben, soweit dieses bei den hiesigen Bühnenverhältnissen überhaupt möglich ist, ihre Aufgabe wieder mit ziemlichem Erfolg gelöst und der auf das sorgfältige Einstudiren der Oper verwendeten Mühe billige Berücksichtigung errungen.

Die Verstärkung durch Blechmusik im vorletzten, nicht letzten Akte, wie neulich irrthümlich bemerkt worden war, hat wieder wesentlich zur effektvollen Ausführung des grandiosen Marsches mit Chor beigetragen und allenthalben verdiente Anerkennung gefunden. —δ—

Würzburg, 26. Nov. Den 20. d. ging das einaktige Lustspiel „Gustel von Blasewitz" von Schlesinger, zum zweiten Male in dieser Saison über unsere Bühne. — Wiewohl wir in dem Stückchen, das eine wahre Anekdote aus Schiller's Leben zu Grunde haben soll, manches Gesuchte, wie z. B., daß der Dragoner Peter sich nach Mannheim verirrt, und dergl. mehr finden; so müssen wir uns, sowohl über die Darstellung Schillers durch Hrn. Pückert, wie die des Dragoners Peter durch Hrn. Lohmann und der Gustel durch Frln. Lehmaier lobend aussprechen. Hr. Pückert wußte sich als Schiller eine vortreffliche Maske zu machen, so daß, wenn der Darsteller etwas größer gewesen wäre, man die Gestalt, welche Thorwaldsen zu seiner Schiller-Statue in Stuttgart vor der Seele geschwebt haben mochte, vor Augen zu haben glaubte. Auch in Mimik, Bewegung und Deklamation leistete Hr. Pückert in dieser Rolle Vorzügliches. Auch Hr. Lohmann wußte in der Erzählung über die Aufführung „der Räuber" in Mannheim durch das natürliche Feuer, welches den Darsteller ergriff, das Publikum zum wohlverdienten Beifall hinzureißen. Die „Gustel von Blasewitz" war zwar keine Gustel, doch ein allerliebstes Gustelchen, das durch seine ungekünstelten Bewegungen, durch reizende Naivität sich allgemeine Anerkennung erwarb, und dem wir für das naive Rollenfach nur ein durch tägliche Uebung gestärktes Organ wünschen, um ihr in diesem Felde eine schöne Zukunft zu verheißen.

Hierauf auch wiederholt „der Winkelschreiber," ein Lustspiel, nach einer Idee des Terenz von Adolphi,

Digitized by Google

welches sich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen hatte und das auch von sämmtlichen Darstellern wirklich auf das Vorzüglichste ausgeführt wurde. Besonders aber zeichneten sich durch wahre Komik die Herren Doebbelin und Simon, Ersterer als Winkelschreiber und Letzterer als Adam, dessen Faktotum, rühmlichst aus; auch Frln. Schütz trug als Amalie durch die gelungene Ausführung ihrer Rolle viel zur Erheiterung, welche das ganze anwesende Publikum ergriffen, bei. Die Herren Asché, Bückel und Schmidthof als Kanzleirath August, Eduard, dessen Sohn, und Commerzienrath, dessen Bruder, leisteten was nur immer von ihnen zu verlangen war, und die Zuschauer verließen nach dem Schlusse heiter und höchst befriedigt das Haus. — Sonntag den 22. wurde die Posse „Robert und Bertram" mit gleicher Besetzung wie früher wiederholt, und Montags darauf wurde das herrliche Meisterwerk Don Augustin Moretos (übersetzt von August West) „Donna Diana," oder „Stolz und Liebe" gegeben. — Dieses herrliche, der spanischen Literatur angehörige Lustspiel erfordert Kräfte, welche in der dermaligen Besetzung der Titelrolle nicht erreicht wurden, indem die Darstellerin dieser Aufgabe nicht gewachsen schien, was das Publikum durch eine gewisse Unruhe bekundete, wiewohl wir manche Scene derselben nicht als mißlungen betrachten können und das gänzliche Scheitern dieser Darstellung nur der Befangenheit, welche durch die Kälte des Publikums entstanden sein mag, zuschreiben. Am meisten bedauern wir das plötzliche Uebelbefinden des Herrn Hahn, welchen wahrscheinlich das Mißfallen der Donna Diana dermaßen angegriffen hat, daß die Vorstellung nicht beendigt werden konnte und die Anwesenden, ohne den letzten Akt gesehen zu haben, das Theater verlassen mußten, wobei ein lustiger Studio zu seinem Nachbar sang:

„Auf Cervis! 's ist wahr, das muß ich gestehen,
So hab ich die Donna Diana noch nie gesehen."

Wir wollen uns aller weiteren Reflexionen über diese Vorstellung enthalten, können aber nicht umhin, unser gerechtes Erstaunen zu äußern, daß diese höchst schwierige Rolle der Diana nicht durch Frau Ritter dargestellt wurde, welche doch alle Requisiten zu derselben besitzt.

Dinstag den 24. begann das Gastspiel der in Deutschland rühmlichst bekannten Hannover'schen Hofschauspielerin, Frau Marie Riemann-Seebach, welche wir vor einigen Jahren noch als Frln. Seebach in Mannheim zu bewundern Gelegenheit hatten, mit Schiller's „Maria Stuart". Ueber die allgemein anerkannte dramatische Künstlerin hier noch ein weiteres Lob zu spenden, hieße Eulen nach Athen bringen, nur so viel sei uns erlaubt, zu sagen, daß das ganze Lebensbild, welches die große Meisterin an uns vorüberführete, ein höchst Vollendetes war. Wie seelenvoll war die 1. Scene des 3. Aktes, wo Maria sagt:

„Laß mich ein Kind sein! sei es mit
Auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt."

Dann:

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!"

In dieser Gartenscene zeigte Frau Riemann-Seebach das Höchste der Kunst, indem sie in ihrer Sprache zu Elisabeth im fortsteigenden Affekt spricht, bis sie endlich in der höchsten Leidenschaft in die Worte ausbricht:

„Der Thron von England ist durch einen Bastard
Entweiht, der Britten edelherzig Volk
Durch eine listige Gauklerin betrogen.
— Regierte Recht, so läget Ihr vor mir
Im Staube jezt, denn ich bin euer König."

Im letzten Akt hat Maria mit der Welt abgeschlossen, ihr ganzes Sein gehört nicht mehr dem Irdischen an; der große Dichter hat sie schon als ein verklärtes, einer bess'ren Welt angehörendes Wesen bezeichnet. Wie groß, ergeben in ihr Geschick und doch ergreifend waren die letzen Worte an Lester?

Wir wollen das schöne Bild, welches uns Frau Riemann-Seebach durch die Darstellung ihrer „Maria Stuart" in unserem Andenken hinterlassen, durch keinen Mißton stören, sonst hätten wir noch Manches zu berichten; doch um auch zu keinen Mißdeutungen Veranlassung zu geben, müssen wir berichten, daß die HH. Lohmann als Graf v. Leicester, Schmidthof als Georg Talbot, Asché als Burleigh und Bückel als Mortimer zur Zufriedenheit des Publikums ihre Aufgaben lösten. R.

Großes und Größtes.

Sieh, o Mensch, der Menschen Werke, die ein hoher Geist erschafft
Und bewund're seine Stärke, seine große Willenskraft.
Denk' der Alten Heldensöhne, die für Ehr' und Vaterland
Unter Schmerz, doch ohne Thräne, in den Orkus sich verbannt.
Denk' an jene Glaubenshelden, die für Christi reine Lehr',
Doch nicht für all' Gold der Welten, geben Blut und Leben her;
Denke jener Bilderreihe, welche Clio uns geschenkt,
Die Thucydides mit Weihe, deren Müller würdig denkt;
Und Copernicus, des Weisen, der erforscht der Erde Bahn,
Der erforscht die weiten Kreise, die sie um die Sonne nahm.
Denk des kühnen Genuesen, der die neue Welt entdeckt,
Der ein frisches kräftig Wesen in dem Völkerthum geweckt.
Nur dann Julius der Weise, der so Herrliches gethan,
Der in Würzburgs Fürstenkreise stehet strahlend obenan.
Sahst du je Urbino's Werke, Guido Reni's Farbenpracht;
Kanntest du des Korsen Stärke, der sich selbst erhob zur Macht?
Hörtest du die Harmonien edler deutscher Tonkunst nicht,
Jene Göttermelodien, wo das Herz zum Herzen spricht?
Lauschtest du der Lyra Tönen, als der deutsche Barde sang,
Fühltest du da keine Thränen, als ihr Ton so rein erklang?
Soll denn dieser Geist vergehen, der dies Alles schaffen kann,
Wie ein nicht'ger Traum verwehen und nichts bleiben als ein Wahn?
Nein! denn fester steht der Glauben, Arm und Reich, bei Gott ist's gleich!
Nichts soll uns die Hoffnung rauben, daß uns blüht ein bess'res Reich.
Wenn die tausendjähr'ge Eiche endlich auch der Zeit verfällt,
Und mit dürrem Stamm und Zweige zahlet den Tribut der Welt,
So fällt doch ein Eichlein nieder in der Erde Mutterschooß,
Und sie gibt es liebend wieder, zieht es an dem Busen groß. —
So lebt ein unendlich Wesen, dessen Kraft kein Geist durchdrang,
Denn was ist und je gewesen, stets von seiner Allmacht sang;
Dieses webt und lebt und waltet durch das Weltall immer fort,
Dieses wirkt und blüht und schaltet in dem ew'gen Himmelsport.
Und der Weiseste der Weisen wird mit inn'ger Seelenlust
Dieses höchste Wesen preisen, rufen dann aus gläub'ger Brust:
„Ach wie klein des Menschen Werke, ach wie klein sein größter Geist
Gegen Gott in seiner Stärke, die durch alle Dinge kreist!

Richard Wanderer.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Interimsredakteur: M. Wandort.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 96. Mittwoch den 2. Dezember **1863.**

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Der Place de la Concorde war zu jener Zeit nicht das, was er heutzutage ist. Die Laternenpfähle machten sich damals nur durch ihr Nichtvorhandensein bemerkbar. Paris war noch nicht mit Gas erleuchtet, und die wenigen Reverbèrelampen unter den Arkaden des Garde-Meuble, gegenüber dem Palais Bourbon, und an dem Gitter des Jardin des Tuileries konnten mit aller Anstrengung die Finsterniß nicht niederkämpfen, welche sich über den Platz gelagert hatte.

Es braucht wohl nicht erst der Versicherung, daß dieser Platz auch ganz verödet war, wenigstens dem Anschein nach, und es hätte wirklich ein nicht ungewöhnlicher Grad von Verwegenheit dazu gehört, sich zu Fuß hinüber zu wagen, so sehr machte die Nähe der Champs-Elysées diesen Ort unsicher und gefährlich.

Zu jener Zeit waren die Champs-Elysées wirklich ein wahres Räubernest zu nennen.

War einmal die Nacht hereingebrochen, so waren die schmutzigen Seitenalleen das ausschließliche Dominium von Banditen aller Art und von jenen Individuen, welche zu nennen oder näher zu bezeichnen sich unsere Feder sträubt.

Der Wagen, welchen Claudia führte, hielt in einer Entfernung von fünfzig bis sechzig Schritten vom Pont-Tournant.

„Soll ich absteigen?“ fragte Jean Jeudi.

„Nein,“ antwortete Claudia.

„Sind wir noch nicht an der Stelle angelangt, wo mein Licht leuchten soll?“

„Nein, noch nicht.“

„Hier oder anderswo, das gilt mir gleich. Ich kann warten. Nur Eines ärgert mich: der verdammte Regen, der da niedergeht, als ob er nach der Stunde gezahlt wäre, verdirbt mir meinen neuen Ueberrock ganz und gar. . . . . Das ist zum Teufel holen, ich hab' nun einmal kein Glück...“

Während Jean Jeudi sich in derlei Klagen erging, öffnete Georg den Schlag und sprang auf das kothige Pflaster.

Er ging vom Wagen weg, ohne auch nur ein Wort mit Claudia zu wechseln, und dem Orte zu, wo dem Doktor Leroyer das Rendezvous gegeben war.

Man wird wohl nicht vergessen haben, daß der Marquis de la Tour-Vaudieu den Doktor genau kannte, daß aber dieser den Marquis gar nie gesehen hatte.

Was er zu thun habe, wurde ihm von Claudia bis in's kleinste Detail vorgezeichnet, übrigens war die Rolle, welche er zu spielen hatte, weder lang noch schwer.

An der bezeichneten Stelle angelangt, hielt der Marquis an und drehte sich um.

Die Laternen des Wagens schienen durch den feinen Regen durch, wie zwei kleine blasse, trübe Sterne; der Wagen verschwand ganz in der Dunkelheit.

„Wenn nur der Doktor pünktlich ist,“ dachte Georg. „Auf Ehre, es ist ein Wetter, daß ich selbst meine Gläubiger nicht vor die Thüre setzen möchte...“

Es verstrichen einige Minuten.

Die Stille war ebenso tief wie die Finsterniß. Die große Stadt schien in schwerem Schlafe versunken.

Endlich schlug es zehn Uhr von den Tuilerien her.

In den Klang der letzten Schläge mischte sich das Geräusch von Schritten, anfänglich ganz undeutlich, aber sie kamen immer näher.

Es war unmöglich, sich länger zu täuschen, es war der langsame Schritt eines Menschen, welcher eine Last trug.

„Das muß er sein,“ sagte Georg vor sich hin.

Und aus seiner Unbeweglichkeit heraustretend, ging er auf den Ankömmling zu und stand in der nächsten Minute vor ihm.

Der alte Doktor drückte das Kind an sich und wickelte es in seine Kleider ein, so gut wie möglich, um es vor dem Regen zu schützen.

Wie er sah, daß Georg stehen blieb, machte er auch Halt.

Georg erkannte ihn gleich auf den ersten Blick.

Jedoch, treu der ihm von Claudia eingeschärften Instruktion, sagte er:

„Mein Herr, sind Sie wohl die Person, die ich hier erwarten sollte....“

„Wen erwarteten Sie?“ fragte der Alte wohlweislich.

„Den Doktor Leroyer von Brunoy...“

„Ich bin dieser Doktor... Darf ich fragen, mit wem zu sprechen ich das Vergnügen habe?...“

Georg neigte sich gegen den alten Herrn und flüsterte ihm in's Ohr:

„Sie sehen in mir den Vertrauensmann, den ergebenen Diener des Herzogs de la Tour-Vaudieu.“

Digitized by Google

„Ganz vortrefflich," entgegnete der Doktor, „ich stelle mich Ihnen sammt dem Kinde zur Verfügung. — Ich setze voraus, daß Sie mich zu dem Herzog führen werden."

„Ihre Voraussetzung ist ganz wohl gegründet.... Mr. de la Toue-Vaudieu erwartet Sie schon mit Ungeduld....."

„Wo ist er denn in diesem Augenblick?..."

„In der Nähe von Paris, in Neuilly, bei einer Person, welcher er seinen Sohn anvertrauen will. — Der Herzog hat mir aufgetragen, Sie um etwas zu fragen, Herr Doktor."

„Und das wäre?"

„Haben Sie, seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, den Brief verbrannt, in welchem er Ihnen das Rendezvous gegeben?"

„Sobald ich den Brief gelesen hatte, habe ich ihn auch verbrannt."

„Ganz gut! Ihre Vorsicht kennend, war der Herzog dieserwegen auch außer aller Sorge. — Kommen Sie nur, mein Herr, der Wagen erwartet uns einige Schritte von hier....."

„Ah," entgegnete der Doktor, „ich habe meinen Fiaker an der Ecke der Rue de Rivoli gelassen. Ich habe ihn auf die Stunde genommen, ich muß ihn also bezahlen, wenn wir ihn nicht weiter brauchen."

„Ganz richtig! Geben Sie mir indeß das Kind und gehen Sie den Fiaker zu bezahlen."

Der alte Doktor wich zurück.

„Nein, nein," sagte er, „ich darf das Kind Niemandem anvertrauen; ich habe die ganze Verantwortlichkeit übernommen. Das Kind darf nicht von meiner Seite, ich selbst will es seinem Vater übergeben."

„Das finde ich ganz in der Ordnung, ich kann Ihrer Anschauung nur beipflichten," entgegnete Georg, „ich begreife das und ich bewundere Sie. Gehen Sie also, bleiben Sie aber nicht zu lange aus, ich erwarte Sie hier."

Während sich der Alte entfernte, sagte der Marquis zu sich selbst:

„Armer Teufel! Würdest du mir das Kind gegeben haben, so hättest du vielleicht dein Leben gerettet. Du selbst verdammst dich von Neuem, und diesmal — ohne Widerruf..."

Nach ein paar Minuten kam Mr. Leroyer wieder zurück.

Der Marquis führte ihn an den Wagen, öffnete den Schlag, ließ den Doktor einsteigen und setzte sich neben ihn. Im scharfen Trabe ging es über den Place de la Concorde nach der Allee der Champs Elysées.

Im Jahre 1837 hatte man den Engländern das häßliche Macadam noch nicht abgelernt, das ein Sonnenstrahl in Staub und ein Regen in Koth verwandelt..... Noch war das Pflaster in Paris und in seinem Weichbilde in seiner alten Geltung.

Der Lärm der Räder, die über dieses Pflaster dahinrasselten, machte jede Konversation im Wagen unmöglich und es wurden daher nur wenige Worte zwischen dem Marquis und dem Doktor gewechselt, obgleich die Entfernung vom Place de la Concorde bis zum Pont de Neuilly eine ziemlich beträchtliche war.

Lassen wir diesen Wagen, bespannt mit zwei muthigen Rossen, dahinrollen und sehen wir uns nach Paul Leroyer um, der in seinem Fiaker Nr. 13 derselben Richtung folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle
von
Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

— Die wenigen Groschen, die Sie für Ihre Dienste erhalten, kommen von Ihrem Vermögen —

— Von dem Vermögen meiner Frau! sagte Falk zitternd. Das arme Weib hat Alles hergegeben, um mich vom Zuchthause zu retten. Wenn dieser Engels der Sohn meines Vernichters wäre!

— Er ist es! versicherte der Doktor. Sie werden fragen, warum er diesen Namen führt? Weil der junge Mann einen Reisenden seines Vaters verfolgt, der im Verdachte steht, einen großartigen Betrug vorzubereiten. Sie sehen, daß ich es gut mit Ihnen meine. Halten Sie es für räthlich, so benützen Sie dieses Avertissement. Auf meine Unterstützung mögen Sie zählen...

— Ich danke Ihnen! rief der unruhige Falk. Diese Nachricht hat allerdings großen Werth für mich — Adieu — vielleicht sehen wir uns wieder!

Er verließ schwankend das Zimmer.

— Gut! murmelte der Doktor. Meine Worte haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Der eingeschüchterte Falk wird sich zurückziehen und den Unannehmlichkeiten, die uns der Zufall bereitet, ist vorgebeugt. Das Inkognito des jungen Beaumont ist nicht von Wichtigkeit. Wichtiger aber ist die Nachricht, daß sich Anselm Ehrenberg hier befindet. Ein Zusammentreffen des Vaters mit dem Sohne muß um jeden Preis verhindert werden.

Der Doktor schrieb rasch einen Brief und übergab ihn einem Schreiber zur Besorgung auf die Stadtpost. Nun arbeitete er noch eine Stunde. Dann verließ er das Bureau und betrat das Familienzimmer. Seine Gattin war so eben zurückgekehrt; sie legte Hut und Mantel ab. Charlotte, eine üppige Frau von kaum dreißig Jahren, stand in einem Kleide von schwerer brauner Seide vor ihrem Gatten, der sie entzückt einige Augenblicke betrachtete.

— Bin ich nicht pünktlich? fragte sie lächelnd.

— Wie die Domuhr; so eben hat es fünf geschlagen.

Sie bot ihm den Mund zum Kusse und zog ihn zu dem Sopha. Das elegante Zimmer ward durch das Feuer, das in dem Ofen brannte, matt erhellt. Die schweren Goldrahmen der großen Oelgemälde, die an der dunkelrothen Wand hingen, flimmerten in dem matten, traulichen Lichte. Draußen heulte der Wintersturm, der von Zeit zu Zeit Schnee an die Fenster peitschte und das Feuer im Ofen rascher brennen machte, daß es die Gesichter der beiden Gatten hell beleuchtete. Es war dies gewöhnlich die Stunde, in der Otto Petri sein Tagewerk schloß und sich traulich mit seiner reizenden Frau unterhielt. Beide waren seit sechs Jahren verheirathet; aber noch liebten sie sich zärtlich wie in den ersten Tagen ihrer Ehe, die bis jetzt kinderlos geblieben.

Ueber die Gattin des Advokaten waren mancherlei Gerüchte im Umlaufe. Man wußte, daß sie Wittwe gewesen, als sie Petri geheirathet, und sprach davon, daß sie ihrem Manne ein ansehnliches Vermögen zugebracht habe. Dieses Vermögen sollte einzig und allein von dem ersten Gatten kommen, einem alten Gutsbesitzer, der die reizende Charlotte,

Digitized by Google

trotz der Verschiedenheit der Jahre, leidenschaftlich geliebt. Als sie ihn geheirathet, war sie zweiundzwanzig Jahre alt gewesen; nach einem Jahre war der Gutsbesitzer gestorben — man erzählte, vom Schlage getroffen — Charlotte war ein Jahr Wittwe geblieben, und dann hatte sie dem Advokaten die Hand gereicht, dem sie außer ihrem Vermögen auch die erste Liebe zugebracht. Ueber ihre erste Abstammung waren die Meinungen sehr verschieden; Einige hielten sie für ein blutarmes adeliges Fräulein, Andere für die Tochter eines bankerotten Kaufmanns, und wieder Andere sprachen die Vermuthung aus, daß Madame Petri, ehe sie den Gutsbesitzer geheirathet, Sängerin oder Balletttänzerin gewesen sei. In der That, Charlotte besaß eine sehr schöne Soprenstimme, sang korrekt und gewandt wie die Sonntag und spielte fertig Piano. In Familienkreisen hatte sie die Zuhörer oft bis zum Enthusiasmus entzückt; aber dazu, in öffentlichen Konzerten zu singen, war sie nicht zu bewegen gewesen. Auf den Bällen tanzte sie leicht und graziös wie eine Sylphide; keine der Damen kam ihr gleich. Die Musikkenner, die ihre gründliche Gesangsschule bewunderten, hielten sie für eine Sängerin vom Fach, und die jungen Leute, die sie um ihren anmuthigen Tanz beneideten, ließen sich nicht von der Ansicht abbringen, daß die schöne Frau früher Tänzerin in irgend einem großen Ballet gewesen. Die verheiratheten Frauen meinten, Charlotte kenne Alles; die unverheiratheten dagegen behaupteten, sie könne noch Vieles lernen. Die Beobachter von Profession fanden, daß Madame Petri vorzüglich weiße und zarte Hände und sehr niedliche Füße habe, daß sie die aristokratisch schönste Frau der Stadt sei, vielleicht einige Jahre mehr zähle als sie angäbe, und sich in jeder Gesellschaft mit dem feinsten Takte zu benehmen wisse. Bei dieser Meinungsverschiedenheit konnte es nicht fehlen, daß man hier das eheliche Glück des Rechtsanwalts bestritt, dort beneidete. Aber trotz der Thätigkeit der eleganten Medisance blieb Charlotte die bewunderte Frau, die Serie der vornehmen Damengesellschaften und das tonangebende Muster in der Mode. Man nahm ihre Einladungen an und sandte ihr Einladungen in Fülle.

Ein großer Theil der Advokaten sprach unverholen die Ansicht aus, daß Petri die ausgebreitetste Praxis seiner Frau verdanke. Falk, der stets zu aufrichtig gewesen, hatte hinzugefügt, daß die Frau dem Manne mehr koste als sie ihm eintrage. Das glückliche Paar, dafür hielt es die Welt, kümmerte sich indeß um die Meinungen Anderer nicht; Charlotte blieb die erste Modedame, war von allen Seiten gesucht und besucht und Otto, stolz auf sein Glück, betrieb ruhig seine Geschäfte. Wir haben gesehen, daß er es nicht verschmähte, die Wohnung armer Leute zu besuchen, um erhaltenen Aufträgen zu genügen.

— Du bist verstimmt, Otto? begann sie nach einer langen Pause.

— Nein, nein; die angestrengte Thätigkeit hat mich ein wenig abgespannt. Ein Stündchen in deiner Gesellschaft wird mich neu beleben.

Ein inniger Kuß belohnte dieses Kompliment, das übrigens, wie müssen es gestehen, nicht eine hohle Phrase war. Charlotte war zu fest von der unwandelbaren Liebe ihres Gatten überzeugt, als daß sie ihm nicht aus vollem Herzen danken sollte. Sie hing wie ein Kind an seinem Halse und sah ihn mit ihren großen glänzenden Augen zärtlich an.

— Du arbeitest zu viel, mein lieber Freund! Schone dich . . .

— Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Die Leute bestürmen mich mit Aufträgen. Kaum hat sich ein Client entfernt, so tritt der andere wieder ein. Alle Schichten der Gesellschaft sind in meinem Buche vertreten — selbst das Proletariat.

— Aus der letzteren Schicht habe ich einen gesehen.

— Wo?

— Auf dem Vorsaale, als ich vor einer Stunde nach dem Modewaarenmagazine fahren wollte. Ich habe ihn wenigstens für einen Clienten gehalten. Er lehnte an dem Treppengeländer und sah mich mit starren Blicken an. Sein Auge war dunkel und durchdringend; in seinen Zügen lag die Anmaßung des Bettelstolzes und die Gemeinheit des Pöbels. Als er den Hut abnahm, sah ich einen entsetzlichen Kopf — der struppige Bart, das verworrene Haar, die große Glatze — mich schaudert jetzt noch, indem ich daran denke. Wer war der Mensch? Was wollte er?

Das Thema, das zufällig zur Behandlung kam, war dem Doktor nicht lieb.

— Ich kann Niemandem meine Thür verschließen, antwortete er. Der Arzt und der Jurist kommen mit den Extremen in Berührung — heute mit dem reichen Mann, morgen mit dem Bettler. Der, den du gesehen, ist ein removirter Advokat — .

— Wie, ein Advokat?

— Er hat noch vor einigen Jahren in guten Verhältnissen gelebt. Der Mann selbst trägt die Schuld an seinem Schicksale. Ich müßte dir ein düsteres Bild entrollen, wollte ich dir die Geschichte des Advokaten Falk erzählen. Und wahrlich, Charlotte, wir haben wohl Besseres zu thun, als von den Unredlichkeiten der Menschen zu reden. Wie weit bist du mit deinen Vorbereitungen zum Balle?

Die schönen Züge der jungen Frau belebten sich; sie lehnte sich an die Achsel ihres Gatten und flüsterte:

— Meine Toilette wird reizend sein. Das weiße Atlaskleid mit echten Spitzen wird fertig — es ist ein Meisterstück von Eleganz und Geschmack. Die Stickerei auf den Volants übertrifft Alles, was ich bis jetzt gesehen habe. Wäre nur mein Collier nicht so altmodisch.

— Altmodisch? fragte erstaunt der Gatte.

— Es ist sechs Jahre alt.

— Ganz recht.

— Ich trug es bei unserer Trauung. Seit jener Zeit hat die Mode mehr als ein Mal gewechselt. Im verflossenen Winter spielte die Präsidentin höhnend auf die veraltete Kette an! — Otto, darf ich mir einen Vorschlag erlauben?

— Rede, mein Kind!

— Ich gebe den veralteten Schmuck an und wähle einen neuen — dann haben wir nur wenig herauszuzahlen. Es wäre doch gar zu verdrießlich, wenn wir durch die bisher gehabten Ausgaben den Zweck nicht vollständig erreichten, das heißt, eine musterhafte Toilette. Man sieht auf deine Frau, Otto; Alles, was sie trägt, wird mit kritischen Blicken geprüft. Sieh, meinetwegen will ich nicht glänzen — aber du sollst stolz sein auf deine Charlotte, und ich bin stolz auf dich, den ersten Rechtsanwalt der Stadt.

— Deinen Brautschmuck möchte ich behalten.

— Aber bedenke die Ausgabe;

— Für meine Charlotte ist mir keine Ausgabe zu groß.

— Otto!

Digitized by Google

— Fahre morgen zu unserm Juwelier, der mein Client ist, und wähle dir das Collier, das dir gefällt.

— Du bist ein musterhafter Ehemann!

Die ehelichen Zärtlichkeiten wurden durch ein Klopfen unterbrochen. Otto forderte zum Eintreten auf. Das Kammermädchen Charlottens erschien.

— Was gibt's, Elise?

— Frau v. Haineck ist angekommen.

Das Ehepaar erhob sich.

— Empfange deine Freundin! sagte Otto.

Charlotte befahl Licht und eilte in das Vorzimmer. Schon im nächsten Augenblicke kam sie mit einer Dame zurück, die laut lachend an ihrem Arme hing.

— Kein Licht! rief sie aus. Ich unterbreche wohl ein trauliches Kosen? Verzeihung, Charlotte, es drängte mich, Sie zu sehen, denn ich habe Ihnen wichtige Neuigkeiten mitzutheilen. Guten Abend, Herr Doktor! Ihre Hand, mein Herr! Ah, welch köstlicher Raum! Dieses Halbdunkel ist entzückend! Wie die Schatten auf den Teppichen spielen, wie die Bilder glänzen, wie traulich das Feuer murmelt! Charlotte, Sie besitzen ein unschätzbares Talent, das Leben angenehm zu machen. Es gibt wohl kein Boudoir in der Stadt, das dem Ihrigen gliche. Zu Hause sind Sie die still waltende Fee, und in Gesellschaften die strahlende Göttin, die Alles an ihren Zauberwagen fesselt. Sie sehen, Herr Doktor, daß ich neidlos die Vorzüge Ihrer Gattin preise. Hier thauet mir das Herz auf, hier erblicke ich eine Ehe, wie sie sein soll.

— Ich sollte meinen, gnädige Frau, sagte Otto, Sie hätten sich über Ihre Häuslichkeit nicht zu beklagen.

(Fortsetzung folgt.)

Forster's Nebelbilder.

Der Vorhang theilt sich, Schweigen herrscht im Kreise,
Und rings im Saal verlöscht man Licht um Licht.
Da — plötzlich in geheimnißvoller Weise
Die Landschaft aus dem Nebelschleier bricht —
Und wir beginnen mit im Geist die Reise
Weit über's Meer, das täuschend vor uns liegt —
Es sind Jahrtausende, die wir durcheilen,
Um an der Menschheit Wiege zu verweilen.

Da staunen wir am Fuß der Pyramiden
Der ersten Menschenhände Werke an —
Sie stehn erhaben in der Palmen Frieden,
Die Schatten breiten am des Wandrers Bahn.
Und langsam sind im Nebel sie verschieden,
Da — eines Tempels stolze Säulen nah'n, —
Der in des Mondes feierlichem Lichte
Ein Bild uns gibt der frühsten Weltgeschichte.

Und wiederum verfolgen uns're Augen
Das Dunstgebild, das durch die Landschaft geht,
Bis aus den Nebeln hehr Kuppeln tauchen,
Die stolze Stadt vor unsern Blicken steht. —
Es ist, als ob die Palmen Kühlung hauchen,
Als ob uns milde Tropenluft umweht,
Aus jenen Kronen, die auf grünen Matten
Den Raum der Königsgräber überschatten.

So folgend vom Palaste zur Ruine,
Vom Tempel, d'rauf des Südens Sonne lacht,
Bis zauberhafte Wandlung auf der Bühne
Die Landschaft zeigt in stiller Mondesnacht —
Da hebt der Samum sich — und die Ruine
Erglüht vor uns in grauenhafter Pracht —
Vorüber ist's — da zieh'n im Wüstensande
Die Kinder Israels aus ihrem Lande.

Und aus des grauen Alterthumes Zeiten
Kehrt wiederum in spät're man zurück,
Muß durch des Klosters düst're Hallen schreiten,
Auf Grabesmonumente fällt der Blick —
Doch wieder kann er sich an Heit'rem weiden,
Der Landschaft in des Winterfriedens Glück.
Und nach der zarten Flocken dichtem Regen
Lacht uns ein „Morgen auf der Alp“ entgegen.

Da ziehen bunte Wölkchen sich zusammen
Entschweben leicht, und aus dem dunklen Grund
Ein Haupt sich hebt mit weltberühmtem Namen,
Und „Schiller“ flüstert es von Mund zu Mund —
Und diesem folgt, verklärt von myst'schen Flammen,
Ein zweites Bild aus hohem Künstlerbund —
Wir täuschend jedes Haupt die Züge träget,
Als wären sie dem Marmor eingepräget.

Und bunte Nebelwolken ziehen wieder,
Da schauen wir hinaus auf hohe See.
Aus dunklem Himmel fahren Blitze nieder,
Es treibt der Sturm die Wellen auf zur Höh' —
Da faßt Entsetzen wohl der Mannschaft Glieder,
Denn eine Feuerstraße zeigt die See —
Es brennt das Schiff! — und kaum auf leichtem Boote
Entgeht die Mannschaft grausem Flammentode. —

Wie täuschend war der Kampf der Elemente!
Wir bebten fast um uns'rer Brüder mit —
Da — nach des schaurig-schönen Schauspiels Ende
Ein Bild des Friedens uns vor Augen tritt:
Erhabner Berg im weißen Schneegeblende,
Den nur erklimmt des kühnsten Wand'rers Schritt,
Sanct Gotthard! dessen Haupt die Wolken grüßen,
Aus dem des Rheines erste Wellen fließen!

Und sind die Bilder der Natur verschwunden,
Zeigt sich das „Menschenleben“ uns'rem Blick,
Was vor uns uns're Brüder einst empfunden,
Ihr Ende und ihr trauriges Geschick,
Es steht vor uns — ob lang schon überwunden,
Wir schau'n betrübt in jene Zeit zurück,
Wie treulich kann für uns in diesen Bildern
Des Herzens blinde Leidenschaften schildern!

Doch heit're Bilder aus dem Menschenleben,
Versöhnend das empörteste Gemüth,
Sich auch aus diesen Nebelschleiern heben:
Hier Mütter von der kleinen Schaar umblüht,
Dort spielend lieblich-frohe Kindlein geben
Ein Bild vom Leben, das durch Blumen zieht —
Da lacht „des Hauses und des Feldes Segen“
In Kindern unter Aehren uns entgegen. —

Und daß nach ernst und heit'rer Bilder Reihe,
Ergänzend in der schönsten Farbenpracht,
Ein neckend Gau'kelspiel uns noch erfreue,
Wird uns ein Farbenquodlibet gebracht,
Als ob's im steten Wechsel sich erneue,
Sich hebend aus geheimnißvoller Nacht.
Wohl ist der Abend so uns rasch entschwunden,
Doch wir gedenken lang noch dieser Stunden

Marie Clauknitzer-Hennes.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

... Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 97. Sonntag den 6. Dezember 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Vierunddreißigstes Kapitel.

Pierre Loriot hatte die volle Wahrheit gesagt, als er behauptete, daß seine beiden Rosse, welche auf die Namen Lafayette und La Charte antworteten, am Ende ihrer Kräfte waren.

Die armen Thiere, seit früh Morgens auf den Beinen, konnten sich nur mit aller Mühe fortschleppen. Indeß versagten sie doch den Dienst nicht, ihr Heroismus ersetzte, was ihnen an Kraft abging und sie trabten so gut und so schlecht es ging, bis an die Barrière de l'Etoile.

Dort angelangt, verließ sie aber alle physische und moralische Kraft, alle Energie des Willens und Pierre Loriot mußte über sie eine Fluth von Peitschenhieben, begleitet von den kräftigsten Flüchen, hereinbrechen lassen, um sie zum Weitergehen zu vermögen.

Galvanisirt durch eine solche brutale Behandlung, die sie wahrlich nicht verdient hatten, nahmen die armen Thiere ihren Lauf oder, besser gesagt, ihren Gang wieder auf, in einem Tempo, für welches keine Sprache einen Namen hat, es war ein Mittelding zwischen Schritt, Trab und Paß.

Sie lehnten sich an einander an, glitten aus, strauchelten, waren in Schweiß gebadet, keuchten, mit einem Worte, es war ein Jammer, anzusehen, wie diese Thiere sich abmühten und doch kaum im Stande waren, von der Stelle zu kommen.

Pierre Loriot, angeeifert durch das Gebot der Pflicht, wurde nicht müde, seinen Flüchen durch eine angemessene Wucht von Peitschenhieben den gehörigen Nachdruck zu verschaffen; in seinem Innern verwünschte er aber doch den Passagier, welcher ihm und seinen Pferden solche Qualen bereitete.

Paul Leroyer konnte sich vor Ungeduld kaum mehr halten.

Endlich langte man doch an dem Ende der langen Allee an, und die Entfernung bis zum Pont de Neuilly betrug nur noch einige hundert Schritte.

Da blieben Lafayette und La Charte mit einem Male wie eingewurzelt stehen.

Um sie zum Weitergehen zu bringen, nahm Pierre Loriot zu seinem gewöhnlichen Mittel die Zuflucht, — er wendete das Argument der Peitsche an.

Die Pferde machten eine letzte Anstrengung, aber Lafayette gleitete mit allen vier Beinen auf dem durch den Regen glatt gewordenen Pflaster aus und brach im Fallen die Deichsel ab.

Wüthend und verzweifelt schimpfte und fluchte Pierre Loriot wie ein Heide, sprang vom Kutschbocke herab und trachtete seinem Pferde wieder auf die Beine zu helfen, was ihm auch nach einiger Anstrengung gelang — aber die gebrochene Deichsel machte die weitere Fahrt unmöglich, abgesehen davon, daß die Pferde, zitternd und steif an allen Gliedern, nicht im Stande gewesen wären, ohne einige Erholung auch nur einen Schritt vorwärts zu gehen.

Pierre Loriot ging an den Schlag heran, und erklärte Paul Leroyer die ganze Sachlage.

Diesem blieb wohl nichts Anderes übrig, als sich in das Unabänderliche zu fügen; — er bezahlte den Kutscher und setzte seinen Weg zu Fuß gegen den Pont de Neuilly fort.

Bevor er dort anlangte, bemerkte er einen Fiaker an der Straße stehen, dessen Pferde in der Richtung gegen Paris gekehrt waren.

Er ging auf ihn zu.

„Kutscher!“ rief Paul Leroyer, „bist du frei?“

„Geh' zum Teufel!“ antwortete eine Stimme in barschem Tone.

Paul hatte weder Zeit noch Lust, sich mit einem groben Kutscher in Streit einzulassen. Er entgegnete gar nichts und ging weiter.

Kaum hatte er einige Schritte zurückgelegt, als ein ganz unerwarteter Zwischenfall ihn erzittern machte.

Ein schmerzliches, klägliches Geschrei, eine Art von unterdrücktem Gestöhne ließ sich in kurzer Entfernung vor ihm vernehmen.

Diesem Schrei, diesem Klageruf folgte ein dumpfer Schlag, es war, als ob ein schwerer Gegenstand von einer gewissen Höhe in's Wasser gefallen wäre.

Paul blieb stehen und horchte.

Alles war ruhig.

Er sah sich überall um, aber die Nacht war finster, ein dichter Nebel umhüllte die Pfeiler und Geländer der Brücke.

„Ich muß mich getäuscht haben,“ sagte Paul vor sich hin, „der mindeste Lärm nimmt in einer so unheimlichen Nacht und bei der Aufgeregtheit, in der ich mich befinde, oft die riesigsten Dimensionen an.“

Digitized by Google

Ohne Zaudern ging er auf die Brücke.

Schon hatte er ein Drittel hinter sich, als er ganz deutlich eilige Schritte hörte und im nächsten Augenblicke rannte ein Mensch in entgegengesetzter Richtung an ihm vorüber, ohne ihn bemerkt zu haben.

„Was soll das bedeuten?" fragte er sich ganz erstaunt und beunruhigt, obgleich der Gedanke an ein Verbrechen ihm nicht in den Sinn kam.

Die Zeit drängte ihn — er hatte nicht Muße, sich längeren Betrachtungen hinzugeben — er setzte seinen Weg fort.

Beinahe war er schon über die Brücke, als es ihm vorkam, als ob zum zweiten Male dasselbe klägliche Gestöhne an sein Ohr schlüge; — es schien von der Seine herauf zu kommen.

Paul hielt sich am Geländer an und sah in den Fluß hinunter, dabei glaubte er dunkle Flecken an dem Brückengeländer zu bemerken.

Zu sehr war er aber von dem Ernst des Augenblickes ergriffen, als daß er diesen Umstand weiter beachtet hätte. — Er horchte mit all' seinen Sinnen....

Die schweigsamen Wässer ließen kaum ein leises Gemurmel vernehmen, wie sie unter den Bögen dahinrollten. — Das Gestöhne wiederholte sich nicht.

Fünf Minuten später läutete er an der Hausthüre des Notars Morisseau zu Courbevoie.

* * *

Erzählen wir nun, was sich einige Minuten früher zugetragen.

Der Wagen, geführt von Claudia, fuhr im scharfen Trabe gegen den Pont de Neuilly.

Dort angelangt, ließ sie die Pferde im Schritte gehen.

„Jean Jeudi," sagte sie zu dem Gefangenen, „die Stunde ist gekommen, in welcher Ihr Euer Geld und Eure Freiheit gewinnen sollt..."

„Bin schon da," antwortete der Bandit. „Was hab' ich zu thun, ich erbitte mir Ihre Befehle..."

„Hier habt Ihr das Messer, mit welchem Ihr mich in jener Nacht habt ermorden wollen — ich geb' es Euch zurück..."

„Vivat! Es lebe die Freude! — Das ist ein famoses Messer — jetzt fühle ich mich erst ganz behaglich, da ich es wieder in Händen habe. — Das hat eine Schneide... Sie werden's gleich sehen..."

„Ich werde jetzt anhalten... Ihr laßt Euch langsam vom Bock herunter...."

„Sufficit! — Ich bin gelenkig wie ein Aal..."

„Die zwei Personen, welche im Wagen sitzen, werden aussteigen. — Ihr schleicht Euch hinter sie. Dem Alten, welcher das Kind trägt, versetzt Ihr einen Stich zwischen die Schultern, der ihn aber mit einem Male tödet und dann werft Ihr die Leiche über das Geländer in den Fluß. — Dasselbe thut Ihr mit dem Kinde... Ist das geschehen, dann wird Euch die Person, welche Ihr kennt, die versprochenen fünf Louisd'ors einhändigen..."

„Es ist, als ob ich sie schon hätte — in ein paar Minuten ist Alles vorüber..."

„Damit Euch aber das Werk gelinge, braucht Ihr Entschlossenheit, Keckheit, kaltes Blut," fuhr Claudia fort, indem sie eine in Stroh geflochtene Bouteille aus der Tasche zog und sie dem Banditen hinreichte. „Trinkt! das wird Euch Muth geben..."

„Ist das Branntwein?" fragte Jean Jeudi.

„Nein, das ist Madeira-Wein..."

„Ah! davon hab' ich schon viel reden gehört — sehr viel Gutes — ich bin gar nicht böse, auch einmal seine Bekanntschaft zu machen... Auf Ihr Wohl, schöne Frau!"

Und mit einem Zuge leerte er die ganze Flasche aus.

„Der ist auch so sicher dem Tode verfallen, wie der Doktor Leroyer," dachte Claudia. „Alles ist vorhergesehen — Alles geht gut. — Jetzt an's Werk!"

Sie hielt den Wagen an.

Georg und der Alte stiegen aus.

„Wo sind wir denn?" fragte der Doktor.

„Nur wenige Schritte von der Stelle, wo uns der Herzog erwartet... Kommen Sie nur!"

Mr. Leroyer fragte nicht weiter und folgte Georg.

Jean Jeudi schlich hinter ihnen her.

Claudia kehrte um und fuhr eine kleine Strecke auf der Straße, welche nach Paris führt, zurück. Sie hielt dann an jener Stelle, wo wir den Neffen des Doktors sich ihr nähern sahen, der sie für das hielt, was sie ihrer Verkleidung nach zu sein schien, und sie fragte, ob sie frei sei.

Der Doktor, nicht gewohnt, ein Kind auf dem Arme zu tragen, konnte auf dem durch den Regen schlüpfrig gewordenen Pflaster nur mühsam und langsam weiter kommen.

Dr. Leroyer erlaubte sich die Bemerkung, es käme ihm doch höchst sonderbar vor, daß der Fiaker sie nicht bis an Ort und Stelle gebracht habe. Bevor aber Georg Zeit gehabt hatte, ihn mit irgend einem Ausdruck zu beschwichtigen, hatte Jean Jeudi schon die Hand erhoben und, Claudia's Befehl nachkommend, dem Doktor mit dem mörderischen Messer einen Stich zwischen die Schultern versetzt.

Der Alte stieß einen Schrei aus und fiel rücklings zu Boden. Das Kind entfiel seinen Händen.

Jean Jeudi bückte sich, hob die Leiche auf und ließ sie über das Brückengeländer in die Seine fallen.

„Das Werk ist vollbracht," sagte er mit drohender Stimme zum Marquis, der vor Schreck am ganzen Leibe zitterte. „Zahlen Sie mir den Rest und machen Sie, daß Sie fortkommen."

„Hier habt Ihr," stammelte Georg, indem er dem Banditen fünf Louisd'ors in die Hand drückte. „Aber das Kind müßt Ihr noch bei Seite schaffen..."

„Seien Sie ohne Sorge. Das Kind werde ich weiter unten in's Wasser werfen," antwortete Jean Jeudi, nahm das arme Geschöpf vom Boden auf und verschwand im Nebel in der Richtung gegen Courbevoie.

Georg, entsetzt und geängstigt, ging einen Augenblick mit sich zu Rathe, ob er dem Banditen nicht folgen sollte, um auch Zeuge des zweiten Verbrechens zu sein, aber er fühlte sich so ergriffen, sagen wir es nur gerade heraus, es überkam ihn plötzlich eine solche Furcht, daß er, ohne sich weiter um Jean Jeudi zu kümmern, zurücklief nach der Stelle, wo ihn Claudia erwartete, so schnell ihn seine Beine tragen konnten.

Er war es, welcher auf der Brücke an Paul Leroyer vorüberflog.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Stiefsohn.

Novelle
von
Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

— So scheint es — aber fragen Sie Charlotten. Mein Mann liegt den ganzen Tag dem edeln Waidwerk ob, und kehrt er Abends heim, so ist er müde bis zum Umsinken. Diesen Abend werde ich ihn gar nicht zu sehen bekommen, denn er bleibt die Nacht auf dem Gute des Obersten, wo man ein großes Treibjagen abhält. So verfließt der Winter. Im Sommer leben wir einförmig auf unserm Landgute — der Herr Gemahl sieht nach seiner künstlichen Fischzucht, und geht in großen Stiefeln auf die Wasserjagd — ich lese die neuesten Romane und käme um vor Langeweile, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit Besuche erhielte. Das ist mein Leben.

Elise brachte eine prachtvolle Astrallampe, die sie auf den Tisch setzte. Den Pelzmantel, den Muff und den Hut der gnädigen Frau tragend, entfernte sie sich wieder.

Frau von Haineck stand in Charlottens Alter; sie war eben keine pikante Schönheit, aber ein bleiches, interessantes Wesen, das durch seine Munterkeit, durch stets heitere Laune und geistreiche Unterhaltung sich angenehm zu machen wußte. Die Gattin hatte eine kurze, aber erschöpfende Charakteristik ihres Mannes geliefert; Herr von Haineck war ein reicher Mann, ein leidenschaftlicher Jäger, Fischzüchter und Botaniker. Seine Frau lebte nach ihrem Geschmacke, er nach dem seinigen. Diese verschiedenen Lebensweisen störten indeß den häuslichen Frieden nicht, wenn Helmine sich auch zuweilen beklagte. Der Edelmann war fünfzehn Jahre älter als seine Frau — diese Angabe wird vielleicht Manches erklären. Petri war der Rechtsanwalt des Herrn von Haineck; er verwaltete die Besitzungen desselben in der Stadt, schloß Miethkontrakte ab und empfing die Miethzinse. Außerdem führte er einige Familienprozesse des Edelmanns, die schon seit länger als zwanzig Jahren obschwebten. Wir wissen nicht, ob die Advokaten oder die Gerichte die Schuld trugen, daß diese Prozesse so lange dauerten.

Früher hatte Helmine den Umgang Charlottens gesucht, um sich zu zerstreuen; jetzt ward sie von der Freundschaft getrieben, sich der jungen Frau zu nähern.

— Ich komme so eben aus unserm Modewaarenmagazine. Ihr neues Ballkleid, Charlotte, ist himmlisch! begann Helmine.

— Sie haben es gesehen?

— Ja.

— Wie gefällt Ihnen die Stickerei, zu der ich die Zeichnung geliefert habe? fragte rasch die Frau des Doktors.

— Von dieser wollte ich eben sprechen. Die Stickerei ist ein Muster von Geduld, Sauberkeit und Geschmack; sie übertrifft Alles, was ich bisher gesehen habe. Und, meine liebe Freundin, von großer Wichtigkeit für uns ist der Umstand, daß ich jetzt die geschickte Stickerin kenne.

— Werden die Arbeiten nicht in Brüssel oder Paris besorgt?

— Die Modistin ist eine schlaue Person — wir müssen hiesige Arbeiten für Pariser bezahlen. Ein armes, schwaches Mädchen ist die Künstlerin, die Tag und Nacht um geringen Lohn arbeitet, um ihre Eltern und Geschwister zu erhalten. Ich spreche nicht davon, daß die Modistin unsere Börsen stark in Anspruch nimmt; aber ich finde es empörend, daß dem armen Mädchen der Lohn nicht zufließt, den wir zahlen. Die faule dicke Frau, die sich wie ein Truthahn putzt, in schlechtem Französisch auf Ehre versichert, daß sie in Paris arbeiten läßt, gibt kaum den vierten Theil von dem ab, was die Kunden zahlen. Es ist himmelschreiend! Dieser Fall beweist eklatant, wie wir düpirt und die armen Menschen betrogen werden.

— Auf welche Weise haben Sie erfahren —?

— Auf die einfachste von der Welt. Diesen Morgen wird mir ein junges Mädchen angemeldet, das mich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht. Die dringende Angelegenheit reizte meine Neugierde und ich ließ das Mädchen kommen. Ein reizendes Kind trat ein. Die ärmliche Kleidung paßte wunderbar zu ihrer Schönheit. Der kleine Hut von schwarzer verschossener Seide stand dem anmuthigen Gesichte köstlich. Unter dem dünnen Umschlagetuche zeichneten sich seine elegante Körperformen ab. Mein Interesse war in dem ersten Augenblicke gefangen genommen.

„— Was wünschen Sie, mein Kind?“ fragte ich freundlich, um die sichtlich Befangene zu ermuthigen.

— Das Mädchen öffnete einen Carton, den es auf den Armen trug. Die kleinen Hände zitterten dergestalt, daß sie den Deckel zu Boden fallen ließen.

„— Ich bitte, gnädige Frau, sagte eine zitternde zarte Stimme, prüfen Sie diese Stickerei.“

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Freitag, 4. Dez. Lucretia Borgia von Donizetti. Das Gastspiel der Frau Riemann-Seebach hat die Oper acht Tage lang von der Bühne verdrängt, und dadurch dem in letzter Zeit ohnehin stark mitgenommenen Personale eine nothwendige Erholung verschafft, deren Früchte in der ziemlich abgerundeten Aufführung der Lucretia zu Tag getreten sind. Die Stimmen waren ausgeruht und vermochten deßhalb mehr als gewöhnlich zu leisten. Besonderes Verdienst erwarb sich Frau Förster in der Titelrolle; sie wußte die Schwierigkeiten dieser umfangreichen Partie mit Gewandtheit zu besiegen, und hat sich in den mitunter etwas überladenen Koloraturen und Verzierungen so ziemlich bewährt; doch läßt sich nicht verkennen, daß Frau Förster auf diesem Felde noch Manches thun kann, indem ihre Cadenzen und Läufe doch nicht immer vollständig korrekt und tadellos waren, möge sich deßhalb unsere mit Recht geschätzte Primadonna durch den ihr gespendeten Beifall nicht beirren lassen, auf der Bahn der höheren Vervollkommnung immer weiter zu schreiten; die Unzufriedenheit mit sich selbst hat manchen Künstler gemacht, während die Selbstgenügsamkeit unfehlbar zur Mittelmäßigkeit führt. Ebenbürtig stand neben der Lucretia der Gennaro des Hrn. Wagner; sein Gesang hätte zwar an einzelnen Stellen etwas frischer und animirter sein dürfen, war aber im Ganzen doch recht gelungen. Mit Befriedigung konnte man die Wahrnehmung machen, daß Herr Wagner dem Spiele größere Aufmerksamkeit als früher zuwendet; die Fortschritte in dieser Beziehung sind unverkennbar und tragen wesentlich zu den Erfolgen bei, deren sich Hr. Wagner in der jüngsten

Digitized by Google

Zeit zu erfreuen hat. Wenn die Sterbescene im letzten Akte etwas natürlicher gehalten und die Abnahme der Kräfte in Folge der vorschreitenden Einwirkungen des Giftes etwas besser nuancirt gewesen wäre, so würde sein Gennaro im Spiele wohl kaum etwas zu wünschen übrig gelassen haben.

Recht beifällig wurde auch der Alfonso des Hrn. Otto aufgenommen, er trug die Verurtheilung des Gennaro und die folgende große Arie mit markiger, wohltönender Stimme vor und wenn er gleich die gewaltige Begleitung des vollständigen Orchesters nicht zu übertönen vermochte, so war sein Vortrag doch sonst sehr deutlich und verständlich, was in der Oper, wo das Verständniß durch den Gesang immer etwas beeinträchtigt wird, nicht zu unterschätzen ist. Die beste Leistung der ganzen Aufführung war unstreitig das Terzett im zweiten Akte, die schönste und am besten gearbeitete Nummer der Oper überhaupt; Frau Förster und die vorgenannten beiden Herren trugen dasselbe so exakt und rein vor, daß man es nicht besser wünschen konnte. Die übrigen Ensembles wurden weniger glücklich durchgeführt, was freilich auch daher kommen mag, daß sie von dem Komponisten nur sehr oberflächlich bearbeitet sind, ein charakteristisches Zeichen für alle italienischen Opern, indem dort die ersten Rollen mit besonderer Vorliebe behandelt sind, das Uebrige aber nur als Hintergrund mit wenigen lockeren Zügen gezeichnet wird. —δ—

Würzburg, 1. Dez. Den 25. v. M. sollte die Oper „Lucrezia Borgia" gegeben werden, statt welcher aber die Abonnenten die Posse „der Doktor und Friseur" zum zweiten Male und „Sachsen in Preußen" zum dritten Male in ganz kurzer Zeit zu kosten bekamen. Es ist eine natürliche Sache, daß wenn der erste Tenor heiser wird, was bei Hrn. Wagner in der projektirten Opernvorstellung der Fall gewesen sein soll, die Direktion auch zu einem Auskunftsmittel in einem schon gegebenen oder neu einstudirten Stücke ihre Zuflucht nehmen muß; doch daß unser Theater-Repertoir so arm erscheint und man den Abonnenten in kurzer Zeit zwei- und dreimal hintereinander gegebene Possen auftischt, kommt einzig daher, weil unser Theater-Personal durch alltägliches Spiel zu sehr angestrengt ist, um gehaltreiches Neues einzustudiren. Ein ebenso hochgestellter als geistbegabter Mann hat unlängst hierüber der Theater-Direktion einen sehr treffenden Wink gegeben, doch scheint dieselbe bis jetzt keine Beachtung davon genommen zu haben, was wir im Interesse der Bühne nur bedauern können. Die erste Posse, an der nicht viel zu verderben war, wurde indessen so gut als thunlich gegeben und die zweite, in welcher Frln. Schütz als Berlinerin und Hr. Simon als sächsischer Schulmeister auftrat, wurde mit großem Humor gegeben und von Beiden in Dialekt und Spiel Vorzügliches geleistet.

Leider war es uns nicht vergönnt, der zweiten Gastvorstellung der Frau Riemann-Seebach in der „lachenden und weinenden Anna" beizuwohnen, was uns um so leider that, weil wir das darauf folgende Stückchen „bei einer Tasse Thee," welches der Feder der ausgezeichneten Darstellerin entflossen sein soll, nicht sahen; doch hat dasselbe, wie uns ein zuverlässiger Kenner berichtete, den ungetheiltesten Beifall gefunden.

Den 28. v. M. wurde das klassische Trauerspiel „Romeo und Julie" von dem unsterblichen Shakespeare aufgeführt, in welchem unser verehrter Gast als Julie zur dritten Gastrolle auftrat und uns in dieser großen Partie ein ergreifendes Bild der innigsten, reinsten und aufopferungsfähigsten Liebe und Zärtlichkeit vorführte. So und nicht anders hat sich der Seelenmaler Shakespeare das liebende, hingebende Weib gedacht, und die würdige Künstlerin hat durch ihr schönes Spiel die Seelenschilderung unseres größten Dichters verkörpert, auf das herrlichste dargestellt. Auch Hrn. Bückert müssen wir das Zeugniß geben, daß er allen nur denkbaren Fleiß auf seine Rolle als Romeo verlegte, um der Darstellerin der Julie würdig zur Seite zu stehen, und das würdige Streben dieses jungen Mimen wurde vom Publikum anerkannt; und freudig verkünden auch wir, daß Hr. Bückert in Deklamation und Spiel Vorzügliches in dieser Rolle leistete, und besonders in Ersterer ein schönes biegsames Organ entwickelte, welches ihn bei solch' fortgesetztem Studium zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Die übrige Besetzung des Drama's war beinahe durchgehend gut; doch so sehr wir Hrn. Simon als Komiker zu schätzen wissen, so müssen wir es offen bekennen, als Mönch Lorenzo war er nicht an seinem Platze, diese höchst wichtige Rolle, durch welche der Dichter die Entwicklung der hochtragischen Handlung herbeiführte, hätte eine andere Repräsentation erfordert.

Sonntag den 29. v. M. wurde „der Trödler" zum dritten Male wiederholt, aber diesesmal mit sehr schönen „lebenden Bildern" zu drei zeitgemäßen Gedichten begleitet, wobei sich Hr. Hahn durch das Arrangement derselben den Beifall des Publikums mit allem Rechte erwarb; denn die Gedichte waren eben so gut für Geist und Herz richtig vorgetragen, als die Bilder für das Auge schön angeordnet und aufgestellt waren. R.

Am Donnerstag beschloß Frau Marie Riemann-Seebach ihr Ruhm gekröntes Gastspiel an unserer Bühne mit „Margarethe" im „Faust". Göthe hat in seiner herrlichen Dichtung die Person dieses einfachen, schlichten Bürgermädchens mit besonderer Vorliebe behandelt; in ihm verkörpert sich das Ideal der Weiblichkeit, welche Anmuth, welch' züchtiges Benehmen, welch' hingebende Leidenschaft tritt uns da entgegen und mit welch' innigem Gefühl und wie wahrheitsgetreu wußte uns Frau Seebach diese herrlichste aller Göthe'schen Frauengestalten vorzuführen. Das träumerische Wesen des Gretchen, die Liebe, das hingebende Vertrauen fanden einen rührenden Ausdruck, der ergreifend zu Herzen sprach. Und mit welch' fürchterlichem Ernst zeichnete uns die große Künstlerin die Verzweiflung und endlich den Wahnsinn, der den Geist des armen Mädchens umnachtet. Die Darstellung war in allen ihren Theilen eine großartige, überwältigend und bis auf die kleinsten Nuancen scharf gezeichnet, eine Leistung, die schwer erreichbar und wohl niemals übertroffen werden dürfte. Der lebhafteste Beifall, oftmaliger Hervorruf und Blumenspenden ehrten die Künstlerin in enthusiastischer Weise. Mit Bedauern sehen wir sie scheiden, doch wird die Erinnerung der herrlichen Gebilde, die sie uns schuf, mächtig in uns fortleben. — Auf baldig Wiedersehen

t.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 98. Mittwoch den 9. Dezember 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman

von

Xavier de Montépin.

(Fortsetzung.)

Wir haben den Neffen des alten Doktors verlassen, als er an der Thür des Notars Morisseau läutete.

Eine Magd, schon mehr träumend als wachend, öffnete das Thor und führte ihn in das Arbeitszimmer ihres Herrn.

Der Notar glich der Mehrzahl seiner Kollegen, es ist daher wohl nicht nöthig, auf eine genauere Beschreibung seiner Persönlichkeit einzugehen.

„Ah, Mr. Leroyer!" rief er aus, als der junge Mann eintrat. „Heute habe ich Sie nicht mehr erwartet. Warum kommen Sie denn gar so spät?"

„Es war mir unmöglich, früher zu kommen", entgegnete Paul etwas mehr als trocken.

„Und wie Sie durchnäßt sind, großer Gott!" fuhr der Notar fort. „Sind Sie denn zu Fuß gekommen bei einem solchen Wetter?"

„Was macht das zur Sache, wie ich gekommen bin; die Hauptsache ist, daß ich gekommen."

„Ganz richtig; aber Sie sind heute ja gar kurz angebunden, lieber Mr. Leroyer. Was macht Sie denn so schroff und kalt gegen mich?"

„Ich bin, wie es mir beliebt zu sein. Wenn Sie schon vergessen haben, welch' beleidigenden Brief Sie mir vorgestern geschrieben, so erinnere ich mich dessen ganz wohl. Uebrigens darum handelt es sich jetzt nicht. Wo sind die Wechsel?"

„Wo ist das Geld?"

„In meiner Tasche."

„Nun gut, die Werthpapiere sind in meiner Kasse."

„Wollen Sie sie herausholen, denn ich will sie gegen diese Banknoten auswechseln."

Indem er so sprach, knöpfte er seinen Ueberrock auf und zog aus der Seitentasche sechs Banknoten, jede zu tausend Francs, welche er Mr. Morisseau übergab.

Dieser streckte die Hand darnach aus, fuhr aber im selben Augenblick mit dem Ausdrucke des Staunens und Entsetzens im Gesichte zurück.

„Was gibt's?" fragte Paul. „Was erschreckt Sie so sehr."

„Auf diesen Banknoten klebt Blut," entgegnete der Notar ganz bestürzt.

„Blut," wiederholte der junge Mann gleichfalls ganz bestürzt beim Anblick der großen rothen, ganz frischen Flecken, welche auf den Bankbilleten zu sehen waren. „Blut! Woher kommt dieses Blut? Woher kann dieses kommen?"

„Sehen Sie doch Ihre Hände an!" rief Mr. Morisseau aus, indem er von seinem Sitze aufsprang und sich mit sichtlicher Vorsicht von Paul entfernte.

Dieser besah seine Hände. Ein unnennbarer Schreck, eine gänzliche Vernichtung gab sich in seinen Gesichtszügen kund, er zitterte an allen Gliedern.

„Ach, mein Gott!" rief er mit bebender Stimme. „Jetzt begreife ich — jetzt errathe ich — dieses Gestöhne — dieser Wehruf — dieses dumpfe Geräusch — diese dunklen Flecken auf dem Brückengeländer! Ganz nahe bei mir, so zu sagen unter meinen Augen, ist ein Verbrechen begangen worden."

„Ein Verbrechen?" fragte Mr. Morisseau, in welchem diese abgebrochenen, beinahe nur hingehauchten Worte seine ganze Neugierde aufstachelten. „Was wollen Sie damit sagen? Von was für einem Verbrechen reden Sie?"

Paul erzählte nun in aller Kürze, was er wenige Minuten früher, als er über den Pont de Neuilly ging, gesehen und gehört hatte.

In dem Maße, als Paul in seiner Erzählung fortfuhr, näherte sich ihm der Notar auch wieder allmälig und der auf seinem Gesichte ausgedrückt gewesene Schreck verschwand nach und nach.

„Ah, auf Ehre, lieber Mr. Leroyer," sagte er endlich, Sie haben ganz wohl gethan, mir das Alles zu erzählen... Ich war eben jetzt in großer Angst — aufrichtig gestanden, habe ich mir eingebildet, daß Sie, um die falschen Wechsel einlösen zu können...."

Paul Leroyer ließ dem Notar nicht Zeit, seine Rede zu Ende zu bringen, blaß vor Zorn und mit blitzenden Augen rief er aus:

„Wissen Sie, daß ich eine solche Beleidigung nicht ungeahndet hinnehmen könnte...."

„Sie beleidigen, daß ist mir gar nicht in den Sinn gekommen," entgegnete der Notar, „also, ich bitte, keinen Groll. Aber versetzen Sie sich in meine Lage, lieber Mr. Leroyer. Sie werden dann einsehen, daß es mir nicht zu verdenken war, daß ich fürchtete — nun, wenn man sich fürchtet, verliert man auch die klare Anschauung und glaubt, ohne weiter zu überlegen, die erste beste Dummheit, die einem eben durch den Sinn fährt. — Muß ich Sie nun noch um Entschuldigung bitten?"

Digitized by Google

„Das ist nicht nöthig. — Hier haben Sie Ihr Geld, geben Sie mir die Wechsel."

„Da sind sie...."

Nach erfolgtem Umtausch grüßte Paul den Notar ganz leichthin und verließ das Zimmer und das Haus.

„Wahrhaftig," sagte der Notar zu sich selbst, als er die blutbefleckten Bankbillete in seine Kasse legte, „Mr. Leroyer sah mir heute ganz absonderlich aus — und je mehr ich über Alles nachdenke, desto verdächtiger erscheint mir auch die ganze Geschichte, die er erzählt hat. — Alles wohl überlegt, glaube ich doch am besten zu thun, wenn ich morgen Früh den Polizeikommissär von Courbevoie von Allem in Kenntniß setze...."

Auf seinem Rückwege ging Paul Leroyer noch einmal über den Pont de Neuilly, ohne daß ihm etwas Besonderes begegnet wäre.

Claudia's Wagen stand selbstverständlich nicht mehr in der Straße.

Der Fiaker Nr. 13 war zwar noch an derselben Stelle, Pierre Leriot war aber nicht zu sehen, der arme Lafayette und die arme La Charte waren ihrem traurigen Schicksale überlassen.

Der Regen hatte aufgehört.

Es schlug eben zwei Uhr, als der Neffe des Doktors ganz erschöpft nach Hause kam.

Halbtodt vor Ungeduld und Aufregung erwartete ihn Angelique.

„Endlich!" rief sie aus, als sie ihm um den Hals fiel und die Thränen zu verbergen suchte, welche über ihre bleichen Wangen flossen. „Endlich bist du da! Aber wie spät! Es ist dir doch nichts Unangenehmes begegnet, will ich hoffen?"

„Nichts, liebes Kind!" antwortete Paul, welcher seine Frau durch die Erzählung des wahren Sachverlaufes nicht beunruhigen und beängstigen wollte, „ein Unfall — eine gebrochene Deichsel — das ist Alles. Ich mußte den Rückweg zu Fuß machen, und dieser Umstand mag dir mein spätes Kommen erklären. Ich hoffe, mein Onkel wird wohl schon lange schlafen?"

„Dein Onkel ist noch gar nicht gekommen...."

Paul erbebte.

„Das ist doch sonderbar," sagte er.

Nach ein paar Sekunden Ueberlegung fuhr er fort:

„Ohne Zweifel ist er da, wohin er ging, länger aufgehalten worden, als er glaubte, und da er uns in Mitte der Nacht nicht stören wollte, wird er in irgend einem Hotel übernachten. Morgen Früh wird er schon kommen, — ah gewiß wird er kommen."

Diese Auslegung war allerdings annehmbar. Aber sie befriedigte weder Paul noch seine Frau. Sie legten sich nicht zu Bett und warteten immer auf den, der kommen, den sie aber nie mehr sehen sollten.

Der Tag brach an.

In dem Maße, als die Stunden dahinschlichen, bemächtigten sich die trübsten Ahnungen des jungen Mannes, und wurden endlich zu einer wahren Angst.

Der ganze Vormittag verging, der erwartete Onkel kam nicht.

Gegen Mittag ward stark an der Hausthüre geläutet.

„Das ist er, das muß er sein!" riefen Mann und Frau zugleich aus.

Paul lief, die Thür zu öffnen.

Auf der Schwelle standen mehrere Personen, schwarz gekleidet; eine derselben trug eine dreifarbige Schärpe um den Leib gebunden.

Auf der Stiege sah man Uniformen und Bajonette.

„Mr. Paul Leroyer?" fragte der Mann mit der Schärpe.

„Da bin ich! Was wünschen Sie von mir, mein Herr!"

„Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie."

„Mich verhaften?!" wiederholte Paul mit einer unbeschreiblichen Betonung. „Mein Herr, das ist ja nicht möglich! — Ich habe mir nichts vorzuwerfen — nichts in der Welt — das beschwöre ich Ihnen..."

„Das können Sie dem Untersuchungsrichter sagen. — Kommen Sie, mein Herr. — Folgen Sie uns."

„Aber was habe ich denn verbrochen? Wessen schuldigt man mich an? — Um's Himmels willen; haben Sie doch Erbarmen. Sagen Sie mir doch, um was es sich handelt?...."

„Sie sind angeklagt, in verflossener Nacht auf dem Pont de Neuilly Ihren Onkel, den Doktor Leroyer, ermordet zu haben," entgegnete der Mann mit der Schärpe.

Paul erhob beide Hände gegen den Himmel und fiel dann ohne Bewußtsein auf die kalten Steine.

Angelique sprach kein Wort — stieß keinen Laut aus — ihre Augen blieben trocken, ihre Lippen unbeweglich. — Sie schien ihrer Sinne völlig beraubt. — Sie begriff nichts. — Sie konnte nichts begreifen.

Zwei Stunden später kam Paul Leroyer wieder zu sich.

Er war in eines der Gefängnisse der Conciergerie gebracht worden.

(Schluß folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle

von

Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

— Charlotte, rief Helmine, ich war wie geblendet! Eine solche Arbeit hatte ich nie gesehen. Erlaß mir die Beschreibung; aber glaube mir, daß ich ein Wunderwerk vor mir hatte, dessen Feinheiten je deutlicher hervortraten, je länger ich es betrachtete. Wahrlich, solche Blätter und Blüthen konnten nur Feenhände hervorgebracht haben. Und wie geschmackvoll war die Wahl der Farben getroffen! Wie köstlich war die Zeichnung! Alles vereinigte sich, um mich zur lauten Bewunderung hinzureißen. Das arme Mädchen zitterte vor Freude.

„— Wessen Hände haben dieses Prachtstück gefertigt?" fragte ich.

— Das Mädchen verneigte sich, leicht erröthend.

„— Sie, mein Kind?"

„— Ich habe länger als zwei Jahre daran gearbeitet."

„— Das glaube ich Ihnen!"

„— Und nun möchte ich meine Arbeit verkaufen. In dieser Absicht bin ich zu Ihnen gekommen."

„— Ein solches Kleid kann nur eine Fürstin tragen."

— Denken Sie sich, schaltete Helmine ein, die kostbarsten Blumen waren auf weißen Atlasgrund gestickt; es fehlten nur noch die Diamanten, um einen königlichen

Digitized by Google

Schmuck daraus zu machen. Ich fragte nach dem Preise, denn, offen gestanden, das Kleid reizte mich. Meine Frage setzte die Stickerin in große Verlegenheit. Sie sah eine Zeit lang verwirrt zu Boden, und als sie das große himmelblaue Auge aufschlug, rieselten schwere Thränen über die bleichen Wangen herab. Die kleinen niedlichen Hände der Stickerin spielten zitternd mit dem Bande der verbleichten Schürze. Das Mädchen bot einen reizenden Anblick.

„— Warum sprechen Sie nicht, mein liebes Kind? Es hat Jeder das Recht, den Preis für seine Arbeit anzugeben."

— Jetzt lächelte die Stickerin unter Thränen. Das war ein unbeschreibliches Lächeln.

„— Verzeihung", flüsterte sie, „meine Forderung wird Ihnen zu hoch erscheinen."

„— Das kommt darauf an. Wenn irgend Jemand, so weiß ich Kunst und Geschmack zu schätzen. Außerdem haben Sie auch bedeutende Auslagen gehabt."

„— Ja, gnädige Frau, alle Stoffe sind echt."

„— Nun, so fordern Sie in Gottes Namen!"

„— Sie werden mich anmaßend, unverschämt nennen", flüsterte die Stickerin; „aber sollte auch die Arbeit den Werth nicht haben, den ich angebe, so bedarf ich doch der Summe — mein Lebensglück hängt davon ab."

„— Ihr Lebensglück?" fragte ich verwundert.

„— Und Sie sind so reich — die Vorsehung hat Sie mit irdischen Gütern gesegnet — ich wende mich nicht nur an Ihren guten Geschmack, sondern auch an Ihr edles Herz, das schon so viel Wohlthaten erzeigt hat."

— Verwunderung und Neugierde hatten in mir den höchsten Grad erreicht. Die Stickerin hatte diese Worte mit einer Naivetät gesprochen, die einen Zweifel darüber nicht aufkommen ließ, daß sie keine Schmeicheleien, sondern Ueberzeugung waren. Nachdem sie noch einmal die äußerst mühsame Arbeit hervorgehoben und von schlaflosen Nächten gesprochen hatte, forderte sie dreihundert Thaler.

— Das ist zu viel für eine Stickerei! rief der Doktor.

— Es ist eine große Summe, fügte Charlotte hinzu; aber wenn man bedenkt, daß die Arbeit Jahre in Anspruch genommen hat und außerordentliche Geschicklichkeit erfordert, so kann man sich darüber nicht wundern. Ein fleißiges Mädchen kann wohl in zwei Jahren dreihundert Thaler verdienen. Was thaten Sie Helmine?

— Die Stickerin dauerte mich und ihre Arbeit gefiel mir dermaßen, daß ich mich zum Ankaufe entschloß. Das arme Mädchen fiel mir fast zu Füßen. Wie es früher vor Angst, so bebte es jetzt vor Freude. Leider konnte ich nicht gleich zahlen, weil mein Mann abwesend ist. Ich behielt die Arbeit und bestellte das junge Mädchen auf übermorgen wieder zu mir. Und nun erfuhr ich, wie von den Kaufleuten eine solche Arbeit bezahlt wird. Die Stickerin, die sich Sophie Falk nennt, arbeitet auch für unsere Lieferantin und versichert, daß sämmtliche Putzartikel hier gefertigt werden; sie bat mich, ihr direkt Aufträge zugehen zu lassen. Vor einer Stunde fuhr ich zu Madame Detroit, um mit ihr Rücksprache wegen des neuen Kleides zu nehmen; ich will nämlich die Stickerei auf dem Balle bei dem Präsidenten zeigen. Da sah ich auch Ihr Kleid, das der Vollendung nahe ist. Die gute Frau schwört bei allen Heiligen, daß die Stickerei in Paris gefertigt ist; aber ich glaube es nicht, ich wette vielmehr Tausend gegen Eins, daß sie aus den Händen der armen Sophie hervorgegangen.

Helmine bat nun, die geschickte Arbeiterin zu berücksichtigen, was Charlotte auch versprach.

Des Doktors hatte sich eine merkliche Mißstimmung bemächtigt, seit er den Namen „Falk" gehört. Es war ihm mehr als unangenehm, daß die Tochter des Exadvokaten mit den Damen in Berühurung kommen sollte.

Es ist bald 6 Uhr, sagte er, ich habe noch einen Geschäftsweg abzumachen. Die gnädige Frau bleibt diesen Abend bei uns und somit sehen wir uns wieder.

Er küßte zärtlich seine Frau, reichte Helminen die Hand, und ging. Eine Viertelstunde später brachte ihn ein Fiaker nach dem Lindenhofe.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Montag, 7. Dez. „Der Troubadour" von Verdi. Ueber die Verdi'schen Kompositionen hat die Kritik längst ihr Urtheil gefällt; sie hat ihnen nur einen ziemlich mittelmäßigen Rang in der italienischen Opernmusik zugestanden und dieselbe dem Spätherbste beigezählt, welcher nach den großen italienischen Meistern wie Rossini, Bellini, Donizetti in der italienischen Oper eingetreten ist. Ein Blick auf den Troubadour überzeugt uns, daß Verdi in der That auf einen höheren Rang keinen gerechten Anspruch machen kann. Die Orchestration ist in den drei ersten Akten ganz vernachläßigt, die vielen Mängel und Lücken sucht Verdi durch offenbare Effekthascherei zu decken und diese wird, weil zu oft angewendet, ermüdend und schal, das unisono, mäßig benützt von großartiger Wirkung, verliert unendlich an Bedeutung, weil es bei jeder nur irgend passenden Gelegenheit angebracht ist; Ensembles sind nur sehr wenige vorhanden und diese auf einer sehr beschränkten Basis angelegt; in den Melodien findet sich nirgends Originalität und Selbständigkeit, dagegen ein Ueberfluß von Reminiscenzen und Anklängen aus andern Werken; kurzum die Musik von Verdi läßt sehr viel zu wünschen übrig und hat ihre bisherigen Erfolge zumeist nur dem Umstande zu danken, daß sie sich im Fahrwasser des modernen musikalischen Geschmackes glücklich zu bewegen versteht und namentlich einige Zugnummern bietet, welche in der That greignet sind, die Sinne momentan zu bestricken und mit fortzureißen.

Daß übrigens Verdi trotz aller Mängel ein gewisses Geschick im Arrangement besitzt und zuweilen auch etwas besseres zu bieten im Stande ist, beweist uns der letzte Akt des Troubadour, der namentlich in seiner ersten Hälfte durch treffliche Anlage, schöne Instrumentation und gefällige melodische Behandlung sich auszeichnet. Würde der Aufschwung, den Verdi im letzten Akt genommen, die ganze Oper durchströmen, so würde der Troubadour sicherlich eine höhere Stellung einnehmen, als es jetzt der Fall ist.

Gehen wir nun zur Aufführung über, so sind wir wieder in der glücklichen Lage, im Allgemeinen ein sehr günstiges Urtheil fällen zu können. Obgleich der Komponist Anforderungen an die Sänger stellt, welche alles Maß übersteigen, so wurde doch ziemlich Erkleckliches geleistet. Herr Wagner hat die Titelrolle glücklich durchgeführt; es entging uns zwar nicht, daß er einmal zu früh einsetzte, den Fehler aber ohne merkliche Störung verbesserte, daß er mit der Stimme überschlug und öfters gar zu hastig und schnell gesungen hat, doch waren seine Leistungen im Allgemeinen

Digitized by Google

so gut, daß diese geringen Mängel dagegen verschwinden mögen. Hr. Otto hat als Graf von Luna recht gut gefallen und würde uns noch in höherem Grade befriedigt haben, wenn seine Coloraturen in der Arie im 2. Akt reiner und flüssiger gewesen wären. Frau Förster hat sich als Leonore durch den gefühlvollen Vortrag der Arie in der 1. Scene des 4. Aktes und im Duo mit Manrico dortselbst und Frln. Ruhe durch ihr treffliches Spiel in der schwierigen Rolle der Zigeunerin vollen Beifall erworben. Orchester und Chöre hielten sich ziemlich gut, so daß die ganze Aufführung als eine billigen Ansprüchen entsprechende mit Recht bezeichnet werden kann. —δ—

Würzburg, 7. Dez. Nachdem nun die verehrte Künstlerin Marie Niemann-Seebach wieder in ihren heimischen Wirkungskreis Hannover zurückgekehrt, sei es uns erlaubt, noch Einiges über deren Gastspiel zu berichten. Dieselbe trat den 24. v. M. zuerst in „Maria Stuart" von Schiller, dann „in der lachenden und weinenden Anna" und in „einer Tasse Thee" [1]), ferner in „Romeo und Julie" von Shakespeare, „Anna-Liese" von Hersch, in „der Widerspenstigen" von Shakespeare [2]) und „am Clavier" von Grandjean [3]), dann in „der Waisen von Lowood" von Ch. Birch-Pfeiffer [4]) und zum Schlusse den 3. d. M. als Margarethe in Göthe's „Faust", also in 9 der verschiedenartigsten weiblichen Charakteren auf, und in jedem derselben zeigte uns die große Meisterin ein anderes Bild und doch waren Alle in der Vortrefflichkeit ihrer Auffassung und Darstellung ähnlich.

Hohe Weiblichkeit, heilige Treue, innige Liebe, himmlische Anmuth, hingebende Leidenschaft sehen wir abwechselnd mit neckischer Schalkheit und heiterer Laune in ein und derselben Darstellerin vor unseren Augen vorüberziehen, und das Seelenauge prägte es tief in unser Inneres und wird das Andenken an diese eben so liebenswürdige als geistbegabte Künstlerin in uns erhalten.

Nach solchem hohen geistigen Genuß ist weniger als gewöhnliche Landkost unverdaulich, und solche war es, welche die Theater-Direktion ihren Abonnenten und einem vollen Hause am Sonntag den 6. Dez. vorzuführen sich erlaubte, indem sie — die doch zuerst jedes darzustellende Stück zu prüfen hat, und wie wir von ihr unbedingt erwartet haben, die Capacität haben muß, das Edle von dem Gemeinen, das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden — uns „im Rhinoceros" von Drost einen wahrhaft rhinocerosartigen dummen sogenannten Schwank vorführte. — Nach Beendigung dieser geist- und witzlosen Episode verbreitete sich ein allgemeines Zischen durch das Haus; doch hoffte man in dem folgenden Vaudeville „der Liebestrank" einigen Ersatz zu finden, aber das sonst recht artige Stückchen hatte eine so verkehrte Besetzung gefunden, daß man beinahe zu glauben versucht wird, die Direktion wollte sich absichtlich selbst ihr Grab graben. — Einer unserer besten tragischen Darsteller mußte als Naturbursche eine Gesangspartie herausdrücken, welche doch so gut in Herrn Laske hätte besetzt werden können, und der Darsteller des Barbier Elsterwitz erinnerte uns an die Bühnenzeit der Frl. Neuberin, wo noch der deutsche Hanswurst seine albernen Späße auf den Brettern trieb, gegen welchen die geistreiche Künstlerin so lange vergebens eiferte. — Den würdigen Schluß dieser Vorstellungen lieferte die Posse „Nach Mitternacht", wo besonders von dem Darsteller des „Herrn" so übertrieben wurde, daß mehr als zwei Drittheile des Publikums lange vor Beendigung der Posse aus Ueberdruß das Theater verließen, und am Schlusse derselben ein gellendes Pfeifen das ganze Haus, von der Gallerie bis in das Parterre erfüllte.

Möchte nach dieser Lehre die Direktion in Zukunft, sowohl in der Wahl der aufzuführenden Stücke, wie in der Austheilung der Rollen derselben sorgfältiger sein, dann wollen auch wir gerne diesen zu frühen Polterabend vergessen. R.

1) Wir glauben, daß Frau Niemann-Seebach dieses liebliche kleine Lustspiel aus dem Französischen übersetzt hat, denn wir haben etwas ganz Aehnliches in dieser Sprache gelesen oder gesehen.

2) Wir müssen über die Aufführung der „Widerspenstigen" hier noch nachholen, daß neben Frau Niemann-Seebach im Allgemeinen das ganze Bühnenpersonal seine verschiedenartigen Aufgaben gut löste; besonders vorzüglich ist dieses aber von Hrn. Hahn als Petruchio zu rühmen. Auch Frln. Gläsel als Bianka zeigte, daß dieselbe vorwärts strebt und unsere Winke nicht unbenutzt läßt. Ein muthiges Aussichherausstreten wird auch diese schön begabte Anfängerin auf der beschwerlichen und mühsamen Leiter der Kunst immer höher heben.

3) In der „Waisen von Lowood" sahen wir unlängst Emil Devrient, welcher in der zweiten Abtheilung als Rochester viel origineller und einen Engländer charakterisirender, als Hr. Hahn erschien. — Im Uebrigen sprach und spielte dieser Darsteller vorzüglich. Lobend müssen wir hier noch besonders die Frln. Schütz als Mistreß Judith bezeichnen, desgleichen Frau Hahn, welche die undankbare Rolle der Mistreß Red recht gut darstellte, sowie Frln. Fischer in der kleinen Rolle des bösen Jungens John.

4) Auch im Lustspiel „Am Clavier" hätten wir gewünscht, daß Hr. Hahn in Anzug und Haltung etwas mehr Geniales, Künstlerisches gewählt haben würde.

Deutscher Weck- und Mahnruf.

Ein Zeitgedicht, nicht zum Komponiren.

„Schleswig-Holstein!" ruft die Stimme Gottes,
Deutsche, höret, was sie spricht:
Voll ist längst das Maß des Dänenspottes,
Haltet endlich Hochgericht!
Treibt von dannen eurer Marken Schänder,
Opfert freudig Gut und Blut;
Deutsche Freiheit kröne unsre Länder,
Steure Feindes Uebermuth.

„Schleswig-Holstein!" sei die Losung heute,
Sei sie morgen bis zum Sieg!
Schon zerfleischt der Däne seine Beute,
Darum stürzt euch in den Krieg!
Setzt euch Alle, Helden gleich, zur Wehre.
Jetzt nur siegt ihr, oder nie!
Arg verhöhnet wird die deutsche Ehre,
Darum auf! und rächet sie!

Schleswig-Holstein, halte fest am Glauben,
Daß du bist ein deutsches Glied!
Wißt, kein König oder Wicht soll rauben
Euer Recht und euer Lied.
Darum sei der Freiheit Schwert geschwungen,
Das im Kampf uns nie betrog;
Singet: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen", —
Nieder mit dem Danebrog!

Leipzig, im Nov. 1863. Müller von der Werra.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

k. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 99. Sonntag den 13. Dezember 1863.

Ein weiblicher Dämon.

Roman
von
Xavier de Montépin.

(Schluß.)

Noch am selben Tage schlich sich Claudia Varni in das Haus des Doktors zu Brunoy, nachdem früher die treue Susanna daraus entfernt worden war. Sie durchsuchte die Papiere des Doktors und bemächtigte sich jenes Briefes, den der Herzog de la Tour-Vaudieu einige Stunden vor dem Duelle an Mr. Leroyer geschrieben hatte und in welchem das Testament eingeschlossen war, kraft dessen der Herzog seinen Sohn zum legitimen und einzigen Erben einsetzte.

Nachdem das geschehen war, kam Claudia wieder nach Paris zurück, ruhigen Gemüthes und schweigsamen Gewissens.

* * *

Indessen wurde der Prozeß gegen Paul Leroyer eingeleitet.

Die Journale, nicht nur von Frankreich, sondern von ganz Europa widerhallten im Jahre 1837 von den Einzelheiten des Prozesses „Du Pont de Neuilly".

Alles vereinigte sich, um gegen den jungen Mann zu zeugen, an dessen Straffälligkeit schon vom ersten Augenblick an Niemand zweifelte.

Ein Verbrechen — sagte man — reicht dem andern die Hand. Der Betrug führt zum Morde — und der Staatsanwalt bewies auf das unwiderlegbarste, daß Paul Leroyer, nachdem er die falschen Wechsel angefertigt und ausgegeben, er seinen Onkel ermordet hatte, um sich das Geld zur Einlösung dieser Falsifikate zu verschaffen.

Es war umsonst, daß Paul den wahren Hergang erzählte.

Diese Wahrheit überzeugte Niemanden, sie war unglücklicherweise nicht wahrscheinlich.

Uebrigens war auch aller Schein gegen ihn.

Hatte sich der Doktor Leroyer, als er am Tage seines Mordes vom Notar Morisseau vierzehntausend Francs zurückzog, nicht ganz deutlich über die vortheilhafte Anlage dieses Geldes ausgesprochen?

Wie ließ sich die Gegenwart des Alten auf dem Pont de Neuilly um eilf Uhr Nachts erklären?

Wie konnte man annehmen, Paul habe nicht gewußt, daß sein Onkel auf dieser Brücke war, über welche er doch selbst ging im Augenblicke, als das Verbrechen begangen wurde.

Und endlich waren die blutigen Hände des jungen Mannes, die blutbefleckten Bankbillette, welche er dem Notar überbracht, nicht offenbare, materielle, unabweisliche Beweise des Verbrechens, welches ihm zur Last gelegt wurde?

Noch niemals schien wohl die Anklage eines Verbrechens mehr begründet! —

Ungeachtet sich sein Vertheidiger alle Mühe gab, die Anklage möglichst zu entkräften, so konnte es ihm doch nicht gelingen, die Richter eines Andern zu überzeugen, und Paul Leroyer wurde zum Tode verurtheilt.

In der Nacht vom 8. zum 9. Dezember 1837 wurde die schauerliche Maschine an der Barriere Saint-Jaques aufgerichtet.

Schon bei Anbruch des Tages drängte sich eine ungeheuere Menschenmenge nach dem Richtplatze.

Um sieben Uhr Morgens bestieg der Verurtheilte — der Märtyrer — begleitet von einem Priester, die Plattform.

Er war groß und erhaben in seiner Ergebung. — Er küßte das Kruzifix, das geheiligte Ebenbild des Erlösers — der Priester ertheilte ihm den Segen und die Absolution — deren er wahrlich nicht bedurfte.

Einen Augenblick später und — es war vollbracht!

— — — — — — — — — — — —

In Mitte der Menge, welche mit wilder Freude den Henker sein Amt an einem Unschuldigen üben sah, stand eine Frau in tiefer Trauer, an jeder Hand ein Kind haltend, die in sich hineinweinten und erschreckt um sich sahen.

Es war Angelique Leroyer, die Frau, oder besser gesagt, die Wittwe des Verurtheilten, mit Abel und Bertha.

Nachdem die Guillotine ihr Opfer verschlungen hatte, hob die Unglückliche, welche dem Tode verfallen schien, aber doch noch aus ihrem heroischen Entschlusse eine übermenschliche Kraft schöpfte, die beiden Kleinen auf ihre Arme.

„Kinder!" rief sie aus. „Arme, verlassene Waisen! Seht her und erinnert Euch — man hat Euren Vater ermordet! Vergeßt nicht, vergeßt niemals, daß — sobald Ihr das Alter des Handelns erreicht haben werdet — Euer ganzes Leben der Rache geweiht sein soll! Folgt auch der kleinsten Spur, die Euch auf den Urheber des scheußlichen Verbrechens führen kann, dessen man Euren Vater beinzichtet.

Digitized by Google

Der Kopf des Schuldigen falle — Dank Euren Nachforschungen — an derselben Stelle, wo heute das Haupt Eures unschuldigen Vaters fiel. Kinder, es ist dies eine heilige, geheiligte Pflicht! Ich lege sie Euch auf, im Namen des Blutes, welches hier vergossen wurde."

* * *

Acht Tage später starb auch die Herzogin-Wittwe. Der Marquis de la Tour-Vaudieu trat ein in den Besitz des Titels und der Güter seines Bruders.

Der Stiefsohn.

Novelle

von

Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

V.

Um dieselbe Zeit eilte Sophie durch die Straßen, in denen ein rauher Wind dichte Schneewolken emporwirbelte. Zwar brannten die Gaslaternen, aber es war dunkel, da der Schnee massenhaft zur Erde fiel. Die arme Stickerin achtete des Unwetters nicht; sie eilte in froher Hast weiter. Hatte sie doch ihre Arbeit zu dem hohen Preise verkauft, den sie gefordert. Sie kam aus dem Hause der Frau von Haineck. Bald betrat sie ihre ärmliche Wohnung.

— Wo ist der Vater? fragte sie.

— Er wird erst gegen acht Uhr heimkehren, antwortete die Mutter. Seine Geschäfte gehen gut.

— Hat er wieder Geld gebracht?

— Beruhige Dich nur, Sophie, wir sind auf vierzehn Tage versorgt, und der Miethzins ist auch bezahlt.

— Gut; so will ich noch einige Einkäufe für meine Arbeiten machen. Vielleicht gelingt es, daß ich mich von der Willkür der hartherzigen Madame Detroit freimache. Ich bin dessen herzlich satt, um ein Spottgeld zu arbeiten.

— Das gebe Gott! seufzte die Mutter. Die Frau wird reich, putzt ihr Gewölbe immer stattlicher heraus, und wir müssen arbeiten und darben.

Sophie hüllte sich jetzt in den alten Mantel der Mutter, bedeckte das reizende Köpfchen mit einer Kappe, und verließ die Wohnung. Der Taffethut und das Umschlagetuch, das sie zum Besuche bei der vornehmen Dame angelegt, durfte dem Wetter nicht preisgegeben werden.

Anstatt das Haus zu verlassen, stieg sie die Treppe hinan. Frau Westmeier war auf dem Vorsaale beschäftigt.

— Ich gehe aus, flüsterte Sophie; kann ich Ihnen kleine Einkäufe besorgen?

Sophie leistete diese Dienste nicht zum ersten Male.

— Danke, mein gutes Kind! antwortete freundlich die Wittwe. Für heute habe ich nichts mehr zu besorgen. Ist Ihnen Herr Martens nicht auf der Treppe begegnet?

— Nein!

— So eben war er hier; aber nur auf fünf Minuten.

— Er hat wohl noch Unterricht zu ertheilen?

— So sagte er. Ich möchte nur wissen, was es mit dem armen Menschen ist; er war so verstört und hatte es so eilig, als ob er fürchtete, das Dach fiele ihm über dem Kopfe zusammen. Und dann hat ein Mann diesen Nachmittag zwei Mal nach ihm gefragt.

— Was für ein Mann?

— Ich kenne ihn nicht; aber er kam mir höchst sonderbar vor. Als ich ihm sagte, daß Herr Martens nicht zu Hause sei, mußte ich ihm das Zimmer zeigen. Nachdem er sich überzeugt, daß der Bewohner fehlte, ging er wieder.

Sophie bekämpfte ihre Aengstlichkeit.

— Frau Westmeier, flüsterte sie, wenn Ihr Miethsmann sich nur kein Leid anthut.

— Wie kommen Sie auf diese Vermuthung?

— Der Vorfall von gestern ...

— Ah, Sie meinen wohl, er hat sich das Leben nehmen wollen?

— Ich gestehe offen, die Sache kam mir verdächtig vor.

— Das ist wohl möglich! murmelte bedenklich die Wittwe. Und dabei sucht er immer noch nach einem Briefe, der, wie er behauptet, gestern in der Stube gelegen habe. All mein Suchen hilft nichts — ich finde keinen Brief.

— Achten Sie auf ihn, liebe Frau Westmeier, bat Sophie. Den armen Menschen drückt ein Leid, das er zu verbergen sucht. Wenn irgend etwas vorfällt, rufen Sie nur gleich den Vater.

— Das wird geschehen; ich habe ja sonst Niemanden, an den ich mich wenden könnte. Herr Martens macht mir viel zu schaffen — hätte ich ihn nicht so lieb, ich würde ihm sagen ...

— Nur jetzt sagen Sie ihm nichts! fiel ihr Sophie hastig in das Wort. Nicht wahr, Sie schweigen mir zu Liebe und mehren das Drückende seiner Lage nicht; er bezahlt Sie pünktlich, und mehr können Sie ja nicht fordern. Gute Nacht!

Sophie eilte die Treppe hinab.

— Nicht übel! murmelte die erstaunte Wittwe. Da geht mir ein helles Licht auf! Das Mädchen liebt meinen Miethsmann. Die Frage, ob ich Besorgungen hätte, war nur ein Vorwand — Martens ist ein hübscher Junge, Sophie kann sich mit ihrem Engelsgesichte sehen lassen — richtig, da geht etwas vor! Wie ängstlich Sie mich bat, daß ich schweigen möge — nun, Dir zu Liebe, armes Kind, werde ich schweigen, obgleich ich nicht recht einsehe, was aus der Geschichte werden soll. Martens verdient wenig, und Sophie hat nichts — du lieber Gott, es geht in der Advolatenfamilie oft traurig genug her. Manchen Abend sind die armen Kinder hungrig zu Bett gegangen. Das ist ein Elend!

Wir begleiten Sophien, die hastig durch die Straßen eilt. Der dichte Mantel, dessen Kragen sie über den Kopf gezogen, schützt sie vor dem schneidenden Winde. Niemand hätte unter der unscheinbaren Hülle das reizende Kind vermuthet. Nachdem sie einige Straßen und Gäßchen durchschritten, blieb sie vor einem hohen Hause stehen. Die unzähligen erleuchteten Fenster deuteten an, daß hier eine Menge Familien unter einem Dache wohnten.

— Ich bin am Ziele! flüsterte Sophie vor sich hin. Gebe Gott, daß ich den Weg nicht vergebens gemacht habe.

Sie öffnete die Thür des Hauses und trat auf die lange schmale Hausflur, die vollständig finster war. Es gehörte Muth dazu, in die Finsterniß einzudringen. Der Zufall kam der ängstlichen Sophie zu Hülfe. Auf der Treppe entstand ein Geräusch, und gleich darauf ward ein

Digitized by Google

altes Weib mit einer Laterne sichtbar. An diese Alte wandte sich die ängstliche Sophie mit der Frage, ob in dem Hause Herr Fink wohnte.

— Sie meinen den Handelsgerichtsdiener?

— Ja.

— Eine Treppe hoch, links die erste Thür.

Sophie dankte und eilte hinan. Tappend fand sie die Thür und die Klingel, die sie zog. Eine Frau öffnete.

— Guten Abend, Frau Fink!

Frau Fink kannte die Stimme nicht sogleich; als Sophie aber ihr Gesicht zeigte, rief jene freudig erstaunt:

— Fräulein Falk, Sie sind es?

— Ich bin es.

— Und so spät?

— Ich möchte Ihren Mann sprechen.

— Er muß jeden Augenblick nach Hause kommen. Treten Sie ein — ach, wie freut es mich, daß ich Sie einmal wieder sehe.

Frau Fink war außer sich vor Freude. Mit einem wahren Jubel führte sie Sophien in ein reinliches, hübsch eingerichtetes Stübchen, das hell erleuchtet und behaglich erwärmt war. Vor dem Sopha stand ein gedeckter Tisch. Ein niedliches Mädchen von vier Jahren spielte mit einer Puppe. Frau Fink, die vielleicht achtundzwanzig Jahre zählen mochte, nahm mit freundlicher Gewalt Sophien den schneebedeckten Mantel ab.

— Hier, rief sie, indem sie die Hand des Kindes ergriff, ist Ihre Pathe. Was sagen Sie dazu?

Sophie küßte die weiße Stirn des Kindes, das die Fremde erstaunt anblickte.

— Damals waren andere Zeiten, flüsterte sie in schmerzlicher Freundlichkeit. Wären sie geblieben, ich würde für meine kleine Sophie sorgen ...

— Mein liebes Fräulein, Sie haben genug gethan, unterbrach sie eifrig die junge Frau. Mein Mann war Schreiber bei Ihrem Herrn Vater, und sowohl ihm als Ihnen danken wir, daß wir uns heirathen konnten. Mein Mann hatte einen Vorschuß von fünfzig Thalern von Herrn Falk erhalten — Sie legten die zerrissene Schuldverschreibung auf die Wiege unseres Kindes und steckten mir einen Pathenbrief mit einem Goldstücke zu...

— Denken Sie doch nicht daran.

So etwas vergißt man nicht. Wir haben oft davon gesprochen und bedauert, daß Herr Falk ein solches Unglück gehabt hat. Mein Mann bleibt dabei, der Doktor Petri hat nicht recht gehandelt. Die Sache hätte auf gütlicherem Wege ausgeglichen werden können. Es ist abscheulich, so viel Unglück über eine Familie zu bringen.

— Es ist nun einmal geschehen und läßt sich nicht ändern. Sind Sie mit Ihrem Loose zufrieden?

— Seit mein Mann Wechseldiener ist, kann ich mich nicht beklagen; er hat zwar nur einen kleinen Gehalt, aber wir kommen doch aus. Ach Gott, könnten wir uns doch so dankbar beweisen, als wir wohl möchten. Nun bleiben Sie diesen Abend hier und essen mit uns. Ah, jetzt kommt mein Mann! Ich kenne seinen Zug an der Glocke.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag, 10. Dez. „Die Stumme von Portici", Oper von Auber, zum Benefize der hiesigen Stadtarmen. Die Stumme, ein großartiges farbenreiches Tonstück, hat wesentlich zur Begründung des guten Klanges mitbeigetragen, welcher den Namen Auber ziert; sie ist der Blüthezeit seiner schöpferischen Kraft entsprossen und ein Meisterwerk, welches nicht nur zur Zeit seiner Erscheinung Epoche gemacht hat, sondern jetzt nach Verlauf von fast vier Jahrzehnten seine ehrenvolle Stellung noch unverändert behauptet. Die Oper ist äußerst sorgfältig und geschickt angelegt und entspricht dem von Scribe genial ausgearbeiteten trefflichen Libretto vollkommen, indem sie über den in hohem Grade dankbaren Stoff einen eigenthümlichen melodiösen Reiz ausgießt, die trefflich gezeichneten Hauptfiguren mit leichter aber sicherer Hand zu einem hochpoetischen Ganzen verwebt, ohne ihre Charakteristik zu beeinträchtigen, und sie in einen Hintergrund stellt, welcher in lebhaften Farben ein naturgetreues Bild des neapolitanischen Volkslebens darstellt. Der höchste Schwung konzentrirt sich in der Heldin des Stücks, der stummen Fenella. Da ihr die Zunge gelähmt ist, muß sie durch die Pantomime zum Herzen sprechen, wird aber dabei in unübertrefflicher Weise durch die Musik unterstützt; es liegt in derselben ein so hochpoetischer Reiz, daß es der Worte nicht bedarf, um den mannigfaltigen, unter der glühenden Sonne Neapels so heftigen und schnell wechselnden Gefühlen Ausdruck zu geben. Die Musik malt meisterhaft die Liebe und Hingebung, den Edelsinn und die hochtragische Aufopferung des armen Fischermädchens und steigert das Interesse durch glückliche Benützung der musikalischen und dramatischen Momente bis zum Schlusse fortwährend. Nicht minder glücklich ist die Zeichnung des Masaniello und des Pietro, ersterer durch die wilde Fluth der Revolution gegen den Druck der neapolitanischen Gewalthaber zur höchsten Würde empor gehoben, sühnt durch ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfeld die voreilige Annahme der Krone, nachdem er bis zum letzten Augenblicke als Schützer der Schwester und Rächer der ihr zugefügten Schmach ihr treu zur Seite gestanden; letzterer ein energischer, unbeugsamer Republikaner, verharrt bis zum Tode an Masaniello's Seite; obgleich er dessen Streben nach der Krone verdammt. Beide Rollen sind ebenso glücklich von dem Komponisten durchgeführt, als sie von dem Dichter behandelt sind. Das Duett zwischen Masaniello und Pietro und namentlich das bekannte Schlummerlied sind ganz besondere Glanzpunkte dieser Rollen. — Die Elvira, eine hochsinnige edle Erscheinung, ist eine reichbegabte Parthie, deren beste aber auch schwierigste Nummer, die brillante große Arie selbst für eine ganz vorzügliche Sängerin eine Aufgabe ist.

Wenn dem Allen gegenüber die Rolle des Alfonso etwas in den Schatten tritt, so ist das bei dem Zusammentreffen so vieler glänzenden Partien ganz natürlich und schwächt den Effekt nicht im Geringsten. Da auch die Chöre trefflich geschrieben sind und die Musik so viel faßliche wohlklingende Melodien hat, daß sehr viele Piecen sich im Volksmunde theilweise eingebürgert haben, so ist es kein Wunder, daß die Stumme sich als höchst beliebte Erscheinung auf dem Repertoir gehalten und ihre Anziehungskraft zu allen Zeiten beibehalten hat. Es mußte deßhalb angenehm berühren, daß die Direktion die Vortheile der erstmaligen Aufführung dieser Oper den hiesigen Stadtarmen zugewendet

Digitized by Google

hat, statt hievon zunächst den ersten Nutzen zu ziehen, und sei ihr deßhalb die gebührende Anerkennung für diese uneigennützige Wahl ausgedrückt. Was die Aufführung anlangt, so war dieselbe, trotzdem daß sehr erheblich in der Oper gestrichen und dadurch manche Schwierigkeit beseitigt war, nur eine sehr mittelmäßige, die dermaligen Bühnenkräfte sind bei aller Anstrengung der großartigen Tonschöpfung Aubers nicht hinreichend gewachsen. Das Mögliche wurde übrigens in einigen Rollen geleistet und hat namentlich die Stumme eine treffliche Darstellerin in Frau Ritter gefunden, sie wußte die dramatischen Momente mit feinem Gefühle und richtigem Verständnisse zum Ausdruck zu bringen und hat im Ganzen befriedigt. Herr Wagner hat die schwierige Partie des Masaniello mit lobenswerthem Eifer durchgeführt, doch wollte es ihm nicht recht gelingen, seiner umfangreichen Aufgabe Meister zu werden. Frln. Ruhr hat die Elvira im 1. Akte recht brav gesungen, konnte aber im Verlaufe nicht nachhalten, da ihrer Stimme die Ausdauer abging. Hr. Setzelberg, der nach langer Ruhe wieder einmal aufgetreten ist, hat seiner sonst befriedigenden Leistung durch das fortwährende Tremuliren geschadet. Möge die Wiederholung der Oper das Bestreben dokumentiren, nach besten Kräften zum Gelingen dieses vorzüglichen Meisterwerkes beizutragen. —δ—

Würzburg, 10. Dez. Am 8. d. Mts. wurde auf unserer Bühne „Der Sohn der Wildniß", von Friedr. Halm, mit vielem Beifall gegeben. Es ist nun schon eine Reihe von Jahren entschwunden, seitdem das eben benannte Schauspiel seine erste Wanderung über alle Bühnen Deutschlands begonnen und überall wegen seiner schönen Sprache und edlen Haltung die freundlichste Aufnahme fand. Auch hier soll dieses dramatische Werk bei jedesmaliger Aufführung immer, je nach seiner Ausführung, mehr oder weniger Beifall erhalten haben. Auch bei der letzten hier stattgehabten Vorstellung desselben zeigte unser Publikum, daß, wenn es am verflossenen Sonntag Verstöße rügte, es auch der Kunst den wohlverdienten Lorbeer zu reichen weiß. Herr Emil Hahn gab den Ingomar mit inniger Wärme und Wahrheit, besonders schön war die Scene, wo Halm sagen läßt: „Mein Herz, ich muß dich fragen, was ist denn Liebe, sag'?" „„Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag!"" „Sprich, woher kommt Liebe?" „„Sie kommt und sie ist da."" „Sag', wie schwindet Liebe?" „„Die ward's inne, der's geschah!"" Auch die Scene, wo Ingomar im Zorn das Schwert nach der Partheme zieht und von Liebe überwältigt, dasselbe von sich wirft und ihr zu Füßen fällt, müssen wie als höchst gelungen bezeichnen. Hr. E. Hahn sowohl als Ingomar, wie Frau Ritter als Partheme wetteiferten um den Lorbeer des Abends, welcher mit vollem Rechte Beiden durch mehrfachen Hervorruf zu Theil wurde; denn Beide zeigten in der Ausführung ihrer Aufgabe, daß sie in den Geist des Dichters eingedrungen, weßhalb sie auch durch ihr seelenvolles Spiel dem Publikum einen höchst genußreichen Abend bereiteten.

Auch das dramatische Zeilbild Gutzkow's: „Der Königslieutenant", war eine gelungene Vorstellung, in welcher Hr. Asché die schwierige Rolle des Königslieutenants mit anerkennungswürdigem Kunststreben durchführte und durch sein schönes Spiel, trotz dem — sehr gut nachgeahmten — gebrochenen Deutschen, das Publikum zu rühren verstand. Hr. Asché wußte in dieser Rolle das Ritterliche eines französischen Edelmannes, welches sich stets mit der größten Galanterie gegen Damen paart, meisterhaft darzustellen. Auch Frln. Becker verdiente als Wolfgang Göthe den ihr an diesem Abend vielfach gezollten Beifall. Rath Göthe wurde durch Hrn. Borrasch, die Räthin Göthe durch Frau Hahn, Mittler durch Hrn. Simon recht brav dargestellt; und Frln. Schütz zeigte, daß sie als Magd Gretel ebenso gut frankfurterisch, wie früher als Lindenwirths Bärbel („Dorf und Stadt") schwäbisch zu sprechen versteht; sie war das erheiternde Prinzip des Abends. — Die andern Rollen sind Episoden, welche das Ihrige redlich zum Gelingen des Ganzen beitrugen. R.

Habt Acht!

Habt Acht, habt Acht!
Seid auf der Wacht!
Nach Norden schaut auf's Bruderland,
Daß nicht verrathen und verbannt
Die Treuen irren wieder her
Und haben keine Heimath mehr!
Den Hülfruf hört! Helft im Verein
Schleswig-Holstein!

Mit Lug und Trug
Schon hat genug
Germania der Feind zernagt
Und frech sich bis in's Herz gewagt!
Der Franzmann, Russe hat ein Stück,
Sie lauern All' auf gutes Glück,
Der Däne lügt: „Mein ist allein
Schleswig-Holstein!

Diplomatie,
Sie frommt uns nie!
Drum, deutsches Volk, steh' auf der Wacht,
Auf eig'ne Volkskraft sei bedacht
Und dein, ja dein ist dann der Sieg!
Doch dreimal Fluch dem Federkrieg,
Er war's, er schlug in Fesseln ein
Schleswig-Holstein!

Habt Acht, habt Acht!
Leicht über Nacht
Gibt es ein neues Protokoll,
Das Land und Leut' verrathen soll!
Dann ladet scharf, — das Schwert heraus!
Für Recht und Wahrheit zieht hinaus,
Frei soll, für immer frei muß sein
Schleswig-Holstein!

Voran alsdann,
Wer kämpfen kann!
Wer bessern Rath als Kämpfen weiß,
Den Schuft gebt der Verachtung Preis!
Und schlägt Germania nicht stark
Den Feind, daß ihm verspritzt das Mark,
Dann wünsche nicht mehr deutsch zu sein
Schleswig-Holstein!

Friedrich Friedreich.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: N. Bauderf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 100. Mittwoch den 16. Dezember 1863.

Der Stiefsohn.

Novelle
von
Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

Die Frau eilte hinaus. Gleich darauf trat Herr Fink, der Wechseldiener, ein. Er war ein stattlicher, kräftiger Mann von einigen dreißig Jahren.

— Kennst Du Fräulein Sophie noch? fragte Frau Fink.

— Wir haben uns diesen Morgen schon gesprochen. Willkommen, Fräulein Sophie.

Während die Frau in der Küche beschäftigt war, fand zwischen dem jungen Mädchen und dem Wechseldiener folgendes Gespräch statt.

— Herr Fink, ich nehme keinen Anstand, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.

— Seien Sie versichert, daß ich gern zu Diensten stehe. Ich und meine Frau, wir sind ja Ihre dankbaren Schuldner. Sagen Sie mir offen, worin ich Ihnen nützlich sein kann.

— Als wir uns diesen Morgen an dem Hause trafen, in dem wir wohnen, sagten Sie mir, daß Sie einen jungen Mann verhaften sollten....

— Felix Martens, ganz recht. Auf einen Wechsel von dreihundert Thalern. Ich komme so eben zum dritten Male aus seiner Wohnung.

— Sie haben ihn doch nicht verhaftet? fragte Sophie erschreckt.

— Nein; ich habe ihn nicht angetroffen. Indeß morgen früh sechs Uhr...

— Hören Sie mich an, Herr Fink. Das Geld wird bezahlt werden, auch ohne daß Sie die Verhaftung vornehmen. Uebermorgen händige ich Ihnen dreihundert Thaler ein.

— Sie, mein liebes Fräulein? fragte erstaunt der Wechseldiener.

— Felix Martens ist ein seltsamer Mensch; die Furcht vor der Verhaftung ist so groß, daß er sich hat das Leben nehmen wollen. Schonen Sie ihn nur den einen Tag — sorgen Sie dafür, daß er die ihm drohende Gefahr nicht erfährt — Sie verrichten ein gutes Werk, ohne daß Sie dem Gläubiger Schaden zufügen. Ich verbürge mich für die Zahlung. Das Geld ist mir sicher, übermorgen erhalte ich es. Nun habe ich mich Ihnen in Vertrauen eröffnet und bitte Sie, keinem Menschen ein Wort von meinem Vorhaben zu sagen, selbst Herrn Martens nicht. Sie empfangen das Geld und die traurige Angelegenheit ist abgemacht.

Die arme Sophie preßte beide Hände auf den Busen, sie mußte sich erheben, denn die Angst hatte sie erschöpft.

— Können Sie meine Bitte erfüllen? fragte sie nach einer Pause.

Der Wechseldiener sah die Angst des jungen Mädchens.

— Was soll ich thun? murmelte er vor sich hin. Ich habe die gemessensten Befehle — man weiß, daß Herr Martens krank, also zu Hause ist — —

— Wer ist sein Gegner?

— Der Advokat Petri; er war wüthend, als ich ihm vorhin die Nachricht brachte, daß der Wechselschuldner nicht anzutreffen sei. Morgen früh sechs Uhr will er mich begleiten — ihm liegt viel an der raschen Verhaftung. Wäre nicht gerade Petri der gegnerische Advokat, ich würde Ihnen rathen...

— Nein, zu dem Manne kann ich nicht gehen! rief Sophie.

— Es giebt noch ein Mittel.

— Nennen Sie mir dieses Mittel.

— Geben Sie dem Herrn Martens zu erkennen, daß er morgen früh vor sechs Uhr seine Wohnung verlassen und sich den ganzen Tag bei einem Freunde aufhalten möge. Ein leeres Nest können wir nicht ausnehmen. Dann bleibt Ihnen Zeit, die Sache zu ordnen. Ich gebe Ihnen später weitere Nachricht. Aber verrathen Sie mich nicht, denn mein Dienst steht auf dem Spiele.

Frau Fink brachte das Abendessen. Sophie, der ein wenig leichter um das Herz geworden war, blieb als Gast bei den guten Leuten, die ihre Dankbarkeit auf jede Weise zu bethätigen suchten, dann entfernte sie sich, um Maßregeln zum Schutze des bedrängten Felix zu ergreifen. Wie aber konnte sie ihn bewegen, so früh schon das Haus zu verlassen? Durfte sie ihm die Wahrheit sagen, ohne sein Zartgefühl zu verletzen? Durfte Felix überhaupt erfahren, daß sie seine Noth kannte? Ließ sich bei seiner Reizbarkeit nicht Alles fürchten? Sie legte den weiten Weg zurück und erreichte das Haus, ohne einen Ausweg gefunden zu haben. Unschlüssig stand sie an der Thür. Sollte sie die Wittwe in ihr Geheimniß ziehen; sie überlegte noch, als die Gestalt eines Mannes über die Schwelle trat. Es war Felix. Auch er schien unschlüssig zu sein, ob er die Treppe ersteigen oder die Glocke an Finks Wohnung ziehen solle. Sophie

Digitized by Google

hatte ihn erkannt; sie begriff, daß sie ihn anreden mußte, da er sie in dem Mantel der Mutter nicht erkennen würde.

— Herr Martens!

— Wer ruft? fragte erschreckt der junge Mann.

— Ich, Sophie!

— O mein Gott! Sie setzen sich der scharfen Zugluft aus?

Er ergriff ihre Hände und drückte sie stürmisch an seine Lippen. Dann traten Beide tiefer in das Haus, um von denen, die eintreten würden, nicht bemerkt zu werden. Felix drückte seine Freude darüber aus, daß ein glücklicher Zufall ihn mit der Geliebten zusammenführe.

— Nennen Sie es nicht Zufall, daß wir uns treffen, flüsterte Sophie. Ich habe Sie erwartet. Ist es denn recht, daß Sie mich den ganzen Tag in Ungewißheit über Ihren Gesundheitszustand lassen? Sie gehen und kommen, ohne auf mich Rücksicht zu nehmen, die ich Sie gestern Abend am Rande des Grabes gesehen habe.

— Und Ihre Hand hat mich in das Leben zurückgeführt! Es ist nicht recht, aber verzeihen Sie mir, ich hatte viel zu besorgen. So eben sann ich auf ein Mittel, mich Ihnen bemerkbar zu machen. Sophie, Ihnen gehört mein Leben, das Sie dem Tode entrissen, und Gott ist mein Zeuge, daß ich den redlichen Willen habe, es Ihnen zu weihen. Sie haben mir ewige Treue geschworen . . .

— Und ich halte meinen Schwur! versicherte Sophie. Felix! fügte sie ganz leise hinzu, denn es war das erste Mal, daß sie den Vornamen des Geliebten nannte.

Der junge Mann bebte freudig zusammen, als er sich so nennen hörte.

— Sophie! Sophie! flüsterte er zurück. Sie söhnen mich mit meinem trüben Geschick aus und machen mich zum glücklichsten aller Menschen.

— Haben Sie auch Alles bedacht? fragte sie schüchtern.

— Was? Gibt es noch ein Hinderniß, das sich unseren Wünschen entgegenstellt, wenn wir uns gegenseitig lieben?

Man sieht, daß der Sprachlehrer Idealist war. Die reale Welt war ihm nichts, obgleich er mit argen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte. Er stand in dem glücklichen Alter, in dem jeder Liebhaber Optimist ist. Die Gegenwart gilt ihm wenig, er hofft Alles von der Zukunft, die ihm wie ein herrliches Morgenroth erscheint.

— Ich bin arm, bin die Tochter eines unglücklichen Advokaten — mein Vater hat durch die Bosheit Anderer seine Praxis und auch wohl den guten Ruf verloren...

— Sophie, und wären Sie die Tochter eines Verbrechers, ich müßte Sie lieben! Aber Ihr Vater ist schuldlos, ich weiß es. O wäre ich reich, ich würde ihn für die erlittene Unbill entschädigen.

— Wird auch Ihre Familie so urtheilen?

— Ich habe keine Familie mehr. Die wenigen Anverwandten, die noch leben, kann ich nicht beachten, denn sie haben mir mein Vermögen gestohlen. Ich kenne kein Gesetz, als meinen Willen, und mein Wille ist meine Liebe zu Ihnen, Sophie, lassen Sie von mir, so fesselt mich nichts mehr an das Leben —

— O, mein Freund, verbannen Sie solche Gedanken! flüsterte Sophie erschreckt. Anstatt zu fürchten, handeln Sie. Ich bin kein Mann, aber ich bebe nicht zurück, wenn...

— Sophie, flüsterte Felix hastig, Sie haben Recht: ich werde handeln! Noch einmal will ich den Versuch machen, meinem Stiefvater das Vermögen zu entreißen, das mir meine Mutter hinterlassen hat. Morgen früh werde ich zu dem Doktor Petri gehen.

— Was wollen Sie bei diesem Manne?

— Er ist der Rechtsanwalt meines Stiefvaters.

— Gehen Sie nicht zu ihm.

— Warum?

— Derselbe Mann hat meinen Vater in das Verderben gestürzt. Meiden Sie ihn, er ist Ihr Feind, wenn er Ihrem Gegner dient. Felix, versprechen Sie mir, bei dem Doktor nichts zu unternehmen. Bedürfen Sie eines Rathgebers, so wenden Sie sich an meinen Vater, der als tüchtiger Jurist bekannt ist. Dem Manne sich offenbaren, heißt, ihm die Waffen in die Hände geben.

— Ich will Ihrem Rathe folgen, murmelte Felix. Doch nun habe ich habe ich Ihnen etwas zu sagen. Sie werden mich einige Tage lang nicht sehen. Beunruhigen Sie sich deshalb nicht. Es ist ein Jugendfreund angekommen, der mich während seines Aufenthaltes stets um sich haben möchte.

— Gut, recht gut, die Zerstreuung wird Ihnen wohlthun. Gehen Sie diesen Abend noch zu ihm.

— Das ist meine Absicht. Aber zuvor wollte ich Sie davon benachrichtigen. Abends um diese Stunde komme ich auf einige Augenblicke. Wollen Sie mich erwarten?

— Mit dem Schlage acht Uhr finden Sie mich hier. Gehen Sie mit Gott, Felix. Ich werde Ihrer Wirthin Nachricht geben. Aber versäumen Sie nicht, jeden Abend zu kommen. Gute Nacht, Felix!

— Gute Nacht, meine liebe Sophie!

Sie trennten sich nach einem langen innigen Kusse. Felix verließ das Haus, Sophie betrat ihre Wohnung, froh über die günstige Wendung der Dinge. Sie nahm an, daß der Geliebte die Absicht des Doktors wisse und sich seinen Nachstellungen zu entziehen suche. Nun war sie der traurigen Nothwendigkeit überhoben, ihn direkt zu warnen. Die kleine Lüge verzieh sie ihm gern, sie erkannte ja das Peinliche seiner Lage.

VI.

Um die bestimmte Stunde fand sich Sophie bei Frau von Haineck ein; sie war in großer Sorge, denn Petri hatte Alles aufgeboten, um sich seines Schuldners zu bemächtigen. Felix, den sie, wie verabredet, heimlich gesprochen hatte, war unruhig und aufgeregt gewesen; es läßt sich denken, daß die arme Sophie für ihn zitterte, zumal da Fink erklärt, daß er täglich die Wohnung des abwesenden Martens besuchen müsse.

Frau von Haineck ließ der Stickerin durch das Kammermädchen sagen, daß die Rückkehr ihres Gatten drei Tage später erfolgen werde, daß sie also dann erst Zahlung leisten könne.

Diese Mittheilung war ein Donnerschlag für das arme Mädchen, das wie betäubt die Wohnung der reichen Dame verließ. Sophie wußte kein anderes Mittel, Geld zu erhalten, als durch den Verkauf ihrer Arbeit; außer Frau von Haineck würde sich Niemand geneigt finden, eine solche Summe zu zahlen. In qualvoller Angst erwartete sie den Abend. Felix kam. Seine Stimme zitterte, wenn er sprach.

— Sind Sie krank? fragte das besorgte Mädchen.

— Nein, nein!

Digitized by Google

— Warum sind Sie so unruhig? Wenn Sie mich lieben, entdecken Sie mir offen, was Sie drückt.

Felix suchte auszuweichen.

— Es ist nichts, Sophie. Haben Sie nur noch kurze Zeit Geduld mit mir, und meine trübe Stimmung wird gehoben sein. In den nächsten Tagen werde ich auch mit Ihrem Vater sprechen — wir müssen etwas unternehmen, um meine Zukunft zu sichern. So kann es nicht bleiben.

Der Abend war sehr kalt; man kürzte das Gespräch ab.

— Bleiben Sie noch einige Tage bei Ihrem Freunde? fragte Sophie.

— Er reist bald ab.

— Aber Sie kommen doch morgen?

— Wie immer.

Felix eilte hinweg. Als Sophie in das Zimmer trat, fand sie den Vater mit der Mutter im Gespräche. Der Agent erzählte von dem reichen Herrn Ehrenberg und seiner Tochter.

— Apropos, Sophie, rief er, Du sollst morgen früh zu der jungen Dame kommen, die sich Deines Rathes bei einigen Einkäufen bedienen will. Ich habe Dich empfohlen. Richte Dich ein, daß Du den Vormittag bei Fräulein Ehrenberg bleiben kannst. Sie wohnt Stadt Paris Nummer Sieben. Die Bekanntschaft kann von Vortheil sein, denn die junge Dame will große Anschaffungen machen.

Sophie versprach, dem Auftrage zu genügen. Sie arbeitete noch lange, dann ging sie sorgenvoll zu Bett. Der Gedanke an den Gemüthszustand ihres Felix verscheuchte den Schlaf. Wie mußte er leiden unter dem Drucke der widerwärtigen Verhältnisse, die sich stündlich unerträglicher gestalteten! Und was würde er thun, wenn der Advokat ihn der Freiheit beraubte? Sophie dachte sich das Wechselgefängniß als einen finstern Kerker, in welchem die Gefangenen wie Verbrecher behandelt würden. Sie sah in ihrem unruhigen Traume den armen Felix bleich und abgemagert, Ketten an Händen und Füßen, ein Raub der Verzweiflung. Als sie am nächsten Morgen ihre Toilette gemacht hatte, sah sie ungewöhnlich bleich aus.

— Falk, flüsterte die besorgte Mutter ihrem Gatten zu, mir wird recht bange um unsere arme Sophie.

— Sie darf nicht mehr arbeiten und muß bessere Kost haben, antwortete der Agent. Die Aufopferung des Mädchens hat mir längst am Herzen genagt. Ich hoffe, daß ich unserer Tochter bei Fräulein Ehrenberg eine Stelle verschaffen werde. Mit der Familie des Rentiers wird sie reisen und sich erholen.

— Wir wollen uns von Sophie trennen? fragte erschreckt die Mutter.

— Nur für die Zeit, deren sie zur Herstellung ihrer Gesundheit bedarf. Dann, mein liebes Weib, werde ich auch eine günstige Umgestaltung unserer Verhältnisse bewirkt haben. Glaube mir, es geht in nächster Zeit manches vor, von dem Du Dir nichts träumen läßt!

Sophie hatte sich nach Kräften geschmückt; sie trug ihren kleinen Hut von schwarzer Seide und das Umschlagtuch von grauer Wolle. Das braune Merinokleid war zwar ärmlich, aber sauber und elegant. Der Vorrath an Garderobe, der aus der guten Zeit stammte, war von der Familie verbraucht und neue Anschaffungen hatten die Verhältnisse nicht erlaubt. Bald erreichte Sophie das Hotel. Sie suchte und fand das bezeichnete Zimmer.

Auguste war allein; Herr Ehrenberg hatte sich entfernt, um Zeitungen zu lesen.

— Sie sind ohne Zweifel Demoiselle Falk?

Mit dieser Frage trat ihr die junge Dame freundlich entgegen.

— Mein Vater sendet mich zu ihrer Dienstleistung, mein Fräulein. Wollen Sie mich mit ihren Aufträgen beehren, so werde ich mich bemühen, das Vertrauen zu rechtfertigen, das Sie in mich setzen.

Auguste war erstaunt über den Takt, der sich in dem ganzen Wesen des bleichen Mädchens aussprach. Das feine reizende Gesichtchen mit den dunkelblauen schwermüthigen Augen riß sie zur Bewunderung hin. Sie konnte es fast nicht über sich gewinnen, dieser Erscheinung gegenüber von Dienstleistungen zu sprechen.

— Ich bin hier fremd, fuhr Auguste ein wenig befangen fort; meine Reisegarderobe ist nicht auf Besuche eingerichtet — und doch hat mein Vater die Einladung zu einem Balle angenommen. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir bei Anschaffung von Toilettengegenständen mit Ihrem Rathe nützlich sein wollten.

Auguste ergriff die Hand Sophiens und führte sie zu dem Sopha. Die nun folgende Unterredung betraf die Anschaffung eines Ballstaates. Die Tochter des Agenten zeigte so viel Geschmack in dem, was sie vorschlug, daß Auguste ihr mit Freude das ganze Arrangement überließ. Nach der ersten Viertelstunde schon war es Fräulein Ehrenberg klar geworden, daß sie es mit einem fein gebildeten Mädchen zu thun hatte. Sie fühlte sich zu Sophien auf eine wunderbare Weise hingezogen. Nun ward beschlossen, im Laufe des Vormittags einige Einkäufe zu machen, damit die Arbeit beginnen konnte; denn der Ball sollte schon in acht Tagen stattfinden. Auguste hüllte sich in ihren Pelzmantel.

— Mademoiselle Falk, rief sie, es ist heute sehr kalt. Ich bitte Sie um eine Gefälligkeit.

— Befehlen Sie, mein Fräulein.

— Sprechen Sie das Wort „befehlen" nicht aus. Ich freue mich, daß ich Sie kennen gelernt habe, und wenn es Ihnen recht ist, werden wir die Bekanntschaft fortsetzen, so lange ich hier bleibe. Ihr Vater hat uns bereits wichtige Dienste geleistet und, ich kann es Ihnen sagen, speziell auch mir — nun gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen dankbar zeige. Nehmen Sie diesen Shawl; er schützt besser gegen die Kälte als Ihr Tuch. Ich habe ihn gestern in einem Magazine gekauft, weil er mir gefiel. Sie sehen ja, daß ich einen Pelzmantel trage.

Während Sie diese Worte gesprochen, hatte sie einen großen Wintershawl entfaltet und warf ihn der erstaunten Sophie über die Schultern.

— Er steht Ihnen vortrefflich! fügte sie hinzu. Aber Ihr Hut paßt nicht zu dem Shawl. Hier ist ein Capuchon von schwarzer Seide — so, nun sind Sie geschützt!

Sophie mußte es sich gefallen lassen, daß Auguste ihr den Hut abnahm und ihr Köpfchen mit der seidenen Kappe bedeckte. Das hübsche Kind sah reizend, wie eine vornehme Dame aus. Auguste zog sie vor den hohen Spiegel.

— Gefällt Ihnen der Shawl?

— Er ist so kostbar.

— Tragen Sie ihn aus Gefälligkeit für mich! Er ist Ihr Eigenthum. Sprechen Sie nicht von Dank — Sie sollen

Digitized by Google

bald erfahren, warum ich Ihrem Vater verpflichtet bin. Nun begleiten Sie mich in das Magazin.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, den 15. Dez. Verflossenen Freitag den 11. d. M. sahen wir das Lustspiel „Der Oberrock des Diplomaten" von Dr. v. Frank aufführen; doch wurde dasselbe sehr kalt aufgenommen. Wenn wir auch von den Darstellern außer Herr Simon, nicht viel des Rühmlichen zu berichten haben, so müssen wir doch dem Benannten als Molinet unsern vollen Beifall zollen, an den übrigen Rollen war übrigens weder viel gut zu machen noch viel zu verderben. — Was das Stück selbst betrifft, so finden wir seine Handlung gesucht und ohne alles attische Salz. — Herr Döbelin zeigte in dem Soloscherz „des Friseurs letztes Stündlein", daß er ein routinirter Schauspieler ist, besonders gut gelang ihm die Darstellung des Geizigen. Allgemeiner Beifall und Hervorruf lohnte den Darsteller. Sonntag darauf wurde „der Talisman", Posse in 3 Akten von Nestroy gegeben, welche wir bei der zunächst stattfindenden zweiten Aufführung Gelegenheit zu besprechen haben werden. — Schließlich sei uns für heute nur noch erlaubt zu bemerken, daß, je mehr wir Vorstellungen in dieser Saison sehen, je mehr finden wir, daß die dermalige Direktion noch zu sehr Neuling in der schwierigen Leitung einer größeren Bühne ist, und hoffen wir, daß dieselbe zur Einsicht gelange, daß ihre Gesellschaft noch mancher Verstärkung bedarf, indem mehrere Fächer noch gar nicht, oder doch sehr mangelhaft besetzt sind. R.

Schleswig-Holstein.

„Schleswig-Holstein meerumschlungen!"
Wie dies Lied jetzt wieder tönt!
Wie es ernst, wie's nie erklungen,
Durch das Land als Sturmruf dröhnt!
Hastig strömt das Volk zusammen,
Und der Strom der Rede braust.
Aller Männer Augen flammen,
Und es ballt sich ihre Faust.

Unsrer Brüder fremden Dränger
Schlug des Todes eis'ge Hand.
Aber bang und immer bänger
Ruft es her vom nord'schen Strand:
„Fliehet Festspiel und Bankette,
Laßt verstummen jeden Sang!
Wacht nur, daß man uns errette
Von der neuen Kette Zwang."

„Die so viel ihr uns gesungen,
Unsre Banner schwarz umflort,
Euer Schwert für uns geschwungen,
Euer Blut für uns verlort,
Jetzt nur helfet uns vollenden,
Wo Gott selbst das Ziel gesetzt.
Nicht mit eurer Reden Spenden,
Helft mit eurer That — nur jetzt!"

„Schützt vor neuen Kerkerqualen
Unsre Männer, wie vor Flucht!
Laßt nicht unsre Frauen zahlen
Noch einmal für deutsche Zucht!
Laßt nicht unser Recht zertreten,
Wahret uns vor fremdem Spott!
Laßt nicht unsre Kinder beten
Dänisch zu der Deutschen Gott."

Und es stehen auf die Leichen
Aus dem öden Dünensand,
In der Wunden blut'ge Zeichen
Deuten sie mit starrer Hand.
Weit die Augen aufgeschlossen
Mahnen sie uns stumm zur That:
„Rächt das Blut, das wir vergossen,
Nutzlos strömend durch Verrath!"

Und die Lebenden und Todten
Hört des deutschen Volkes Ohr.
Selber hat sich's aufgeboten,
Streckt die Hand zum Streit empor,
Und es schweigen die Parteien,
Daß jetzt Deutschland einig sei:
Schleswig-Holstein zu befreien,
Ist sein ein'ges Feldgeschrei.

Nur die Stärksten stehen säumend,
Wagen nicht den kühnen Streich.
Und auch du, du starrst wie träumend,
Neu erwachtes Oesterreich?
Sollen Frankfurts frische Reiser
Wieder welken über Nacht?
Auf, du ritterlicher Kaiser!
Sei der deutschen Ehre Wacht!

Wie wir jauchzend dich umriefen,
Eilend nach des Maines Gau!
Jetzt doch wankt er in den Tiefen,
Dein ersehnter Einheitsbau,
Denn sein Grundstein, Deutschlands Ehre,
Untergräbt des Fremden Hohn.
Herr von Deutschlands stärkstem Heere,
Sei jetzt auch sein treuster Sohn!

Schrie noch je ein Volk in Schmerzen,
So ist dies ein Schmerzensschrei!
Reiß dich nicht aus unsern Herzen,
Eil' als kühner Arzt herbei!
In das Wirrsal all' der Schande
Wirf dein schneidend Schwert hinein!
Wieder harren dein die Lande —
Zieh' zum Meer, wie dort zum Main!

Frischer noch wird dort dir grünen
Deutschlands Kranz, dem keiner gleich.
Oestreichs alte Schmach der Dünen,
Sühne sie, Jung-Oesterreich!
Vorwärts, vorwärts, muth'ger Kaiser!
Wirf ihn nieder, den Verrath!
Nie noch lechzte Deutschland heißer
Als nach dieser einen That.

Vorwärts, Hohenzollern, reiche
Habsburg treue Bruderhand;
Euer Ziel ist jetzt das gleiche;
Wahrt vor Schmach das Vaterland!
Mischt zu seinem Einheitskitte
Oesterreichs und Preußens Blut!
Vorwärts! — Droh' Franzos' und Britte —
Habt für Deutschlands Ehre Muth!

Muß es dran auch diesmal darben,
Wird's erniedrigter denn je —
O dann, schwarzrothgoldne Farben,
Thut ihr deutschem Aug' nur weh,
Dann soll schwarz nur einzig wallen,
Denn die Trauer thut uns noth.
Kampflos sind wir dann gefallen,
Schwarz nur ziemt dann unserm Tod!

München, im Nov. 1863. Oskar v. Redwitz.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

An die
k. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg.
München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 101. Sonntag den 20. Dezember **1863.**

Der Stiefsohn.

Novelle
von
Eduard Hammer.
(Fortsetzung.)

Nach einer Stunde kamen Beide in einem Fiaker zurück; sie brachten Packete und Schachteln mit. Herr Ehrenberg, der seine Tochter erwartete, lud die Tochter seines Agenten zu Tische ein. Der Alte sah mit Wohlgefallen die Freude seiner geliebten Tochter über die neue Bekanntschaft. Der Nachmittag verfloß unter mancherlei Beschäftigungen. Die Stoffe wurden in Arbeit gegeben. Als Sophie gegen Abend schied, war der Grund zu einer Freundschaft gelegt, die heilsame Folgen auf beide jungen Mädchen ausüben sollte. Hätte Auguste gewußt, wie nahe Sophie ihrem Stiefbruder stand, dessen Glück ihr am Herzen lag!

Nach dem frohen Tage sollte ein trauriger Abend folgen. Als Sophie ihr Haus erreichte, traf sie den Wechseldiener an der Thüre.

— Was wollen Sie, Herr Fink?

— Ich suche Sie, Fräulein Falk.

— Nun? fragte sie ängstlich.

— Herr Martens ist verhaftet.

Sophie war keines Lautes mächtig; sie starrte den Bringer dieser Unglücksbotschaft einige Augenblicke an, ohne sich zu regen.

— Ich konnte es leider nicht verhindern, fuhr Fink fort. Der Doktor Petri ließ mich holen und ging mit mir in das Hotel zum Lindenhof. In dem Zimmer eines Reisenden, den ich Engels nennen hörte, mußte ich Herrn Martens verhaften und in Wechselgewahrsam bringen. Der Verhaftete dauerte mich, denn er ward bleich wie der Tod und fügte sich ruhig in sein Schicksal. Uebrigens ist er gut aufgehoben; beschaffen Sie das Geld, mein Fräulein, und der Gefangene wird sofort auf freien Fuß gesetzt. Wäre es möglich gewesen, so hätte ich ihn auf dem Wege zu dem Gefängniß entwischen lassen.

— Was hinderte Sie daran? fragte bebend die arme Sophie.

— Der Gefangene selbst; er war so alterirt, daß ich ihn in einem Fiaker fortschaffen mußte. Ich tröstete ihn und gab ihm zu erkennen, daß er bald frei werden würde — aber er schwieg und starrte düster vor sich hin.

Ueber Sophiens bleiche Wangen rannen heiße Thränen.

— Sagen Sie mir aufrichtig, schluchzte sie, kann Felix in dem Gefängnisse sich ein Leid anthun?

— Nein, dazu fehlt ihm die Gelegenheit. Denken Sie doch nicht an solche Dinge! Uebrigens, Fräulein, will ich Ihnen im Vertrauen eine Mittheilung machen. In dem Hotelzimmer hörte ich, daß der Doktor Herrn Martens rieth, nach Amerika zu reisen; wenn er sich dazu entschlösse, würde man ihm eine Summe von zehntausend Thalern geben — er lehnte das Erbieten ab und ließ sich fortführen. Im Gehen murmelte er zornig vor sich hin: Das ist das Werk meines bösen Stiefvaters, der mich verderben will!

— Seines Stiefvaters?

— Ja, so sagt er.

— Das wäre entsetzlich! Der Vater läßt seinen Sohn einkerkern! Mein Gott, was für ein Mensch muß dieser Vater sein.

— Es gehen seltsame Dinge in der Welt vor. Wenn Sie wüßten, was ich in meinem Dienste zu beobachten schon Gelegenheit hatte. Aber ich muß schweigen, um mein Brod nicht zu verlieren.

— Ich werde Geld schaffen, flüsterte Sophie.

Dann reichte sie dem theilnehmenden Manne die Hand und ging in das Haus; sie war bis zum Tode erschöpft von den rasch wechselnden Aufregungen.

— Wie ihre Hand zittert, dachte der Wechseldiener. Die arme Sophie muß sterblich verliebt sein in den Herrn Martens, der ein hübscher Mann ist. Dreihundert Thaler — das ist eine starke Summe für die Tochter Falks.

Er ging, um mit seiner Familie das Abendessen einzunehmen.

Sophie suchte ihre Betrübniß zu verbergen. Der Shawl und die reizende Kopfbedeckung, die sie als Geschenk von Auguste erhalten, brachten eine freudige Aufregung in der Familie hervor. Falk war nicht müde, die junge Dame zu rühmen und setzte große Hoffnung auf die neue Bekanntschaft. Die Familie ging zeitig zur Ruhe. Sophie konnte nicht schlafen; sie gedachte der Lage des Geliebten in dem traurigen Kerker. Es war kalt, draußen heulte der Sturm — wie mußte der arme Felix leiden! Und an dieser entsetzlichen Lage war der Stiefvater schuld, der den Sohn wie einen Verbrecher hatte einsperren lassen. Die Einsamkeit und der gräßliche Aufenthalt mußten den Gefangenen zur Verzweiflung treiben, der sich nach der Geliebten sehnte. Sophiens lebhafte Phantasie schuf tausend entsetzliche Bilder; sie weinte die ganze Nacht. Ihr Entschluß stand fest.

Digitized by Google

Felix sollte eine zweite Nacht in dem Gefängnisse nicht zubringen. Nach dem Frühstück machte sie Toilette.

— Wohin? fragte die Mutter.

— Zu Fräulein Ehrenberg, die mich erwartet.

Sophie mußte den Shawl anlegen und ihr Köpfchen in die warme Kapuze hüllen; die Mutter ließ nicht nach. Falk war stolz auf seine Tochter, als er sie in diesem Schmucke sah. Ein bitteres Gefühl mischte sich in diesen Stolz, denn er mußte sich sagen, daß seine Tochter stets solche Kleider hätte tragen können, wenn Petri den Streich gegen ihn nicht ausgeführt hätte. Nach langer Zeit zum ersten Male wieder küßte er ihr die Stirn. Sie ging auf dem kürzesten Wege nach der Wohnung der Frau von Haineck. Es schlug zehn Uhr, als das Kammermädchen sie in das Boudoir treten ließ. Charlotte, die Gattin Petri's, befand sich bei der Frau vom Hause. Beide Damen bewunderten die Stickerei, die ausgebreitet auf einem Tische lag.

— Ah, unsere Stickerin! rief Helmine.

Charlotte sah erstaunt das junge Mädchen an, das heute in einem kostbaren Shawl erschien. Nach der Beschreibung Helminens hatte sie ein halb verhungertes, ärmlich gekleidetes Geschöpf erwartet. Sophie faßte Muth; es galt ja die Rettung des Geliebten, der im kalten Kerker schmachtete. Zwar kannte sie die Gattin des Advokaten, der ihr Unglück herbeigeführt hatte, aber sie verlor ihre Fassung nicht.

— Verzeihung, gnädige Frau, daß ich heute schon störe, begann sie mit ihrer sanften, kindlichen Stimme, die leise zitterte.

— Ich habe Sie übermorgen erwartet! rief Helmine. Morgen Abend kommt mein Mann von der Jagd zurück. Sie sind wohl des Geldes bedürftig? Ich kann Ihnen eine Anzahlung von fünfzig Thalern machen, die mir für den Augenblick zu Gebote stehen. Nehmen Sie — für einige Tage reicht es schon hin.

Sie griff nach einem zierlichen Taschenbuche.

— Mein Gott, wozu diese Umstände? rief Charlotte. Ich werde Ihnen dieses Geld leihen, meine liebe Freundin.

— O, Mademoiselle gibt mir wohl Kredit — der unangenehme Zufall, daß mein Mann abwesend ist ....

— Gnädige Frau, sagte Sophie, ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich Ihnen lästig gewesen bin. Die Noth zwang mich, dieses Kleid zu verkaufen — da nun die Noth beseitigt ist — —

— So wollen Sie die Stickerei behalten?

— Sie ist ursprünglich zu meinem Brautkleide bestimmt, das ich vor Jahren in einer kindlichen Laune begonnen habe.

— Zu Ihrem Brautkleide! riefen beide Frauen.

— Ich möchte es nun nicht verkaufen.

— Weil Sie es selbst tragen wollen? fragte Charlotte spöttisch.

— Vielleicht.

— In diesem Falle wünsche ich Ihnen viel Glück! rief Helmine, welche die Stickerei in den Carton legte. Ich hätte sie gern behalten.

— Nennen Sie mir Ihren Namen und Ihre Wohnung, sagte Charlotte, ich werde Ihnen Arbeit zukommen lassen.

Sophie nannte Namen und Wohnung, empfing den Carton, verneigte sich und ging. Die beiden Frauen sahen sich lächelnd an.

— Mit der Stickerin, die vor einigen Tagen mich als ihren rettenden Engel begrüßte, muß eine Veränderung vorgegangen sein, meine Helmine. Sie trug einen werthvollen Shawl.

— Ich vermuthe, daß sie eine andere Käuferin gefunden hat.

— Gleichviel. Gefällt Ihnen das Mädchen?

— Es gehört einer verrufenen Familie an. Der Name Falk hat keinen guten Klang in der Stadt. Doch lassen wir das. Es ist mir Ihretwegen lieb, daß aus dem Handel nichts geworden ist.

Eine Magd meldete den Doktor Petri.

— Schon? rief Charlotte. Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich Sie für heute in Beschlag nehme. Sie begleiten uns zu einer Matinee im großen Konzertsaale, dann speisen Sie bei uns. Ueber den Nachmittag verfügen wir gemeinschaftlich.

Frau v. Haineck nahm den Vorschlag freudig an. In Begleitung des Doktors fuhren die Damen zu dem Konzerte, das ein berühmter Geigenvirtuos gab. Petri fehlte bei solchen Gelegenheiten nie, denn er liebte es, sich als Kunstkenner zu zeigen.

Der Leser erräth wohl, daß Sophie mit ihrer Stickerei zu Augusten geeilt war. Wir treffen beide Mädchen in dem Kabinette, das die Tochter des Rentiers allein bewohnte. Die prachtvolle Stickerei lag auf dem Tische ausgebreitet. Auguste war wie geblendet. Man hatte bereits über den Preis gesprochen.

Ihnen will ich mich ganz entdecken, flüsterte Sophie. Es ist nöthig, damit Sie meine Lage beurtheilen können. Vor drei Jahren, als mein Vater noch ein angesehener Advokat war, lernte ich auf einem Balle einen jungen Mann kennen. Felix tanzte oft mit mir und, ich will es nur gestehen, wir sahen uns später in der Kirche und auf der Promenade. Dann und wann sprachen wir uns auch. Felix war meinem Herzen theuer geworden, und ich glaubte seinen Versprechungen — er wollte, sobald er seine Familienangelegenheiten geordnet, bei meinen Eltern um mich werben. Damals war ich nicht gezwungen, um Brod zu arbeiten; ich begann diese Stickerei, um sie als Braut zu tragen. Heimlich, in aller Stille arbeitete ich daran. Da flüsterte mir Felix eines Tags in der Kirche zu, er müsse auf unbestimmte Zeit verreisen. Wir verabredeten eine Korrespondenz. Felix reiste, und ich arbeitete an meinem Brautkleide. Ach, ich habe schöne Stunden in der Betrachtung der Blumen verlebt, die wie durch ein Wunder unter meinen Händen entstanden. Das Kleid war zur Hälfte fertig, als meinen armen Vater der harte Schlag traf, der seinen Wohlstand vernichtete. Meine Mutter gab nicht allein ihr Vermögen hin, man verkaufte uns auch das Mobiliar. Dazu kam noch, daß Felix mir nicht schrieb — ich wußte nicht einmal, wo er sich aufhielt. Wir bezogen eine ärmliche Wohnung. Die Kunst des Stickens, die ich sonst zur Unterhaltung übte, ward nun Broderwerb. Wenn Alles schlief, arbeitete ich an meinem Brautkleide, um es, wenn es einst vollendet, theuer zu verkaufen. So war ein Jahr verflossen. Da miethete ein junger Mann ein Stübchen in demselben Hause, das wir bewohnten. Es war Felix, der als Sprachlehrer seine Existenz fristete.

— Weiter! Weiter! rief Auguste, die in ängstlicher Spannung zuhörte.

Digitized by Google

— Er klagte mir, daß sein Stiefvater ihn um das Vermögen gebracht habe und daß er, Felix, nun auf seinen eigenen Erwerb angewiesen sei. In seinem Schmerze um den Verlust habe er nicht schreiben können; er habe es nicht einmal gewagt, Hoffnungen in mir zu nähren, die nach damaliger Lage der Dinge nie in Erfüllung gehen konnten.

— Das war brav.

— Nun waren wir beide arm, fuhr Sophie fort. Wir näherten uns schüchtern, sprachen aber kein Wort von Liebe. Felix wußte, daß ich die Stütze meiner Eltern war; er wollte ihnen vielleicht diese Stütze nicht rauben. Wenn meine Eltern und Geschwister schliefen, arbeitete ich an meiner Stickerei und dachte an Felix. Meine Arbeit war vollendet — sie lag schon einige Tage fest verschlossen in einem Koffer. Gegen Abend ruft die Frau, die über uns wohnt, um Hilfe — wir folgen ihr — ein dichter Rauch füllt die Wohnung an — mein Vater sprengt die Thür des Zimmers — wir finden Felix halb todt auf seinem Bette.

— Großer Gott! rief Auguste entsetzt.

— Es gelang, ihn in's Leben zurückzurufen. Sein erster Blick traf mich, die ich um ihn beschäftigt war. Wir erklärten uns und gaben gegenseitige Versicherungen ewiger Liebe. Wenn ich damals schon vermuthete, daß ihn Verzweiflung zu einem extremen Schritte getrieben, so hatte ich recht — gleich darauf ward Felix verhaftet und in's Schuldgefängniß geführt. Zu seiner Befreiung sind dreihundert Thaler erforderlich — nun wissen Sie, warum ich für meine Arbeit eine solche Summe fordere.

— Kennen Sie den Familiennamen Ihres Geliebten?

— Martens!

— Felix Martens! rief Auguste.

Dann ergriff sie die zitternden Hände der bleichen Sophie und sagte heftig: Ihnen soll Felix seine Freiheit verdanken.

Sie verließ das Zimmer. Sophie hörte, daß Auguste mit dem Vater ein lebhaftes Gespräch führte. Nach zehn Minuten erschien das junge Mädchen wieder und warf die geforderte Summe in Banknoten auf den Tisch. Die Stickerin sank laut weinend ihr zu Füßen nieder.

Gehen Sie, gehen Sie! rief Auguste. Aber sind Sie denn auch fest überzeugt, daß Felix Sie liebt?

— Er ist treu und brav, ich weiß es. Wenn er mich nicht liebte, so würde er zehntausend Thaler, die man ihm geboten, genommen haben und nach Amerika gegangen sein, wie es sein harter Stiefvater wünscht.

— Wer hat ihm das Geld geboten?

— Der Advokat Peter, derselbe, der die Wechselhaft bewirkte, nachdem Felix den Antrag abgelehnt.

— Nun verlieren Sie keine Zeit. Eilen Sie und geben Sie Ihrem Felix, dem jede Stunde eine Ewigkeit werden muß, die Freiheit zurück. Sobald Sie können, bringen Sie mir Nachricht über den Verlauf der Sache.

Auguste wies jede Dankbarkeitsbezeugung zurück — sie küßte den feinen Mund der neuen Freundin und begleitete sie dann bis auf den Corridor. Sophie bediente sich, um rascher zum Ziele zu gelangen, eines Fiakers. Das arme Kind hielt krampfhaft das Geld in den Händen, nach dem sie in Angst und Pein gestrebt hatte. Es war reich und glücklich wie eine Fürstin. Der Gedanke, daß die liebenswürdige Auguste die Besitzerin des reizenden Kleides geworden, erhöhte Sophiens Glück. Sie traf Fink, der das Geld annahm und die Einlösung des Wechsels zu besorgen versprach.

— Das ist eine saubere Geschichte! flüsterte Auguste vor sich hin, als sie allein war. Meine Befürchtung trifft ein: man hintergeht Felix und meinen guten Vater. Zehntausend Thaler hat man ihm geboten, um ihn zu entfernen. Aber wer kann ein Interesse an der Sache haben? Niemand in der Welt als jener fromme Beaumont, der seiner künftigen Schwiegertochter ein großes Vermögen erhalten will. Das begreift ein geringerer Verstand als der meinige. Sie haben Ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht, Herr Beaumont! Und wäre Ihr Sohn ein Adonis, ich will ihn nicht, auch wenn ich nicht schon liebte. Aber still, ich muß behutsam verfahren — die bösen Menschen sollen sich in ihrer eigenen Schlinge fangen.

In diesem Augenblicke trat der Agent Falk ein. Er fragte nach Herrn Ehrenberg.

— Mein Vater ist zu seinem Bankier gegangen.

— Ich hätte ihn gern gesprochen.

— Bringen Sie Nachricht von meinem Stiefbruder?

— Ich habe ihn bis jetzt nicht ausfindig machen können; er hat seit einigen Tagen seine Wohnung nicht betreten. Fast fürchte ich, daß die Nachricht von dem lockeren Leben des jungen Herrn gegründet ist.

Auguste lächelte; sie wußte besser, wie es mit Felix stand.

— Lassen wir das, Herr Falk. Sie werden Herrn Martens heute oder morgen schon antreffen. Und nun? fragte sie verschämt.

— Ich habe Herrn Engels gesagt, daß sie die Stunde von elf bis zwölf in dem Museum zubringen würden. Es hat schon elf geschlagen.

— Besorgen Sie einen Fiaker. Wenn Sie Zeit und Lust haben, mögen Sie mich begleiten.

Falk erklärte sich bereit. Ein Fiaker brachte Beide nach dem Museum.

VII.

Karl Engels wartete bereits seit einer halben Stunde in demselben Saale, in dem er die Geliebte zum ersten Male wiedergesehen hatte. Zeit und Umstände waren ihm günstig — er befand sich allein. Nur wenige Besucher, die einzeln durch die Menge der Zimmer wandelten, hatten sich eingefunden. Es herrschte eine heilige Stille in den der Kunst geweihten Räumen. Die Uhr auf dem Thurme der nahen Pfarrkirche schlug halb zwölf. Karl lauschte mit angehaltenem Athem auf jedes Geräusch, das sich in den angrenzenden Gemächern vernehmen ließ.

— Ob mich Falk auch recht berichtet hat? fragte er sich.

Das Rauschen eines seidenen Kleides ließ sich vernehmen. Niemand unterscheidet ein solches Rauschen genauer, als ein harrender Liebhaber. Und wirklich, Auguste, den Katalog des Museums lesend, trat langsam ein. Als sie aufsah, rief sie leise:

— Ah, Sie hier, Herr Engels? Und allein?

Der junge Mann küßte ihr respektvoll die Hand. Er war wie geblendet von der Schönheit des Mädchens, das freundlich lächelnd ihn anblickte. Er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß sie seinetwegen gekommen sei. Im Stillen gelobte er dem guten Falk ein ansehnliches Geschenk.

Ein Glück, daß ich allein mich Ihnen nähern kann, flüsterte er zurück.

— Warum?

— Weil es mir gestattet ist, die Bekanntschaft mit Ihnen fortzusetzen, an deren Dauer das Glück meines Lebens

Digitized by Google

hängt. Erlauben Sie mir, daß ich die günstigen Augenblicke benutze, um Ihnen meine innige Verehrung auszudrücken. Müßte ich Sie verlassen ohne Hoffnung auf ein Wiedersehen —

Er schwieg, als er die Verwirrung Augustens bemerkte.

— Ich gebe Ihnen gern die Erlaubniß, sich meinem Vater zu nähern, flüsterte sie nach einer Pause. Aber verrathen Sie vor der Hand Ihre wahre Absicht noch nicht — es walten Umstände ob, die mich zu dieser Forderung veranlassen.

Engels versprach es.

Beide betrachteten nun die Bilder, obgleich sie wenig Interesse daran fanden. Auguste war zufrieden mit dem Benehmen dessen, den sie liebte — es verrieth, daß sie leidenschaftlich wiedergeliebt ward. Wie verächtlich kam ihr die Spekulation des alten Beaumont vor, der seinem Sohne eine reiche Partie zu verschaffen suchte. Arme Auguste! Engels war ein Mann nach ihrem Sinne.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag, 17. Dez. „Tannhäuser," Oper von Wagner. Unser erster Tenorist Hr. **Wagner** hat diese auf dem Repertoire jedes größeren Theaters eingebürgerte beliebte Oper zu seinem Benefize gewählt und sich damit eine Aufgabe gestellt, deren Lösung wohl noch keinem Heldentenor so vollkommen gelungen ist, wie dem berühmten auch hier mit ungewöhnlichem Erfolge aufgetretenen Sänger Tischatschek, für dessen eminente Stimme Wagner bekanntlich den Tannhäuser geschrieben hat. Seit Tischatschek hat noch eine Reihe von Künstlern sich Lorbeeren im Tannhäuser gepflückt und wenn es auch nicht jedem gelungen ist, sich deren genug zum Kranz zu holen, einige Blätter hat jeder davon getragen, denn die Titelrolle ist eine herrliche Tonschöpfung, welche die Liebe in ihrer niederen, sinnlichen und der höheren, edleren Richtung charakteristisch durchführt, den Sänger unwillkürlich mit sich fortreißt und eine Begeisterung in ihm entzündet, welche durchschlägt und mit demselben auch den Zuhörer in gehobene Stimmung versetzt. Hr. Wagner hat die Titelrolle in ihrer ganzen Bedeutung richtig aufgefaßt und dieselbe unter dem Einflusse der gewaltigen Compositionen dieser Partie, wie überhaupt der ganzen Oper verhältnißmäßig glücklich durchgeführt; das bekannte Lied im 1. Akte und die Wartburgscene waren gelungene Leistungen, besser aber noch gefiel er in der großen Scene des 3. Aktes; er brachte darin die großartigen Kontraste und die vielfachen licht- und schattenreichen Nuancirungen mit Wahrheit und Verständniß zum Ausdruck und erzielte durch lebendiges, mit der Situation in richtigem Verhältnisse stehendes Spiel großen dramatischen Effekt. Der vielseitige Beifall, welcher Hrn. Wagner von dem ziemlich besuchten Hause geschenkt wurde, war deßhalb ein wohlverdienter und zwar um so mehr, als Hr. Wagner ein vielfach in Anspruch genommenes Mitglied der Oper ist, dem es zum besondern Verdienst angerechnet werden kann, daß er auf jede seiner Rollen besonderen Fleiß verwendet und unablässig bemüht ist, auf der Bahn zum Besseren vorwärts zu schreiten. Was die übrigen Leistungen anbelangt, so hat Frau **Förster** (Elisabeth) die Arie in der Wartburg und das Duett mit Tannhäuser im 2. Akte recht gut gesungen; die Venus fand eine entsprechende Darstellerin in Frl. **Ruhr**, doch war im 1. Akte ihr Gesang merklich, mitunter um einen Viertelton zu hoch. Hr. **Setzelberg** hat im Landgrafen durch seine prächtige Stimme zwar gefallen, bei der Unsicherheit seines Gesanges aber den Wunsch gerechtfertigt erscheinen lassen, auf Einstudiren und Vortrag größere Aufmerksamkeit zu verwenden. Hr. **Otto** hat das bekannte Abendlied vortrefflich gesungen und Hr. **Schiffbenker** durch Uebernahme und korrekte Durchführung der kleineren Partie des Biterolf wesentlich zum Gelingen des Ensemble im Sängerstreite des 2. Aktes beigetragen.

Chor und Orchester waren heute recht brav in einzelnen Nummern, namentlich das Orchester in der Ouvertüre sogar vorzüglich. —δ—

Mahnung an Deutschland.

Ermanne Deutschland Dich und greif' zum Schwert,
Denn neue Schmach ward Dir in Deinem Norden;
Dort wo Du längst verhöhnt, beschimpft, entehrt
Von übermüthig rohen Dänen-Horden;
Sie werfen Deutsche jetzt mit Koth — wie Hunde —
D'rum auf! zum Schwert! es schlägt die Rächerstunde!

Was Fürsten einst in schwachem Augenblick
Für sich allein dort auf's Papier geschrieben;
Es ist ein Eingriff in des Volks Geschick,
Das ferne solcher Unterschrift geblieben.
Was Worte ihm — dem Dänenkönig — galten
Hat er gezeigt: er hat nie Wort gehalten.

Zerrissen liegt das graue Pergament,
Zertreten längst von dieses Dänen Füßen;
Man zeigt den letzten Fetzen nun behend
Hohnlachend hin, und — Deutschland soll ihn küssen!
Daß man, bevor der Däne ihn zerstampfe,
Noch spotten kann: Es ist zu feig zum Kampfe! —

Ja legt nur fest die Hand auf's Protokoll:
„Man müsse halten, was man da versprochen." —
War man denn immer solcher Treue voll?
Hat man nicht schnöd' Verträge schon gebrochen?
Wie löste man das Wort dem Königssohne,
Den sie versagt vom garantirten Throne?!

Nun soll das deutsche Volk sein gutes Recht
Demüthig unter einen Rechtsbruch beugen!
Daß gegen das entartete Geschlecht
Die eig'nen Söhne fluchend einst noch zeugen!
Jetzt gilt es ein: „va banque" auf Deutschlands Ehre —
Bewußt sei uns der heil'gen Pflichten Schwere.

Du schönes, großes, deutsches Vaterland!
Was hast Du schon für Spott und Schmach erduldet!
O über sie, — die Feind' der Einheit Band
Ein dreimal Wehl — sie haben es verschuldet;
Vergeblich ist's nach Macht und Größe ringen,
Uns muß zuerst der Einheit Band umschlingen. —

D'rum Einig, Einig, Einig laßt uns sein! —
Und Jeder reich' die Hand zum Bruderbunde; —
Dann schaut selbst Gott vom Himmel freudig d'rein
Und segnet sie, die langersehnte Stunde.
Dann hat auch Deutschland Geltung auf der Erde;
O Fürst und Volk! sprecht endlich jetzt: Es werde! —

Gaibach. **J. Pfister.**

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 102. Mittwoch den 23. Dezember 1863.

Der Stiefsohn.

Novelle
von
Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

Man sprach von dem Balle des Präsidenten; es ergab sich, daß auch Engels geladen war. Der Ball hatte für Auguste nun ein doppeltes Interesse. Es schlug zwölf Uhr. Man verabredete für den nächsten Tag eine Zusammenkunft an derselben Stelle.

— Dank, Dank! rief der überglückliche Engels.

— Vertrauen Sie ganz unserm Boten, flüsterte Auguste.

— Ich werde ihn fürstlich belohnen, denn er vermittelt mir das Glück meines Lebens.

— Die Liebenden traten in das angrenzende Zimmer, wo sie sich nach einigen Minuten trennten. Kaum hatten sie sich entfernt, als Falk, der gelauscht, erschien.

— Vortrefflich, Herr Beaumont, murmelte er vor sich hin, Sie sind in die Schlinge gegangen. Sie werden geliebt, stehen dem Ziele Ihrer Wünsche nahe — ich stürze Sie! Das sei die Rache dessen, dem Ihr Vater Verderben gebracht.

Er eilte nach dem Portale, wo er Augusten fand, die ihm ihre Börse in die Hand drückte und dann entließ.

— Gehen Sie zu Ihrer Familie! sagte sie lächelnd. Dann bestieg sie den Wagen, der sie nach dem Hotel brachte.

— Ueber die reichen Leute! murmelte Falk. Wie freigebig sie sind, wenn man ihre Leidenschaften befriedigt. Die junge Dame wird mir es Dank wissen, daß ich sie nicht zum Gegenstande einer gemeinen Spekulation werden lasse.

Jetzt erschien auch Engels. Falk half ihm den Pelz anziehen. Der glückliche Liebhaber schenkte seinem Boten ein Goldstück. Dann ging er zu dem Rechtsanwalte Petri, der ihn zu Tische geladen hatte. Als sich beide Männer in dem Arbeitskabinete allein befanden, fand folgendes Gespräch zwischen ihnen statt.

— So eben erhalte ich die Nachricht, sagte der Doktor, daß sich Felix Martens auf freiem Fuße befindet. Man hat die Schuldsumme bezahlt.

— Wer hat sie bezahlt? fragte Engels.

— Ich weiß es nicht.

— Sie wissen es nicht?

— Der Wechseldiener hat ein Couvert mit der Summe und die Weisung empfangen, dem jungen Martens den Wechsel einzuhändigen, was auch bereits geschehen ist. Ich bin besorgt....

— Weshalb?

— Wir haben einen geheimnißvollen Gegner.

— So lassen wir der Sache ihren Lauf! sagte Engels, der nie so glücklich gewesen war als heute. Ich bedaure den armen Martens.

— Bedauern Sie Ihren Vater! sagte ernst der Doktor.

— Mein Vater war nur darauf bedacht, einem Verschwender das Vermögen zu entziehen.

Ich muß Sie ganz aufklären, mein lieber Freund. Mit Ihrem Vater, dessen Verhältnisse ich genau kenne, steht es schlecht; er ist ruinirt, wenn er das Vermögen des leichtsinnigen Martens herausgeben soll.

— Unmöglich! rief Karl bestürzt.

— Jene zweimalhunderttausend Thaler hatten wir in einer Kreditbank angelegt, die in den nächsten Tagen ihre Zahlungen einstellen wird. Andere unglückliche Aktienunternehmungen kommen dazu — sorgen Sie dafür, daß Auguste Ehrenberg Ihre Gattin wird — —

— Sie liebt mich; so eben habe ich die Gewißheit davon erhalten.

— Desto besser; aber das ist nicht genug. Wir müssen dafür sorgen, daß Martens Vermögen auf Ihre Braut übergeht. Nur in diesem Falle können wir eine Rückzahlung vermeiden. Meine Plane sind gescheitert — Ihr Vater hat Sie hierher geschickt, um mir behülflich zu sein — helfen Sie also.

— Aber wie?

— Sie nähern sich Martens unter dem angenommenen Namen und unterstützen ihn in seinen Leidenschaften. Das Nähere werde ich Ihnen nach Tische mittheilen. Er ist kleinmüthig geworden — ein einziger Schlag, klug ausgeführt, wird ihn dahin bringen, wo wir ihn haben wollen. Und nun ertheile ich Ihnen noch einen Rath: trauen Sie dem Agenten Falk nicht, er ist der erbittertste Feind Ihres Vaters. Erführe er Ihren wahren Namen, er würde Ihnen auf jede Art und Weise zu schaden suchen. Darum seien Sie vorsichtig.

Charlotte erschien und lud zu Tische ein. Als die Männer in den Salon traten, fanden sie auch Frau von Haineck vor. Das Tischgespräch bildete die prachtvolle Stickerei und das Benehmen der Tochter des Exadvokaten, die für ihre Arbeit dreihundert Thaler gefordert hatte. Der Doktor mußte früher nicht Criminalaktuar gewesen sein, wenn er die Erzählung gleichgültig angehört hätte. Sophie war

Digitized by Google

die Tochter Falks, Martens wohnte mit Falk in einem Hause. Sophie war nach der Beschreibung ein reizendes schönes Mädchen — wenn zwischen allen diesen Verhältnissen ein Zusammenhang stattfände?

— Wer hat nun das Kleid gekauft? fragte er.

— Wir wissen es nicht, antwortete Helmine. Das Mädchen sagte, es wolle es behalten. Vielleicht hat sich ein Anbeter gefunden, der aus der Noth hilft.

Man sprach nun von dem Balle, von Putzsachen und andern Dingen, die für Damen von Interesse sind.

Um die Zeit, als der Rechtsanwalt mit dem Sohne seines Clienten eine geheime Unterredung abhielt, betrat Felix seine Wohnung. Es war ihm unmöglich, den Helfer zu errathen, dem er seine Freiheit verdankte. Der verhängnißvolle Wechsel befand sich in seinen Händen. Er betrachtete ihn näher; diesen hatte er wirklich einem Wucherer ausgestellt. Aber der Advokat hatte noch von anderen Wechseln gesprochen, und doch erinnerte er sich nicht, derartige Papiere ausgestellt zu haben. Sein Kopf war wüst wie nach einer durchschwärmten Nacht. Noch einmal überdachte er die Vorgänge der letzten Tage: Falk hatte ihn zu einem Fremden beschieden, der Unterricht in der französischen Sprache nehmen wollte; er war zu Herrn Karl Engels gegangen, bei dem man ihn während der ersten Lektion verhaftete. Welch' eine Schmach!

Die Wittwe steckte ihren Kopf durch die halbgeöffnete Thür.

— Sind Sie endlich da, Sie Schwärmer? Seit wie lange habe ich meinen Miethsmann nicht gesehen!

Felix suchte sein Ausbleiben so gut als möglich zu beschönigen. Die Wittwe erzählte nun, daß verschiedene Herren nach ihm gefragt hätten und zeigte an, daß Herr Falk ihn diesen Abend besuchen wollte.

— Bleiben Sie denn nun zu Hause? Herr Martens?

— Ja.

So empfehle ich Ihnen meine Wohnung; ich muß mich auf eine Stunde entfernen.

— Gehen Sie, ich bewache das Haus.

Die Wittwe hatte sich entfernt. Kaum waren zehn Minuten verflossen, als sich leise die Klingel hören ließ. Es mußte eine schüchterne Hand gezogen haben. Felix öffnete. Sophie trat ein. Zitternd vor freudiger Ueberraschung führte er sie in das Stübchen. Zum ersten Male sanken sich die Liebenden einander in die Arme.

— Die Nachbarin ist ausgegangen, sie begegnete mir, begann Sophie; nun wollte ich fragen, wie Sie sich befinden.

— Gut. Aber was ist das — Sie tragen einen kostbaren Shawl! rief Felix überrascht.

— Gefällt er Ihnen?

— Sie sehen aus wie eine vornehme Dame.

— Ich putze mich so gut es geht, um Ihnen zu gefallen, Felix.

— Und der schöne Sammethut — —

— Ist meine Arbeit. Fast scheint es, als ob Sie mich in den ärmlichen Kleidern lieber sähen.

— Meine Sophie bedarf des Putzes nicht, um schön zu sein.

— Schmeichler! rief sie, nachdem sie ihn geküßt hatte.

— Zu dieser Scene zärtlicher Ergießung hatte die Freude des Wiedersehens Beide hingerissen. Sophie war stolz wie eine Königin — die Befreiung des Geliebten war ihr Werk. Felix kannte die ärmlichen Verhältnisse der Familie, er wußte, daß sie Alles verloren hatte — regte sich nun auch die Eifersucht [?] ein wenig in ihm, denn den kostbaren Shawl konnte Sophie nach seiner Ansicht nicht gekauft haben, so wehrete er sich dennoch an dem Anblicke des lieblichen Mädchens, dessen zarte Wangen heute eine zarte Röthe übergoß. Nie war ihm die Armuth drückender vorgekommen, als jetzt.

— Felix, begann sie schelmisch nach einer Pause, wissen Sie, daß ich eifersüchtig bin?

— Eifersüchtig — auf wen?

— Auf alle die Damen, denen Sie Unterricht ertheilen. Heute hat mich eine reizende Frau beauftragt, Sie ihr zuzuführen. Diese Frau ist reich und gehört zu meiner Kundschaft, ich konnte es ihr also nicht abschlagen. Morgen früh zehn Uhr begleiten Sie mich. Das wollte ich Ihnen noch sagen.

— Aber Sie sind ja eifersüchtig! rief Felix.

— Ich will Sie auf die Probe stellen.

— O, Sie werden mich bewährt finden! Ich folge Ihnen gern. Sophie, von heute an werde ich Alles aufbieten, um Geld zu verdienen, und dann...

— Still, mein Freund! Sie sind nicht beharrlich in Ihren Vorsätzen.

— Ich werde es sein.

— Felix, legen Sie die Hand aufs Herz und antworten Sie mir offen: wer hat die Klappe dort am Ofen geschlossen?

— Sophie!

— Bekennen Sie es nur — Sie hatten den Muth nicht, zu leben, weil man Ihnen das Vermögen genommen hatte.

— Felix hatte nicht den Muth, zu widersprechen. Als Sophie seine Verwirrung sah, fuhr sie mit bewegter Stimme fort:

— Was wäre aus mir geworden, wenn Sie Ihren Zweck erreicht hätten? Aber Sie haben kein Vertrauen zu mir, sonst hätten Sie mir Alles entdeckt, wie Sie drückt. Ich mache ja keine Ansprüche, ich will gern mit Ihnen arbeiten.

— Verzeihung, Sophie, rief Felix hingerissen, ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig! Während ich mit meinem eigenen Schicksale zu kämpfen hatte, sah ich die Leiden, die Sie bedrückten — meine Armuth hinderte mich, Ihnen die Hand zu bieten — ach, Sophie, es hatte sich meiner eine völlige Verzweiflung bemächtigt. Und dann, ich will es nur bekennen, drohete mir der Wechselarrest. Ich bin bis diesen Mittag Gefangener gewesen.

— Das sind mir köstliche Geheimnisse! Eine Wechselhaft hat nicht viel zu bedeuten, der bravste Mann kann dazu gelangen, wie mein Vater sagt. Aber wer hat denn Ihre Freiheit bewirkt?

— Ich weiß es nicht! antwortete Felix treuherzig. Man sagte mir, ich sei frei und gab mir mein Papier zurück. Nun, Sophie, ich habe kein Geheimniß mehr vor Ihnen.

— Aber ich habe Grund, eifersüchtig zu sein. Die Person, die Ihnen einen so großen Dienst geleistet, muß Ihnen wirklich recht gut sein. Also morgen früh gehen wir zu der Dame. Auf Wiedersehen, mein lieber Freund!

Sie küßte ihn flüchtig und verschwand. Der Shawl und der Sammethut machten dem armen Felix Sorge; trotzdem bemühte er sich, einen Argwohn nicht aufkommen zu lassen. Auch über die Dame, die seine Schülerin wer-

Digitized by Google

den wollte, dachte er weiter nicht nach; er nahm an, daß sich Sophie bestrebte, die Einnahmen ihres künftigen Mannes zu vergrößern.

— Wohlan, rief er aus, ich werde als Mann handeln, rastlos arbeiten und mein Recht verfolgen.

Der Abend kam. Um acht Uhr erschien Falk. Felix empfing in ihm den Vater der Geliebten und den Rechtsanwalt.

— Herr Martens, begann der Agent, ich kenne Ihre Lage, weiß, daß man Sie verfolgt und biete Ihnen meine Dienste an. Petri ist unser gemeinschaftlicher Feind; er hat mich ruinirt, und sucht Ihnen ein gleiches Schicksal zu bereiten. Es wäre dem würdigen Manne schon gelungen, wenn meine Hand nicht jene verhängnißvolle Klappe zur rechten Zeit geöffnet hätte. Erröthen Sie nicht; ich weiß aus Erfahrung, daß ein eiserner Charakter erforderlich ist, um unter Umständen das Leben zu ertragen. Ich habe an der Vorsehung gezweifelt; jetzt zweifele ich nicht mehr, denn daß gerade meine Hand das tückische Werk Petri's vereitelt hat, ist nicht etwa eine Fügung des Zufalls. Man hat Sie zur Verzweiflung getrieben, um Sie zu beseitigen — Ihr Vermögen, das in Beaumonts Händen sich befindet, sollte auf Ihre Stiefschwester übergehen, und Auguste ist die Braut des jungen Beaumont.

— Herr Falk, rief der bestürzte Felix, Sie zerreißen vor meinen Blicken ein entsetzliches Gewebe.

Hören Sie mir weiter zu: ich beschied Sie zu einem gewissen Herrn Engels.

— Ja.

— Man verhaftete Sie dort.

— Zu meiner Schmach. Ich begreife nicht, wie Petri wissen konnte..

— Engels ist der Sohn Beaumonts.

— Felix stieß einen Schrei der Wuth aus.

Erklären Sie sich nun den Zusammenhang? fragte der Agent, dessen große Augen Feuer sprühten. Man hat mich als willenloses Werkzeug zu Ihrer Verhaftung benützt. Sie werden dem armen Agenten, der nach Brod sucht, dies verzeihen. Damals kannte ich das Sachverhältniß nicht ganz; aber jetzt liegt es klar vor meinen Blicken. Man hat jenen Beaumont, der einen andern Namen führt, geschickt, daß er dem wackern Petri helfe.

— Meine Schwester, mein Vater! rief Felix. O, ich bin ja nur ein Stiefsohn! fügte er hinzu, indem er die geballte Faust an die Stirn legte. Und Auguste, das sanfte Mädchen, ist meine Stiefschwester! mein Gott, kannst Du denn so etwas geschehen lassen? Des elenden Mammons wegen treibt man mich zur Verzweiflung!

— Der Mammon, mein Herr, ist der nervus rerum gerendarum! sagte ruhig der Exadvokat, während er sich an der Aufregung des jungen Mannes weidete. Was ist das Glück, selbst das Leben eines Menschen, wenn es sich um zweimalhunderttausend Thaler handelt? Sie gehen unter, Herr Beaumont heirathet Ihre Schwester und der Doktor Petri erhält seine Procente. In vier Wochen spricht kein Mensch mehr von der Geschichte.

— Ich werde nicht untergehen! rief Felix energisch.

— Das ist ein guter Vorsatz.

— Sie sind Jurist, rathen Sie mir: was soll ich zunächst thun?

Falk winkte dem jungen Manne näher und flüsterte:

— Wir dürfen nicht zu hastig verfahren, denn noch fehlen uns die Unterlagen zu einer wirksamen Denunciation. Unsere Feinde sind schlau zu Werke gegangen.

— Was soll ich thun? wiederholte Felix.

— Sie stellen sich, als ob Sie keine Silbe von dem heillosen Plane wüßten und lassen sich einschüchtern. Beaumont kennen Sie nicht, Sie kennen nur Herrn Engels. So nur können wir erwarten, daß jene Burschen ihre neuen Pläne entfalten. Unternehmen Sie nichts — jene müssen unternehmen. List gegen List, Ränke gegen Ränke! Von Allem, was geschieht, geben Sie mir Nachricht, ich werde stets in Ihrer Nähe sein. So, hoffe ich, retten wir mit Gott Ihr Vermögen und meinen guten Ruf, der arg gelitten hat. Das, Herr Martens, sollen die Prozente sein, die ich beanspruche.

— Wir gehen Hand in Hand!

— Und werden zum Ziele gelangen. Nun bitte ich noch um einige Aufschlüsse.

— Fragen Sie, Herr Falk.

— Woher stammt Ihre Mutter?

— Aus hiesiger Stadt.

— Und ihr Familienname?

— Elisabeth Horn.

Falk stutzte. Dann wiederholte er:

— Elisabeth Horn, die Tochter des Banquiers Horn?

— Mein Großvater war Banquier. Er fallirte, aber meine Mutter rettete einen Theil ihres Vermögens..

— Dasselbe, das man Ihnen zu entreißen gedenkt. Sind Ihnen Papiere geblieben von Ihrer verstorbenen Mutter?

— Nichts als ein Taschenbuch, das einige mir unverständliche Notizen enthält. Hier ist es.

Felix holte ein Buch aus dem Sekretär und gab es dem Agenten. Dieser durchblätterte es scheinbar ruhig und bat um die Erlaubniß, es einige Tage behalten zu dürfen. Felix willigte ein. Falk entfernte sich. Als er sein Zimmer betrat, schloß er erregt die Gattin an seine Brust.

— Friederike, murmelte er zitternd, ich habe den Beweis in Händen, daß Petri ein Schurke ist.

Die bleiche Frau brach in Freudenthränen aus.

— Georg, rief sie, kannst Du Deine Ehre wieder herstellen?

— Und Du, arme Dulderin, wirst Dein Vermögen zurückerhalten. Es gibt doch eine Vorsehung, eine göttliche Gerechtigkeit, die früher oder später die Verbrechen an das Licht zieht.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 20. Dez. „Lucretia Borgia“ von Donizetti. Bei gleicher Besetzung, wie Anfangs dieses Monats gegeben, hat diese Oper nicht so viel Glück als bei der der frühern Aufführung gehabt, gleich die erste Scene, Ensemble mit Chor, war verunglückt und ließ auf keine oder eine nur höchst oberflächliche Probe schließen; es war im Chor kein Zusammenwirken und kein Schwung bemerkbar, mechanisch abgesungen, konnte er ebenso wenig befriedigen, als die größern Scenen im Verlaufe der Aufführung, welche zerfahren und matt dasselbe Schicksal, wie der Eingang des 1. Aktes theilten. Wenn die Aufführung demungeachtet

Digitized by Google

nicht ganz mißfallen hat, so darf das der Frau Förster zum besondern Verdienst gerechnet werden, indem sie die Titelrolle, wenigstens im 1. und 3. Akte vorzüglich durchführte. Sie entwickelte in der trefflichen Arie „Welche Anmut), welche Wonne" eine solche Weichheit und Eleganz des Vortrags, daß ihr ungetheilter Beifall zu Theil wurde, ebenso richtig nuancirt und effektvoll war ihr Gesang im letzten Akte, besonders in der Sterbescene. Im zweiten Akte wollte ihr der Ausdruck der wilden Leidenschaft, mit der sie den Tod des Schänders ihres Wappens und dann die Begnadigung des Gennaro verlangt, nicht ganz gelingen; diese Scenen sind mit glühenden Farben ausgemalt und bieten reiche Gelegenheit zur Entfaltung der dramatischen und Gesangsmittel; es sind auf knappen Raum die schneidendsten Kontraste, die zügellose Rache und die Angst und die Macht der Liebe zusammengedrängt. Beide Gegensätze, so widerstrebend sie sind, verlangen die volle Entfaltung und Forcirung der Stimme und deshalb eine ungewöhnliche Kraftanstrengung und Ausdauer. Frau Förster vermochte aber nicht nachzuhalten und detonirte bei dem Bestreben der Forcirung zum öfteren, ein Nachtheil, der sich durch möglichste Schonung der Stimme im Anfange und allmähliche Steigerung in den scharf accentuirten Stellen sicherlich bei einiger Vorsicht vermeiden lassen wird.

Herr Wagner hat den Gennaro ziemlich matt und farblos vorgetragen, ein Umstand, der seine Erklärung im Hinblick auf die erheblichen Anstrengungen desselben im Masaniello und Tannhäuser finden dürfte. Frischer war der Alfonso des Hrn. Otto; er trug die beiden dankbaren Arien im 2. Akte „Freu dich der Rache Wonne" und „der Landesfürst erbebet nicht" mit Klarheit und Abrundung vor und würde nichts zu wünschen übrig gelassen haben, wenn seine Stimme voller und kräftiger wäre und die Figuren etwas akurater gesungen worden wären.

Frln. Ruhr als Orsino hat in den tieferen Lagen nicht recht angesprochen, ihre Stimme war belegt und der Ton gezwungen; es hat uns deßhalb die Romanze im 1. Akte nicht angesprochen; das Trinklied im letzten dagegen war um so gelungener. Schließlich finde noch der Wunsch Platz, daß vor dem Palaste der Borgia im 2. Akte ein Wappen angebracht werde möge, damit Gennaro ein solches auch herunter schlagen kann, wie es im Text heißt. Es mag das unbedeutend scheinen, ist aber zur Vervollständigung der, auf der Bühne maßgebenden Illusion nothwendig.

—δ—

Literarische Notiz.

Unter den zahlreichen Broschüren, welche die Darlegung der schleswig-holsteinischen Frage zum Gegenstand haben, heben wir hier einige sehr treffliche Abhandlungen hervor: **Schleswig-Holsteins Recht, Deutschlands Pflicht und der Londoner Traktat.** Von A. v. Warnstedt, Doktor der Rechte und der Philosophie. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 8. Bg. 4½. Preis 10 Gr.

Dieses klare und gediegene Werkchen verfolgt den Gang der Ereignisse bis zu den jüngsten preußischen Kammerverhandlungen über diese Frage (1. und 2. Dezbr.). Sämmtliche darauf Bezug nehmende Aktenstücke sind im Auszuge beigegeben, ebenso die Aussprüche der Staatsmänner. Eine sehr schätzenswerthe Zugabe bilden die beigegebenen Anlagen (Proteste der Agnaten — sowie der schleswig'schen und holsteinischen Stände gegen das Londoner Protokoll und das darauf basirte Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853.)

In Betreff Oesterreichs heißt es pag. 16: Das erste Auftreten des Habsburger Hauses in der schleswig'schen Angelegenheit enthält eine gute Vorbedeutung. In der Urkunde vom 15. August 1439 erneute, bestätigte und befestigte Kaiser Albrecht von Oesterreich dem Grafen Adolph VIII. von Holstein, Herzog zu Schleswig, alle und jede Privilegien, Gerechtsame, Gnaden, Freiheiten, Ehren und Würden, die seine Vorfahren, Herzöge zu Schleswig, über das Herzogthum und Fürstenthum zu Schleswig gehabt und hergebracht hatten. Kaiser Leopold war es ferner, der 1684 der Politik Dänemarks einen Damm entgegenstellte. —

„**Der Londoner Vertrag** vom 8. Mai 1852 in seiner rechtlichen Bedeutung geprüft von Dr. Georg Beseler, geh. Justizrath und ordentlichen Professor der Rechte zu Berlin" ist der Titel einer in der Weidmann'schen Verlagshandlung in Berlin soeben erschienenen Schrift. Es ist dies eine streng juridische Prüfung des Londoner Vertrags, die, nachdem der rühmlichst bekannte Verfasser alles genau in seinen Einzelheiten erforscht hat, zu dem feststehenden Ergebnisse führt, daß der Vertrag nichtig ist. Ad vocem Vertrag bemerkt der Verfasser in der Einleitung, daß dieser Londoner Vertrag (Traktat, traité) vom 8. Mai 1852 nicht zu verwechseln sei mit dem vorbereitenden Protokoll vom 2. Juni 1850. — In einem Anhange folgen diese beiden Aktenstücke nebst dem Entwurfe des Protokolls und dem Warschauer Protokoll vom 24. Mai/5. Juni 1851. Eine beigegebene Stammtafel des schleswig-holsteinischen Fürstenhauses der Oldenburger bringt auch in diesem Punkte ein besseres Verständniß in die Sache.

Miscelle.

(Das Vorbild eines Ehemannes.) Das zu Frankenstein erscheinende „Kreisblatt" enthält folgende Anzeige: „Da ich in diesem Jahre an einer ungewöhnlichen Aufregung des Geistes leide, welche mich, besonders wenn ich noch ein Glas getrunken habe, keine Folgen meiner Handlungen bedenken läßt, so daß ich wiederholt im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit durch ausgestellte Wechsel die empfindlichsten Verluste erlitten habe: so erkläre ich hiermit öffentlich, weil ich mich und die Meinigen durch meinen beklagenswerthen Zustand nicht noch unglücklicher machen will: „Niemand darf mir, ohne daß meine Frau Wissen davon hat, das Geringste mehr borgen, wenn er sich nicht in den Verdacht bringen will, er benutze in schlechter Weise meine traurige Lage zu meinem Verderben." Dittmannsdorf, Kreis Frankenstein, 8. Dezember 1863. Ernst Scholz, Bauerngutsbesitzer.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

k. Hof- und Staatsbibliothek
1 N. Würzb. Ztg. München.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 103. Sonntag den 27. Dezember 1863.

Der Stiefsohn.

Novelle
von
Eduard Hammer.

(Fortsetzung.)

VIII.

Sophiens Absicht, Felix der Schwester zuzuführen, ward durch einen Zwischenfall vereitelt. Falk gebot nämlich am nächsten Morgen, daß Alles vermieden werden solle, was die Beziehungen seiner Familie zu Herrn Ehrenberg verrathen könne; er forderte streng Diskretion und ein reservirtes Verhalten. Dies sei nöthig, fügte er hinzu, um das eingeleitete Verfahren einem gedeihlichen Ende zuzuführen. Seine Forderung war das Resultat des Nachdenkens während der Nacht, die der aufgeregte Agent schlaflos verbracht hatte. Sophie fügte sich um so lieber, als sie wußte, daß Felix mit ihrem Vater eine vertrauliche Unterredung gehabt. Falk befand sich in einer fieberhaften Aufregung, als er das Haus verließ, das er im Laufe des Tages nur auf eine Stunde wieder betrat, um das Mittagsessen mit seiner Familie einzunehmen. Spät Abends erst sah man ihn wieder.

Die Zeit verfloß. Sophie, die täglich ihren Felix flüchtig sprach, war ausschließlich für Auguste beschäftigt, die ihrerseits oft den Geliebten im Museum traf. Falk förderte den Umgang der beiden Letzteren nach Kräften. Wir werden bald die Gründe kennen lernen, die ihn dazu veranlaßten.

An dem Tage, der dem Ballabende voranging, war Sophie schon früh in dem Hotel. Zwischen ihr und Auguste hatte sich ein inniges Freundschaftsverhältniß gebildet. Beide Mädchen standen fast in einem Alter und auf einer Bildungsstufe — und beide liebten. Auguste schätzte die Freundin um so höher, da sie wußte, was jene für den Stiefbruder gethan.

— Warum führen Sie mir Felix nicht zu? fragte sie.

— Mein Vater wird selbst die Annäherung bewirken; greifen wir ihm nicht vor, antwortete Sophie.

Um fünf Uhr begann Auguste ihre Toilette. Sophiens geschickte Hände waren dabei behilflich. Die Zusammenstellung der einzelnen Toilettenstücke war ein kleines Meisterstück. Gegen sieben Uhr war das große Werk vollendet — Auguste glich einem Engel.

— Könnten Sie mich doch begleiten, meine liebe Freundin! sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln.

— Wie würde ich mich ausnehmen auf dem Balle des Präsidenten, die Tochter eines abgesetzten Advokaten! Sie werden sich gewiß amüsiren, denn Herr Engels ist ja ebenfalls geladen.

— Freilich, da mein Bruder ausgeschlossen ist. Der arme Mensch! Nur Geduld, liebe Sophie, die Zeiten und die Verhältnisse ändern sich rasch, und Sie werden an der Seite Ihres Felix auch Bälle besuchen. Ich ruhe und raste nicht, bis eine vollständige Ausgleichung zu Stande gekommen ist.

— Nun zeigen Sie sich Ihrem Herrn Vater.

Sophie führte die Freundin in das Zimmer. Statt Herrn Ehrenbergs fand man Falk vor, der ruhig wartete. Er grüßte und betrachtete die reizende Balldame mit sichtlicher Freude.

— Wo ist mein Vater? fragte Auguste.

— Ich fand das Zimmer leer, als ich kam. Doch es ist gut, mein liebes Fräulein, daß ich Sie allein treffe, denn ich habe Ihnen eine Entdeckung von großer Wichtigkeit zu machen.

— Nun?

— Karl Engels täuscht Sie — er ist der Sohn des Fabrikanten Beaumont, der Ihren armen Bruder verfolgt.

— Vater, Vater! rief Sophie.

Auguste hielt sich zitternd an der Lehne eines Stuhls.

— Herr Falk, flüsterte sie, ist Ihr Bericht auch genau?

— Ich verbürge die Wahrheit mit meinem Kopfe. Errathen Sie nun, warum man den armen Felix verdächtigt? Der Fabrikant sorgt für seine künftige Schwiegertochter — sie soll dem Sohne, der viel Geld braucht, das ganze Vermögen zubringen. Ich glaube Ihnen diese Eröffnung schuldig zu sein; nun richten Sie sich darnach. Sie sehen, daß ich Ihre Interessen nach allen Richtungen hin wahrnehme. Halten Sie es für nöthig, so unterrichten Sie auch Ihren Vater von dieser saubern Entdeckung. Ich ziehe mich zurück — viel Vergnügen, mein liebes Fräulein.

Falk warf noch einen stechenden Blick auf die zitternde Auguste, dann verschwand er aus dem Zimmer. Sophie suchte nach Kräften zu trösten und meinte, der Vater könne sich geirrt haben.

— Das wäre ein harter Schlag! flüsterte die Balldame, indem sie ihre zarten Hände auf den Busen preßte. Diese Nachricht macht mir so Manches klar. Ich habe bis jetzt die Dinge, welche vorgegangen, nicht begreifen können — —

— Verschaffen Sie sich Gewißheit! bat Sophie.

Digitized by Google

— Darum werde ich den Ball besuchen. Andernfalls würde ich mit Ihnen den Abend in meinem Zimmer verbringen.

Die arme Auguste besaß Kraft genug, scheinbar ihre Fassung zu bewahren; sie sehnte sich nach dem Momente, der ihr gestattete, dem Manne, von dessen uneigennütziger Liebe sie sich seither überzeugt gehalten, in das Auge zu schauen. Er mußte ein großer Intrigant, ein vollendeter Roué sein, wenn seine zärtlichen Blicke und seine Liebesschwüre Heuchelei gewesen. Sie dachte mit Entsetzen an die Macht des Geldes. — Herr Ehrenberg erschien; er war bereits zur Abfahrt gerüstet.

— Ah, rief er erstaunt, wie schön du bist, mein Kind! deine geschmackvolle Toilette wird Aufsehen erregen. Und dies danken wir Mademoiselle Fall.

Der Alte ward nicht müde, seine reizende Tochter zu betrachten, auf die er stolz war.

— Auguste, flüsterte er ihr zu, ich wollte, der junge Beaumont könnte dich in dem Ballsaale sehen.

— Wer weiß, antwortete Auguste seufzend.

— Das wäre wohl ein Ding der Unmöglichkeit! Karl Beaumont befindet sich in einer englischen Fabrik jenseit des Kanals — er bildet sich nach großen englischen Mustern, um nächsten Herbst das ausgedehnte Geschäft seines Vaters zu übernehmen.

— Weißt du das genau, Vater?

— So eben erhielt ich einen Brief, der mir aus Lüttich nachgesendet ist — Beaumont schreibt mir, daß er große Freude an seinem Sohne erlebe, denn es seien ihm die günstigsten Zeugnisse zugegangen.

Das war der sicherste Beweis, daß man auch den gutmüthigen Alten zu täuschen bemüht sei.

Sophie hüllte ihre zitternde Freundin in einen kostbaren Pelzmantel. Papa Ehrenberg, stolz wie ein König, nahm den Arm seiner Tochter und führte sie zu dem Wagen, der an der Thür des Hotels wartete. Sophie hüllte sich in ihren Shawl, verschloß das Zimmer, übergab dem Portier den Schlüssel und eilte ihrer Wohnung zu, wo ihrer ein Stelldichein mit dem Geliebten harrte.

Wir betreten mit dem Rentier den Saal des Präsidenten, der heute sein jährliches Winterfest gab. Die glänzende Gesellschaft bestand aus den Notabilitäten der Juristen, der Aerzte und einigen hohen Verwaltungsbeamten und Offizieren. Auch Herr v. Hainck, der Nimrod jener Gegend, war mit seiner Gattin geladen. Karl Engels hatte durch Vermittlung des Doktors Petri eine Einladung erhalten. Der Rentier Ehrenberg war ein Schulfreund des Präsidenten. Beide hatten das Gymnasium ihrer Vaterstadt besucht und später eine Korrespondenz unterhalten. Wir fügen hinzu, daß Ehrenberg dem angehenden Juristen einen großen Dienst erwiesen — er hatte ihm ein Kapital zur Vollendung der Studien geliehen. Aus dem armen Referendar war der Präsident, und aus dem schlichten Fabrikanten der Rentier geworden. Ehrenberg hatte um so lieber dem Drängen seiner Tochter, die Reise zu unternehmen, nachgegeben, als sich ihm darin eine Gelegenheit bot, den Jugendfreund als Präsidenten zu begrüßen. Dazu, in dem Hause des Freundes zu wohnen, war er nicht zu bewegen gewesen; er liebte die Freiheit und wollte nicht lästig fallen. Die Einladung zum Balle hatte er seiner Tochter wegen angenommen. Die Präsidentin, eine Dame von zweiunddreißig Jahren, schön, geistreich und kokett, beherrschte ihren bejahrten Mann, und der glänzende Ball, den man in jedem Winter gab, war ihr Werk. Auguste, die sich von der Präsidentin nicht angezogen fühlte, hatte der stolzen Dame nur zwei Höflichkeitsbesuche gemacht; sie würde auch wohl den Ball nicht besucht haben, wenn Karl Engels ihr nicht gesagt hätte, daß er dazu geladen sei. Die Liebenden benutzten die Gelegenheit, sich zu sehen und zu tanzen.

— Willkommen, Anselm! rief der Präsident, ein großer stattlicher Mann mit bereits ergrautem Haar.

Er umarmte den kleinen dicken Herrn und stellte ihn den Anwesenden als seinen Jugendfreund vor. Auguste ward von der Präsidentin empfangen, die würdevoll und gemessen die Honneurs machte. Petri und Gattin erschienen später.

Nach der Polonaise erschien Karl Engels. Er suchte Auguste auf und engagirte sie zum nächsten Walzer. Die Nähe einiger Damen gestattete ihr nicht, ein Wort an den Tänzer zu richten, der heiter und sorglos und mit der Miene der Zuversicht sich in der Gesellschaft bewegte. Auguste zitterte vor Erregung; sie, die den jungen Mann liebte, konnte es nicht glauben, daß er eine Rolle in der tückischen Intrigue übernommen habe. Sie fühlte aber auch die Pein schon, die sie empfinden würde, wenn sich die Wahrheit dessen bestätigen sollte, was Fall ihr mitgetheilt.

Der Walzer begann. Karl holte seine Tänzerin, deren Schönheit und natürliche Grazie allgemeine Bewunderung erregten.

— Sie zittern, sagte er nach der ersten Tour. Was ist Ihnen, mein Fräulein?

— Führen Sie mich in ein Nebenzimmer, es ist zu heiß in dem Saale.

Der besorgte Elegant kam der Aufforderung nach. Das Nebenzimmer, das er gewählt, war zufällig leer, die Tanzlust animirte noch alle Gäste. Karl führte seine Dame zu einem Sessel.

— Ich danke Ihnen, Herr Beaumont! sagte sie mit einem stechenden Blicke und den Namen betonend.

Karl zuckte leise zusammen, aber er verlor seine Fassung nicht. Auguste bemerkte, daß ein flüchtiges Roth seine Wangen färbte. Dies Zeichen der Schuld wälzte eine Centnerlast auf ihr Herz.

— Was wollen Sie sagen? fragte er, um die peinliche Pause zu unterbrechen.

In Augustens Augen erschienen Thränen.

— Mein Herr, sagte sie mit zitternder Stimme, wollen Sie immer noch die Maske tragen, die Sie, mich zu täuschen, vorgelegt haben?

Er ließ sich neben ihr nieder und ergriff sanft ihre Hand.

— Auguste, heute wollte ich mich Ihnen entdecken!

— Nachdem sie meinen armen Bruder verdächtigt und mich zu einem Geständnisse verleitet, das ich Herrn Beaumont nie würde abgelegt haben! Und nun wähnen Sie, am Ziele zu stehen ....

— Nein, nein, Auguste; ich erachte mein Ziel nur dann als erreicht, wenn kein Geheimniß mehr eine Schranke zwischen uns zieht. Bin ich doch selbst nur ein Werkzeug in einer gewissen Hand gewesen.

— Sie sind also wirklich Karl Beaumont? fragte Auguste.

— Ich bin es! Hören Sie mich an, ehe Sie mich verurtheilen, fügte er rasch hinzu, als er bemerkte, daß die reizende Balldame ihm die Hand entziehen wollte. Erst am

Digitized by Google

Abend unserer Ankunft hier erfuhr ich Ihren Namen. Auguste, ich habe Sie geliebt, ehe ich wußte, wer Sie waren. Unser Begegnen in Brüssel hat über mein ganzes Leben entschieden. Ich kannte den Plan meines Vaters, wonach er mich mit der Tochter seines Geschäftsfreundes verbinden wollte — ich hatte mir vorgenommen, ein ungehorsamer Sohn zu sein, weil ich Sie in Brüssel gesehen und weil ich die Hoffnung nicht aufgegeben, Sie wieder zu finden. Der Zufall ließ diese Hoffnung in Erfüllung gehen ...

— Warum verleugneten Sie Ihren Namen? Warum haben Sie heimlich die Reise nach dieser Stadt unternommen? Oder weiß Ihr Vater ...

Der junge Mann gerieth in Verwirrung.

— Fragen Sie nicht weiter! bat er zitternd. Auguste, wenn Sie mich lieben, wie ich hoffen darf, so sagen Sie mir, was ich zur Ehrenrettung Ihres Bruders thun soll. Aber verzeihen Sie auch meinem Vater, er ist durch einen verschlagenen Advokaten zu dem verleitet, was er gethan hat und noch zu thun beabsichtigt. Ich kann den Vater verlieren, aber entziehen Sie mir Ihre Achtung, Ihre Liebe, so geben Sie mir den Tod.

Auguste müßte weniger geliebt haben als sie liebte, wenn sie diesen Versicherungen nicht Glauben geschenkt hätte.

— Man kommt! flüsterte sie. Führen Sie mich in den Saal zurück.

— Und Ihr Urtheil?

— Werden Sie hören, wenn Sie mir den Bruder zuführen und meinem Vater eine offene Erklärung abgeben.

Beaumont versprach es und führte seine Dame in den Saal zurück. Die Absicht Falks, der die Familie Beaumont haßte, war zwar vereitelt, aber er hatte dennoch der ganzen Intrigue eine Wendung gegeben, die ihm nützlich werden sollte.

Denselben Abend noch stellte sich Karl dem Rentier unter dem Namen Beaumont vor. Anselm Ehrenberg war erfreut über dieses unerwartete Zusammentreffen. Der interessante junge Mann gefiel ihm, und daß dieser Augusten im Ballstaate schon kannte, war sein Stolz.

Der Advokat Petri zog den Sohn seines Clienten bei Seite.

— Wie, flüsterte er, Sie haben Ihr Inkognito aufgegeben?

— Ich bedarf dessen nicht mehr, denn Ehrenbergs Tochter liebt mich.

— Aber Felix Martens?

— Wird vor der Hand noch nichts erfahren.

— Verhindern Sie eine Zusammenkunft des Vaters mit dem Sohne.

— Ich werde thun, was an mir ist.

Die Ballnacht ging vorüber. Als Auguste sich von dem Geliebten trennte, flüsterte sie ihm zu:

— Bis jetzt bin ich mit Ihnen zufrieden. Besuchen Sie morgen meinen Vater.

Zwei Tage nach dem Balle erschien Falk bei dem Rentier.

— Wie weit sind Sie? fragte Anselm.

— Ich komme, um Ihnen Bericht zu erstatten.

— Nehmen Sie Platz.

— Ihr Stiefsohn, Herr Ehrenberg, sendet Ihnen diesen Brief.

Falk überreichte den Brief, den er in Felix Zimmer gefunden und an sich genommen hatte. Der Leser kennt den Inhalt desselben und kann wohl ermessen, daß die verhängnißvollen Zeilen den Stiefvater tief erschütterten.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

> Wo das Gute wird erzielt
> Da wird immer gut gespielt;
> Doch das Meiste muß mißlingen,
> Wenn man will zu viel erzwingen!
> B. W.

Würzburg, 22. Dez. Verflossenen 15. d. Mts. wurde „das Glas Wasser“ aus dem Französischen von Scribe angekündigt, aber wegen Unwohlsein der Frln. Lohmeier nicht gegeben, sondern die Bühne geschlossen. In diesem Lustspiele sahen wir in Stuttgart vor einer Reihe von Jahren an der dortigen Hofbühne Frln. Schütz als Herzogin von Marlborough mit vielem Beifall auftreten; doch haben wir auf dem Zettel mit Erstaunen die Frau Ritter mit dieser Rolle betraut gefunden. Wir sind weit entfernt, das schöne Talent der Frau Ritter, besonders im tragischen Fache, zu verkennen; doch die Rolle der diplomatischen Herzogin gehört mehr in das Feld der „Anstandsdamen“, welche Partie durch Figur und Spiel eine günstigere Besetzung in Frln. Schütz gefunden haben würde. Wir entschuldigen die Direktion gerne, weil dieselbe in ihrem hiesigen Noviziat die verschiedenen Kräfte ihrer Gesellschaft noch nicht genügend kennen kann.

Den 16. d. wurde die Posse mit Gesang „Stadt und Land, oder der Viehhändler aus Oberösterreich“ von F. Kaiser gegeben, welche Vorstellung auch immer noch auf allen deutschen Bühnen mit vielem Beifall aufgenommen wird. Was die Aufführung dieser höchst freundlichen Posse betrifft, so müssen wir besonders die Frln. Schütz als Eulalia, sowie Frln Lohmeier als Clotilde hervorheben. Erstere wußte meisterhaft und zur Ergötzung des Publikums die gebildet sein wollende Ungebildete, und Letztere das gemüthliche Naturkind, welches noch nicht durch Vornehmthuerei und Ueberbildung verpestet ist, mit recht viel Anmuth und Naivetät darzustellen. — Den Viehhändler Sebastian, welchen wir überall an größern Theatern durch den Baßbouffon dargestellt sahen, gab hier der Komiker Hr. Döbbelin, was das Spiel betrifft, recht gut; doch bei der Gesangsaufgabe blieb uns aber noch viel zu wünschen übrig. Wiewohl Hr. Simon geeigneter für diese Rolle gewesen wäre, so fanden wir es doch sehr achtungswerth von der Direktion, daß sie dem dermaligen Darsteller dieser Aufgabe Gelegenheit gab, seine Scharte von „Nach Mitternacht“ wieder auszuwetzen. Auch glauben wir, daß die Direktion nicht übel daran thäte, wenn dieselbe hie und da komische Gesangspartieen dem Hrn. Schiffbenker anvertraute, weil wir von diesem schulgerechten Sänger einmal vor Jahren in Frankfurt den Doktor Bartolo so vortrefflich hörten, wie derselbe nicht leicht wo Anders gegeben werden wird, weshalb wir glauben, daß dieser Sänger den Sebastian nicht nur durch heiteres Spiel, sondern auch durch vorzüglichen Gesang durchgeführt haben würde. Die Apollonia, von Frau Kißner als Gast gegeben, that ihr möglichstes und erjebelte sich einen Applaus. Auch Frln. Fischer gab ihr Röllchen nett, und es wäre zu wünschen, daß diese jugendliche Anfängerin mehr beschäftigt würde.

Digitized by Google

Den Gecken „von Höpfer" gab Hr. Lohmann recht gut, sowie der Bediente Faustin durch Hrn. Simon mit ächtem Bedienten-Dünkel dargestellt wurde. Die ganze Vorstellung kann man im Allgemeinen als eine gelungene bezeichnen.

Am Sonntag den 20. war die Wiederholung von der Oper „Lukretia Borgia" und auf Verlangen zum vierten Male „der Winkelschreiber", wo sich in letzterem reizenden Lustspiele die HH. Döbbelin und Simon zur Ergötzlichkeit des Publikums auf das Glänzendste auszeichneten.

Montag den 21. ging das Mosenthal'sche Volks-Schauspiel „der Sonnwendhof" über unsere Bühne. Wiewohl der Dichter in diesem Volksstück bestimmte Charaktere zeichnete, so erscheint uns der des Matthias doch etwas zu groß, und der der Anna für eine einfache Bauernmagd zu sentimental. — Was die Aufführung betrifft, so hat Frau Ritter als Sonnwendbäuerin Vorzügliches geleistet; doch noch mehr müssen wir die Leistung der Frln. Becker als Anna rühmend hervorheben, wo wir die Scene auf der Sternalp mit Matthias als die vorzüglichst Gelungene bezeichnen. Herr Asché spielte seinen Matthias mit Meisterschaft; nur hätten wir gewünscht, daß derselbe öfters in seiner Aussprache etwas verständlicher gewesen wäre.

Frln. Schütz war als Creszenz, wie immer, vorzüglich, und Hr. Lohmann als Valentin sprach allgemein an, so daß, wenn auch kein Hervorruf den Beifall besiegelte, die Vorstellung in ihrer Aufführung als eine vorzügliche bezeichnet werden muß. — Doch können wir es nicht ungerügt hingehen lassen, daß, trotzdem das Stück im bayerischen Hochlande spielt, Frau Ritter in französischer Landtracht, welcher sogar eine Mantille hinzu componirt war, erschien, desgleichen Frln. Hemerich als Bauern-Mädchen auf der Stern-Alp sogar eine Art Barett auf hatte. — Ueberhaupt waren diese Bauerntöchter aus allen Gegenden Europas zusammen gewürfelt. — Wir glauben, die Regie hätte hierüber auch zu wachen, daß das Kostüm sowohl zeit- als ortsgemäß erscheint; denn auch dieses gehört zur gelungenen Vollführung des Ganzen. R.

Vorwärts heißt jetzt die Parole.

Vorwärts! Vorwärts! deutsche Brüder,
Wahret Deutschlands Recht mit Kraft,
Wahrt der Ehre heil'ge Güter,
Vorwärts frisch und heldenhaft!

Droht man euch mit Blut und Eisen,
Nicht erschrecke euch dies Wort,
S'wird kein Männerherz zerreißen,
Unser Recht ist unser Hort!

Noch ist Deutschland groß und mächtig,
Noch sind seine Heere stark,
Seine Städte reich und prächtig
Und sein Landvolk noch voll Mark.

Vorwärts, Vorwärts hat's geklungen
Wie'n Orkan vor fünfzig Jahr,
Und der Feind, er ward bezwungen,
Der zu übermüthig war.

Will der Däne sich nicht fügen
Deutscher Nachbarn Warnungs-Wort,
Will er nur mit Winkelzügen
Schach uns bieten fort und fort;

So soll unser Schwert ihm weisen
Daß er schlecht das Recht studiert;
Zeigen soll ihm deutsches Eisen,
Daß bei uns das Recht regiert.

Vorwärts tönt's, ihr Deutschen alle,
Bei den Stämmen rings umher,
Tönt es laut im Wiederhalle
Von den Alpen bis zum Meer.

Vorwärts, wer kann sich entziehen,
Diesem Ruf, wie Stromesfluth,
Wachsend muß er weiter ziehen,
Wachsend, wie der Lava Gluth.

Vorwärts! rief der greise Blücher,
Wenn er rückte in das Feld,
Der nicht liebte Schrift und Bücher
Und doch war ein ganzer Held.

Vorwärts! rief Radetzky's Stimme,
Als sein Vaterland bedrängt,
Und mit Oestreich stand es schlimme,
Hätt' nicht er den Feind zersprengt.

Den im Siege hoch erprobten
Folgte freudig der Soldat,
Und wie auch die Schlachten tobten,
Alle zog's zu muth'ger That.

Laßt d'rum sie voran uns leuchten
Mit den Helden ihrer Zeit,
Mit den muth'gen, ungebeugten
Männern der Entschlossenheit.

Wer verkümmern will die Rechte,
Fühle, was das Recht vermag,
Gott ist mit uns, der Gerechte,
Und vernichtend ist sein Schlag.

Lasset hoch die Banner flattern,
Als ob Sturm sie aufgebläht,
Und zertretet die, gleich Nattern,
Die das deutsche Recht geschmäht.

Brechen muß, was nicht zu biegen,
Vorwärts nun zu rascher That,
Bis die Feinde uns erliegen
Die gesät des Haders Saat.

Schaut, wohin der Starke winket,
Rief der wackre Arndt uns zu,
Was am hellsten blitzt und blinket,
Schafft am besten Friedensruh.

Darum vorwärts auf den Bahnen,
Wo uns Pflicht und Ehre winkt,
Laßt sie flattern hoch die Fahnen,
Die der Siegeshauch beschwingt.

Heller lacht die Zukunftswiege
Dir, o mannhaftes Geschlecht,
Auf zum Kampfe, auf zum Siege,
Deutschland hoch für Ehr' und Recht.

Würzburg. M. G. z. B.-T.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: R. Bandorf.

Digitized by Google

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 104. Mittwoch den 30. Dezember 1863.

Der Stiefsohn.

Novelle
von
Eduard Hammer.

(Schluß.)

— Ist er todt? fragte er stammelnd.

— Nein, mein Herr. Ich habe ihn gerettet.

— Falk beschrieb nun die Scene, die in der Wohnung der Wittwe stattgefunden.

— Das ist hart! murmelte Ehrenberg. Ich bin dem Jungen stets ein guter Vater gewesen.

— Aber Ihr Korrespondent hat ihn zur Verzweiflung getrieben, und wenn Sie jetzt nicht energisch auftreten, wenn Sie nicht schleunigst von Ihrem Freunde Beaumont das Vermögen Ihres Stiefsohnes zurückfordern, so wird man ihn darum betrügen. Der Fabrikant steht auf dem Punkte, Bankerott zu machen.

Anselm erstarrte zur Bildsäule.

— Mann, stammelte er, Sie sprechen Dinge aus, die eine schwere Verantwortung auf Sie wälzen. Beaumont ist ein unbescholtener Mann und mein Freund.

— Er ist ein Schurke und Ihr ärgster Feind. Seit Sie jene reiche Wittwe geheirathet, deren Vermögen er liebte, haßt er Sie. Der Advokat Petri ist sein Helfershelfer.

— Mein Correspondent?

— Derselbe Correspondent hat auch mich ruinirt, der ich ein Grundstück des verstorbenen Martens hier verwaltete. Man hat bewiesen, daß ich zwanzigtausend Thaler unterschlagen habe.

— Wie ist das möglich?

— Hören Sie mich an. Martens besaß ein großes Haus, das an dem Markte liegt. Ich verwaltete das Haus und sandte die Pachtgelder an den Advokaten Beaumont in Lüttich, den Bruder des Fabrikanten, der sich als den Rechtsanwalt der Wittwe legitimirt hatte. Daß die Wittwe sich wieder verheirathet, erfuhr ich erst lange nach ihrem Tode. Zehn Jahre war ich Administrator gewesen und hatte ehrlich die mir anvertrauten Gelder abgeliefert. Da fordert mich Petri plötzlich auf, Rechnung abzulegen, weil das Haus in den Besitz des Fabrikanten Beaumont übergegangen sei. Man bestritt den Empfang der von mir abgesendeten Gelder und erklärte die Quittungen des Advokaten in Lüttich für falsch. Der Advokat selbst trat als Zeuge gegen mich auf. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man die Betrügerei systematisch betrieben hat. Ich kann Ihnen die Einzelheiten des gräßlichen Prozesses nicht mittheilen, der zu seiner Zeit großes Aufsehen erregte. Nur so viel erfahren Sie, daß ich der Fälschung und Unterschlagung überführt und verurtheilt wurde. Jetzt hat die saubere Compagnie ein ähnliches Werk begonnen — man will auf Grund des Testamentes, zu dem der Advokat Beaumont die Mutter des jungen Martens veranlaßt, das Vermögen Ihrer Tochter, und Ihre Tochter dem jungen Beaumont zuspielen, nachdem man bewiesen hat, daß der arme Felix ein Abenteurer, ein liederlicher Schuldenmacher und Verschwender ist. Nach dem, was jene Burschen eingeleitet haben, kann die Beweisführung nicht schwer werden. Sie selbst sind auf Felix erbittert wegen gewisser falscher Wechsel — man ist noch weiter gegangen, man hat es versucht, den armen Menschen zur Verzweiflung zu treiben. Sie halten den Brief in der Hand, den das Opfer am Rande des Grabes geschrieben hat. Verwarnungen in den Zeitungen, Aufforderungen zu zahlen und wiederholte Wechselhaft auf Grund spitzbübischer Papiere mußten den armen verlassenen Felix endlich dahin bringen, daß er seines Lebens müde wurde. Und Beaumont, der Sohn, bietet zu allen diesen sauberen Unternehmungen die Hand, er hat selbst die Bekanntschaft Ihres Stiefsohnes gesucht, um ihn desto sicherer zu verderben und dann Ihre schöne und reizende Tochter zu heirathen. Das ist mein Bericht.

Anselm rieb sich die Stirn, als ob er die Dinge nicht fassen könne. Dann lief er einige Minuten unruhig im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen.

— Beaumont ist hier.

— Schon seit einigen Wochen.

— Und der Vater schrieb mir, daß der Sohn sich in London befinde.

— Um das Inkognito desselben zu wahren.

— Aber er hat sich mir vorgestellt.

— Weil er der Entdeckung zuvorkommen wollte und weil er die Ungunst Ihrer Tochter fürchtet, für die er leidenschaftlich schwärmt.

— Was ist zu thun, Falk?

— Sie treten als Zeuge gegen den Advokaten Petri auf, den ich im Namen Ihres Sohnes denuncirt habe.

— Das soll geschehen! rief Anselm energisch. Eine solche Schurkerei muß an das Licht gezogen werden. Mein Gott, ich habe die Menschen nicht für so bösartig gehalten. Was unternehmen sie nicht, um sich in den Besitz des elenden Mammons zu setzen, ohne zu arbeiten!

Digitized by Google

In diesem Augenblicke trat Auguste mit ihrem Stiefbruder ein. Ehrenberg, der gutmüthige alte Mann, den man seit Jahren so schmählich gemißbraucht, weinte Thränen der Freude und der Rührung an dem Halse seines Stiefsohnes.

— Ich verzeihe dir Alles, rief er aus; nur die Halsstarrigkeit nicht, mit der du dich von mir ferne hieltest. Eine Verständigung würde rascher zum Ziele geführt und mir manche traurige Stunde erspart haben. Doch, es sei aller Groll vergessen; denken wir an die Erhaltung deines Vermögens, das ich in der Fabrik Beaumonts angelegt habe.

— Es wird ihm erhalten bleiben, versicherte Auguste.

— Wer bürgt dafür? fragte Ehrenberg.

— Ich! Karl Beaumont ist bereits nach Lüttich gereist, um die Angelegenheit zu ordnen; er kehrt bald zurück und dann wird er gegen den Advokaten auftreten, der vor einigen Jahren den wackern Falk zu Grunde gerichtet hat und jetzt ein neues Meisterstück auszuführen im Begriffe steht.

Im ferneren Verlaufe der Unterhaltung erfuhr Falk zu seinem großen Erstaunen die Liebe seiner Tochter zu Martens.

Das ist eine Entschädigung für meine Trübsale! rief er aus. Die Gerechtigkeit Gottes zeigt sich, sie wird auch meinen Feind bestrafen!

* * *

Der Prozeß gegen Petri war eingeleitet, der Staatsanwalt hatte sich der Angelegenheit bemächtigt. Als die Gerichtsdiener den Angeklagten verhaften wollten, fanden sie ihn todt in seinem Bette — er hatte Gift genommen. Petri's Verhältnisse waren völlig zerrüttet; die Kosten des großen Lebens, das er mit seiner koketten Gattin geführt, hatten mehr verschlungen als den Ertrag des redlichen Erwerbs. Unter den mancherlei Gerüchten, die sich verbreiteten, hob man vorzüglich das hervor, daß die Wittwe, die nach dem Tode ihres Mannes in ein benachbartes Fürstenthum übersiedelt war, so viel an Kostbarkeiten und Kapitalien mit sich genommen habe, daß sie sorglos leben könne. Bei genauer Durchsuchung der Papiere fand sich manches, das für die Unschuld Falks sprach. Die Gnade des Landesherren setzte den hart geprüften Mann in seinen vorigen Stand wieder ein. Beaumont, der Advokat in Lüttich, hatte sich auf die Kunde von dem Prozesse gegen seinen Freund heimlich entfernt; man sagte, er sei nach Brasilien gegangen. Beaumont, der Fabrikant, konnte nicht angefochten werden, da er jedes Einvernehmen mit seinem Bruder in Abrede stellte und Beweise vom Gegentheil nicht vorlagen. Die eintretenden kriegerischen Ereignisse gaben seiner Fabrik so viel Arbeit, daß er den Aufträgen kaum genügen konnte. Ohne Zögern zahlte er das ihm anvertraute Vermögen des jungen Martens an Ehrenberg zurück. Die Liebe besiegte alle Vorurtheile und schlug alle Bedenken nieder — Auguste reichte ihrem Karl nach einem Jahre die Hand. Fritz betheiligte sich an einem soliden Handlungshause und führte seine Sophie heim, die von Auguste mit dem Brautkleide geschmückt wurde, das sie einst zur Befreiung des Geliebten verkauft hatte. An Falks Unschuld zweifelte Niemand mehr; er war wieder der geachtete Rechtsanwalt und erfreute sich einer ausgedehnten Praxis. Anselm Ehrenberg, der die Prozesse haßte wie die Sünde, war zufrieden mit der Lösung der Wirren; er lebte abwechselnd bei seinem Stiefsohne und bei seiner Tochter. Als später der Präsident ihm versicherte, daß Beaumont, der Vater, wohl nicht so ganz schuldlos sei, antwortete er:

— Soll der Sohn die Sünden seines Vaters büßen? Wäre ich selbst doch fast dahin gebracht, daß ich eine Ungerechtigkeit an meinem Stiefsohne begangen hätte, der ein braver und ehrlicher Mann ist.

Karl Beaumont ist jetzt der alleinige Besitzer der Fabrik; sein Vater starb auf einer Geschäftsreise in Italien.

Würzburger Stadttheater.

Dienstag, 22. Dez. „Fra Diavolo", Oper von Auber. Herr Stolzenberg vom Hoftheater zu Karlsruhe, früher der hiesigen Bühne angehörig und ein besonderer Liebling des Theaterpublikums, hat unter sehr günstigen Auspizien mit der Titelrolle sein Gastspiel dahier eröffnet. Wenngleich seine Stimmmittel im Vergleich mit früher einen gewissen Stillstand bekundeten, so ist die Stellung, welche Hr. Stolzenberg behauptet, immerhin eine sehr achtungswerthe, da man denselben schon zur Zeit seines hiesigen Engagements mit Recht unter die besseren Spieltenore rechnen konnte, er seit jener Zeit, wenn nicht in der Stimme, doch sicherlich im Spiel nicht unerhebliche Fortschritte gemacht zu haben scheint, überdies im Vortrage eine Routine sich erworben hat, welche ihm sehr wesentlich zu Statten kömmt. Er versteht es vortrefflich, seiner Stimme alle jene Hülfen angedeihen zu lassen, welche in der Hand eines tüchtigen Sängers so wesentliche Stützpunkte für den Vortrag sind und nur unter der Voraussetzung gelingen, daß dem Sänger eine ausgezeichnete Schule zu Gebote steht.

Wie jedem Theaterfreunde aus früherer Zeit erinnerlich, besitzt nun Herr Stolzenberg eine trefflich geschulte Stimme, und versteht es, mit besonderem Geschicke das von der Natur verliehene Capital auszunützen, deshalb wird derselbe noch auf lange Zeit die reichen Zinsen seiner glücklichen Naturanlagen genießen können, weil er durch kunstgerechte sorgfältige Benützung seiner Mittel vor übermäßiger Anstrengung und schädlicher Ueberreizung sicher gestellt ist. Da Herrn Stolzenberg nun, wie schon oben angedeutet, ein vorzügliches Spiel zur Seite steht und hiezu als weiterer Faktor sich ein angenehmes bühnengerechtes Aeußere gesellt, so kann es nicht fehlen, daß sein Auftreten ein erfolgreiches sein muß.

Was nun den Fra Diavolo anbelangt, so hatte unser Gast in dieser überwiegenden Spielpartie reiche Gelegenheit, sein dramatisches Talent gut zu verwerthen; mit Ausnahme des ersten Aktes, wo sein Spiel etwas übertriebenes Manierirtes hatte, gelang ihm dieses auch mit vielem Glücke und ließen namentlich seine Leistungen im letzten nichts zu wünschen übrig.

Was seinen Gesang betrifft, so verdient seine Stimme besonders im Uebergang von der Brust- zur Kopfstimme und die Reinheit und Sicherheit der letzteren zwar alles Lob, doch müssen wir die Art seines Vortrags, die geschickte feine Nuancirung, die ökonomische Benützung des Stimmfondes, die gelungenen Coloraturen und Triller noch höher stellen und der Art seines Vortrages größere Anerkennung zollen als der Stimme selbst. Als besonders gelungen bezeichnen wir die Barcarole im ersten, das Ständchen und Terzett im zweiten und die große Arie „Ich habe Freunde unter den Schaaren" im letzten Akt; diese Nummern haben die

Digitized by Google

Ovationen verdient, welche bei seinem Erscheinen Hrn. Stolzenberg gespendet worden sind.

Mit Vergnügen sehen wir dem weiteren Verlaufe seines Gastspiels entgegen und konstatiren nur noch, daß die übrigen Leistungen im Allgemeinen befriedigt haben und namentlich das Orchester die leichte graziöse Musik Aubers ganz trefflich zu behandeln wußte.

Montag, 28. Dezbr. „Tannhäuser", Oper von Wagner. Wenn die Aufführung der Oper bei ihrer heutigen Wiederholung nicht besser als der Vortrag der Ouverture gewesen wäre, so würde man die heutige Vorstellung sehr weit hinter die erste Aufführung zurückstellen müssen; die Ouverture wurde nämlich sehr matt und farblos gespielt, insbesondere die bekannten Begleitungsfiguren der Violinen während des von den Blechinstrumenten getragenen Chores auffallend unklar und verschwommen gehalten, während die letzteren durch mangelhaften Einsatz und ungleichmäßigen Vortrag die imposante Wirkung der Instrumentation bedeutend abschwächten. Im ersten Akte war dieses Schwanken noch fühlbar, verlor sich aber glücklicher Weise in den folgenden bald ganz, so daß die Vorstellung doch noch in der Hauptsache Glück gemacht hat.

Besonders brav haben die HH. Wagner und Otto als Tannhäuser und Wolfram gesungen, sie waren Beide gut bei Stimme und wußten sich durch ihre richtige angemessene Darstellungsweise allgemeine Anerkennung zu erringen; doch sei uns vergönnt, auf Eines aufmerksam zu machen, was von wesentlicher Bedeutung ist; Hr. Wagner hat nämlich den Ausruf: „Nach Rom!" im Finale des 2. Aktes sehr schwach und undeutlich gesungen; das ist aber offenbar falsch, da in diesem Ausrufe der Wendepunkt des ganzen Konfliktes liegt, derselbe sonach mit allem Nachdrucke gesungen und ganz besonders hervorgehoben werden muß.

Frau Förster hat ihrer Rolle viele Aufmerksamkeit geschenkt und durch den seelenvollen Vortrag des Gebets der Elisabeth im letzten Akte ganz besonders gefallen. Frln. Ruhr machte in der Venus kein besonderes Glück; ihre Darstellung war zwar entsprechend; ihre Stimme reicht aber für die anstrengende, stark instrumentirte Gesangspartie dieser Rolle nicht aus.

Schließlich noch die Bemerkung, daß es höchst wünschenswerth erscheint, die erste Scene in der Venusgrotte bei dem Mangel eines Ballets durch einige gefällig arrangirte Gruppen etwas zu beleben, dieselbe bietet, bloß durch Venus und Tannhäuser bewohnt, einen sehr nüchternen Anblick, so daß man es dem Letzteren nicht verdenken kann, wenn er sich beeilt, aus diesem im Gegensatz mit den Verheißungen der Venus aller Wunder baaren Orte zu entkommen.

—δ—

Würzburg, 27. Dez. Gestern den 26. kam das neue große melodramatische Schauspiel „Lore-Ley" in 5 Akten von Hersch, Musik von L'Arronge zum ersten Male zur Aufführung.

Schon seit längerer Zeit wurde von diesem dramatisch-musikalischen Werke gesprochen und dadurch gewissermaßen jedem Freunde der dramatischen Kunst und Musik — wir müssen uns des prosaischen Ausdruckes bedienen — der Mund wässerig gemacht, weshalb auch bei dieser ersten Aufführung das Haus überfüllt war, welche Ehre dem Stücke aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zum zweiten Male widerfahren wird.

Was den Text dieser Novität betrifft, so kam uns derselbe wie ein dramatisches Lexikon vor, indem wir durch diese Aufführung an eine Menge trefflicher Dichtungen erinnert wurden, z. B. die Scene an dem bekränzten Muttergottes-Bilde ruft uns unwillkürlich die klassische Scene aus „Johanna von Orleans" ins Gedächtniß, wo dieselbe bei dem Krönungszuge zu Rheims vom Volke und Allen als Hexe erkannt wird und nur der treue Hirte Remy sie nicht verläßt, welcher Letztere in unserer Lore-Ley als Fischer Werner vorkommt, an die Stumme (Dolchscene 2c.), an Tannhäuser, an die Hugenotten, an das Donau-Weibchen u. A. m. Wir verkennen deshalb manchen schönen Gedanken, welcher durch den Mund der Lore gesprochen wird, nicht; doch erfordert ein solches Stück, wenn es nur einigen Anklang finden soll, eine Ausstattung, welche mit dem besten Willen der Direktion die Kräfte einer Würzburger Bühne überschreitet. Was die Aufführung dieser Novität anbelangt, so müssen wir der vortrefflichen Künstlerin — wir sind mit dieser Benennung nicht freigebig — Frau Ritter volle Anerkennung weihen; denn was in dem dramatischen Theile — die musikalische Beurtheilung überlassen wir einer anderen Feder — nur immer Vorzügliches hervorzuheben war, das hat diese Darstellerin in vollem Maße gethan.

Dem guten Rhenus, der als Nixenfürst auf dem Zettel figurirte, muß eine Welle in den Hals gekommen sein, denn der alte Bursche blieb mitten in seiner Rede stecken. Auch dem kleinen hochbeabsätzten Wirth Kilian versagten aus lauter Respekt vor dem ungetreuen verliebten Pfalzgrafen — nicht Rheingrafen — die Worte. Doch hatten wir das Vergnügen, an dem deutschen Rhein den Neapolitanischen Fischern aus der Stummen von Portici, in Chrisostomus, Werner und Lugerus wieder zu begegnen. Sie haben in ganz kurzer Zeit ohne Eisenbahn die Reise von Neapel an den improvisirten Rhein zu Würzburg gemacht*).

Die neuen Dekorationen, welche auf dem Zettel angekündigt waren, bestunden in einer Krystallgrotte und einem Vorsatz-Stück, welches den Lore-Ley darstellen sollte, die zwar recht wacker gemalt, aber nicht genügend für die Ankündigung waren. — Man hätte dem wirklich braven Dekorationsmaler Herle in diesem Stücke Gelegenheit bieten können, sein schönes Talent in ausgedehnterem, also dem Ganzen anpassenderem Sinne auszuüben.

Unser Publikum hat sich in dieser Vorstellung sehr taktvoll benommen, indem es, was schön war, beklatschte und hervorrief, indessen es das minder schöne kalt an sich vorüber gehen ließ.

Bei einer allenfallsigen zweiten Aufführung wünschten wir, daß die Regie in Scenirung, Kostümirung und Arrangirung recht sorgfältig wäre, indem auch dieses wesentlich bei solchen Stücken zum Gelingen des Ganzen beiträgt, wie z. B. in den Dekorationen der Lore-Ley, dem Kostüm der Fischer und der Arrangirung des Marsches, bei welchem wir hingegen der Kostüme lobend erwähnen müssen. R.

---

*) Erst ganz kürzlich wurde die herrliche Oper Aubers: „Die Stumme" gegeben.

Digitized by Google

Literarische Notiz.

Demnächst erscheint im Verlage von J. P. Friedr. Eugen Richter in Hamburg eine neue, nämlich die vierte Auflage von **Friedr. v. Sallet's Gedichten.** Sallet, ein Dichter von nicht geringer Begabung, zu welcher sich bekanntlich ein ernstes, rastloses Streben gesellte, starb leider viel zu früh für diese schöpferische Thätigkeit. Am bekanntesten unter seinen poetischen Werken ist „das Laienevangelium", welches namentlich eine Zeitlang große Anerkennung gefunden hat und gewiß reich an dichterischen Schönheiten ist. Außer diesem verdienen seine kleineren Gedichte unsere besondere Anerkennung. Diese neue Ausgabe wird daher von den früheren Verehrern dieses Dichters und Denkers gewiß freudig aufgenommen werden, andererseits aber bewirken, demselben neue Freunde zuzuführen. Vermöge seiner trefflichen Ausstattung empfehlen wir dasselbe unseren Lesern als ein elegantes Festgeschenk, wozu es sehr geeignet erscheint.

M i s c e l l e n.

In Regensburg machte Stadtrichter Gürster den am 21. Dezember wegen Blaumontagmachens angeklagten 20 Handwerksgesellen in der Sitzung den Vorschlag, den „blauen Montag" lieber dadurch zu beseitigen, daß jeder Geselle den an solchem Tage erzielten Arbeitserlös ganz oder theilweise für Schleswig-Holstein verwende.

*

Heilbronn, 23. Dez. Erschütternd sind die Nachrichten, die über den Schiffbruch des Hamburger Dampfbootes Wilhelmsburg hier eingelaufen sind. Es sollte 320 Passagiere, darunter etwa 100 Württemberger (viele aus den Oberämtern Neckarsulm und Heilbronn), nach Australien bringen, als es in der stürmischen Nacht vom 3./4. Dez. bei Harlingen aufstieß und sich umlegte. Die Matrosen, etwa 30 an der Zahl, konnten sich retten, weil sie über dem Verdeck waren, von den Passagieren sind nur noch 23 übrig, die meisten ertranken im Schlafe. Ein Schuhmacher aus Ditzingen, der Frau und alle seine Kinder verloren hat, erzählte, in jener stürmischen Nacht habe er als einer der Wenigen, welche nicht seekrank gewesen, die Kranken verpflegt, als der Orkan das Schiff an einen Felsen schleuderte und umlegte. Das Wasser habe den Schiffsraum so plötzlich erfüllt, daß die meisten Passagiere in ihren Hängematten ertranken. Mit Hülfe von Tauen und Geräthschaften habe er sich so gerettet, daß sein Kopf noch über dem Wasser sich befand, aber zwei lange Tage mußte er in seinem Raume unter lauter Leichen zubringen, bis das Schiff geborsten ist und er sich auf das Verdeck hinaufarbeiten und an die holländische Küste schwimmen konnte. Mehrere Leichen habe er erfroren oder sonst verkommen auf den Schiffstrümmern verlassen. Allein kehrte er nach Hause zurück. Ein Neckarsulmer hat Vater und Bruder verloren; auch dieser war im Innern des Schiffes eingeschlossen, bis es ihm gelang, eine Planke durchzuhauen. Aus der Stadt Heilbronn sind drei Passagiere auf dem Schiffe gewesen, welche sämmtlich verunglückt sind.

*

Die literarische Fakultät an der Akademie von Bordeaux hat ein Mädchen, Pauline Perez, Tochter eines Schulinspektors, zum Baccalaureatsgrade zugelassen. Es ist dies der vierte Fall der Zulassung eines Mädchens zum Baccalaureat, welcher in Frankreich seit einem Jahre vorgekommen ist.

*

(Afrika-Reisen.) Der Baron Karl v. d. Decken, bekannt durch seine Explorationen in Ost-Afrika, besonders durch die Besteigung des Schneeberges Kelemandjaro, bereitet sich auf eine zweite Expedition vor. Derselbe hat die Absicht, einen der größern Flüsse, den Juba oder Ozi, hinaufzugehen und dann nach Abyssinien oder Aegypten vorzudringen. Ein auf seine Kosten in Hamburg gebautes Flußdampfschiff, sowie mehrere tüchtige Leute, die er engagirt, machen diese Expedition zu einer der bedeutendsten, die bis jetzt ein Privatmann unternommen. Die englische Regierung hat sich äußerst liberal benommen und dem Herrn v. d. Decken moralischen wie physischen Beistand durch ihre an der Ostküste Afrika's befindlichen Kreuzer versprochen.

*

Thackeray, der Verfasser von „Vanity Fair", „Pendennis", „Henry Esmond" und „The Newcomes", ist in London plötzlich gestorben. Er ward vor ein paar Tagen früh in seinem Bette todt gefunden. Noch vor Kurzem konnte man ihn in seinem Club in der heitersten Laune sehen. Doch stand es um seine Gesundheit schon seit langer Zeit nicht gut. Das Leiden, welchem er erlag, war vermuthlich ein Gehirnleiden, und Thackeray hatte ein sehr großes Gehirn, welches nicht weniger als $58^1/_2$ Unze wog. Er stammte aus einer Familie in Yorkshire und war ein Nachkomme jenes Dr. Thackeray, welcher einst als Direktor der Schule von Harrow dort das in Eton herrschende System einführte. Geboren ward er im Jahre 1811 in Kalkutta, wo sein Vater Beamter der ostindischen Compagnie war. Seine Schulbildung genoß er zu London im Charterhouse und machte dann seine Universitäts-Studien in Cambridge, jedoch ohne daselbst einen akademischen Grad zu erwerben. Von Cambridge begab er sich in der Absicht, sich einer künstlerischen Laufbahn zu widmen, d. h. Maler zu werden, auf das Festland und verweilte längere Zeit in Weimar, Rom und Paris. Seine literarische Laufbahn begann er, als es mit seinem Gelde zu Ende ging, und zwar schrieb er zuerst für Fraser's Magazine unter dem Namen Michael Angelo Titmarsh. Er schrieb viel, sehr viel auf Bestellung, alles Mögliche, gut und schlecht, wie es gerade kam. Den Grund zu einem dauerhaften Rufe legte er im Jahre 1846 durch „Vanity Fair", seine gelesenste und unseres Erachtens auch die beste seiner Erzählungen. Alle großen englischen Blätter widmen ihm einen ehrenvollen Nachruf.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Inter.-Redakteur: N. Bandorf.

Digitized by Google